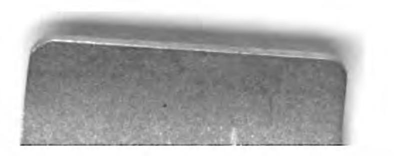
PAGE NOT AVAILABLE



Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Siebter Jahrgang

April 1910 - September 1910

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

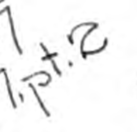
Inhaltsverzeichnis des II. Bandes VII. Jahrgang.*

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

---

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo‘ und ‚Rundschau‘.



III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

VIII. Neues vom Büchermarkt

IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Unsere Musikbeilagen

XI. Offene Briefe

Seite

XII. Kunstbeilagen

XIII. Musikbeilagen

XIV. Besprochene Bücher und Theateraufführungen

Seite

Seite



Albrecht Dürer / Melancholie



Siebter Jahrgang April 1910

Einsamkeit / Von Else Hasse

Einsam! Ein finsterer Geist lebt in dem Worte. Du blickst es an und meinst, einer abgründigen Wahrheit ins Auge zu schauen, die von den meisten Menschen scheu verhüllt und mit Lärm und Äußerlichkeiten zugedeckt wird. Alle menschlichen Veranstaltungen sind wider die Einsamkeit, und doch ist Einsamsein eine Erfahrung, die der geheimen Tragik des Alltags angehört. Wie auf Dürers berühmtem Bilde die Melancholie, mit dem Blick aufs weite, völkervereinende Meer, unter tausend Werken der Kultur, die an der Verdichtung menschlichen Zusammenlebens arbeiten, in sich versunken und verlassen sitzt und sinnt, so auch der Mensch unserer Tage, der mit Hebeln, Schrauben und Gedanken den Raum bezwungen, Schranken überflogen und vieles Weitverstreute sich angenähert hat, dennoch von allen Traurigkeiten die tiefste spürt: Seeleneinsamkeit. So viele Verbindungen er sucht, so viele Einsamkeiten findet er.

Vereinsamung ist, weil sie Schmerzen macht, wider die Natur und Gottes Ordnung. ‚Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!' — war's nicht einst und immerdar der erste Ruf von Gott, der an die menschliche Natur mit dem gesunden Hauch der Freude rührte? Drang nicht die Erkenntnis immer tiefer in sie ein, daß Menschen nur durch menschliche Gemeinschaft zu Menschen werden können? Gegner der gesellschaftlichen Bindung und des dauernden persönlichen Zusammenschlusses, Zweifler, die ein Zueinanderdringen der Seelen als Traum und Einbildung verspotten und der äußersten Vereinzelung des Menschen, der geistig-sittlich-religiösen Anarchie das Wort reden, haben nicht beachtet, daß der soziale Körper schon heute daran kränkelt und je mehr zerfallen muß, je völliger sich der Gemeingeist im Individualgeist verflüchtigt, je mehr persönliche Beziehungen sich in sachliche, selbstische und feindliche wandeln.

Durch Pein und Leiden eben kündigt eine Krankheit sich und ihre Herdstatt an. Auch wo es sich um Seelenleiden handelt, ist alles Weh ein Wissen und ein Warnen; auch da hebt sich aus überwallenden Schmerzgefühlen endlich die

Stelle heraus, auf der die Krankheit Boden fand. Das allgemeinste ist das bedenklichste Leiden und will tief bedacht sein; darum sollten wir die Qualen der Vereinsamung nicht übertäuben, sondern ihr Woher und ihr Wohin erkunden, um am Ende zu erfahren, was Einsamkeit dem Menschen leisten kann für eine höhere Gemeinsamkeit. Der überwindet jedes Leid, der es an sein Herz zieht, es befragend und mit ihm ringend, wie Jakob mit dem Engel bis zur Morgenröte rang: ‚Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!'

Wie Einsamkeitsgefühle und wo sie ihren Anfang nehmen, wie sie zuvor als böse Lust und nicht als Leid erscheinen, hat Meister Klinger uns in einem Sinnbild aus dem Garten Eden schauen lassen. Eva, dem Traum der ersten Lebensstunden, dem paradiesischen Gefühl der Einheit mit der ganzen stillseligen Schöpfung schon leise entrückt, begegnet der Schlange am Gestade eines Sees, der weit hinaus gleißt und glitzert. Die Schlange hängt am jungen, fruchttragenden Apfelbaum und lügt und hält dem Weibe überredend einen Spiegel vor: Erkenne dich selbst. Eva, Haupt und Körper leicht zurückgebogen, auf kleinen Füßen sich wiegend und drehend, in einer Hand den Apfel und mit der andern ihr Lockenhaar zierlich auf der Brust zusammenfaltend, schaut wohlgefällig auf ihr schönes Abbild, bestaunt es im Spiegel, betet es an. Alle kindliche Unbewußtheit ist von ihrem Angesicht verschwunden, das Ichbewußtsein regt sich, sie schwelgt im Selbstgenuß: Ich bin nicht eins mit allem, bin ein anderes, bin die Krone der Schöpfung, ich bin Ich!

Im Augenblick, da er sein Ich verspürt, verliert der Mensch sein Paradies. Das Ich ist nicht da, um gefühlt zu werden; wo immer es empfunden wird, da ist der Mensch von seinen Mitgeschöpfen abgetrennt und einsam auch in sich selber und der eigenen Seele fern. Aus dem Ichbewußtsein gehen vereinzelte und äußerliche Regungen hervor, die den Zugang zur Seelentiefe sperren und das Ich brüchig, rauh und reizbar, hart und abstoßend wie alle Oberfläche werden lassen. Was das Ich empfindet, ist unvereinbar mit allem Innerlichen oder mit Empfindungen anderer Menschen — empfänden sie auch ganz das gleiche. Millionen Gleicher treiben sich in der großen Herde um — jeder ein Mitläufer, keiner ein Trautgeselle, denn das Herdenleben ist kein verbundenes Leben, und Masse ist nicht Gemeinschaft. Eitle, die sich beliebäugeln, Eigensinnige, die sich trotzig in sich selbst verbeißen, Empfindliche, die sich bemitleiden: sie leben einsam nur in sich und können nicht im andern sein — das ist ihr Schicksal und ihre Nemesis. Im Ich lauert die Verneinung der andern, und jeder Anwandlung des Ich folgt ein Zerfallen mit der Welt. Entfremdend wirken Scheu, Furcht, Mißtrauen; Kränkungen werden ärger durch das Ich und enden in Zerwürfnissen; Launen sind Zwietrachtstifter, und das Ich, das in jedem Streite, um sich reinzuwaschen, andre anschwärzt, zerschneidet mit seinen Lügen alle menschlichen Bande. Ein Entbehren, vom Ich empfunden, schlägt in Mißgunst gegen andre um; der Arme wird ärmer durch sein Ich, ein Außenstehender, der seine Fäuste gegen alle schüttelt, die er am goldnen Tisch des Glückes schwelgend wähnt; Kranke, Entehrte, Gefangene versinken wie in eine Totengruft, wenn das Ich in wilde Klagen und Verwünschungen ausbricht. Je deutlicher das Ich, seine Pein und sein Begehren spürbar wird, desto völliger die Selbstabsonderung. Was haben die Selbstsüchtigen, die alles an sich reißen wollen, mit dem Ganzen zu schaffen? Sie sind allein und fern von aller Bruderliebe. Durch Eifersucht, Hinterlist, Habgier werden sie in finstrer Ab-

geschiedenheit erhalten. Wohl stürzen ihre Leidenschaften sich in immer neue Weltumarmungen hinein — denn immer scheint's der Leidenschaft, als habe sie das Leben noch nicht gelebt — was sie aber fassen, vernichten sie und um sie her ist Leere. Der Geist des Übeltäters verödet, der Sünder haßt den Genossen seines Falles, und nirgends ist der Mensch einsamer als in Zank- und Lasterhöhlen.

Einsam alle, die in Eigendünkel das Fürsichsein wollen: die Leidensstolzen, die ihren Gram wie einen Königsmantel um sich schlagen und sich von Menschen mit dem Worte scheiden: Ihr littet alle nicht wie ich! Ehrgeizige, die den Nebenmann mit schnöder Rede und Machenschaft beiseitestoßen. Die, voll heimlichen Eigenlobes, sich unverstanden wähnen und, vor Enttäuschung bange, die Menschen fliehen. Selbstbewußte Sonderlinge, die, in idealistischer Ungeduld mit Geringeren, keine Fühlung haben mit der Mittelmäßigkeit und verachten, wo sie sich erbarmen sollten. Und dann die andern, welche auf eisernen Füßen der Selbstbehauptung stehen, und deren Tritte ein Zertreten sind. Oder jene, die den Willen zur Macht entfesseln, der auf die Masse überläuft und sie vollends zu Einzelexistenzen zersprengt. Das machtgeschwellte Ich befehdet alle fremden Kräfte und Gewalten, und der Selbstvergötterer duldet nicht Gott noch Menschen neben sich. Menschenverächter, Gottesfeinde verlieren sich im Abgrund des Dämonischen und fahren nieder in eisige Klüfte der Einsamkeit.

Und auch den Liebenden noch wird das Ich vereinzeln. Das Ichgefühl überreizt das Geschlechtsbewußtsein, und dann gibt's ein scheues Auseinanderfliehen, ein heißes und vergebliches Zueinanderdrängen. Daß der Heißerglühende bei sich selber bleibt, spürt er an der Sehnsucht, die nicht stille werden will wie der schluchzende Gesang der Nachtigall in dunkelblauer Sommernacht. Das Glück der nächsten Nähe wird ihm nicht Genüge tun, denn sinnliche Nähe ist noch immer Ferne. Der Genießende fühlt nur sich und ist dem andern nicht Gefährte. Seine Liebe ist Wallung in lebendiger Gegenwart, nicht dauerndes Verbundensein. Zärtliche Gefühle sind keine ewigen Gefühle —: ‚So verwehen Scherz und Kuß und die Treue so!' Heute auf einer Insel jungen Entzückens, morgen auf neuen Irrfahrten: So will's die sinnliche Selbstsucht; sie scheidet, ob sie losläßt oder festhält. Das Ich macht bald aus Engverbundenen Schlimmgepaarte — es erhält das Herz in begehrlicher Unruhe, es verblendet und wird tausend Versäumnisse, Rücksichtslosigkeiten, beschämende Erinnerungen, bittern Harm und Hader zwischen Seele und Seele stellen. Einer wird dem andern das Gefühl verteuern, bis es unerschwinglich wird — und dann ‚siehe! eure Wohnung wird euch wüste gelassen werden'! (Matth. 23, 38.) Ein Morgen graut, da der eine oder andre als Fremdling vor einem einsam verschlossenen Herzen oder einem festgeschlossenen Kreise steht und sich ausgeschlossen findet. Die in Selbstsinn nach persönlicher Berührung verlangen, verlieren mit des andern Nähe alles. Sie verwinden nicht verschmähter Liebe Pein und verschmerzen nicht den Tod der Vielgeliebten. Das Ich sucht immer nach dem einen und wandert ihm verzweifelt nach.

‚Ach, ich möchte fort und fort
Eilen und weiß keinen Ort,
Weiß mein Herz an nichts zu binden,
Weiß kein Gutes mehr zu finden,
Alles, alles floh mit Dir:
Ich allein verarmt' in mir!'

So sang und klagte Charlotte von Stein, da sie den Freund verlor. Das ist

die dunkelste Seite der Einsamkeit: Verlassenheit. In menschenleerer Öde, ohne äußern Anschluß und Verein kann das Ich nicht leben und nicht lieben — es büßt seine Gebeseligkeit ein. Und wer nicht gibt, verarmt.

Verarmen und freundlos stehen wird auch der Gebeselige, wenn ihn das Ich zum Wohltun drängt. Wer aus Lohnsucht dient, findet Gottes und der Menschen Hände leer. Der Ausspender von persönlichsten Werten will gewürdigt sein und wird Zurückweisungen statt Anerkennung empfangen. Sein selbstgefälliger Gedanke: Ich bin und habe mehr als andere! wenn auch noch so dicht in Großmut und Geistesgaben eingehüllt, wird wahrgenommen und verscheucht den Nehmenden. So wird alles Gute, was verbindend wirken müßte, durch das Ichbewußtsein herabgemindert: Gunst und Güte nutzen sich ab; jede Wahrheit trübt sich im Ich und verdunkelt sich zur bloßen Meinung, und zwischen Meinungen des Ich und eines andern gibt es keine Übereinstimmung.

Und endlich all die Reichen, die durch das Ich der andern, nicht durch ihr eigenes, vereinsamt werden! Da sind, die ihre Liebe zurückhalten müssen, weil sie in allzu begehrliche Hände fällt, oder jene, die niemand haben, der ihre besten Gaben nimmt. Alles drängt sich an den Menschenfreund und verläßt ihn wieder: Reichbeschenkte wenden sich verstummend ab und ziehen gleichgültig ihre Straße weiter, sie entfernen sich von ihm in ihren Irrungen oder in fremden Beseligungen oder in Undank und böslicher Verkennung, als solche, die den alten Idealen abtrünnig wurden. Eines Tages findet er sich wie auf kahler Klippe wieder, und die ihn vertrauend umgaben, sind verschwunden und — ihn schwindelt. Es ist, als baute er seine Brücken in die blaue Luft hinein und fände keine Ufer mehr.

Und die Reifsten und die Weisesten, die kühnen Denker, starken Überwinder und Liebenden: Sie allein zu lassen ist die Rache der Vielen, wenn sie nicht wollen, daß einer eine Überzeugung durchführt, die über ihre Kraft ist. Sie ducken sich unter den Haß oder unter eine starre Ehrfurcht und verweilen ferne, um nicht begreifen, nicht mithandeln zu müssen. Den hellsehenden Geist bannen sie mit dem Fluche der Lächerlichkeit, lassen den Prediger in der Wüste und haben Kerker und Marterpfähle für den Heiligen. Allzeit versuchten jene Vielzuvielen — Ichmenschen, die sie sind, innerlich erstarrte — die große Seele in Todesschlummer zu lügen und lebendig zu begraben und deckende Steine vor des Grabes Tür zu wälzen. Unverstanden bleibt die Liebe, die nichts minderes als das höchste will, einsam er, der Menschen aus selbstischen Einsamkeiten zu göttlicher Gemeinsamkeit erheben möchte. Nicht eine Stunde mögen sie mit ihm wachen und vernehmen, was die in Gott verweilende Seele redet. Die Vielen hören nur das Stammeln der eignen Zungen, und die Selbstgerechten und die Edeln, die Wissenden und Weisen fügen Sinn und Sprache selten ineinander. Sind auch Worte nur ‚Scheinbrücken zwischen Ewig-Geschiedenen'?

Wer Vereinsamung bedenkt, fühlt und nachfühlt, der fragt und forscht beängstigt wie ein Schwerkranker. Und es ist wahrlich eine Lebensfrage für den einzelnen wie für die menschliche Gesellschaft: Ob Vereinzelung aufgehoben werden kann? Lebendigkeit erhält und erhöht sich im Austausch, Sein ist immerwährendes Verbundenwerden; der Gehalt des Lebens besteht nicht in Ereignissen, sondern in Beziehungen; Lebenskraft, Lebensfreude, Lebensweisheit quillt nur aus Gemeinschaft hervor. Gewissen Banden und Verbindungen entfallen, einander verkennen und verlieren: ist es nicht, als ob es allem Leben und Lebenssinn widerspräche? Das unverbundene Leben ist ein Sterben und

Verderben. Wer sich bindet und gebunden fühlt, mag ein Zuendegehen nicht begreifen. Gemeinschaftsglück will über Zeit und Tod triumphieren. ‚Alle Lust will Ewigkeit!' so Zarathustra, und Faust: ‚Ihr Ende würde Verzweiflung sein. Nein, kein Ende! Kein Ende!'

Kann aber je zuendegehen, wovon das Leben lebt — Gemeinschaft aller mit allen? Und ist's denn eine Wahrheit, das Alleinsein? Ist es nicht vielmehr ein Wahn? Eine Folge sinnlicher Verblendung — wenn doch ein abgesondertes Sein den innersten Tatsachen des Lebens widerspricht!?

Sein Ich vereinsamt den Menschen. Gefühl des Ich kommt aus den Sinnen. Die Klage: Wie bin ich so allein! erheben am ersten sinnliche Naturen, von Einsamkeit redet der höhere Mensch —: jene spüren nur die leibliche Vereinzelung, er fühlt den Mangel an Verständnis, doch ist auch sein Empfinden noch sinnenhaft. Den Sinnen liegt die Arbeit des Zerlegens ob: Wie sie das Eine in das Viele, das reine Licht in bunte Farben und Harmonien in Töne auseinanderfalten, so spalten sie allüberall Natur in Einzeldinge, rücken alles in Raum und Zeit auseinander und bezeugen als wirklich nur die Körperwelt, wo jeder vom anderen geschieden und verschieden ist. So stark die Sinnlichkeit, so deutlich ist auch das Gefühl des körperlichen Einzeldaseins, so tief und schreckend wird die Fremdheit von Mensch und Mensch empfunden, und so unmöglich scheint es, daß Dinge ineinander auf- und übergehen könnten. Dennoch will der niedere und kindliche Sinnenmensch Gemeinschaft mit allem Dinglichen, das ihn reizt, und auch der Mitmensch ist ihm eine Sache; und der höhere Sinnenmensch will mit seinesgleichen verbunden werden. Sinnlichkeit ist das gesteigerte Sehnen, Verlangen, Begehren, die Vereinigung des abgeschiedenen Ich mit den Dingen, mit Persönlichkeiten in Raum und Zeit zu erreichen. Das Verlangen nach Einigung aber ist den Sinnen nicht eigentümlich, es fließt aus der Seelentiefe in die Sinne hinein. Wie die Sinne nur von Trennung wissen, so weiß die Seele nur von Zusammenhang; doch können sich die Sinne eben dessen, was der Seele wahr und wirklich ist, niemals vergewissern. Es gibt im Sinnenleben nur Scheingemeinschaft, nur Einheit im Zweigefühl. Wahre Einigung ist nur jenseits der Sinnlichkeit zu finden. Wäre das Verlangen nach Gemeinschaft auf sinnlichem Wege zu stillen, so würde sich der Mensch ‚in solchem Grade versinnlichen, daß von Erhebung über die Erde niemals mehr die Rede sein könnte'. (Hl. Katharina von Genua.) Nun aber geht das Verlangen über die beschränkten Möglichkeiten des Sinnenlebens, über Raum und Zeit hinaus; um ihm genugzutun, um der selbstischen Vereinzelung zu entgehen, müssen sinnliche Auffassungen zurückgelassen und dem Ich und allem, was es fühlt, ersinnt, begehrt, muß Abbruch getan werden.

‚Des Harfners Lied belehrte mich —
Er sang dies wunderbare Wort:
Der Mensch ersteigt den höhern Ort
Auf Stufen seines toten Ich.'

(Tennyson.)

Erhabenen Ortes, über allen Einsamkeiten, wohnt die Liebe; ihr heiliges Bild erscheint in hoher Ferne dem, dessen Seele ein höheres Gemeinschaftsleben ahnt, und wer das Auge zu ihr erhebt, der wird von todesmutigem Entzücken erfaßt. Sein Sinnenich muß leiden und sterben, will er hinauf zu ihr. Erst das Leiden, dann die Liebe. Wer leidet, fühlt sich selber noch, und dazu sind die Leiden gut: Das Ich ganz deutlich fühlbar zu machen und, indem wir es mit Qual

empfinden, den Wunsch zu wecken, daß es in Vergessenheit schwinden möge. Liebe ist ein Sichvergessen und also erhabener als das Leiden, und dem Leben der Liebe müssen Schmerzen der unbefriedigten Sinne, muß die Abgeschiedenheit des Ich und das Abscheiden selbstischer Regungen vorangehen. Man muß — ein Darbender — vom Sehnen und Verlangen abgelassen und fern von sinnlichen Erfüllungen sein, um zur Liebe reif zu werden und zu den höchsten Formen der Gemeinschaft. Man muß einmal ganz einsam werden, um es nie mehr zu sein.

'Wer glücklich werden will, erst sei er einsam!' (Hamerling.)

Sind nicht diejenigen die Glücklicheren, die sich der irdischen Freuden entschlagen müssen und gehindert werden, ihr Genügen in sinnlichen Verbindungen zu finden, die nur Stückwerk sind? Werden sie nicht früher vom Ich zum andern übergehen als die Sinnumfangenen, die fort und fort in blinden Eigennutz und Scheingemeinschaft hineingezogen werden? Wenn jede sinnliche Erwartung der Anlaß zu einer abkühlenden Enttäuschung, jedes selbstische Verlangen eine Schranke ist, so wird, der da begehrt und nimmt, dem Ich näher und dem Mitmenschen ferner sein als der Entsagende. Wer seine Wünsche opfern muß, von dessen Ich löst sich Stück für Stück leidend und sterbend ab und er schreitet darüber hinweg wie über tote Stufen — zum Nächsten schreitet er hinüber. Alle menschliche Gemeinschaft erwächst auf einer Opferstätte. 'Wer seine Sehnsucht wegwirft, dem ergibt sie sich —':* Die Sehnsucht raunt und redet immerzu: Was dir im Geiste nahe ist, ist dir im Raume ferne! Tust du die Sehnsucht von dir, so bleibt als Rest nur das, was dir im Geiste nahe ist. Und dieser Rest ist ein und alles, was du vom Menschen haben kannst. *Die seelische Beziehung ist die einzig mögliche und wirkliche.* Der Mensch ist ganz und gar in seine Seele eingeschlossen und in der Seele nur ist Raum für andere. Auch was die Sinne vom äußern Menschen haben und verspüren, sind Bilder deiner Seele, Empfindungen, Begriffe. Doch ist, was du mit Augen sehen und fühlend fassen kannst, was die Sinne abspiegeln und dir vorspiegeln, nicht der Mensch. Das Äußere gibt wenig und nimmt dir eher. Du lebst, daß dein Verborgenes offenbar und werktätig werde, und lebst mit andern nur zusammen, wenn ihr Verborgenes sich offenbart und sich hineinwirkt in deine Seele. Kann es dir irgend näher sein als dort? Verirrte und Verlorene, die ein treuloser Sinn, ein fremder Glaube, eine strenge Arbeit, der bittre Tod dir entrissen hat — hättest du sie noch und hegtest ihr Innerstes und Bestes nicht in dir, so wär's, als hättest du sie nicht. Wer auf das Unsichtbare angewiesen ist, hat mehr vom andern. Ein Mensch wird einem oft tiefer zu eigen, wenn man ihn nur noch geistig haben und halten kann. Selig sind die Armen, ja sie sind genötigt, in ihrer Seele zu suchen und anzusammeln, was ihrem Sinnenich ferne blieb.

So geht es denn auf Stufenwegen der Entselbstung in die Höhe bis zu hochherrlicher Einigkeit, und 'das Ärmste führt zu dem reichsten Ziel'!** Der Heilige von Assisi erreichte es, da er, weltentrückt in seiner Klause auf dem Berg Alverno, die ganze Welt in seinem Herzen fand und Geschwisterseelen auch in Sonne, Mond und Winden, in Wasser, Feuer und der mütterlichen Schwester Erde. Er hatte nichts und niemand und hatte alles. Weil nicht an Wünsche und also an den Kummer nicht gebunden und unverdüstert im Gemüte, weil nichts begehrend, darum nichts entbehrend, neigte er sich hellen, heitern, auf-

* Sudermann: 'Die drei Reiherfedern.'

** Shakespeare: 'Der Sturm.'

geschlossenen Geistes der Welt. Alles konnte einziehen in das Herz des eingezogen Lebenden, in die Weiten seiner unbeschränkten Seele, weil er, was Schranken baut: sein Ich und allen Wahn der Sinne, dem Bruder Tod gelassen hatte, dem Erretter aus irdischer Begrenzung und aus der Welt des Scheins. Tiefwurzelnd im Geistig-Wirklichen, versenkt er sich in Geist und Innenwirklichkeit aller Wesen und Dinge und aus der niederen, engen Welt sinnlicher, zerspaltender Empfindungen und Begriffe erhebt er sich zu allvereinenden Gefühlen, allumfassenden Gedanken: zur Liebe und zu Gott.

Wer zu Gott will, muß zuvor zum Geiste und zur Liebe kommen, das ist das Evangelium Christi. Geist ist die einigende Macht, und Liebe wohnt dem Geiste, nicht den Sinnen inne; die Sinne trennen ja und das Ich, wiewohl begehrlich, schließt alles aus, die Liebe alles ein — daher die selbstlose, in Armut selige und vergeistigte Liebe erst ganz sie selber ist. Diese Liebe — der Friedensgewinn aus heißen Kämpfen! — ist ein Empfinden, das alles Kleinliche, zuerst das Ich, verschmäht und zum großen Ganzen strebt. Über die Einsamkeit, die Zweiheit, die Vielheit leitet sie hinaus und empor zur Einheit und heilt auch unser eigenes anbrüchiges Wesen. Ein Vernichter ist sie über allem, was ein Sonderleben führen will: Absichten, Irrtümern, Leidenschaften, die mit dem Ich verquickt sind und ihm nach außen die Welt verbauen und die Innenwelt in Einzelregungen zerstücken. Der Liebende wird nicht von unterschiedlichen, zerfahrenen Regungen getrieben; das Zersplitternde: fremde und entfremdende Leidenschaften, bleibt nicht an ihm haften, denn Liebe wandelt in der Innenwelt alles in sich selber: Gefühle und Gedanken, und ruhet nicht, bis sie jede Kraft mit ihrer Kraft durchdrungen hat. So schmilzt uns Liebe innerlich in eins zusammen: ein ungeteiltes Leben spricht sich in der Liebe aus; zerstreute und mittelmäßige Tugenden verbindet und vollendet sie: sie steigert Gutherzigkeit zur Milde, Wohlwollen zur Güte, Gefälligkeit zur Opferfreudigkeit, Bescheidenheit zur Demut, Anstand zur Keuschheit und Reinheit, und also schafft sie weltgeneigte zu welterfassenden, allverbindenden Kräften um, denn aus der Reinheit kommt die heilige Eintracht, von der Demut das Verständnis der Menschen, von der Opferfreudigkeit die Treue bis zum Tode, von der Güte das tiefe Erbarmen, von der Milde die Friedfertigkeit. So lebt und handelt der Liebende aus dem Ganzen seiner Seele heraus und lebt sich in das Ganze hinein — allmählich hinein in der Wesen Fülle und in das Wesenhafte des Weltwesens. Gott geht der Seele durch Liebe auf, durch Liebe in sie ein. Gott und Liebe: das ist die höchste und geheimnisvollste Gleichung. Muß denn nicht — weil Liebe aus dem Ganzen und in das Ganze strömt und überall ein Ganzes schafft — Gott die Liebe sein, da er das Ganze ist? Die dichtende Sinnlichkeit der Heiden sah vor Zeiten nur den kleinen Liebesgott, den pfeileschleudernden Verwunder, der den Menschen das Gefühl des Nichtzusammenseins verschärfte und ihr Verlangen stachelte; dem Geist des Christentums offenbarte sich der große Gott der Liebe, der Heiler und heilige Welteneiniger, zu dessen Höhe der selbstlos Liebende sich aus der Tiefe der Gefühle erheben wird.

Denn wer in Liebeskraft entsagt, ist nah dem Ziel!'

(Bhagavad Gita.)

Gefühle, die den genießenden Sinnen angehören, offenbaren nichts. Wer sich der geistigen Liebe nähert, kommt der Wahrheit nahe. Ganz hineingezogen in seine Seele, spürt er nur mehr den inneren Zusammenhang mit denen,

die er liebt: Raum und Zeit schwinden hin, die weiteste Trennung hindert nicht die innigste Vereinigung, und die Verschiedensten bindet ein Verwandtschaftsgefühl, welches einem verborgenen Leben zu entstammen scheint und den Glauben eingibt, daß — wie im All sich das Verwandte immer wiederfindet und dem großen Gesetz der Anziehung gehorcht — dieselben Seelenharmonien wiederkehren und der Einklang stets vollkommener werden muß. Die sich von Ewigkeit zu kennen meinen, zweifeln nicht, daß ihren Seelen unsterbliche Gemeinschaft vorbehalten bleibt. Die Endlichkeit des Irdischen bedeutet wenig mehr. Wen das Ewige begeistert, der kann des Zeitlichen entraten. Er gleitet durch Gefühle hindurch wie ein Träumender, nach reinsten Formen seiner Liebe suchend, weil nur das Reine dauert, und nach dem höchsten Einssein trachtend. So erreicht der Liebende den Gedanken, der alles, was da ist, ewig in eins zusammenfaßt: Gott. Der Gottgedanke sammelt das Viele in das Eine zurück, nachdem die Sinne das Eine in das Viele auseinanderfalteten. Die vormals durch die Sinne mit den Dingen, durch selbstische Gefühle mit Menschen verbunden werden wollten und unverbunden blieben, erlangen auf der dritten und höchsten Beziehungsstufe, ganz an die Idee der Gottheit hingegeben, vollkommenes Verbundensein.

'Kann wohl ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz, wie er möchte, sein?
In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen: Nein!
So kann ich niemands heißen auf der Erde
Und niemand wäre mein? —
Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:
Sollt' ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, mein und dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?'

(Mörike.)

Denke Gott, und wahr wird werden, was deine Liebe wollte: Du hast in ihm den andern und alle und auch dich. Liebe erschloß dir deine und des Nächsten Seele, einte deine Kräfte und sandte sie hinaus, zu ergreifen und zu binden; Gott, der Vollender aller Werke und Offenbarungen der Liebe, erschließt dir deiner, aller Seelen ganze Tiefe. In Gott nur, nicht im Ichbewußtsein sich spiegelnd, erkennt der Mensch sein wahres Selbst, und 'Das Maß des Beisichselbstseins ist gleich dem Maße des Imandernseins'. Was sich in deinem Selbst unsterblich regt, daran haben andere, alle teil, weil alle gleicherweise an Gott teilhaben. Und das ist eine andere Kraft des Erfassens und Sichbemächtigens, die aus dem Gesamtwesen dringt und eindringt in das Ganze der Bruderseele und die ganze Seelenwelt umringt! Wie dehnt dein Lebenskreis sich in die Weite! Wie viel Urverwandtes nimmt er auf! Du schaust das Göttliche im andern, wenn auch er sich noch nicht zu ihm hinbesonnen hat, und der verborgene Mensch des Herzens mit seinem immergleichen sanften und stillen Geist spricht dich an, wenn auch jener nichts von ihm vernommen. Den Lichtgesang der Tiefe hörst du. Das Oberflächliche — du weißt es nun: selbstische Regungen sind fremde Zutaten des Menschenwesens, sind Verfinsterung und Mißklang. Was sich dem Sinnenauge und Ohr verheimlicht, ist das Wahre. Ergründe es, denk' es, liebe Seele! Je reiner die Gedanken, desto dünner werden die trennenden Schranken, desto geringer die Unterschiede zwischen Mensch und Mensch, und endlich liegt nur noch ein leichter Schleier über unseren

Augen, den die heilige Liebe zerreißt, die Liebe, die ein Erinnern an das ewige Einssein aller Seelen in Gott ist.

Ein Sinnbild ihres Immerseins und Miteinanderseins schuf Michelangelo den Menschenseelen, als er im Geiste sich zu Gott erhob: An die Wölbung der dunkeln Kapelle malte er und wies den staunenden Geschlechtern Gottvater, und wie durch ihn der sinnerwachte Adam und die in Gott Erwachenden, der Ichbewußte und die selig Unbewußten, der Einzelmensch und die in ewiger Liebe Lebenden verbunden sind und wie der weitgeschwungene Mantel Gottes engelreine Gestalten birgt, unentweihte Gottgedanken, Geschwisterzüge auf den Angesichtern tragend. Wie im Geiste die Gedanken raumlos, zeitlos ineinanderweben, so die Menschenseelen in Gott: So waren wir, so werden wir sein, so sind wir im Grunde eines Wesens.

Ist es die Ahnung solcher Einheit, die uns jede irdische Gemeinsamkeit wie ein gebrochenes Versprechen empfinden läßt? Ist sie es, die den Liebenden — sinnend, um sich ihrer zu entsinnen — immer wieder in das Schweigen der Einsamkeit hineinzieht?

,O könnt' ich nur einmal
Recht einsam sein,
Dann wär' ich nicht allein!'

singt Goethes Harfner. Liebe, die einsam wohnen muß, macht der Einsamkeit ein Ende. So allen irdischen Banden entfallen, daß man Gott anheimfällt; aller Seelen in ihm wiederfinden, rein wie er sie dachte; an ihrem gottgedachten Bild Haß und Ungeduld und Sehnsucht stillen, — denn wenn auch Menschen sich nach Menschen sehnen, so doch das Gotteskind nach denen nicht, die ihm im Geiste allgegenwärtig sind; am Bild der Gotteskindschaft die Liebe immer wieder stärken zu wandelloser, allumfassender Kraft und dann mit dieser Liebe hinab zur Erde, hinein ins Vollgewühl der Welt: das ist der Weg aus Einsamkeiten zur Gemeinsamkeit. O gesegnete Einsamkeit! O Segen des Einsamen!

Alle Großen kamen wandernd aus Wüsten her und erklommen die Berge Gottes und schauten auf ein lichtes, einiges Bild der Welt herab; dann stiegen sie zum Volk hinunter: ab und auf zwischen Welt und Weltverlassenheit und Einsamkeit. Ob im feurigen Ofen der ungerechten Anklage oder in der Löwengrube, nahe dem gierigen Rachen der Gehässigkeit, oder in Kreuzesschmach — immer entgingen sie in heiliger Einsamkeit dem schmerzlichen Alleinsein, und Segen träufte auf den Fluchenden herab, und Fürbitten zogen wie ein warmer Hauch dem Peiniger nach. Christus, um den Menschen das Wunderwort der Vereinigung zu sagen: ,Ihr in mir und ich in euch!' mußte in Abgeschiedenheit und Stille Menschenseelen mit Gottesaugen beschauen. Als ein Entrückter bestätigte er den heiligsten Bund mit dem Vater: ,Ich und der Vater sind eins!'; mitten in den furchtbaren Einöden der Welt entrang sich seinen Lippen der Schrei: ,Mein Gott, warum hast du mich verlassen?' und wiederum, in tiefster Einsamkeit, eint er sich dem Vater ganz: ,In deine Hände befehle ich meinen Geist!'

Wie die Seele im Wechselleben von Alleinsein und Verbundenwerden zu immer höheren Formen des Zusammenlebens aufwärts dringt, schildert auch Dante in der ,Göttlichen Komödie', und seine Träume und Gesichte sagen wahr, wenn sie künden, wie er, der Dichter, den *irdischen Einsamkeiten*, den sinnlich-selbstischen und ungesegneten, nur entrinnen konnte, weil Beatrice in *himmlischer Einsamkeit*, allein mit Gott, für ihn wirkte. Ihr

selbstloser Liebeswille bereitet beiden den Weg zu wahrer Gemeinschaft. Nicht für sich will Beatrice den Geliebten, zu Gott will sie ihn führen. Unter deckenden Schatten erkennt sie die gottebenbildlichen Züge seines Wesens und weiß, daß sie leuchtend hervortreten werden, sobald er aus finsteren Örtern des Irrtums sich herausgewunden haben wird. Doch nicht sie selber, nicht kann der Mensch den Menschen der Einsamkeit entreißen, und darum, solang er noch in Selbstsucht und Sinnlichkeit befangen bleibt, erscheint sie ihm nicht und gesellt sich ihm nicht. Träte sie zu früh hervor, so würde er in eigennützigen Befriedigungen schwelgen wollen und nach höherer Liebe kein Verlangen tragen, er würde ihre Schönheit nur und nicht die Wahrheit sehen, die ihr innewohnt und die ihn aus der Irrtumshöhle herauszuleiten einzig imstande ist. So handelt Beatrice, wie der Führende handeln muß: In Wolken hüllt sie sich; aus himmlischer Ferne leise lenkend regt sie den Freund zu strebender Bewegung an und weist ihn in des Geistes Tiefen hinein; ihre Liebe hält sich einsam und spricht nur die Sprache der stummen Fürsorge und trifft mit der Liebe des Geliebten erst zusammen, als seine Sinnlichkeit durch Erkenntnis, Entbehrungen und Leiden hinfällig geworden und sein Ich auf dem Stufenweg der Opfer erstorben ist. Als der Vergeistigte bis zu der Schwelle sich erhoben, da ihm — jenseits des Ich — das wahre und göttliche Wesen aufgeht, da sieht er die Gottselige, da entschleiert sich ihm ihre Seele, und in übersinnlicher Gemeinschaft finden beide sich zusammen. Vollkommener wird ihr Einssein im Geiste durch Verfolgung und Erfüllung einer gemeinsamen Aufgabe. Ihre Seelen umschlingen sich und schwingen sich empor, um schauend tiefer in die Gottheit einzudringen, und kennen keine andre Seligkeit, als den Abglanz des Göttlichen im Spiegel der andern Seele zu betrachten. Wenn einmal die Betrachtung niedersinkt zum Menschlichpersönlichen, Nebensächlichen und Kleinlichen, läßt Beatrice den Gefährten allsogleich ein Alleinsein fühlen und zieht sich lächelnd in himmlische Einsamkeit zurück, um der höheren Gemeinsamkeit willen. Die Liebliche verbirgt ihr Angesicht in lauterem Gotteslicht, sie hehlt ihr Menschliches hinter der erleuchtenden Überzeugung und wehrt anbetende Blicke von sich ab:

> ‚Liegt denn,‘ vernahm ich drauf, noch ganz geblendet,
> ‚In meinen Augen nur dein Paradies?‘

Was ihn und sie zu paradiesischer Einheit verbinden kann, ist nicht dies und jenes an ihrem persönlichen Wesen — nur in Gott ist sie ihm ewig gesichert. Und so ist's ein seliger und tragischer Augenblick für Dante, als Beatrice, die ihn Seit' an Seite im Flug durch alle Himmel geleitet hat, im höchsten Himmel ihm noch einmal entrückt wird. In den Kreis der Seligen aufgenommen, in Gottesnähe und fern von dem, der seinen Blick zu ihr erhebt, weilt Beatrice; doch schwebt ihr Bild in Klarheit zu ihm nieder —: sie neigt sich leise, sieht ihn an und wendet sich und schaut zu Gott empor; ihr Auge sagt: dort oben! Vollkommenes Einssein ist eine Verheißung, kein menschliches Erlebnis mehr.

Die Verheißung aber wurzelt im menschlichen Erleben. Beatricens Entrückung ist eine innere Erfahrung des Dichters, die ihn zu höhern Einigungen überleitet. Er schaut und sucht die Einzige dort, wo er nicht sie allein, wo er alle findet. Ihr Wesen stand zuerst im Blickpunkt seiner Liebe; wohl waren auch noch andere da, sie aber leuchtete hervor; nun tritt sie still zurück in den Kreis der andern —: der zur Liebe Gereifte hat keine Lieblinge mehr, aller Seelen sind ihm Nachbarseelen im großen Schöpfungsreigen.

Darin eben offenbart sich die Gottebenbildlichkeit des Menschen, daß er

in Sehnsucht lebt, das Unendliche, was Gott umfaßt, mitzuumfassen. Seine Seele will nichts minderes als das Ganze und versinkt in Trauer, wo sie etwas missen oder ausschließen oder verlorengeben soll. So sehnt sich denn auch Dante nach dem vollen Liebesbesitz der Welt und empfängt im Zustand der höchsten Entselbstung und Selbsterweiterung die Visionen jener Liebe,

‚die mit dem Auge darf das All umschließen.'

Vor seinen Blicken fügt sich alles wie im Ringe ineinander: Im unermeßlichen Rund der weißen Himmelsrose, deren Strahlenkelch die Gottheit birgt, in dem schimmernden Blätterkranze, der dem Kelch entwächst und von seligen Chören gebildet wird, sieht Dante alle Gotteskinder, die er drunten fand, in dieser oder jener Welt, die in Raum und Zeit weitverstreuten Seelen versammelt — das Ewigkeitsbild der Gemeinschaft geht ihm auf.

‚Nicht fern noch nah kann nehmen dort noch geben —'

Im wahrheitsvollen Bilde wird ihm offenbar, daß Seele ein nicht absolut Fürsichseiendes, sondern auf das festeste verwoben ist mit dem göttlichen Leben. Gottes Leben ist Liebe, die alles zur Ganzheit rundet, und dies vollkommene Leben und Zusammenleben kann geahnt, kann empfunden werden und quillt in melodischem Jubel, mit wortlosen Liedern aus singenden, leuchtenden Seelen im Blätterkranz der Himmelsrose hervor.

Dante, als er das Seelensingen, die Harmonien des Zusammenhangs vernommen hat, muß wiederum hinunter in die lärmende Welt — einsam, doch nicht mehr allein. Seine Seele lebt im wiedergewonnenen Paradiese, und so leben alle, die ihm droben begegnet sind — Liebeswillige, Menschenfreunde, Barmherzige, Helden der Erkenntnis und Entsagung, dorngekrönte Sieger, Führende im Reiche Gottes, Heilige des beschaulichen Lebens — allerwärts in himmlischer Verborgenheit, nach außen oftmals ungesellig, im Innern allem, was da ist, immerdar vereint. Ihr Einsamsein ist selige Pflicht und nicht mehr Leid.

Es verlautet freilich hie und da die Klage, daß hohe Geister, deren ‚Wandel im Himmel ist', so leise lieben, soviel in Menschenferne weilen und sich vom einzelnen zurückhalten. Sollten sie, die von vielen als Helfer, Heiler, Führer angerufen werden, den natürlichen Drang nicht kennen, der sich am liebsten an den einzelnen wendet und Liebesdank und Lohn empfangen mag? — Sie kennen ihn gar wohl, doch müssen sie sich strenge hüten vor dem schmeichelnden Hauch, der sie aus persönlicher Verehrung anweht. Auf den Schauplätzen der Ehre, in Winkeln des Glücks würden sie in eng und enger begrenzte Verbände eingeschlossen werden. Und würde Gunst entgegenkommend angenommen, so müßte die Versuchung groß und größer werden, sich gesteigert und wohl gar eitel zu empfinden. Dann ist der Mensch sich selbst der Nächste, nicht anderen. Damit er allen ein Nächster sei, muß Gott ihm näher sein als das Ich und näher als der nächste Mitmensch. Einsam mit Gott heißt ja selbander mit allen sein. Der Einsiedler ‚in hoher reinlicher Zelle' lebt tiefer in der Welt denn das Weltkind; er durchlebt in seinem innern Selbst, ‚was der ganzen Menschheit zugeteilt ist'. Das zurückgezogene Leben hält den Geist offen: Was sonst an ihm vorbeihuscht, nimmt er wahr und hält es fest und hängt an ihm bis zum Innehaben. Verstehen kann den Menschen nur, wer sich im stillen Kämmerlein betrachtend in sein Innerstes versenkt. Wer dann aus weihevoller Stille heraus zum Volke redet, wird in eine lauschende Stille hineinreden; ergreifen wird er, denn er glaubt und liebt. Auf daß er seine Liebe wahre und, ein Ganzer, mit un-

geteilter Kraft am Werke des Gemeinschaftslebens schaffe, kann er nicht anders als, von himmlischer Einsamkeit umfriedet, in sich gesammelt leben. So bleibt er auf der Hut vor jeglichem Verlangen, das die Liebe mindern, sie aus Einfalt und Unabsichtlichkeit heraus- und in die Selbstsucht hineinziehen will. Dem Insichgekehrten ist immerdar die Liebe und nur sie der Liebe Lohn. Als Liebender wird er nach Wahrheit trachten, denn nur das Überpersönliche eint Persönlichkeiten. Die Wahrheit reicht weiter als die Persönlichkeit, die sie vertritt. Auf daß die Wahrheit vorleuchte, muß die Gestalt zurückschwinden — muß fern in Wolken gehen oder in der Feuersäule, von Geistesgluten eingehüllt. Der Wahrheitskündiger selber sagt es sich: Ich zünde nicht oder entzünde nur ein vergängliches Feuer, wenn die Idee nicht zündet. Die unpersönliche ist die reichste Spende und erntet Dank. Das Unpersönliche beschränkt niemanden, und Menschen lieben nur, wo sie in ihrem Besten nicht beschränkt werden. Was Menschen miteinander teilen können, ist nie das Selbstische — ihr Höchstes ist das Gemeinsame. Es kann unter Menschen zu einem Bande werden, das weder einen Namen noch persönliche Beziehungen nötig hat. Ein Volk ist nur Volk in großen Begeisterungen und die begeisternden Ideen, der hohe Glaube der Einsamen schafft Gemeinden. Die ihrem Gotte und der Wahrheit leben, nicht sich selber, auch nicht dem oder jenem, und die Geselligkeit der Märkte fliehen, sind die Begründer menschlichen Zusammenlebens.

Auch andere als die großen Wahrheitsspender, Menschen, die in Seelsorgegemeinschaften, in Freundschafts- und Liebesverbindungen leben, müssen in Einsamkeit mit Gott die Arbeit leisten, die das Zusammenleben sicherstellt. Auch sie sollten das Verlangen nach persönlicher Gemeinsamkeit der Einigung im Geiste nicht voranstellen. Tun sie's, dann lächelt's ihrem Lieben und Verlangen von oben gnädig: Nein! Wenn selbstische Regungen sich in ihre Liebe mischen, können sie das verbindliche Gute an den andern nicht heranbringen: die Zärtlichkeit wird sich vor die Weisheit stellen, Parteilichkeit vor die Wahrhaftigkeit, Eifersucht vor das Vertrauen, Herrschsucht vor die Demut und Lindigkeit, ein Heischen und Begehren vor die Reinheit, Selbstbemitleidung vor das Erbarmen, Eigennutz vor die Gerechtigkeit — und das Band, das geschlungen wurde, wird zerreißen. Erzieher, Mütter, Freunde, die, was zum Ich gehört, vor ihrem Gotte unsichtbar und schweigend überwinden und vor Menschen scheinen, als litten sie nichts, und nur zum Mitleiden und Mitüberwinden da sind, werden froher mit den Freunden, mütterlicher mit den Kindern, weiser mit den Zöglingen sein und alle Bande festigen. Gatten, die sich oft und oft in Abgeschiedenheit auf ihr Höchstes zu besinnen pflegen, werden, in der Gesinnung eins und einmütig im Streben nach den gleichen Zielen, das seelische Gemeinschaftsglück erlangen, das erst in Wahrheit eine Ehe ist. Enttäuschte, Verschmähte, Verlassene, die an Gott, den Vater, und an die Kindschaft der Verlorenen gedenken, gewinnen sich für immer, was einst kam und ging. Todberaubte empfangen ihre Lieben von Gott zurück, ‚denn der allein verliert keinen seiner Lieben, der alle liebt in dem, der nie verloren geht'. (Augustinus.) Der Mensch hat nur, was er Gott gegeben hat. Jeder Abraham muß seinen Isaak opfern und einsam zu seinem Gotte sprechen: Er ist dein, nicht mein und unser! dann erhält er sein reines Bild zurück, um es dauernd zu behalten.

Mag jeder seine eigne Weise haben, vor entlegenen Altären zu opfern und auch im Weltgetümmel sich zuzeiten wie mit Mauern und Wölbungen einer stillen Waldkapelle betend zu umbauen. Dorothea von Schlegel verriet einst ihre Weise dem geliebten Sohn und schrieb:

‚Über diese innere Einsamkeit habe ich . . . eine Unterweisung erhalten, die köstlich ist und mich fast immer zum gewünschten Ziele führt; nämlich daß ich recht oft und an allen Orten, wo ich mich befinde, mich in Gedanken vor irgend einen mir bekannten Altar, wo das hl. Sakrament aufbewahrt wird, hindenken soll, dort innerlich mich in die Gegenwart Gottes versetzen und mit einigen leise ausgesprochenen Worten des Glaubens, der Hoffnung und Liebe, Reue und Anbetung mich geistlicher Weise mit dem hl. Sakramente, mit Jesus Christus, vereinigen sollte. Ich habe es sehr oft schon versucht, oft mich mitten im Tumult auf diese Weise vereinsamt und eine Stille gefühlt, deren Süßigkeit ich mit nichts zu vergleichen weiß.‘

In der Stille des frommen Hingegebenseins genießt die Seele den Frieden mit aller Welt, den die Welt nicht gibt. Das süßeste Ruhen und Lieben kommt über uns, wenn wir das Ich aus den Gedanken verloren haben. Wo ist wohl ein Verlust, der größeren Gewinn einbrächte? Selbstlosigkeit schafft in der Seele freien Raum für mehr und höheres als das Ich, Liebe dehnt ihn aus und füllt ihn ganz und erfüllt ihn ohne Ende mit Gestalten, nachdem das Gottgefühl die Seele zur Unendlichkeit geweitet hat.

Um solches zu erreichen, darf dem Menschen das Gebet nicht von den Lippen schwinden, das der selige Nikolaus von der Flüe als Formel seines Glücks, als Wahrspruch der Erlösung allezeit im bewegten Herzen trug: ‚O mein Herr und Gott, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir!‘



Über Unterricht, Autodidaktentum und Frauenbildung / Von Wilhelm Wetz

Wenn in einem Kreise von Männern und Frauen die Rede auf die Verschiedenheiten der Geschlechter kommt und jemand in aller Bescheidenheit, ja fast schüchtern an die Tatsache zu erinnern wagt, daß die großen Leistungen auf geistigem Gebiete nahezu ausschließlich von Männern herrühren, so wird ihm alsbald von einer Vorkämpferin des geknechteten und rechtlosen Frauengeschlechtes entgegengehalten, ob man denn ganz vergesse, wie viel schwerer alles den Frauen gemacht werde. Und mit einer Beredsamkeit, die auch den Zweifler überzeugen muß, daß darin wenigstens die Frauen den Männern ebenbürtig sind, wird das dann im einzelnen ausgeführt. ‚Alle Wege stehen dem begabten Knaben offen. Er darf wählen zwischen Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule, und geht von hier aus anstandslos auf die Universität über. Die Mädchen aber sind zu unseren elenden „höheren Töchterschulen“ verurteilt. Haben sie die dann glücklich hinter sich, so müssen sie sich gleich für ein neues Examen vorbereiten, und erst nachher können sie endlich die Universität beziehen. Dafür aber beschämen sie hier durch ihren Fleiß und ihren Eifer ihre männlichen Mitbewerber. Und so ist es in allem. Überall sind wir die Unterdrückten und Zurückgesetzten. Zwar etwas besser ist es ja geworden durch die Neuordnung des Mädchenschulwesens im letzten Jahr; aber wir haben noch lange nicht alles, was wir brauchen. Ja, wenn wir erst die Gymnasien erobert haben, ja dann!‘ Ja dann, so dürfen wir den unausgesprochenen Gedanken der Rednerin wohl in Worte kleiden, ja dann werden wir der Welt nicht nur einen, sondern gleich mehrere Goethes schenken, und obendrein einige Kante und Schopenhauer, und da die studierenden Frauen neben der Philosophie besonders eine so tiefgründige und durch Schärfe der Methode ausgezeichnete Wissenschaft wie die Nationalökonomie bevorzugen, wohl auch einige Friedrich Liste und Karl Marxe.

Ähnliche Ansichten kann man immer wieder hören, sobald unser Thema nur angerührt wird, ja es scheint fast ein Glaubenssatz bei den Frauen zu sein, die für die Hebung der Bildung ihrer Geschlechtsgenossinnen und die Gleichwertigkeit ihrer Leistungen mit denen der Männer arbeiten, daß alles Heil von einem besseren Unterricht und besseren Schulen kommen müsse, wobei ihnen die Einrichtungen für Knaben immer als Vorbild vorschweben. Dementsprechend sehen wir auch, daß man unermüdlich neue Bildungsmöglichkeiten für die Frauen zu schaffen sucht und sich im Veranstalten und Besuchen von Vorlesungen nicht genugtun kann.

Man kann sich nur freuen über die in solchen Urteilen sich aussprechende Anerkennung für unsere höheren Knabenschulen und ihre Lehrer, deren selbstverleugnende und hingebungsvolle Tätigkeit so selten in der Öffentlichkeit nach Verdienst gewürdigt wird. Aber man mag ihre Leistungen als Vorbereitungsanstalten für das akademische Studium oder gewisse Berufe noch so hoch stellen — keiner ihrer Lobredner wird zu behaupten wagen, daß sie oder die entsprechenden Schulen des Auslands zur Ausbildung starker Begabungen, ich spreche nicht einmal von Genies, besonders geeignet seien. Deren Bildungsgang ist ja doch nicht so, daß sie auf der Schule sich gewissenhaft alles ihnen Gebotene anzueignen suchen, von Stufe zu Stufe emporsteigen und von dieser Höhe aus schließlich einen eigenen Flug wagen. Vielmehr fehlt bei ihnen meist der gleichmäßige Fortschritt des guten Schülers, und was nicht dem dunklen Streben und

Verlangen ihrer Natur einigermaßen entgegenkommt, nehmen sie nur kalt und gezwungen auf oder lehnen es vielleicht gar mit Entschiedenheit ab. Es gibt nicht wenige bedeutende Männer, die in ihrer Schülerzeit als interesselos oder unbegabt verschrien waren. Anders aber, sobald ihre tieferen geistigen Bedürfnisse in Frage kommen. Da entfalten sie einen unstillbaren Lerneifer und eine durch nichts zu ermüdende Ausdauer. Aller Hindernisse werden sie Herr, und unter den ungünstigsten Umständen und mit den dürftigsten Hilfsmitteln vollbringen sie Außerordentliches. Die Schule kann dabei nur das geringste Verdienst für sich in Anspruch nehmen. Entweder eilen sie ihrem bedächtigen Gang voraus oder verfolgen außerhalb derselben ihre besonderen Wege, bisweilen auch kommen sie so gut wie ganz ohne Unterricht und Schule aus. Es ist geradezu erstaunlich, wie viel Autodidaktentum die Geschichte der großen Männer aufweist. Shakespeare hat vielleicht bis zu seinem vierzehnten Jahr die Schule besucht. Es war die freie Lateinschule seiner Vaterstadt, wo er das ‚wenige Latein und noch weniger Griechisch', über das er nach seinem bekannten Zeitgenossen und Nebenbuhler Ben Jonson verfügte, sich aneignete. Von da ab blieb er sich selber überlassen, und alles, was er wußte und konnte, verdankte er sich selber, das heißt seiner Genialität und Ausdauer, die die ihm zur Verfügung stehenden Bildungsmittel, eine beschränkte Anzahl Bücher und die Gespräche mit ein paar gescheiten Menschen, so nutzbar zu machen verstand. Und wie war es erst mit Robert Burns, dem ‚Ackersmann aus Ayrshire', unstreitig der stärksten lyrischen Begabung, die Großbritannien hervorgebracht hat! — Der Leser möge entschuldigen, wenn der Verfasser seine Beispiele meistens aus der englischen Literatur entnimmt: einmal liegen sie ihm näher zur Hand, weil diese sein eigenstes Arbeitsgebiet ist, und dann bietet uns England mit seiner weniger straffen Schulorganisation häufiger das Schauspiel einer wildgewachsenen Begabung, und diese kann sich dort ungehemmter entfalten, ohne daß sie wie bei uns Acht und Bann der Schulen zu gewärtigen hat. —

Burns wuchs auf als der Sohn eines schottischen Pächters, der zeitlebens einen schweren Kampf um seine Existenz zu führen hatte und, als er im Jahre 1784 starb, wo sein Sohn Robert fünfundzwanzig Jahre zählte, seine Familie völlig mittellos zurückließ. Der Vater war ein geistig und sittlich hochstehender Mann, der ziemlich in der Welt herumgeworfen worden war und dabei einen Schatz von Erfahrung und Beobachtungen über Menschen und Dinge gesammelt hatte. Er wünschte, daß seine Kinder die beste Erziehung erhielten, die er ihnen geben könnte, und tat sich mit vier seiner Nachbarn zusammen, die einen gemeinsamen Lehrer für ihre Kinder annahmen. Zu diesem kam Robert, der damals etwas über sechs Jahre alt war, mit seinem jüngeren Bruder Gilbert, und blieb bei ihm bis zur Auflösung der Schule, die nicht ganz drei Jahre bestand. Hier lernten sie leidlich lesen und schreiben und trieben englische Grammatik, in der es Robert ziemlich weit brachte. Man darf nicht vergessen, daß seine Muttersprache das Schottische war und er den richtigen Gebrauch des Englischen fast wie den einer fremden Sprache zu lernen hatte. Seine Lage war also ähnlich der eines in rein plattdeutscher Umgebung lebenden Knaben, der sich erst mühsam seinen Weg zu unserem hochdeutschen Schrifttum bahnen muß. Da keine Schule in der Nähe war und man schon die kleinen Dienste des Knaben auf dem Pachthof brauchen konnte, — die Mittel reichten nicht aus, um bezahlte Arbeiter zu halten —, so hörte damit zunächst der Unterricht auf, soweit ihn nicht der Vater erteilte. Der gab sich allerdings redliche Mühe mit seinen Kindern; seine

Töchter hatten überhaupt keine andere Unterweisung als die von ihm oder ihren Brüdern empfangene. Die Knaben lehrte er an den Winterabenden bei Kerzenlicht Arithmetik, auch legte er sich ein paar Bücher an, aus denen er ihnen das Wichtigste aus der Astronomie, Naturgeschichte, Geographie und Geschichte beibrachte. Besonders aber förderte er sie dadurch, daß er zwanglos mit ihnen über alle Dinge sprach, als ob sie Männer gewesen wären, und auf dem Wege zu den Feldarbeiten oder nach Hause das Gespräch auf Gegenstände lenkte, die dazu beitragen mochten, ihre Kenntnisse zu vermehren oder ihre Tugend zu befestigen. Jene Lehrbücher nun nahm Robert nach dem Zeugnisse seines Bruders Gilbert durch ‚mit einem Eifer und einem Fleiß, denen schwerlich etwas gleichkommen kann'. ‚Überhaupt', fährt er fort, ‚war kein Buch so umfangreich, daß es seinen Fleiß ermüdet, oder so veraltet, daß es seine Nachforschungen entmutigt hätte.' Da die Knaben sehr schlecht schrieben, sah sich der Vater veranlaßt, sie nochmals während eines Vierteljahrs nach einer entfernteren Schule zu schicken, und zwar abwechselnd die eine Woche den, die andere Woche den andern. Das Jahr darauf kehrte ihr ehemaliger Lehrer wieder in jene Gegend zurück, und bei dieser Gelegenheit wurde Robert wieder zu ihm getan, um seine englische Grammatik und einige andere Fächer zu repetieren, ‚damit er besser befähigt wäre, seine Geschwister zu Haus zu unterrichten'. Drei Wochen dauerte dieser Aufenthalt, und er wurde um so voller ausgenutzt, als Robert den ganzen Tag mit seinem Lehrer zusammen war, bei ihm wohnte und aß, und ihn auf allen seinen Spaziergängen begleitete. Nach der ersten Woche fand der Lehrer, daß er in der Grammatik genügend sicher sei. Er wolle ihm daher jetzt etwas von französischer Aussprache beibringen, damit er die in Zeitungen und sonstwo ihm begegnenden französischen Namen und Worte einigermaßen richtig aussprechen könne. Sein Zögling griff das mit großer Begeisterung auf, und nun trieben sie von Morgen bis Abend Französisch und konnten gegen Ende der zweiten Woche mit der Lektüre des Télémaque von Fénelon beginnen. Da aber mußte abgebrochen werden. Die Erntezeit war inzwischen herangekommen, und die Anwesenheit Roberts war zu Haus nötig. ‚Denn obwohl er erst im fünfzehnten Jahre stand, so leistete er doch die Arbeit eines Mannes,' oder richtiger, war schon seit längerer Zeit der Hauptarbeiter auf dem Pachtgut gewesen.

Das ist alles, was Robert Burns an Schulunterricht genossen hat! Und dabei wurde ihm die eigene Fortbildung dadurch sehr erschwert, daß die gedrückte Lage des Vaters zwang, die Kinder vorzeitig zu den schwersten Feldarbeiten zu verwenden — beiläufig eine der Ursachen, durch die des Dichters von Hause aus starke Konstitution sehr geschädigt und einem frühen Untergang zugeführt wurde. ‚Der freudlose Trübsinn eines Einsiedlers, verbunden mit der unaufhörlichen Arbeit eines Galeerensklaven, geleitete mich bis zu meinem sechzehnten Jahr,' sagte er einmal später im Rückblick auf seine Jugend. Bücher waren da natürlich auch nur wenige dem Knaben zugänglich. Und doch, was ermöglichte er unter diesen Umständen! Sein Lehrer, mit dem er den Telemach französisch zu lesen begonnen, hatte ihm dazu noch eine französische Grammatik und ein französisches Wörterbuch mitgegeben. Mit Hilfe dieser und einiger Winke, die er bei späteren zufälligen Begegnungen mit ihm und dem einen oder andern, der etwas Französisch kannte, erhaschte, brachte er es so weit, daß er einen französischen Prosaiker, der ihm in die Hand fiel — was nicht oft geschehen sein wird, — ohne Mühe las und verstand. Weit bemerkenswerter ist aber das Folgende. Als Burns, den die Veröffentlichung seiner Gedichte

Giorgione/Madonna von Castelfranco



mit einem Schlag zum berühmten Mann gemacht hatte, zur Veranstaltung einer neuen Auflage nach Edinburg kam, wurde er in die vornehmsten und gebildetsten Kreise der Hauptstadt gezogen. Alle umschwärmten und feierten ihn, und er war während des Winters 1785/86 der Löwe der Gesellschaft und die große Merkwürdigkeit der Saison. Was nun an dem einfachen Bauernburschen, der bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahr hinter dem Pflug hergegangen war, am meisten überraschte, war dies, daß neben seiner dichterischen Begabung alle seine Fähigkeiten, namentlich Stärke und Schärfe des Denkens, in ungewöhnlichem Maße entwickelt waren. Es ist das übrigens die erste Beobachtung, die sich jedem aufdrängt, der Burns näher kennen lernt. Eine befreundete Frau Maria Riddell, die nach seinem Tode ihre Erinnerungen an ihn veröffentlichte, überraschte seine Verehrer mit der Behauptung, ‚daß die Dichtung in Wirklichkeit nicht seine Stärke war' (that Poetry was not actually his forte) und berief sich dafür auf alle, die den Vorteil seiner persönlichen Bekanntschaft gehabt hatten. Ähnliche Urteile hören wir auch oft aus den Edinburger Tagen. Die hinreißende Gewalt seiner Rede bezeugen alle, die sie erfahren haben. Eine vornehme Dame sagte, sie habe nie einen Mann kennen lernen, dessen Gespräch so wie das von Burns einen ‚von den Füßen weggehoben' hätte. ‚Seine Ansichten und Ausdrücke', äußert sich jemand anders, ‚waren von gleicher Stärke und über alle Gegenstände so entfernt als möglich von Gemeinplätzen.' Der bekannte Philosoph Dugald Stewart, der die große Tradition der schottischen Philosophie nach dem Tode von Hume und Reid noch würdig fortführte, sprach sich dahin aus, daß Burns' ‚Vorliebe für die Dichtung eher das Resultat seiner eigenen enthusiastischen und leidenschaftlichen Gemütsart als eines ausschließlich für diese Art von Schriftstellerei geeigneten Genius war. Nach seinem Gespräch würde ich ihn für geeignet bezeichnet haben, sich auf jedem Gebiete des Ehrgeizes auszuzeichnen, auf dem er vorgezogen hätte, seine Fähigkeiten zu üben'. Mit einem gewissen naiven Erstaunen erwähnt er später, daß aus einem Brief an einen Freund, der dem Dichter eine philosophische Abhandlung ‚Über den Geschmack' überreicht hatte, hervorgehe, daß er sich eine klare Anschauung von den verschiedenen Prinzipien der Lehre von der Ideenassoziation gebildet hatte. Burns' erster Biograph, der wackere Dr. Currie, wird durch seine glänzende Erscheinung verführt, dem wahrhaft großen Dichter eine solche Vielseitigkeit der Begabung beizulegen, daß es nach ihm mehr von äußeren Umständen und Antrieben abhängt, ob er die Dichtkunst ausübt oder Redner wird, Armeen zum Sieg führt, Staaten lenkt oder sich in der Wissenschaft auszeichnet. Und Burns' begeisterter Verehrer Carlyle denkt wohl in erster Linie an seinen großen Landsmann und dessen eben genannten Biographen, wenn er für seinen ‚Helden' eine ebensolche Universalität in Anspruch nimmt, die sich je nach der Not der Zeit dieses oder jenes Feld der Betätigung suchen werde.

Während Burns diesen durch Bildung, Wissen und gesellschaftliche Stellung ausgezeichneten Menschen einen gewaltigen Respekt einflößte, blickte er auf sie mit Gleichmut, man möchte fast sagen mit einer gewissen Enttäuschung hin. Er trat ihnen bescheiden, aber doch auch mit männlicher Sicherheit entgegen wie jemand, der im Kreise der ersten Männer seines Landes gerade an seinem rechten Platze ist, und ruhig maß er sich im Gespräch mit den kultiviertesten Geistern seiner Zeit. Gescheite und selbständige Köpfe hatte er auch unter den Bauern und Kleinstädtern seiner Bekanntschaft manche getroffen, von seinem Vater angefangen, und er fand keinen wesentlichen Unterschied zwischen ihnen und den

Leuten, die er jetzt in Edinburg sah. Imponiert haben ihm diese nicht. Mitunter machte er sich sogar das grausame Vergnügen, jemand daraufhin zu prüfen, was eigentlich an ihm sei, ihn sozusagen in seiner Nacktheit zu sehen, entblößt von den Flittern, hinter denen Rang, Stellung und Gunst der Umstände seine Dürftigkeit zu verstecken sich vereinigt hatten. Bei literarischen Tagesgrößen fragt er z. B., was an ihrer Bedeutung echt sei, auf wirklicher Kraft und Originalität beruhe, oder bloß durch Fleiß und Kunst erreicht worden sei. ‚Dr. Blair‘, so beginnt eine Aufzeichnung über den bekannten tonangebenden Kritiker und Schriftsteller, ‚ist bloß ein erstaunlicher Beweis dafür, was Betriebsamkeit und Fleiß vermögen. Eine natürliche Begabung wie die seine trifft man häufig‘ usw. Dieses und andere Urteile von Burns hat die Nachwelt bestätigt.

Es wurde schon gesagt, daß bei unserem Dichter mehrere Umstände zusammentrafen, die eher dazu angetan scheinen mußten, geistige Fähigkeiten zu unterdrücken als zu entwickeln: kaum der bescheidenste Unterricht, wenige Bücher und schwere körperliche Arbeit von frühester Jugend an. Aber die geistigen Interessen waren bei ihm so stark, daß seine Tätigkeit als Landwirt als etwas Äußeres, den inneren Menschen gar nicht Berührendes nebenherging. ‚Um Feldarbeit kümmerte ich mich nicht weiter, als während ich wirklich damit beschäftigt war‘, sagt er einmal. Seine Seele war nicht bei ihr, sondern hing zarten und edlen Gefühlen oder tiefen und ernsten Gedanken nach. Die kleinste Pause zwischen seinen Arbeiten widmete er den Büchern, die er sich später ja besser verschaffen konnte. Er las beim Essen und wenn er ins Feld fuhr und führte immer ein Buch mit sich. Man wird an Hebbel erinnert, den jemand während der kurzen Zeit, wo er Maurerlehrling war, Mörtel tragen sah, während in seiner Tasche ein Buch steckte, oder an den Vater Schillers, den mit zehn Jahren die verwitwete Mutter von der Schule wegnahm, und der nun verstohlenerweise hinter einem Holzhaufen seine lateinische Grammatik hervorholt, um sein bißchen Latein nicht zu vergessen, da er mit dessen Hilfe allein glaubt emporzukommen und sich eine ihm zusagende Lebensstellung erringen zu können. Hinter dem Pfluge kamen Burns nach der Aussage seines Bruders Gilbert die besten dichterischen Gedanken, und ein für landwirtschaftliche Notizen bestimmtes Buch füllte sich mit Versen und Beobachtungen über Menschen und Dinge. Gerade bei unserm Dichter sieht man deutlich, wie mit einer starken Begabung auch der Drang sie zu üben und die Fähigkeit, auch ungünstige Umstände sich dienstbar zu machen, gegeben sind. Da veranstaltet der Sechzehnjährige Disputationen mit einem Freund, wobei der eine diese, der andere jene Seite ohne Rücksicht auf seine Überzeugungen vertreten muß, und beginnt eine, wie zu erwarten, nur kurzdauernde literarische Korrespondenz mit auswärtigen Bekannten. Oder er sucht sein kritisches Gefühl durch die Analyse seiner Dichtungen zu schärfen und studiert — man muß wohl sagen: leider! — eine Sammlung der Briefe der hervorragendsten Schriftsteller des Zeitalters der Königin Anna, die zum Teil die Unnatur und Geschraubtheit vieler seiner eigenen Briefe verschuldet hat. Dann gründet er einen Debattierklub und wirkt in einer Freimaurerloge. Alle diese Dinge erhalten ihre volle Bedeutung erst für den, der die Stätten von Burns' Leben selber besucht und die ärmlichen Hütten gesehen hat, in denen er und die mit ihm befreundeten Bauernburschen wohnten. ‚Ein gewisses wildes logisches Talent‘, das er sich selber zuspricht, und die Stärke seines Denkens konnte er fast nur auf einem Gebiete üben, dem theologischen.

In Schottland bestand damals neben den strengen Kalvinisten eine gemäßigte Partei, und zu diesen zählte auch Burns. Er hatte sich viel mit den Argumenten für und wider die Erbsünde befaßt und auch zwei Bücher darüber gelesen. So fand er nun ein Vergnügen daran, bei jeder sich bietenden Gelegenheit: auf dem Wege zur Kirche, zwischen zwei Gottesdiensten, bei Beerdigungen usw. eine Disputation darüber in Gang zu bringen, was ihm bei der Neigung seiner Landsleute zur theologischen Kontroverse und besonders in einer Zeit religiöser Kämpfe nicht schwer gefallen sein wird, und durch seine Gründe den Kalvinismus der Anwesenden ‚in die Enge zu treiben‘ (to puzzle their calvinism). Auch mit Geistlichen nahm er es auf, und einer davon erzählt folgendes Geschichtchen aus der Zeit, wo Burns noch nicht als Dichter bekannt war. Dieser Geistliche hatte Burns verschiedentlich in Gesellschaft getroffen, wobei ihm sein Scharfsinn, seine Selbständigkeit, sein Urteilsvermögen und die Kraft seiner Ausdrücke eine sehr hohe Meinung von seinen Geistesgaben beigebracht hatten. Wie weit diese ging, war ihm unbewußt, bis ein Zufall es ihm offenbarte. ‚Als er das zweitemal die Kanzel bestieg, war er in zuversichtlicher und ruhiger Stimmung, und obwohl ein paar gebildete Leute zugegen waren, war er in seiner Predigt schon ziemlich weit gekommen, ohne daß sein Selbstvertrauen und seine Selbstbeherrschung erschüttert worden wären. Als er aber Robert Burns, der aus einem andern Kirchspiel war, unerwartet in die Kirche eintreten sah, wurde er augenblicklich von einem Zittern und einer Verwirrung ergriffen, die ihm plötzlich Kunde gab von dem Eindruck, den sein Geist, ihm selber unbewußt, vorher empfangen hatte. Er entdeckte jetzt, daß er bei ihren früheren Begegnungen allmählich und unmerklich die Stärke dieses geistigen Riesen gemessen hatte, vor dem er jetzt seine eigene zur Schau stellen sollte.‘ Dabei war der Geistliche ein Mann von guten Fähigkeiten, der eine sorgfältige Erziehung empfangen hatte und mehr als das gewöhnliche Maß von natürlicher Sicherheit besaß.

So wuchs dieser junge Recke und übte seine Kräfte, und als er in Edinburg auftrat, stand er so groß da, daß er die dortigen Koryphäen der Wissenschaft und Literatur übersah und auch ihnen ein Gefühl seiner Überlegenheit einflößte.

* * *

Freilich ist ein Mann wie Robert Burns, den Carlyle ‚die reichst begabte britische Seele des achtzehnten Jahrhunderts‘ nannte, immer und überall eine seltene Ausnahme. Aber aus der englischen Literatur allein ließe sich ein Dutzend anderer Schriftsteller von weniger großem Talent anführen, die Achtenswertes, ja zum Teil Bedeutendes leisteten, obwohl sie für ihre Bildung fast ganz auf sich selber angewiesen waren. Ich nenne nur den berühmten ‚Schäfer von Ettrick‘, der mit sieben Jahren schon das Vieh hütete und im ganzen nur ein halbes Jahr die Schule besuchte, als Vertreter einer mehr volkstümlichen, und als Vertreter einer mehr gelehrten, den Alten sich anschließenden Dichtweise den bekannten Satiriker und Begründer des Quarterly Review William Gifford.

Als frühverwaister Knabe wurde dieser als Schiffsjunge untergebracht, dann, nachdem er dazwischen etwas Unterricht gehabt, mit sechzehn Jahren bei einem Schuhmacher in die Lehre gegeben, wo er ein paar Jahre schmachtete. Hier hatte er nicht einmal Geld, um sich Papier, Feder und Tinte zu kaufen. Aber er ermöglichte es doch, das einzige Buch, das er besaß, eine Einführung in die Algebra, durchzustudieren. Mit der größten Behutsamkeit und Heimlichkeit arbeitete er seine Aufgaben auf Leder, das er ganz platt geklopft hatte,

mit einer stumpfen Ahle aus. Durch einen Zufall wurde die Begabung des Schuhmacherlehrlings entdeckt, ein paar mitleidige Seelen nahmen sich seiner an, und in zwei Jahren hatte er das Pensum einer Mittelschule nachgearbeitet, so daß er, dreiundzwanzigjährig, die Universität Oxford beziehen konnte. — Friedrich Hebbel, an den wir Deutsche vielleicht vor allem denken würden, kann nicht hierhergezählt werden, da ihm verhältnismäßig früh gute Bücher in reicher Auswahl zu Gebote standen. —

Das alles scheint weniger auffallend bei Dichtern, bei denen die beste Schulung doch nichts ohne eine angeborene Begabung vermag. Aber auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Literatur finden sich in England zahlreiche Beispiele von ‚selbstgemachten' Männern. Da sind gleich die paar Bankiers wie Roscoe, der Biograph ‚Lorenzos des Prächtigen', und George Grote, der Verfasser einer zwölfbändigen Geschichte Griechenlands und gelehrter Werke über Plato und Aristoteles, der mit sechzehn Jahren als Buchhalter in die von seinem Großvater begründete Bank eintrat und später deren Leiter wurde. Noch unter den Lebenden weilt John Lubbock, jetzt Lord Avebury, der mit vierzehn Jahren die Schule in Eton verließ, um wie Grote Buchhalter und mit zweiundzwanzig Jahren Teilhaber der Bank seines Vaters zu werden. Beiläufig war dieser, Sir John William Lubbock, seinerzeit einer der ersten englischen Mathematiker und Astronomen gewesen und hatte ebenfalls seine Zeit zwischen seinem Geschäft und wissenschaftlicher Forschung geteilt. Lord Avebury wird als selbständiger wissenschaftlicher Forscher hauptsächlich geschätzt wegen seiner Arbeiten über den primitiven Menschen und die Lebensgewohnheiten der Bienen und Ameisen; weiteren Kreisen ist er besser bekannt geworden durch seine eine praktische Lebensphilosophie lehrenden Bücher wie ‚Die Vergnügen des Lebens'.

Es ist noch nicht lange her, da nahm die Geschichtsauffassung von Henry Thomas Buckle eine geradezu beherrschende Stellung ein. Der Verfasser der ‚Geschichte der Zivilisation in England' war ebenfalls ein selbstgebildeter Mann. Wegen seiner zarten Gesundheit wurde er erst mit acht Jahren zur Schule geschickt und gleichzeitig die Bedingung gestellt, daß er nur lernen sollte, wozu er Lust hätte, und keine Schläge bekommen dürfe. Mit vierzehn Jahren wurde er von der Schule weggenommen. Ausdrücklich wird uns bezeugt, daß er da nur sehr dürftige Kenntnisse hatte. Ein Versuch mit einem Privatlehrer wurde ebenfalls wegen der schlechten Gesundheit des Knaben bald aufgegeben. Mit siebzehn Jahren trat er in das Geschäft seines Vaters ein, der Teilhaber an einer Schiffsreederfirma war. Dieser starb zwei Jahre später und ließ seinen Sohn in unabhängiger Vermögenslage zurück. Er trat eine Reise nach dem Festland an, die ein Jahr dauerte, und auf der ihm der Plan zu seinem großen Werke aufging. Nach seiner Rückkehr begann er mit großem Eifer an seiner Ausbildung zu arbeiten. Seinen Studienplan stellte er nach eigenem Ermessen und namentlich nach den Bedürfnissen seiner großen Arbeit fest. Von den Universitäten hatte er keine hohe Meinung, was dem Schreiber dieses um so leichter fällt, zu sagen, als Buckle dabei an die englischen dachte. Wie ernst er es mit seinen Studien nahm, geht allein schon daraus hervor, daß er sich neunzehn Sprachen aneignete.

Am meisten Überraschendes bietet für uns Deutsche wohl die Bildungsgeschichte Huxleys, des nächst Darwin größten Biologen Englands im verflossenen Jahrhundert. Eine eigentliche Erziehung hat er überhaupt nicht gehabt. ‚Ich hatte', sagt er selber, ‚während zweier Jahre eine Hölle (pandemonium) von Schule (zwischen acht und zehn), und danach weder Hilfe noch Teilnahme auf

irgendeinem geistigen Gebiet, bis ich das Mannesalter erreichte.' Von seinem zehnten Jahre an war er sich selber überlassen. Allerdings hatte er von seinen Eltern zwei Gaben mitbekommen, die für einen künftigen Mann der Wissenschaft, der sich selber seinen Weg bahnen mußte, von der größten Wichtigkeit waren, von dem Vater ‚jenen Grad zähen Festhaltens an einem Vorsatz, den unfreundliche Beobachter bisweilen Eigensinn nennen', von der Mutter ‚Raschheit des Denkens'. Mit zwölf Jahren wachte er in seinem Bett, um Huttons ‚Geologie' zu lesen, mit fünfzehn verschlang er Hamiltons ‚Logik' und mit sechzehn kam er unter den Einfluß Carlyles. Dieser wurde für ihn der Anlaß, Deutsch zu lernen, wie er früher schon Französisch gelernt hatte. Mit siebzehn Jahren trat er in eine medizinische Schule ein, wo er von dem Lehrer der Physiologie sehr starke Anregungen empfing, und während dreier Jahre mit ungewöhnlicher Energie arbeitete. Mit zwanzig Jahren bestand er mit Auszeichnung das Baccalaureatsexamen; er hatte damals schon jene Zellenschicht in der Wurzelscheide des Haares entdeckt, die heute noch seinen Namen trägt.

Wir übergehen den großen Chemiker Michael Faraday, den Sohn eines Schmieds, der bei einem Buchbinder in der Lehre war, bis ihm Sir Humphry Davy eine wissenschaftliche Tätigkeit ermöglichte, um uns einem Manne zuzuwenden, der, aus den Reihen der Steinhauer hervorgegangen, sich unter den Vertretern der englischen Literatur wie unter denen der englischen Naturwissenschaft einen geachteten, ja gefeierten Namen errungen hat. Es ist dies Hugh Miller, dessen Andenken der bekannte Geolog Sir Archibald Geikie bei seiner Jahrhundertfeier 1902 in begeisterten Worten huldigte. In seiner Jugend war er wild, eigenwillig und unfügsam. Als man ihn zur Schule tat, kam es bald zu einem heftigen Zusammenstoß mit dem Lehrer, weshalb er sie verlassen mußte. Als Knabe schon war er ein scharfer Beobachter der Natur und sammelte Muscheln und Steine; stärker jedoch war seine Hinneigung zur Literatur. Mit siebzehn Jahren wurde er zu einem Steinhauer in die Lehre getan, wo er seine jugendliche Widerspenstigkeit ablegte und ein ausgezeichneter Arbeiter wurde. Im Steinbruch, wo er auf dem Grunde Wellenspuren entdeckte, erwachte sein Interesse für Geologie. Nach dreijähriger Lehrzeit wurde er Geselle und arbeitete als solcher in verschiedenen Teilen Schottlands. Mit siebenundzwanzig Jahren veröffentlichte er ‚Gedichte, geschrieben in den Mußestunden eines Steinhauergesellen', die wenig beachtet wurden; einen starken Erfolg erzielte er dagegen mit Briefen über das Leben des Fischers zur See, die zuerst in einer Zeitung, dann in Buchform erschienen. Sie waren glänzend geschrieben und bewiesen, daß ihr Verfasser sich an den besten englischen Autoren gebildet hatte. Man wurde aufmerksam auf ihn und fand, daß dieser Steinhauer, der die Dreißig schon überschritten hatte, doch zu bedeutend sei, um dauernd Tür- und Fenstergewände zu behauen oder selbst Grabschriften einzuschneiden, worin er eine große Geschicklichkeit besaß. Als daher die Zweigniederlassung einer Handelsbank in seiner Vaterstadt Cromarty errichtet wurde, stellte man ihn als Buchhalter an. Das Jahr darauf veröffentlichte er ‚Szenen und Legenden aus dem Norden Schottlands oder sagenhafte Geschichte von Cromarty', nach dem Urteile eines englischen Kritikers ein Buch, ‚das ebenso bemerkenswert ist wegen der Mannigfaltigkeit seines sagenhaften Inhalts, als wegen seines bewundernswerten Stils'. In jener Zeit war wieder einmal ein heftiger Kampf innerhalb der schottischen Kirche entbrannt. Miller, bei dem ein natürliches religiöses Gefühl während seiner Gesellenzeit durch einen Prediger in Edinburg

noch wesentlich gesteigert worden war, gehörte zur volkstümlichen, der sogenannten ‚Free Kirk'-Partei und trat für sie mit zwei durchschlagenden Flugschriften ein. Als daher diese Partei im Jahre 1840 ein Blatt zur Vertretung ihrer Ansichten gründete, richtete sie naturgemäß ihre Augen auf Miller und suchte ihn als dessen Leiter zu gewinnen. Nachdem er fünfzehn Jahre Steinhauer und sechs Jahre Bankbuchhalter gewesen, übernahm er mit achtunddreißig Jahren die Redaktion des ‚Witneß' und führte sie bis zu seinem sechzehn Jahre später erfolgten Tod. In dieser Tätigkeit war er ungemein erfolgreich. Nach einem Biographen ‚drückte er dem Blatt sehr bald das Gepräge seiner Persönlichkeit auf und machte einen tiefen und dauernden Eindruck auf das schottische Volk'. Es verdient Hervorhebung, daß die Artikel des ehemaligen Steinhauergesellen sowohl durch ihren Inhalt wie durch ihre glänzende literarische Form Aufsehen erregten. Naturwissenschaftliche Studien waren seit Jahren immer die Erholung seiner Mußestunden gewesen, und er hatte in letzter Zeit manches aus diesem Gebiet in seinem eigenen und in andern Blättern veröffentlicht. 1840 trat er mit seinem ersten größeren wissenschaftlichen Werke: ‚Der alte rote Sandstein oder neun Spaziergänge in einem alten Feld' hervor, das, um wieder ein fremdes Urteil anzuführen, ‚die Geologen belehrte und entzückte'. Neben seiner journalistischen Tätigkeit hat er noch Zeit zur Abfassung von einem Dutzend Werken gefunden, die zum Teil erst nach seinem Tod erschienen. Sie sind teils rein wissenschaftlich, teils rein theologisch, teils bewegen sie sich auf dem Grenzgebiet zwischen Naturwissenschaft und Religion, wie die ‚Fußspuren des Schöpfers' und das ‚Zeugnis der Felsen', teils sind es Unterhaltungsschriften: Erzählungen, Skizzen und Reiseeindrücke. Über die geologischen Arbeiten, um die es sich für uns vor allem handelt, hat der schon erwähnte Sir Archibald Geikie gesagt, die Geologie habe die Schuld, die sie gegen Miller für die Vertiefung des Interesses für geologische Forschung habe, noch nicht gebührend abgestattet; was Eleganz der Erzählung, vereint mit Klarheit und Lebhaftigkeit der Beschreibung anbetreffe, so kenne er im ganzen Bereich der wissenschaftlichen Literatur keine Schriften, die denen Millers überlegen wären oder ihnen auch nur gleichkämen.

Im ‚Alten roten Sandstein' war Miller ein Entdecker, der unsere Kenntnis organischer Reste durch mehrere Glieder einer großen Fischfamilie vermehrt, deren eines jetzt den Namen Pterichthys Milleri führt. Und auch die Flora des roten Sandsteins und des Oolithen lehrte er vielfach besser kennen.

Wir sind in Deutschland gewohnt, daß selbständige wissenschaftliche Forschungen nur an den Universitäten oder wenigstens von ihren ehemaligen Zöglingen betrieben werden. Denn nur dort, wird uns ja versichert, erhält man die nötige wissenschaftliche Schulung und lernt methodisch arbeiten. Wie es in dem Punkte mit Hugh Miller stand, dafür haben wir das Zeugnis keines Geringeren als Huxleys. ‚Je mehr ich die Fische des „Alten roten Sandsteins" studiere,' schreibt er zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Buches, ‚um so mehr bin ich überrascht von der Geduld und dem Scharfsinn, die in Hugh Millers Forschungen sich offenbaren, und von der natürlichen Einsicht, die in seinem Fall die Stelle spezieller, anatomischer Kenntnisse ausgefüllt zu haben scheint.' ‚Methode' heißt eigentlich ‚Weg' und bedeutet das Verfahren zur Lösung einer wissenschaftlichen Aufgabe. Wer sonach die Natur einer wissenschaftlichen Aufgabe richtig erkennt und dadurch imstande ist, sie zu lösen oder wenigstens ihre Lösung zu fördern, hat damit in höherem Sinne auch Methode, und in

nichts zeigt sich so sehr der wirklich wissenschaftliche und wenn man will methodische Kopf als darin, daß er mit unvollkommenen Hilfsmitteln, bei beschränktem Material und selbst bei mangelhafter Ausbildung richtige, wenn auch vielleicht unvollständige Resultate erhält. Was man gewöhnlich Methode nennt, ist hergenommen von dem bei der Erzielung früherer Ergebnisse angewandten Verfahren und kann auch nur auf ähnliche Aufgaben übertragen werden, bewirkt also auch nur eine Erweiterung unserer Kenntnisse im einzelnen, nicht aber einen wirklichen wissenschaftlichen Fortschritt. Damit ein solcher erfolge, ist erforderlich, daß jemand ein neues Problem sieht und löst und damit das Material liefert, mit Hilfe dessen andere wieder die Methode für die Lösung derartiger Aufgaben ableiten.

In Deutschland stellt wohl das merkwürdigste Beispiel von Autodidaktentum aus neuester Zeit Theodor von Bernhardi dar. Man hätte erwarten sollen, daß die hochgebildete und selber literarisch tätige Schwester Ludwig Tieds, die in zweiter Ehe einen baltischen Edelmann von Knorring geheiratet hatte, dafür Sorge tragen würde, daß ihr einziger Sohn einen ausreichenden Unterricht erhielte. Es war natürlich, daß in den ersten neun Lebensjahren des Knaben, wo das Ehepaar ein etwas nomadenhaftes Dasein führte und zuerst in Rom, dann in Wien und schließlich in München seinen Aufenthalt nahm, nicht viel geschehen konnte und man sich begnügte, ihm durch einen Hofmeister das Schreiben und Lesen beibringen zu lassen. Im Jahre 1812 zwangen die Verhältnisse Herrn von Knorring, mit seiner Familie nach den Ostseeprovinzen zurückzukehren. Dort verbrachte der junge Bernhardi auf einem einsamen Gutshof die nächsten sechs Jahre, die Zeit von seinem zehnten bis zu seinem sechzehnten Jahr. Hier blieb der Knabe ganz sich selber überlassen. Um seine geistige Ausbildung bekümmerte man sich überhaupt nicht und schien zu erwarten, daß er alle Kenntnisse, die er einmal bedürfen könnte, sich selber aneignen werde, ja man kam ihm nicht einmal darin entgegen, daß man ihm durch Beschaffung passender Bücher sein Studium erleichterte. So las er denn und arbeitete durch, was er gerade zur Hand hatte. ‚Ich besaß‘, erzählte er, ‚Bröders lateinische Grammatik, und es schien vorausgesetzt zu werden, daß ich mich damit beschäftigte. Ob ich es wirklich tat und in welcher Weise, dem fragte niemand nach. Ich tat es aber zuletzt aus eigenem Antrieb und arbeitete nun, wie das Interesse für die Sache wuchs, eine Reihe von Jahren mit einem leidenschaftlichen und zugleich ausdauernden Fleiß, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht. Wochenlang konnte man mich während dieser Jahre nicht zu einem Spaziergang ins Freie bewegen.‘ Bei seinem ‚leidenschaftlichen Interesse für die Sachen‘ eilte er alsbald zu den Autoren und erwarb sich auch rasch die Fähigkeit, ‚mit Leichtigkeit zu lesen, zu verstehen und zu übersetzen‘, wenn auch seine Kenntnisse der streng wissenschaftlichen Grundlage entbehrten. In ähnlicher Weise trieb er Französisch, Italienisch, Spanisch und Englisch, während er mit dem Griechischen nicht allein fertig wurde. Der Kreis fremdländischer Autoren, die er bis zu seinem sechzehnten Jahr, wo er Esthland verließ, in ihrer eigenen Sprache gelesen hatte, war sehr groß. Er umfaßte u. a. die lateinischen Schulschriftsteller, die französischen Dichter der klassischen Zeit, Petrarca, Dantes Hölle, einige Novellen des Cervantes und Hitas ‚Bürgerkriege von Granada‘. Ebenso arbeitete er sich auch durch die Geometrie und die ebene Trigonometrie bis zur sphärischen durch und stieg in der Algebra bis zu Logarithmen und zur Buchstabenrechnung empor.

Daneben machte sich aber, wie er erzählt, ‚die Anlage meines eigenen, wenn ich nicht irre, ganz der Geschichte und dem Verständnis der Dinge vermöge ihrer Geschichte zugewendeten Wesens geltend'. Er las daher die mancherlei historischen Bücher, die er im Hause seiner Eltern vorfand, gewissenhaft durch, allein sie waren nicht immer vollständig und zum Teil auch veraltet, während er die neuesten und besten Werke entbehren mußte. Seine Absicht war, Soldat zu werden, sein Interesse mußte sich daher besonders auf die Kriegswissenschaft richten. Ihrer Ausführung stellten sich jedoch unerwartete Hindernisse entgegen, und er hat nie bei einer Truppe gestanden. Es ist nun sehr lehrreich, zu sehen, wie der Knabe, dem jede Anschauung von Truppenbewegungen, Befestigungswesen und Wirkung der Artillerie fehlt, sich doch ein Bild von alledem zu machen und die wichtigsten neueren Feldzüge und die Kunst der großen Feldherrn der Neuzeit zu verstehen sucht. Gewiß werden ihm hierbei Fehler mitunterlaufen sein, die er durch spätere Studien berichtigt hat. Immerhin führten auch hier Begabung und Ausdauer zum Ziel. Als er als gereifter Mann die Beschäftigung mit der Militärgeschichte wieder aufnahm und mit größeren Arbeiten darüber an die Öffentlichkeit trat, ward ihm die unbedingte Anerkennung Moltkes zuteil. Er bezeichnete Bernhardi als den ‚bedeutendsten militärischen Schriftsteller der Neuzeit'.

Man sieht, auf den verschiedenen Gebieten haben Leute es ermöglicht, Tüchtiges, ja Großes zu leisten, obwohl sie für die Entwicklung ihrer Anlagen wesentlich auf die eigene Tatkraft angewiesen waren und wenig Förderung durch Unterricht und Anweisung erfuhren. Wir hätten damit wieder eine Bestätigung für einen alten Satz Edward Youngs, des Verfassers der ‚Nachtgedanken' und Vaters der Genielehre unserer Sturm- und Drangperiode, erhalten. Das Genie bestimmt nämlich Young als ‚die Macht, große Dinge zu vollführen ohne die Mittel, die allgemein zu diesem Zweck für nötig gehalten werden'. Voraussetzung ist dabei immer eine entschiedene Begabung, die als solche schon den Drang zu ihrer Betätigung und die Fähigkeit, auch ungünstige Umstände für ihre Ausbildung auszunützen mit sich bringt, dazu eine unbezwingbare Ausdauer, die sie über alle Hindernisse, die ihr dabei entgegentreten können, Herr werden läßt. ‚Die Götter haben mich mit der Gabe beschenkt, daß ich auch bei trockenen Studien die Geduld nicht verliere,' schreibt der sechzehnjährige Bernhardi an seinen Oheim, den Bildhauer Tieck, indem er ihm von seinen Studien und Plänen Mitteilung macht. Ähnliche Beispiele einer durch nichts abzuschreckenden Energie in der Verfolgung ihrer Bildungsziele sind uns auch bei Burns und anderen der hier besprochenen Männer begegnet und würden sich bei allen aufweisen lassen. Dadurch verliert auch die ganze Erscheinung viel von ihrem wunderbaren Charakter, den sie auf den ersten Anblick zu besitzen scheint. Sieht man nämlich von der alleruntersten Stufe ab, so ist das Unterrichten ja nicht so sehr ein Übermitteln fertiger Kenntnisse, als ein Anleiten, etwas schon Erkanntes von neuem zu erkennen, setzt also nicht ein rein passives Verhalten, sondern ein gewisses Maß von Selbsttätigkeit auf seiten des Lernenden voraus. Und zwar ein um so größeres, je mehr dieser den Wegen des ursprünglichen Entdeckers nachzugehen sucht und, statt sich mit der gegebenen Lösung zu begnügen, die verschiedenen möglich scheinenden Lösungsarten selber alle durchdenkt. Erst wo diese höhere Selbsttätigkeit im Unterricht geweckt wird, entfaltet er seinen vollen Nutzen. Freilich hat ein solcher Schüler vor dem Autodidakten voraus, daß ihm ein Lehrer zur Seite steht und ihm

über die auftretenden Schwierigkeiten weghilft. Aber es ist weiter nicht auffallend, daß große Begabung und Ausdauer — mit diesen haben wir ja immer gerechnet — sie auch ohne fremde Hilfe überwinden können. Gehen wir erst zu den höheren Stufen über, wo es sich um die Ausbildung eigener Ansichten, die Entwicklung selbständiger Ideen in Philosophie, Kunst, Literatur und Wissenschaft handelt, so spielt der unmittelbare Einfluß des Lehrers, seine Einwirkung auf den Schüler durch das gesprochene Wort heutzutage im ganzen eine recht untergeordnete Rolle. Und wenn Huxley es sich zum Vorwurf macht, daß er sich nur an einen einzigen seiner Lehrer so angeschlossen, daß er wirklich nachhaltige Förderung von ihm erfahren könnte, so möchten wir seinen Fall noch als einen der günstigeren betrachten. Weit öfter kommt es vor, daß ein unabhängiger Denker, der neue Erkenntnisse ahnt, blind tastend seinen Weg sucht, ohne Rat und Aufmunterung bei seiner Umgebung zu finden, und vielleicht nur aufrecht gehalten durch das eine und andere bedeutende Wort, das aus weiter zeitlicher oder räumlicher Ferne von einem gleichstrebenden Geist zu ihm herüberdrang. Das Buch hat gerade für diese höchsten Formen geistiger Wirkung das gesprochene Wort beinahe ersetzt. ‚Die wahre Universität der Gegenwart‘, hat schon vor siebzig Jahren Carlyle gesagt, ‚ist eine Sammlung von Büchern,‘ und er durfte das sagen, da er ihnen seine Bildung verdankte. Uns will bedünken, daß man diese Tatsache anerkennen und doch dem heutigen Universitätslehrer noch ein sehr ausgedehntes und ergiebiges Feld für seine Tätigkeit einräumen könne — vorausgesetzt, daß er nicht den Ehrgeiz hat, Schüler im landläufigen Sinne zu erziehen, sondern vielmehr den, ihnen an die Hand zu gehen und ihnen behilflich zu sein, s i c h s e l b e r zu bilden. Da kann er ihnen dann allerdings manches sein, was sie in einem Buche nie und nimmer finden können. Er kann ihnen den Zugang zur Wissenschaft eröffnen und sie über die Natur der Probleme und über den Stand der Forschung aufklären; er kann ihren besonderen Bedürfnissen Rechnung tragen und ihnen dadurch viele Umwege, viel Zeit- und Kraftverlust sparen; er kann ihre Fortschritte verständnisvoll fördern und sie zur geistigen Selbständigkeit erziehen; er kann sie einen Blick in seine eigene geistige Werkstatt tun und an seinem Forschen teilnehmen lassen — und er wird seinen Lohn darin erblicken, daß sie mit Hilfe der von ihm selber gegebenen Anregungen wie der Wissensquellen, die er ihnen erschlossen, zu eigenen wissenschaftlichen Persönlichkeiten heranreifen. —

Doch kehren wir wieder zu unserm Ausgangspunkt zurück. Die Behauptung, daß die Minderwertigkeit der Leistungen der Frauen von ihrem schlechten Schulunterricht herrühre und mit einer Besserung dieses sofort verschwinden müsse, wird nach den vorausgegangenen Ausführungen einer besonderen Erörterung nicht mehr bedürfen. Ja, der Verfasser will nur gestehen, daß es auf ihn als einen wahren Freund der Frauenbildung und gebildeter Frauen immer einen geradezu niederschmetternden Eindruck gemacht hat, wenn er sie von Vorkämpferinnen der Frauenbewegung mit solchem leidenschaftlichen Ungestüm vorbringen hörte — ohne daß sie ahnten, welch gewichtiges Argument sie ihren Gegnern damit in die Hände geben. Der lange Leidenszug unterdrückter weiblicher Genies, die nur deshalb verkümmerten, weil ihnen die Bildungsanstalten der Männer verschlossen waren, und der in den Reden so vieler Frauenrechtlerinnen aufzieht, wobei die jeweilige Rednerin sich im Geiste immer als dessen Führerin sieht, darf unbedenklich in

das Reich der Fabel verwiesen werden. Der Aberglauben an die Allmacht der Schule sitzt ja uns Deutschen allen tief im Blute — bei manchen Frauen nimmt er aber oft geradezu beängstigende Formen an.

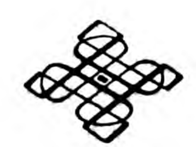
Ungerecht scheint es uns auch, wenn man fortwährend unsere Gymnasien als Bildungsanstalten auf Kosten der höheren Mädchenschulen erhebt. Einiges leisten diese doch auch und nicht einmal schlecht. Sie bringen den Durchschnitt der Schülerinnen dahin, daß sie französische und englische Autoren ohne Anstand lesen und sich mit einer gewissen Leichtigkeit in beiden Sprachen ausdrücken können. Das ist doch nichts Geringes! Alle Werke, die die drei größten Literaturvölker der Neuzeit hervorgebracht oder sich in Übersetzungen angeeignet haben, sind ihnen zugänglich, viele auch erreichbar, und überdies können sie mit den Bewohnern Frankreichs und Englands in mündlichen Gedankenaustausch treten. Welche ungeheuren Bildungsmöglichkeiten sind hier gegeben, und woran liegt es, daß sie nur so selten wirklich ausgenutzt werden?

Über das Gymnasium als Bildungsanstalt darf man schon eher skeptische Ansichten hegen. Den größten Teil der verfügbaren Zeit widmet es den alten Sprachen, und in diesen erreicht es eben so viel, daß die Schüler mit fleißiger Benutzung des Wörterbuchs einen griechischen und lateinischen Autor verstehen können. Nun liegt es aber doch mit den großen antiken Autoren so wie mit unsern großen Deutschen, etwa Goethe, daß ein Jüngling von etwa achtzehn Jahren ihnen nicht gerecht werden und ihnen nur wenig abgewinnen kann. Der altsprachliche Unterricht könnte also erst dann seinen vollen Nutzen bringen, wenn der ehemalige Gymnasiast in reiferen Jahren, sagen wir mit fünfundzwanzig, dreißig oder später, seinen Tacitus, seinen Plato und die griechischen Tragiker wieder vornähme. Aber dieser Fall tritt, von den eigentlichen Philologen und Gelehrten abgesehen, bei tausend Gymnasiasten höchstens einmal ein, während die ehemaligen Mädchenschülerinnen doch noch oft ein französisches oder englisches Buch zur Hand nehmen, wenn auch meistens nur einen Roman. In England ist es dagegen nichts Seltenes, daß ein Arzt, ein Jurist, ein Geistlicher oder ein Parlamentarier in seinen Mußestunden die klassischen Schriftsteller wieder hervorholt, und noch mehr war dies der Fall vor hundert Jahren, wo eine große Parlamentsrede des Schmuckes griechischer oder lateinischer Zitate nicht leicht entraten konnte, und der Marquis von Wellesley, der Bruder des Herzogs von Wellington, einer der führenden Staatsmänner, in hohem Alter noch eine formvollendete, wenn auch etwas schwülstige, lateinische Grabschrift in Versen auf einen Freund verfaßte, und Lord Melbourne, der bekannte Staatsmann und erste Minister der Königin Viktoria, als einer der besten Kenner der Patristik geschätzt war. In England ist der altsprachliche Unterricht noch ein wirklicher Bildungsfaktor, in Deutschland wird man einen solchen in ihm nur in sehr beschränktem Umfang sehen dürfen. —

Während man in England, wie man dort neuerdings klagt, vielleicht zu wenig unterrichtet, geschieht in Deutschland darin des Guten sicherlich zu viel, und es gilt für einen Triumph der Pädagogik, auch den Mäßigbegabten zu einer bestimmten Höhe zu bringen, die nur den Fähigeren vorbehalten schien. Wahrlich, keine unbedenkliche Sache! Die geistige Kapazität des Schülers, die Fassungskraft seines Gehirns, sollte die Grenze bezeichnen, bis wohin der Unterricht gehen dürfte: wird diese nicht innegehalten, so erzielt man, daß er sich etwas mühsam aneignet, ohne es wirklich zu verstehen, daß er nur Kennt-

nisse, aber kein Urteil mehr hat. Dieser Fall tritt bei den Schülern unserer höheren Lehranstalten — wenigstens für einzelne Fächer — viel häufiger ein, als man glaubt, und er würde auch weit mehr bemerkt werden, wenn sie nicht nach dem Verlassen der Schule alsbald den ihnen beigebrachten Lernstoff zu einem großen Teil wieder glücklich vergäßen. Die Nachteile dieser nicht mehr im richtigen Verhältnis zu der natürlichen Intelligenz stehenden Ausbildung scheint man in Deutschland zu unterschätzen; in England hat man dagegen ein scharfes Gefühl dafür. Öfters habe ich schon dort die folgende Anekdote von dem Herzog Wellington angeführt gesehen. Diesem war für einen bestimmten Posten ein Mann empfohlen worden, der die besten Examina gemacht hatte, überhaupt über sehr gute Zeugnisse verfügte. Wellington ließ ihn zu sich kommen und hatte eine längere Unterhaltung mit ihm, in der er feststellte, daß jener in der Tat über die ihm bescheinigten Kenntnisse verfügte. Dennoch wies er ihn zurück als unbrauchbar mit der Begründung: ‚Sie sind überunterrichtet für Ihren Verstand' (You are overeducated for your intellect). Wann werden wir in Deutschland endlich einmal dahin kommen, daß wir die Leute, die überunterrichtet für ihren Verstand sind, nach ihrem wirklichen Werte einschätzen?

Sollte dies Wort Wellingtons nicht auch den Eifererinnen zu denken geben, die immer nach erhöhter Frauenbildung rufen und am liebsten jedes leidlich gescheite Mädchen durch das Mädchengymnasium oder das Lyzeum hetzten, um es für das akademische Studium reif zu machen? Was wird das vermutliche Ergebnis dieses steten Drängens und Treibens sein? Bei dem rührenden Eifer, den die den höheren Studien zustrebenden Mädchen entfalten, bei ihrem geduldigen Fleiß, der auch die ihnen widerstrebendste Materie zu meistern sucht, und namentlich bei ihrer größeren Nachgiebigkeit, die weniger leicht, als dies bei Knaben der Fall, gegen erzieherischen Zwang rebelliert, besteht die Gefahr, daß wir künftig eine große Anzahl Mädchen auf der Universität sehen werden, die auch overeducated for their intellects, im Verhältnis zu ihrem natürlichen Verstand zu viel unterrichtet worden sind. Zum mindesten muß ich gestehen, daß meine eigenen Beobachtungen und die von Freunden und Kollegen mir diese Gefahr als etwas sehr ernst zu Nehmendes erscheinen lassen.



Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach (Fortsetzung)

Durch den Tod des Papstes war Benjamin genötigt, seine Sehnsucht nach Absolution noch ein letztes Mal mit Geduld zu beschwichtigen, und den Gang der Weltgeschichte abzuwarten, bevor er hoffen durfte, in den Frieden, den er suchte, einzugehn.

In dieser Zeit erinnerte er sich eines Tages der Begegnung mit Benedetto Accolti, und dessen Einladung, an den Gebeten der ‚Felswächter' für die Wahl eines Papstes, der ein Heiliger wäre, teilzunehmen. Auch forderte er Felice auf, ihn dahin zu begleiten; dieser aber wandelte bereits selig in der Gunst des Kardinals Medici, der Gefallen an seinem zierlichen Talent sowohl als an seinem bescheidenen Wesen gefunden hatte, und entschlossen war, ihn für seine Dienste heranbilden zu lassen; die großen Meister waren dem Kardinal ihres unleidlichen Dünkels halber wenig genehm.

Felice also fühlte sich der Erfüllung seiner kühnsten Träume greifbar nahe, und lehnte Benjamins Zumutung, das Gemüt in überhitzte, vielleicht sogar frevelhafte Exaltationen zu stürzen, mit Widerwillen ab. Als ein guter Katholik sprach er täglich sein Gebet um einen gottgefälligen Oberhirten, schlug das Kreuz dazu, und riet Benjamin ein Gleiches zu tun und sich damit zu begnügen.

Benjamin dagegen war begierig, alle Frömmigkeit Roms, wo auch immer sie sich ihm darbot, in sich aufzunehmen.

Um die Stunde des Aveläutens stand er vor dem Inquisitionspalast und betrachtete die trotzig drohende Feste mit beklommenen Empfindungen. Er, der Reuige, durfte im Lichte der Freiheit atmen, aber hinter diesen Gittern saßen die Verstockten, hinter jenen stöhnte ein Gefolterter, ächzte ein vielleicht durch Michele Ghislieri Inquirierter und Gerichteter seinem Armsündertode entgegen.

Schaudernd wandte sich Benjamin vom Platz in die Gasse, und suchte das mit dem Felsen bezeichnete Haus. Auf sein Klopfen öffnete Benedetto vorsichtig einen Spalt und fragte nach dem Begehr.

‚Es war Nacht, als du mich vor der Porta del Popolo zu deinen Gebeten ludest', antwortete Benjamin, von der heimlichen Art betroffen, und betroffen auch von dem unsteten Blick und den welken, greisenhaften Zügen seines Gastgebers, der dennoch ein Jüngling war. Doch belebte sich bald Benedettos Gesicht, die Augen sammelten sich mit Glanz und Freude auf den neuen Ankömmling, die Tür wurde kräftig aufgestoßen und Benedetto führte Benjamin durch einen dunklen Gang in den ‚Betsaal', der gleichfalls vom Außenlichte abgeschnitten war, und den vier brennende Pechfackeln beleuchteten und erwärmten.

Als Benedetto mit dem Fremden eintrat, hoben sich sechs oder acht blasse Knabengesichter in die Höhe, während die Lippen nicht aufhörten, zu murmeln und die Knie fest am Erdboden hafteten.

Benjamins Blicke schweiften von einem zum anderen, und erkannten in allen die gleiche Überschwenglichkeit des Ausdrucks, ohne zu unterscheiden, ob der Finger Gottes, oder irgend ein inneres Gebresten ihnen das seltsame Siegel auf die jungen Stirnen gedrückt hatte.

Indem er noch die ‚Gemeinde' betrachtete, wurden seine Augen von zwei fremden, adlerscharfen angezogen, die einem verwachsenen Männchen zugehörten, das seitlich in einem prunkhaften Sessel thronte und von da aus mit aufrechter Würde die Versammlung beherrschte. Wäre Felice zugegen gewesen, er würde in ihm Don Niccolò, den Sterndeuter, erkannt und damit begriffen haben, daß, mochte auch Accolti Seele, Glut und Rede leihen, doch jener der heimliche Erzeuger dieser Heiligenbeschwörung war.

Benedetto Accolti bestieg, nachdem er Benjamin einen Betschemel angewiesen hatte, die Rednerbühne, warf sich dort mit großer Gebärde auf die Knie und begann mit geschlossenen Augen und erhobenen Händen zu beten:

‚Herr, wer sind wir, daß wir vor dich kommen dürfen mit unsren Klagen, daß wir unser Elend ausbreiten dürfen vor deinem Angesicht! Der du alle Dinge kennst und unsre Schmach mit ihnen, willst dennoch, daß wir unser Herz ängstigen, unsren Mund auftun, und unsre Stimme mit Flehn zu dir erheben:

Siehe Herr, sie sind versammelt, die der Christenheit den Vater, die deiner Herde den Hirten bescheren sollen. Zeichne du selbst den Heiligen unter ihnen, daß er gewählt aus ihrer Mitte in die Helle des Tages hervortrete.

Umschließt aber ein ferner Palast, eine einsame Hütte, die Höhle eines verborgnen Felsens deinen Heiligen und Erwählten, so sende einen Engel nieder, daß er die Väter belehre. Herr, gedenke deiner Verheißungen, die du mir geoffenbart hast; die Zeit ist gekommen, in der Griechen und Türken, Heiden und Ketzer von ihrer Blindheit befreit werden sollen: Der Heiligenschein, der vom Stuhle Petri ausstrahlt, wird ihre Nacht erhellen, wird die Verirrten locken, zu ihrem Vater zurückzukehren.

Heiliger Petrus, bitte für uns, Heiliger Petrus, bitte für uns, Heiliger Petrus, bitte für uns!'

Als Benedetto an dieser Stelle das Gebet unterbrach, hob sich Don Niccolò in seinem Sessel in die Höhe, und sprach, wie er pflegte, ein wenig heiser, aber durchdringend:

‚Brüder, irgend ein Brausen wie das des Meeres oder das einer

bewegten Volksmenge ist vom Petersplatz zu meinen Ohren gedrungen. Gehe einer hinaus und sehe zu, ob sich, während wir beteten, das Wunder vollzogen hat.‘

Ein schöner, schwärmerischer Jüngling, der Don Niccolò zunächst kniete, erhob sich und verließ den Betsaal; schon nach wenigen Augenblicken kehrte er mit geröteten Wangen und wogender Brust zurück.

Strahlend verkündete er:

‚Habemus papam!‘

Sofort sah sich der Bringer der Neuigkeit von einer Schar Atemloser umringt:

‚Wer ist es? Wer ist es!?‘

Nur Don Niccolò blieb an seinem Platze, auf die Sessellehnen gestützt stehen, sah aber unverwandt und blaß wie der Tod dem Jüngling auf die Lippen.

‚Es ist der Kardinal Cervini‘, sagte dieser.

Don Niccolò ließ sich in den Stuhl zurückfallen und zog aus seiner Tasche eine zusammengefaltete Sternkarte hervor, die er selbst nach seinen Entdeckungen gefertigt hatte, und die er jetzt vor sich auf dem Schoße ausbreitete und eifrig studierte.

Benedetto Accolti näherte sich ihm und sagte bescheiden, nachdem er lange gewartet hatte:

‚Der Kardinal Cervini ist ein edler, vielleicht ein heiliger Mann; ist e r es, der da kommen sollte?‘

Don Niccolò hob den Kopf, hielt den Finger auf die Sphäre der Venus und antwortete ohne Zweifel:

‚Er ist es n i c h t. Er leuchtet milde wie der Abendstern, aber die Erde ist seines himmlischen Glanzes unwürdig. Indem sie zu ihm aufblickt, entschwebt er in die Sphäre der reinen Geister!‘

‚Ein Heiliger, und dennoch nicht für uns?‘ stammelte Accolti entsetzt.

Niccolò faltete die Sternkarte wieder zusammen, verbarg sie in seiner Brusttasche, stand auf und antwortete:

‚Rot wie das Licht des Jupiter, und wie die Farbe von Blut und Feuer wird der Heiligenschein glänzen, dem die Türken nicht widerstehen und die Ketzer nicht widersprechen können!‘

Damit schritt der kleine Prophet der Gemeinde der Felswächter sowie dem Neuling Benjamin voraus auf die Gasse und durch die Menge der knienden Menschen bis vor die ersten Treppenstufen der Peterskirche, wo sie in grenzenloser Devotion herab von der Höhe der Loggia den Segen Marcellus II. empfingen.

◆ ◆ ◆

Don Niccolò, der Sterndeuter, hatte wahr gesprochen. Der neue Papst hatte eben erst sein Pontifikat mit segensreichen Erlässen und nur im Himmel gezählten guten Werken begonnen, als der Tod seine schöne Seele zur Ewigkeit befreite.

Bestürzt sahen sich die Genossen seiner Zeit aufs neue ihres Vaters und Führers beraubt, und aufs neue beteten alle Christgläubigen um eine gute Wahl, während die Kardinäle sich im Vatikan verbargen.

Auch die Felswächter fanden sich wieder allabendlich in ihrem Betsaal zusammen, wo sie mit glühender Hingabe den Heiligen mit dem blutroten Scheine vom Himmel erflehten.

Benjamin besuchte sie von Zeit zu Zeit, teils durch die Katholizität ihres Strebens angezogen, teils durch die Maßlosigkeit ihrer Geste abgestoßen.

Als die Wahl des Kardinals Caraffa bekannt geworden war, saß Don Niccolò wie wenige Wochen früher bei der Verkündigung Marcellus II. tief über seiner Sternkarte gebeugt, und war wie damals von Benjamin und der Gemeinde in um so fieberhafterer Spannung umstanden, je länger und scheinbar ratloser er über der Konstellation des neuen Papstes brütete. Der Schweiß brach dem unglücklichen Propheten aus den Poren, sein Finger fuhr planlos von einer Sphäre in die andere, bis sich Niccolò erschöpft im Sessel zurücklehnte und — sei es um zu ruhen, sei es, um Accoltis wild fragende Blicke für die Dauer eines tiefen Atemzuges los zu sein — die Augen schloß. Aber Benedettos Begierde zu erfahren, ob Paul IV. der Rechte sei, der Gesandte des Herrn in der Fülle der Zeit, war zu groß, als daß er noch durch Gebärden gefragt hätte, nachdem Don Niccolò sich einfältig — listig den Eindrücken des Gesichtes entzogen hatte. Sah er nicht länger Benedettos Qual, so sollte er sie denn hören:

‚Der Kardinal Caraffa ist ein heiliger Mann‘, schrie Accolti.

Don Niccolò öffnete die Augen zur Hälfte und antwortete mit matter Stimme:

‚Caraffa ist ein heiliger Mann, und sein Stern leuchtet rot wie das Licht des Jupiter und wie die Farbe von Blut und Feuer —‘

‚Barmherziger Gott, er ist der Rechte!‘ schluchzte Accolti und sank in die Knie.

Aber Niccolò wehrte mit zitternden Händen, und fuhr zu sprechen fort:

‚Irgend ein besudelter Teufel reißt Caraffa, dem Papste, den Strahlenkranz der Heiligkeit, der Caraffa, den Kardinal, düster aber lauter umlohte, vom Haupt.

Sein Stern irrt ab von der glanzvollen Bahn, auf der er bis über das Grab Petri gestiegen ist.

Sein Stern sinkt in Dampf und Chaos, denn nicht das Blut gerechter

Kriege gegen Türken oder Ketzer färbt sein Licht, sondern — o Schmach und Ungerechtigkeit — das Blut seiner Söhne!'

Mit hängenden Köpfen, ein jeder die wiederum vernichtete Hoffnung im Herzen begrabend, schlichen die Felswächter auf ihre Plätze im Betsaal; Benjamin indessen fühlte sich von einer plötzlichen Sehnsucht nach Tageslicht und Wirklichkeit ergriffen, tastete eilig durch den dunklen Hausflur, und erging sich auf dem Petersplatz und im warmen Schein der Maisonne.

Dort begann er sein eigenes Schicksal, das wie das Schicksal der gesamten Christenheit auf Erden nunmehr in Caraffas Hände gegeben war, zu überdenken.

Bereit, jede Buße, die der Papst ihm auferlegen würde, demütig zu erfüllen, bebte Benjamin doch vor nichts so heftig zurück, als vor dem Urteil, dem nach der Regel die entlaufenen Mönche verfielen: lebenslängliche Gefangenschaft in den Mauern des Klosters. Lieber wollte er die Füße blutig pilgern, den Rücken zergeißeln, fasten bis zur Ohnmacht und wachen bis zur Qual, — aber in der Hoffnung wollte er leiden, daß er noch einmal im Leben wirken dürfte, Zeugnis ablegen und Taten vollbringen für die katholische Wahrheit, die er verleugnet und verraten hatte.

Benjamin beschloß, Michele Ghislieri sein Inneres zu offenbaren; dieser, der Vertraute des neuen Papstes, der ihn zur Strenge beraten durfte, würde auch Gnade von ihm erwirken, wenn er darum flehte.

Mit der Wahl Pauls IV. und durch die Fürsprache Micheles neigte sich Benjamins Wartezeit bald ihrem Ende zu, und der Tag kam, an dem er in die Lorenzokapelle vor den Papst beschieden wurde; Caraffa, der alte Kardinal des heiligen Offiziums, ließ es sich auch als Papst nicht nehmen, selbst das Bekenntnis eines heimkehrenden Ketzers anzuhören.

Als Benjamin eintrat, stand der greise Papst gesenkten Hauptes am Altar, das er aber sogleich mit Schwung aufhob, und Blicke, in denen das Feuer der Jugend sprühte, auf den Bußfertigen ausgehen ließ.

Wie ein König in seiner Erhabenheit, wie ein Prophet in der Ehrfurcht seines Alters, und wie ein Priester, wie ein rechter pontifex maximus in seiner Feierlichkeit war Paul IV. anzusehn. Er erschien Benjamin als die heilige Macht selber, gegen die er sich empört, und die hier Gestalt angenommen hatte.

Der letzte Wunsch und Eigenwille entfloh aus seiner Seele. Während er mit stotternder Zunge seine Beichte ablegte, sprach das Herz in lauten Schlägen:

‚Mache mich zum armseligsten Gefangenen meines Klosters, Vater der Christenheit, nur laß mich teilhaben am Reiche Gottes auf Erden!'

Als der Papst ihm eine Wallfahrt nach San Jago di Compostella

Giorgione/Die drei Philosophen



auferlegte mit nachmaliger zehnjähriger Klosterhaft, schien ihm die Gnade zu groß, die Milde über die Maßen.

Demütig küßte er den Saum des weißen Papstgewandes, das vor seinen tränenfeuchten Augen wie das Meer der göttlichen Vergebung schimmerte, und empfing den Nachlaß seiner Sünden.

Schon am nächsten Morgen nahm Benjamin Urlaub von Michele Ghislieri, Urlaub von dem freundlichen Prior von Santa Maria sopra Minerva, sowie auch von Felice, in dem er den glücklichsten Sterblichen unter der Sonne zurückließ.

Wie er so losgebunden von der Schwere der Vergangenheit und immer im Tempo des eignen Herzschlages nordwärts wanderte, brachte er — wiewohl jetzt die Sonne sengte, wo sie im Winter und Vorfrühling sanft gewärmt hatte — die Städte und Dörfer Italiens schneller hinter sich, als vormals in Felices Begleitung.

Seine Weggesellen auf der Pilgerfahrt waren ferne Erinnerungen — fern nicht durch die Zeit, wohl aber durch die stachelüberwindenden Ereignisse und durch die Stimmung der Seele, — waren feierliche Bilder aus den Kirchen Roms, waren endlich unruhige Vorstellungen, die der Klärung bedurften, und die sich bei Tage als Mißvergnügen, bei Nacht als Versuchung einfanden.

Durch die Gnade Gottes oder durch die Härte der Buße vor fleischlichen Versuchungen bewahrt, durch seine vollzogne Konversion der Qual einer äußeren Entscheidung überhoben, lernte er jetzt die Notwendigkeit begreifen, sich alle Tage aufs neue mit dem ersten Aveläuten nach dem Geist und dem Herzen zu entscheiden, und der geistlichen Versuchungen täglich aufs neue im Gebet Herr zu werden.

Benjamin bemerkte zuerst mit Verwunderung und dann mit Seufzen, daß er auch nach der bis zur himmlischen Seligkeit deutlich empfundenen Wiedergeburt auf der Erde verblieben war.

Und eben die Süßigkeit des Gefühls, die in lichten Stunden seine Wonne war, wurde in dunklen seine Versuchung. Schloß er die Augen, und stieg, von wunderbarem Gesang getragen, von Licht und Farben übergossen, von Marmorbildern edel umrahmt, der Weihrauch der Anbetung vor seiner Seele auf, und glühte sie inbrünstig der keuschen Hostie im Golde der Monstranz entgegen, so hörten plötzlich seine Ohren Bibelworte, die Calvins schmale Lippen sprachen, und die in Genfs schmucklosen, nur in strenge Einfachheit gekleideten Kirchen widerhallten: ‚Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten!'

Dann riß Benjamin angstvoll die Augen auf und stöhnte aus Herzensgrunde über die Schwere des furchtbaren Buches, in dem Gott sich den Menschen geoffenbart hatte.

Als er die Pyrenäen durchschritt, und der nämliche Wind, der über den Montsalvatsch dahinfährt, auch seine Stirne umkühlte, brachte ein Traumgesicht seiner Seele Linderung.

Er stand auf dem Kalvarienberge, der indessen einem jener kahlen, eisgrauen Riesen glich, an denen vorbei sein Paß ihn am Tage führte, und über deren flachen Gipfeln die Adler ruhevoll kreisten.

Da hing, während der Himmel in schwermütigem Lichte trauerte, der Gottmensch am Kreuze, und, wiewohl er schon gestorben war, denn der Kriegsknecht öffnete eben seine Seite, — blickte er doch mit Heilandsaugen auf die ungleichen Gestalten nieder, die sich ihm näherten, um sein heiliges Blut aufzufangen.

Ein glänzender, in Stahl gekleideter Ritter, dem vom Haupte der Helmbusch wehte, und dessen wallender, schön gestickter Mantel von zwei Knappen getragen wurde, — der aber die Stirne in Demut senkte, und dem nur Schauer der Ehrfurcht die beklommne Brust aufhoben, trat zögernd zum Kreuz. In seinen Händen hielt er — in zitternden Händen, als fürchte er, das Kostbare, das er tragen sollte, könne ihn zu Boden drücken — eine Onyxschale, die aus einem lieblich schimmernden Stein gebildet war, und die auf Erden kein gleiches hatte.

Langsam hob der Ritter die Schale unter das rinnende Heilandsblut und schritt, als er es aufgefangen hatte, von den Knappen gefolgt, feierlich über den Kamm des Gebirges.

Inzwischen war auch ein Wanderer in schwarzem Talar unter das Kreuz getreten und hielt mit seiner freimütigen Stirn zugleich eine zinnerne Schale empor. Der Heiland in seiner unendlichen Güte ließ ihn nicht vergeblich zum lebendigen Quell seines Blutes kommen, achtete auch der dürftigen Schale nicht, sondern ergoß in sie wie in die kostbare von seinem wunderbaren Leiden und Sterben.

Als aber der schlichte Wanderer dem prunkenden Ritter böse Blicke nachsandte und danach vorwurfsvoll zum Heiland aufsah, lächelte der Erlöser der Welt und sagte entschuldigend: ‚Ich bin es nicht, der meine Ehre sucht, — ein anderer ist's, der sucht meine Ehre —‘

Da ging der schlicht Gekleidete von dem anderen, der des Heilands Ehre sucht, nicht überschattete, hin und trug sein zinnernes Gefäß mit dem göttlichen Blute darin zur Erde, unter die Menschen, — und Benjamin — wenn der Traum ihn nicht hilflos gemacht hätte — wollte rufen und schreien, denn die Angst würgte ihn, unter allerlei menschlicher Hantierung möchte der kostbare Inhalt in der schmucklosen Schale verkannt, — für irdisch wie sein Behältnis genommen und mit fremden Inhalten untermischt werden, aber zu seiner Befreiung sah er aufwärts, wo die

Onyxschale in den Wolken schwebte, und Ritter in stählernen Rüstungen bereitstanden, um sie zu verteidigen.

Als Benjamin bei Tagesanbruch im nächsten kleinen Gebirgsdorfe die Messe hörte — eine bescheidne Messe, der außer den Engeln des Himmels nur ein paar uralte Leute beiwohnten — blieben seine Augen in vollkommner Verklärung auf den heiligen Gral gerichtet. Sein Gemüt war leicht und fröhlich; denn der Grund, auf den er sich gestellt hatte, erwies sich wiederum als unverrückbar, das katholische Ideal als unveränderlich; er aber — Benjamin — schwur sich aufs neue, daß er sich dessen von nun an in jeder Anfechtung getrösten wollte.

Wirklich glich er bei seiner Ankunft vor San Jago mehr einem frohgemuten Wanderburschen als einem Pilger und Büßer, so daß die strengen Väter, die dort den Pfarrdienst verrichteten, sich erst seines Eifers und der Aufrichtigkeit seiner Reue vergewissern mußten, bevor sie ihn mit dem Segen Gottes entließen.

Somit hatte Benjamin den wie ihm dünkte leichteren Teil seiner Buße vollbracht und konnte nach Voghera zurückkehren, um dort in der Enge der Zelle und in der Ruhe in Gott still und fest zu werden; denn so mißmutig er zu Zeiten auf seiner Wanderschaft des nachfolgenden Jahrzehnts in Klostermauern gedacht hatte, so begriff er, in Voghera angekommen, doch bald, daß er eben dieser Abgeschlossenheit bedürfen würde, um die Früchte seiner Heimkehr reifen zu lassen.

Auch fiel die Freundlichkeit des Priors und die der Brüder wie Tau auf seine Seele, die nach Bruderschaft verlangte; die Brüder, die den Anblick des Sünders nicht hatten dulden wollen, reichten dem im Feuer der Buße Bewährten gern die Hand, ohne länger vor seiner Berührung zu erbeben; Prior Balthasar aber schloß den nun erst völlig wiedergeschenkten Sohn mit überströmender Liebe an sein Herz.

So genoß Benjamin das Glück des Friedens mit Gott und der Welt ungetrübt, genoß des Priors väterliche Zuneigung unbeneidet, und sah ohne Ungeduld, indem er die Zukunft für das ihre sorgen ließ, die gegenwärtigen Jahre in Saat und Ernte werden und vergehen.

Dennoch blieb der Wunsch in seiner Seele lebendig, und wuchs in der Stille mit Benjamins Kraft und Treue zugleich, der Wunsch, eines Tages als Mann zu vollbringen, was der Jüngling unterlassen hatte, nämlich im Herzen Deutschlands und mit der ihm von Gott anvertrauten Gabe der Beredsamkeit den katholischen Glauben zu predigen, dafür zu leiden, oder — und das dachte Benjamin mit geschlossenen Augen und der Demut halber mit wehrender Geste — den Purpur des Blutes zu empfangen.

Als Benjamin im milden Schein der Öllampe und in der Lautlosigkeit eines sinkenden Abends solche Gespräche mit Prior Balthasar führte — von

seiner zukünftigen Reise nach Deutschland, von seiner Predigt auf dem Marktplatz von Wittenberg über die Rechtfertigung des Menschen, fügte er lächelnd der Rede hinzu: ‚Predigen will ich, wenn nicht, wie ich bisweilen fürchten muß, meine Zunge über dem langen Schweigen schwer und stockend geworden ist, — aber Gott, der sie jetzt bindet, vermag sie nachmals, wenn es Seine Ehre gilt, auch wieder zu lösen.‘

‚Aber ich werde deine Füße binden, dann sieh du zu, was die lose Zunge ausrichtet!‘ erwiderte ungehalten der Prior, der durchaus nichts von einer deutschen Reise hören wollte. Aber Benjamin warf sich dem Prior zu Füßen und flehte:

‚Vater, wenn Gott die Seelen derer von mir fordert, die ich ihm geraubt habe, — wie willst du, daß ich besteh'n soll?‘

Da strich Prior Balthasar seinem immer geliebten Sohn über das ergrauende Haar, seufzte, ergab sich darein und sagte:

‚Ich weiß nicht, welche Seelen Gott dereinst von dir fordern wird; aber das weiß ich, daß er deine Seele von mir fordert. Weder meine noch des Provinzials Kühnheit wird groß genug sein, dich noch einmal ins feindliche Lager zu schicken. Diese Gnade erbitte dir in Rom. Der heilige Vater mag wissen, ob Deutschland rechte Weide für sein Schäflein ist.‘

Und bei dieser ersten Entscheidung des Priors blieb es bis zum Ablauf der zehn eingezogenen Klosterjahre Benjamins.

So tief er mit Hilfe der Zeit und mit der der Liebe begriff, was Benjamin jetzt im Stande seiner Bekehrung und eben in diesem nach Wittenberg zog — hatte er selbst doch auch die Fahrt wagen müssen, um den Sohn zu rufen und zu locken, — so hielt er doch an seiner Forderung fest, daß der Papst seinen Segen zu dieser Unternehmung spenden müsse; nicht weil er sich feige der Verantwortung zu entziehen gedachte, sondern weil es die aufrichtige Überzeugung seines Herzens war, daß der Statthalter Christi im Gebet um Erleuchtung nicht vom Heiligen Geiste verlassen sein würde, und also urteilen müßte, wie es Gott gefiel.

Als Benjamin im Spätsommer das Jahres 1565 von seinem geistlichen Vater Abschied nahm, entließ ihn der Prior mit dem zuversichtlichen Gefühl, daß diese Seele nun in Ewigkeit nicht mehr verloren gehen könne, — mochten die Glieder des Leibes innerhalb der schützenden Klostermauern von Voghera oder mitten in der Höhle des Drachen sich regen.

‚Gehe hin in Frieden,‘ sagte er bewegt, und zog schnell die Türe seiner Prioratszelle hinter sich ins Schloß, um die aufquellende Rührung vor Benjamin zu verbergen.

Der stieg indessen trennungsschwer aber unbeirrt die Wendeltreppe herunter und begab sich auf den Weg nach Rom.

In Rom hatten zehn Jahre dieses und jenes verwandelt.

Paul IV. war nach einem unglücklichen und ungerechten Krieg gegen Spanien, zu dem er sich durch seinen Neffen Carlo Caraffa, der mehr ein beutegieriger Soldat als ein priesterlicher Kardinal war, hatte verleiten lassen, in Bitterkeit gestorben; die höchste Würde auf Erden, die bestimmt schien, sein langes, heiligmäßiges Leben zu bekrönen, konnte dem Greis noch am Rande des Grabes die große Seele mit Ehrgeiz und Habsucht verwirren.

Gehaßt von der römischen Bevölkerung, die seinen Feldzug hatte bezahlen müssen, war er im Schutze der Nacht zu Grabe getragen worden; man hatte seine Büste zerschlagen, seine Nepoten, die guten mit den schlimmen vertrieben, und das Haus seines gefürchteten Kardinal Großinquisitors Michele Ghislieri, geplündert.

Die strenge unnachgiebige Richtung auf dem päpstlichen Stuhl hatte sich in Paul IV. als wenig fruchtbar für die Christenheit erwiesen, — was Wunder, wenn die neue Wahl auf einen umgänglicheren Herrn fiel, als es Caraffa gewesen war:

Kardinal Medici ging als Pius IV. aus dem Konklave hervor.

Somit war Benjamin der Weg zum Oberhaupte der Christenheit wie dazumal durch Ghislieri nunmehr durch Felice geebnet; denn Pius IV. hatte seine Neigung zu dem liebenswürdigen Mönch aus Voghera keineswegs gewechselt, verwandte vielmehr dessen Talente teils zum persönlichen Dienst, teils zum Schmuck des in den Vatikanischen Gärten aufgeführten Kasinos, das er fast wie einen Teil seiner Person betrachtete und liebte.

Felice hatte längst seine Gastzelle in Santa Maria sopra Minerva mit einer Kammer des Vatikans vertauschen müssen, um von früh bis spät und nicht selten auch bei Nacht zur Verfügung des Papstes und dessen Architekten Pio Ligorio zu sein. Bei dieser unaufhörlichen menschlichen wie künstlerischen Dienstbarkeit hatten zwar Felices Kräfte nicht zu eigner Meisterschaft wachsen können, doch war jene offenbar der Bescheidenheit seiner Natur gemäß, denn kein Stachel reizte ihn zu kühneren Taten auf und vergällte ihm die anmutigen, die das Geschick ihm gönnte. Wenn er Genien und Grazien zu den Reliefs des Kasinos modellieren durfte, wenn er dem gutgelaunten Papst beim Nachtmahl die kostbare Schüssel reichte, so erschien ihm die ganze Welt als von Frieden und Schönheit übergossen, der Felsen Petri aber war der Hort der Musen mehr als der Frömmigkeit.

Wie sein Herr beruhigte er etwa aufsteigende Skrupel, ob die Christenheit von ihrem Vater nicht größere Heiligkeit bei geringerer Ästhetik verlangen könne damit, daß ja Carlo Borromeo, des Papstes frommer und gerechter Neffe, die zum Troste der Völker notwendige Erhabenheit im Vatikan repräsentiere, und daß zudem die Geschäfte mit den Fürsten, die Verhandlungen mit den Ketzern durch Pius IV. geschickter erledigt wurden als durch seinen unbeugsamen Vorgänger.

Nur die hochfliegenden Pläne des Papstes, die dieser zu Zeiten, wenn der Wein und die Schwüle der römischen Nächte ihn erhitzten, entwickelte, — Pläne, wie er die ganze Christenheit zum Kriege gegen die Türken sammeln und ihr voran auf einem blütenweißen Hengste reiten werde, hatten Felice anfangs mit peinlichem Unbehagen erfüllt, bis er bemerkte, daß solchen Reden keine Taten folgten, daß sie vielmehr als ephemere, glänzende Dekorationen der rinnenden Stunde zu betrachten seien.

Als Benjamin mit klopfendem Herzen — denn er erinnerte sich des Augenblicks, als er in der Lorenzo-Kapelle vor Paul IV. gestanden hatte — Felice um Vermittlung einer Audienz beim Papste bat, antwortete Felice:

‚Keine feierliche Audienz, Benjamin! Die haßt der heilige Vater wie das Gebahren des spanischen Gesandten. Aber wenn er, wie er in diesen gesegneten Herbsttagen pflegt, nach vollendetem Rosenkranz mit einigen Gelehrten und Freunden im Pavillon bei einem Becher Wein sitzt, werde ich dich vor ihn bringen, und deine Sache entscheidet sich von einem Schluck zum nächsten.‘

So schritt Benjamin bei Anbruch der Nacht in Felices Begleitung durch die Vatikanischen Gärten, dem Kasino entgegen, — leichten Herzens, denn einen Papst, der zwischen den wichtigen Beratungen über die Wahl eines Marmors oder über den Verlauf eines Ornamentes gelegentlich die Völker regiert, brauchte man nicht zu fürchten; auch wuchs seine Zuversicht bis zur Gewißheit, als er die Treppen zu der kleinen vor den Innenhof des Kasinos gebauten Tempelhalle hinanstieg und des Papstes ansichtig wurde, der, wie Felice es verheißen hatte, dort auf einer steinernen Bank saß und mit Pio Ligorio über die ästhetische Barbarei der Strenggesinnten spottete.

Felice näherte sich dem Papst mit einem flüchtigen Kniefall und sagte:

‚Heiliger Vater, ein Mönch aus Voghera und Bruder meines Ordens begehrt von Eurer Heiligkeit eine Gnade!‘

‚Er rede, Felice, er rede!‘ antwortete der Papst, und winkte den zurückstehenden Benjamin lebhaft zu sich heran.

Benjamin kniete nieder und trug seine, wie ihn dünkte, fromme und darum gewißlich zu gewährende Bitte, eine Missionsreise nach Deutschland unternehmen zu dürfen, dem aufhorchenden Papste ohne Scheu vor.

Um so bestürzter sprang er auf seine Füße, als er Pius IV. mit großer Entschiedenheit antworten hörte:

‚Keineswegs, mein Sohn. Das kann nicht sein. Wir brauchen den Frieden. Wie siehst du uns leben und regieren? Die Ketzer in ihren Ländern verfolgen? Die Staaten untereinander entzweien? Mit nichten! Das Konzil ist höchst glücklich beendet, Kaiser und Könige sind uns wohlgesonnen, die schönen Künste dürfen blühen und gedeihen. Wohlan!

Jeder Gläubige richte sich nach uns und halte Frieden in diesen verwickelten Zeiten!'

Der Papst unterbrach sich, und eine Blutwelle aufrichtiger Empörung rötete ihm Wangen und Stirn.

‚Was willst du?' rief er unwillig aus. ‚Auf den öffentlichen Plätzen in Deutschland stehen und ehrliche Leute zum Bruderkrieg aufreizen? Damit ist uns nicht gedient! Hätte doch Papst Paul dich zu lebenslänglicher Klosterhaft verurteilt! Man verwahrt die Aufwiegler wie die reißenden Bestien am sichersten hinter Riegeln und Mauern.'

Dann, als der Papst den entsetzten Gesichtsausdruck seines Bittstellers sah, milderte er den Ton und fügte seiner strengen Abweisung eine fromme Ermahnung hinzu.

‚Besuche', sagte er, ‚die Armen und Kranken in Voghera, mein Sohn, tröste die Gefangenen und bedenke das Heil deiner armen Seele, — so wirst du einen gnädigen Vater in mir finden.'

Taumelnd kniete Benjamin noch einmal nieder, taumelnd erhob er sich und wankte die gewundne Treppe herab, auf deren unterster Stufe er zusammenbrach.

Des Papstes Mißstimmung wurde mittlerweile durch das Erscheinen seines Gärtners vertrieben, der ihm die ersten auf italienischem Boden und im päpstlichen Garten gereiften Zitronen überbrachte.

Noch bevor der Papst den Inhalt des Fruchtkorbes im sinkenden Tage erkannte — nur der starke Duft der Blüten, mit denen das Körbchen zierlich umsteckt war, kündete von weitem fremdländische Kostbarkeit, — hörte Benjamin in der von der Windung der doppelseitigen Treppe umschlossenen Grotte, die somit unter dem Pavillon gelegen war, zwei Stimmen miteinander flüstern, die er zu kennen glaubte.

‚Hast du gehört, Benedetto,' sagte heiser die eine, ‚wie er feigen Frieden mit den Feinden der Kirche halten will? Er schämt sich nicht, das Pontifikat seines erhabenen Vorgängers zu lästern und die Mission zu verbieten, die allein Deutschland zurückgewinnen könnte.' —

‚Warum straft uns Gott mit solch unwürdigem Oberhaupt?' zischte die zweite Stimme dagegen.

‚Weil er unsre Treue prüfen will, antwortete die erste, ‚weil er die Wächter versuchen will, ob sie wachen. Benedetto, sollen wir die Kirche gefährden, um den Papst zu schonen; er falle, Benedetto, damit sie lebe.' —

Die andere Stimme, die Benedetto zugehörte, verhauchte in einem qualvollen Seufzer.

Oben im Pavillon hörte man den Gärtner sprechen:

‚Heiliger Vater, die asiatischen Früchte sind in unsrer Sonne gereift.' —

‚Ah!' rief der Papst, ‚zur guten Stunde! denn mein assyrischer Gast-

freund, der sie mir geschenkt hat, pries ihren Saft als das erfreulichste Heilmittel gegen die Beschwerden eines geschwächten Magens . . .'

Der Papst lachte in sich hinein und sagte weiter:

‚Wahrhaftig, die Kochkunst des Herrn Girardi hat in diesem letzten Mond Vorzüglicheres geleistet, als uns heilsam war; aber sofern Gott uns gnädig ist, wird der Saft dieser reizenden, goldgelben Früchte mit frischer acqua acetosa untermischt uns in die glückliche Lage versetzen, ohne nachfolgendes Mißbehagen das abendliche Mahl nach seiner ganzen Länge und Würzigkeit genießen zu können.'

‚Höre,' sagte Don Niccolò, der Sterndeuter unten in der Grotte zu Benedetto, — ‚höre und verzweifle an der Würde dieses Papstes, Petrus, der Fels zu sein. Benedetto! Du bist jung, du bist stark und von Gott erleuchtet. Laß deine Verzweiflung nicht müßig sein. Mach den Stuhl frei für den Heiligen des Herrn, dessen Taten schon in den Sternen geschrieben stehen . . .' —

Ächzend antwortete Accolti:

‚Herr, sei der Medici Fluch oder Segen für die Christenheit, — so ist er doch der rechtmäßig gewählte Papst . . .'

‚Wer kann wissen, ob seine Wahl eine rechtmäßige war,' antwortete Don Niccolò, ‚ob nicht vielmehr Satan das Skrutinium verwirrt und sich ihn gewählt hat, um die glorreichen Begebenheiten, die die Vorsehung schon beschlossen hatte, und die ich dir aus den Sternen verkündete, zu verhindern . . .'

„Zu verhindern?' lallte Accolti. ‚O Gott, hast du keinen Blitz, der den Teufelspapst vernichte?'

‚O Gott, hast du keinen Diener, der dir seinen Arm leihen möchte?' flüsterte Niccolò leidenschaftlich.

Dann sagte er ruhiger: ‚Benedetto, ich werde ihn reizen; ich werde ihm die Zukunft verkünden, als wäre er der Held, auf den sie zielt; dann sollst du hören, wie er sich bläht, — wie er gierig den Ruhm einschlürft, den in Wahrheit zu erringen er auch nicht einen Fuß vorwärts setzt.

Du sollst urteilen, Benedetto, ob es ein Anderes ist, mit spitzer Nadel in eine Luftblase hineinzustechen, daß sie platzt, und jedermann ihre Leere erkennt, oder . . .'

‚Herr, ich beschwöre Euch,' stöhnte Accolti.

‚Gut, gut, Benedetto,' entgegnete Don Niccolò, ‚gönne mir einen Augenblick, mein Gesicht in seine sympathischen Falten zu legen, dann steige ich die Treppenstufen zu seiner Heiligkeit hinan und überlasse dich der göttlichen Inspiration.'

Schon fröstelte der Papst, denn die Herbstnacht sank mit empfindlicher

Kühle und ermahnte zum Aufbruch in den Vatikan, als Don Niccolò verheißungsvoll lächelnd zu ihm emporstieg.

Benjamin, der im tiefsten Schatten gekauert hatte und von Don Niccolò ungesehen geblieben war, hob sich jetzt auf die Füße und lehnte sich, um den Papst und seinen vermeintlichen Freund und Wahrsager betrachten zu können, an die Brüstung des Geländers, wo sie sich in das zur Bildung der Grotte aufgetürmte Gestein und in überhängende Agaven verliert.

Auch Benedetto wechselte seinen Standort und wagte sich aus dem Dunkel seiner Höhle in das Dunkel der Nacht unter die schirmenden Zweige einer riesenhaften Zeder, von wo aus er die schlanken Säulen des Pavillons im Schein der Fackeln und in dem der Sterne ihr leichtes Dach mit Gefälligkeit tragen sah, und auch den Papst im weißen Gewande und Don Niccolò im schwarzen erkannte.

‚Heil dir, Vater der Christenheit!' begann der verwachsne Sterndeuter, indem er das Knie bog.

‚Bist du es, Niccolò?' entgegnete der Papst, ‚was du bringst, muß den Vorzug der Neuigkeit und Seltsamkeit an sich tragen; denn wahrlich, seit geraumer Zeit sparst du deine Glücksverheißungen an unsrer Regierung!'

‚Heiligkeit,' antwortete Niccolò mit angenommener Sanftmut, ‚diese schwachen Hände können nicht Euren Planeten die Straße des Sieges führen. Nur die blöden Augen vermögen ihm zu folgen, wie er wandelt, schwankt, . . . wandelt . . . fällt, — wandelt . . . steigt, — steigt Heiligkeit . . .'

Niccolò streckte die Hand aus und folgte mit visionärem Blick ihrer zur Höhe deutenden Gebärde.

Indessen kam ein wildes, gieriges Flackern in die sonst milde dreinschauenden Augen des Papstes.

‚Freunde!' rief der Papst erregt, ‚was haben wir Euch vorausgesagt, und Ihr habt uns nicht glauben wollen! O Ihr feigen, niedrig geborenen Seelen, wir haben nur zu wohl bemerkt, daß Ihr uns nicht glaubtet, wenn auch Eure Lippen nicht wagten, uns öffentlich zu widersprechen!

Aber jetzt rede du, Niccolò! Dir wird man Glauben schenken! Wir haben geredet, solange wir auf dem Stuhl Petri mit Glorie sitzen . . .'

Don Niccolò lächelte spöttisch, und auch der Papst bemerkte zu seinem Ärger die zweideutige Wendung, in die er unversehens hineingeraten war.

Aber der kleine Astrolog verbarg schnell sein unhöfliches Lächeln unter der Maske prophetischen Ernstes und sagte mit Würde:

‚Ein ungeheurer Sieg des Kreuzes über den Halbmond steht in den Sternen; nicht in sagenhafter Zukunft, nicht von unsren Kindern und Enkeln erfochten; dies ist das Geschlecht, die große Tat zu tun. Ein

Papst, der die Christenheit sammelt, ein Held, der sie zum Siege leitet, ein Gott, der ihre Herzen mit Mut ausrüstet und ihre Schwerter stählt . . .‘

‚Ein Papst!‘ unterbrach Pius ungeduldig die Rede Don Niccolòs; ‚sprich weiter, was du von dem Papst auszusagen hast!‘

‚Heiligkeit,‘ entgegnete Niccolò tückisch, ‚es gibt nur einen Papst auf Erden, — was bedürfen wir weiter Zeugnis?‘

‚Du hast recht, mein Sohn,‘ sagte der Papst huldvoll, und stand von seinem Sitze auf, ‚niemand anders als wir selbst werden die Völker aufrufen und an der Spitze der Christenheit den Gläubigen zum Trost, den Ungläubigen zum Schrecken durch die Lande reiten, — auf schneeweißem Hengst, die Fahne Christi in der Rechten, das Schwert der Wahrheit in der Linken . . .‘

Der Papst berauschte sich an seinem eigenen, glanzvollen Bilde; seine Lippen zuckten, Tränen der Rührung traten ihm in die Augen.

‚Die Engel des Himmels‘, fuhr er mit erstickter Stimme fort, ‚werden sich niederlassen und unsren Pfad mit Palmen bestreuen . . .‘

Pius mußte sich von neuem unterbrechen, — keine Brust wagte zu atmen, und nur durch das Gezweig der Zeder im Garten zischte einer Schlange gleich ein gewisperter Fluch.

‚Freunde,‘ fuhr der Papst gefaßter fort, ‚laßt uns gehn und diese Nacht das Antlitz der Erde studieren, denn der Wege zum Reiche der Türken sind vielerlei, zu Wasser und zu Lande.

Morgen aber mit dem Aufgang der Sonne befehlen wir einen feierlichen Bittgang zur Mutter Gottes von Santa Maria Maggiore. Ach, was vermag der Mensch ohne den Beistand der Himmlischen, die schon manches Gelübde ihres unwürdigen Liebhabers Pio Quarto in Gnaden angenommen hat.‘

Während vor wenigen Augenblicken den Papst die Höhe seiner eigenen Erhabenheit gerührt hatte, rührte ihn nun die Tiefe seiner Demut, und schämig verhüllte er sein bewegtes Gesicht.

Dann, als er es wieder entblößt hatte, setzte er den Fuß auf die oberste Treppenstufe und winkte seinen Freunden, ihm zu folgen, von denen er nur Don Niccolò entließ, indem er sagte:

‚Du Niccolò dienst uns am besten mit zum Himmel verrenktem Halse. Befrage deine leuchtenden Lehrmeister um Ort und Zeit unsres Sieges, — befrage sie auch — für alle Fälle — um die Zahl der Jahre, die unsrer Herrschaft noch vergönnt ist.‘

Niccolò, dem der Papst mit dieser Anrede die Bitte um Urlaub erspart hatte, verbeugte sich tief und ließ lautlos den Papst mit Felice und dem Architekten in den Garten niedersteigen und dem Vatikan entgegenschreiten.

Als die drei Gestalten im Dunkel verschwunden waren, schwang er

sich elastisch wie ein Jüngling die Treppe hinunter, rief dem heiter in Ruhm und Nachruhm lustwandelnden Papst die Antwort auf seine Frage nach den noch für ihn bereiteten Erdenjahren nach:

‚Keines! spaccone!', und eilte auf Benedetto zu, der sich ihm aufgelöst in die Arme warf.

‚O Schmach, Schmach!' flüsterte Benedetto. Don Niccolò vermutete kein menschliches Ohr mehr in Hörweite und antwortete laut und hart:

‚Gut, gut, Knabe; seufze, schluchze, sei auch du geschwätzig, ganz nach dem bewunderungswürdigen Vorbild, das der Vater der Christenheit uns darbietet —'

Aber schon riß sich Benedetto von Don Niccolòs Halse los, und Benjamin sah seine grünschillernden Augen wie Sterne der Hölle in der Finsternis funkeln.

‚Er sterbe! Ich hab' es geschworen!' rief Benedetto Accolti mit heller Stimme.

Da wandte sich Benjamin und jagte wie von Furien gehetzt dem Papst und seinen Begleitern nach.

‚Mord, — Papstmord, — Jesus Maria! Vatermord!' kreiste es wild durch Benjamins Gehirn, das erst bei Accoltis wahnwitzigem Schrei ‚Er sterbe!' die Untat recht begriffen hatte, die hier im Schatten des Felsens gezeugt und geboren worden war.

An der Schwelle des Vatikans erreichte er den Papst und warf sich auf die Erde, diesem den Weg zu sperren, bis er selbst Atem gefunden haben würde, seine Warnung und Wissenschaft auszusprechen.

Papst Pius erkannte in Benjamin den abgewiesenen Bittsteller und war wenig geneigt, sich durch ihn im süßen Genuß seiner Siegesträume stören zu lassen.

‚Unverschämter!' schalt er zornig, ‚glaubst du, wir seien gewöhnt, zweimal zu antworten?'

Ein flehentlicher Blick Benjamins traf Felice, der sich auch erbarmte und dem hilflosen Ordensbruder freundlich die Hand reichte.

‚Steh' auf, Benjamin!' sagte Felice und fügte, als jener in seiner Stellung verharrte, sanft vorwurfsvoll hinzu:

‚Was wagst du für unmögliche Dinge, Bruder?'

Schon wollte der Papst entschlossen über Benjamin hinwegschreiten, als dieser sich aufraffte und mit inbrünstiger Angst dem Papst entgegenrief:

‚Herr, der Euch die Zukunft log, ist Euer Feind und trachtet nach Eurem geheiligten Leben!'

Aber Pio Quarto gefiel es besser, in Benjamin einen Kranken, Irregeleiteten zu erblicken, als in Don Niccolò, der ihm so reizende Triumphe prophezeit hatte, einen Bösewicht; war der Sterndeuter wirklich ein solcher,

wo blieb dann der Sieg über die Türken? wo der schneeweiße Hengst und die begeistert nachfolgende Christenheit?

Mit wiedergewonnener Freundlichkeit, aber bestimmt befahl der Papst Benjamin, unverzüglich nach Hause, in sein gastliches Kloster zurückzugehen und sich still zu verhalten; auch schlug er Felice, der Benjamins Meldung keineswegs ohne Besorgnis angehört hatte, die Bitte, den Bruder nach Santa Maria sopra Minerva begleiten zu dürfen, mit den Worten ab:

‚Du bleibst, Felice; ich habe mit dir über die Ausschmückung der Stadt für die Siegesfeier zu reden!‘

Schweigend und sorgenvoll gehorchten Benjamin und Felice.

Im Kloster angekommen und vom Prior seines bleichen, gequälten Gesichtes halber befragt, erleichterte sich Benjamin das Gemüt, indem er in aller Heimlichkeit und Verschwiegenheit erzählte, was im Vatikanischen Garten zwischen Don Niccolò und Benedetto verhandelt worden war.

‚Benjamin,‘ tröstete ihn der im Römischen groß und weise gewordene Prior, nachdem er lange in sich versunken dagesessen hatte, ‚Benjamin, so lange nicht irgend ein ehrgeiziger und vermögender Streber Wein und Wasser im Becher des Papstes nach seinem besonderen Rezepte mischen heißt, ist, dünkt mich, keine Gefahr. Wer ist dieser Benedetto Accolti und wer dieser hündische Niccolò? Sie haben kein Geld, sich den Zugang zur päpstlichen Küche und zum Herzen des Herrn Girardi zu bahnen; ihnen bleibt nur der Dolch, — die offene Gewalt. Sie müßten die eigene Hand gegen den Nachfolger Christi aufheben. Das wagt kein Katholik; Benjamin, schlafe in Frieden, — das wagt kein Katholik.‘

Wirklich verließ Benjamin mit beruhigter Seele die Prioratszelle und bedachte, bis der Schlaf ihn überkam, mehr die eigene, fehlgeschlagene Reisehoffnung als das Leben und die Sicherheit des Papstes.

Da schreckte lange vor Sonnenaufgang ein päpstlicher Bote ihn, Santa Maria sopra Minerva und alle schlummernden Mönchsklöster Roms aus ihrem nächtlichen Frieden auf und entbot sie zur Teilnahme an dem Bittgang zur Mutter Gottes von Santa Maria Maggiore; er also — Papst Pius — hatte nicht minder als der Prior oder Benjamin dem Gedanken einer dem Haupte der Christenheit drohenden Gefahr Raum gegeben, sondern, als sei er ungewarnt, die ersten Zurüstungen für die große, anbrechende Zukunft mit erstaunlicher Emsigkeit getroffen.

Der junge Tag versprach Glanz und Herrlichkeit, als sein Gestirn dem Papst zum Gruße in eben dem Augenblick über Rom heraufzog, in dem Papst Pius wunderlich hergerichtet mit Abzeichen von Kriegen und Siegen und mit feucht schimmernden Augen aus dem Portal der Peterskirche, von den Kardinälen gefolgt, auf den Platz hinaustrat.

Dort harrte schon seiner das vollzählige Peterskapitel, harrten Hunderte von Mönchen, Hunderte von Soldaten, die der Papst mit zärtlichen Blicken umfaßte und willkommen hieß zu dieser, wie er sich ausdrückte, ‚frommen, aber höchst kriegerischen Prozession‘.

Wahrlich, es war ein glänzender Zug, der sich da durch das Borgo und über die Engelsbrücke dem schlichten Marienbildnis in Santa Maria Maggiore entgegenwälzte, — dem Bilde, das einst der heilige Lukas in apostolischer Innigkeit gemalt hat und dessen Anmut die Opferkerzen der Gläubigen in jahrhundertelanger Verehrung geschwärzt haben.

Indessen prangte die Bittprozession Pius IV. in aller Pracht der Färbkunst eines verwöhnten Jahrhunderts; das heilige Kollegium flammte in glühendem Rot, das Peterskapitel leuchtete tief in wundervollem Violet, die Soldaten blitzten in Gelb und Rot, und inmitten aller Üppigkeit blinkte tröstlich das schlichte Weiß des Kleides, das zu tragen dem Vater der Christenheit vorbehalten war.

Auch fehlte es dem schönen Aufzug nicht an teilnehmenden Beschauern; denn die Nachricht von einem großen, unvergleichlichen Siege über die Türken, den, obwohl er dem Papst prophezeit und sozusagen geschenkt war, dieser dennoch zuvor demütig von der heiligen Jungfrau erbitten wollte, hatte sich schnell im römischen Volke verbreitet und die Menge aus den Häusern auf die Gasse getrieben, um zu sehen, zu hören und dem frommen Landesvater, der bald ein Held sein würde, zuzujubeln.

Lächelnd duldete der Papst die Huldigungen, die über ihn hinwegrieselten wie Mairegen über willige Erde, — lächelnd erreichte er umgeben von seinen Streitern die Piazza Navona, als ein wachsbleicher Jüngling, dem das Feuer des Wahnsinns aus den Augen loderte, sich in seine Nähe drängte; und während noch die Zunächststehenden einen verzweifelten Büßer in ihm vermuteten, zückte der Rasende einen kleinen, geschliffenen Dolch durch die Luft, — erkannte den Papst, — taumelte, — kehrte den Dolch gegen die eigene Brust und stürzte blutend zu Boden.

Eine ungeheure Verwirrung ergriff die Wallenden mit den Schauenden zugleich; ‚der Papst ist ermordet, — der Papst blutet, — der Papst lebt —‘ schwirrte es in wildem Gemenge über die Köpfe der Menschen hinweg und reizte die Zurückstehenden, sich — um der Wahrheit teilhaftig zu werden — in das Angesicht des Papstes zu drängen.

Der stand völlig gebrochen und ratlos im Kranz seiner aufdringlich sich blähenden Hoffnungen vor der trostlosen Wirklichkeit, daß man ihn verachtet, seiner gespottet und ihm den Mörder gedungen hatte.

Währenddessen trieben Benjamin und Felice das Volk mit flammenden Worten zur Gefangennahme Don Niccolòs an, dessen Spur sie in Accoltis Umkreis gesucht und gefunden hatten, und der, ganz gegen seine Gewohn-

heit, mit den adlerscharfen Augen seine Umgebung herauszufordern, sich eben bescheiden im Gewühl gering zu machen suchte.

Der Papst freilich bedurfte Niccolòs Gefangennahme nicht; — er wußte, als der Dolch vor ihm aufblitzte, daß Benjamins mißachtete Warnung vor den Prophezeiungen des Sterndeuters lautere Wahrheit gewesen war, daß der Sieg über die Türken, der Rausch der vergangenen Nacht, die gegenwärtige Prozession eine Schmach und ein Gelächter waren im Angesichte Gottes und des Weltkreises.

Wiewohl Accolti den Stoß nicht hatte führen können, fühlte sich der Papst zu Tode getroffen. Nach diesem letzten, himmelhohen Aufschwung seiner Träume kam das Bewußtsein seines erschlafften Willens, seines tatenleeren Lebens und seines ruhmlosen Endes mit so furchtbarer Deutlichkeit über ihn, daß er zitternd den Leibarzt zu sich heranwinkte und sich — um ein Lustrum gealtert — mit kleinen, greisenhaften Schritten in den Vatikan zurückführen ließ.

Wie denn die heitere Quelle seiner Lebensfreudigkeit — das unschuldige Schwelgen in Ruhmestaten, die er niemals tun würde — vergiftet war, verfielen die Kräfte des Papstes von einem Tage zum andern, und sein entwurzelter Geist beschäftigte sich nur mehr mit dem Gedanken an seinen Nachfolger im Pontifikat, auf dessen Wahl er — wenn denn die eigene Zeit abgelaufen war — noch seinen letzten Einfluß ausüben wollte. Aber auch dies war ihm nicht beschieden. Die ungleichen Wünsche Spaniens, Frankreichs und des Kaisers stellten seiner ausgleichenden Seele, die alle Fürsten und Völker befriedigen wollte, eine verwickelte Aufgabe, über deren Lösung er kummervoll in den Armen Carlo Borromeos starb.

Es war am 9. Dezember 1565.

Schon waren seine Verschwörer — der eine allein von Gott, der andere zuvor von Michele Ghislieri gerichtet — ihm zur Vergeltung vorausgegangen; Benedetto Accolti hatte die Tage nach der Tat, von Wundfieber geschüttelt und von wilder Reue gepeitscht, in verzweifelten Selbstanklagen durchtobt, bis die priesterliche Absolution Ghislieris und die erflehte und gespendete Vergebung des Papstes seiner sehnsüchtig scheidenden Seele Frieden schenkte.

So hatte er der Sünde Sold in inbrünstiger Hingabe empfangen, während sein Mitschuldiger im dunkelsten Verließ des Inquisitionspalastes unablässig das Schicksal anklagte, das ihn gefangen hielt, das ihn zum Tode führte, zu scheußlichem Tode am Galgen.

Vergebens bemühte sich sein Beichtvater, ihm das irdische Gericht als Gnade vorzustellen, als einen Loskauf, dem ewigen Gerichte zu entgehen; kein sittliches, kein religiöses Bewußtsein, kein Trost der Sterne war stark genug, die feige Todesfurcht Don Niccolòs zu überwinden. Größer als

alle himmlischen Mächte, die sonst Menschenherzen über die Dunkelheiten des letzten Ganges hinausheben, war die Erbärmlichkeit seiner Seele.

Erbärmlich schloß der Sterndeuter seine Rechnung mit dem Himmel ab, auf der er zwar keinen Schuldposten vergaß, denn Peinlichkeit schien ihm geraten, deren Summe aber seiner Brust keinen aufrichtigen Seufzer zu entlocken vermochte.

Erbärmlich schritt er zur Richtstätte und ließ sich recht wie ein Ehrloser, der seine Taten weder bereuen noch verteidigen kann, der nur ihre Folgen bedauert, hängen.

◆ ◆ ◆

Pünktlich nach der gebotenen zehntägigen Frist traten die Kardinäle zum Konklave zusammen; am Abend des 20. Dezember fand die Schließung statt, und beschwuren die Häupter der Christenheit die Bulle Pius IV., die ihnen anempfahl, keinen anderen als den Frömmsten aus dem heiligen Kollegium zu wählen.

Konnte einer zweifeln, wer der Frömmste sei? Konnte irgend einer bedenklich erwägen, welcher unter ihnen mit keinem an Heiligkeit wetteifere? Jeder wußte, daß ein Unvergleichlicher, daß ein über alle Erhabener in ihrer Mitte weilte; der aber — wer hätte seinen Namen auch nur vorschlagen mögen? — er war ein Mönch, war im Kardinalspurpur ein Mönch geblieben, und weder der Kaiser noch die Franzosen, noch das römische Volk, noch auch die Mehrheit der Kardinäle mochten die finsteren Frati auf dem päpstlichen Stuhl leiden, waren vielmehr unter sich einig, daß es sich besser mit den heiteren Preti leben lasse.

So war es also nutzlos, den Frömmsten, wenn man ihn auch kannte, als Kandidaten aufzustellen; denn unmöglich würde Michele Ghislieri gewählt werden; keine politische Partei hätte sich einen Vorteil davon versprechen können.

Man versuchte, den Kardinal Morone durchzubringen; Morone, ein edler Charakter und leuchtender Geist, genoß die unbegrenzte Verehrung aller liberal Gesinnten; aber die leidenschaftliche Erbitterung seiner strengen Gegner, der Kreaturen Pauls IV., verzehrte die stillere Flamme seiner Freunde; sie verlöschte bei dem ersten Hauch aus des Großinquisitors Munde.

Sollte ein halber Ketzer die Christenheit regieren? Kardinal Morone hatte unter Paul IV. in der Engelsburg gefangen gesessen, und man erzählte, Pius IV. habe ihn mehr aus Gnade als aus bewiesenem Recht vom Verdachte der Ketzerei gereinigt. Morone mußte auf den herrlichsten Traum seines Lebens verzichten, und er tat es mit Würde.

Was war zu tun? Die Franzosen, die den Kardinal Ferrara hätten stützen können, waren noch nicht eingetroffen, der Kardinal Farnese war von den Florentinern exkludiert. In der Verlegenheit sah man sich nach

einem unbedeutenden Kardinal, namens Ferrerio, um, den man als äußerst umgänglich in Erinnerung hatte und von dessen lockeren Sitten man wohl hoffen durfte, daß sie im langen Fluß der Jahre notwendig einige Gebundenheit angenommen haben mußten. Da fand es sich, als Ferrerio in Rom eintraf, daß ihm mit der Untugend auch die Liebenswürdigkeit abhanden gekommen war, so daß nicht einer unter den Kardinälen dem grämlichen Alten seine Stimme gab.

Wer nun hatte am 7. Januar 1565 aller Aussichtslosigkeit zum Trotz Michele Ghislieris Namen zum erstenmal ausgesprochen? War es Carlo Borromeo gewesen, der einzige, nicht im Geiste, wohl aber in der Lauterkeit des Gemütes dem Heiligen Gleichgeniale? Hatte der Name des von Gott Erwählten so mächtig in Borromeos Seele gebrannt, daß er die Verschwiegenheit des Busens sprengen und Schall und Gestalt annehmen mußte? Michele Ghislieri! Michele Ghislieri! Wie hatte man suchen können, da doch der einzige längst gefunden war?

Ein Rausch, eine Verwirrung erfaßte die Kardinäle; es blieb keine Besonnenheit, um ordnungsmäßig zum Skrutinium schreiten zu können. Die Strenggesinnten triumphierten, die Skrupulösen ließen alle Ängste hinter sich, und auch Morone war großmütig genug, seinen Gegner rückhaltlos zu verehren.

Eben kniete Ghislieri still betend in seiner Zelle, als die Kardinäle mit Heftigkeit Einlaß begehrten, Morone sich als Erster lang zur Erde vor ihm niederwarf, nach ihm Borromeo, nach diesem die stattliche Reihe der heiligen Väter, und also die Wahl Fra Micheles durch Adoration erfolgte.

Nachmals im Skrutinium fehlte dem Kardinal Großinquisitor nicht eine Stimme des Kollegiums.

Nur die Stimme Roms, die Stimme der Welt — mit Ausnahme Spaniens — fehlte dem neuen Papste Pio Quinto.

Der Schrecken vor seiner Strenge, die Furcht vor seiner Rache an jenen, die ihm bei Pauls IV. Tode nach dem Leben getrachtet hatten, lähmte die Gemüter.

Bald aber, als die persönlichen Feinde ungekränkt dahinlebten, als nur die Feinde der Kirche von Entsetzen gejagt in alle Winde entflohen, als die Hungrigen gespeist und die Schwelgerischen verachtet, als Kranke geheilt und Sünder gerettet wurden, als der Papst, anzusehn wie der Prophet Jeremias, von dem Jehova gesprochen hat: ‚Siehe, ich mache dich zu einer eisernen Säule!‘ an der Spitze der Prozessionen einherschritt, als Scharen von Protestanten sich bei seinem bloßen Anblick bekehrten, — da wußte Rom: nie hat ein heiligerer Mann auf dem Stuhle Petri gesessen.

(Fortsetzung folgt.)

Edmund Hardys denkwürdiges Jahr
Von Adolf Gottlob

Indische Philologie und Religionswissenschaft sind die Fächer, auf deren Ruhmesblättern der Name des Mannes zu suchen ist, der uns hier beschäftigen soll. Hauptsächlich als Indologen und Religionshistoriker hat ihn auch Wilhelm Streitberg in dem schönen Nachrufe gefeiert, den er dem allzu früh von uns Geschiedenen bald nach dem Tode (1904, Okt. 4.) im ‚Hochland' gewidmet hat.* Edmund Hardy war jedoch nicht bloß Indologe und Religionshistoriker. Ehe er das wurde oder wenigstens in diesen Wissenschaften hervorragte, hatte er schon als philosophischer Lehrer, als Geistlicher und als politischer Parteimann sich hervorgetan, und die Lebensperiode, in der diese Bezeichnungen vor anderen auf ihn zutrafen, ist für den, der seine innere Entwicklung herausstellen will, unbedingt die wichtigere. Sie ist individuell wichtig und zugleich für die innerkirchlichen Verhältnisse von besonderem Interesse. In beider Hinsicht ist das Leben Hardys noch nicht ausgeschöpft. Ich hatte es halberlei geplant, habe es aber aufgeschoben. Um so mehr drängt es mich nun, einen Schatten zu tilgen, der das Andenken des Edlen beeinträchtigt, und dem man auch in den pietätvollsten Nachrufen begegnet, einen Schatten, den sogar die Nekrologe von Freundeshand nicht vermieden haben.**

Es handelt sich um die Schicksalswendung im Leben Hardys. Um das Ereignis, das dem Streben des Mannes scheinbar eine ganz andere Richtung gegeben hat. Ich meine die Niederlegung der Professur im badischen Freiburg und den Eintritt in das Kloster Beuron, den Versuch also, ein Ordensmann zu werden, dem aber kurze Zeit nachher der Wiederaustritt gefolgt ist. — Die schnell fertige öffentliche Meinung hat damals diesen Vorgang auf äußere Gründe zurückgeführt. Hardy war mit seiner vorgesetzten Behörde in Konflikt geraten, hatte sich durch politische Agitation an der Universität unmöglich gemacht; da ging er ins Kloster. So sagten die Leute, und so glaubt es alle Welt. Selbst der Wiederaustritt aus dem Orden erscheint auf diese Weise in einem falschen Lichte. Die Wahrheit liegt anders, und sie soll im folgenden zu Ehren gebracht werden. Mit der bloßen Berichtigung ist es indes noch nicht getan. Hardy ist nicht im Kloster geblieben. Er hat die Beziehungen zum Orden nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder gelöst. Da fragt man doch: ‚Was bedeutete überhaupt für ihn, für seine innere Entwickelung diese Flucht aus der Welt?' Wir müssen versuchen, dem Ereignis in dem Werdegange des Mannes seine Stelle anzuweisen. Das letztere ist sogar wichtiger als die Korrektur der öffentlichen Meinung, zugleich natürlich auch schwerer.

Welche Quellen oder Hilfsmittel stehen zu Gebote, die beiden Aufgaben zu lösen?

---

* Jahrg. 2, H. 4.

** Abgesehen von den Zeitungsnekrologen seien hier genannt die Aufsätze von J. Hürbin in ‚Kathol. Schweizerblätter' 1904, H. 4; von K. Höber in ‚Akadem. Monatsblätter', Jahrg. 17 Nr. 4 (auch separat, 1905); ferner von W. Streitberg der Aufsatz im ‚Hochland' a. a. O. und ein zweiter in A. Bettelheims ‚Biograph. Jahrbuch' Bd. 10, S. 337—343. Streitberg hat auch ein Verzeichnis von Hardys indologischen und religionswissenschaftlichen Publikationen mitgeteilt in den ‚Indogermanischen Forschungen', Anzeiger Bd. 17, S. 139—144. Daselbst S. 137 f. ein fachmännischer Artikel von Geheimrat R. Pischel-Berlin über ‚Hardys Nachlaß'.

1. Der Briefwechsel Hardys mit den Ordensobern. Die Briefe, die der Klosterkandidat nach Beuron geschrieben, sind mir durch das dankenswerte Entgegenkommen des verstorbenen Herrn Erzabtes der Kongregation von Beuron, P. Plazidus Wolter, zugänglich geworden; die von Hardy empfangenen Briefe fanden sich in seinem Nachlaß.

2. Die persönlichen Papiere des Verstorbenen und einige Aufzeichnungen von ihm (in meinem Besitze).

3. Meine Erinnerung. Ich war 18 Jahre mit dem Edlen in Freundschaft verbunden.

Im voraus sei bemerkt, daß sich im ganzen Leben Hardys nichts findet, das man verheimlichen müßte, und daß auch die Benediktiner von Beuron sich in der ganzen Angelegenheit durchaus einwandfrei benommen haben.

Um dem Leser die notwendige Unterlage für Verständnis und Beurteilung der in Rede stehenden Vorgänge zu liefern, beginnen wir mit der Darlegung der Verhältnisse, in die unser Freund in Freiburg geraten war, oder die er sich selbst bereitet hatte. Wir stellen damit zugleich den Charakter und die Lebensrichtung des Mannes heraus.

I.

Hardys Aufenthalt in Freiburg beginnt mit dem Wintersemester 1885/86. Er muß sich wie ein Sieger vorgekommen sein, daß er nun doch an der Breisgauer Universität Fuß fassen konnte. So viel Zeit, Willenskraft und Ausdauer hatte ihn die Habilitation gekostet. Allerdings, es war ein Sieg mit halber Niederlage; denn nicht, wie er gewollt, die philosophische, sondern die theologische Fakultät eröffnete ihm die heiligen Hallen. Es war dies das Verdienst von Fr. X. Kraus. Der Habilitandus mußte aber vorher zu seinem philosophischen Doktor, den er sich 1879 bei Kuno Fischer in Heidelberg geholt hatte, auch noch den theologischen erwerben und zu dem Ende auch noch eine lateinische Dissertation schreiben: ‚De Gregorio Nysseno‘.

Die theologische Promotion fand am 29. Dezember 1885 statt. Der Ministerialerlaß über seine Zulassung als Privatdozent datiert vom 30. März 1886. Wir sehen noch die Spuren der diplomatischen Kunst von Kraus. Die ‚Venia legendi‘ lautet nämlich ‚für philosophisch-theologische Disziplinen der propädeutischen Theologie, insbesondere der Religionsphilosophie, Geschichte der Religionen, Apologetik und hiermit verwandte Disziplinen‘. Auch der ‚Lehrauftrag‘ vom 27. Juli desselben Jahres hat noch diese Fülle von Namen. Erst die Ernennung zum außerordentlichen Professor, die am 23. Juli 1887 erfolgte, sagt schlichter und bescheidener, er solle die ‚philosophischen Disziplinen der propädeutischen Theologie‘ lehren.

Als Hardy nach Freiburg kam, war er 34 Jahre alt. Er war groß und schlank von Gestalt, sein Gesicht hager, der Blick fest, die Lippen geschlossen. Seine Körperhaltung war ein wenig gebeugt. In den Bewegungen verriet sich ein nervöses Zittern. Trat ihm jemand näher, so machte er fast regelmäßig anfangs den Eindruck steifer Zurückhaltung, vielleicht sogar der Ablehnung. Erst allmählich wurde er verbindlicher und wärmer. Wer aber sein Wohlwollen einmal errungen hatte, fühlte sich seiner sicher. Es gab andern gegenüber keine Launenhaftigkeit und keinen Wechsel in ihm.

Den ganzen Drang seiner Freiburger Wirksamkeit hier zur Darstellung zu bringen, verbietet sich von selbst. Wir können nur herausgreifen. Für den äußern Beobachter lag sein Interesse mehr außerhalb der Universität wie innerhalb. We-

nigstens machte die außerakademische Tätigkeit mehr Aufsehen. Zwar seine Vorlesungen hatten ungewöhnlichen Zulauf. Wer kam ihm gleich in der Eleganz des Vortrags und der geistvollen Erfassung seines Gegenstandes? Nicht nur die Schätze griechischer Weisheit, sondern auch die tiefen Gedanken des Orients standen ihm in Fülle zu Gebote. Wer auch nur einmal in seinen geistigen Bannkreis getreten, spürte sofort das Außerordentliche des Mannes, vor allem die Kraft seiner Hingabe und die Höhe des Urteils.

Vor seiner Habilitation war Hardy längere Zeit in der Cura beschäftigt gewesen. Er war neun Jahre Kaplan in Heppenheim an der Bergstraße. Die Seelenrichtung, die dazu gehört und die das mit sich bringt, machte sich bei ihm noch lange geltend. Auch in der akademischen Stellung schien er mehr Priester als Gelehrter sein zu wollen. Sein Verkehr in den Professorenkreisen war ohnedies ziemlich beschränkt. In der eigenen Fakultät wurde ihm das Patronatsverhältnis zu Kraus nach und nach unbequem. Sein Unabhängigkeitssinn duldete keinerlei Bevormundung. Und mit den ‚Philosophen' unterhielt er teils wegen des Verlaufs seiner Habilitation, teils wegen gegensätzlicher Anschauungen und Bestrebungen im ganzen wenig Beziehungen.

Hardy wollte nicht bloß indirekt durch seine Schüler wirken, sondern er brannte auch auf die persönliche Mitarbeit zur Hebung des kirchlichen Lebens in Stadt und Land. Er tat sich als Prediger und Volksredner hervor. Seine Erfolge waren, wo immer er auftrat, außerordentlich. Kaum ein anderer Geistlicher hat im badischen Lande in den letzten 80er und den ersten 90er Jahren durch Redegabe und Persönlichkeit auf der Kanzel solchen Eindruck gemacht. Ich erinnere mich besonders der Predigten, die er in St. Martin zu Freiburg gehalten, in der Kirche des Pfarrers Hansjakob. Was der Prediger sagte, war wie brennendes Feuer, und in der akademischen Umrahmung wirkte die Anwendung auf die konkreten Zustände und Verhältnisse schärfer noch als sonst vielleicht. Wer sich getroffen fühlte, empfand stechenden Schmerz, und der war — beabsichtigt.

Für die Hebung des kirchlichen Lebens in Freiburg hat der junge Professor nicht bloß als Redner und Prediger gewirkt. Er beteiligte sich in St. Martin auch am Beichthören. Er hielt in geschlossenen Zirkeln religiöse Konferenzen. Er diente manchen eifrigen Mitgliedern der Gemeinde als Spiritual. Er gründete mit Damen der Gesellschaft, die sich seiner spiritualen Leitung erfreuten, einen caritativen Verein. Er war endlich die treibende Kraft bei der Gründung des ‚Instituts Klemens', einer katholischen höheren Töchterschule. Der unglückliche Vertrag mit der Vermieterin des Hauses, das für die Schule in den ersten Jahren ihres Bestehens benutzt wurde, trug Hardys Unterschrift, und dieser ist später, als er Freiburg schon lange verlassen hatte, anläßlich eines Streitfalles noch als ‚Bürge und Selbstschuldner' zu einer ansehnlichen Geldzahlung herangezogen worden.

Der katholische Eifer unseres Freundes erstreckte sich nicht bloß auf Freiburg. Seine Interessen gingen weit über Baden und sogar über Deutschland hinaus. Alles, was mit der Ausbreitung und inneren Kräftigung des Katholizismus zusammenhing, fand bei ihm Unterstützung. Freudig und gern gab er auch größere Summen hin, wenn ihm ein kirchliches Bedürfnis einmal Herzenssache geworden war. Er legte sich dafür, wenn nötig, sogar Entbehrungen auf. Um nur ein Beispiel zu nennen: Auf einer Nordlandsfahrt im Jahre 1889 hatte er auch zu Vadstena in Schweden am Grabe der heiligen Brigitta geweilt.

Sei es nun, daß die Armut des dortigen Geistlichen (Karlén), eines früheren protestantischen Pfarrers, ihm zu Herzen gegangen, sei es, daß der Untergang der katholischen Kirche in den nordischen Reichen gerade dort ihn mächtig ergriffen hatte, an der eigenen Heimstätte der großen Visionärin, die für die Besserung der kirchlichen Zustände draußen in der Welt so vieles getan, so weite Reisen unternommen hatte — genug, unser deutscher Pilger ermöglichte es der kleinen neugebildeten katholischen Gemeinde, für ihre kirchlichen Bedürfnisse ein Eigentum zu erwerben, ein Haus mit Garten auf dem Grundstück des ehemaligen Brigittenklosters. Hardy gab zu der Sammlung, die er veranstaltete, aus eigener Tasche 500 M. Auch für die katholische Gemeinde in Göteborg war er ein Wohltäter, den man wird nennen müssen. — Hardy war im Geben niemals kleinlich. Auch später, als er seine Interessen mehr in wissenschaftlicher Richtung konzentriert hatte, konnte man das noch beobachten. Ich erinnere daran, daß er in seinem Testamente den Hauptteil seines Vermögens für wissenschaftliche Zwecke bestimmt hat.

Auch den Armen gegenüber hatte der Edle und Vornehme eine stets offene Hand. Die erste Schrift, die seinen Verfassernamen trägt, war eine Monographie über den Gründer der Vinzenzkonferenzen.* Mit größerem Verständnis und liebevollerem Eingehen sind die sozialen Bestrebungen Friedrich Ozanams niemals dargestellt worden. Hardy hatte immer eine kleine Armengemeinde, deren stiller Wohltäter er war. Das zeigte sich bei seinem Tode sogar in Bonn, richtiger Poppelsdorf, obgleich er dort nicht viel über ein Jahr gewohnt hat und seiner Krankheit wegen eigentlich nur sieben Monate anwesend gewesen ist. Auch sogar in seinem letzten Willen hat er der neuen Klientel, der Poppelsdorfer Armen, noch gedacht.

Zum Verhängnis wurde dem Eifrigen die Politik. Ich meine, daß seine politische Betätigung wohl am ehesten die innere Reaktion hervorgerufen hat. Hardy war für politisches Parteiwesen schlecht geeignet. Er war zu scharf in seinen Urteilen und ließ unliebsame Erfahrungen und Enttäuschungen zu stark auf sich wirken. Natürliche Veranlagung, Erziehung und Grundsätze drängten ihn in die Opposition. Es gab Leute in Freiburg, die sehr wohl in der Lage gewesen wären, den Unbedachtsamen, als er Miene machte, zu den kirchenpolitischen Tagesfragen in seiner Weise öffentlich Stellung zu nehmen, zu warnen. Vielleicht hätten sie dazu sogar die Pflicht gehabt. Sie wollten sich aber wohl das Vergnügen nicht versagen, die Streiche zu sehen, die er austeilte, und so lenkten sie denn seinen Eifer erst recht nach der politischen Seite hin.

Hardy ist als Parteiredner meines Wissens nur bei großen Anlässen aufgetreten, bei festlichen Gelegenheiten, bei der allgemeinen Katholikenversammlung in Freiburg (1888), sodann anläßlich der Wahlen, auch zur Begründung der großen Petition um Rückberufung der Jesuiten (1890) u. dgl. Ob er auch außerhalb Freiburgs geredet hat, vielleicht in Karlsruhe, Heidelberg, Konstanz, weiß ich nicht; es ist aber wahrscheinlich. Wenn man nun die eine oder andere seiner Reden von damals nachliest und sich heute fragt, worauf wohl der große Erfolg, den der Redner hatte, beruht hat, so sind dafür, abgesehen von der guten Stimmbegabung und geschulten Aussprache, abgesehen von der ohne weiteres gegebenen Übereinstimmung mit dem versammelten Publikum in den Fragen der

* Friedrich Ozanam. Ein Leben im Dienste der Menschheit und Liebe. Von Edmund Hardy, Priester der Diözese Mainz. Verlag von Franz Kirchheim, 1878.

kirchlichen Weltanschauung in der Hauptsache noch folgende Mittel anzuführen, die von Volksrednern ja wohl auch sonst beobachtet werden: Klare Sätze, keine verwickelte Perioden, möglichst einfache Dispositionen, einfache Beweisführung; die tiefern Probleme, die Bedenken, die auch die gegensätzlichen Anschauungen verständlich machen, werden nicht untersucht, sondern möglichst mit einem Kraftwort niedergeschlagen. Hardy wußte auch die Ironie und den Spott trefflich zu handhaben, und ebenfalls verwandte er Bonmots, sowie Bibel- und Dichterstellen in geistreicher Weise. Seine kühne, ja kecke Sprache, die im Munde des Hessen, des Mainzers, leicht eine demokratische Färbung annahm, sicherte ihm den Erfolg allemal.

Man glaube nicht, daß Hardy nach der geistlichen oder kirchlichen Seite hin ohne Kritik gewesen sei. Im Gegenteil! Er war kein Parteimann so niedriger Art. Wo er Schwächen sah, setzte er das Messer an, ob das Freund oder Feind war. Um nur ein ganz harmloses Vorkommnis zu erwähnen: Als in der konstituierenden Komiteesitzung für die lokale Vorbereitung der Katholikenversammlung der vortrefflich geeignete Graf Helmstatt, ein Laie, zum Präsidenten gewählt werden sollte und da ein Domkapitular kategorisch erklärte, der Vorsitzende des Komitees müsse ein Mitglied des Kapitels sein — was hat der Mainzer da rebelliert! Der oberste Grundsatz aller Parteien: ‚Wer bei den Wölfen ist, muß mitheulen‘, ist ihm nie in Fleisch und Blut übergegangen.

Die Unabhängigkeit der Gesinnung in jeder Richtung, seine unerbittliche Wahrheitsliebe, wen immer es betraf, das war der eigentliche Lebensboden Hardys. Daraus zog er die Achtung vor sich selbst und die Kraft zu wirken. Dort lag das Unbequeme, das er für manche hatte, dort aber auch seine Vorzüge.

Ein Mann dieser Stellung und eines solchen Wirkungskreises legt nun auf einmal seine Stelle nieder und geht ins Kloster! An einem Septembertage des Jahres 1893 trugen die Zeitungen die Nachricht in die Welt hinaus. Was sollte man dazu sagen und was war da passiert? Die öffentliche Meinung suchte natürlich einen Schuldigen, und der konnte nach Lage der Dinge, so schien es, nur das Ministerium oder die Universität sein. Damit sind wir bei unserer ersten Aufgabe angelangt. Wir haben zunächst klipp und klar die Frage zu beantworten, ob irgendwelche äußere Rücksichten den Entschluß Hardys herbeigeführt oder mit bewirkt haben?

Die Antwort lautet entschieden: Nein!

Was insbesondere das Verhältnis zur Universität und zu den Behörden betrifft, so ist zuzugeben, daß der Professor infolge seines Eifers im Dienste der Zentrumspartei und namentlich durch seine scharfe Sprache als Redner seine amtlichen Beziehungen zur Regierung und zu manchen seiner Kollegen unnötig erschwert hatte. Sein Verbleiben im akademischen Lehramte wurde aber dadurch nicht in Frage gestellt. Weder ist von seiten der Regierung oder der Universität ein Druck auf ihn ausgeübt worden, noch auch hat er selbst, wie einige meinten, weil seine amtlichen Beziehungen aus Anlaß seiner politischen Tätigkeit ihm unerträglich geworden, gleichsam die Flinte ins Korn geworfen. Eine Wahlrede, die er am 12. Juni 1893 in der Freiburger ‚Sängerhalle‘ gehalten und die ihre Spitze gegen den ‚Militarismus‘ kehrte, — der Reichstag war am 6. Mai genannten Jahres wegen Ablehnung der Caprivischen Militärvorlage aufgelöst, — hatte zwar einigen Verdruß für ihn zur Folge. Der Universitätssenat sah sich nämlich veranlaßt, amtlich zu der Rede Stellung zu nehmen; er sprach seine ‚ernste Mißbilligung‘ besonders darüber aus, daß auch

die Person des Landesherrn ‚in die Debatte gezogen sei'.* Aber auch dieser Sturm ging vorüber. Und vor allem am Tage der Rede war Hardys Schicksal eigentlich schon entschieden. Seine Verhandlungen mit Beuron hatten bereits ein Vierteljahr vorher begonnen, und gerade fünf Tage vorher hatte er sein Aufnahmegesuch an den Erzabt geschrieben.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, hat übrigens der Hauptbeteiligte selbst in Voraussicht unliebsamer Zeitungserörterungen (die ja auch erfolgt sind) in den Tagen, die seiner ‚Flucht aus der Welt' vorhergingen, eine politische Selbstverteidigung niedergeschrieben. Ich weiß nicht, ob er vielleicht vorübergehend daran gedacht hat, sie zu veröffentlichen. Es ist dies jedenfalls nicht geschehen, und es jetzt noch nachträglich zu tun, ist natürlich überflüssig. Ich sehe auch für sein Andenken keinen Nutzen davon. Der Aufsatz befaßt sich in der Hauptsache mit äußerlichen Dingen, und die interessieren uns hier recht wenig. Es seien nur ein paar Sätze daraus angeführt, in denen der Verfasser es von sich weist, daß die äußeren Verhältnisse seine Entschließungen beeinflußt hätten. ‚Der Schritt, den ich tue (Eintritt in den Benediktinerorden)' — so beginnt das Schriftstück — ‚steht weder in einem äußern noch in einem inneren Zusammenhange mit den Vorgängen während des abgelaufenen Sommersemesters. . . . Mein Entschluß, nach Beuron zu gehen, stund schon beim Beginn des Sommersemesters fest... Aus leicht begreiflichen Gründen mußte ich aber diesen Entschluß, der in mir seit Jahren reifte und mehr und mehr Bestimmtheit annahm, geheimhalten. Weder innere Verstimmung noch äußere Schikane hat mich aus meinem bisherigen Wirkungskreise vertrieben. Die Anfeindung, die ich erfuhr, früher schon und in diesem Semester wieder, hätte mich eher bestimmt, auf meinem seitherigen Posten auszuharren.'

Damit sind die äußeren Beweggründe scharf genug abgewiesen. Zur Bekräftigung der ganzen Darstellung und, um auch hartnäckige Zweifler zu überzeugen, werden wir unten, am Schluß dieses Abschnittes, aus dem Briefwechsel Hardys mit den Ordensobern noch die wichtigsten in Betracht kommenden Daten zusammenstellen. Man wird daraus zum wenigsten den äußern Verlauf der Verhandlung ersehen und auch feststellen können, daß die Regierung bis zum letzten Momente von der ganzen Sache überhaupt nichts gewußt hat.

Hardy trug sich mit dem Klostergedanken übrigens schon seit mindestens dem Jahre 1891. Es waren die lautersten religiösen Absichten, die ihn bestimmt haben. Das ältere Datum der innern Krisis, die bei ihm eingetreten, beweisen wir am besten mit seinen eigenen Worten: ‚Das Ringen in mir,' — so schreibt er in dem Gründonnerstagsbriefe 1893 an den P. Suitbert, — ‚wovon ich Ihnen neulich . . . nur eine Andeutung machte, währt ja schon lange, bald stärker, bald schwächer. Ich habe mich wohl geprüft, Gott weiß es, und viel gebetet. Ist es auch wirklich von Gott? Soll es mit mir nur nach seinem Willen gehen, so muß ich, dies weiß ich, ganz von mir absehen. So schwer dies auch ist, ich bin nun ruhig, nur ruhig, wenn ich demütig um

* Eine stenographische Aufnahme der Rede liegt mir nicht vor. Hardy selbst nennt die betreffende Stelle in einer Eingabe an den Minister ‚eine ganz unverfängliche Bemerkung, die ich zur Kennzeichnung des Militarismus und seiner Herrschaft über unsere gewöhnlichen Anschauungen machte'.

Einlaß bitte in Ihrer Kongregation.' — In dem Briefe vom 7. Juni an den P. Plazidus lesen wir: ‚Gottes Willen zu erkennen, dies war es, was sich in den letzten Jahren fast allein und in den letzten Monaten ausschließlich in meinen Gebeten aussprach, wie durch meine Gedanken und Entschließungen hindurchzog und mir keine geringen inneren Kämpfe verursachte, bis ich zur Klarheit und Gewißheit kam . . . Es war am Vorabend vor Fronleichnam (1. Juni), da ich, wie regelmäßig vor Sonn- und Feiertagen, im Beichtstuhl war, als ich mit einer Klarheit, der ich nicht zuwiderhandeln darf, einsah: So und nicht anders! Und seitdem ist alles Schwanken vorüber und ich bin so froh wie nie.' So ließen sich noch mehrere Stellen anführen. Das Jahr 1891 tritt als Zeit, in der unser Gottsucher schon dem Kloster zustrebte, mit einiger Bestimmtheit hervor in den folgenden Sätzen: ‚Es sind bald zwei Jahre her, da trug der Bischof von Mainz (Haffner) mir eine sehr wichtige Vertrauensstelle in der Seelsorge (!) an. Ich lehnte ab und bemerkte demselben in meinem Briefe unter anderm, daß ich eher an etwas anderes gedacht hätte. Er verstand diese Stelle entweder nicht oder übersah sie; ich dachte aber dabei wirklich schon an das, woran ich heute denke.'

Man liest diese Eröffnungen angesichts des nachherigen Verlaufs der Angelegenheit mit einer gewissen Wehmut. — Warum war Hardy unzufrieden, und wonach verlangte er? Wir haben für die Beantwortung dieser Fragen leider kein anderes unmittelbares Material als die Briefe an die Ordensobern und an den P. Suitbert Bäumer. Es widerstrebt mir aber, die hier einschlagenden Auslassungen vor aller Welt offen zu legen. Die Briefe sind dafür zu zart, ich hätte beinahe gesagt zu heilig, und der Freund ist noch nicht lange genug unserer Gegenwart entrückt. Es sind schöne, zum Teil ergreifende Worte, deren Schwere und Hoheit durch den gewohnten Ernst des Verfassers noch gesteigert werden. Wie selten war ihm doch das Lachen auf den Lippen! Unzufriedenheit mit sich selbst, mit der Unvollkommenheit und Zerfahrenheit des eigenen Tuns, das Verlangen nach Sammlung und nach religiöser Hingabe — das sind die durchgehenden Motive, die diese Briefe beherrschen.

Die Vertreter des Ordens sind ihrer Verpflichtung, den um Aufnahme Bittenden zu warnen, durchaus nachgekommen. Sie haben ihm das asketische ‚Erziehungssystem', das den Neuling des Klosterlebens empfängt, ungemildert vor Augen gestellt, und haben in wiederholten Briefen auch auf die besondern Schwierigkeiten hingewiesen, die bei ihm, dem Ältern und Gelehrten, dem körperlich Schwachen und an die Freiheit des Denkens und Handelns Gewöhnten obwalteten. Hardy ging aber auf dem einmal betretenen Wege ohne Wanken voran. ‚Indem ich verlange, mich abhängig zu machen, will ich es auch konsequent, sowie ich bisher konsequent gewesen bin im entgegengesetzten Sinne, bis zur Verzichtleistung nicht bloß auf alles, sondern auch auf mich' — das ist eine Äußerung von ihm, die seinem Wesen allerdings nicht fremd klingt.

Hardy war von Natur nicht das, was man einen mit sich einigen geschlossenen Charakter nennt. In ihm vereinigten sich zwei Veranlagungen von hervorragender Eigenart, und beide bestritten einander die Herrschaft. Er war katholischer Priester und Seelsorger, zugleich aber auch Gelehrter und Forscher. Dieser seelische Dualismus ist der eigentliche Ursprung der schweren inneren Krisis, in der wir 1893 den wissenschaftlich Ehrlichen und Frommen erblicken. Standen die beiden Charaktere bis dahin einander gleich, hatten sie sich gleichmäßiger Pflege zu erfreuen gehabt? Ich glaube nicht. Der Seelsorger, der

Geistliche hatte bisher überwogen, kirchliche Interessen hatten fast das gesamte Tun und Lassen des Mannes bestimmt. Berufswahl, Lebensführung, private und öffentliche Wirksamkeit, alles war von kirchlichen Gesichtspunkten beherrscht. Selbst in Hardys wissenschaftlichen Arbeiten ist bis wenigstens zum Jahre 1890 der Theologe nicht zu verkennen. Ich lasse dahingestellt, wie weit die theologisch-kirchliche Richtung für die Wahl des ursprünglichen Fachstudiums, der Philosophie, bestimmend gewesen ist. Bei der Hinwendung zur Indologie und zur vergleichenden Religionswissenschaft hat sie jedenfalls mitgewirkt. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur im „Katholik" von 1882 seine erste Verlautbarung auf diesem Gebiete, die prächtigen Aufsätze über ‚Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft' zu lesen. Auch in der akademischen Antrittsrede ‚Die allgemeine vergleichende Religionswissenschaft im akademischen Studium unserer Zeit' (1887) finden sich noch Anklänge, und die erste selbständige Arbeit auf dem Gebiete der Indologie ‚Der Buddhismus nach älteren Pâliwerken' (1890) hat doch auch noch ein Kapitel, von dem Streitberg schreibt: ‚So eifrig Hardy nach historischer Objektivität strebt, hat er in einem Punkte doch den Theologen nicht völlig verleugnen können und wollen: Das letzte Kapitel bringt eine Vergleichung zwischen Buddhismus und Christentum, die aus dem Rahmen geschichtlicher Darstellung herausfällt und einen ausgesprochen apologetischen Charakter trägt.' Wenn man die Rezensionen, die Hardy in den letzten 80er und in den ersten 90er Jahren geschrieben hat, zu Hilfe nimmt, so tritt das theologische Interessiertsein noch entschiedener hervor. Daneben dann noch seine parteipolitische und seelsorgerliche Tätigkeit! — Allmählich meldete sich nun in ihm aber auch der objektive Gelehrte und wissenschaftliche Forscher zum Wort. Hardy verfügte für die Forscherarbeit über glänzende Eigenschaften. Er hatte einen klaren Verstand, durchdringende Logik, strengen Gerechtigkeitssinn und absolute Wahrheitsliebe. Nur durch diese Eigenschaften war es dem Autodidakten möglich, in seiner akademischen Antrittsrede das nach allen Seiten befriedigende Programm für die vergleichende Religionswissenschaft aufzustellen. Nur durch sie hat er, der ursprüngliche Scholastiker, überhaupt zwischen der theologisch gerichteten Wahrheitsfrage und der historisch-psychologischen Behandlung aller religiösen Erscheinungen zu unterscheiden gelernt. Das Beste an Hardy war, er war ein Charakter, und wenn irgendwo, so ist das für den Gelehrten notwendig. Für den Katholiken bedeutet das aber innere Kämpfe, das verlangt Emporsteigen. Da wird das eigene Tun und Treiben einem leicht zu eng und zu niedrig. Der Blick muß sich weiten und die Liebe umfassend werden.

War Hardy mißtrauisch gegen sich selbst? Hat er in diesem Prozeß geistiges Unbehagen empfunden? Ich würde mich nicht darüber wundern, wenn er sich selbst hätte entfliehen wollen; aber wer schaut bis in die Tiefen einer Menschenseele! Wer ist sich über sich selber klar, wenn Liebe und Sorge, Zweifel und Seelennot, Kleinmut und Unzufriedenheit mit allem, was man bisher getan, das Herz bedrängen.

Man hatte den Ordenskandidaten auf seine wissenschaftlichen Bedürfnisse hingewiesen. Während der Verhandlungen mit den Ordensobern selbst korrigierte er an den Druckbogen seines schwer gelehrten Buches über ‚Die vedisch-brahmanische Periode des alten Indiens' (Münster i. W. 1893). Es ist eine aus den Quellen gearbeitete streng wissenschaftliche und umfassende Darstellung. Geheimrat Pischel hat darüber in den ‚Göttingischen Gelehrten Anzeigen' ein kompetentes Urteil abgegeben. — Wie dachte sich nun wohl Hardy seine

geistige Existenz im Kloster? Konnte und wollte er auf die wissenschaftliche Weiterarbeit verzichten? Er redete sich tatsächlich ein, daß er das noch könne! Weder Politik noch Wissenschaft sollten ihm fernerhin Molesten machen. ‚Ich verachte die Wissenschaft nicht, aber ich weiß doch auch, daß das Leben und ein übernatürliches Leben höher steht als alle Wissenschaft, und daß ja der einzelne immer nur Weniges leistet, auch wenn er Vieles zu sein scheint.' — Er wollte eine vollständige Änderung seines ganzen Lebens; denn ‚wenn ich ja das wollte, was ich jetzt habe, könnte ich bleiben oder würde auch, falls ich bloß von hier fortwollte, im In- oder Auslande eine entsprechende Stelle finden'. Er sandte dem P. Erzabt unter dem 29. Juni das erste Exemplar seines neuen Werkes. ‚Um alles zu begraben, was ich weiß, habe und bin,' schrieb er dabei, ‚übergebe ich diese mir soeben zugegangene épreuve avant la lettre — denn das ist dieses Exemplar — Ihnen, um nichts mehr davon zu wissen. Bis die erste wissenschaftliche Besprechung kommen wird, werde ich für die gelehrte Welt nicht mehr existieren. Ich kann Ihnen nicht aussprechen, wie sehr mich dies freut.'

So mußte man es denn geschehen lassen. Am 8. September schrieb er noch: ‚Sie glauben gar nicht, was es heißt mit so vielem aufräumen, was einem im Wege steht. Nachsicht ist hier schlecht am Platze. Man muß Gewalt gebrauchen' — und am 14. überschritt er die Beuroner Klosterschwelle.

Zeittafel über H.'s Verhandlungen um Aufnahme ins Kloster Beuron.

1. 1893, März 12.—18. (Woche vor Passionssonntag). — Persönlicher Besuch in Beuron. Dieser Besuch gab ihm für sein Suchen Ziel und Richtung. ‚Ich ging eigentlich neulich schon mit dem Gedanken fort, daß ich über kurz oder lang wiederkommen würde' (Brief vom 30. März).

2. 1893, März 30. (Gründonnerstag). — Hardy spricht sein Anliegen zum ersten Male offen aus durch Brief an P. Suitbert Bäumer. Er ermächtigt ihn, mit dem Erzabt darüber zu reden, ‚aber sonst mit niemandem'.

3. 1893, April 3. (Ostermontag). — P. Suitberts Antwort ist eine Mahnung zu ernster Selbstprüfung mit Hinweis auf die besondern Schwierigkeiten des Noviziats für Hardy.

4. 1893, Mai 28.—29. (Samstag und Sonntag nach Pfingsten). — Hardy hat auf seine Bitte hin eine Unterredung mit dem P. Erzabt im Kl. Ingenbohl in der Schweiz. ‚So sehr sie mir auch nützte, enthob mich (die Unterredung) noch nicht allem Zweifel.'

5. 1893, Juni 1. (Mittwoch vor Fronleichnam). — Hardy erlangt am Vorabend vor Fronleichnam im Beichtstuhl Selbstgewißheit über seinen Ordensberuf.

6. 1893, Juni 7. — Hardy schreibt sein Aufnahmegesuch an den Erzabt.

7. 1893, Juni 12. — Hardy hält die ‚inkriminierte' Wahlrede in der Freiburger ‚Sängerhalle'.

8. 1893, Juni 18. — Erzabt Placidus schlägt Hardy vor, zu erneuter Selbstprüfung anfangs der Ferien nach Beuron zu kommen oder ihm noch einmal ‚auf eine Stunde die Freude einer mündlichen Unterredung zu gewähren'.

9. 1893, Juni 19. — Hardy macht gegen den Voraufenthalt in Beuron geltend, daß er am 1. Juli seine Wohnung, ‚deren Miete ziemlich hoch ist', zum 1. Oktober kündigen oder sie bis zum 1. April 1894 behalten muß. Da er nur Mittwochs kollegfrei und die drei nächsten Mittwoche in Freiburg in Anspruch genommen ist, so könnte er zu der gewünschten Unterredung erst am 12. Juli kommen.

10. 1893, Juni 23. — P. Suitbert Bäumer schreibt im Auftrag des Erzabts P. Plazidus an Hardy, sein letztes Schreiben bekunde einen so kräftigen Willen und solches Gottvertrauen, daß er nun nicht mehr zögere, ihm die Aufnahme zu gewähren.

11. 1893, Juni 25. — Hardy bekundet dem P. Plazidus und P. Suitbert die Gefühle des Dankes.

12. 1893, Juni 26. — Hardy schreibt zum ersten Male an den Novizenmeister P. Benedictus (Prinz Edmund Radziwill). Ungefähr zum Feste Kreuzerhöhung (14. September) hofft er in Beuron einzutreffen.

13. 1893, Juni 29. — Hardy übersendet dem P. Erzabt ein Exemplar seines im Erscheinen begriffenen Buches über ‚die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens' mit Begleitbrief.

14. 1893, Juni 30. — Antwort des Novizenmeisters.

15. 1893, September 8. — Hardy kündigt seine Ankunft in Beuron zu Mittwoch 14. September an. ‚Ich setze erst beim Weggang schriftlich diejenigen, die es wissen müssen, davon in Kenntnis.'

16. 1893, September 12. — Hardy zeigt dem Großherzogl. Badischen Staatsminister Dr. Nokk an, daß er seine Stelle niederlege, um sich in Beuron dem Ordensstande zu widmen (der Brief wurde laut Postquittung erst am 13. Sept. in Freiburg zur Post gegeben).

17. 1893, September 14. — Hardys Eintritt in Beuron.

18. 1893, September 16. — ‚Allerhöchste Entschließung' des Großherzogs über die Entlassung Hardys aus dem Staatsdienste.

II.

Der Aufenthalt Hardys im Kloster Beuron hat gerade zwei Monate gedauert, vom 14. September bis 13. November. Über sein körperliches und seelisches Befinden während dieser Zeit sind wir leider nur summarisch unterrichtet. Es liegen uns zwei Briefe von ihm selbst, der eine an den abwesenden Erzabt Plazidus, der andere an seine Mutter vor, außerdem noch ein Bericht des Novizenmeisters über ihn an den Erzabt. Danach wäre ja alles vortrefflich gewesen. Ich möchte den Kundgebungen jedoch kein allzugroßes Gewicht beilegen; denn sie sind einmal alle drei zu früh erfolgt, zu einer Zeit, als die zu erwartende Ernüchterung des Novizen noch kaum erfolgt sein konnte; sodann sind der geistliche Vorgesetzte und die alte Mutter (eigentlich war es seine Stiefmutter) nicht gerade Adressen, an die etwa eingetretene Gemütsverstimmungen oder seelische Unbehaglichkeiten sofort weitergegeben werden. Der Brief an den Erzabt und der Bericht des Novizenmeisters datieren schon vom 20. September, also sechs Tage nach dem Eintritt; der Brief an die Mutter ist vom 5. Oktober. Hardy hatte damals jedenfalls noch die Zuversicht, auf dem betretenen Wege auszuharren. ‚Die Lebensweise, das frühe Aufstehen u. dergl. macht mir bis jetzt keine Beschwerden . . . Opfer kostet es schon; aber darum ist man ja da, und dies wußte ich und eben darum ging ich hierher. Läßt Gott mich gesund und verleiht er mir jene äußere und innere Kraft, die ich brauche, so bleibe ich auch, wenn ich für würdig befunden werde' — so schreibt er am 5. Oktober, also immerhin doch schon drei Wochen nach dem Eintritt. Er schildert der Mutter die an demselben Tage gefeierte feierliche Profeßablegung von sechs Novizen und bemerkt dazu: ‚Man kann sich nicht leicht etwas Erhebenderes denken als eine solche Profeß bei den Benediktinern. Ich stehe noch ganz unter dem Eindruck

derselben. Für mich war alles ebenso neu wie ergreifend in hohem Maße. . . . Wie glücklich werde ich sein, wenn mir dieser Tag einmal beschieden wird.'

Aus dem Berichte des Novizenmeisters P. Radziwill will ich folgende Sätze ausheben: ‚Sein ganzes Verhalten ist gleichmäßig, ruhig und gesammelt, seine Freundlichkeit und Bescheidenheit im Auftreten erbaulich . . . Sein Umgang mit den Jüngern (Bruder N. N. und N. N. waren seine Schüler) ist ungemein einfach und bescheiden, was auch auf Fr. X. von gutem Einfluß sein wird. Lernt Fr. H(ardy) die Schönheit des monastischen Lebens hochschätzen, so dürfen wir Gott freudig für diese Berufung Dank sagen.'

Jeder Tag neigt sich seinem Ende entgegen und so auch das andachtsvolle, fast feierliche Glück, das unser Freund im stillen Kloster gefunden zu haben glaubte. Er mochte wohl, zumal an kalten Herbsttagen, mit dem Frühaufstehen, den Andachtsübungen und Entbehrungen des Novizenlebens seinem schwachen Körper doch zu viel zugemutet haben. Bald sah er sich gezwungen, seinem von Beuron abwesenden Vorgesetzten den folgenden Brief zu schreiben. Ich teile ihn in dem Hauptabschnitt ganz mit, um auch hier der Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Daß dem Novizen das ganze bis in die Andacht der Seele hinein reglementierte Wesen schwer geworden ist, diese Vermutung kann man daneben ja noch immer hegen. Wir gewinnen sogleich, wie wir noch sehen werden, sogar auch von Hardy selbst einigen schriftlichen Anhalt dafür. Der Brief an den Erzabt beginnt folgendermaßen:

Beuron, den 12. November 1893.

‚† Benedicite!

Hochwürdigster Vater Erzabt! — Es fällt mir schwer, dem Hochwürdigsten Vater folgende Mitteilung machen zu müssen. Das Kreuz einer Prüfung nämlich, die ich beim Eintritt in das liebe Beuroner Kloster nicht erwartet hatte, ist mir beschieden. Der frohe Mut, der mich damals beseelte, ist zwar, Gott Dank, auch heute noch vorhanden, indes werde ich durch ein Leiden, das sich vor etwa 3—4 Wochen bei mir einstellte, auf eine harte Probe gestellt. Nun hat der Arzt auf Grund einer Untersuchung erklärt, daß eine Verdichtung der rechten Lungenspitze, die sich bei mir zeige, nicht ganz ungefährlich sei, weshalb er, damit nicht Tuberkeln entstehen (!) — zumal bei gewissen Dispositionen in unserer Familie — entschieden anriet, während des Winters einen Aufenthalt im Süden zu nehmen. Daher haben die Hochw. Oberen des Hauses geglaubt, alle diese Umstände berücksichtigen zu sollen, und es mir anheimgestellt, den Rat des Arztes zu befolgen. Ich will dies denn auch tun im Vertrauen auf Gott, in dessen Hand wir stehen und dessen Willen wir uns beugen müssen.' Er bemerkt noch, daß er die Reise schon am folgenden Tage, den 13. November, anzutreten gedenke. Die Unterschrift ist: ‚Hochwürdigsten Vaters unwürdigster Sohn Fr. Edmund Hardy.'

Am 13. November früh wurde die Reise nach dem Süden, zunächst nach Meran, in der Tat angetreten. Ein paar aus einem Notizbuch gerissene Blätter, die ihm später selbst wohl ein wehmutsvolles, liebes Andenken gewesen sind, berichten über seine nächsten Schritte und weisen auch die Richtung, in der sich seine Gedanken bewegten. Wir lesen:*

‚(Mo)ntag, den 13. November 1893.

(Die)s sollte also der Tag meines Abschiedes von (Beu)ron sein. Zum letzten Male wohnte ich der (Matut)in bei, that dann noch, was ich zu thun

* Die in Klammern gesetzten Wortteile sind abgerissen und von mir ergänzt.

(ha)tte. Von P. Prior erbat und erhielt ich (de)n Segen, ebenso von P. Magister und (P. Zel)ator. Sie waren alle recht gut gegen mich, insbesondere P. Magister, der mich (au)ch schließlich zur Pforte brachte. Darauf (e)in letzter Händedruck und Laudetur Jesus Christus. Unterwegs begegneten mir Brüder, die „Gelobt sei Jesus Christus" sagten und mich erstaunt ansahen. Es läutete eben zum Amte, als ich an den Bahnhof kam. Der Zug entführte mich (r)asch der gottgeweihten Stätte, und dichter Nebel entzog die Gegend meinen Blicken. Es ging über Herbertingen und Aulendorf Friedrichshafen zu. Da das nächste Schiff gen Bregenz erst um 6 Uhr fuhr, benutzte ich das gerade nach Rorschach fahrende Boot „Würtemberg" und stieg dann dort nach Aufenthalt von einer Stunde in den Zug über St. Margarethen nach Bregenz.

Hier kehrte ich in der „Krone" ein, erledigte ein Geldgeschäft, indem ich mir österreichisches Geld besorgte, speiste zu Abend und beschloß den Tag ziemlich (w)ie bisher im Kloster.

Die Gedanken des heutigen Tages waren trübe, doch selten stürmisch. Ich darf mir meine Lage nicht vor Aug(en) stellen, sonst erschrecke ich. Wie nun? Wirst du wieder zurückkehren, wie man es dort erwartet? — Und wenn du es nicht mehr wagen solltest, was nun?

„Finst're Nacht, wohin ich schaue." Ich bin fremd in dieser Welt geworden. Die seitherige ist für mich untergegangen. Mir ist, als ob meine ganze Vergangenheit verschüttet wäre. Ich darf gar nicht daran denken, wenn ich mich auf der andern Seite jetzt betrachte nach diesen 2 Monaten und dem, was sie umschließen. O Gott! Und wie wird es sich in der Zukunft gestalten? Alles liegt in einem großen Nebelmeere. So schlief ich ein und erwachte, es mochte die gewohnte (!) vierte Stunde des Morgens sein, um dann um 5 Uhr mich zu erheben.'

(14. Nov. 1893.)

‚Im Geiste schloß ich mich dem Chore an. Heute gedenkt der Orden der Verstorbenen, die ihn besonders angehen, und betet dahe(r) das Offizium ähnlich wie am 2. d. M. Ich tat das Gleiche, betrachtete alsdann über einige Stellen der Hl. Schrift und las um 7 Uhr die hl. Messe und wohnte darauf [in der Seekapelle] der Schulmesse noch bei. Es war 8 Uhr, als ich heimkehrt(e) (und) das Frühstück nahm. Immer noch derselbe (Ne)bel, und innerlich trübe und wogend, wie (sich) draußen die Nebel ballten. Ich suchte (die) eine halbe Stunde entfernt gelegene (Zi)sterzienserabtei Mehrerau auf. Eine (prä)chtige Kirche, eben aber außer einem (Br)uder, der im Chore abstaubt, und mir, der (ich) hier meine Terz betete, kein Mensch (d)arinnen.

Der Zug 10.16 entführte mich Bregenz (und) brachte mich über Feldkirch, wo endlich (die) Sonne siegte und die Landschaft in ihrer (g)anzen Pracht zeigte, nach Bludenz. Hier war ich schon einmal — im Herbst 1874 — gewesen; dennoch kam mir alles (w)ie neu vor, jedenfalls in neuer, winter(l)icher Beleuchtung. O wie schön! Die (H)öhen verzuckert und da und dort eines der Dächer im Thale oder an den Bergab(h)ängen. Diese majestätische Natur! Wie präsentiert sie sich so wunderschön von der Kirche aus, in der ich nach dem Mittagessen [im „Kreuz"] den Rosenkranz betete, oder von der Terrasse am Schützenhause etwas höher oben. Da belebte sich wieder ein wenig mein Muth, zwar nicht in der Richtung, wie dies etwa P. Magister verstanden oder gewünscht hätte. Ich bekam Hoffnung, nochmals neu zu beginnen, obschon ich mir nicht (sa)gen kann, wie.

Um ½3 Uhr sauste der Paris—Wiener Schnellzug heran und nahm mich auf. Jetzt beginnen die Hauptschönheit(en) der ganzen Linie. Ein herrlicher Anblick beim herrlichsten Winterwetter! O Gott, wie groß bist du!

Die Ankunft in Innsbruck kurz vor 7 Uhr. Ich stieg wieder im „Goldenen Kreuz" ab, . . .

Am 15. Nov.' — Leider bricht die Schilderung mit dieser Eröffnung eines neuen Tagesdatums ab.

Schon am folgenden Tage meldete Hardy seine gute Ankunft in Meran an den P. Prior in Beuron. Er schrieb:

,Meran, den 16. November 1893.

Hochwürdiger P. Prior! — Meinem Versprechen getreu will ich alsbald Ihnen Nachricht von mir geben. Die Reise ging glücklich von statten. Der erste Tag brachte mich nach Bregenz, der zweite nach Innsbruck, der dritte hierher. Der Nebel begleitete mich bis nach Feldkirch, wo die Sonne durchbrach, und von da an gestaltete sich die Fahrt über den Arlberg zu einer recht genußreichen. Auch die gestrige über den Brenner bot dem Auge viel. In Meran bin ich in der Marienherberge (Unterm Berg 5) abgestiegen, wo Kreuzschwestern von Ingenbohl Kurgäste beherbergen. Eine schöne Kapelle mit Allerheiligstem befindet sich im Hause.

Seit 19 Jahren, da ich das letztemal hier war, hat sich M. sehr verändert. Es ist ein äußerst luxuriöser Kurort geworden. Doch sieht man auch recht viel menschliches Elend hier. Mein Husten hält sich so ziemlich auf der gleichen Höhe, und ist manches dabei, was mir nicht recht gefallen will, doch ist das übrige Befinden im ganzen gut. Die Stimmung natürlich leidet unter starker Depression. Ich darf gar nicht daran denken, sonst wird es mir schwarz vor den Augen. Wie oft habe ich in diesen Tagen an den Vers aus „Dreizehnlinden" denken müssen: „Finstre Nacht, wohin ich schaue" usw. Das Gute hat es hier, daß man ruhig und verborgen leben kann. Von meinem Fenster aus erhebt sich der Blick an der großartigsten Gebirgswelt, die man sich denken kann. Dies weist hinan.

. . . Im Noviziate fehlt augenblicklich der Meister,* aber sein Geist wird gleichwohl darin walten. Ich darf Ew. Hochwürden höflich bitten, das ganze l. Novziat mitsamt seinen Vorständen von mir zu grüßen, und verbleibe usw.

Ew. Hochwürden ergebenster Diener

Edmund Hardy.'

Es liegen dann noch sieben Briefe von Hardys Hand vor, die alle an den P. Magister gerichtet sind. Daß der Verfasser auch andere Ordensmitglieder noch mit solchen bedachte, läßt sich vermuten. Die vier ersten der an den Novizenmeister gerichteten Schreiben datieren: Meran, 2., 11., 31. Dezember 1893 und 16. Februar 1894, der fünfte aus Rom, 18. April, der sechste aus München, 22. Juni, der siebente aus Freiburg in der Schweiz, 30. Juli 1894. Der Inhalt der Briefe zeigt eine fortschreitende Erkaltung. Nur der erste enthält noch eine persönliche Note. Sonst bilden die Natur- und gärtnerischen Schönheiten Merans und andere äußere Dinge den Gegenstand der Berichterstattung, bis zuletzt in kürzester Form nur noch rein geschäftliche Angelegenheiten zu Worte kommen. Die beiden ersten Briefe haben noch die Anrede

* P. Radziwill war nach Breslau abgereist, wo er sich einer Operation unterziehen mußte. Seine Abwesenheit von Beuron dauerte bis über Neujahr 1894.

‚Hochwürdiger P. Magister!', der dritte beginnt mit ‚Hochwürdiger Herr Pater!', der vierte (16. 2. 94) schon mit ‚Sehr verehrter Hochwürdiger Herr!', der fünfte erhebt sich noch einmal zu der Anrede ‚Hochwürdiger Pater Benedikt!', aber es ist der Absagebrief an das Kloster.

Hardys Gesundheit hatte sich schon bald nach seiner Ankunft in Meran zu bessern begonnen. Schon am 2. Dezember 1893 schrieb er: ‚Ich fühle den Unterschied gegen Beuron recht deutlich, wennschon immer noch Vieles von der Zeit zu erwarten ist. Doch hat der Hustenreiz bedeutend nachgelassen.'

Mit der körperlichen Wiedererstarkung kehrte auch neue Lebenskraft und Lebenslust zurück. Der Genesende erinnerte sich mancher seiner alten Freunde wieder und überzeugte sich aus den frischen, fröhlichen Antworten derselben, daß er nur anzuklopfen brauchte, und es tönte ihm der Willkomm entgegen. ‚Ich sollte Dich vergessen haben? Das ist Dir gewiß nicht ernst.' So schrieb ihm ein Jugendgenosse, und er versicherte ihm: ‚Seit Deinem letzten Freiburger Briefe, der mir Deinen Entschluß, nach Beuron zu gehen, mitteilte, ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht mich viel mit Dir beschäftigt hätte. . . . Dein hohes ideales Streben, Deinen ernsten, eisernen Willen kannte ich ja, und doch dachte ich oft: O wäre er nur in Freiburg geblieben!'

Den größten Wert für die Hebung des gesunkenen Lebensmutes hat wohl die geistige Arbeit gehabt. Der alte Orient war es, der ihn zuerst wieder lockte. Schon am 16. Februar berichtet er dem Novizenmeister: ‚Da ich nicht müßig sein kann, so erledige ich faute de mieux einige Rezensionen über ziemlich disparate Gegenstände* und einen Aufsatz, der in Bälde im „Deutschen Hausschatz"** erscheinen soll über: Die Geschichte einer Korrespondenz aus dem 15. Jahrhundert v. Chr. (Es sind dies die interessanten Funde einer diplomatischen Korrespondenz zwischen Amenophis III. und IV. und babylonischen Königen und ägyptischen Statthaltern in Kleinasien, auch Palästina, in der Zeit vor dem Exodus.) Ich durfte dies wohl tun und fand eine gewisse Ermutigung dazu in dem schönen Worte des hl. Benedikt an den Goten, dem die Sichel abgebrochen und ins Wasser gefallen war: Ecce labora et noli contristari.'

In demselben Briefe gab Hardy dem P. Magister zum erstenmal direkt zu verstehen, daß er nach Beuron nicht zurückkehren werde. Er schrieb, daß er anfangs März nach Italien reisen wolle und Ostern wahrscheinlich in Rom sein werde, ‚wo, wie ich hoffe, sich auch die Frage über meine Zukunft lösen wird'. — Die Frage seiner Zukunft war auf eine neue Professur gerichtet. Doch zuvor den Abschiedsbrief nach Beuron:

‚Rom, den 18. April 1894.

Hochwürdiger Pater Benedikt! — Lange zögerte ich Ihnen zu schreiben und kann es auch jetzt nur mit schwerem Herzen thun. Nicht als hätte ich nicht, seit ich hier bin, und dies sind schon einige Wochen,*** mich wiederholt dazu

---

* W. Streitberg verzeichnet in der ‚Hardy-Bibliographie' (‚Indogerman. Forschungen' Bd. 17 S. 140) zum Jahre 1894 Rezensionen über: Bohnenberger, Der altindische Gott Varuna: Lit. Rundschau 1894 Sp. 87 f.; Caland, Altindischer Ahnenkult: daselbst Sp. 128 f.; Kunze, Unsterblichkeit und Auferstehung: Ebenda Sp. 248 ff. — Es sind nur indologische und religionswissenschaftliche Arbeiten in die ‚Bibliographie' aufgenommen.

** 20. Jahrgang S. 598 ff.

*** Er hatte am 7. März Meran verlassen, war 9.—11. März in Venedig, 12. März

angetrieben gefühlt. Ich verschob es nur, weil ich von einem Tag zum andern hoffte, es würde mir leichter werden, und doch fällt es mir heute noch so schwer, daß ich es gern abermals ungethan lassen möchte. Es scheint mir nämlich physisch und psychisch unmöglich zu sein,* dorthin zurückzukehren, wohin ich, Gott weiß es, sonst nichts als einem inneren Zuge folgend gekommen war.

Ersparen Sie (mir)** die eingehende Begründung. Denken Sie stets recht gering von mir und verzeihen Sie! Ich verlasse bis Montag Rom, um über Pisa nach Florenz zu reisen. Sobald als ich imstande bin, werden Sie das dem Orden Gehörende zurückerhalten.*** Ebenso wie heute werde ich auch ferner Ihrer und derer, die ich mit und über Ihnen verehre, (am Altare)† gedenken und verabschiede mich hiermit als

Ihr unwürdiger

Edm. Hardy.'

Dem Ordensberufe abwendig geworden hatte Hardy bereits am 10. Dezember 1893 einen Orientalisten des Schweizerischen Freiburg, mit dem er in literarischer Verbindung stand, brieflich gebeten, ihm über die Verhältnisse der neuen und im Ausbau begriffenen katholischen Universität zu berichten. Auf wiederholte Mahnung gab der Befragte am 8. Januar ermutigende Auskunft. Die danach mit dem gewöhnlichen Vertreter der amtlichen Stelle eingeleiteten Verhandlungen zielten zunächst auf einen Lehrauftrag für Philosophie (an Prof. Wolffs Platz). Leider hatten aber bereits Abmachungen mit der theologischen Fakultät stattgefunden, welch letztere die Besetzung dieses Faches ein für allemal an sich nahm. Auch für den Indologen und vergleichenden Religionsforscher blieb nun zwar noch eine hinlänglich große Aufgabe; aber dafür war im Etat kein ausreichender Platz vorhanden. Schließlich mußte der gewohnte Idealismus des Suchenden über die Hauptschwierigkeit hinweghelfen. Hardy verließ Italien am 2. Mai über den Mont-Cenis und ging über Genf nach Fribourg. Die Folge war, daß seine Ernennung zum Professor für vergleichende Religionswissenschaft und indische Literatur an der neuen Hochschule endgültig beschlossen und vom Staatsrat genehmigt wurde. Damit wollen wir nun unsere Darstellung schließen. Für Hardy begann eine neue Lebensperiode. Er selbst schien seit seinem Weggang aus dem deutschen Freiburg ein anderer geworden zu sein, und es waren ja in der Schweiz auch ganz andere Verhältnisse. Die Liebe zur Wahrheit und der Wille, nur dem Höchsten zu dienen, durchglühten nach wie vor dieses schwache körperliche Gebilde; aber unser Freund hatte nun einen anderen Begriff von seiner Aufgabe. Politik und Seelsorge blieben beiseite, und die Ideale des Professors und gelehrten Forschers kamen fortan allein zur Geltung.

---

in Bologna, 13. März in Ravenna, 14. März in Loretto-Ancona, 15. in Foligno-Perugia (an Assisi vorbei), 16. in Assisi, 17. in Foligno-Rom (18. März Palmsonntag).

* Das Brouillon des Briefes ist erhalten und enthält an dieser Stelle zuerst die wieder durchgestrichenen Worte ‚Verzeihen Sie, wenn ich kurzer' [Hand erkläre?]. Sodann hatte er geschrieben ‚ist es mir unmöglich', dies aber in ‚es scheint — zu sein' gemildert.

** Im Entwurf steht ‚mir', im Briefe nicht.

*** Im Entwurf: ‚werde ich Ihnen das, was dem Kloster gehört und bei m. Büchern in Meran ist', [zurückschiden?].

† Im Entwurf steht ‚am Altare', im Briefe fehlt es.

Elsaß-Lothringen. Unzeitgemäße Betrachtungen eines Elsässers / Von Viktor Eschbach

Seit 1870 gibt es eine elsässische Frage. Also seit 40 Jahren. Und eben so lange warten wir auf ihre Lösung, leider vergebens. Im Gegenteil: statt einer Lösung, welche die Ära Köller durch das kluge Einlenken der reichsländischen Regierung in friedlichere Bahnen wenigstens in nicht zu ferne Aussicht gestellt hatte, hat das letzte Jahr eine Verschärfung der Situation gebracht, die eine Lösung in unabsehbare Zeit hinauszuschieben droht. Die national-politischen Gegensätze haben eine neue Erbitterung erfahren, wie sie nach dem Urteile mancher Pessimisten nicht schlimmer unmittelbar nach der Annexion bestanden hat. Während diese Zeilen geschrieben werden, zittert noch die Erregung nach, die die letzten Debatten im reichsländischen Parlamente hervorgerufen und deren Wellen sich weit über die Grenzen des Reichslandes ausgebreitet haben.

Daß die Dinge diese Entwicklung genommen haben, ist tief bedauerlich: bedauerlich in erster Linie natürlich für das elsaß-lothringische Volk, aber auch für das Deutsche Reich, ja sogar auch bis zu einem gewissen Grade für die europäische Politik, die von dieser Frage durchaus nicht so ganz unberührt bleibt, wie manche Altdeutsche es meinen und — wünschen. Um so bedenklicher ist diese neuerliche Entwicklung, als wir nicht mehr in den ersten Jahren nach der Annexion leben, sondern volle vier Jahrzehnte seither verstrichen sind. Kein Wunder, daß in gewissen Kreisen des elsässischen Volkes geradezu eine Stimmung der Verzweiflung Platz gegriffen hat, und es anfängt, jeden Glauben an die Gewährung seiner Wünsche, in erster Linie der Autonomie, zu verlieren.

Es ist hier nicht der Ort, den treibenden Ursachen der jüngsten Vorgänge nachzuspüren. Gerade in den letzten Jahren hat man über das elsässische Problem endlos geschrieben. Viel Geistvolles und Treffliches ist über dieses Thema gesagt, dabei auch das Wesen der deutschen und französischen Kultur eingehend erörtert worden. Gerade die feinsinnigsten Geister haben das elsässische Problem auf die Höhe eines Kulturproblemes erhoben, sie glauben damit die Hauptschwierigkeit der elsaß-lothringischen Frage erkannt zu haben und sie nur von diesem Standpunkte aus beseitigen zu können.

Eine ganz vorzügliche Darlegung dieser Auffassung brachte ein Aufsatz, den A. Legrand im Februarheft dieser Zeitschrift veröffentlichte. Auch wer den geistvollen Ausführungen des Verfassers zum Teil ablehnend gegenübersteht, muß die starke Überzeugung und die aufrichtige und vornehme Art, mit der ihr Ausdruck verliehen ist, anerkennen und respektieren.

Legrand erblickt wie viele seiner Landsleute das Wesen der elsässischen Eigenart in der Vereinigung der beiden Kulturen, die sich in diesem Grenzlande berühren und durchdringen, der deutschen und französischen Kultur. In dieser Synthese liege der Grund einerseits für die Verständnislosigkeit des von allem Französischen freien Deutschtums gegenüber dem elsässischen Wesen und andererseits für das zähe Festhalten des Elsässers an dieser seiner Eigenart und sein Widerstand gegen alle Germanisationsversuche, die auf eine Unterdrückung des französischen Elementes in seiner Natur führen. Nur der kann, so meint Legrand, in der elsässischen Frage mitreden, der ‚beide Kulturen in ihren wesentlichen Zügen erfaßte und schätzen lernte und beide in seinem Geiste synthetisch vereinigen konnte', der die beiden Kulturen zu einer neuen Einheit umzuschaffen vermag.

Giorgione/Liebespaar



Damit ist dem Gedanken einer spezifisch elsässischen Kultur als einer idealen Vereinigung der beiden großen Kulturen und ihrer bewußten Konservierung das Wort geredet; damit ist ihr auch eine besondere Mission an der Grenze zwischen den beiden großen Nachbarkulturen vindiziert.

So schön und bestechend dieser Gedanke ist und so geistvoll Legrand für ihn plädiert, wir halten ihn für eine Utopie. Legrand bemerkt, daß das Aufgehen in eine der beiden großen Nationen nur denjenigen Elsässern notwendig erscheint, denen durch eine kulturell zu einseitige Erziehung oder Charakterbildung die Möglichkeit des Verständnisses und der Verschmelzung beider Kulturen genommen ist, und die ihre Zuflucht zu der einen oder anderen Kultur nehmen, ‚um der Gegensätze, die sich ihnen täglich in immer neuer Gestalt vors Auge drängen', Herr zu werden.

Mit einer ganz ähnlichen Formulierung könnte man das Argument umdrehen und die Gegenfrage stellen, ob nicht gerade der Mangel an Kraft und geistiger Entschlossenheit, ob nicht die eigene seelische Unentschiedenheit, mit der der Elsässer in der Frage der Kultur seit der Annexion zu kämpfen habe, ihn dazu geführt hat, ein solches künstlich konstruiertes Kulturideal aufzustellen und zu pflegen? Liegt der Gedanke gar so fern, daß die Idee einer elsässischen Kultur nur deshalb aufgekommen ist, weil man nicht die seelische Verfassung gefunden hat, um den definitiven Anschluß an einer der beiden großen Kulturen zu vollziehen? Tatsächlich ist ja auch die Idee einer spezifisch elsässischen Kultur, als einer höheren Synthese der beiden großen Kulturen, erst n a c h der Annexion aufgetaucht, ja man kann sogar behaupten, erst in den letzten zehn Jahren in ernsthafte Erörterung gezogen worden. In den beiden ersten Jahrzehnten waren die Gegensätze zwischen der alten Tradition und den neuen Verhältnissen viel zu schroff und unversöhnlich, und die Kämpfe zu bitter, als daß der Gedanke einer Kultursynthese überhaupt in Erwägung kam. Vor 1870 aber war die Stellung des Elsässer noch viel weniger die eines ausgesprochenen elsässischen Kulturträgers und -Förderers. Legrand weist selbst darauf hin, welchen bedeutenden Platz Frankreich vor 1870 dem Elsässer in seinem gesamten nationalen Leben einräumte. Die Vorliebe des Elsässers für das französische Militär führte aber im großen und ganzen doch nur dazu, daß die betreffenden elsässischen Militärs (es kommen natürlich nur Offiziere in Betracht, die freilich in Frankreich auch anstandslos aus den niederen Ständen rekrutiert werden) im Gesamtorganismus der französischen Armee absorbiert wurden. Und wenn sie bei alledem ihren stammeseigentümlichen Charakter bewahrt haben, so geschah das doch nicht anders als beim Gasgogner oder Bretonen und beweist nur den an und für sich individueller verfahrenden Charakter der französischen Heerordnung. Ob man aber da von einem Hereintragen elsässischen Geistes in die französische Armee reden kann, ob diese wirklich eine andere geworden wäre, ohne die Aufnahme der Elsässer in ihr, das sind doch Fragen, deren Beantwortung mindestens recht strittig bleibt und für deren Verneinung nicht weniger Beispiele herangezogen werden könnten wie für deren Bejahung.

Auf militärischem Gebiete war der Anschluß des Elsässers an das französische Vaterland seit den Tagen der Revolution und Napoleons bereits vollständig erfolgt. Hier kann man nur noch von einem vollständigen Aufgehen des Elsässertums in die große französische Armee sprechen.

Aber auch auf anderen, das Kulturleben in engerem Sinne berührenden

Gebieten war der Einfluß der Elsässer nicht derart, daß man von einem markanten Einschlag des elsässischen Charakters in der französischen Kultur reden könnte. Der Typus des feinsinnigen Naturforschers und Chemikers, den Legrand für einige elsässische Gelehrte (er denkt wohl dabei an Leute wie den Colmarer Hirn) in Anspruch nimmt, ist weder für den elsässischen Gelehrten, noch für sonst eine Nation typisch. Ein Mann wie der Monist und Materialist Ernst Häckel ist eben so wenig typisch für die deutsche Naturforschung wie etwa der Theist und tiefgläubige Pasteur für die französische. Schwerlich dürfte es gelingen, die besonnene und tiefe Naturauffassung der elsässischen Forscher vor 1870 auf das Konto der elsässischen Eigenart zu setzen, eben so wenig wie auf das des französischen Einflusses auf dieselbe.

Für den nüchternen Betrachter vollzog sich der Prozeß der Mitwirkung der Elsässer am französischen Kulturleben im wesentlichen in der Form der allmöhlichen Absorption des elsässischen Wesens durch das französische, soweit dies überhaupt möglich war. Ein elsässisches Kulturproblem in unserem heutigen Sinne gab es unter der französischen Herrschaft überhaupt nicht. Nur die französische Koulanz und Toleranz hat es ermöglicht, daß die deutsche Art so lange und so kräftig im Elsässertum erhalten blieb. Doch auch so begann das germanische Element immer mehr hinter dem gallischen zurückzutreten. Wie der elsässische Soldat schon seit hundert Jahren den Anschluß an Frankreich vollzogen hatte, so begann auch das elsässische Bürgertum sich immer mehr und lieber zu französisieren: ein Prozeß, dessen Abschluß nur noch eine Frage der Zeit gewesen wäre. Aber auch zu der Zeit, wo das deutsche Element noch überwog oder wenigstens noch dem französischen das Gleichgewicht hielt, sprach man niemals von einem elsässischen Kulturproblem. Denn es gab keine elsässische Kultur im heutigen Sinne, so wenig, wie es eine luxemburgische, lothringische Kultur oder eine solche in der französischen Schweiz gab oder gibt.

Schon diese geschichtliche Tatsache weist darauf hin, daß das elsässische Kulturproblem erst eine Frucht der geschichtlichen bezw. politischen Verhältnisse ist.

Noch viel krasser kommt der gekünstelte Charakter dieser neuesten Problemstellung zum Bewußtsein, wenn man die Kulturzustände im Elsaß vor der französischen Annexion ins Auge faßt. Hier von einem elsässischen Kulturproblem zu sprechen, erscheint vollends gewagt.

Es bleibt doch wahr, was Fleurent zum Ausdruck gebracht hat: Der Elsässer ist entweder Elsässer und Deutscher oder Elsässer und Franzose. Die elsässische Kultur ist entweder deutsche Kultur oder französische Kultur, wenn auch jedesmal in der speziell elsässischen Eigenart.

Legrand meint, nach dieser Auffassung wäre das Land dem Spiel des Zufalles ausgeliefert und in seiner gesamten kulturellen Entwicklung von politischen Zufälligkeiten abhängig gemacht. Das elsässische Volk wäre damit verurteilt, ‚in steter Abhängigkeit von äußeren Umständen und möglichen politischen Umwälzungen nie zu innerer Ruhe und zu kultureller Reife zu gelangen'. Das ist in der Tat nicht nur die logische Konsequenz, sondern entspricht auch vollständig den geschichtlichen Tatsachen.

Ebenso unbestreitbar ist auch, daß jene Konsequenz unerfreulich, ja fast deprimierend wirken muß. Leider ist der deprimierende Charakter einer Erkenntnis noch kein Beweis gegen ihre Richtigkeit. Ich kann sehr wohl begreifen, wie man mit allen Mitteln sich dagegen sträubt, diesem desperaten

Resultat aus dem Wege zu gehen; wie man sich daran klammert, aus diesem Zustand ewig schwankender und unruhig hin und her gerissener Verhältnisse auf einen festen Boden zu kommen, bestrebt, den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht zu finden. Wir Elsässer haben ja alle seit siebzig genug gelitten an diesem unseligen Geschick, mehr gelitten vielleicht wie die ältere Generation, die wenigstens das Glück einer gleichmäßigen friedlichen und befriedigenden Jugendentwicklung hinter sich hatte und den jähen Schlag von 1870 wie eine furchtbare Katastrophe betrachten und geistig überwinden konnte. Denn der Mensch ist gewaltigen Schicksalsschlägen leichter seelisch gewachsen als dem unaufhörlich lastenden Druck unerquicklicher Verhältnisse, die ihn vielleicht nicht gerade von Moment zu Moment schmerzen, aber ununterbrochen sein Gemüt umdüstern und schließlich seinem ganzen Wesen ein charakteristisches Gepräge geben. Wir aber — und auch die jüngeren Generationen werden nicht verschont bleiben von diesen schmerzlichen Erfahrungen — wurden von dem ersten Atemzuge an von den widerspruchsvollen Kräften im politischen Leben unserer Heimat berührt und gezerrt, und bis in unsere früheste Kinderzeit senken sich die Schatten jenes leidvollen und krisenreichen Geschicks, das unserem kleinen Lande beschieden war.

Mit dem Gedanken einer spezifisch elsässischen Kultur aber droht dieser zwiespältige geistige Zustand des Landes verewigt zu werden. Nun soll allerdings nach Legrand dieser Zwiespalt durch eine neue Synthese beider Kulturen überwunden werden. Selbst wenn dies als möglich angenommen wird, so bliebe sie doch nur eine Aufgabe für wenige auserlesene Geister, niemals aber für ein ganzes Volk. Ist doch schon das Erfassen der einen Kultur in ihrem Wesen Sache von wenigen, geschweige denn das Durchdringen und die synthetische Vereinigung von zwei Kulturen.

Die große Frage aber ist die, ob eine Synthese zwischen deutscher und französischer Kultur überhaupt möglich ist. Gewiß läßt sich vielleicht ein Kulturideal denken oder vielmehr konstruieren, das eine harmonische Verbindung der beiden Kulturen darstellt, ein Ideal, das tatsächlich dem einer allgemeinen Menschheitskultur nicht mehr fern wäre. Es taucht ja dieses Ideal bei den besonnenen und tiefer blickenden Geistern beider Länder immer wieder auf. Und tatsächlich hat es auch immer schon Individuen gegeben, und wird es auch weiterhin geben, die die seltene Fähigkeit besitzen, beide Kulturen zu verstehen, zu durchdringen und bis zu einem hohen Grade in sich zu vereinigen. Allein die Vermutung, fast möchte ich sagen Befürchtung, ist kaum von der Hand zu weisen, daß diese Doppelkultur es wohl zu einem geschmackvollen Eklektizismus, niemals aber darüber hinaus zu schöpferischen Leistungen bringen wird. Ein solcher Eklektizismus pflegt ja meistens ungemein sympathisch, ja in manchen Persönlichkeiten geradezu bezaubernd zu sein. Es wäre Torheit, dies zu leugnen und die Existenzberechtigung und den Wert solcher Kulturerscheinungen und Kulturbestrebungen zu bestreiten, zumal in einem Grenzlande, wo sie mehr wie sonst wo nahegelegt werden. Schon um ihres versöhnenden, ausgleichenden und vermittelnden Einflusses willen sollten solche Bestrebungen begrüßt und willkommen geheißen werden.

Allerdings muß auch hier betont werden, daß dies nicht etwa eine spezifische Begabung des Elsässers ist. Es gibt Lothringer und Luxemburger, die diese Doppelkultur nicht weniger harmonisch verkörpern, und es ist kaum zu bestreiten, daß es auf der ganzen Grenzstrecke von Holland bis herunter in

die Grenzgebiete der französischen und deutschen Schweiz Kreise gibt, die die germanische und französische Kultur mit gleich feinem Verständnis in sich aufnehmen und vereinigen.

Aber überall wird sich immer wieder die Tatsache feststellen lassen, daß diese Träger der Doppelkultur mehr feinsinnige Empfänglichkeit und taktvolle Vermittlungsfähigkeit aufweisen als schöpferische Kraft.

Die schöpferischen Geister dagegen werden stets die Grenzen ihrer engeren Heimat überschreiten, ihre Kräfte in den Dienst einer großen nationalen Kultur stellen und ihre Werke in den Rahmen einer solchen einstellen. Ein Otfried von Weißenburg und ein Gottfried von Straßburg, ein Geiler von Kaisersberg, sie haben so wenig in Diensten einer spezifisch elsässischen Kultur gestanden, sie gehören ebensosehr der allgemeinen deutschen Kulturgeschichte an, wie die elsässischen Offiziere und Generale der französischen Armee, wie ein Erckmann-Chatrian der französischen Literatur. Es gibt eben keine elsässische Kultur als eine neue Einheit, die wesentlich von den beiden großen Nachbarkulturen verschieden wäre, so wenig wie es eine elsässische Sprache gibt, die etwa beide Sprachen in sich vereinigen könnte.

Legrand glaubt, daß der Elsässer auf Grund seiner ganz eigenartigen, durch historische und geographische Verhältnisse bedingten Natur berufen sei, mehr wie jedes andere Volk dem Ideal einer allgemeinen menschlichen Kultur nahe zu kommen. Er bedürfe der nationalen Kultur nicht, er habe ‚sein Vaterland verloren, um ein größeres, die Menschheit, zu gewinnen'. Und er erblickt darin nicht etwa ein bedauerliches, unabwendbares Schicksal, sondern glaubt darin einen großen Vorzug zu erkennen. Das viele Leid, das dem elsässischen Volke im Laufe der Jahrhunderte beschieden war, wäre demnach im Grunde zum Segen ausgeschlagen. Denn, so erklärt Legrand, es gibt im Grunde keine nationale Kultur. Es gibt nur eine allgemein menschliche Kultur, zu deren Erreichung die nationalen Kulturen nur verschiedene Mittel und Wege darstellen.

Hiermit berühren wir bereits eine Frage der Weltanschauung. Ohne meinen Standpunkt hier näher begründen zu können, möchte ich nur erklären: Ich glaube nicht an die Realisationsmöglichkeit dieser allgemeinen Menschheitskultur. Ich glaube vielmehr, daß das Umgekehrte richtig ist: Es gibt keine allgemeine menschliche Kultur, wir kennen nur nationale Kulturen, es gibt nur eine griechische und römische, eine französische und deutsche Kultur, also nur nationale, d. h. konkrete Verwirklichungen eines abstrakten Kulturideals, das aber als solches eben wegen seiner Abstraktheit niemals verwirklicht werden kann. Hier fällt Legrand genau in den Fehler, in den abstrakten Idealismus und Doktrinarismus, den er der deutschen Wesensart, allerdings zum Teil nicht mit Unrecht, vorhalten zu sollen glaubt; jenen Idealismus, der eine Kluft zwischen Leben und Doktrin auftut und den tatsächlichen Erscheinungen des Lebens der Menschheit sowohl in ihrer Fülle und ihrem Reichtum als auch in ihren Ecken und Kanten und Mängeln nicht gerecht zu werden vermag. Es gibt keine allgemeine menschliche Kultur, so wenig wie es eine allgemeine Menschheitssprache, sondern nur nationale Sprachen, nur eine deutsche, französische und englische Sprache gibt. Das allgemeine Kulturideal ist nur eine Abstraktion und läßt sich ebensowenig verwirklichen wie etwa das plastische Ideal des menschlichen Körpers.

Es gibt allerdings einen Begriff, der internationalen Wert besitzt und viel-

fach mit Kultur identifiziert wird; das ist der der Zivilisation. Diese ist allerdings allgemein menschlich, der Hauptsache nach unabhängig von allen nationalen Eigentümlichkeiten und mehr oder weniger von allen Kulturvölkern realisierbar. Allein Kultur und Zivilisation ist nicht identisch. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die Azteken zweifellos eine Kultur besaßen, auf Zivilisation aber kaum irgend einen Anspruch machen konnten. Ja selbst ein so eminentes Kulturvolk wie die Griechen würde vom Standpunkt der Zivilisation recht schlecht wegkommen. Auf eine nähere Untersuchung dieser bisher noch wenig beachteten Probleme kann hier nicht eingegangen werden. Nur das eine sei festgestellt, daß der Franzose mit Vorliebe das Wort Zivilisation für Kultur gebraucht, und das Wort ‚Culture' erst von dem deutschen Sprachgebrauch herübergenommen zu haben scheint. Wenn man eine für den Hausgebrauch hinreichende Unterscheidung hier benutzen darf, so könnte man fast behaupten, daß der Franzose zivilisierter ist als der Deutsche, während letzterer wieder die höhere und tiefere Kultur besitzt. Eines ersetzt freilich das andere nicht. Daher auch können die Taktlosigkeiten des unzivilisierten preußischen Unteroffiziers und Subalternbeamten nicht unwirksam gemacht werden durch den Hinweis auf die Kulturleistung eines Goethe oder Richard Wagner, und es wäre Torheit und lächerlich, zu verlangen, daß das malträtierte elsässische Volk sich über die Ungezogenheiten und Ungerechtigkeiten der militärischen und polizeimäßigen Germanisation mit den Dichtungen Schillers und den Symphonien Beethovens trösten sollte.

Die Zivilisation ist das internationale Element in der menschlichen Entwicklung, die Kultur das nationale. Wenn erstere in die Breite geht, so geht letztere in die Tiefe. Beide Momente sind für den menschlichen Fortschritt unentbehrlich, wenn auch die Kultur das Wertvollere ist.

Daher sind auch von diesem Gesichtspunkte aus die Bestrebungen, die elsässische Kultur als eine über die nationalen Eigentümlichkeiten hinausgehende allgemeine Menschheitskultur zu betrachten und zu pflegen, nicht ohne Bedenken; denn die Gefahr, das internationale Moment der Zivilisation auf Kosten des nationalen der Kultur hervorzukehren und zu hegen und damit das Wertvollere zurückzustellen, liegt sehr nahe und ist auf die Dauer kaum zu umgehen.

Aber noch weitere Schwierigkeiten stehen diesem elsässischen Kulturideal im Wege. Jede Kultur ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes, sie ist das Produkt vieler Generationen und jahrhundertelanger Arbeit, an der ein ganzes Volk gearbeitet hat. Sie umfaßt daher den ganzen Umfang des Lebens einer Nation, angefangen von den gewaltigsten Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft bis herunter zu den Trivialitäten des alltäglichen Lebens. Es geht nicht an, von der einen Kultur etwa die Sinnenkultur und von der anderen die Geisteskultur zu nehmen und nun beide gleichsam aufeinander zu stellen. Nicht als ob eine Kultur nichts von der anderen lernen könnte und sollte! Im Gegenteil! Indessen kann dieses gegenseitige Voneinanderlernen nur in der Art geschehen, daß das eine Volk das, was ihm das Beste und ihm Wesensverwandte scheint, von dem anderen herübernimmt und in einem Assimilationsprozeß sich zu eigen macht. Der Deutsche bleibt immer der Träger der deutschen Kultur, mag er auch noch so viel von der französischen Kultur sich angeeignet haben, wenigstens — soll er es bleiben, und ebenso umgekehrt der Franzose gegenüber dem Deutschtum. Ein anderes Verhalten ist nicht möglich, nicht einmal zu wünschen, eine andere Stellung kann und soll auch der Elsässer nicht einnehmen.

Und schließlich, selbst wenn das elsässische Kulturideal im Sinne Legrands

berechtigt wäre, die praktische Verwirklichung würde kaum dem entsprechen. Die allgemeine menschliche Kultur würde in der Praxis immer verblassen und ihre Kraft für die große Masse verlieren. Es sind immer nur wenige Menschen, die sich auf solchen Gipfeln der Menschheitshöhen aufhalten können und — wollen. Die meisten würden sich beschränken auf die Pflege der ‚elsässischen Kultur' im engeren lokalpatriotischen Sinne des Wortes. Sie würden sich mit aller Intensität der liebevollen Versenkung in die Traditionen und Eigentümlichkeiten ihrer engeren Heimat widmen und schließlich einem Kultus der Heimatkultur, um nicht zu sagen einer Kirchturmskultur verfallen, der mit der Zeit zu einer bedenklichen Verengerung des gesamten geistigen Horizonts mit Notwendigkeit führen würde. Erinnert sei nur an die Kreise um die ‚Revue Alsacienne', die meines Erachtens diese Anschauung in geradezu typischer Weise illustrieren.* Im engen Kreis verengert sich der Sinn; diesem Gesetz wird sich auch der Elsässer nicht entziehen können.

Die einseitige Hingabe an die Heimat führt zu Verarmung, die Hingabe an die gesamte Menschheit führt leicht zu Verblassung und Verflachung des Kulturlebens. Zwischen der Heimat und der Menschheit gähnt eine Kluft, die nur wenige, ganz besonders für eine solche Aufgabe veranlagte Individuen überwinden können, und selbst diese nicht auf die Dauer. Für einen ganzen Volksstamm aber kann diese Kluft nur vom Übel sein; sie muß ausgefüllt werden. Hier hat die Idee des Vaterlandes Platz zu greifen, sie stellt die Verbindung her zwischen der Heimat und der Menschheit. Was Otto Flake von der Gloire geistvoll bemerkt, daß sie nämlich das Verhältnis darstelle, das der einzelne seiner verschwindenden Unbedeutsamkeit zum Trotz, zu den Angelegenheiten der großen Welt hat, gilt noch viel mehr von dem Vaterlande.

Nun hat freilich der Elsässer sein Vaterland verloren, und es entsteht die schmerzliche Frage, welches ist für den Elässer sein Vaterland? Wir haben oben gesehen, wie Legrand diese Frage löst: Er glaubt, diesen Verlust verschmerzen zu können, ja nicht nur das, er meint in seinem elsässischen Kulturideal etwas Höheres dafür eingetauscht zu haben. Wir haben aber schon oben auf die bedenkliche Seite dieser Auffassung hingewiesen. Ich kann darin keine Lösung, sondern nur eine Umgehung des Problems erblicken. Viel richtiger hat Fleurant gesehen, wenn er in dem Mangel an einem großen Vaterland die tiefste Ursache der unseligen Situation des Elsässers erkannt hat. Es gilt daher, diesen Mangel zu ersetzen. Das elsässische Problem wird erst vollständig gelöst sein, wenn der Elsässer wieder sein Vaterland gefunden hat. Ein solches ist aber nicht möglich ohne Tradition: alle Vaterlandsliebe ist im Grunde nur Tradition. Diese aber ist 1870 unterbrochen worden, ein Wechsel in der schroffsten Weise ist eingetreten und hat die Bevölkerung in ihren letzten Tiefen erschüttert und aufgewühlt. Bis eine neue Tradition sich aufbauen kann, bedarf es mindestens dreier Generationen. Wäre das Elsaß französisch geblieben, es hätte schon aus diesem Grunde nie mehr ein elsässisches Kulturproblem gegeben; denn das Elsaß hätte sein Vaterland in Frankreich gefunden.

* Damit sollen die Verdienste dieser außerordentlich feinsinnigen, mit erlesenem Geschmack geleiteten Zeitschrift nicht im geringsten angetastet werden. Nur vor einer Überschätzung dieser Bestrebungen und vor einer grundsätzlichen Normierung derselben zu einem Ideal für das geistige Leben des elsässischen Volkes soll hier gewarnt werden.

Daran können alle Feststellungen von dem deutschen Grundcharakter des elsässischen Volkes nichts ändern. 200 Jahre unter französischer Herrschaft, die zwei Jahrhunderte mit einem Ludwig XIV., Napoleon und den Revolutionen erlebt, den unbeschreiblichen Zauber der französischen Kultur erfahren und an ihrem Reichtum teilgenommen haben, und daneben der gleichzeitigen traurigen Geschichte des politischen Chaos in den deutschen Landen entgangen sein: wer könnte sich da wundern, daß das Elsaß in Frankreich sein Vaterland erblickte? Jetzt aber, wo es zu Deutschland gehört, bleibt ihm keine andere Wahl mehr: der Anschluß an die große deutsche Kultur ist unvermeidlich. Die Gewinnung eines großen Vaterlandes ist seine letzte und höchste Aufgabe.

Diese Aufgabe kann freilich nicht von einzelnen Individuen, auch nicht in wenigen Jahren gelöst werden. Die erste und wohl auch die zweite Generation wird die Erfüllung nicht mehr erleben. Das ist schmerzlich, aber es nützt nichts, sich der Erkenntnis zu verschließen, weil sie bitter ist. Wir müssen unser Schicksal hinnehmen, wie es kommt: das ist das Los aller Individuen und Völker gegenüber den höheren Mächten der Geschichte. Zwei Generationen müssen bluten dafür: das einzige, was uns übrig bleibt, ist die langsame Mitwirkung an der Vorbereitung einer neuen vaterländischen Tradition für unsere Nachkommen. Wir müssen das tun, auch auf die Gefahr hin, daß eine neue politische Konstellation unsere ganze Arbeit vernichten würde. Das ist freilich eine wenig trostvolle Perspektive und wenig geeignet, uns zur Mitarbeit zu ermuntern. Sie verliert aber mit der wachsenden Konsolidierung der bestehenden Verhältnisse ihre lähmende Kraft. Gewiß bleibt so die Lebensrichtung des Elsässers immer wieder von dem politischen Geschick des Landes abhängig. Indessen trifft dies bis zu einem gewissen Grade für jedes Volk, vor allem aber für jedes Grenzvolk zu. Und auch das Bestreben Legrands, der Macht der äußeren Ereignisse in uns eine andere Macht, die des persönlichen Charakters, entgegenzustellen, würde bei einem neuen Wechsel der politischen Lage nicht das leisten können, was er sich verspricht: nämlich den Punkt zu finden, wo wir unabhängig von allen äußeren Schicksalen bleiben. Auch das Herausarbeiten unserer Eigenart würde durch eine politische Änderung von neuem gefährdet.

Das elsässische Problem ist durch die Geschichte geworden und kann nur durch die Geschichte gelöst werden, und zwar durch die politische Geschichte. Es ist ein politisches Problem, mit dessen Lösung dann auch das Kulturproblem gelöst werden wird.

Es scheint mir von großer Bedeutung zu sein, auf diesen Umstand hinzuweisen, weil damit die Art der Lösung der elsässischen Frage aufs innigste zusammenhängt. Denn diese verschiedenen Auffassungen des elsässischen Problemes rücken auch die bisherigen Lösungsversuche, insbesondere auch das bisherige völlige Versagen der deutschen Regierung in den Reichslanden in ein verschiedenes Licht. Wenn das elsässische Problem ein Kulturproblem ist, wenn nur der eigentlich ein Recht hat, in der elsässischen Kulturfrage mitzureden, der eine Synthese beider Kulturen in sich trägt, dann wird man freilich sich nicht mehr wundern über die Unzulänglichkeit der Versuche der Eingewanderten, das Land zu germanisieren. Denn wie viele von diesen können sich rühmen, beide Kulturen in sich zu tragen! Ja, dann wird das Elsaß wohl überhaupt verzichten müssen, bei den Altdeutschen Verständnis für seine Lage und Wünsche zu finden.

Dann ist aber auch das Verhalten der Altdeutschen unverschuldet und ver-

dient keine Vorwürfe: ich kann niemand verantwortlich machen für etwas, was er nicht versteht. Damit ist aber eine Lösung der elsässischen Frage in eine bedenkliche Ferne gerückt, und es ist gar nicht abzusehen, ob und wann der verständnisvolle Regierungsmann kommen wird, der beide Kulturen in sich tragend, ein Recht haben wird, ‚in der elsässischen Kulturfrage mitzureden' und sie der heißersehnten Lösung entgegenzuführen.

Aber noch aus einem anderen Grunde werden wir mit kulturellen Subtilitäten kaum jemals etwas erreichen können. Nicht ohne Berechtigung können die maßgebenden altdeutschen Kreise darauf hinweisen, daß sie auf die kulturelle Seite der elsässischen Frage nicht einzugehen brauchen, weil die Auffassung des elsässischen Wesens, wie sie Legrand, Laugel u. a. vertreten, keineswegs die ausnahmslos geltende ist. Ja es ist sogar fraglich, ob sie auch nur die herrschende ist. Es gibt eine ganze Reihe von Stimmen, die jenen Standpunkt teils als nicht den wirklichen Verhältnissen entsprechend, teils als auf die Dauer wenigstens oder für das Gros des Volkes nicht haltbar erachten. Auch diese Stimmen zählen sich aber zu den Elsässern und wollen ebenso gut als Elsässer gelten wie die anderen. Ob mit Recht ist ja ebenfalls wieder eine Frage. Aber für die reichsländische Regierung, die beiden Äußerungen gleich fern und gleich kühl gegenübersteht, und die nicht in der Lage noch willens ist, die Berechtigung der verschiedenen Anschauungen zu prüfen, bleiben sie als Äußerungen des elsässischen Volkes bestehen. Und nicht mit Unrecht kann sie daher darauf hinweisen, daß sie nicht nötig hat, die kulturelle Frage im Elsaß zu lösen, wo die Einheimischen selbst sich darüber nicht einig und klar sind.

Fassen wir aber die elsässische Frage nicht als ein kulturelles, sondern ein politisches Problem auf, dann ist einmal der gemeinsame Boden gegeben, auf dem wir mit dem Reich uns verständigen können. Dann können wir vom Standpunkt der politischen Ethik unsere Wünsche rechtfertigen, und das Verhalten der deutschen Regierung wie der Eingewanderten gegenüber den Stimmungen und Interessen der Einheimischen beurteilen und bewerten. Dann aber auch ist die Regierung in die Lage und zugleich auch in die Notwendigkeit versetzt, mit dem gesamten Volk zu rechnen und zu verhandeln. Denn hier herrscht unter allen Parteien eine vollständige Einstimmigkeit. Die Forderung der Autonomie des Landes und der Einführung eines modernen Wahlrechtes, die beiden Grundforderungen der reichsländischen Bevölkerung, sie haben, das zeigten die jüngsten Sitzungen des reichsländischen Parlaments mit einer für die Regierung fast erschreckenden Deutlichkeit, nicht nur den ganzen Landesausschuß, sondern auch das gesamte elsaß-lothringische Volk geschlossen hinter sich. In diesen Fragen steht die Regierung dem ungeteilten Volkswillen gegenüber. Und man kann sich unbefangenerweise dem Eindruck gar nicht entziehen, daß mit der Gewährung dieser Forderungen das elsässische Problem im Prinzip gelöst wäre. Selbst die viel geschmähten Nationalisten müßten den Kampf einstellen: wäre doch damit dem Hauptgegenstand ihrer Angriffe und Beschwerden der Grund und Boden entzogen.

Unter diesen Gesichtspunkten erst gewinnen wir auch den richtigen Maßstab, mit dem wir das Verhalten der Altdeutschen bemessen können. So berechtigt die politischen Wünsche der elsaß-lothringischen Bevölkerung vom politisch-ethischen Standpunkte aus sind, so verfehlt und ungerecht ist die bisherige Germanisationspolitik. Das ist wahr, ganz unabhängig davon, ob im Elsaß zwei Kulturen bestehen oder nicht, ob es 200 oder 600 Jahre französisch war,

ob es früher einmal Deutschland gehörte oder nicht, ob Deutsch oder Französisch oder beides die Muttersprache des Elsässers bildet.

Man bedenke, Elsaß-Lothringen ist 1870 gegen seinen Willen vom neugegründeten Reiche annektiert worden. Seine Sympathien gehörten damals Frankreich. Aufgabe des humanen Eroberers wäre es gewesen, die politische Eroberung zu einer moralischen zu machen, die verlorenen Sympathien wieder zu gewinnen. Man erobert und annektiert im 19. Jahrhundert Kulturvölker nicht mehr wie zu Zeiten der alten Römer, nicht einmal wie unter Ludwig XIV. oder Napoleon. Man kann Völker nicht behandeln wie Sachen, die man einfach einem Dritten wegnimmt und sich aneignet. Gewiß mag in den Ereignissen von 1870 eine weltgeschichtliche Notwendigkeit gewirkt haben. Die Dinge sind geschehen, schließlich wie alles in der Geschichte, weil es geschehen mußte. Vom besonnenen Elsässer konnte man im günstigsten Falle allenfalls verlangen, daß er zu dieser für ihn immerhin reichlich bitteren Erkenntnis sich emporschwinge. Niemals aber war zu erwarten, daß er diese Erkenntnis mit Freuden begrüße, daß er alle Sympathien, ja sogar alle Erinnerungen an sein früheres Vaterland, selbst wenn es nicht so glorreich gewesen wäre und nicht diese Kulturreife besessen hätte, auslösche, nicht zu verlangen, daß er den neuen Eroberer mit offenen Armen empfange und etwa noch dankbar die Hand küsse, die ihm so tiefe Wunden geschlagen. Sehr wohl aber konnte man begreifen, daß der widerwillig Annektierte am Anfange teils knirschend in ohnmächtiger Wut, teils resigniert sich in sein Schicksal ergebe, daß er bei der Losreißung von einem Lande, das wenn nicht die erste, so doch die reichste Kultur besaß, mit dem ihn tausend freudigste Erinnerungen verbanden, und dessen Zauber und Liebenswürdigkeit noch keiner sich entziehen konnte, vor Schmerz aufschreien würde, daß er in den ersten Jahren nach der Trennung mit Wehmut im Stillen die alten Traditionen pflegen würde; man konnte verstehen, daß er nur mit Widerwillen und mit Mißtrauen sich der neuen Herrschaft fügen würde. Sache und Aufgabe einer humanen und klugen Regierung wäre es daher gewesen, dieses Volk doppelt milde zu behandeln, damit ihm der Schmerz des Überganges möglichst gemildert würde. Je nachsichtiger und herzlicher der neue Herr dem elsaß-lothringischen Volke entgegengekommen wäre, um so schneller und früher hätte es sich mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt. Das neue Reich hätte seinen Stolz darein legen sollen, zu zeigen, daß es wirklich ein Kulturstaat geworden ist, indem es in der weitherzigsten Weise die Gefühle des neu gewonnenen Landes nach Möglichkeit schonte. Auch wenn am Anfang hie und da der Zorn gegen die wider seinen Willen vollzogene Wandlung der Verhältnisse in einer Weise zum Ausdruck kam, die über das zulässige Maß hinausging: das alles und noch mehr war immer noch menschlich sehr begreiflich und entschuldbar, immer noch tausendmal entschuldbarer wie ein einziger Mißgriff in der Germanisation. Eine nur einigermaßen verständige Regierung hätte milde darüber hinweggesehen; sie hätte das sehr wohl immer noch tun können im Rahmen von Maßregeln, die den Schutz des Reiches garantierten. Sie hätte bemüht sein sollen, allen Zwang zu vermeiden, da sie hätte wissen müssen, daß Gewalt und Zwang auf einen reifen Menschen nur das Gegenteil erreicht von dem, was man bezweckt, daß auf diesem Wege nicht einmal Achtung erzwungen, geschweige Sympathien gewonnen werden können. Im Vertrauen auf die von ihr doch sicher geglaubte Überlegenheit oder mindestens Gleichwertigkeit der deutschen Kultur im Vergleich mit der französischen hätte die Regierung die Gewinnung

der Achtung des Elsässers vor dem Deutschtum der inneren Kraft des deutschen Wesens überlassen sollen, in der sicheren Zuversicht, daß die Tiefe und der wahre Wert der deutschen Kultur mit der Zeit alle Widerstände überwinden, die Geister gefangen nehmen und früher oder später auch die Herzen gewinnen werde.

Daß ein solcher Prozeß freilich nicht innerhalb weniger Jahre sich vollziehen konnte, war selbstverständlich. Kenner der Menschennatur, speziell der elsässischen, konnten nicht einmal nach der ersten Generation nach dem Siege die Vollendung des Assimilationsprozesses erwarten, ja durften es gar nicht einmal wünschen. Denn ein rascher Stimmungswechsel im elsässischen Volke wäre zum mindesten befremdend und wohl geeignet gewesen, den Charakter des Elsässers in ein recht zweifelhaftes Licht zu stellen. Je langsamer und je freier von allem Zwang aber der Germanisationsprozeß vor sich ginge, um so tiefer faßte er in der Seele des Volkes Wurzel und um so sicherer und bleibender wäre der moralische Gewinn für das Reich geworden.

Und nun vergleiche man mit diesen elementaren politisch-ethischen Forderungen die Art und Weise, wie Deutschland mit dem Reichsland verfuhr. Von all dem, was wir als die einfachsten Gebote der Gerechtigkeit, des Taktes und der Klugheit erachten müssen, das gerade Gegenteil! Wie ein Hohn klingt das unermüdlich uns entgegengerufene Wort von den ‚wiedergewonnenen Brüdern', die wahrlich nichts weniger wie brüderlich behandelt wurden. Vier Jahrzehnte sind seit der Annexion verflossen und heute stehen sich die Brüder so unverstanden gegenüber wie nur je zuvor. Die Geschichte des Deutschtums im Reichsland bildet das dunkelste Blatt in der inneren Geschichte des neuen Reiches, während das elsässische Volk charaktervoll dasteht und ohne Bangen dem Urteile der Geschichte über sich entgegensehen kann. Nirgends wie da hat der Deutsche und vor allem der Preuße seine absolute kolonisatorische Unfähigkeit, seine geringe Kultur im Umgang mit andersgearteten Menschen, seinen Mangel an Psychologie und Verständnis gegenüber außerdeutschen Verhältnissen bewiesen. Um so bedenklicher ist diese Erscheinung, als tatsächlich kein Volksstamm leichter im Grunde zu germanisieren gewesen wäre, wie gerade der Elsässer, dessen Wesen im Gegensatz zu den in ähnlichen Lagen befindlichen Volksteilen wie die Polen, Dänen 2c. im tiefsten Kern doch deutsch ist.

Nicht als ob es im Elsaß keine kulturellen Gegensätze gäbe: die sind reichlich, überreichlich vorhanden. Aber der Elsässer ist immer noch Deutscher genug, um sich nicht auf die Dauer dem Einfluß der deutschen Kultur entziehen zu können. Allein dieser Einfluß bleibt ausgeschaltet oder wenigstens belanglos, solange die deutsche Regierung an der bisherigen Germanisationspolitik festhält. Sie ist der Erreichung der Ziele, die sie sich gesetzt hat, selbst der größte Feind.

Gerade in der letzten Zeit ist von gut altdeutscher Seite, ohne Zusammenhang mit den reichsländischen Verhältnissen, auf die unbestreitbare Tatsache der auffallenden Unbeliebtheit des Deutschen im Auslande hingewiesen worden. So freundlich und entgegenkommend der Deutsche gegen Fremde in seinem eigenen Lande als Gastgeber sein kann, so anmaßend und bevormundend ist er, wenn er selber draußen in der Fremde sich befindet. Von den tieferen Gründen dieser zunächst widerspruchsvollen Erscheinung sei hier abgesehen: die Tatsache ist unleugbar. Wir Elsässer haben es zur Genüge erfahren, und diese Unart schmerzlich genug erkennen und fühlen müssen, da der Deutsche das Elsaß als ein fremdes Land glaubt ansehen zu dürfen. Und so lange werden wir es fühlen müssen, als der Deutsche im Reichsland ein fremdes Land, im Elsässer,

den er so gern als wiedergewonnenen Bruder bezeichnet, einen Fremdling ansieht, und er daher umgekehrt als Fremder mit all seinen oben erwähnten abstoßenden Eigenarten im Elsaß auftreten wird. Sobald einmal die deutsche Regierung dem Land die politische Autonomie gegeben hat, sobald der Deutsche das Elsaß nicht mehr als Kolonie des Reiches und den Elsässer als zu kolonisierenden verwelschten Bruder ansieht, werden auch die unangenehmen und abstoßenden Seiten des Deutschen abnehmen.

Im Interesse des Deutschtums selbst wäre daher die Autonomie nur zu begrüßen, weil dann zu hoffen wäre, daß damit der Elsässer leichter den Zugang zu dem doch zweifellos wertvollen Kern des Deutschtums finden könnte, der ihm bisher durch die zahllosen Mißgriffe und Entgleisungen einer ungeschickten Germanisationspolitik vorläufig noch verschüttet bleibt.

Erst dann wird es für den Elsässer möglich sein, die deutsche Kultur in ihrem Wesen zu erfassen, ihren Wert zu erkennen und dann auch ihr zu dienen. Hand in Hand würde dann die Erinnerung an die französische Tradition verblassen und vor allem ihre antideutsche Nuance verlieren. Die Zeiten sind anders geworden. Selbst die stärkste Seite der französischen Tradition im Elsaß, die militärische, konnte auf die Dauer nicht ihre Stärke bewahren. Der Gloirebegriff hat in unserer Zeit seine frühere Macht verloren sowohl im Elsaß wie in Frankreich. Der Franzose war und ist, bis zu einem gewissen Grade jetzt noch, der geborene Soldat, weil die Gloire für ihn etwas so ungeheuer Wertvolles darstellt, daß er mit Enthusiasmus und mit rastloser freudiger Hingabe den Soldatenberuf erfüllt. Deshalb gewinnt die Tapferkeit des Franzosen eine andere Färbung als die des Deutschen: sie ist durch den kriegerischen Ehrgeiz bestimmt, hier ist die Gloire die Wurzel seiner Kraft. Mit dem Schwinden der Wahrscheinlichkeit einer kriegerischen Verwicklung aber mußte ganz naturgemäß auch der Gloirebegriff allmählich seine Kraft einbüßen, wie in Frankreich selbst, so natürlich auch im Elsaß.

Der Deutsche dagegen ist trotz seiner Vorliebe für den Militarismus nur ungern Soldat, er dient seinem Vaterlande, weil es seine Pflicht ist, wenn sie ihm auch Überwindung kostet. Die dem Franzosen in Fleisch und Blut gegangene Gloire ist ihm unverständlich, kriegerischer Ruhm reizt ihn nicht. Man hat vielfach diese pflichtmäßige Auffassung des deutschen Soldaten als Unterwürfigkeit, als Sklavengesinnung bezeichnet. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe darin eine intellektuelle und moralische Überlegenheit über den Gloiregesichtspunkt. Intellektuell deshalb, weil damit der Deutsche den Krieg als etwas erkannt hat, das nicht sein soll, als ein Übel, das nur die Unvollkommenheit der menschlichen Gesellschaft notwendig macht, und andererseits den illusorischen Charakter und die Eitelkeit alles irdischen Ruhmes durchschaut hat. Moralisch aus dem Grunde, weil er im deutschen Militarismus eine Pflicht sieht, die er dem Vaterlande auch unter schweren Opfern erfüllen muß, und eine Pflichterfüllung, zumal gegen seine Neigungen, zweifellos ethisch höher zu bewerten ist als das Ausleben eines kriegerischen Ehrtriebes und das Ergriffenwerden von ruhmesbegierigen Motiven. Geschmackvoller, freundlicher und bezaubernder mag allerdings der französische Militarismus sein, aber das Geschmackvolle, Freundliche und Bezaubernde ist in unserem Leben noch nicht das größte und imponierendste.

So betrachtet rückt der vielgeschmähte preußische Militarismus in ein ganz anderes Licht: er wird zwar dadurch vielleicht nicht anziehender, aber er erhält

den Charakter von etwas ethisch Großem und tief Ernstem. Und was vom deutschen Militarismus gilt, das gilt bis zu einem gewissen Grade auch von der ganzen Lebensauffassung des Deutschen. Wie der deutsche Soldat sein Leben und seine Arbeit als Pflichterfüllung ansieht, und in den Dienst von Zwecken und Ideen stellt, die über alles Individuelle hinausgehend im Metaphysischen wurzeln, so bildet dies auch den Grundzug des gesamten deutschen Lebensstils. Der Deutsche betrachtet sich und sein Leben nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck, zur Realisierung von Ideen, in letzter Instanz der sittlichen Idee. Kant und Fichte haben dieser Lebensstimmung beredten Ausdruck verliehen, keiner aber hat es so meisterhaft ausgesprochen und begründet wie Hegel. Fast wie ein Witz der deutschen Geistesgeschichte mutet es einen an, daß es ausgesprochen ein Süddeutscher war, der die norddeutsche Seele, den Geist des preußischen Borussentums am tiefsten erfaßt und auf seine philosophisch-adäquateste Form gebracht hat.

Das Moralprinzip Hegels ist das des Zweckes, das die Unterwerfung der individuellen Zwecke unter die großen Zwecke der Geschichte und des Weltprozesses verlangt. Der staatverherrlichende Hegelianismus, der das gesamte moderne Bewußtsein mehr wie jede andere ideelle Macht beeinflußt hat und heute noch und die nächste Zukunft mehr wie je — wenn auch unbewußt — lebendig und wirksam ist, er war es auch, der Preußen groß und seinen Nachbarn, selbst den Süddeutschen — so unsympathisch gemacht hat. Nur ein Volksleben, das wie das preußische von diesem Hegelschen Sittlichkeitsbegriff im großen Stil beherrscht war und ist, konnte zu der Disziplin und Präzision, zu der strammen und rastlosen Arbeit, der Anspannung aller Lebenskräfte und der unbeirrbaren Zielstrebigkeit des Wollens und Handelns, kurz zu den spezifisch preußischen Tugenden führen, die das Geheimnis von Preußens Erfolgen bedeuten.

Eine solche Lebensauffassung ist allerdings weniger lebensfreudig als die heitere und sprühende Lebensstimmung des Franzosen, sie verleiht unserem Dasein einen rigoristischen Zug, etwas Düsterernstes, Frostiges und Unerbittliches. Es ist nicht zu verwundern, daß sie viel leichter wie jede andere rauhe und unangenehme Seiten aufweist, viele Kanten und Ecken hat und nur schwer Sympathie erwecken kann. Die Leidensgeschichte des deutschen Volkes hat es ihm nicht gestattet, die formalen Seiten des Lebens in dem Maße wie die Romanen zu kultivieren, zu verfeinern und zu veredeln: und seine ursprüngliche Veranlagung verbietet ihm für immer den ‚gallischen Sprung'.

Die Ausbildung und Pflege gefälliger Formen mußten für ein von Natur und Geschichte so begünstigtes Volk wie die Franzosen viel näher liegen. Kein Wunder, daß sie nach der formalen Seite die reichste und feinste Kultur aufweisen. Kein Wunder aber auch, wenn ein Volk, das den Kultus des schönen Scheins in so ausgedehntem Maße pflegt, leicht dazu neigt, die Welt als eine Bühne zu betrachten, auf der es die Rolle des Protagonisten zu spielen berufen ist. Die theatralische Pose und die pathetische Geberde ist denn auch ein integrierendes Moment im französischen Lebensstil. Es braucht noch kein Zeichen von Unkultur zu sein, wenn der Germane dieses Element romanischer Kultur für seinen Geschmack ablehnt.

Dies sind alles Dinge, die auch ein Elsässer erkennen kann, und die er auch früher oder später erkennen wird. Allein solche Einsichten soll man nicht von einem Volke verlangen, das man kurz vorher ohne Rücksicht auf seine Wünsche

und Gefühle von seinem bisherigen Vaterlande getrennt und einem eben erst gegründeten Reiche, das selbst erst seine Dauerhaftigkeit und Vorzüglichkeit beweisen muß, einverleibt hat; soll man nicht verlangen, wo selbst die eigenen Landsleute zum Teil diese Einsichten noch nicht gewonnen haben, soll man vor allem nicht fordern von einem Land, das man als ‚Glacis' gegen den Erbfeind betrachtet und der Autonomie noch nicht für würdig hält.

Erkenntnisse und Ideen können nicht von außen eingetrichtert werden, sie können nur von innen wachsen und reifen. Auch die deutsche Kultur kann im Elsaß nur aus ihrer inneren Kraft heraus Wurzel fassen und gedeihen. Sie wird es auch tun, sobald die bisherigen Hindernisse beseitigt sein werden. Sogar die bewußten Heger und Pfleger der Doppelkultur, sie werden früher oder später den Weg zur großen deutschen Kultur, zu dem Lande der großen Künstler, Dichter und Denker finden, zu dem Lande, das doch, wie selbst Legrand zugeben muß, die wahre geistige Heimat des Elsässers geblieben ist.

Man braucht in den auf die Doppelkultur hinzielenden Bestrebungen im heutigen Elsaß nur eine Etappe in der Entwicklung des elsässischen Volkes zu erblicken. Wenn die erste Generation nach der Annexion sich in dem — übrigens menschlich höchst begreiflichen und ethisch durchaus achtenswerten — Proteste erschöpfte, die Wiedereinverleibung des Landes an Frankreich ersehnte und allem Deutschtum gegenüber sich ablehnend verhielt, so scheint die zweite Generation auf den Wiederanschluß an Frankreich endgültig zu verzichten, ihre Aufgabe in der Herausarbeitung ihrer eigenen Art und Kultur zu erblicken und dabei das Echte und Wertvolle der deutschen Kultur anzuerkennen und in sich zu verarbeiten. Die dritte Generation wird dann auch den letzten Schritt tun und unter voller Wahrung der elsässischen Eigenart, zu der auch die während der zweihundertjährigen französischen Herrschaft erworbenen Werte der glänzenden und reichen französischen Kultur gehören, den bewußten und freiwillig-freudigen Anschluß an die deutsche Kultur vollziehen.

Man kann ein guter deutscher Patriot sein und kann doch diese Entwicklung des elsässischen Volkes wohl begreifen, ja sogar als die einzig eines charaktervollen Volkes würdige ansehen und wünschen. Und man kann ein guter Elsässer sein und doch die Doppelkultur als ein zu überwindendes Durchgangsstadium betrachten und den definitiven Anschluß an die deutsche Kultur als das letzte Ziel der kulturellen Entwicklung des Elsasses ansehen. Der ‚gute' Elsässer aber wird nicht früher das Elsaß bevölkern, als bis der Altdeutsche sich entschlossen hat, ebenfalls ein ‚guter' Deutscher zu werden. Die bisherige ‚Politik der starken Hand' und der ‚Garantienforderung' bewegt sich aber in einem circulus vitiosus, aus dem es keinen Ausweg gibt. Sie hat jetzt schon unübersehbaren Schaden gestiftet, und wird je länger, desto unheilvoller für beide Teile. Auf die Dauer muß sie geradezu zum Verhängnis werden und eine Erbitterung aufkommen lassen, deren Spuren sich in absehbaren Zeiten nicht mehr tilgen lassen. Erst mit dem Verlassen dieser Politik, die im Grunde von einem geradezu unbegreiflichen und grotesken Mißtrauen des Deutschen gegenüber seiner eigenen Kultur zeugt, wird auch die Bahn frei und Raum geschaffen für eine ruhige und zielsichere Kulturentwicklung im Reichsland. Der Elsässer wird entweder aus freier Entscheidung und in klarer selbst gewonnener Erkenntnis ihres hohen Wertes sich der deutschen Kultur anschließen oder er wird es nie tun.

Friedrich Wilhelm von Steuben
Von Karl Theodor Zingeler

Als im Jahre 1902 Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder unseres Kaisers und Königs, seine vielbesprochene Reise durch die Vereinigten Staaten Amerikas machte, erwähnte bei einem der zu Ehren des deutschen Prinzen veranstalteten Festlichkeiten der Vertreter der New-Yorker Staatszeitung, Hermann Ridder, in seiner Rede u. a., daß General Steuben der erste Präsident der ‚Deutschen Gesellschaft' in New-York gewesen sei. Mancher Leser, der mit Interesse die Reise des Prinzen verfolgte, wird sich damals gefragt haben: ‚Wer ist General Steuben?' Der Beantwortung dieser Frage brauchen wir keineswegs aus dem Wege zu gehen; denn v. Steuben gereicht durch seine langjährige Wirksamkeit in Amerika dem Deutschtum zur Ehre. Der ehemalige preußische Offizier, dann fürstlich hohenzollerischer Hofmarschall und endlich seit 1777 in Diensten des amerikanischen Volkes, dem er in dessen Freiheitskampfe gegen das mächtige England ungemein wichtige Dienste leistete, die seinen Namen auf immer mit der Geschichte der Vereinigten Staaten enge verknüpft haben, der als tapferer Soldat Schulter an Schulter mit einem Washington und Marie Jean de Lafayette stand, war auch als Mann, vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, eine liebenswürdige, edelmütige Persönlichkeit.

Friedrich Wilhelm v. Steuben hat zwar schon in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts einen Lebensbeschreiber gefunden, der besonders seine außerordentlich umfassende Tätigkeit in Amerika als Generalinspektor der Armee eingehend behandelte.* Über die Zeit, welche v. Steuben in Diensten des Fürsten von Hohenzollern zubrachte, wußte er aus Mangel an Material nichts Wesentliches zu berichten. Und doch bietet das fürstlich Hohenzollerische Archiv gerade aus jener Zeit fesselnden Stoff, der noch bereichert wird durch Briefe, welche v. Steuben an seine Freunde in Hechingen &c. von Amerika her schrieb.

Der Werdegang v. Steubens bis zu seinem 34. Lebensjahre kann gar nicht vorteilhafter für seine spätere Laufbahn gedacht werden, als er es war. Steuben entstammte einer guten Familie, die dem Stammbaume gemäß, den ich auffand, für einen Adeligen seiner Stellung nichts zu wünschen übrig läßt. Wichtiger für ihn als späteren General einer Republik, wo ihm seine 16 Ahnen wenig nutzten, war, daß er durch die beste soldatische Schule der Welt gegangen, daß er vom 14. Lebensjahre an dem Heere des großen Friedrich zugehörte und ihm in diesem Alter, wo andere noch Kinder, Knaben sind, bei der Belagerung von Prag 1744 schon der ganze Ernst seines schweren Berufes sehr nahe trat. Er hatte Wissensdrang, aber, wie er 1783 von Amerika aus selbst schreibt: ‚Das Unvermögen (Mangel an Vermögen) meiner Eltern, der Militärstand meines seligen Vaters und die damit verknüpften Abwechslungen des Aufenthaltes gestatteten mir keine andere Erziehung, als die gemeinlich einem armen Edelmann in den preußischen Staaten zuteil wird.' In diesen Worten liegt ein hübscher Zug von Steubens männlicher Bescheidenheit, und das zu einer Zeit, wo er hüben und drüben des Meeres schon ein sehr berühmter Mann geworden war. Tatsächlich übertraf er die Mehrzahl seiner Standesgenossen, die in hohen Ehrenstellen als Offiziere, als Kavaliere an Höfen, ja selbst als Inhaber

---

* Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben. Berlin 1858.

von Domherrenstellen geschweige als Landedelleute, mit der deutschen Muttersprache, abgesehen vom Französischen oder gar Latein, auf bösem Kriegsfuß standen, sobald sie ihre Gedanken schriftlich niederlegen wollten, dabei aber — das muß auch gesagt werden — vielfach Herz und Verstand auf dem richtigen Fleck hatten. War doch sein Vater so vernünftig gewesen, in der Zeit der Muße, die der Kriegslärm gestattete, seinen Sohn in Neiße und Breslau, wiewohl Protestant, in die Schule der Jesuiten zu schicken, weil es die einzige und beste gewesen sein wird. Das Ergebnis war, daß Jung-Steuben hier eine sehr solide Grundlage für seine Bildung legte, sich hauptsächlich gut in der Mathematik unterrichtete und somit nach dieser Richtung den meisten seiner Zeitgenossen bedeutend überlegen war. Major August Wilhelm von Steuben, der Vater (die Mutter war Marie Dorothea v. Jagow), gehörte zu den geachtetsten Offizieren der preußischen Armee, dessen Verdienste sein königlicher Kriegsherr durch Verleihung des Pour le mérite anerkannte.

Friedrich Wilhelm von Steuben brachte es in der preußischen Armee, der er bis 1764 angehörte, zum Hauptmann. Wie gut er angeschrieben war, beweist, daß Friedrich II., als v. Steuben 1762 nach mehrmonatlicher Gefangenschaft aus Rußland zurückkehrte, ihm nicht nur nicht grollte, sondern ihn zum Stabsoffizier und Flügeladjutanten (mit Hauptmannsrang) ernannte.

Steubens Charakter besaß — und in richtiger Mischung soll es ja das beste Ganze geben — von den vier Temperamenten je seinen Teil. Am meisten wog wohl bei ihm das Sanguinische und das Cholerische vor, jedenfalls im kräftigen Mannesalter, während sich später, gezeitigt und als Frucht bitterer Erfahrungen, das Phlegmatische einstellte. So erklärt es sich, daß v. Steuben die aufgezwungene Ruhe nach dem Friedensschluß 1763 schwer trug, zumal er der Ansicht war, daß ihm nicht nach Verdienst geschehen. Wäre er etwas geduldiger gewesen und hätte nicht seinen Abschied genommen, so würde er vielleicht wie Blücher, der sich auch zurückgesetzt glaubte, und auf seine Beschwerden den deutlichen königlichen Bescheid erhielt: ‚Der Rittmeister von Blücher soll sich zum Teufel scheren!' später noch eine große Rolle im preußischen Heere gespielt haben.

Auf Grund der Empfehlung zweier hervorragender Heerführer unter Friedrich II., des tüchtigen Prinzen Heinrich von Preußen, Bruder des Königs, und des tapferen Prinzen Friedrich von Württemberg, dessen Gemahlin Sophie Dorothea, Nichte des Prinzen Heinrich, v. Steuben besonders wohlwollte, kam v. Steuben als Hofmarschall des Fürsten Joseph Friedrich zu Hohenzollern nach Hechingen (1764). Lange Jahre nachdem v. Steuben sich schon auf den nordamerikanischen Schlachtfeldern herumtrieb und sich berühmt gemacht hatte, steht er noch mit den hervorragendsten Beamten zu Hechingen in freundschaftlichem Briefwechsel, der ein für treue Freundschaft sehr empfängliches Gemüt und warmherziges Empfinden verrät — jene Zeit war zwar freigebig mit Gefühlsäußerungen. Auch hing der Krieger, dem der Schlachtengott so ruhelose Tätigkeit zuwies, mit rührender Anhänglichkeit an dem fürstlichen Hause.

Aus dem regen Briefwechsel v. Steubens während seiner Hofmarschallszeit ist besonders die Korrespondenz mit dem Bruder des regierenden Fürsten, Johann Nepomuk Karl, der 1795 Fürstbischof von Ermland und Abt zu Oliva wurde, und die mit dem Brigadier Hahn zu Straßburg recht bemerkenswert, so grundverschieden beide auch sein mögen. Der spätere Fürstbischof besaß eine große Verehrung für Friedrich II. Im Jahre 1772, wo er zu Potsdam

weilte, schreibt er an: ‚Monsieur très cher et tendre ami (Steuben): Mon gracieux Monarque me continue ces bonnes graces comme toujours; jais encore hier eu la grace de dinner avec le Roy des Roys, titre qu'il merite et que toute l'Europe lui doit donner.' Auch beweist er viel Humor. So schreibt er ihm anläßlich eines Heiratsplanes seiner Nichte, der späteren Fürstin von Fürstenberg: Quand le nom d'amant se change en nom d'Epoux, l'amour pert ce quel a le plus doux.' Und als er v. Steuben aufträgt, einen Hofkavalier, der sich verlobt hat, zu beglückwünschen, fügt er hinzu: ‚Wer daß glück hat, führet die Braut nach hauß, vieux proverbe. Alleine meine braut ist mir lieber als alle frauen von ganz Europa, africa, assien und America, il ne faut jamais disputer.' Der neue Weltteil Australien war noch eine unbekannte Größe, mit der man noch nicht rechnete, was auch aus Briefen hervorgeht, die v. Steuben aus Hechingen nach Amerika erhielt.

Auf einem ganz anderen Gebiet bewegt sich die Korrespondenz mit Hahn. Dieser gibt sich alle Mühe, v. Steuben für sich zu gewinnen (d. h. für Frankreich), daß der Hofmarschall bei seinem fürstlichen Herrn dessen Anschluß an Frankreich erreiche. Der Kern der Sache ist folgender: Der Fürst solle zugeben, daß Hohenzollern Aushebungsplatz für ein deutsches Regiment in französischen Diensten werde, daß der Fürst diesem Regiment seinen Namen gebe und er Chef desselben werde, und daß der Hohenzoller auf diese Weise le Roy de France pour allié erhalte. Kosten sollen weder dem Fürsten noch dem Lande daraus erwachsen, vielmehr soll alles aux frais du Roy de France geschehen und der Fürst als Regimentschef 12 000 Franken erhalten. Um v. Steuben noch mehr zu ködern, wird ihm die Kommandeurstelle dieses Regiments angetragen, ebenfalls mit 12 000 Franken Gehalt. Man sieht, die Franzosen bezahlten gut, wo es galt, politische Ziele zu erreichen. Und dabei soll Frankreich damals an 14 000 Offiziere ohne Stellung besessen haben. Hahn weiß die Schwaben nicht genug zu loben als brauchbare Soldaten: ‚La Suabe est la partie des meilleurs chasseurs, que vous avez en Allemagne.' Das Regiment würde geben ‚une élite des gens propres à toute entreprise et en tout cas les meilleurs guides, qu'on puisse trouver.' Und an anderer Stelle wird der französische Pferdefuß noch deutlicher sichtbar: ‚Elite des gens, connaissant le pais aussi propre a tout entreprise que pour servir des guides dans l'occasion.' ‚Wir haben ja schon,' schreibt der französische Agent, ‚viele Prinzen des Deutschen Reiches, welche Regimenter in Frankreich besitzen, ohne daß ihnen das etwas schadet (sans que cela luy fait du tort), wie Nassau-Saarbrücken, Zweibrücken, Bayern, und wir werden noch andere bekommen.'

Den Fürsten von Hohenzollern bekamen die Franzosen aber dennoch nicht, trotz vielen schönen Versprechungen, und wiewohl v. Steuben, der doch bei verschiedenen Gelegenheiten gegen die Franzosen im Felde gestanden und gerne sich daran erinnerte, bei Roßbach mit dabeigewesen zu sein, der Sache nicht abgeneigt gewesen zu sein scheint. Patriotismus im Sinne unserer Tage, ausgesprochenes nationales Empfinden, wie es heute Gemeingut ist, darf man damals nicht suchen.

Mit dem Jahre 1777 trat eine neue Wandlung im Leben v. Steubens ein, die für dessen ganze Zukunft von einschneidender Bedeutung sein sollte. Wiewohl er mit der fürstlichen Familie und den höheren Beamten des Hofes wie der Domänenverwaltung auf durchaus gutem Fuß stand, was seine Briefe,

die er von Amerika aus schrieb, beweisen, so scheint ihm doch das Leben in Hechingen nicht mehr behagt zu haben. Er hatte sich am 7. April 1777 an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden gewandt mit der Bitte um Aufnahme in dessen Dienste. Schon am 16. April erhielt er den Bescheid, daß ihm sobald als möglich eine Stelle zugesichert sei mit mindestens 1000 Gulden Gehalt. Steuben benutzte die Zeit der Muße zu einer Reise nach England, kam aber — eine sonderbare Fügung des Schicksals — nur bis Paris, wo er ebenfalls Bekannte hatte. Hier wurde ihm sehr lebhaft zugesprochen, in amerikanische Dienste zu treten. Einem tüchtigen preußischen Offizier aus der Schule Friedrichs II. könnten in dem Unabhängigkeitskampfe, den die Amerikaner seit 1775 gegen England führten, nur Lorbeeren erwachsen. Frankreich, welches damals zwar noch nicht öffentlich Partei für die Vereinigten Staaten gegen England genommen, erstere aber heimlich unterstützte, sah es gerne, daß Männer von hervorragender militärischer Begabung nach Amerika gingen, um dort gegen England zu kämpfen. Wäre v. Steuben statt erst nach Paris sofort nach London gegangen, so würde man ihn dort höchstwahrscheinlich ebenfalls für den Krieg in Amerika geworben haben, aber um auf der Seite der Engländer zu kämpfen. Die Engländer hätten um so lieber einen Offizier wie Steuben in Dienste genommen, da sie gerade damals durch Menschenkauf in den deutschen Kleinstaaten Waldeck, Hessen-Kassel, Braunschweig, Anhalt und Ansbach (1775 bis 1776) nicht weniger als 17 000 Deutsche nach Amerika als Kanonenfutter schickten. Es ist die Zeit, von der Schiller in ‚Kabale und Liebe' den Kammerdiener zur Lady Milford sagen läßt: ‚Gestern sind 7000 Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles. Edelsteine, wie diese da — ich hab' auch ein paar Söhne drunter.' Wäre es den Engländern geglückt, v. Steuben den Amerikanern vorzuenthalten und auf ihre Seite zu ziehen, so würde das für die Amerikaner ein sehr großer Schaden gewesen sein. Das darf man nach den Erfolgen v. Steubens in dem amerikanischen Freiheitskampfe unbedenklich behaupten.

Zwei Männer sind es neben anderen besonders, die sich bemühten, v. Steuben zu bewegen, in amerikanische Dienste zu treten. Der eine war der berühmte Benjamin Franklin, damals amerikanischer Geschäftsträger in Paris, derselbe, der 1½ Jahre später das Bündnis des Kongresses mit Frankreich gegen England abschloß, wodurch die Engländer unterlagen. Und der andere? Das war Pierre Beaumarchais, der geistvolle, witzige Verfasser des ‚Barbier von Sevilla', der ‚Hochzeit des Figaro', die zwar 1777 noch nicht erschienen waren. Aber Beaumarchais war damals schon ein in ganz Frankreich bekannter Name, einesteils durch seine vielfachen Schriften, anderenteils durch seine Prozesse, die ihm sogar Brandmarkung in Aussicht stellten. Ihr entging Beaumarchais dank seiner mächtigen Freunde, wofür er dann die damalige französische Justiz durch seine beiden Schriften ‚Memoires pour le Sieur Beaumarchais par lui même' und ‚Suite de Memoires' derart an den Pranger stellte, daß er dadurch gewaltigen Zündstoff zur Revolution, die schon im Volke gärte, in den grollenden Vulkan warf. Beaumarchais, der ehemalige Uhrmacher, war ein sehr reicher Mann und ein Schwärmer für die um ihre Freiheit kämpfenden Amerikaner. Da v. Steuben nicht die Mittel besaß, seine kostspielige Ausstattung und die Reise nach Amerika zu bezahlen, so sprang Beaumarchais bereitwillig ein, damit v. Steuben nur nicht zurückträte. Er gab nicht nur v. Steuben alles, was dieser brauchte, er schickte den Amerikanern

auch noch reiche Kriegsvorräte. An seine Freunde in Amerika schrieb er: ‚Ich wünsche mir Glück dazu, daß ich meinen Freunden, den freien Männern, einen so tüchtigen Offizier verschafft, und daß ich ihn gewissermaßen gezwungen habe, seinem edlen Berufe zu folgen. Ich machte noch nie einen so angenehmen Gebrauch von meinem Gelde als in diesem Falle; denn ich habe einen Mann von Ehre auf seinen rechten Platz gestellt.' — Übrigens hatte auch Prinz Wilhelm Ludwig von Baden, den v. Steuben in Rastatt um Rat frug, sehr zugesprochen, daß v. Steuben nach Amerika gehe.

Am 26. September 1777 segelte v. Steuben an Bord des französischen 26-Pfünders ‚l'Heureux', dem man für diese Reise den Namen ‚le Flamand' gegeben hatte, nach Amerika ab. Der ‚Flamand' führte zudem viel Kriegsmaterial mit sich.

Es dauerte nicht weniger als beinahe zwei Jahre, bevor endlich direkte Nachricht aus Amerika an die Freunde v. Steubens in Europa gelangte. Nicht als ob v. Steuben gleichgültig gegen seine Freunde geworden wäre oder sie gar vergessen hätte. Nichts lag dem Charakter v. Steubens ferner als solche Gesinnung. Er ist vielmehr von fast rührender Treue und Anhänglichkeit. Wiewohl er seit seiner Ankunft in Amerika schon viermal an den Hechinger Kanzler Frank und weitere Briefe an andere Freunde geschrieben hatte, keines dieser Schreiben aber angekommen war und er dadurch auch ohne Antwort blieb, schrieb er am 4. Juli 1779 aus dem Lager von Neu-Windsor abermals. Die Schilderung der ungemein abenteuerreichen Überfahrt nach Amerika nennt er selbst eine Robinsonade: Mehrere alle Hoffnung auf Rettung raubende Stürme, Brand an Bord des ‚Flamand', der siebenzehnhundert Zentner Pulver mit sich führte, Meuterung der Schiffsmannschaft, die zu 14 gegen 84 mit den Waffen in der Hand bezwungen werden mußte, dabei stete Besorgnis, von den Engländern gekapert zu werden, und das alles volle 66 Tage in der schlimmsten Jahreszeit!

Aber der Empfang in Amerika entschädigte für alles. Der Kongreß und vor allem Washington nahmen den ehemaligen preußischen Offizier auf, als habe er schon Schlachten für das amerikanische Volk geschlagen. Steuben verlangte nichts; er bot sich als Volontär an. Sehr bald aber erkannten die Amerikaner, was sie an ihm hatten. Er wurde zum Generalmajor und Generalinspektor aller Armeen ernannt und ihm ein Gehalt von 16 400 Franken ausgeworfen. Seine und seiner Leute Reisen und Verköstigung, auch der Offiziere, die ihm persönlich zugegeben wurden, bestritt der Kongreß. Er erhielt für sich und seine Equipage zweiundzwanzig Pferde. Er besaß zwei Generaladjutanten, zwei Inspektionsadjutanten, zwei Sekretäre und als Garde vierzig Dragoner mit einem Rittmeister und zwei Leutnants. Was Wunder, daß v. Steuben in überschwenglichen Worten von der neuen Heimat schreibt! Allerdings fanden sich die Amerikaner in den Hoffnungen, die sie auf den Offizier aus der Schule Friedrichs des Großen gesetzt, nicht getäuscht. Sowohl als Inspektor der Armee wie auch als Heerführer leistete er sehr wesentliche Dienste. Besonders als Reorganisator der Armee erwarb er sich ungemein große Verdienste, so daß sein Ansehen von Woche zu Woche stieg, und sein Ruhm sich nicht nur in Amerika, sondern auch in der alten Welt verbreitete, was aus der damaligen Tagesliteratur wie auch aus den Briefen an und über v. Steuben hervorgeht.

Die Briefe, die von Steuben an seine Freunde in Europa, besonders nach Hechingen schreibt, haben in erster Reihe zeitgeschichtliches Interesse, da

er vielfach auf die militärischen, die kriegerischen und die sozialen Verhältnisse eingeht. Von ganz besonderem Wert sind sie auch zur hellen Beleuchtung seines Denkens und Empfindens. Da tritt zunächst seine treue Anhänglichkeit an alle, die ihm in der alten süddeutschen Heimat nahe gestanden, hervor. Wiewohl er selbst durch unglückliche Zufälle nichts von den Freunden hört, schreibt er immer wieder, trotzdem er ein hartes, ruheloses Soldatenleben führen mußte. Er denkt nicht nur an alle, er möchte auch allen Gutes erweisen. So gibt er Auftrag, dem Fürsten Joseph Friedrich, seinem ehemaligen Herrn, über 1200 Exemplare verschiedener amerikanischer Baumsorten zu schicken. Und weiter schreibt er: Daß ihn nichts abhalten werde, bei nächster sicherer Gelegenheit ‚sowohl der Fürstin als auch der Prinzessin von Fürstenberg * durch westindische Waren meine ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit zu zeigen‘.

Und wie ist er für alle Freunde und Bekannte bedacht! Er denkt an alle und möchte allen Gutes erweisen bis zu seinem ehemaligen Diener, dem er das Reisegeld schicken will, wenn er nach Amerika zu kommen wünscht; sonst wird er ihm so wie so Geld schenken. Auch bittet er Frank um eine Aufstellung seiner hinterlassenen Schulden — ‚diesen Stein muß ich vom Herzen haben, ich kann nicht eher ruhig sein‘.

Seine Begeisterung für Amerika ist fast überschwenglich. ‚Welch ein Schönes, welch' ein Glückliches Land ist dieses, ohne Könige, ohne Hohe Priester, ohne Blutsaugende Generalpächter** und ohne Müßige Barons. Hier ist jedermann glücklich, Armut ist ein unbekanntes Übel. — — Wir seind hier in einer Republik und der Herr Baron gilt nicht einen Heller mehr als ein Meister Jakob oder Meister Peter, und hierzu können sich die Freyherrlichen Nasen nur schwer gewöhnen.‘ — So schreibt der Sprosse eines alten Geschlechtes, der ehemalige preußische Offizier. Der frühere Hofmarschall eines deutschen Fürsten spricht begeistert von dem schönen, glücklichen Lande ‚ohne Könige, ohne Hohepriester, ohne aussaugende Generalpächter und ohne müßige Barone‘. Und dabei hängt er mit rührender Anhänglichkeit am Fürstenhause, ist ein begeisterter Anhänger seines Königs und nichts weniger als ein radikaler Weltverbesserer. Er ist eben ein echter Sohn seiner Zeit, die in gefühlreicher Überschwenglichkeit stark war. Wiewohl Aristokrat, steht er doch schon, wenn auch nicht völlig bewußt, unter dem Einfluß der revolutionären Wehen, welche Frankreich bereits drohend durchbebten. In seinen späteren Schreiben, auch an seinen Freund, den württembergischen General von Bouwinghausen zu Stuttgart, tritt die Begeisterung für das republikanische Amerika noch schärfer hervor. Doch die Zeit ist weitaus die beste Lehrmeisterin für den Menschen. Ihre

---

* Das Fürstenpaar hatte sechs Kinder, von denen fünf im zarten Alter starben. Nur die jüngste Tochter M a r i a Antonie blieb am Leben und heiratete am 15. Januar 1778 den damaligen Erbprinzen Joseph Maria Benedikt zu Fürstenberg-Stühlingen.

** Bei den Generalpächtern denkt v. Steuben wohl nicht nur an die französischen fermiers généraux, General-Steuerpächter, welche in Frankreich mit dazu beitrugen, die Revolution zu zeitigen. Auch in Hohenzollern gab es einen Generalpächter (aber nur einmal). Möglich, daß v. Steuben, zumal als Hofmarschall, auf das allerdings sehr bedenkliche Institut schlecht zu sprechen war. Der hohenzollerische Generalpächter hieß v. Baratti, ein geachteter Mann. Seine Tochter heiratete Paul v. Stengel, der ebenfalls in hohenzollerischen Diensten stand und der Altvater des späteren Reichsschatzsekretärs Freiherrn v. Stengel ist.

Lehren verfehlten auch keineswegs den Einfluß auf v. Steuben. So viele und herbe Täuschungen dem gut und wacker denkenden Manne gerade durch seine amerikanischen Mitbürger, den Kongreß, im Laufe der nächsten Jahre nicht vorenthalten blieben, die treue Liebe zur neuen Heimat ward doch nicht erschüttert. Aber seine schwärmerische Begeisterung kühlte ab. Als 1792 die Frage an ihn gerichtet wurde, ob wohl Prinz Heinrich von Preußen einem Rufe als Präsident nach Amerika folgen würde, entgegnete er ziemlich scharf: ‚O nein, soweit ich den Prinzen kenne, wird er nie daran denken, hieher zu kommen, um sich zu Eurem Herrn machen zu lassen; ich habe ihm längst geschrieben, was für ein Völkchen Ihr seid, er würde es keine drei Tage bei Euch aushalten.' — Und als ihm während der französischen Revolution der Vorschlag gemacht wurde, seinen Adelstitel abzulegen und sich einfach Friedrich Wilhelm Steuben zu nennen, entgegnete er kurzab: ‚Was soll das bezwecken? Jedermann kennt mich als den Baron Steuben. Lassen wir das.'

Daß v. Steuben, besonders so lange der sehr beschwerliche Krieg dauerte, mit Aufmerksamkeiten, Ehrenbezeugungen und glänzenden Versprechungen, teilweise auch mit großartigen Zuwendungen, nicht karg bedacht wurde, das ist Tatsache. Neben und mit Washington feierte er wohl die meisten Triumphe. Dankbar und begeisterungsfähig wie er war, fließen alle seine Briefe über von Liebe zu dem amerikanischen Volke. So schreibt er an einen Hechinger Hofkavalier von Hövel: ‚Wer wollte nicht mit Freuden Blut und Leben für solch ein Volk und dessen Freiheit geben.'

Am 26. Mai 1781 schrieb er an General von Bouwinghausen, daß er sein Testament gemacht habe. Auch dieses Testament spricht wieder laut für seine große Herzensgüte und auch für die noch immer vorhandene ebenso große Sanguinität. Er hielt sich für sehr reich, weil er alle Versprechungen in bare Münze umsetzte. In jenem Schreiben erzählt er, daß ihm vom Kongreß und anderen Staaten über 49 000 Acres (1 Acre = 1,584 pr. Morgen) zum Geschenk gemacht worden seien, die zum mindesten einen Wert von 49 000 Guinees darstellten. Außerdem habe der Kongreß ihm zugesagt, sein Gehalt von 15 000 Franken bis zum Tode fortzubezahlen. ‚Wenn ich am Leben bleibe, was wollen Sie, daß ich mit all dem anfangen soll? Sterbe ich aber, dann soll sich doch jemand des Besitztums freuen,' schreibt er dem Stuttgarter Freund. Zum Testamentsvollstrecker ernannte er: General Washington, den Oberst John Walker und den Oberst Everhard Mead. Erbe soll einer (zunächst der älteste) der Söhne seiner Schwester, die an einen Herrn von Canitz verheiratet war, sein, da er sonst keine Verwandtschaft habe; doch müsse derselbe Bürger und Bewohner von Amerika werden, ohne daran zu denken, nach Europa zurückzukehren und dort den Nichtstuer zu machen. Bezeichnend für seine damalige republikanische Gesinnung ist, daß Friedrich Wilhelm v. Steuben als erste Bedingung aufstellt, sein Neffe müsse seinen Namen annehmen, aber ohne den Titel eines Barons oder Edelmanns, und sich einfach Wilhelm Canitz-Steuben nennen. Mit großer Freigebigkeit gedenkt er in seinem Testamente derjenigen, die ihm im Leben nahe gestanden. Die Legate, die er machte, beliefen sich auf etwa 60 000 Gulden, für die damalige Zeit eine sehr große Summe. Dabei überließ er seinem Erben die Verpflichtung, sieben goldene Tabaksdosen herstellen zu lassen. Drei davon, mit seinem Bild geziert, waren für die Testamentsvollstrecker General Washington, Oberst Walker und Oberst Mead, die vier anderen sollen den Wahlspruch tragen: ‚Freundschaft bis zum Tode' und

bestimmt sein für seine drei Adjutanten und seinen deutschen Freund General von Bouwinghausen in Stuttgart. ‚Das ist, mein Freund, meine erste und meine letzte Verfügung', schrieb er an General von Bouwinghausen vom Feldlager zu Richmond aus am 26. Mai 1781.*

Der gutherzige, sanguinische Steuben hatte sich 1781 selbst getäuscht, im vollen Vertrauen, daß alles so glänzend sei, wie es damals schien, daß alles so bleiben werde, wie es ihn jetzt beglückte. Und es beglückte ihn, weil er mit seinem Gelde anderen Freude schaffen konnte. Aber es kam im Laufe der Jahre anders. Seine Liebe zur neuen Heimat, die er dort drüben gefunden, seine Begeisterung für das Land, dem er so viele treue und ersprießliche Dienste gewidmet, seine Anhänglichkeit an das amerikanische Volk, zu dessen Bürgern er sich mit Stolz zählte, blieb zwar unbeschadet der vielen Täuschungen, die ihm nach Beendigung des Freiheitskampfes zuteil wurden. So mußte er mit dem Kongreß um die ihm bewilligten und versprochenen Gelder und Gehälter kämpfen. Er, der in seinen Briefen an die Freunde in Europa nicht genug von den Reichtümern, die er sich erworben und die ihm nach seiner Ansicht in bestimmter Aussicht standen, erzählen konnte, der tatsächlich schon 1782, wie er damals einem Freunde in Hechingen, Herrn von Hövel, schrieb, 40 800 Franken gespart hatte, er mußte in späteren Jahren fast darben. Erst das Ende seines Lebens gestaltete sich wieder freundlicher. Der Kongreß erkannte endlich an, daß er Verpflichtungen gegen den Mann habe, der so viel für das amerikanische Volk getan. Dem an und für sich weichen, sanguinischen Gemüte von Steubens taten die vielen Kämpfe um sein Recht wehe; sie verfehlten ihre Wirkung nicht. Der ehedem so lebensfrohe Mann mit dem für rasche Begeisterung so leicht befähigten Gemüte, war ein Sonderling geworden. Das prägte sich auch in der Art seines Begräbnisses aus, über welches er testamentarisch Bestimmung getroffen. Am 25. November 1794 ereilte ihn, erst 64 Jahre alt, auf seiner Farm in der Nähe von New-York, wo er die letzten Jahre seines Lebens in ruhiger Zufriedenheit zubrachte, hochgeachtet von allen, die ihn kannten, geliebt von allen, die ihm näher gestanden, ein Schlaganfall, dem er am folgenden Morgen erlag. In der Nähe seiner Wohnung am Walde — damals war jene Gegend bei weitem noch nicht so urbar gemacht — auf einem Hügel unter einer Riesentanne gruben ihm seine Freunde das Grab. Dem letzten Willen seines Herrn folgend, umhüllte der Diener den toten Körper mit dem alten Militärmantel des Generals, und so senkten sie Friedrich Wilhelm von Steuben in die Erde. An dem Grabe des tapferen Soldaten neigten sich keine Fahnen in Trauer, keine Schüsse krachten bei der Bestattung des Mannes, der in so mancher Schlacht unter Friedrich dem Großen und als starker Arm Washingtons in Amerika gekämpft. Aber die wenigen Männer, die von Steubens Grab umstanden, teilweise rauh und hart geworden in bitterer Kriegsnot und im Kampfe ums Dasein, waren tief ergriffen und ihre Augen feuchteten sich; denn sie hatten ihn geliebt und geachtet.

Wenn ihm auch die schuldige Dankbarkeit zu Lebzeiten nicht in verdientem Maße zuteil wurde, so ward sein Name und seine vielen Verdienste doch nicht vergessen. Zunächst war es die ‚Deutsche Gesellschaft' in New-York, die am

* Dieses Schreiben kam am 26. September in Europa an. Wenn man annimmt, daß v. Steuben den Brief bald abschickte, brauchte ein Brief damals von Richmond bis Stuttgart vier Monate, heute macht er denselben Weg in acht bis zehn Tagen.

29. Dezember 1794 ihrem Ehrenpräsidenten einen warmen, tiefempfundenen Nachruf widmete. Auch machte sich bald nach dem Tode Friedrich Wilhelm v. Steubens unter den Deutschen in Amerika eine Bewegung geltend, dem verdienstreichen Manne, der dem deutschen Namen so viel Ehre gebracht, und der, wenn er auch der neuen Heimat mit vieler, echter Liebe anhing, die durch die bitteren Täuschungen, welche ihm nicht vorenthalten blieben, nicht erschüttert wurde, durch und durch Deutscher blieb, ein Denkmal zu setzen. Leider ohne Erfolg. In den 50er Jahren des verflossenen Jahrhunderts wurde derselbe Plan abermals und mit vieler Begeisterung aufgegriffen, verlief aber wiederum im Sande. Als 1881 die Vereinigten Staaten die hundertjährige Wiederkehr der Unabhängigkeits-Erklärung festlich begingen, da gedachten sie auch des Mannes, der so viel zur Erringung der Freiheit beigetragen, und sie luden alle Verwandten des ehemaligen amerikanischen Generals zur Yorktown-Feier ein. Der preußische General z. D. A. v. Steuben als Haupt der Familie folgte mit einem Bruder, drei Söhnen und zwei Vettern der Einladung. Sodann ist der Name Steuben in Amerika als Ortsname vielfältig verewigt. So trägt eine Grafschaft im Staate New-York den Namen Steuben, desgleichen je eine Stadt in Indiana, in der Grafschaft Oneida, in der Grafschaft Washington und in der Grafschaft Warren. Steubenville ist Hauptort der Grafschaft Jefferson im Staate Ohio am Ohio. Und endlich ging von Amerika her die Nachricht ein, der Kongreß habe 25 000 Dollars bewilligt zur Herstellung eines Denkmals für Steuben, dasselbe, das nun wohl dem Deutschen Kaiser zum Geschenk gemacht werden soll.

Im Zeitalter der Denkmäler wird man zwar nach und nach etwas abgestumpft gegen diese öffentlichen Ehrungen, die zuweilen trotz Stein und Erz doch nicht die Dauer des Horazischen Monumentum aere perennius erreichen. Von einem Denkmal für Steuben aber dürfte man sagen, daß es durchaus am Platze sei, würde es doch nicht nur einen braven, wackeren, verdienstreichen Soldaten verewigen, sondern auch dem Deutschtum diesseits und jenseits des Ozeans zur Ehre gereichen.

Kleine Bausteine

Ernst Moritz Arndt als Lyriker
Von Christoph Flaskamp

August Wilhelm Schlegel meinte im Jahre 1806: ‚Vielleicht sollte, solange unsere nationale Selbständigkeit, ja die Fortdauer des deutschen Namens so dringend bedroht wird, die Poesie bei uns ganz der Beredsamkeit weichen'. Darin lag der Wunsch nach patriotischer Dichtung. Er ging rasch in Erfüllung. Friedrich Schlegel stimmte alsbald, seit Jahren vom Kosmopolitismus zum Geist des Nationalen bekehrt, die Leier zu einem ‚Gelübde' an das Vaterland, zu einem Hymnus auf deutsche ‚Freyheit'. Zugleich loderte Kleists dämonischer Frankenhaß auf. Aber die reine Poesie verstummte darüber nicht, selbst nicht bei den Dichtern, die sich ganz in den Dienst vaterländischer Aufgaben stellten, wie Arndt. Außer seinen Schlacht- und Freiheitsgesängen und einigen geistlichen Liedern ist so wenig in das Bewußtsein seines Volkes übergegangen, daß man einigem Zweifel begegnen wird, wenn man ihn als echten Lyriker hinstellt. Die wenigsten werden vermuten, ein Gedicht von Arndt zu hören, wenn ich unter Weglassung der beiden ersten Zeilen das ‚Gebet an die Liebe' hierhersetze:

Große Mutter aller Dinge,
gerne trag ich deine Schuld,
gerne will ich alles leiden,
deine Schmerzen, deine Freuden,
denn du mischest mild zu beiden
unaussprechlich süße Huld.

Es ist bezeichnend, daß unsere patriotischen Dichter, z.B. auch Schenkendorf, Uhland, Eichendorff, tief religiöse Naturen waren im Gegensatz zu den Tendenzpolitikern aus der jungdeutschen Schule. Das ‚junge Deutschland' und die politischen Tendenzpoeten sind Geisteskinder der Aufklärung, in der religiöser Indifferentismus und Kosmopolitismus sich ergänzen zu gemeinsamer Destruktion. Der stärkste Gegensatz gegen diese verstandesflache, aller historischen Wahrheit hohnsprechende Richtung, die in ihren Anfängen über die Reformation hinaus zurückreicht, war die romantische Bewegung, deren nationale Tendenz bereits in Herder, Goethe, Schiller zum Durchbruch kam, während die religiöse langsamer, aber ebenso sicher und zwingend sich geltend machte. In diesem Sinne hängt auch Arndt mit der Romantik eng zusammen als Feind der kosmopolitischen Lüge und, obwohl allem Dogmenkult abhold, als altgläubiger Protestant doch im tiefsten Grunde einer allen menschlich-geistigen Bedürfnissen entsprechenden Religion geneigt. Keineswegs der im Protestantismus allmählich überhandnehmenden aufklärerischen Richtung ergeben, eher pietistischen und mystischen Neigungen wie ebenso z. B. Novalis, Schenkendorf, denen er im geistlichen Liede wenn auch mit rauherer Stimme gleichsingt, oder auch Uhland und Kerner. Dieser Mann, der so fest auf der Erde stand und inmitten weltlicher Händel, trug eine kindlichzarte Sehnsucht aus dieser Erdenwelt hinaus in ein besseres Jenseits in der Brust und einen kindlichfesten Glauben:

Und klingst du immer Liebe wieder?
Und immer nur denselben Ton?
Und weißt du keine andern Lieder
Als Gottes Sohn, von Gottes Sohn?
Muß er dein Licht, dein Glanz, dein Schein,
Muß er dein Alles, Alles seyn?

Ja, er allein: in diesem Namen,
In diesem allerschönsten Ton
Klingt aller Himmel Himmel Amen,
Das Heilig! Heilig! klingt vom Sohn!
Und Cherubim und Seraphim
Anbetend knien sie hin vor ihm.

Ja er allein: so weit die Winde
Das grüne Erdenrund umwehn,
Muß nun im Klang vom hohen Kinde,
Das Mensch ward, aller Jubel gehn,
Es klinget kein so süßer Ton
Als von dem Sohn und aus dem Sohn.

Nein, nimmer lernt es andre Lieder
Das arme sündenkranke Herz,
Nein, nimmer klingt es andres wieder
Als jener Sehnsucht süßen Schmerz
Vom Menschensohn, vom Gottessohn.

Bangt er einmal zu Gott empor:

Du, der Licht war vor meinem Tage,
Du, der Klang war vor meiner Klage
In der Gestirne Jubelgesang;
Du, dem Sonnen und Welten entrollten,
Eh meine Sinne fühlten und wollten,
Hilf, Herr! mir ist die Seele so bang.

— es ist im Grunde keine Bangigkeit in ihm; er weiß:

dein Sehnen
wird durch alle Himmel gehn.

Eine an Nietzsche gemahnende dithyrambische Sprache und eine, allerdings aus anderen Quellen als bei Nietzsche genährte, sieghafte Geistesstimmung ist ihm zuweilen eigen:

Rechtes Geistesmaß.

Denke Gott und aller Welt
Millionen Sonnenstraßen,
Miß, was diese Erde hält,
Miß es dir mit Sonnenmaßen,
Tritt den Staub dir ganz zu Staub,
Tritt ihn mit Prometheus Sohlen;
So nur kannst du Himmelsraub
Mit Prometheus Mut dir holen.

Hoch und Niedrig, Groß und Klein —
Dieser Stolz, dies Maß muß schwinden,
Dann nur kannst du Flieger sein
Mit dem Adler über Winden:
Seine Federn schweben still
Schaukelnd über Sonnenscheiben,
Wo kein Sehnen weiter will,
Da nur ist ein selig Bleiben.

Aus solchen freien Geistesklängen heraus versteht man erst die fulminante Zündkraft seiner patriotischen Dichtungen. Seine Frömmigkeit ist echt, gesund, sie hat nie einen unangenehmen Beigeschmack, sie entspringt nicht einem eingeengten, sondern das Leben frei überblickenden und tapfer streitenden Geiste. Den ‚Frömmlern‘ singt er noch als siebenzigjähriger Greis den Text:

Ihr, die uns das Licht verdüstert,
Schreckt die Freude, blaß und bleich,
Wißt, was unter Rosen flüstert,
Hat auch Weg zum Himmelreich.

Solchen Geistes gab er sich kindfromm, kindsicher dem Leben hin in echt germanischer, deutschmittelalterlicher Freude an allem gesunden Trachten und Tun. Seine Naturfreude erinnert an Walther von der Vogelweide. Seine Trink- und Liebeslieder haben den herben, frischen Ton des reinen Volksliedes, sind voll herziger Lust und gesunder Leidenschaft. Die Liebeslieder haben einen keuschen Schmelz. Man wundert sich, daß diese Lieder zur Zeit der subjektivsten Lyrik, zur Zeit der Romantik, entstanden sind, so volksliedmäßig naturseelisch sind sie. Man lese nur einmal ‚Liebesstreit‘, ‚Waldhochzeit‘, ‚Mein Schatz‘, ‚Schlangenkönigsgesang‘ u. a. Den Ton der Volksballade trifft er vortrefflich, nicht bloß in seinen patriotischen Dichtungen. Es ist schade, daß unsere Anthologisten an all diesen brauchbaren Schätzen achtlos vorbeisehen. Auch seine reizenden Wiegenlieder verdienen vor vielen, vielen andern im Lande beliebt zu werden. Ein feiner Humor, eine leichte Schalkhaftigkeit gibt sich in vielen dieser Dichtungen kund. Ehrlich wie der Freude gab er sich auch dem Leide hin. Die Klagen um seinen Sohn Willibald, der im Rhein ertrank, sind ergreifend in ihrem unverhohlenen, auch wohl ungelenken Schmerzausdruck; besonders ‚Mein Blumenkönig‘, ‚Gesicht‘ bergen Strophen von seltenem Glanz.

Hier wurzelt vielleicht der Haupttrieb seiner patriotischen Dichtung, im echt germanischen Familiensinn, der sich zum Volkssinn erweitert. Wie die Familie, so ist auch das Volk eine Individuation mit bestimmten Eigenheiten des Charakters, des Geistes und Gemütes, mit gottgegebenen Fähigkeiten und Pflichten. Und wie jedes einzelne Individuum, wie jede Familie, so hat auch eine völkische Gemeinschaft das Recht und die Pflicht wie auch den instinktiven Trieb, sein Wesen zu wahren, seinen materiellen und geistigen Eigenwert vor Feinden zu schützen, wie auch Novalis gelassen anerkennt:

Auf Erden ist der Krieg zuhause.
Krieg muß auf Erden sein.

Der fünfzigjährige Todestag Arndts (29. Januar) hat einige frische Funken des Geistes, der diesen starkmütigen Mann und seine Zeit belebte, aus der Asche aufgetrieben, die beweisen, daß noch nicht alle Glut erloschen ist. Möge fortan ständig ein reines Feuer auf deutschem Herde brennen. Wer weiß, wann unser Volk davon Licht und Wärme braucht. Es zu nähren, dazu wird

auch beitragen, sich tiefer in den poetischen Geist und in die Schönheiten, die er schuf, zu versenken, der vor hundert Jahren Flammen der Begeisterung und des Mutes in allen deutschen Herzen entfachte.

Theologische Bachauffassung
Von Eugen Schmitz

Im letzten Februarheft unserer Zeitschrift nahmen wir Gelegenheit, die schönen Worte Edgar Tinels über Bach als Ausgangspunkt jener neuen von Papst Pius X. in seinem Motu proprio angestrebten Richtung der Kirchenmusik zu glossieren. Namentlich konnten wir die großzügige, echt künstlerische Auffassung des konfessionellen Moments bei Tinels Argumentationen hervorheben, die den Standpunkt vertreten, daß Bach, obwohl Protestant, doch keineswegs nur für diese eine religiöse Gemeinschaft in Anspruch zu nehmen sei, vielmehr dem Gebiet der Universalkirchenmusik angehöre, weil seine Kunst ‚ebensowenig als Ausdruck einer philosophischen oder theologischen Lehre betrachtet werden kann, wie die Musik Palestrinas'. Ein ganz charakteristisches Gegenstück zu dieser universellen Auffassung auf katholischer Seite bildet die in den letzten Jahren immer schärfer hervortretende Neigung einer gewissen protestantisch-theologischen Richtung, gerade das konfessionelle Element in der modernen Bachbewegung wieder schärfer zu unterstreichen. Höchst bedeutsam für diese Beobachtung ist z. B. eine ‚Programmerweiterung' in den Statuten der ‚Neuen Bachgesellschaft'; während wir da noch 1904 den Zweck der Vereinigung ganz allgemein dahin bezeichnet finden: ‚Den Werken des großen deutschen Tonmeisters J. S. Bach eine belebende Macht im deutschen Volke und in den ernster deutscher Musik zugängigen Ländern zu schaffen' —, wird diesem Leitsatz bereits 1906 anläßlich des dritten Bachfestes folgende tendenzielle Erweiterung gegeben: ‚insbesondere auch seine für die Kirche geschaffenen Werke dem Gottesdienst nutzbar zu machen.' Mit Recht weist A. Heuß in einem die Angelegenheit streifenden Aufsatz im Februarheft der Zeitschrift der Internationalen Musikgesellschaft darauf hin, daß damit in eine ursprünglich freie, interkonfessionelle künstlerische Vereinigung ein konfessionell-theologisches Moment hereingebracht sei. Eine protestantisch-theologische Unterströmung der Bachbewegung, die es sich angelegen sein ließe, die Musik des Meisters im Rahmen des protestantischen Kultus wieder wie ehemals praktisch lebendig werden zu lassen, wäre vom künstlerischen Standpunkt aus, wie im Interesse der Hebung der allgemeinen religiösen Kultur überhaupt nur begrüßenswert. Ihre Tätigkeit müßte sich aber auf organisatorisches Gebiet beschränken, müßte in Zusammenarbeit mit den protestantischen Kirchenbehörden lediglich die liturgischen Grundlagen für eine Eingliederung der Bachschen Tonwerke in den protestantischen Gottesdienst zu schaffen suchen. Künstlerisch bedenklich aber wäre es, wenn diese theologische Richtung aus einer Unterströmung zum leitenden Ausgangspunkt der Bachbewegung würde, zumal wenn damit eine Ausdehnung ihres Einwirkens vom organisatorischen auf das rein künstlerische Gebiet verknüpft wäre.

Sehr bedeutsame Gesichtspunkte in dieser Hinsicht bietet der kürzlich im Druck erschienene Bericht über den zweiundzwanzigsten deutschen evangelischen

Kirchengesangvereinstag zu Dessau vom 18. bis 19. Oktober 1909 (Leipzig, Breitkopf & Härtel), ein für die Beurteilung der modernen Bachbewegung musikalisch wie kulturell gleich wichtiges und interessantes Schriftchen. Es zeigt zunächst, daß eine theologische Richtung der Bachbewegung noch reichlichste Arbeit hätte zur Schaffung der entsprechenden organisatorischen Grundlagen, wie namentlich bei uns im Süden hierin noch so ziemlich alles fehlt. Trotzdem begnügte man sich aber bei den Verhandlungen keineswegs mit Ordnung dieser Verhältnisse, sondern glaubte auch auf eine ‚theologische Korrektur' der praktisch-ästhetischen Bachwiedergabe und Bachauffassung hinwirken zu sollen. Den Ausgangspunkt der diesbezüglichen Beratungen bildete ein Vortrag von Dr. Wustmann ‚Bachs Musik im Gottesdienst', der im Verein mit den darangeknüpften, von der Versammlung beschlossenen ‚Leitsätzen' in verschiedenen Punkten äußerst bedenkliche Konsequenzen vertritt. Nur einiges besonders Wichtige davon sei hier kurz hervorgehoben.

Zunächst glaubt man da gegen die Grundlage der modernen Bachauffassung überhaupt ankämpfen zu müssen. Diese moderne Bachauffassung im allgemeinen kann man kurz wohl nicht besser charakterisieren, als dies A. Heuß in seiner hermeneutischen Studie über Bachs Matthäuspassion tut, wo er das Streben nach Aufdeckung des Gefühlsgehaltes und nach Deutung der Absichten Bachs, die die Physiognomik seiner Werke bestimmten, als kennzeichnend und ausschlaggebend für unsere Stellung zu dem alten Großmeister nachweist. Diesem Streben verdanken umfangreiche Werke wie A. Pirros ‚L'esthétique de J. S. Bach' und A. Schweitzers ‚Bach, le musicien — poète' ihre Entstehung, Werke, die auf systematische Untersuchung der Ausdruckswelt Bachs und ihrer technischen Mittel ausgehen. Sie haben gezeigt, in wie weitgehender, früher nicht beachteter Weise Bachs Musik von poetisierenden Elementen, teils innerer, teils äußerlich tonmalerischer Natur, durchsetzt ist, und haben damit die moderne Bachauffassung und Bachinterpretation auf das Gebiet des Bildhaften und des Dramatischen gelenkt. Man begnügt sich nicht mehr, wie etwa zur Zeit der beginnenden Bachbewegung die Romantiker, mit Auffassung und Fixierung einer gewissen allgemeinen künstlerischen ‚Stimmung' bei Bach, sondern man sucht seine Musik bis ins kleinste Detail nach ganz bestimmten Gesichtspunkten bildhaft dramatisch zu deuten. Ein lehrreiches Beispiel für diese Entwicklung der Bachauffassung bietet die Nebeneinanderstellung einiger Urteile über den Einleitungschor der Kantate ‚Brich den Hungrigen dein Brot'. Die Begleitung dieses Chors baut sich über folgendem instrumentalen Hauptmotiv auf:



Dazu bemerkt nun Spitta (J. S. Bach II, Seite 561): ‚Die eigentümliche, zwischen Flöten, Oboen und Geigen geteilte Begleitung ergab sich Bach zunächst wohl aus der Vorstellung vom Zerbrechen des Brotes. Wie wenig er aber hiebei auf kleinliche Spielerei ausging, zeigt sich aus dem Verlauf, wo zu ganz anderen Worten die Begleitung sich fortsetzt. Sie verleiht dem Stück einen eigen zarten und schwebenden Anstrich; dies war es, was Bach hauptsächlich wollte.‘ Wir sehen hier Spitta an der Grenze zwischen der alten und neuen Bachauffassung stehen. Er unterdrückt nicht einen schüchternen Hinweis auf das tonmalerische Bild des Brotbrechens, setzt aber sofort berichtigend hinzu, daß nicht dies, sondern die allgemeine künstlerische Stimmung, der ‚eigen zarte und schwebende Anstrich‘, das von Bach hauptsächlich Gewollte sei. Ganz anders urteilt Schweitzer (J. S. Bach, S. 441), den man wohl als einen der Hauptbegründer der modernen Bachauffassung bezeichnen kann: ‚Die monotone Instrumentalbegleitung‘, sagt er, ‚mit der gleichmäßigen Viertelbewegung im Baß wirkt mehr marschartig. . . . Es ist, als zögen unsichere, wankende Tritte am Ohr vorüber. Die Musik stellt also die Elenden dar, die gestützt und geführt ins Haus geleitet werden.‘ — Wieder eine andere und noch ‚detaillierter‘ gehaltene Ansicht vertritt A. Heuß in einer der Stelle gewidmeten Spezialstudie im Bachjahrbuch 1908 (S. 123 ff.). Er meint, das Orchester schildere eine große Brotverteilung, bei jedem Zweiachtelmotiv habe man im Geist zwei gebende Hände zu sehen (da! da!), der Chor aber stelle die Bettler dar, wie sie den Gebern immer wieder zurufen: ‚Brich den Hungrigen dein Brot!‘ — Nun ist ja selbstverständlich, daß derartig bildhaft-dramatische Auffassung nicht rein theoretisch bleibt, sondern sich auch in der Art und Weise der praktischen Ausführung der Musik geltend macht, die naturgemäß dadurch lebhafter, nach einer gewissen Ausdrucksrichtung hin pointierter wird. Hier nun glaubt die theologische Bachrichtung hemmend eingreifen zu müssen; der Dessauer Kirchengesangvereinstag hat als dritten seiner Leitsätze eine Warnung ‚vor einer überdramatischen, überflüssige Bildeindrücke erzielen wollenden Ausführung Bachscher Musik im Gottesdienst‘ hinausgegeben. Gewiß ist dieser ‚Warnung‘ eine gewisse Berechtigung auch vom künstlerisch-wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht abzusprechen. Ich bin der festen Überzeugung, daß die an Schweitzer anschließende moderne Bach-Hermeneutik namentlich mit der liebevollen Unterstreichung aller kleinen und kleinsten tonmalerischen Züge, wobei naturgemäß starke Meinungsverschiedenheiten (vgl. unsere obigen Zitate!) gar nicht vermieden werden können, weit über das Ziel hinausschießt. Vor allem begreife ich nicht, warum selbst so sattelfeste Historiker wie Heuß die Tatsache fast ganz ignorieren, daß Bach mit seiner Tonmalerei in keiner Weise allein steht, vielmehr durchaus ein Kind seiner Zeit ist, daß die Passionen der Mattheson, Keiser, Telemann usw. dieses Stilprinzip teilweise noch weit schärfer ausgeprägt zeigen, daß Bach sich vor ihnen vielmehr gerade durch ein gewisses Maßhalten im äußerlich Bildhaften und dafür stärkere Betonung des Seelischen auszeichnet. Ein energischer Hinweis darauf, daß nicht in der äußeren Tonmalerei, sondern letzten Endes eben doch in der tiefen psychischen Stimmung, die nur freilich nirgends so traumhaft undefinierbar gelassen werden darf, wie die ältere Bachauffassung annahm, die wahre künstlerische Bedeutung Bachs liegt — ein energischer Hinweis darauf wäre heute allerdings mehr denn je am Platze. Allein dabei gälte es sorgfältigst Fall für Fall zu prüfen; eine Generalablehnung, wie die vom Dessauer Kirchengesangvereinstag

beliebte, ist unter allen Umständen ein Unding, selbst wenn sie aus weniger bedenklichen Motiven hervorginge. Die Motive für derartige Beurteilungen und Ratschläge dürfen nämlich natürlich nur rein künstlerischer Natur sein; der Kirchengesangvereinstag ging aber bei seinem Leitsatz von theologisch-kirchlichen Gesichtspunkten aus: er tritt gegen die bildhaft-dramatische Bachauffassung auf, weil er von ihr eine Gefährdung der Andacht im Gottesdienst fürchtet. Die Grundlage dieses Standpunktes ist gewiß durchaus verständlich, aber die gezogene Folgerung ist nicht die richtige; denn wenn die protestantischen Theologen eine derart gefährdende Wirkung der Bachschen Musik annehmen, dann ist das einzig Mögliche völliger Verzicht auf derartige Werke im Gottesdienst, nicht aber die Befürwortung einer Unterdrückung und stilwidrigen Ummodelung ihrer künstlerischen Eigenart. Daß in dieser Hinsicht die protestantischen Bachtheologen keineswegs sehr zartfühlende Prinzipien vertreten, zeigen zwei weitere unmittelbar in die Praxis eingreifende Leitsätze des Dessauer Kirchengesangvereinstages.

Da wird nämlich empfohlen, bei der Aufführung von Bachschen Kantaten im Gottesdienste alle Arien um zwei Drittel (!) zu kürzen; ferner wird ‚aus historischen und praktischen Gründen' das Mitsingen der Gemeinde bei den einfachen Chorälen der Kantaten gebilligt. Auf die ganz unhaltbaren Konsequenzen dieses letzteren Punktes hat A. Heuß in einem Aufsatz ‚Bachs Choral und die Gemeinde' (Zeitschr. d. Intern. Mus.-Ges. XI, 133 ff.) hingewiesen, wobei er die empfohlene Maßnahme auch in durchaus zutreffender Weise ihres ‚historischen' Ziermäntelchens entkleidet hat. Daß zu Bachs Zeit die Gemeinde sicher die Choräle nicht mitgesungen hat, ist, abgesehen von dem ganzen Zug der Zeit mit ihrer Verflüchtung kirchlichen Empfindens (Spitta), schon deshalb ganz klar, weil Bach die traditionelle Choralmelodie fortwährend musikalischen Veränderungen (namentlich figurativer Natur) unterwirft, die die Teilnahme des Gemeindechors aus technischen Gründen ausschließen. Daß man sich darüber in den ersten Zeiten der Bachbewegung bereits klar war, zeigt eine Stelle aus Thibauts bekannter Schrift ‚Über Reinheit der Tonkunst', wo es einmal heißt: ‚Sebastian Bach, vor dessen Herrlichkeit man niederfallen möchte, wenn er in voller Einfalt einherschreitet, wäre ganz zum Retter (des Gemeindegesangs) geschaffen gewesen. Allein seine Neigung ging mehr dahin, die Kunst im Figurierten zur höchsten Vollendung zu bringen oder die höchste Stufe der Kunst zu erreichen, . . . ohne auf das Rücksicht zu nehmen, was dem frommen Sinn des Volkes zusagt; und so mußten freilich seine an sich unvergleichlichen vierstimmigen Choräle für das Volk und die Mehrzahl unserer Organisten ganz unfruchtbar bleiben.' (Neuausgabe von Heuler, S. 10.) Man müßte sich also, wenn man heute die Choräle von der Gemeinde mitsingen lassen wollte, direkt zu ‚vereinfachenden' Eingriffen in Bachs Tonsatz sich verstehen, worüber vom künstlerischen Standpunkt aus kein Wort weiter zu verlieren ist.

Was ferner die Kürzung der Arien betrifft, so ist ein maßvolles Vorgehen in diesem Punkt ja gewiß zu billigen. Durchaus ist da W. Voigt zuzustimmen, der in seinem wertvollen Aufsatz ‚Erfahrungen und Ratschläge bezüglich Bachscher Kirchenkantaten' (Bachjahrbuch 1906) mit der Begründung ‚Wir sind nun einmal nervöse Menschen des 20. Jahrhunderts — das läßt sich nicht aus der Welt schaffen —, und insbesondere Stücke mit etwas monotonem Kolorit ertragen nur wenige Hörer längere Zeit andauernd' — für gewisse Striche namentlich in den Arien eintritt. Aber auch hier ist wieder sorgfältigste Prüfung

von Fall zu Fall erste künstlerische Pflicht, und ein Vorgehen in Bausch und Bogen, wie es in dem erwähnten Leitsatz empfohlen wird, durchaus zurückzuweisen. Die Schlußsätze der dreiteiligen Arien, die ja in der Regel nur Repetitionen des Anfangs sind, unter Umständen wegzulassen, — darüber läßt sich sehr wohl disputieren. Aber wahllos auch alle Mittelsätze zu streichen — die Mittelsätze, die gar oft den künstlerischen Höhepunkt des Tonstücks bedeuten! —, das ist denn doch nichts anderes mehr als künstlerische Barbarei! Freilich kann man sich über einen solchen Vorschlag gar nicht wundern, wenn man weiter liest, daß sogar empfohlen worden ist, bei den gottesdienstlichen Kantatenaufführungen die großen figurativen Einleitungschoralchöre, jene gewaltigsten Offenbarungen Bachscher und musikalischer Kunst überhaupt, aus ‚praktischen Gründen' zu streichen! Da kann man wirklich schon eher von theologischer Bachmißhandlung als Bachpflege sprechen.

Indessen möchten die vorstehenden Ausführungen nicht mißverstanden werden. Daß die protestantische Theologie der Bachbewegung fruchtbarste Unterstützung angedeihen lassen kann und soll, wurde bereits eingangs betont. Zwar fehlt in diesem Punkt die historische Tradition, denn in der Entwicklung der Bachbewegung hat die protestantische Theologie keine irgendwie ausschlaggebende Rolle gespielt; diese vollzog sich vielmehr im Schoß des interkonfessionellen Musikertums zu Anfang des 19. Jahrhunderts und der speziell katholisch-mystischen Romantik. Das hindert aber natürlich nicht, daß jetzt die protestantische Theologie sich der Bachbewegung anschließt; wie fördernd sie da auf organisatorischem Gebiete wirken kann, wurde oben ausgeführt. Zu protestieren ist aber mit aller Entschiedenheit gegen unkünstlerische Eingriffe zum Zwecke der gottesdienstlichen Verwendung der Bachschen Werke. Ein prinzipieller Verzicht ist hier das einzig Mögliche und Würdige. Im übrigen dürfte sich bei etwas gutem Willen wohl in den meisten Fällen ein dem Theologen wie dem Künstler gerecht werdender modus vivendi finden lassen; von diesem richtigen Weg ist freilich der letzte evangelische Kirchengesangvereinstag bedenklich abgeirrt.

Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Nanny Lambrecht nähert sich in ihren letzten Arbeiten durchaus dem reinen Künstlertum, das voraussetzungslos aus sich heraus Originales schafft. Die elementare Wucht, mit der sie Einzelfiguren aus dem spröden Stoff losschlägt, muß jeden vorurteilsfreien Literaturfreund zur Bewunderung zwingen. Unter ihren Meisterhänden bleibt keine Gestalt Schablone. Ein drängendes und quellendes Leben flutet in ihren Büchern und kann zuzeiten so hoch steigen, daß es einfach mitreißt. Da will es wenig bedeuten, wenn man ihre Kunst in der ‚Armsünderin‘ kraß-naturalistisch nennt und sie beschuldigt, eine abgetane Kunstform zu gebrauchen. Abgesehen davon, daß der Schulbegriff ‚naturalistisch‘ auf ihre Technik keinesfalls anzuwenden ist, da sie nie nur die äußere Erscheinung der Dinge, sondern stets ihre Seele gibt, kann es uns ja völlig gleichgültig sein, mit welchen Mitteln ein Dichtwerk bezwingt. Daß es bezwingt, ist die Hauptsache. Überdies ist kein Zweifel möglich, daß ihre Kunst eine ihrer Persönlichkeit adäquate Ausdrucksform gefunden hat, und daß somit dasjenige, was man hier naturalistisch nennt, einfach der Stil einer Persönlichkeit ist. Daß hier ein Halbtalent sich eine Ausdrucksform angeeignet hätte, kann selbst der Böswilligste ihrer Verurteiler nicht behaupten. Eine andere Frage ist die, ob bei stärkerer Besonnenheit einiges Überlaute, einiges Übertriebene im Stil noch gemildert werden könnte. Und da ist ohne weiteres zuzugeben, daß Nanny Lambrecht noch entwicklungsfähig ist. Es fällt wohl niemandem ein, die Dichterin als durchaus fertiges Genie zu präsentieren. Damit würde man ihr selbst am meisten schaden. Wenn aber zu wählen ist zwischen einer Lambrecht wie sie ist und einer farb- und kraftlosen Schriftstellerin gewohnter Art, so wird wohl keinem Einsichtigen die Wahl schwer fallen.

Aber die Vorwürfe, die ihr in technischer Beziehung gemacht sind, kommen erst an zweiter Stelle. Vor allem war es der Moralist, der über tendenziöse Schilderung der Bauern und ihrer Geistlichen schrie. Ich habe mich nun wochenlang damit beschäftigt, elementare Unwahrheiten in der ‚Armsünderin‘ zu finden. Es war mir nicht möglich. Ihre Bauern sind Bauern, grobschlächtig und schwer, von dickblütiger Sinnlichkeit, erdgeboren, und ihre Religion ist zum größten Teil etwas Äußerliches. Daß Gemarterte und Getretene unter ihnen auch eine innerliche Religiosität haben können, beweist die Hottenbacherſche, und selbst Jule Fuck empfindet zuzeiten so etwas wie ein Wehen des Übernatürlichen in sich. Schließlich ist ja auch der Fassungsgehalt menschlicher Seelen nicht gleich, und wo nur ein Tröpfchen Religion Raum hat, gerade genug, daß es die Instinkte vor schweren und dauernden Verirrungen bewahrt, darf man nicht gleich von ungläubigen und unkatholischen Menschen sprechen. Derer, die von der Gottesliebe durchtränkt und veredelt sind, gibt es doch so wenige. Von einer Verächtlichmachung der Geistlichkeit in der ‚Armsünderin‘ kann zudem überhaupt nicht die Rede sein. Das ‚Kaplänchen‘ ist ein junger Eiferer, wie deren gar mancher, frisch aus dem Seminar gekommen,

---

* Nanny Lambrecht, „Armsünderin“ (Jos Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München). Helene Voigt-Diederichs, „Nur ein Gleichnis“ (Eugen Diederichs, Jena). Lily Braun, „Memoiren einer Sozialistin“ (Albert Langen, München). Oscar Baum, „Das Leben im Dunkeln“ (Axel Juncker's Verlag, Berlin). Josef Gangl, „Und sie liebten sich doch“, Anton Schott, „Fahrendes Volk“ (beide bei Fr. Habbel, Regensburg). Max Halbe, „Der Ring des Lebens“ (Albert Langen, München).

herumläuft, und daß dem Pfarrer ein gut Teil Menschliches anhaftet, setzt ihn in den Augen katholischer Laien wohl kaum herab. Überdies wird gegen Ende des Buches in diesem Hunsrücker Dorfpfarrer doch eine innerliche Wandlung deutlich, die ihn in der Sympathie des Lesers — wenn es noch nötig wäre — endgültig befestigte.

Wenn es auch natürlich ist, daß ein Katholik literarische Erscheinungen anders würdigt als ein Freidenker oder Protestant, so ist es doch merkwürdig, zu sehen, wie Nanny Lambrecht vor allem deshalb bei uns so ungewöhnlich wirkt, weil ein Talent dieser Art noch nicht da war. Im anderen Lager würde die Künstlerin gar keinen Lärm hervorrufen, sondern ruhig und sachlich gewürdigt werden. Und ich denke, auch bei uns wäre dies zu erreichen. Es gibt kaum einen Kritiker oder literarisch interessierten Laien, der nicht behauptete, daß ihm das Heil unserer Literatur am Herzen liege. Wenn es so ist, dann möge man doch einsehen, wie unklug es ist, eine Dichterin, an deren Bedeutung kaum jemand zweifelt, zu verbittern. Oder sind wir so verschwenderisch mit Talenten bedacht, daß wir eins von solchem Range entbehren könnten?

* * *

Ein interessantes Bild ergibt sich, stellt man Helene Voigt-Diederichs neben Nanny Lambrecht. Beides sind überzeugungsvolle und innerliche Frauen, die aber, zwei durchaus gegensätzliche Temperamente, die Wirklichkeit, ohne sie zu fälschen, gänzlich anders sehen. Und so erscheint uns die Lambrechtsche Welt in einer Lichtfülle, die erschreckend wirkt, in gesteigerten Formen, voller Gegensätze. Die Welt der Diederichs aber ruht in einem milden und warmen Licht, in dem die Affekte gedämpft erscheinen und alles Leben ein rein innerlicher Vorgang ist. Dort wo sie die Tragik aus bestimmten äußeren Begebnissen herleitet, wirkt sie schwach, weil sie da auf einen Weg gerät, der sie von ihrer Heimat wegführt. Ich denke hiebei besonders an das Stück: ‚Schatten‘ ihres neuen Novellenbandes: ‚Nur ein Gleichnis‘. Ihre Heimat aber ist das stille Leben der Seele, von Menschen ungekannt, das ureigen Persönliche. Daher ist es auch unverständlich, wie Julius Hart die Diederichs mit Annette von Droste, die immer dem Affekt auf den Spuren ist, vergleichen kann. Vielmehr zeigt sich bei ihr deutlich der Einfluß J. P. Jacobsens, speziell im Stil und im Gegenständlichen, während sein Pessimismus sich bei ihr zu einer leisen und wohlwollenden Skepsis entwickelt hat, und ihre Psychologie nicht haarspalterisch, sondern mehr intuitiv erscheint. Einige Stücke ihres Novellenbuchs gehören zu dem Besten, was die dichtende Frau uns geschenkt hat. Vor allem sind da zwei. ‚Es war einmal‘ und ‚Jungmühle‘, Dichtungen, von denen man sich schwer losreißt, so gänzlich Leben sind sie geworden. Und was geben sie stofflich? Einmal Jugenderinnerungen, und zwar ausschließlich Erinnerungen an die Pferde, die Vater auf seinem Hof hatte. Der rückwärtsschauende Mensch versinkt vor uns; es bleibt eine kostbare Fülle von Tierindividualitäten, die lediglich aus ihren Eigenschaften heraus gestaltet sind. Das Fehlen jeglichen Raisonnements, eine Folge des rein innerlichen Schauens ist es gerade, was die Diederichs so bedeutend macht. Und sie erscheint uns um so bedeutender, als gerade die ‚schreibende Frau‘ meist die Dinge nur schildert, ohne in ihnen zu leben. Was hätte ein Mitteltalent aus dem Stoffe der ‚Jungmühle‘ gemacht, dem Sterben eines alten Seebären im Bette? Man muß sich das einmal fragen, um mit der rechten Erschütterung das bescheidene Ende dieses alten Mannes zu erleben. Das ist es ja gerade, was den Dichter macht: die Empfindenstiefe, die Fähigkeit, in einem Erleben erst zunichte zu werden, ehe die Besonnenheit dem Erlebten Form gibt!

* * *

Freilich aber genügt das Erleben allein nicht. Das Referieren über Erlebnisse, so tief sie auch waren, so daß sie noch einen leisen verklärenden Schein über den späteren

Bericht werfen, richtet so zwei Bücher, die Romane genannt werden, aber keine sind: Lily Brauns ‚Memoiren einer Sozialistin' und ‚Das Leben im Dunkeln' von Oskar Baum. Freilich haben diese Bücher dennoch starke Bedeutung, weil sie starke und interessante Schicksale stofflich richtig wiedergeben. Lily Brauns Buch hat gewaltiges Aufsehen gemacht. Vor allem allerdings, weil es in gewisser Beziehung sensationell ist: Die Tochter eines preußischen Generals, Jugendgespielin Wilhelms II., wird Sozialistin strengster Observanz. Für uns könnte dieser Umstand nur dann interessant sein, wenn sich in der Verfasserin eine wirkliche echte und innerliche Wandlung vollzogen hätte: etwa wie in Abbé Rancé oder Jörgensen. Aber für Lily Braun hat die Ideenwelt altpreußischer Familien nie bestanden. Sie stand von jeher außerhalb dieses Kreises, als Kind schon. Und ihr Leben war im Grund nichts als ein Außenseiterleben, leidenschaftlich und voll Irrungen, sprunghaft und dabei doch konsequent, eben in ihrem Suchen nach Befriedigung, bis sie in den Ideen eines radikalen Kommunismus Ruhe fand — meinem Gefühl nach auch nur vorläufige. Das Merkwürdige und Sympathische an diesen Memoiren ist die (nicht nur für eine Frau) überwältigende Wahrheitsliebe, die in ihrem Fanatismus nicht nur vor Familiengliedern nicht Halt macht, sondern — was das Wichtigste ist! — vor der eigenen Person nicht. Die Bedeutung des Buches für die katholische Frauenwelt ruht aber in dem Exempel: was erreicht werden kann, wenn es mit rücksichtsloser Einsetzung der Persönlichkeit gewirkt wird. Neben diesen Hauptpunkten aber gibt es noch viel des Kennenswerten. Besonders Erzieher werden vieles aus dem Buche lernen können. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß erst der unverständige und verletzende Widerstand der Familie den leidenschaftlichen Radikalismus in Lily geschaffen hat, während ein vorsichtiges Eingehen auf das persönliche Empfinden eines Wesens, das wie kein anderes nach Verständnis schrie, die Persönlichkeit zwar nicht geändert aber doch gerundet hätte. Interessant ist auch Lilys fundamentale Abneigung gegen den Protestantismus, wie sie ja bei einer so empfindensstarken Persönlichkeit natürlich ist. Daß sie zum Katholizismus zwar sympathisch neigt, ihn aber nur ästhetisch erfaßt, liegt ebenfalls durchaus auf der Linie ihres Empfindens. Gleichwohl möchte ich der Überzeugung Ausdruck geben, daß sie bei dem schon als Kind offenbarten bedeutenden sozialen und ethischen Gefühl, bei richtiger und starker Leitung im katholischen Christentum das Lebenselement gefunden hätte, das ihr der Sozialismus, fürchte ich, nicht geben kann. Deshalb bedeuten für mich diese Memoiren nur den ersten Band. Was wird der zweite bringen?

Oskar Baum schildert in seinem ‚Leben im Dunkeln' das Leben eines Blindgewordenen. Man muß ihm Dank wissen, daß er es sachlich und nüchtern tut, ohne Sentimentalität. Ja es scheint, als wenn sein Buch sich gerade gegen das gefühlvolle Mitleideln richtete, mit dem gewöhnlich die ‚bedauernswerten' Blinden erstickt werden. Tapfer und offen läßt er durch sein Buch die Notwendigkeit schimmern, den Blinden als durchaus lebenstauglich, ja seines naturgemäß stärkeren Innenlebens wegen in hohem Maße lebenstauglich zu sehen, was freilich eine Revolution in der Art der Blindenerziehung hervorrufen müßte. Nicht das Almosen eines unfruchtbaren oder verderblichen Mitleids verlangt er, sondern Verständnis für die Eigenart der Blindenpsyche. Denn, wenn man der Lebensechtheit der vierzig, fünfzig Menschen vertraut, die, sämtlich blind, durch dieses Buch wandern, so ist nicht einer darunter, der unter seinem Schicksal leidet, der mithin auch ein Bedauern als lästig und beschämend empfinden muß. Wenn die Voraussetzungen, die man nach der Lektüre des Buches aufstellen kann, richtig sind, dann ist auch in einer geänderten Erziehung die Möglichkeit gegeben, Tausende von Menschen, die jetzt immerhin ein Parialeben führen, zu vollwertigen Staatsbürgern zu machen. Eine Revision dieser Erziehungsmethoden angebahnt zu haben, könnte das Erscheinen des Buches bedeutsam

machen. Künstlerischen Wert hat es nicht. Wenn auch nicht zu verkennen ist, daß Oskar Baum ein entschieden erzählerisches Talent hat, dessen Stärke aber erst dann festzustellen ist, wenn es sich einmal über die Schilderung persönlicher Schicksale erhebt.

* * *

Ein frisches und entwickelungsfähiges Talent offenbart sich in dem Skizzenband ‚Und sie liebten sich doch' von Joseph Gangl. Er gibt schon jetzt durchaus reizvolle Sachen, die Eigenart verraten, wenn sie auch noch ungleichwertig sind. Aber schon die helle und unbekümmerte Art des Sehens nimmt für diesen jungen Schriftsteller ein. Sein Empfindenskreis ist nicht sehr weit gezogen. Deshalb gerade ist er prädestiniert, die kleinen Freuden und Leiden der Böhmerwaldleute zu schildern. Er kennt noch nicht die Auswahl der Stoffe, sondern greift wahllos auf, was ihm interessant erscheint; das Technische fehlt ihm sogar noch durchaus. Aber es ist doch erfreulich, diesem Talent zu begegnen. Nur eine Mahnung vor allen andern mag er beherzigen: in harter Selbstzucht fortan zu arbeiten und nicht zu schreiben, weil nun mal geschrieben werden muß. Sonst spielt er uns notwendig zum zweitenmal den bedauerlichen Niedergang Anton Schotts vor, der durchaus talentvoll, bei der plattesten Vielschreiberei rettungslos geendet ist. Und dabei kann man für diesen Bankerott nicht einmal Schott verantwortlich machen, sondern muß die Verhältnisse schuldig sprechen, unter denen die katholischen Schriftsteller gewöhnlich schreiben. Das ist ja gerade der Jammer, daß eine blinde Kritik nichts kannte, als um jeden Preis loben, sobald nur gewisse Vorbedingungen erfüllt wurden. Und ferner, daß ein Mitleben des katholischen Publikums mit ihrer Literatur erst jetzt einsetzt, daß kein Buch gekauft, kaum eine Zeitschrift gelesen wurde (die noch dazu möglichst billig sein mußte), und daß infolgedessen die Verleger miserable Honorare zahlen mußten. Da nun der Schriftsteller kaum für einen anderen Beruf tüchtig ist (beim Maler oder Musiker diskutiert man diese Möglichkeit gar nicht einmal), so muß er drei, vier Romane im Jahr schreiben um eben leben zu können. Und so sehen wir denn das traurige, aber nicht verwunderliche Schauspiel, daß ein unbestreitbares Talent, wie das von Anton Schott, im Sande verläuft und uns, wie in dem Roman ‚Fahrendes Volk', eine flüchtige und blasse Skizze vorsetzt, von der nur ein gewisser routinierter Schwung noch die ehemals starke Hand verrät.

* * *

Bei Schott bin ich sicher, daß äußere Umstände seine Arbeit verflachen ließen. Bei Max Halbe ist es ohne Zweifel das Versiegen der Dichterkraft, das seinen Novellenband ‚Der Ring des Lebens' zum Bedeutungslosen herabdrückt. Denn an diesem Buch merkt man so recht das Mühsame der Arbeit, die Öde des Geistes, das gewaltsame Wollen poetisch zu sein. Max Halbe schließt den Reigen derer, die in den neunziger Jahren klingende Namen hatten und jetzt für die Literatur erledigt sind. Das Feuer der Jugend, die Begeisterungsfähigkeit für irgend etwas hat sie im Schwung über Hindernisse gehoben, und nun, da das Feuer niedergebrannt ist, schleppen sie sich mühsam nach, eine Heerschar, an deren Spitze Gerhard Hauptmann wandert. Das nur sei konstatiert. Ein Eingehen auf Halbes Buch erübrigt sich.

Reichsorganismus und Finanzreform

Mit dem Knochengerüst des menschlichen Körpers, welches die Einzelteile zugleich ab- und angliedert und die selbständigen Gliedmaßen in Zusammenhang erhält, könnte

man die deutsche bundesstaatliche Verfassung vergleichen. Das Deutsche Reich, als ein Gliedganzes und um seiner körperlichen Vollwertigkeit willen, mußte und muß den verbündeten Staaten ein selbständiges und bevorrechtetes Eigenleben vergönnen, indem es zugleich ihr Zusammenwirken fordert, ebenso wie Kopf, Arme, Hände, Füße zwar Hauptakteure des Körpers, doch aber dem Ganzen dienend angeschlossen sind.

Bei aller Ausgestaltung des staatlichen Lebens ist daher zunächst das Knochengerüst, die Gesamtverfassung zu bedenken und die Frage zu stellen: Trägt sie auch fernerhin das Ganze, das sich dehnt und wächst? Gewährleistet sie die Beweglichkeit und relative Unabhängigkeit der Glieder? Beläßt sie ihnen in vollem Umfange ihre eigenen inneren Stützen, ihre verfassungsmäßigen Rechte? weil doch, dafern dieselben verkürzt würden, die Bundesstaaten zu schlaffen und handlungsunfähigen Weichteilen herabsinken müßten.

Universitätsprofessor Dr. Martin Spahn, der als Politiker mit großem Blick das Gliedganze des Deutschen Reichs umfaßt, behält eben darum dessen inneren Halt, die bundesstaatliche Verfassung, fest im Auge und hat in seiner Broschüre ‚Auf dem Wege zur Reichsfinanzreform'* mit überzeugender Klarheit dargetan, daß die Steuerrechte des Reichs und der Bundesstaaten nicht in der Weise verschoben und vermengt werden dürfen, daß Sonderrechte und Funktionen der Glieder eines Tages etwa auf das Ganze, den Rumpf, entfielen. Eine deutsche Steuerpolitik hat nicht nur zu besorgen, wie der anwachsende, ungeheure Geldbedarf des Reichs zu decken, das Volk nicht übermäßig zu belasten und der Besitz, Handel und Wandel je nach seiner Leistungsfähigkeit zu Abgaben heranzuziehen sei, sie hat immer auch die Steuerrechte des Reichs gegen die Steuerrechte der Bundesstaaten genau abzugrenzen.

Wie diese Abgrenzungen sich in der vergangenen und gegenwärtigen deutschen Steuerpolitik vollzogen haben und wie sie künftighin vollzogen werden müssen, erfahren wir aus den übersichtlichen Darlegungen von Prof. Spahn. Er beginnt mit einer Schilderung der Anfänge des Reichsfinanzwesens. Als die Reichsverfassung in ihren Hauptzügen 1867, bei Begründung des Norddeutschen Bundes, zwischen den Regierungen und dem konstituierenden Reichstag zu vereinbaren war, sind die Finanzen des Bundes und der Einzelstaaten noch nicht scharf und deutlich voneinander abgegrenzt worden; dem Verlangen der Mehrheit, dem Bunde grundsätzlich auch eine selbständige Einnahmewirtschaft, als Voraussetzung des parlamentarischen Budgetrechts, zu geben, wurde Rechnung getragen, doch ließ man es bei dem Beschluß bewenden, daß den wesentlichen Bestandteil der Bundeseinnahmen bis auf weiteres Zuschüsse der Einzelstaaten bilden sollten und daß der Bund die Befugnis habe, Anleihen aufzunehmen.

Weniger als ein Jahrzehnt später stand das Reich als vollkommen ausgebildeter staatlicher Organismus mit eigenem, von den Einzelstaaten sich ablösenden Leben da. Die Organisation seiner Finanzen mußte nachgeholt, dem Reich ein eigner Haushalt gegeben werden, und Bismarck nahm sich der Aufgabe mit Eifer an. Die Mehrheit hielt noch an der Anschauung fest, daß die Finanzwirtschaft des Reichs von Haus aus eine Ausgabewirtschaft sei, die eine Vielzahl von Staaten für die Erfüllung gemeinsamer Zwecke errichtet hat, und daß die Einzelstaaten für die im gemeinsamen Interesse gemachten Ausgaben des Reichs haftpflichtig bleiben sollten. Aus dieser Anschauung erwuchs die Franckensteinsche Klausel, so benannt nach dem Zentrumsführer in Bayern, Freiherrn von Franckenstein. Sie erkannte das Recht des Reichs auf einen eigenen Haushalt an, indem sie ihm aus seinen Einnahmen die feste Summe von 130 Millionen Mark jährlich zur Verfügung stellte; der Überschuß sollte durch das freilich künstliche System der Überweisungssteuern in die Kassen der Einzelstaaten flie-

* Jos. Kösel'sche Buchhandlung. Kempten und München 1909.

ßen und diese hinwiederum sollten dem Reiche zuschießen, soviel es über seine 130 Millionen brauchte. Auf diese Weise sollte die Verbindung der Reichs- mit den Landesfinanzen aufrecht erhalten und ausgebildet werden.

Eine Teilung der Steuerarten zwischen Reich und Einzelstaaten schien unumgänglich, und man kam auf den alten Leitsatz von 1867 zurück: daß das Reich verfassungsmäßig auf die indirekten Steuern zu beschränken sei. Die Bundesstaaten behielten sich die direkten Steuern auf Einkommen, Vermögen, Grundbesitz vor, weil, wenn sie nicht zu Kostgängern des Reichs herabsinken wollten, sie den eignen Haushalt auf eigne Einkünfte gründen mußten. Was dem Reich von 1879 bis 1887 an Einnahmequellen eröffnet wurde: Zölle, Abgaben vom Massenverbrauch, Stempelabgaben, trug das unzweifelhafte Gepräge indirekter Steuern. Bismarck hatte das Schlagwort vom ‚Schutz der nationalen Arbeit' benützt, um vom Freihandel zum Schutzzollsystem zurückzukehren und dadurch auch die Reichseinkünfte zu vermehren, nachdem die Reichsmonopole auf Tabak und Branntwein abgelehnt worden waren. Da das Reich den gewaltigen Aufschwung der deutschen Volkswirtschaft dermaßen förderte, daß sich die Lebenshaltung aller Bevölkerungsschichten hob, so standen ihm auch die Abgaben vom Massenverbrauch, vorzüglich vom Branntwein und Bier, rechtmäßig zu. Mit diesen verschrieensten aller Steuern durften freilich mehr die Genußmittel als die notwendigsten Lebensmittel belegt werden; doch wurde mit dem Salz eine Ausnahme gemacht und auch für Getreide und Fleisch in der Folge eine Belastung zugegeben, insoweit ihre Preisbildung um des Schutzes der heimischen Landwirtschaft willen durch Zölle beeinflußt werden muß. Endlich wurde dem Reich noch eine dritte Gattung von Einnahmen aus dem Gebiete der Rechtsverkehrssteuern zugewiesen: alle jene Stempelabgaben, die bei Geschäften des Kapitalienmarktes und des Handels zu zahlen sind.

Wie die Steuerarten, so verteilen sich bekanntlich auch die Kulturaufgaben auf Reich und Bundesstaaten: diese lassen den Aufgaben der Justiz, der Kirche und Schule liebevolle Pflege zuteil werden, das Reich befriedigt die Ansprüche des Heerwesens und nahm, als die Stunde gekommen war, die Sozialpolitik (Versicherungswesen) mit frischer Kraft in Angriff.

Eine Zentralstelle für die Verwaltung der Reichsfinanzen, das Reichsschatzamt, war 1877 errichtet worden, doch sollten die Reichssteuern durch die Einzelstaaten eingezogen werden. Die Steuergesetzgebung des Reichs genügte bis 1887 den Bedürfnissen des Tages und versperrte denen der Zukunft nicht den Weg, obwohl über den Begriff der indirekten Steuern und was für Steuerarten ihnen zuzuzählen wären, noch keine Klarheit obwaltete.

Allmählich stellte es sich heraus, daß die Annahme, das Reich habe den geringeren, die Einzelstaaten den Hauptbedarf an Steuern, eine irrige gewesen war. Die Einzelstaaten können den größeren Teil ihrer Ausgaben aus ihren Erwerbseinkünften bestreiten, brauchen ihn also nicht durch Auflagen auf ihre Bevölkerung aufzubringen; das Reich hingegen nimmt aus seinen Betrieben kaum ein Drittel dessen ein, was es verbraucht. Neue Steuerbewilligungen waren unvermeidlich. Sollten aber mit der Zeit die indirekten Steuern unsre Hauptsteuern werden? Das hieße die unteren Schichten der Bevölkerung in einer Weise belasten, gegen die sich das neuerwachte soziale Gewissen empörte. Auch hingen die Erträge dieses Steuersystems vom wirtschaftlichen Verbrauch des Volkes ab und gingen mit ihm zurück. Oder sollte das Reich durch einen Eingriff in das direkte Steuersystem der Einzelstaaten seinen Bedarf decken? Das wäre gegen die Verfassung. Inzwischen aber wuchsen die Reichsschulden an, neue Einnahmequellen mußten erschlossen werden — was tun?

1904 kam die sogenannte kleine Finanzreform zustande. Die Franckensteinsche Klausel mußte z. T. außer Wirksamkeit gesetzt werden. Die Überweisungssteuern an die Einzelstaaten — Überschüsse des Reichs über die im Budget bewilligten Ausgaben — kamen in Wegfall und dienten zur Schuldentilgung. Hatten die Überweisungssteuern sich hin und wieder mit den Zuschüssen der Einzelstaaten (Matrikularbeiträgen) gedeckt, so hatten letztere nun eine Höhe erreicht, die den Wunsch nach Aufhebung oder Bindung der Zuschüsse immer dringender werden ließ. Man stundete sie und bemaß sie je nach den Ausgaben der Jahresrechnung. Indessen aber schwoll der Bedarf des Reiches immer höher an.

Wenn auch das Reich durch den 1902 beschlossenen, 1906 in Kraft getretenen neuen Zolltarif einen jährlichen Mehrertrag von 100 bis 150 Millionen von Gegenständen des Massenverbrauchs erhielt, so war ihm doch durch die sogenannte Trimbornsche Klausel vorgeschrieben worden, daß ein Teil dieser Gelder nicht zur Deckung der Staatsbedürfnisse verwandt werden dürfe, sondern zur Ansammlung eines Fonds für die geplante Witwen- und Waisenversicherung beiseitegelegt werden müsse. Bei den Beschlüssen des Jahres 1900 bis zur Finanzreform 1906 hatte sich insbesondere das Verlangen nach Luxussteuern, die den Verbrauch der Reichen treffen, geltend gemacht. Die seit 1902 erhobene Schaumweinsteuer trägt dem Reiche die nennenswerte Summe von bisher 5 Millionen jährlich ein. Die beim Volke besonders beliebte, 1906 bewilligte Steuer auf Kraftwagen warf bis jetzt nur anderthalb Millionen im Jahre ab. Auch die Erträge der Zigarettensteuer waren geringer, als man im Voranschlag angenommen hatte. Man schritt zu einer Erhöhung der Stempelabgaben: die Stempel auf das Lotteriespiel, auf den Umsatz und Effektenverkehr an der Börse, auf die Frachturkunden wurden heraufgesetzt, ein Konnossementsstempel (Frachtbrief für verschiffte Ladung) und eine Steuer auf Bergwerkskuxe eingeführt; die Fahrkartensteuer gehört der Form nach ebenfalls in diesen Rahmen, doch blieben, infolge Abwanderung vieler Reisenden in die dritte Klasse, ihre Erträge weit hinter der Berechnung zurück.

Immer mehr kam das Schlagwort von den ‚Besitzsteuern' in Umlauf — ein Schlagwort, das einerseits die feindselige Stimmung des Volkes gegen Steuern auf den Massenverbrauch, die den armen Mann am härtesten treffen, zum Ausdruck bringt, hierüber aber die Bevölkerung noch zu dem revolutionären Verlangen aufreizt, der Staat möge aus der Besteuerung wieder eine Vermögenskonfiskation machen. Im Parlamente bildete sich daraufhin die Neigung aus, Gewinne zu besteuern, die den gewöhnlichen Ertrag gewerblicher Geschäfte übersteigen, ohne daß ein nennenswerter Aufwand von Mühe und ein besonders hoher Einsatz von Kapital erforderlich wäre. Im Jahre 1906 bewilligte der Reichstag eine Reichserbschaftssteuer auf die entfernteren Verwandtschaftsgrade, wiewohl ihr Charakter als indirekte Steuer bestritten ist; auch eine Tantièmesteuer wurde zugelassen, wennschon ihr nur der Schein einer indirekten Auflage, die äußere Form einer Stempelabgabe, verliehen werden konnte — sie trägt keins von den beiden herkömmlichen Merkmalen indirekter Steuern an sich: weder die Abwälzbarkeit noch die Abhängigkeit der Erhebung von dem wechselnden Belieben des Steuerzahlers.

Anfangs des Jahres 1909 lag der Antrag Herold vor: die Matrikularbeiträge durch eine Abgabe zu ersetzen, die von den Bundesstaaten durch irgendwelche wirksame Besteuerung des Besitzes aufgebracht werden müsse; der Betrag der Abgabe sollte alljährlich durch das Reichshaushaltgesetz festgestellt werden, das Reich aber regelmäßig für eine Reihe von Jahren sich binden, über eine bestimmte Summe nicht hinauszugehen. Dieser Antrag, der den Wünschen der Einzelstaaten entgegenkam und ihre Finanzselb-

ständigkeit wahrte, wurde durch einen Antrag der Blockpartei zurückgeschoben, der beengender für die Einzelstaaten war: derselbe verpflichtete sie zu einer Abgabe von jährlich 100 Millionen an das Reich, die sie durch Steuer auf das Einkommen, Vermögen oder sonstige Besitzsteuern aufzubringen hätten. Das war im März 1909. Einige Wochen später brachten die Regierungen eine Vorlage ein, die die Reichserbschaftssteuer auf das Gatten- und Kindeserbe, das Familienvermögen, ausdehnte. Diese Belastung des Erbes trug aber deutlich den Charakter einer Vermögenssteuer an sich, durch welche das Reich von den Bundesstaaten selber auf den Weg einer direkten Reichsvermögenssteuer gedrängt worden wäre. Diese Nachlaßsteuer war überdies als ‚Beruhigungspulver‘ für die große Masse gedacht, da eine unerhört große Steuersumme mit einem Schlage von der Nation begehrt werden mußte, ohne daß die Unzufriedenheit überreizt werden durfte. Konservative und Zentrum lehnten diese Steuer bekanntlich ab.

Die Reichsschuldentilgung mußte aber energisch betrieben werden. Es blieben nach der Berechnung noch 310 Millionen durch neue Steuern zu decken. Direkte Steuern sollten nach wie vor den Bundesstaaten verbleiben, jedoch schien es unzulässig, das Schwergewicht der Reichsfinanzwirtschaft noch fernerhin auf die alleinige Besteuerung des Verbrauchs zu legen; die Anwendung mehrerer Steuerarten nebeneinander empfahl sich, weil den Steuerdruck verteilen seine wirtschaftlichen Folgen mildern heißt. Neben den neuen Verbrauchssteuern (wie Alkohol-, Tabak-, Zündhölzchen-, Tee-, Beleuchtungsmittelsteuern), die teils alle Bevölkerungsschichten, teils mit einiger Schwere den Mittelstand befallen haben und bei längerer Überlegung und Vorbereitung schonender hätten angeordnet werden können, hat man die Besteuerung der größeren Verkehrsgewinne in Angriff genommen und für die Zukunft ins Auge gefaßt. Es galt eben solche ‚Besitzsteuern‘ zu finden, die jene Besitzenden erfaßten, welche durch die üblichen Abgaben vom Einkommen und vom Verbrauch noch nicht nach ihrer Leistungsfähigkeit herangezogen worden waren. Man wollte die außergewöhnlichen Gewinne im Geschäftsverkehr treffen. Ein Antrag wurde angenommen, die Besteuerung des Wertzuwachses aus dem Grundstücksverkehr (Bodenspekulation, Verkäufe mit großen Gewinnen) zur Reichsangelegenheit zu machen. Bis zum 1. April 1911 haben die Regierungen dem Reichstag eine Wertzuwachssteuervorlage zu machen. Auch die Gewinne aus den Börsengeschäften sollen stärker herangezogen werden, und man beschloß zunächst eine Talonsteuer, eine Schecksteuer, eine Vervollständigung des Wechselstempels und Erhöhung des Effektenstempels.

Da es sich in der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung nicht mehr um Wertbestände handelt, die sich gleichbleiben, da entscheidend für die Einkommensgewinnung die Verkehrsfähigkeit, Flüssigkeit, Erhöhbarkeit vieler Werte geworden ist, so glaubt Prof. Spahn, daß Steuern auf die Verkehrsgewinne die Hauptreichssteuern der Zukunft sein werden, die ja nicht eigentlich den Geschäftsverkehr treffen, sondern nur die außergewöhnlichen Gewinne aus ihm kürzen. Sonach bliebe auch die bundesstaatliche Verfassung und ihre bisherige Steuerpolitik vor Erschütterungen bewahrt: den Einzelstaaten die Steuer auf das Einkommen und Vermögen, dem Reiche — außer den Zöllen und Abgaben vom Massenverbrauch — die Steuern auf die Einkommensgewinnung im Geschäftsverkehr großen Stils, der in seinem jetzigen Umfang durch die deutsche Reichseinheit erst möglich geworden ist. E. H.

Hochland-Echo

Religion als Tat und Erlebnis

Der Herausgeber dieser Monatsschrift hatte kürzlich zur Klärung obschwebender Literaturfragen von einer ‚Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis' gesprochen. Das gab einem Kritiker Veranlassung, die Wendung ‚religiöses Erlebnis' als einen den ‚Protestanten geläufigen Ausdruck' zu bezeichnen. Für viele harmlose katholische Leser bedeutete das natürlich nicht mehr und nicht weniger, als daß es sich hier um eine auch in sich höchst verfängliche Sache handle. Denn ist der Ausdruck den Protestanten ‚geläufig', so ist wohl auch die ausgedrückte Sache eine spezifisch protestantische. Quod erat insinuandum!

Nun haben wir schon im Dezember- und Februarheft Gelegenheit gehabt, Äußerungen von Kanonikus Meyenberg und Provinzial Dr. Froberger wiederzugeben, die sich diese Interpretation der ‚Stimmen aus M. L.' durchaus nicht zu eigen machen. Sie heben vielmehr hervor, daß dem Ausdruck eine tiefe Wahrheit auch für den Katholiken zugrunde liege, möge ein Protestant immerhin damit die Vorstellung einer einseitig subjektivistischen Religionsbegründung verbinden. Schon indem ein Katholik das Wort gebraucht, gewinnt es eine ganz besondere Färbung; es besagt dann eben nichts anderes, als daß man Wahrheiten der geoffenbarten Religion durch die Tat tief innerlich sich zu eigen machen, mit anderen Worten, sie nicht bloß verstandesmäßig, begrifflich dogmatisch annehmen, sondern auch sie subjektiv lebendig werden lassen müsse, weil sie nur dann auch persönliche, mit unserem ganzen Wesen verwachsene Wahrheiten werden können. Gerade aber für den Dichter und Künstler wird ein Glaube erst fruchtbar, wenn er solchergestalt auch in sein Gefühl und in seine innere Erfahrung übergegangen ist. Was haftet tiefer im Menschen als Erfahrungen, die ihm das Leben eingebracht hat? Sollte es im Bereich des höheren Lebens anders sein? Was wir in der Schule lernten, nahmen wir gläubig an in der Hoffnung, den tieferen Sinn später im Leben einmal bestätigt zu finden. Auch die Offenbarung ist eine Schule. Was wir anfänglich vielleicht nur im Gehorsam gläubig angenommen, sollen wir später auch in Liebe als frei errungenen Besitz umfassen, nicht sowohl weil nun das Erkennen an die Stelle des Glaubens getreten wäre, sondern weil Glaube und Lebenserfahrung sich tief innerlich durchdringen, jener durch diese und diese durch jenen genährt und gestützt wird. Allerdings — das ist das Unterscheidende zwischen der katholischen und protestantischen Auffassung des religiösen Erlebnisses, daß während dieses aus dem Grunde des rein subjektiven Lebens hervorgeht, jenes allezeit seinen sicheren und festen Rückhalt am Dogma hat, mit dem sich das Subjekt als mit dem ewig Objektiven immer von neuem wird auseinandersetzen müssen.

Aber indem wir diesem Gedanken Ausdruck geben, ist auch schon die Schwierigkeit angedeutet, insofern als wir das Dogma, wie es leider so oft geschieht, nur als Lehrsatz und Begriffsbild, nicht aber als lebendige und ganz konkret erfaßbare Wahrheit in uns tragen. Hier hätten, um mit Meyenberg zu reden, die Theologen eine ‚positiv neu schaffende' Aufgabe zu lösen, die bis zu einem

gewissen Grade sogar dichterische und künstlerische Anlagen voraussetzt, wenn sie auch an sich weder mit Dichtung noch Kunst etwas zu tun hat. Nicht ohne freudige Überraschung sehen wir sie in praktischer Weise in Angriff genommen, und zwar von einem Manne, den die Hochlandleser bereits in einem ‚Echo' des Novemberheftes kennen zu lernen Gelegenheit hatten, und obendrein in einem Hirtenbriefe vom 31. Januar 1910, der die Unterschrift des Bischofs von Stuhlweißenburg trägt. Bischof Ottokar Prohászka gibt in diesem Schreiben an seine Diözesanen geradezu eine Apologie des religiösen Erlebnisses: das Christentum als Tat und Leben zu erweisen, ist der Zweck seiner Hirtenworte. Wie ein roter Faden zieht sich der Gedanke durch den ganzen Brief: Echte Religion, wahres Christentum ist nicht Wissen um Religion und um Christentum, ist nicht ein Leben im Reiche religiöser Begriffe und deren verstandesmäßige Verwertung im Dienste der Kultur, wahres Christentum ist vielmehr Feuer, Geist und Leben.

‚Religion ist nichts rein Äußerliches, kein bloßes Wort, sie ist nicht nur Gedanke oder Wissenschaft, sondern warmes, kräftiges Leben, und zwar in dem Sinne, daß die an Christus glauben, sein Leben nicht nur kennen, sein Beispiel nicht einfach ansehen, sondern Christus selbst, seine Wahrheit und Gnade in sich erfahren und erleben müssen. Deshalb sagt der hl. Paulus: „Ihr müßt fühlen, wie Christus, der Herr, gefühlt hat," d. h.: ihr müßt die Gesinnungen Christi in euerem eigenen Seelenleben erfahren und erleben. Das muß jeder einzeln und für sich tun, da kann niemand anderer unsere Stelle vertreten, ebensowenig, als er statt uns leben könnte.'

Demnach sei das Wissen der Glaubenswahrheiten ein bloßer Anfang des religiösen Lebens.

‚Das Wissen ist, wie gesagt, ein Samenkorn des Glaubens, aber nur das! Wie im Samenkorn die Lebenskraft noch gebunden enthalten ist und sich erst entfalten muß, ebenso ist das Wissen in Dingen des Glaubens erst gebundenes, unentwickeltes Leben; d. h.: es ist nicht genug, zu wissen, man muß alles das, was der Glaube vorstellt, fühlen, erleben, innerlich erfahren. Wüßte jemand die ganze Bibel und den Katechismus auswendig, so wäre diese Kenntnis vergeblich, wenn er sein Leben nicht danach gestaltete... Solches unfruchtbare Wissen besitzt auch Satan; er kennt das Leben Jesu ganz genau, er wüßte alle Glaubenswahrheiten fehlerlos aufzuzählen, doch all dies ohne Liebe, ohne lebendigen Glauben. Fern von uns solche Kenntnis! Alles, was wir wissen und glauben, ist geradezu dazu bestimmt, erlebt zu werden.'

Weit entfernt, die ‚große Wichtigkeit der genauen Kenntnis der Glaubenswahrheiten' deshalb zu unterschätzen, will Bischof Prohászka sie vielmehr ‚kräftig betonen'. Aber doch mehr um des Prinzips willen, als weil er es für die dringlichste Aufgabe gerade unserer Zeit ansieht, auf die Vermehrung und Pflege solchen Wissens den Nachdruck zu legen.

‚Den Hauptfehler unserer Zeit, die Ursache des Schwindens des religiösen Lebens und der Schwächung unseres teueren christlichen Glaubens, sehe ich jedoch nicht darin, daß wir zu wenig wissen, sondern daß wir nicht genügend alles erleben, was wir wissen. Ich beklage es tief, daß so mancher Katholik sich in der traurigsten Unwissenheit über die Lehren seines Glaubens befindet, und wage dennoch die kühne Behauptung, daß jeder heilig werden könnte, wollte er nur das, was er vom Glauben weiß, erleben, d. h. im Leben zur Ausführung bringen.'

Ist es nicht eben dieser Gedanke, der auch in der Schrift ‚Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis' (1909) immer wiederkehrt? Denn wenn es dort (S. 43) heißt, daß es eine wichtige Aufgabe sogar unserer

Literaturpolitik sei, ‚dafür Sorge zu tragen, daß das religiöse Erlebnis unserer Generation und vor allem unserer männlichen Jugend vertieft werde, mit anderen Worten und deutlicher, daß sich die religiöse Bildung mehr an den Charakter und die gesamte Persönlichkeit und nicht zu einseitig an den Intellekt und an das Wissen um die Religion wende,‘ und wenn das ‚praktische Erleben des Evangeliums‘, in zweiter und dritter Linie die Erfahrungstheologie des hl. Augustinus und der christlichen Mystiker als dasjenige bezeichnet wird, was noch stets die unmittelbarsten Wirkungen auch auf Kunst und Dichtung ausgeübt habe, — so ist damit doch wahrlich nichts weniger als eine unkatholische Forderung aufgestellt! Und dennoch war ihr hier immer bloß eine Beziehung auf Kunst und Dichtung gegeben, während Bischof Prohászka sie zu einer allgemeinen erhebt! Wenn A. Baumgartner S. J. trotzdem keine Bedenken trug, den also präzisierten Gedanken des religiösen Erlebnisses mit dem Verdacht protestantischer Herkunft und Färbung zu belasten, so ist das nur ein neuer Beweis, wie sehr uns die gefühlsmäßige ‚Befangenheit in den Gegensätzen‘ intolerant macht selbst gegen unsere ursprünglich eigensten Ideen, die wir, wie ich schon im Februarheft sagte, ‚nur deshalb nicht so ausgeprägt zur Geltung kommen‘ lassen, ‚weil sich Protestanten in einseitiger Weise ihrer bemächtigt und sie vielleicht auch einseitig entwickelt und betont haben‘.

Der schönste Teil des Hirtenbriefes ist der, woselbst der Bischof es unternimmt, die konkrete Anwendung auf die großen christlichen Glaubenswahrheiten zu machen. Selbst die scheinbar abstraktesten Dogmen, wie das Geheimnis der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der Menschwerdung des Logos bieten ihm keine Schwierigkeiten. Wohl aber geraten wir ‚aus einer Schwierigkeit in die andere‘, wenn wir versuchen, diese Geheimnisse in ‚Begriffe zu fassen‘, anstatt sie ‚zu erleben‘. Fast möchte sich's verlohnen, den ganzen Brief hier abzudrucken. Wir müssen uns jedoch auf eine größere Stelle beschränken; sie bezieht sich auf die Hingabe an Gott und Christus, seinen ‚eingeborenen Sohn‘.

‚Diese große Tat der Hingabe kann man nicht mit dem Verstand allein vollbringen, man muß sie mit Herz und Willen, mit allen Kräften der Seele setzen. Ohne Herz und Willen kommt die Tat nicht zustande oder ist nur ein Spiel mit leeren Worten, dem Kraft und Leben fehlen. Es ist buchstäblich wahr: nicht schon dadurch bin ich ein Christ, daß ich weiß, Gott ist ewig, ist unendlicher Geist, ist der Quell und die Wurzel alles Lebens; daß ich weiß, in Christus ist die zweite göttliche Person Mensch geworden: — ein wahrer Christ werde ich durch die Tat der Hingabe an Gott, dadurch, daß ich im Innern erfasse, was er mir ist als mein ständiger Ursprung, mein Vater und Herr, meine Kraft, meine Hoffnung und Seligkeit. Ein Christ werde ich ferner durch die Tat der Annahme der Gesinnungen Christi und indem ich in seinem Lichte wandle. Ich muß durch die Tat erfassen, daß Christus mir alles ist: Licht und Wärme, Vater, Mutter, all meine Liebe, die Seele meiner Seele, das Leben meines Lebens. Mit diesem Leben aus Christus ist es ähnlich wie mit dem physischen Leben und seinen Funktionen, es ist eine wahre Tatsache, die man zunächst nicht begreift, sondern erlebt. So wie wir z. B. das Licht nicht aus Büchern kennen lernen, sondern sehen, oder die Eigenschaften des Feuers aus der Erfahrung, ohne Erklärung genau wissen. Und wen von uns — um noch ein Beispiel zu geben — mußte man erst lange darüber belehren, was Vater und Mutter sind? Wir haben es gefühlt und erlebt, lange ehe wir's gewußt. Dies alles zeigt uns, wie wir auch erleben und verkosten sollen, was Gott und sein anbetungswürdiger Sohn Jesus Christus, unser Bruder und Herr, uns ist. Wir müssen uns ganz in

das Bewußtsein versenken, daß wir allzeit aus ihm quellen und entspringen, daß wir ganz und gar von seinem heiligsten Willen abhängen, weil er der Urquell unseres Seins ist; wir müssen inne werden, daß die Gnade Christi unsere Seele mit Licht und Feuer überströmt, daß sie unsere Sicherheit und Kraft, die Freude unserer Seele bedeutet. Wir müssen es innerlich fühlen und erleben, daß Gott uns mehr ist als Vater und Mutter, daß unser höchstes Entzücken darin liegt, ihn lieben und genießen zu dürfen. Die Richtschnur all dessen ist selbstverständlich die göttliche Offenbarung, ist das, was uns die hl. Kirche zu glauben lehrt, doch darf uns die Lehre kein fernstehender Gedanke, keine bloß verstandesmäßige Behauptung bleiben; die Wahrheit muß die große innere Tatsache, die persönliche Tat der Seele bedeuten, die mich in lebendige Beziehung zum unendlichen Gott setzt; — in der Art, wie meine Lungen sich mit der Luft in Beziehung setzen, wenn ich atme, das Auge mit dem Licht, wenn ich sehe. Atmen und Sehen nennt man nicht das Wissen über die Sinnesorgane und ihre Tätigkeit, sondern die Tätigkeit selbst, die Beziehungen, Eindrücke und Gegeneindrücke dieser Lebensfunktionen. Glauben heißt in diesem Sinne im Lichte Gottes sein, ihn genießen und in ihm ruhen. Wenn wir aus dem Glauben leben, ist unser Glaube nicht Wort und Lehre, sondern Tat und lebensvolle Wahrheit, also nichts Fernstehendes, in den Wolken einer andern Welt Schwebendes, sondern etwas, das uns ganz nah berührt, ja in uns ist und wahrhaftig uns gehört, mit einem Worte, das uns Gott nahebringt, der in uns wohnt. Durch Grübeleien erfasse ich ihn nicht, ich werde seiner inne, wenn ich ihn umfange und erlebe. Wenn wir ihn hinter schwächlichen, blassen Begriffen suchen, bleibt er uns unermeßlich ferne, wie nah aber kann man ihn mit Thomas von Kempen fühlen: „Mein Herr und Gott, du bist mein Schatz und all mein Gut. Und wer bin ich, daß ich zu dir spreche? Siehe, ich bin dein geringer Knecht, ein armes, elendes Würmchen, viel ärmer und verächtlicher als ich selbst es ahne oder zu sagen wage. Du aber bist einzig gut, gerecht und selig, du kannst alles, gibst alles, erfüllst alles, nur der Sünder geht leer aus. Gedenke deiner Barmherzigkeit und erfülle mein Herz ganz mit deiner Gnade, der du nicht willst, daß dein Werk leer und unerfüllt bleibe" (Nachf. Chr. III. 3. 6). Wie nah ist uns Gott, so nah, daß wir mit ihm sprechen, uns ihm nähern und von ihm erfüllt werden.'

Warum ich dem allem hier ein so starkes Echo gebe? Wahrlich nicht, um mich damit selber auf die Kanzel zu stellen, noch um mich in theologische Dinge einzumischen. Aber die Literaturdebatte hat in den letzten Jahren eine so seltsame Wendung genommen. Als die Frage nach der literarischen Betätigung der deutschen Katholiken zum erstenmal von mir erhoben wurde, da war es eben eine literarische Frage, und zwar war es eine literarische Frage, die sich an Katholiken richtete. Das religiöse und sittliche Moment, soweit es das Inhaltliche des literarischen Schaffens beeinflußt, durfte ich als gegeben voraussetzen. Daß die Katholiken in dieser Hinsicht die richtige Führung hatten, war mir selbstverständlich. Hätte man es nicht als eine Kompetenzüberschreitung ansehen müssen, wenn ich meine Aufgabe als Ästhetiker und Kritiker durch Aufstellung eines ‚katholischen Kulturprogramms' in das Gebiet des Religiösen und Kirchlichen hätte verlegen wollen? Kann man mit literarischer, ästhetischer, kultureller Motivierung Schriftstellern religiöse und kirchliche Gesinnungen beibringen? Oder setzt künstlerische literarische Arbeit im Geiste der Religion solche Gesinnungen nicht vielmehr schon voraus? Die Schriftsteller und Kritiker bilden doch innerhalb der Gläubigen keine besondere Gruppe, die von dem Einfluß der

kirchlichen Ordnung, Lehre, Disziplin unabhängiger wäre als andere! Die prinzipiellen Grundlagen einer gesunden, weitherzigen christlichen Literatur waren von mir so betont,* daß ein Zweifel über das Endziel meiner Absichten nicht bestehen konnte. Erziehung zu katholischer Gesinnung, zu einem praktischen kirchlichen Leben hatte ich als Ästhetiker und Kritiker nicht zu leisten. Meine Aufgabe beschränkte sich unter den gegebenen Voraussetzungen auf das Literarische. Das ist und bleibt die Stärke meiner Position. Mich hier anzugreifen, war nicht leicht für diejenigen, welche meine literarische Arbeit als unbequem empfanden. Es galt daher einen Angriffspunkt zu suchen, der es ermöglichte, meine literarischen Urteile und Forderungen zu entwerten. So ging man dazu über, mich in der öffentlichen Meinung zum Ästheten pur sang zu machen, dem alles Inhaltliche gleichgültig sei. Man schob mir die Behauptung unter, der Katholizismus sei kulturell inferior, während ich doch bloß von einigen dichtenden Zeitgenossen gesprochen hatte und meine Ansprüche an sie gerade aus der Größe und Unvergänglichkeit der christlichen katholischen Weltanschauung herleitete! Man machte mich zum Vertreter einer Interkonfessionalität, der ich mich höchstens gegen übertriebene Absperrungsgelüste in der Praxis ausgesprochen hatte. Man schrieb mir Fehler anderer auf mein Konto, ohne beweisen zu können, daß ich dafür verantwortlich sei. Und nachdem man in solcher Weise für die rechte Stimmung gesorgt hatte, beeiferte man sich, überall, wo ich gefehlt haben sollte, den Schaden gut zu machen. Der Schwerpunkt wurde nun mit einemmal von dem literarischen Gebiet auf das religiöse und kirchliche verlegt und hier unter literarischem Deckmantel, wovor Eichendorff warnte, eine ‚Propaganda des Katholizismus'** betrieben, als ob bisher der ganze deutsche Klerus samt dem Episkopat geschlafen hätte! ‚Wenn wir übermütig wären,' so schrieb einer, der den Mund besonders voll nahm, ‚so könnten wir uns etwas darauf einbilden, daß uns das gelungen ist, was den päpstlichen Kundgebungen nicht sogleich gelang.' — Nachdem aber so die Frage auf das religiöse und kirchliche Gebiet hinübergespielt war, was blieb dann übrig, als sie auch von hier aus zu beantworten? Aber immerhin mit einer Einschränkung. Es galt zweierlei festzustellen: erstens, daß nicht die Literatur es ist, die das religiöse und kirchliche Leben erneuert, sondern umgekehrt, daß das religiöse Leben, das zu fördern Aufgabe der Kirche ist, auch der Literatur neue Kräfte zuführt. Die Literatur steht also nicht im Dienste des religiösen Lebens, sondern sie ist dessen Blüte und Frucht. Sie fördert es, aber indirekt. Zweitens: Die Literatur, das literarisch-künstlerische Schaffen des Dichters erfährt eine Förderung durch die Religion nur, wenn diese tiefste Innerlichkeit geworden ist, wenn sie praktisch erlebt wird. Eine bloß verstandesmäßig, aus kirchlicher Gesinnungstüchtigkeit angenommene theologische Lehre und Bekennerschaft mag für den kirchlichen und kirchenpolitischen Polemiker vorübergehend zureichend sein, in der Kunst, wo Innerlichkeit nicht entbehrlich ist, können aus einer solchen Gemütslage nur leblose und äußerlich tendenziöse Produkte hervorgehen. Es war also der psychologische Zusammenhang zwischen der religiösen Verfassung des Künstlers und seinem Schaffen zu untersuchen, es war eine ‚Psychologie des katholischen Literaturschaffens', in

* Vgl. ‚Wiedergeburt der Dichtung', S. 27 f., woselbst die bezüglichen allgemeinen Äußerungen aus den Schriften von 1898 und 1899 zusammengestellt sind.

** Eichendorffs Worte! Vgl. Geschichte der poet. Lit. Deutschlands. Herausg. von Kosch, Sammlung Kösel 1906, S. 537.

Angriff zu nehmen. Man hatte Religion und Kirche in eine so äußerliche Verbindung mit Kunst und Dichtung zu bringen gesucht, daß es unumgänglich war, neben dem Objektiven auch das Subjektive zu betonen und vom ‚religiösen Erlebnis' zu sprechen. Das ist der Grund für die scheinbare Verquickung des Religiösen mit dem Literarischen, die oberflächliche Leser und Kenner der Verhältnisse glaubten mir vorwerfen zu können. Nicht ich hatte angefangen, das Religiöse mit dem Literarischen zu verquicken, sondern ganz andere Leute. Ich habe nur wieder vom literarischen Standpunkte aus die plumpe, tendenzbeflissene Vermengung zweier Gebiete zu verhindern gesucht sowohl zum Nutzen der Religion als auch zum Nutzen der Kunst und Dichtung.

Es schien mir die Mühe zu verlohnen, die weltumspannende Universalität der christlichen Religion, wie sie in der katholischen Kirche überliefert wird, gegen eine Auffassung von Literaten in Schutz zu nehmen, die in blindem Eifer für die Betonung der spezifischen Eigenart der katholischen Literatur diese am liebsten in den engen Begriff einer Gegen-Konfession eingefangen und so eine Art von Konfessionalisierung der Literatur herbeigeführt hätten, bei welcher stets eine latente polemische Befangenheit im Spiel gewesen wäre. Ich nannte dies ‚die Befangenheit in den Gegensätzen'. Daß ich damit keiner verwaschenen, charakterlosen, schielenden Interkonfessionalität das Wort geredet habe, geht so klar aus den Ausführungen meiner Schrift hervor, daß man bei manchen Anklägern wohl den Hang unserer Zeit zu kirchlicher Beargwöhnung heranziehen muß, um ein derartiges Mißverständnis zu erklären. Fordere ich in den zusammenfassenden Schlußworten meiner letzten Schrift doch geradezu eine ‚aus katholischer Lebensauffassung erwachsene Dichtung'! Man erlaube mir, diese Schlußworte hierherzusetzen:

‚Ich fordere sie, wie vor zehn Jahren, so auch heute, nicht weil dies unserem Selbstgefühl schmeichelt, nicht weil sich ein praktisches Bedürfnis darnach regt, nicht aus dem Ehrgeiz einer Parteistimmung heraus, ja nicht einmal im Namen der dichterischen Freiheit, die ohnehin kein Vernünftiger beschränken wird, ich fordere sie allein aus einer höheren Auffassung der Literatur und vor allem im Interesse des geistigen Lebens selber, weil die Erkenntnis und Zuversicht dieses Lebens sich aus seiner Wiederholung in der Dichtung erhöht und die in der Wirklichkeit oft gebrochene Lebenseinheit im Spiegel der Kunst wieder hergestellt und sichtbar wird. Ich fordere sie aber auch aus dem Begriff und im Interesse des nationalen Literaturlebens. Eine wirklich nationale Literatur muß alles, was nur irgendwie stark und kräftig im Volke lebt, ohne Rücksicht auf Parteigegensätze, in sich schließen. Nicht nur die Stammeseigentümlichkeiten, nicht nur die Verschiedenheiten der Stände und Klassen, noch die historisch gearteten Besonderheiten des Volkstumes müssen darin ihre dichterische Vertretung finden. Ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger sind die großen geistigen Unterschiede der religiösen, der kirchlichen Bekenntnisse. In diesen Unterschieden offenbart und bewährt sich oft geradezu das ureigenste Leben einer Nation. Eine Literatur, in der sie nicht Widerhall und Ausdruck finden, wird daher niemals eine nationale im vollkommenen Sinne heißen können. Nur sollen die einzelnen Gruppen sich nicht ausschließlich aus der Befangenheit der Gegensätze heraus betätigen, sondern ihre Eigenart rein und frei entwickeln. So allein wird dem Begriff einer Nationalliteratur auch von dieser Seite her Genüge geleistet und dem Interesse der Gesamtheit gedient sein. Nicht aus dem Streit und Kampf der Gegensätze, sondern aus ihrer Überwindung in dem religiösen Erlebnis, dessen letzter Inhalt die Liebe ist, wird eine große Dichtung in der Zukunft möglich werden!'

Und nun zum Schluß noch eine kurze Feststellung gegen neuerliche Versuche der ‚Gralbündler‘, die Anschauung zu verbreiten, als ob ich dem ‚Gralprogramm‘ nachträglich zugestimmt, mich sozusagen zu ihm bekehrt hätte. So erklärt Eichert jetzt eben wieder, ‚man‘ habe erkannt, ‚daß sachlich gegen das Gralprogramm, dessen Fundamentalsätze sogar K. Muth als unangreifbar erklärt habe, nicht aufzukommen‘ sei. Es kommt eben sehr darauf an, was man die Fundamentalsätze des Gralprogramms zu nennen beliebt. Wenn man darunter Sätze versteht, die der christlichen Weltanschauung im allgemeinen entstammen, so haben die Gralbündler kein Recht, sie als ihre Weisheit in Anspruch zu nehmen. Nimmt man aber als Fundamentalsätze solche, die die ‚spezifische Differenz‘ des Gralprogramms ausmachen im Gegensatz zu anderen christlichen Programmen, so bin ich weit entfernt, ihnen zuzustimmen, sondern würde das Gralprogramm bekämpfen nach wie vor, wenn es mir künftig noch der Mühe wert erschiene. Daß man dagegen sachliche Einwendungen machen kann, beweist wohl meine Schrift zur Genüge.

Ich verzichte darauf, das dort Gesagte hier noch einmal zu resümieren. Auch die vorstehenden Ausführungen sind im Grunde ja nichts anderes als solche sachlichen Einwendungen. M.

Monismus und Naturwissenschaft

Wie vor rund sechzig Jahren der Materialismus eines Moleschott, Vogt und Büchner, so versucht heute der Monismus eines Häckel, Bölsche oder Drews zunächst auf naturwissenschaftlichen Unterlagen festen Fuß zu fassen. Aber heute wie damals sind es zumeist nicht die hervorragenden Naturforscher selbst, sondern vielmehr nutznießende Populärwissenschaftler, die als Laienprediger ihrem ‚neuen Glauben‘ Anhänger werben. Wo sich wirklich einmal ein namhafter Gelehrter unter sie mischt, da möchte man meinen, er habe alle strengen Anforderungen seiner Wissenschaft vergeßlich zu Hause gelassen und beliebe nur einmal in Famulus Wagners Gesellschaft sich der Menge zu zeigen, bei deren Beifall ihm doch nimmer recht wohl sein kann.

Die selbstbeschämte Stimmung Fausts auf dem Osterspaziergang:

‚O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen,‘

dieses Gefühl der Hoffnungslosigkeit gerade gegenüber den entscheidenden Rätselfragen des großen Naturgeheimnisses beherrscht heute gerade die bahnbrechenden Geister stärker denn je. Der geniale Wiener Physiker Ernst Mach bescheidet sich geradezu damit, daß wir die tiefste Eigenart der Natur ‚nur ahnen können und bildlich ausdrücken, um was es sich handelt‘:

‚Wenn der Apostel Paulus vor nun bald zweitausend Jahren den keineswegs auf niedriger Bildungsstufe stehenden Korinthern zurufen konnte: Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem Geiste Gottes, können wir dann nicht mit viel höherem Recht unserer bildungsstolzen Zeit, welche auf eine mehr

als zweitausendjährige Geschichte der Naturwissenschaften zurückschauen kann, zurufen: Der natürliche Mensch vernimmt nichts von dem Geiste der Natur!'

Und diese Resignation Machs findet sein hervorragender Fachgenosse Paul Volkmann, der Königsberger Universitätsprofessor für theoretische Physik, typisch:

,Wenn wir ernstlich daran gehen, nachzusehen, ob und was denn die großen Naturforscher von der Natur im allgemeinen sagen, so können wir nichts finden. Die großen Naturforscher schweigen! Schlagen wir den von Newton eigens verfaßten Index zu seinen Prinzipien auf und gehen ihn durch: Wir finden wohl einen Hinweis auf die dei natura, aber ein Hinweis auf die naturae natura fehlt. Es findet sich das Wort natura als Kennwort nicht verzeichnet!'

Zu dieser Bescheidenheit des echten Naturforschers steht die Selbstgewißheit der Monismusprediger im denkbar größten Gegensatz:

,Wenn H. Hertz an einer Stelle der Einleitung zu seinen Prinzipien der Mechanik von der Weise der Physik spricht, bei der sie es am besten vermeidet, von Dingen zu reden, von welchen sie sehr wenig weiß, und welche auf die wesentlich beabsichtigten Aussagen auch keinen Einfluß haben, so kann man sagen: Dem Monismus ist diese Weisheit verborgen; kein Gegenstand ist ihm fremd, mit Vorliebe redet er von Dingen, von denen die Wissenschaft sehr wenig weiß, und er ist blind dagegen, daß die Absichten, mit denen er in die Betrachtung der Wirklichkeit hineingeht, keinen angemessenen Ausdruck in der Wirklichkeit wiederfinden.'

So weiß Paul Volkmanns höchst lesenswerte Schrift, in der er ,Eigenart der Natur und Eigensinn des Monismus' beschämend kontrastiert,* schließlich für des letzteren Denkweise kein bezeichnenderes Wort, als es einst der 29jährige Nietzsche dem ,neuen Glauben' eines David Friedrich Strauß für immer aufgeprägt:

,Nietzsches Schrift („David Strauß, der Bekenner und Schriftsteller") zeichnet in meisterhaften Strichen den modernen, in der Gegenwart außerordentlich verbreiteten menschlichen Typus, welcher in glücklichster Weise als ,Bildungsphilister' bezeichnet und charakterisiert wird. Dem Bildungsphilister erscheint seine eigene kleine Vernunft als die Wirklichkeit oder auch seine eigene kleine Wirklichkeit als die Vernunft in der Welt. So wähnt der Bildungsphilister das Wirkliche und das Vernünftige in eigener Person darzustellen; er wähnt Kulturmensch zu sein, verschwört es, Philister zu sein, und haßt keinen mehr als den, der ihn als solchen behandelt und ihm sagt, was er ist.

Ich habe den ganzen Olymp und Orkus der Schriften des modernen Monismus im allgemeinen und des deutschen Monistenbundes im besonderen durchmustert, aber ich habe die Natur, deren Erforschung meine Lebensaufgabe gewidmet ist, darin nicht gefunden. Ich habe von dem Lobe naturwissenschaftlicher Arbeiten und ihrer Vertreter gelesen, aber dieses Lob schien mir noch kein Vorrecht einräumen zu sollen, die Vertreter der Naturwissenschaften damit ausnahmslos den Monisten zurechnen zu dürfen; es schienen mir immer Ausnahmefälle zu sein, in denen der eine oder andere Naturforscher — vielleicht aus Unkenntnis des wahren Wesens des Monismus — glaubte, sich diesem Lobe gegenüber erkenntlich erweisen zu sollen. Die Natur und

* Leipzig 1910, Verlag von B. G. Teubner. Brosch. M. 1.—. Alle unsere Zitate entstammen dieser Schrift.

die Arbeit, wie sich solche mir in meinem Leben zunächst unter Leitung hochgeehrter Lehrer, dann aus dem Studium der Geschichte der Wissenschaft und der Werke der Klassiker, endlich bei eigener Forschung — nicht zum wenigsten bei Bearbeitung meines Buches „Erkenntnistheoretische Grundsätze der Naturwissenschaften" — ergeben hat, ist eine ganz andere als die Natur und die Arbeit z. B. der Schriften des deutschen Monistenbundes.

Der Monismus ist von Bildungsphilistern ersonnen und kann entsprechend auch nur Bedürfnissen von Bildungsphilistern genügen. So wird denn der Monismus auch kein anderes Schicksal haben, als solches früheren Schöpfungen des Bildungsphilisteriums zuteil wurde . . .

Die Wissenschaft als solche hat mit allen diesen Schöpfungen des Bildungsphilisteriums, welche nicht den einfachsten Erfahrungen und Forderungen der Erkenntnislehre, wie sie nur auf dem Boden einer Geschichte der Wissenschaft und des Kulturlebens erstehen und erwachsen kann, genügen, nicht das Geringste zu tun. In diesem Sinne wird man berechtigt sein, von einem Eigensinn des Monismus sprechen zu können und der Eigenart der Natur den Eigensinn des Monismus gegenüberzustellen.

Der Eigensinn des Monismus besteht darin, diese Sachlage nicht erkennen zu wollen, die einschlägige Geschichte der ihm verwandten und vorausgegangenen Irrtümer zu ignorieren, die Natur nicht als ein eigenartiges Objekt im Sinne der Naturwissenschaften, sondern als ein bekanntes, hypothesenfreies Ding im Sinne menschlicher Einfalt zu betrachten . . .

Die Arbeit der Naturforscher bedarf zur Bewältigung der ihr gestellten unendlichen Aufgabe sehr feiner und zarter Hilfsmittel und Instrumente, um die Eigenart der Natur — wenn auch immer nur im Bilde — doch wenigstens einigermaßen ohne Verzerrungen und Entstellungen ahnen zu können. Das Werkzeug der Monisten erscheint diesen Hilfsmitteln und Instrumenten der Wissenschaften gegenüber roh und plump; so kann denn der Monismus in dem Spiegel, in dem er die Natur betrachtet, gar nichts anderes als optische Verzerrungen erblicken.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich's stückweise; dann aber werde ich erkennen, gleich wie ich erkannt bin.' E.



Rundschau

Philosophie

Von Fernahnungen und Vorahnungen war im Anschluß an Zurbonsens Studie über das ‚zweite Gesicht' an dieser Stelle bereits einmal die Rede (Juniheft 1908, S. 356); und damals führte ein rascher Überblick aller zumal aus dem normalen und krankhaften Seelenleben anwendbaren Erklärungsmöglichkeiten schließlich doch zu dem Schluß, daß eine Reihe gutverbürgter Fälle übrig bleibt, die jeder natürlichen Erklärung spotten. Ihnen gegenüber können Naturwissenschaft und Psychologie, soferne sie sich gemäß Aragos weiser Warnung vor dem voreiligen Gebrauch des Wortes ‚Unmöglich' hüten, nur die Unzulänglichkeit ihrer Erkenntnismittel zugestehen; auch den Vertretern dieser beiden mächtig voranschreitenden Forschungsgebiete steht es in solchen Fällen — so schien uns — am besten an, das Unerforschliche schweigend zu verehren.

Dieses Zugeständnis der eigenen Unzulänglichkeit fällt freilich dem menschlichen Geiste, und zumal dem wissenschaftlich arbeitenden, unendlich schwer, und er vermag es sich erst nach immer neuen, vergeblichen Versuchen abzuringen. So begegnen wir denn gerade in unserer Zeit immer wieder neuen Einzelforschungen und neuerdings auch organisierten Sammelforschungen, die es versuchen, eine Wissenschaft vom Nichtzuwissenden zu begründen, einen ‚Okkultismus', der dann freilich leicht aller kritischen Vorsicht vergißt und uns einer Rehabilitierung jeder wüstesten Art von Aberglauben (selbst der Sterndeuterei, Kartenschlägerei u. dgl.) entgegenzuführen droht. Auch die Sammelforschungen der angesehensten Gesellschaft einschlägiger Art, der englischen Society for Psychical Research kann man bei näherer Prüfung ihrer Berichte von dem Vorwurf einer hochgradigen Leichtgläubigkeit gegenüber erstbesten Gewährsmännern und häufigen voreiligen Verzichts auf naheliegende natürliche Erklärungsmöglichkeiten nicht frei sprechen. Namentlich vernachlässigt sie fast gänzlich die bei solchen abnormen Erlebnisberichten doch unbedingt zu berücksichtigenden psychiatrischen Prüfungsmittel. Es gehört ja zu den gewöhnlichsten Erfahrungen aller derer, die jemals mit seelisch kranken Personen zu tun hatten und diese über ihre Erlebnisse ausfragen mußten, daß sich die erhaltenen Auskünfte als durchaus unzuverlässig herausstellten; namentlich übersteigt die Verlogenheit mancher Hysteriker, die sich ‚interessant machen' wollen, oft alle Grenzen und selbst psychiatrische Fachautoritäten, wie Krafft-Ebbing in seiner von Laienkreisen so gern mißbrauchter Psychopathia sexualis, sind mehr als einmal von Korrespondenten, die sich nicht persönlich vorstellten, zum besten gehalten worden. Darum ist das Verfahren der von der englischen Gesellschaft angewendeten schriftlichen Rundfrage von vornherein ein verfehltes.* Nicht auf die Sammlung möglichst zahlreicher Fälle kommt es an, sondern auf die Erbringung von möglichst sicher bezeugten und verbürgten Fällen. Ein einziger Fall, der gegen jede gerechte Anzweiflung sichergestellt werden kann, beweist wissenschaftlich mehr als tausend, die nur vom Hörensagen bekannt sind. Dies für das deutsche Lesepublikum einmal nachdrücklich zu betonen, gibt die stetig anschwellende Flut von Übersetzungen bringenden Anlaß, durch die uns neuerdings die okkultistische Literatur englischer und französischer Herkunft in so zahlreichen Fällen übermittelt wird. So ist z. B. dem Buch des allzu phantasiereichen Pariser Astronomen

* Verwiesen sei außer der früher schon erwähnten Einzelkritik der englischen Ergebnisse bei Parish auf die von Vaschide, ‚Les halluzinations thélépathiques'. Paris 1908, Bloud. Brosch. Fr. 1.50. — Über den häufigen Zusammenhang angeblich okkultistischer Erlebnisse mit geistigen Erkrankungen gibt manche wertvollen Aufschlüsse M. Viollet „Le spiritisme dans ses rapports avec la folie". 2. Aufl. Paris 1908, Bloud. Brosch. Fr. 1.50.

C. Flammarion über ‚Unbekannte Naturkräfte‘ (vgl. Märzheft 1908 dieser Zeitschrift, S. 749 ff.) rasch sein früheres Werk über die ‚Rätsel des Seelenlebens‘ gefolgt,* welches seinem Hauptinhalt nach nicht weniger als rund 400 rätselhafte Fälle aufzählt, die dem Verfasser größtenteils durch seine Rundfragen in Zeitschriften und Zeitungen zur Kenntnis gekommen sind, von denen er aber keinem einzigen so auf den Grund gegangen ist, als es nötig wäre, um fortan damit als mit unwiderleglichen Tatsachen zu rechnen. Nicht viel besser steht es mit einem ähnlichen Werk des ehemaligen amerikanischen Philosophieprofessors J. H. Hyslop ‚Probleme der Seelenforschung‘,** der als Vizepräsident der Society for Psychical Research sich vornehmlich auf deren oben schon kurz charakterisierte Proceedings stützt, daneben auf geistesverwandte Arbeiten von Myers, Podmore u. a.

Weit höhere Beachtung als die beiden genannten Werke hat auch bei den skeptischsten Lesern ein drittes Werk ähnlicher Tendenz sich erzwungen, vor allem deshalb, weil es gänzlich auf die Fälle ‚vom Hörensagen‘ verzichtet und statt dessen von methodisch durchgeführten, eigenen Versuchsreihen berichtet, dann auch freilich, weil es in seinen theoretischen Erklärungsversuchen geschickt an die wichtigsten physikalischen Neuerkenntnisse über Radiumemanationen und andre bisher unbekannte Strahlenarten anknüpft und von hier aus eine natürliche Erklärung der rätselhaften Erscheinungen anzubahnen sucht: Ein russischer Nervenarzt Dr. Naum Kotik ist es, der sich in seiner Schrift ‚Die Emanation der psychophysischen Energie‘*** anheischig macht, die Gedankenübertragung von einer Person auf die andere, also die experimentell faßbarste Art der Fernahnung, infolge bestimmter hierbei auftretender Gesetzmäßigkeiten als Manifestationen einer besonderen Art von strahlender Energie, die sich von einem Gehirn auf das andere übertrage, nachzuweisen.

Als Versuchsperson diente zunächst die vierzehnjährige Tochter eines berufsmäßigen Gedankenlesers, Sophie Starker, welche bei scheinbarem Ausschluß jeder Verständigungsmöglichkeit (Aufenthalt in zwei verschiedenen Zimmern) die von ihrem Vater erteilten Aufträge auszuführen und gedachte Gegenstände zu erraten vermochte. Besonders auffällig war die große Beschleunigung der Gedankenübertragung bei Verbindung beider Personen durch einen Kupferdraht, bei dem jedes Signal durch Ziehen oder Erschüttern ausgeschlossen war. Dr. Kotik setzte die Versuche dann auch persönlich fort, indem er selbst die Gedankensuggestion ausführte; eine ihm bekannte junge Dame, Lydia B., bei der jede vorherige berufsmäßige Ausbildung zu den üblichen Gedankenlesertricks ausgeschlossen war, funktionierte als Gedankenleserin. Diese vermochte ebenfalls gedachte Aufträge auszuführen, den Inhalt verschlossener Briefe ungefähr wiederzugeben, ja sogar — was fast schon wie schlechter Scherz klingt — verschlossene Briefe zu ‚lesen‘, auf welche der Inhalt gar nicht niedergeschrieben, sondern nur konzentriert hinauf‚gedacht‘ war. Kotik schreibt also auf Grund seiner Experimente nicht nur der bekannten Redensart, daß gewisse Gedanken in der Luft liegen, einen wörtlich zutreffenden Sinn zu, sondern meint sogar, sie könnten längere Zeit auf bestimmte Körper wie Briefpapier fixiert werden und von da wieder auf besonders empfängliche Gehirne ausstrahlen.

Kotiks Untersuchungen sind, wie auch P. Ganders geschicktes, aber leider recht unkritisches Büchlein über den ‚Spiritismus‘* hervorhebt, ‚unstreitig die wichtigste neuere Arbeit über unseren Gegenstand‘. Gerade deshalb ist eine kritische Nachprüfung um so mehr am Platz, wie sie denn auch N. von Peskoff unter dem Titel ‚Über Selbstsuggestion und experimentelle Psychologie‘ im Journal für Psychologie und Neurologie (Bd. XII Seite

* Stuttgart 1909, Verlag von Julius Hoffmann. Brosch. Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

** Ebenda. Brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

*** Wiesbaden 1908, Verlag von J. F. Bergmann (in den von L. Löwenfeld hrsg. ‚Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens‘). Brosch. Mk. 3.20.

* Benzigers naturwissenschaftliche Bibliothek No. 14. Einsiedeln 1910. Geb. 1.50.

272 ff.) begonnen hat. Sein Endurteil lautet aber wesentlich anders; er erkennt in Kotiks Schrift schließlich nur noch ‚ein hervorragendes Beispiel dafür, wie bei psychologischen Versuchen der dringende Wunsch, eine vorgefaßte Idee zu beweisen, mag sie auch vom wissenschaftlichen Standpunkt eine Absurdität darstellen, am Ende doch zu ihrer Bestätigung führt‘. Daß Kotiks physikalische Vorstellungen von Gehirn‚strahlungen‘ u. dgl. sich bei näherer Prüfung als völlig dilettantisch und in sich widerspruchsvoll herausstellen, wirft zwar auch schon auf die Gewissenhaftigkeit seiner Forschung ein sehr übles Licht, vermöchte aber an sich seine tatsächlichen Feststellungen noch nicht zu erledigen. Schlimmer bekommt ihnen aber der Nachweis, daß Kotik seine eigenen theoretischen Vorstellungen sich selbst bis zur völligen Kritiklosigkeit suggeriert und auch seiner zweiten Versuchsperson eingeredet, und daß er in diesem blinden Glauben nicht einmal die einfachsten Kontrollversuche für nötig gehalten hat; er hat z. B. nicht ein einzigesmal statt des gedanklich ‚imprägnierten‘ auch einmal ein ganz leeres Blatt Papier zu ‚lesen‘ aufgegeben. Kotik hat sich vielmehr, wie Peskoff an vielen Einzelheiten nachweist, seine Theorien bis zu dem Grade eingeredet, daß er dann auch ‚durch unbewußten Willensakt den Gang des Experiments in der gewünschten Richtung lenkt‘ und ebenso bei der Versuchsperson wie bei den sonstigen Teilnehmern der Versuche entsprechende Selbsttäuschungen hervorrief. So zeigen namentlich alle Gedanken, welche Lydia B. vom unbeschriebenen Papier abgelesen hat, eine so ‚intensive Emotionsfärbung‘ und dabei so ausgesprochene individuelle Ausdrucksweise, daß sie ohne weiteres als deren freies Phantasieprodukt kenntlich sind. Diejenigen Personen aber, welche in solchen Phantasieerzeugnissen nachträglich ihre eigenen Gedanken wiederzuerkennen glaubten, ‚sind Opfer retrograder Erinnerungstäuschungen, welche jeder Psychologe und Psychiater kennt‘ und die übrigens auch vielen Laien aus der eigenen Erfahrung bekannt sind, wenn sie einmal eine Situation, in der sie sich ganz sicher zum erstenmal befinden, doch schon einmal genau so erlebt zu haben vermeinen.

Daß ein anderer Teil der von Kotik berichteten Gedankenübertragungen, wobei sich beide Personen unmittelbar berührten oder wenigstens nahe beieinander sich befanden, aus unbewußten Ausdrucksbewegungen, speziell aus unwillkürlichen Flüsterlauten erklärt werden kann, hat der dänische Psychophysiker Alfred Lehmann in seinem Buche ‚Aberglaube und Zauberei‘ gerade auch an den von Hyslop so siegesgewiß ins Feld geführten Versuchen der Miß Goodrich-Freer erwiesen. Daß für das Gedankenlesen aus der Nähe auch elektrophysiologische Vorgänge möglicherweise in Betracht kommen, wenn auch in einem von Kotiks Vorstellungen gänzlich verschiedenen Sinn, haben übrigens Otto Veraguths Untersuchungen über ‚das psychogalvanische Reflexphänomen‘ (Berlin 1909. Vgl. S. 48 f. und 175 f.) wieder ernstlich nahegelegt. Es handelte sich hierbei aber nicht um ‚Gehirnstrahlungen‘, sondern um galvanische Vorgänge auf der Haut, die mit der Schweißabsonderung zusammenhängen.

Abgesehen aber von dem auf diese und ähnliche Art natürlich erklärbaren Nahgedankenlesen entziehen sich alle eigentlichen Fernahnungen nach wie vor der experimentellen Kontrolle, und erst recht gilt dies von den schon ihrem Wesen nach überhaupt nicht durch vorausbestimmte Versuche nachprüfbaren Vorahnungen. Daß man wegen dieser Unmöglichkeit einer künstlichen Hervorrufung und Kontrolle aber das faktische Vorkommen solcher Fälle nicht leugnen darf, darüber wissen wir uns selbst mit einem so ungläubigen Skeptiker wie Alfred Lehmann einer Meinung; denn selbst er gibt ausdrücklich zu:

‚Immerhin wäre es ja möglich, daß bei einer so ernsten Begebenheit wie beim Tode eines Menschen Kräfte spontan tätig werden, von deren Intensität unsere willkürlich hervorgerufenen Experimente uns kaum eine Vorstellung geben können.‘

Dr. Max Ettlinger.

Länderkunde

Mylius Erichsens Grönlandexpedition. Seit Nansens kühner Reise ‚auf Schneeschuhen durch Grönland' ist dieses Gebiet wiederholt der Schauplatz verschiedener Expeditionen gewesen und ein um so interessanteres Forschungsfeld, als sich hier am besten die zu lösenden Fragen, welche mit der in ihren Ursachen bisher noch unbekannten Eiszeit zusammenhängen, studieren lassen. Denn Grönland ist der übrig gebliebene Teil und Zeuge jener rätselhaften Diluvialperiode, während der die nördliche Kalotte unseres Erdballs unter einer riesigen Eis- und Schneedecke begraben lag, deren letzte Ausläufer auf amerikanischer Seite bis in die Prärien des Mississippibeckens und ins Felsengebirge reichten, auf dem eurasischen Kontinent dagegen von Irland im Westen bis nach Nordostsibirien hin, südwärts bis an die Alpen und Karpathen, teilweise auch darüber hinaus sich erstreckten. So haben gleichfalls die vergangenen Jahre ein großes Unternehmen gesehen, dessen schöne wissenschaftliche Ergebnisse leider sehr teuer bezahlt wurden, nämlich mit dem Tode des verdienstvollen Expeditionsleiters und zweier seiner Begleiter.

Unterstützt von der dänischen Regierung, gefördert durch Zuwendungen reicher Privatleute, konnte der Polarforscher Mylius Erichsen eine neue Expedition ausrüsten. Ungewöhnlich zahlreich war ihr wissenschaftlicher Stab, verhältnismäßig klein die übrige Mannschaft. Von den achtundzwanzig Mitgliedern waren sechs Kartographen, zwei Meteorologen, zwei Zoologen, ein Botaniker, ein Geologe, ein Hydrograph, ein Ethnograph, ein Arzt und zwei Maler.

Am 23. Juni 1906 verließ die ‚Danmark' Kopenhagens Reede, lief die Faröer und den Eisfjord auf Island an, passierte die Insel Jan Mayen und steuerte nunmehr direkt auf ihr Ziel zu, Kap Bismarck an der Nordostküste von Grönland. Bald begannen die für einen Grönlandforscher größten Schwierigkeiten; denn es galt den für das Schiff gefährlichen, nach Süden treibenden Packeisgürtel glücklich zu durchqueren und soweit nur irgend möglich hoch im Norden an die Küste zu gelangen. Am 13. August kam Land in Sicht, die Koldeweyinsel. Kurz darauf ankerte man in der Nähe des Kap Bismarck in einer geeigneten Bucht, dem ‚Danmarkhafen', schlug das Winterquartier auf und unternahm mehrere Schlittenfahrten in die Umgebung zwecks Errichtung von Hilfdepots. Die lange Polarnacht verbrachte man mit vielseitigen Beobachtungen auf den verschiedensten Wissenschaftsgebieten.

Endlich, am 28. März 1907, brach Mylius Erichsen mit zehn Schlitten zur großen Reise nach Norden auf. Die Expedition sollte die noch gänzlich unbekannte Nordostküste Grönlands und zwar von Kap Bismarck bis Kap Glacier der Independence-Bai im Peary-Kanal genau erforschen und die Ostküste von Peary-Land bis zu ihrem nördlichsten Punkte, Kap Bridgeman unter $83^1/_2{}^0$ nördlicher Breite, aufnehmen. In der Lösung dieser Aufgaben lag auch das Hauptverdienst der Expedition, welche somit die erwünschte Kenntnis der Umrißlinien von Grönland ergänzt hat im Anschluß an die Triangulationsarbeiten der ‚Germania' im Jahre 1870 einerseits und Robert Pearys Forschungen im Nordwesten Grönlands andrerseits. Über die Jökel-Bai und Lambert-Land ging es zum Mallemukberg, aber schwierige Eisverhältnisse und offenes Wasser hinderten am schnelleren Vordringen. Ganz wider Erwarten traf man auf dem Weitermarsch eine gewaltige Schwenkung der Küste in nordöstlicher Richtung, was natürlich eine bedeutende Verzögerung zur Folge hatte. Als man schließlich die Nordostrundung dieser neuentdeckten, ‚König Frederik VIII.-Land' genannten Halbinsel umgangen hatte, teilte man sich. Die eine Abteilung, unter Führung des Oberleutnant Koch, sollte die Ostküste von Peary-Land kartieren, während die andere, von Mylius Erichsen selbst geleitet, den Peary-Kanal festlegen wollte. Koch erledigte seinen Auftrag tadellos und hatte gute Erfolge zu verzeichnen. Er drang bis Kap Bridgeman vor und vollzog, trotz vieler Hemmnisse, glücklich den Rückmarsch,

so daß er und seine Begleiter am 24. Juni wohlbehalten am ‚Danmarkhafen‘ wieder eintrafen.

Weniger günstig gestaltete sich die Weiterreise der anderen Abteilung. Mylius Erichsen folgte dem Küstensaum nach Westen im Glauben, sich im Pearykanal zu befinden, in Wirklichkeit aber führte ihn ein unbekannter Fjord, den er ‚Danmarkfjord‘ taufte, tief landeinwärts, und es dauerte fast einen Monat, bis er aus diesem herauskam. Er wähnte dem eigentlichen Reiseziele, der Independence-Bai, nur auf wenige Tagemärsche noch fern zu sein und zog daher längst der Küste weiter; nochmals zwang ihn ein neuer Fjord, der ‚Hagenfjord‘, zu einem zeitraubenden Umweg. Schließlich gelangte er doch an das ersehnte Ziel, Kap Glacier in der Independence-Bai, von wo aus er die Heimreise antrat. Infolge des großen Umwegs hatte sich die Heimkehr bis in die Sommerszeit verschoben. Die Schneeschmelze hatte begonnen, das Eis war aufgebrochen, zeigte gefährliche Risse und Rillen, die Schlitten waren in dem durchweichten Schnee kaum vorwärts zu bringen, zeitweise hinderte offenes Wasser den Rückzug. So mußte man denn schweren Herzens die aussichtslosen Versuche aufgeben und sich bis zur Winterszeit gedulden, wo genügend starke Eisdecken den ‚Danmarkfjord‘ zu überschreiten gestatten würden. Monatelang hielt die kleine Schar tapfer aus und ertrug heldenhaft die vielen Entbehrungen, welche ihnen widrige Umstände auferlegten. Man blieb während des ganzen Sommers auf ein kleines Gebiet beschränkt, wo es unglücklicherweise nur sehr wenig Wild gab, der Proviant wurde immer geringer, ging zuletzt aus, so daß man eine größere Anzahl Hunde töten mußte, um nur den quälenden Hunger zu stillen. Als am 19. Oktober die Sonne für lange Zeit unter den Horizont tauchte, brach Erichsen mit vier Hunden und nur noch einem Schlitten endgültig auf. Mühsam arbeitete er sich zum Inlandeis empor und machte verzweifelte Anstrengungen, das Depot auf Lambert-Land zu erreichen. Barfuß, bei Sturmwind und schneidender Kälte, in der Dunkelheit der Polarnacht ging es sechsundzwanzig Tage lang über die öden, einsamen Schnee- und Eisfelder von König Frederik VIII.-Land vorwärts; um jeden Umweg zu vermeiden, hatte man diese Route gewählt. Aber zu groß waren die Leiden für die entkräfteten Körper. Vor Ermattung starb Leutnant Hagen, bald darauf folgte Mylius Erichsen selbst im Tode und nur der Grönländer Bronlund vermochte im Mondschein sich bis zum Depot auf Lambert-Land hinzuschleppen. Hier ordnete er noch alles, machte resigniert seine letzten Aufzeichnungen im Tagebuch und starb an Erschöpfung. Die letzten Worte von Bronlunds Bericht lauteten:

‚Ich starb auf 79 ⁰ nördlicher Breite infolge der Beschwerden der Rückreise im November. Ich erreichte diesen Platz bei abnehmendem Mond und kann nicht gehen wegen meiner erfrorenen Füße und der herrschenden Finsternis. Die Leichen der anderen liegen in der Mitte des Fjords. Hagen starb am 15. November, Mylius Erichsen etwa zehn Tage später.‘

Das lange Fernbleiben der Abteilung des Expeditionsleiters erregte bei den anderen große Besorgnis. Zu Beginn des Herbstes wurde Thostrup mit sechs Schlitten ausgesandt, Mylius Erichsen und seine zwei Begleiter zu suchen. Aber das Eis war noch zu dünn, am Mallemukberge traf man gar offenes Wasser und mußte umkehren, ohne irgend welche Spur von den Vermißten entdeckt zu haben. Am 10. März 1908 verließen Koch und Tobias das Schiff. Wenige Tage später fanden sie Bronlunds Leiche beim Depot auf Lambert-Land und erhielten so Aufschluß über das traurige Schicksal seiner Begleiter. Zahlreiche Schlittenreisen in die nähere Umgebung, auf das Inlandeis und wo immer auch nur die geringste Aussicht vorhanden war, die Leichen bergen zu können, blieben ohne Erfolg.

Die nunmehr erforschte Ostküste von Nordgrönland, insbesondere des König Frederik VIII.-Land gleicht in vielfacher Hinsicht der Küste Norwegens und hat mit dieser dieselben charakteristischen Täler und tiefeingeschnittenen Fjorde gemeinsam. Hier fanden

sich auch Gletscherspuren von der früheren Eiszeit her. Daß aber das Land einst ein milderes Klima besessen hat, beweisen Eindrücke von Pflanzen und Tieren, welche man im Sandstein des Mallemukberges aufdeckte. Das Innere des Landes ist alles vereist, oft wird Land erst in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Kilometern von der Küste sichtbar, manchmal geht das Inlandeis direkt in die See über. Wo Land sich zeigt, ist es schmal, wird niedriger und verschwindet schließlich ganz unter der Eiskruste. Pearyland hat eine sehr flache Südküste, ist im Innern nicht mit Eis bedeckt und hat teilweise Berge bis zu Höhen von zweitausend (engl.) Fuß. Eskimos selbst begegnete man nicht, aber ihre Steinhäuser, Winterwohnungen, Vorratlager und Geräte zeugten von ihrer Existenz.

Mit diesem unglücklichen Ausgang war natürlich die Ausführung des zweiten Teils des Reiseprogramms, eine Durchquerung Grönlands vom Franz Josephfjord an der Ostküste bis zur Swartenhuk-Halbinsel auf der Westseite, unmöglich geworden. Am 5. August 1908 fuhr die ‚Danmark' wieder in Kopenhagen ein.

Hoffentlich gelingt es der im Sommer 1909 ausgesandten Expedition unter Leitung Einar Mikkelsens, die Leichen sowie die wahrscheinlich am ‚Danmarkfjord' zurückgelassenen wertvollen Tagebücher, Kartenaufnahmen und Sammlungen Mylius Erichsens und seines Begleiters aufzufinden.

Max Rieger.

Literatur

Paul Heyses achtzigster Geburtstag hat am 15. März zahlreiche Würdigungen seines Lebens und Wirkens hervorgerufen. Sie im gleichen Augenblick durch eine weitere zu vermehren, haben wir nicht rätlich gefunden. Nicht etwa, weil es uns an diesem oder jenem neuen und eigenartigen Gesichtspunkt hierzu gefehlt hätte, sondern weil eine augenblicklich überreizte Stimmung im literarischen Leben es zur Vermeidung von Mißverständnissen notwendig gemacht hätte, dem hervorragenden Schriftsteller gegenüber kritischer zu werden, als es sich für einen geschmackvollen Festredner aus Anlaß einer so seltenen Geburtsfeier geziemt. So wollen wir denn auch heute nur mit wenigen Worten des Tages gedenken und uns gegenwärtig halten, daß wir, mögen uns auch erhebliche Verschiedenheiten von Paul Heyse in der Bewertung des Lebens sowohl als der Literatur trennen, doch seiner Lebens**arbeit** die größte Hochachtung entgegenbringen müssen. Wer nach sechzig Jahren einer außergewöhnlich fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit noch mit solcher Frische des Geistes und Leibes den achtzigsten Geburtstag feiern kann, muß nicht bloß einen tüchtigen Fond physischer, sondern auch seelischer Lebenskraft besessen haben. Nun bestimmt ja der äußere Umfang schriftstellerischen, dichterischen Wirkens nicht dessen Bedeutung, wenigstens nicht auf die Dauer. Aber ein Erzähler, der der Nation mehr als hundert Novellen, an die fünfzig Dramen, mehrere Bände Versdichtungen erzählenden und lyrischen Charakters, eine Anzahl Romane und nicht zuletzt die wundervollsten Übersetzungen italienischer Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts geschenkt hat, gibt wohl Hoffnung, daß die Quantität nicht das ausschlaggebende Moment sei. In der Tat haben wir in Paul Heyse einen der ersten Meister novellistischer Erzählungskunst zu schätzen.

Das wird von vielen seit langem den Literaturgeschichten nachgeplappert und viele werden es vielleicht noch lange nachplappern. Die Kritik wird ihre Aufgabe erst dann getan haben, wenn unsern ‚Gebildeten' diese Erkenntnis einmal in Fleisch und Blut übergegangen ist, d. h., wenn es einmal dahin gekommen sein wird, daß sie einsehen, auf Grund welcher besonderen Vorzüge und Eigentümlichkeiten man viele der Heyseschen Novellen als Meisterstücke bezeichnen muß und warum man vielen Novellen anderer Schriftsteller dieses Lob nicht spenden darf, auch wenn man durch sie noch so sehr gerührt wurde. Dieses ‚Warum' auszuführen, muß einem späteren Beitrag vorbehalten bleiben. Mit Recht spottete schon 1861 Gottfried

Keller über die ‚weihelosen Konversationsschriftsteller‘, die sich ‚wie Hunde vor einem Glas Wein‘ von dieser Kunst abwenden, da sie ihrer ‚Routine die größte Unbequemlichkeit‘ verursache. Denn schon ‚an den ersten Wortreihen, welche ein solches Talent hören läßt, erkennen sie die ihnen fremde Mundart des Schönen, den Wohlklang der wirklichen Poesie‘. Novellen wie ‚Andrea Delfin‘, ‚L'Arrabiata‘, ‚Der Weinhüter von Meran‘, ‚Die Striderin von Treviso‘, ‚Der verlorene Sohn‘, ‚Frau von F....‘, ‚Der letzte Centaur‘ sind mit dem Adel des Klassischen geweiht. Was den Erzähler befähigt, hier solche echte künstlerischen Wirkungen zu erreichen, ist vielleicht gerade das, was so mancher Moderne ihm als einen persönlichen Mangel aufmutzen möchte: Das ruhige, sichere Abstandhalten von seinen Stoffen, die Scheu, seine persönlichen Wünsche, Interessen, Leidenschaften damit zu verbinden. Paul Heyse selber sagt einmal, daß ‚die heute so unheilvoll im Schwange gehende Methode, Dichterwerke als eine genau zu berechnende Summe biographischer Faktoren darzustellen‘, an seinen Novellen keinen dankbaren Stoff finden würde. Und in der Tat hat er nur höchst selten persönliche Erlebnisse zum unmittelbaren Gegenstand seiner Novellen gemacht, noch auch persönliche Tendenzen darin ausgelebt. Erst aus den Romanen, die ganz aus tendenziöser Stimmung erwachsen, mag da und dort ein Licht nachträglich auch auf einzelne Novellen fallen, die durch die Stellung des Problems und dessen Entwirrung vielleicht vorher nur zu denken gaben. Daß das Erotische in Heyses Dichtung einen breiten, allzu breiten Raum behauptet, ist bekannt; daß er sich oft innerlich und mit klaren Worten auf die Seite des individuellen Rechts zur Liebe stellt, wo Entsagung um einer höheren Pflicht willen vielleicht auch das höhere Glück begründet hätte, wird man nicht leugnen können; daß da und dort, meist in weniger gelungenen Novellen, auch schwüle Stimmungen ohne tiefere künstlerische Notwendigkeit genährt werden, hat dem Erzähler heftige und berechtigte Angriffe zugezogen. Dennoch wäre es unrecht, ihm ernsten Sinn für die schweren Konflikte zwischen Leidenschaft und Sittengesetz gänzlich absprechen zu wollen. Es gab eine Zeit, wo man es ohne viel Umschweife tat. Es war, als die Naturalisten sich Indemnität für ihre derbere Art erwirkten, indem sie auf den ‚modernen Clauren‘ schimpften und die Heysesche ‚Lüsternheit‘ mit Szenen übertrumpften, in denen der Reiz nur durch den Ekel niedergehalten wurde. Der Widerspruch erwuchs also weniger aus einer höheren moralischen Denkweise als vielmehr aus dem Gegensatz der gesellschaftlichen Umwelt. Es war das in der Literatur heraufkommende soziale Gefühl, was sich gegen Heyse auflehnte. Schon der Umstand, daß gerade die besten Heyseschen Novellen tragisch enden, muß gegen verallgemeinernde moralische Verdikte vorsichtig machen.

Wie schwer es dem neuzeitlichen Dichter fällt, sich stets im Rahmen seiner künstlerischen Aufgabe zu halten und sich nicht in die Strudel der Gedankenwirren des Tages hineinreißen zu lassen, dafür ist Paul Heyse ein Beispiel. Er hat unbedingt Anspruch darauf, der reifste und feinste Formkünstler der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu heißen. In seinen Versen wie in der Prosa-Novelle — die künstlerisch auszubilden sein Ehrgeiz war — hatte er die Form und hatte die Form ihn gemeistert. Da gab es kein Überschäumen ungestalteter Gesichte, kein Hervordrängen persönlicher Wünsche und Erwartungen. Es ist für die ästhetische Unzulänglichkeit unserer Romanform bezeichnend, daß selbst eine Künstlernatur von der Feinfühligkeit Heyses sich nicht scheute, dieselbe für außerkünstlerische Zwecke dienstbar zu machen. Es hat sich denn auch bitter gerächt. Vielleicht den ‚Roman der Stiftsdame‘ ausgenommen, kann man keinen seiner Romane heute noch aus einem andern als literarhistorischem Interesse mit Geduld und Hingabe lesen. Nicht bloß die Tendenzen, die je nach der Zeit, in der der einzelne Roman entstand, bald radikal freigeistig à la Feuerbach und Strauß oder sinnlich à la Makartschule, bald konservativ

gegen Nietzsche und die Naturalisten auftraten, sondern die ganze literarische Faktur liegen uns fern. Gerade die Romane offenbaren, was bei den Novellen leichter übersehen wird, daß Heyse die Fähigkeit des Gestaltens im heutigen Sinne abgeht, soviel die Neueren von ihm auch in der Kunst des anmutigen Erzählens von Vorgängen und Geschehnissen lernen können. Vorbildlich darf uns auch sein Stil heißen. Heyse schreibt ein musterhaftes Deutsch. Es ist eine klassische Ruhe und Heiterkeit in seinen ohne Hast und Nervosität, aber auch ohne Redseligkeit dahinströmenden Sätzen. Als die literarische Welt Heyses 70. Geburtstag feierte, rief ihm der alte Mommsen die Verse zu:

'Dieser nah und der entfernt — Ruft heut: have, vale!
Denn der Mann hat Eins gelernt: — Deutsch haud ita male.'

Den ganzen Reichtum seiner Sprachbegabung verraten seine Gedichte, die originalen wie die übersetzten. Die Versnovelle 'Der Salamander' strömt in Terzinen von hohem Wohlklang dahin und die Verse der wundervollen Kinder-Totenlieder und Rispetti, sowie der Episteln und Dichterprofile gehören zum Edelsten, was deutsche Lyrik und Verskunst aufweisen kann. Die in fünf Bänden vorliegenden Übersetzungen italienischer Dichter lesen sich vielfach wie Originale. Als Dramatiker hat Heyse kaum Anerkennung errungen. Die Schauspiele 'Hans Lange' und 'Colberg' beschäftigten zwar längere Zeit die deutschen Bühnen, aber mehr ob ihrer theatralischen als ob ihrer dramatischen Vorzüge. Dichterisch schön wird man die Dramen 'Hadrian', 'Alcibiades' nennen dürfen. Das biblische Schauspiel 'Maria von Magdala', das das Problem der Bekehrung der großen Sünderin in echt Heyseschem Sinne löst, ist seinerzeit in heftigem Für und Wider umstritten worden. Wie die Romane werden seine Dramen einmal rasch vergessen sein. Leben werden die besten seiner Novellen und seine Lyrik. Daß das Urteil über ihn noch immer in Fluß und Wandel ist, beweisen außer den zahlreichen Würdigungen aus Anlaß des 80. Geburtstages in Zeitschriften und Zeitungen auch die bei Cotta erschienenen Monographien: Heinr. Spiero, Paul Heyse, der Dichter und seine Werke, und Helene Raff, Paul Heyse, worin ein persönlich gefärbter Überblick über das Leben und die Häuslichkeit des Dichters gegeben ist. Das Büchlein von Erich Petzet, Heyse als Dramatiker, sei als ein ehrlicher Versuch, dem Dichter den Bühnenlorbeer zu retten, in Erinnerung gebracht. -th.

Kunst

Giorgione. Von dem feinen, stimmungsreichen venetianischen Maler konnte man in letzter Zeit gelegentlich im Zusammenhang mit den als künstlerische Ereignisse wirkenden Ausstellungen der Werke Hans von Marées' lesen. Giorgiones Werk wird mit zu den künstlerischen Offenbarungen gerechnet, die Marées in Italien erfuhr und die ihm seine bis dahin geübte malerische Sprache verschlugen. In der Tat ist etwas Grundwesentliches ihrer beider Kunst gemeinsam. Wenn Marées die monumentale Synthese rein malerischer Weltbetrachtung mit Überwindung des Impressionismus vorschwebte, so verkörperte sich in Giorgione die florentinische zeichnerische Monumentalität des Cinquecento mit der venetianischen Farbenglut, die er von Bellini überkam und zur großen malerischen Form erhoben an Tizian weitergab. Natürlich mit allem Unterschied der Zeiten und, besonders was den späteren Marées angeht, mit allem Unterschied ihrer spezifisch künstlerischen wie allgemein menschlichen Persönlichkeiten. Aber möchten auch wir eine Säkularkrise erleben analog der des Cinquecento, und möge uns auf Marées Bahnen ein Vollender kommen, wie er den Giorgione in der Gestalt eines Tizian ablöste. Freilich, dessen Sendung müßte uns heute eine andere sein, und wenn mit Giorgione die Freiheit des Kunstschaffens, die Losgelöstheit vom kirchlichen und öffentlichen Auftrag und der Atelierbilderbetrieb anhob, so wünschten wir einen Künstler, der sich dieser Freiheiten begäbe, um den Drang einer ganzen Zeit, Nation und Reli-

gion in sich aufzunehmen und in zeitlosen Formen allgemeingültig zu gestalten. Künstler mit vorwiegend venetianischen Tendenzen, malerische Naturen eignen sich für diese Sendung weniger gut. Auch bei Giorgione und Tizian dient die von Florenz gelernte Form letzten Endes der Farbe. Das ist die Kunst für eine hochkultivierte Gesellschaft, eine Kunst des feinen Genusses.

Es war eine feine, weltmännische Gesellschaft, in der sich Giorgione und überhaupt der Künstler in Venedig bewegte. Wir lernen sie aus Dürers venetianischen Briefen von 1506 an Pirkheimer kennen, in denen der nordische Künstler trübe Betrachtungen über den Unterschied in seiner gesellschaftlichen Stellung hier und zu Hause anstellt. Giorgione war musikalisch und erscheint schon aus seinen Bildern, in denen wir auch die musikalische Schwebung empfinden, als eine verfeinerte, genußfrohe Natur. Es umgibt ihn, durch Vasaris Bericht gestützt, der Nimbus eines sinnlich freudigen, romantischen Liebeslebens. Sein Tod an der Pest wird auf die Ansteckung durch seine Geliebte zurückgeführt. Tatsächlich ist Giorgione im Oktober 1510 an der Pest gestorben noch in der ersten Blüte des Mannesalters; denn nach Vasari ist er 1477 oder 78 geboren; sein Geburtsort ist Castelfranco. Schließlich haben wir noch die bestimmte Zeitangabe, daß er im Jahre 1508 die Fassadenfresken am Fondaco de' Tedeschi, dem Haus der deutschen Kaufleute in Venedig, malte. Damit sind aber die Daten für sein Leben und seine Werke so ziemlich erschöpft. Aber auch die Tradition, die späteren schriftlichen Quellen für sein Werk, ist unter der Lupe der neueren Kunstkritik sehr unsicher und strittig geworden, so daß nicht nur die Zahl seiner Bilder ganz außerordentlich schwankt und auf ein Geringes zusammengeschrumpft ist, sondern auch der Umfang seines Schaffens und damit die Entwicklung und kunsthistorische Bedeutung seines Werkes unklar und fraglich geworden ist. Da hat sich nun Ludwig Justi in einer eingehenden Monographie* das Verdienst erworben, Giorgiones künstlerische Persönlichkeit auf der Grundlage einer innerlich begründeten, zusammenhängend aus dem Quatrocento ins Cinquecento reichenden Bildanalyse und -zuteilung in stilistischer Abrundung und körperhafter Deutlichkeit entworfen zu haben. Justi hat Giorgione wieder ein verhältnismäßig reiches Werk zugeteilt und ihn damit groß vor Tizian hingestellt. Er verwahrt sich dabei ausdrücklich dagegen, dasselbe mit der Vergrößerungsbrille des einseitig begeisterten Biographen gesehen zu haben, da ihm sein Giorgionebuch aus den Vorstudien zu einer Tizianmonographie herausgewachsen sei.

Justi erschließt Giorgiones Werk aus inneren Kriterien und in unvoreingenommenem Anschluß an die alte Tradition. Er geht darum von den stilistischen und seelischen Eigenschaften der wenigen ganz gesicherten Bilder aus, bei denen er je eine besondere Eigenart ins Auge faßt und gruppiert an sie nach rückwärts und vorwärts eine möglichst lückenlose Werkfolge. Diese gesicherten Bilder sind das Madonnenaltarbild in Giorgiones Vaterstadt Castelfranco, in dem er die dem Giorgione eigentümliche schwebende Stimmung bespricht; die Dresdener Venus, in der das Nackte in einer von den Nachfolgern nicht übertroffenen Absolutheit und Typik der weiblichen Schönheit gestaltet ist; das früher als ‚Die drei Philosophen' bezeichnete Wiener Bild, dessen Personen jetzt als Äneas, Evander und Pallas gedeutet werden, mit seiner rhythmisch abgewogenen Landschaftskomposition; die Fresken am Fondaco als Beispiel der neuen Bewegungsprinzipien, die allerdings heute leider von der Seeluft ganz zerstört sind und nur noch in teilweisen Reproduktionen existieren, und schließlich das Bild im Palazzo Giovanelli zu Venedig, das als Adrast und Hypsipyle erklärt wird, als gut erhaltenes und darum wertvolles Beispiel der Farbe und Malweise. Von diesem kritischen Fundament aus geht dann Justi auf die frühen Gemälde zurück, die Petersburger Judith, die Uffizienbilder,

* Giorgione. Von Ludwig Justi. Ein Textband mit 367 Seiten u. ein Bilderband mit 70 Bildertafeln und den schriftlichen Unterlagen: Urkunden, Briefe ältere Schriftsteller &c. Berlin, Julius Bard 20 Mk.

unter diesen die reizvolle ‚Moseslegende', dann die von ihm so benannte Allendale-gruppe mit Weihnachtsbildern und die anderen mehr, worunter auch Porträte. Von den späteren Bildern sei hier vor allem die ‚Fète champêtre' angeführt, die konzertierenden Jünglinge mit den beiden nackten Mädchengestalten, ein Bild voll jener träumerischen Stimmung, die eben giorgionesk genannt wird, ferner das große Salomonsurteil mit seiner mächtigen Massenkomposition, die ‚Ehebrecherin vor Christus', das Madonnenbild in Paris, das von Giorgiones souveräner Freiheit in der großen halbfigurigen Komposition zeugt und so deutlich den Fortschritt von seinem Lehrer Bellini dartut. Schließlich erstreckt sich die Untersuchung auf die einschlägigen verdorbenen Gemälde, von denen nur die ‚Pietà' und der ‚Sturm' genannt seien. Freilich gibt es bei diesen Bildern bald mehr, bald weniger Zweifel zu zerstreuen. Aber Justis aus dem Augenschein stammende Sachkenntnis und ästhetische Würdigung ist eine gute Bürgschaft für eine sichere Führung durch das unbezeugte und beschädigte Material und die Kopien bis in die Ausstrahlungen hinein. Ganz besonders verlegt sich das Interesse auf die Partien, in denen das Werk Giorgiones gegen das seiner großen Schüler Sebastiano del Piombo und vor allem Tizian abgegrenzt wird. Handelt es sich doch bei der Grenzbestimmung gegen letzteren um die Zuteilung jenes berühmten ‚Konzerts' mit dem von seinem Spinettspiel zu seinem Freund zurückblickenden Mönch und einer dritten Person im Palazzo Pitti nach Giorgiones oder Tizians Seite. Justi stellt es mit feiner Würdigung seines Gehaltes in Giorgiones musikalisches Stimmungsbereich.

Diese zwischen Daseinsfreude und Träumerei schwankende Stimmung, die Spannung und gleichzeitig weiche Entspannung des Vorgangs ist Giorgiones eigentümlichste Wesensart. Personen und Landschaft einen sich zu einem rhythmischen Wohllaut von Form und Farbe, in dem ein sinnliches Element als feiner Unterton mitschwingt. ‚Dies ganz zarte Prävalieren des Ewig-Erotischen über das Abstrakt-Künstlerische ist einer der Goldfäden in dem Zaubernetz des Meisters von Castelfranco.' Die arkadisch ausgeglichene Stimmung macht es auch, daß der Inhalt hinter den Zustand zurücktritt und daß sich die Fragen erheben können, ob wir es mit einer frei entworfenen Szene, einer Allegorie oder einer Illustration mythologischer Gegenstände zu tun haben. Auch das Gefühl in seinen religiösen Bildern besteht vorwiegend in dieser zuständlichen Stimmung und wird erst durch die Art des Inhaltes als religiös empfunden.

Giorgiones Hauptbedeutung, auf der zumal in Anbetracht seines kurzen Lebens sein Titel eines Großen in der Kunstgeschichte beruht, ist die, daß er als Übergangskünstler aus dem Quatrocento in das Cinquecento, die von Florenz kommende große Form der Hochrenaissance mit der venetianischen Farbigkeit verschmolz und zu einer neuen künstlerischen Einheit erhob, wie sie dann Tizian von ihm übernommen hat. Justi hat die einzelnen historischen Etappen in dieser Entwicklung klargestellt und im letzten anregendsten Drittel seines Buches diese Formprinzipien und ihr Zusammenfließen in dem jungen Künstler organisch geschildert. Von Bellini gebildet hatte Giorgione Peruginos Einfluß — man vergegenwärtige sich die Stellungen und die träumerische Neigung der Häupter — erfahren; von Lionardo und Fra Bartolommeo ist seine Anschauung gespeist worden. Justi legt im einzelnen dar, wie sich die Synthese der venetianischen Tendenz mit Farbe, Licht, Malweise und Stimmung und der florentinischen Tendenz mit mächtiger Formgebung, Bewegungsabsicht, antiker Schulung, Kompositionskontrasten und Freiheit der geschlossenen Disposition in seinen Bildern vollzogen und geäußert hat und wie sein Werk fortschreitend das Kunstprinzip des Cinquecento insbesondere auch in der Übertragung auf die Landschaft verkörpert. ‚Giorgiones Siegeslaufbahn führt vom späten Bellini zum frühen Tizian. Die Erfüllung Bellinis, die Voraussetzung Tizians. Man hat neuerdings den Anfang wie das Ende dieser Laufbahn nicht erkannt,

hat Giorgiones Wirken nur auf einem kurzen Stück Weges beobachtet. Die Geschichte der venezianischen Malerei war daher verworren, Tizians Kunst tauchte auf wie eine aus Nebelschleiern plötzlich hervordonnernde Batterie. Das unbefangene Studium und die eingehende Betrachtung der Werke Giorgiones lehrt uns also nicht nur seine höchst deliziösen Bilder genauer kennen: sie erweisen sich außerdem als Dokumente eines ungemein interessanten Umbildungsprozesses; und dieser ist von grundlegender Bedeutung für die weitere Geschichte der europäischen Malerei.'

Justis Giorgionemonographie ist nicht nur eine feinsinnige und gründliche kunstkritische Untersuchung, die zu schönen Resultaten führt, sondern ein recht vielseitig anregendes, in langen Partien mit vielem Genuß lesbares Buch. Sowohl im ästhetischen Betrachten der rhythmischen Komposition als im Einfühlen in die Stimmungswelt der Bilder und ihres Schöpfers ist seine Sprache von einer gehaltvollen Anschaulichkeit. Um so mehr könnte man manches zur Sache unnötige polemische Wort vermissen und noch mehr einige entgleiste Ausdrücke.

Konrad Weiß.

Französische Kunst in Berlin. Vor zwei Jahren veranstaltete die Akademie der Künste in Berlin eine Ausstellung der englischen Malerei des 18. Jahrhunderts, in diesen Februar-Tagen eine der französischen aus derselben Epoche. Sie reizt zu einem Vergleich, der von manchen, wenn auch unzutreffend, weil ausschließlich zugunsten der Franzosen gezogen wurde, während er etwa so zu formulieren wäre: die englische Malerei hatte e i n e Wurzel, die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts; so ist sie, wenn auch als verdünnter, anglisierter Schößling, deren Fortsetzung, also das Reis auf dem Entwicklungsstamm, der der Zukunft entgegenwuchs, dafür besonders Constable spricht, in dem jener Frühlingssaft rein sproßte; so ist sie, als Ganzes genommen, von einem Willen zur Zukunft erfüllt. Mit der französischen Kunst ist das anders: sie kennt diesen Willen erst nach der Revolution, und Frankreichs Malerei jener Tage hat eine doppelte Wurzel: spirituell gehört sie noch ganz der voraufgegangenen Zeit an: sie ist der Abschluß der Renaissance. Nur ästhetisch, d. h. so weit sie es als notwendig erkannte, sich neuer Mittel zu bedienen, um jene letzte Renaissance-Phase, die sie darstellt, zum Ausdruck zu bringen, nahm sie den neueren malerischen Vortrag der holländischen Kunst an, der in die Zukunft wies. So ist sie Fortschritt und Abschluß zugleich. Aber von fortschrittlichen Ideen getragen, doch nur verkappt zur Verkörperung ihrer rein selbstsüchtigen Abschluß-Ideale. Rein künstlerisch betrachtet darum aber ästhetisch, eben weil sie nichts anderes im Auge hatte als sich selbst, ja das ganze Leben daraufhin präparierte, ihr eine Grundlage, ein Treibbeet zu sein, von dichterem Gewebe, satterem Kulturgehalt, mannigfaltigerem Einschlag als die englische. Denn sie ist schließlich nichts anderes als die Blüte auf einem Stamm, davon man alles Laubholz entfernt hatte, um auf einem einzigen Fruchtreis, dahin man krankhaft schwellend den ganzen Saft geleitet hatte, diese eine Blüte zu ziehen und ihr dann noch eine erhöhte Farbe, einen intensiveren Duft, einen reicheren Blätterkranz aufzwang, indem man ihr die Staubgefäße und den Stempel ausschnitt: so wurde sie das erste und zugleich ausschließliche l'art pour l'art, das die Geschichte der Malerei bisher kannte. Und ihre Haupt-Typen, Watteau, Boucher, Chardin sind mit ihrem Werke die Merkzeichen auf diesem Wege, während der vierte, Fragonard, die Note Watteaus auf eine eigene Weise wiederholt. Aller Formel aber ist bis zu einem gewissen Grade die Vereinigung von Natur und Theater. Denn des natürlichen Landschaftsempfindens der Holländer bedienten sie sich ja nur, um ihre ganz erkünstelte Lebens-Abstraktion zu realisieren, wie sie zum gleichen Zweck die Ideen englischer Philosophie übernommen hatten, um dem Individualismus der Renaissance im konsequentesten Egoismus konkrete Form zu geben. So verschwand denn aus dem italienischen Motiv-Inventar der biblische Vorwurf ganz, und bei Boucher,

seinem Verwalter, finden wir aus jenem allein die antike Mythe, soweit sie sich als Träger der extremsten Sinnlichkeit verwenden ließ.

Watteaus Kunst ist das reinste Beispiel, dem Ideal der Zeit, d. h. dem bei seinem letzten, sublimsten Grad angelangten Renaissance-Individualismus, der philosophisch fast auf das Maß einer Taschenspielerformel reduziert war, Gestalt zu geben, denn in ihm waltete das intensivste Gefühl, gepaart mit reichem malerischen Können. Und so lassen sich denn an seinen Werken die Versuchsstadien seiner Bemühungen verfolgen, mittels des freien Naturgefühls der holländischen Kunst, der Traumsehnsucht seiner Tage jenen Eindruck von Wahrscheinlichkeit zu verleihen, der das Leben als ein von den Schatten des Alltags gereinigtes Arkadien erscheinen läßt. Und wir sehen in seinen Bildern bald diesen, bald jenen Zug überwiegen, d. h. einmal den gesund-malerischen, das anderemal den sachlich-theatralischen, oder wieder den malerischen vom Geist jenes intellektuellen Strebens rein artistisch bis zum unwirklichen differenziert; in ganz wenigen aber, so dem ‚Tanz‘, jene gegenseitige Steigerung erreicht, da Traum und Wirklichkeit ineinander fließen, und diese jenen, jener diese mit dem verklärten Leben erfüllt, das sich in den feierlichsten Stunden unseres Daseins, so wir allein und eins mit der Natur sind, über uns senkt. So wäre dem Rokoko, dieser scheinbar und in den mannigfaltigsten und augenscheinlichsten Zügen faktisch so spielerischen Zeit, die Tatsache nicht abzusprechen, die Seele des Menschen, wenn auch mehr wie in einem physikalischen Experiment, für einen flüchtigen, vorübergehenden Augenblick, in ihrer reinsten Äußerungsform, mit ihrem Schöpfergrund, der Natur in Beziehung gebracht zu haben; mögen die Mittel dazu, sobald sich's nicht ums Gefühl — wie bei Watteau und Rousseau — sondern ums Denken handelte, auch grausam materialistisch entartet sein. Diesen Standpunkt vertritt, als Parallele zur gleichen Philosophie jener Tage, in der Malerei François Boucher. Ohne jede Anlehnung zauberte Watteau ein neues Arkadien vor uns herauf, so den Geist der Renaissance, d. h. ihren antiken Bestandteil, der doch ihr eigentlicher Anreger ist, in reiner wenn auch diminuierter Weise noch einmal verkörpernd; unmittelbar, d. h. direkt von ihrem Mythengehalt ausgehend, erreicht Boucher einen anderen Grad von neuer, eigener Selbständigkeit, indem er, als sichtbarer Ausläufer in Vortrag und Gedanken der Renaissance, an der Hand der materialistischen Philosophie seiner Tage die antiken Göttergestalten verweltlicht und Venus und Diana als Pariser Courtisanen auftreten läßt. So fällt ihm der Preis zu, die Laszivität in heroischem Gewande in die Kunst eingeführt und ihr zugleich eine Deutlichkeit des Ausdrucks verliehen zu haben, die bis dahin unbekannt und unerhört war. Unsterblich ist er zudem für uns und für alle Zeiten als Schöpfer des Bildnisses der Pompadour, das als ein Symbol des damaligen Königtums vor uns steht, wie kein Geschichtschreiber es beredter, überzeugender und konzentrierter zu gestalten vermöchte, und dessen hoher künstlerischer Wert zudem darin ruht, daß es, auf all jenen barocken Bombast verzichtend, den die Hofmaler Louis' XIV., von Rubens ausgehend in die französische Malerei banalisierend eingeführt hatten, mit klaren Mitteln uns das innere und äußere Leben einer für ihre Zeit repräsentativen Frau überliefert.

Fragonard steht zwischen Watteau und Boucher; mit jenem teilt er die Vorliebe für niederländische Malerei, mit diesem die intellektuelle Kaprize, die nichts kennt und will als das eigene Ich. Ja, diese reicht bei ihm so weit, macht so sehr sein ganzes Wesen aus, daß er sich gar nicht die Mühe Watteaus nimmt, die holländische Malart der eigenen Empfindungsweise zu verschmelzen; er bedient sich ihrer eben nur, um sein selbstsüchtiges und spielerisch-virtuoses Ich in den verschiedensten Gangarten vorzuführen wie eines Instrumentes, und liefert Variationen eines gegebenen Themas, indem er Rembrandt, Rubens, ja selbst den derben Brouwer ins Rokoko vertont, wie Boucher die griechischen Götter. So ging eine im

engen Rahmen selten gewandte Malerei aus seiner Hand hervor, von der, vielleicht weil sie sich der komplizierteren Amalgamierung enthielt, gesagt werden kann, daß sie im Grunde virtuoser ist als die Watteaus, und deren verblüffendster Reiz darin besteht, daß sie trotz der jedesmaligen allzu sichtbaren Spuren der Anlehnung eigen genannt werden muß, denn es ist immer das ganz persönliche Wesen, das den fremden Ton annimmt, als sei er sein allernatürlichster. Nur in einem einzigen der hier ausgestellten Bilder, dem Doppelbild ‚Le cheval fondu' verleugnet er diese äußere Abhängigkeit des malerischen Vortrags und ist auch in diesem ganz er selbst, wodurch eine Szenerie sich auftut, die trotz aller Breite des Pinselstriches von einer solchen Unwirklichkeit des Landschaftlichen ist, daß bei aller in ihr bekundeten Empfindung fürs Organische die Vegetation doch nur als wie ihr eigener Schatten sich erhebt und der Begriff des Theaters sich in einem noch weiteren Grade erfüllt als bei Watteau, indem er auf dessen rein artistischer Malstufe verharrt, diese nicht durchs Gefühl vertieft und verklärt wird wie bei jenem in seiner reifsten.

Dieses Artistentum, in einer Unbedingtheit und Konsequenz, wie sie seitdem nicht mehr überboten wurden, macht das Wesen Chardins aus, dieses Stillebenmalers, den wir früher fälschlicherweise, als wir noch weniger von ihm kannten, für einen Ableger vom saftigen Stamm der Holländer hielten. Aber er ist durch und durch Rokoko, das ergab diese umfassende Vorführung seines Werkes. Und er ist artistischer als die vorigen, seine Malart das unverblümteste l'art pour l'art, weil er, entgegen jenen, auf jede geistigen oder gefühlsmäßigen Anregungen verzichtet und sich beim Stilleben allein aufs Metier beschränkt. Dazu ist bemerkenswert, daß er sich den für seine Zeit und in seiner lebenssatten Umgebung schon fast japanisierend anmutenden Vermeer van Delft zum Vorbild ersah. Und so steht denn seine Kunst da, wie die geistig aufs Pastell, diese Erfindung des Rokoko, übertragene des Holländers. Obgleich sich's bei ihm immer um Ölmalerei handelt, entseelen die Pigmente unter seinem Strich dennoch zu trockenem Kreidestaub.

Den Schluß bildet ein scheinbar im Verhältnis zu jenen als Malerei nüchternes, doch in jeder Beziehung vollendetes Portrait Davids, in dem der Geist der neuen Zeit sich ankündigt. Es könnte auch noch von anderen Dingen die Rede sein, so von einem guten Bildnis des Greuze, in dem dieser sonst weichliche Genremaler beweist, wie er hin und wieder mit Verständnis und Erfolg van Dyck studierte; oder von den amüsanten farbigen Stichen des Debucourt, in denen dieser die Gesellschaft der Revolution so geistreich persiflierte, oder von den großartigen Gobelins, jene Erther-Serie aus dem Besitze des französischen Staates, und in der das, was die französische Malerei des 18. Jahrhunderts von Rubens lernte, in einer freieren und stärkeren Weise durchbricht als in den ein wenig theatralisch gezwungenen Porträts der Hofmaler Louis' XIV., der Rigaud, Largillière und Nattier. Und von manchen Werken der Plastik und Kleinkunst; doch wir müssen uns bescheiden und voll Dank Abschied nehmen von dieser ebenso unterhaltenden wie belehrenden Veranstaltung, die, der englischen gleich, einem kunstfreundlichen Publikum so leicht nicht wieder geboten werden wird.

Rudolf Klein.

Musik

Richard Wagner an seine Freunde und Zeitgenossen. Unter diesem Titel hat E. Kloß unlängst eine neue umfangreiche Sammlung von Briefen des Bayreuther Meisters veröffentlicht (Berlin, Schuster & Löffler), die den zahlreichen bedeutsamen Publikationen ähnlicher Art, die die letzten Jahre gebracht haben, als wertvolle Ergänzung an die Seite tritt. Der Fachmann kennt freilich einen Teil dieser Briefe, die an Persönlichkeiten der verschiedensten Stände und Berufe, an näher und ferner stehende Bekannte, Zeitgenossen und Freunde Wagners gerichtet sind, schon aus Zeitschriften, speziell aus den ‚Bayreuther Blättern'. Allein durch die Anordnung des Stoffes in

chronologischer Folge, wodurch eine Art ‚Biographie in Briefen' entsteht, ergeben sich doch auch für ihn zahlreiche neue Gesichtspunkte, während dem überwiegenden Teil der Laienwelt mit dem vorliegenden Band überhaupt die erste Kenntnis des einschlägigen Materials vermittelt werden dürfte. Übrigens enthält die Sammlung auch viele überhaupt zum erstenmal veröffentlichte Briefe (an Porges, Klindworth, Standhartner, Glasenapp u. a.), so daß sie auch als Quellenwerk Bedeutung beanspruchen kann.

Aus dem biographisch wie künstlerisch-ästhetisch gleich reichen und vielseitigen Inhalt sei hier nur als ‚Stichprobe' einiges über die Wechselbeziehungen des Dichters und Musikers in Wagner angeführt. Die Vereinigung dieser beiden Künste in seinem Schaffen stellt sich ja als das ureigenste Geheimnis seiner künstlerischen Erscheinung überhaupt dar, und da ist es erstaunlich, zu sehen, wie frühe schon Wagner in seinen Briefen zu vollständig klaren Anschauungen hierüber sich durchgerungen hat. Als eines der wertvollsten Dokumente dieser Art stellt sich ein Brief an Karl Gaillard (30. Januar 1844; also während der Arbeit am ‚Thannhäuser' geschrieben) dar, in dem Wagner uns nachstehenden hochinteressanten Blick in seine Geisteswerkstatt tun läßt: ‚Es ist bei mir nicht der Fall,' schreibt er dort, ‚daß ich irgend einen beliebigen Stoff wähle, ihn in Verse bringe und dann darüber nachdenke, wie ich auch eine passende Musik dazu machen wolle; — bei dieser Art des Verfahrens würde ich allerdings dem Übelstande ausgesetzt sein, mich zweimal begeistern zu sollen, was unmöglich ist. Die Art meiner Produktion ist aber anders: — zunächst kann mich kein Stoff anziehen, als nur ein solcher, der sich nicht nur in seiner dichterischen, sondern auch in seiner musikalischen Bedeutung zugleich darstellt. Ehe ich dann daran gehe, einen Vers zu machen, ja eine Szene zu entwerfen, bin ich bereits in dem musikalischen Duft meiner Schöpfung berauscht, ich habe alle Töne, alle charakteristischen Motive im Kopfe, so daß, wenn dann die Verse fertig und die Szenen geordnet sind, für mich die eigentliche Oper ebenfalls schon fertig ist, und die detaillierte musikalische Behandlung mehr eine ruhige und besonnene Nacharbeit ist, der das Moment des eigentlichen Produzierens bereits vorangegangen ist. Dazu müssen aber auch allerdings nur Stoffe gewählt werden, die keiner Behandlung als nur der musikalischen fähig sind: nie würde ich einen Stoff wählen, der von einem geschickten Theaterdichter ebensogut zum rezitierenden Drama benützt werden könnte. Als Musiker kann ich aber Stoffe wählen, Situationen und Kontraste erfinden, die dem dramatischen Dichter für das Schauspiel stets fremd bleiben müssen. Hier dürfte also auch der Punkt sein, wo Oper und Drama sich vollkommen scheidet und beide nebeneinander ruhig ihre Richtung verfolgen können. Wenn es die heutige Aufgabe des dramatischen Dichters ist, die materiellen Interessen unserer Zeit vom menschlichen Standpunkte aus zu läutern und zu vergeistigen, so ist dem Opernbichter und Komponisten überlassen, die ganze heilige Poesie, wie sie uns aus den Sagen und Geschichten der Vorzeit anweht, in dem ganzen ihr eigenen Dufte hervorzuzaubern, denn die Musik bietet hier das Mittel zu Kombinationen, wie sie dem Dichter allein, zumal unseren Schauspielern gegenüber, nicht zu Gebote stehen. Dies ist der Weg, die Oper zugleich auf einen höheren Standpunkt zu erheben, den wir dadurch erniedrigen, daß wir dem Komponisten zumuten, Alltäglichkeiten, Intriguen usw. seinen Eingebungen zugrunde zu legen, welche dem modernen Lust- und Schauspieldichter ohne Musik darzustellen weit besser gelingen.'

Noch tiefer ins Detail führt Wagner diese Theorie einige Jahre später mit Bezugnahme auf den im Entstehen begriffenen ‚Lohengrin' in einem Brief an seinen Freund Hermann Franck (31. März 1846), wo er u. a. schreibt: ‚Lohengrins großen (auch passiven) Anteil an der Entwicklung des Schicksals glaube ich vollkommen genügend festgestellt zu haben: — in seinem ersten Auftreten habe ich nichts geändert — ich darf hier das schöne Vorrecht der Musik nicht schmälern, die hier voll-

ständig ergänzen wird, was der Dichter nur ungern in Worten ausführen muß: die Überraschung bei Elsas Anblick, das unvermutete und schnell entflammte Feuer der Liebe. In der Entgegnung Lohengrins, als ihn Elsa das zweitemal nach seiner Herkunft gefragt, will ich auch nichts ändern. . . Es widerstrebt mir hier ebenfalls, in Worten mehr anzudeuten, und behalte ich es mir ausdrücklich vor, hier durch die Musik den Ausdruck so zu vervollständigen, daß niemand im Zweifel sein soll, wie Lohengrin zumute ist. Eben dies scheint mir der große Vorzug des vereinigten Ausdrucks des Gedichtes und der musikalischen Komposition zu sein, daß die Menschen, die sich durch ihn aussprechen, in einer gewissen plastischen Unzerflossenheit und Ganzheit sich geben können, die durch zu vieles Nebenhermotivieren notwendig nur geschwächt werden kann.'

Man kann sich das Wesen des musikdramatischen Stils wohl kaum klarer charakterisiert denken. Was der Dichter des gesprochenen Dramas unter Umständen nur auf dem Wege weitläufiger Umschreibung anzudeuten vermag, das drückt der Musikdramatiker unvergleichlich viel intensiver und unmittelbarer mit wenigen Klängen aus. Welch weitausholendes Wortgefüge müßte selbst ein Schiller etwa bei Lohengrins erstem Begegnen mit Elsa entfalten, um das Aufkeimen der Liebe des Gralsritters zu der schwer beschuldigten Jungfrau auszudrücken. Bei dem Musikdramatiker Wagner sagen die schlichten Worte ‚Elsa ich liebe dich' durch ihre musikalische Einkleidung alles. Deshalb erhalten die Wagnerschen Dichtungen unbeschadet ihrer nur mit dem allerhöchsten Maßstab zu messenden Qualitäten ihr lebensvollstes Relief doch erst durch die Musik, so daß Wagner in diesem Sinne von seinen ‚Nibelungen' später einmal schreiben konnte: ‚Wie vieles bei dem ganzen Wesen meiner dichterischen Absicht erst durch die Musik deutlich wird, das habe ich nun wieder ersehen: ich kann jetzt das musiklose Gedicht gar nicht mehr ansehen.' Hier stehen wir an der Scheidegrenze zwischen dem gesprochenen Drama und der zur Vertonung bestimmten Operndichtung und sehen, daß die einschlägigen Unterschiede lediglich technischer, nicht ästhetisch-künstlerischer Natur sind. Eine so grundlegende und bedeutsame Rolle aber im Musikdrama und speziell bei Wagner die Musik spielt, so darf sie doch nie als Selbstzweck erscheinen. Den diesbezüglichen ‚Irrtum' im alten Kunstgenre der Oper hat Wagner später besonders in seiner Schrift ‚Oper und Drama' (1851) klargelegt und bekämpft; allein bereits am 17. Januar 1849 schreibt er diesbezüglich an den Freiherrn v. Biedenfeld:

‚Wenn ich somit den Musiker auch zum Dichter erhob, so konnte ich ihn um so weniger doch den eigentlichen Hauptzweck des Dramas selbst aus dem Auge verlieren lassen; denn um dieses höchsten aller künstlerischen Zwecke willen ward ja seine besondere Kunst — die Musik — eben nur mit herbeigezogen; und so mußte es mir als seine rechte Aufgabe erscheinen: des Reichtums musikalischen Ausdrucks vollkommen gewiß und innerlichst bewußt, nun wiederum nichts anderes als das Drama selbst zu wollen, natürlich aber das Drama, welches ohne jenes musikalische Bewußtsein des Dichters nicht zum Vorschein kommen konnte. . . . Daß ich es kurz noch einmal wiederhole: meine Richtung habe ich eingeschlagen als Musiker, der, von der Überzeugung des unerschöpflichen Reichtums der Musik ausgehend, das höchste Kunstwerk, nämlich das Drama will.'

Im Hinblick auf solche Ausführungen hat man Wagners Briefe mit Recht als ‚eine Art populärer Erklärung seiner Arbeiten für seine Freunde' bezeichnet. Auch für den neuen Briefband trifft dies wieder in weitestgehendem Maße zu.

Siegfried Wagner hat im Februar zu Karlsruhe seine sechste Oper ‚Banadietrich' zur Uraufführung gebracht. Die Premiere ist zwar mit dem obligaten äußeren Erfolg von statten gegangen, allein was man von dem neuen Werk an Fachurteilen hört und liest sowie dem bei Max Brockhaus

(Leipzig) erschienenen Klavierauszug entnehmen kann, wirkt nicht recht vertrauenerweckend. Vor allem ist Siegfried mit dem selbst gedichteten Textbuch wieder vollkommen entgleist; hatten seine letzten Arbeiten ‚Bruder Lustig' und ‚Sternengebot' in dieser Hinsicht mit einer unverkennbaren Neigung zu größerer Konzentration und Einfachheit wenigstens einen schwachen Hoffnungsschimmer von Besserung erweckt, so dürfte der ‚Banadietrich' an wahlloser, unverständlicher Kombination divergierendster Märchen- und Sagenstoffe wohl das Tollste sein, was je auf der Opernbühne geleistet wurde. Günstiger kann das Urteil über die Musik lauten, doch scheint es hier, als ob die zunehmende Reife der Technik mit dem mählichen Verschwinden jener frischen Natürlichkeit der Erfindung Hand in Hand ginge, die die stärkste künstlerische Seite der Erstlingsarbeiten Siegfrieds war. Unterdessen ist das Werk auch in Magdeburg äußerlich erfolgreich zur Aufführung gelangt.

Byron-Schumanns ‚Manfred' ist in sehr gelungener Konzertbearbeitung von E. v. Possart erschienen. Daß dem Byronschen Drama bei aller poetischen Tiefe doch die unmittelbare szenische Eindruckskraft fehlt, hat wohl jeder gefühlt, der dem Werk einmal im Theater begegnet ist, und auch in Schumanns wundersamer ‚Manfred'-Musik pulst trotz ihres mächtigen Stimmungszaubers recht wenig eigentliches Bühnenblut. Deshalb ist eine Verpflanzung des ‚Manfred' in den Konzertsaal, der der Intimität seiner poetisch-musikalischen Schönheiten einen weit vorteilhafteren Hintergrund bietet, in jeder Hinsicht begrüßenswert. Possart hat nun das Drama mit originalgetreuer Wahrung der Hauptmomente und Ersatz der äußeren Handlung durch einen erklärenden und verbindenden Prolog in ebenso geschmack- wie pietätvoller Weise für den Konzertvortrag eingerichtet, wobei namentlich die Schumannsche Musik ein ungemein lebensvolles Relief gewonnen hat. Mit Possart selbst als Rezitator und Schillings an der Spitze des Konzertvereinsorchesters als musikalischem Leiter wurde der ‚Manfred' in dieser Fassung hier unlängst zu Gehör gebracht und hinterließ tiefsten Eindruck.

Der ‚verbesserte' Mozart. Der bekannte Dresdener Kammersänger Scheidemantel hat zu Mozarts Oper ‚Così fan tutte' einen neuen Text mit dem Titel ‚Dame Kobold' gedichtet. Die Aufführung des Werkes in dieser Fassung in Dresden hatte aber nur einen sehr mäßigen Erfolg. Darüber wird man sich weniger wundern als über die Tatsache, daß immer wieder, selbst von Künstlern vom Range Scheidemantels solche unfruchtbare Experimente — um keinen schärferen Ausdruck zu wählen — gemacht werden. Ahnt man denn selbst heute im Wagnerzeitalter, wo die Einheitslehre von Ton und Wort oberstes ästhetisches Dogma ist, nicht, welches Armutszeugnis man einer Musik in Hinsicht auf ihre Eigenart dadurch ausstellt, daß man glaubt, ihr ohne weiteres einen neuen Text ‚anpassen' zu können!? Und das nun gar bei Mozart, einem der feinsinnigsten, genialsten und intimsten Charakterzeichner, den die Geschichte der dramatischen Musik aufzuweisen hat. Im übrigen steht der Fall ‚Dame Kobold' keineswegs vereinzelt da, vielmehr ist gerade ‚Così fan tutte' schon mehrmals solchen ‚Verbesserungsversuchen' ausgesetzt worden. Warum, ist kaum einzusehen. Zugegeben, der Text dieser Oper steht nicht auf der Höhe eines ‚Figaro' und ‚Don Giovanni'; es handelt sich eben um eine unverfälschte italienische Buffonade mit all der fröhlichen Voraussetzungslosigkeit dieses Genres, dem es lediglich um munteres Intriguenspiel und pikant humoristische Situationen zu tun war, ohne viel Rücksicht auf Wahrscheinlichkeit oder ‚tieferen Sinn'. Sind wir wirklich schon so unendlich erhaben über diese Welt sinnenfroher Naivität, daß wir uns ihr selbst unter Führung von Mozarts Genius nicht mehr nahen könnten? Läßt unser p. t. Opernpublikum doch in andren Fällen — in der späteren italienischen und französischen Bravouroper und ihren deutschen Ablegern wie ‚Martha' und ähnlichen Pro-

dukten — den blühendsten textlichen Blödsinn — notabene in ernst, nicht humoristisch wirken sollenden Situationen — mit geduldigem Wohlgefallen über sich ergehen. Man gebe also ruhig Mozart, was Mozarts ist, und bemühe sich, statt andrer ‚Verbesserungen' lieber, wirklich stilgerechte Aufführungen der Originale zustande zu bringen. Mit welch unverwelklichem Reiz ‚Cosi fan tutte' im Original bei entsprechender Wiedergabe heute noch zu wirken vermag, das haben wir seit Jahren bei unsren Münchner Mozartfestspielen erfahren.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Dürers ‚Melancholie', das rätselhafte Blatt, das den Deutungsversuchen seine geheimnisvolle, wie mit Unruhen beladene Ruhe entgegensetzt, möge in nachdenklicher Anschauung den Essay „Einsamkeit" von Else Hasse vorbedeuten. — Die drei Kunstbeilagen nach Bildern Giorgiones sind charakteristische Proben aus dem Lebenswerk des venetianischen Meisters, über das in dem betreffenden Rundschauartikel referiert wird.

Unsere Musikbeilage

bringt einen Gesang aus Anton Beer-Walbrunns dramatisch-lyrischem Zyklus ‚Shakespeares Sonette' (op. 34, Verlag Dr. Heinr. Lewy, München). Die marmorne Wucht der Sprache Shakespeares hat in Beer-Walbrunns Tönen machtvollen Widerhall gefunden, und die Größe und Vornehmheit des Stils gemahnt mehr als einmal an Hugo Wolfs geniale Michel-Angelo-Lieder.

Offene Briefe

Herrn Franz Eichert. Sie scheinen nach Ihrem offenen Brief an mich (‚Gral' v. 15. Febr. S. 346) sich nicht klar gemacht zu haben, daß Sie mit Ihrer Feststellung nicht mich, sondern Ihren Mitstreiter, Herrn Schrott-Fiechtl, bloßstellen. Ich habe auch heute meiner Feststellung im Januarheft des Hochland S. 507 nichts beizufügen, noch davon irgend etwas zurückzunehmen.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

BEILAGE ZUM HOCHLAND

SO ARE YOU TO MY THOUGHTS AS FOOD TO LIFE.

(Sonett von Shakespeare.)

Anton Beer-Walbrunn.



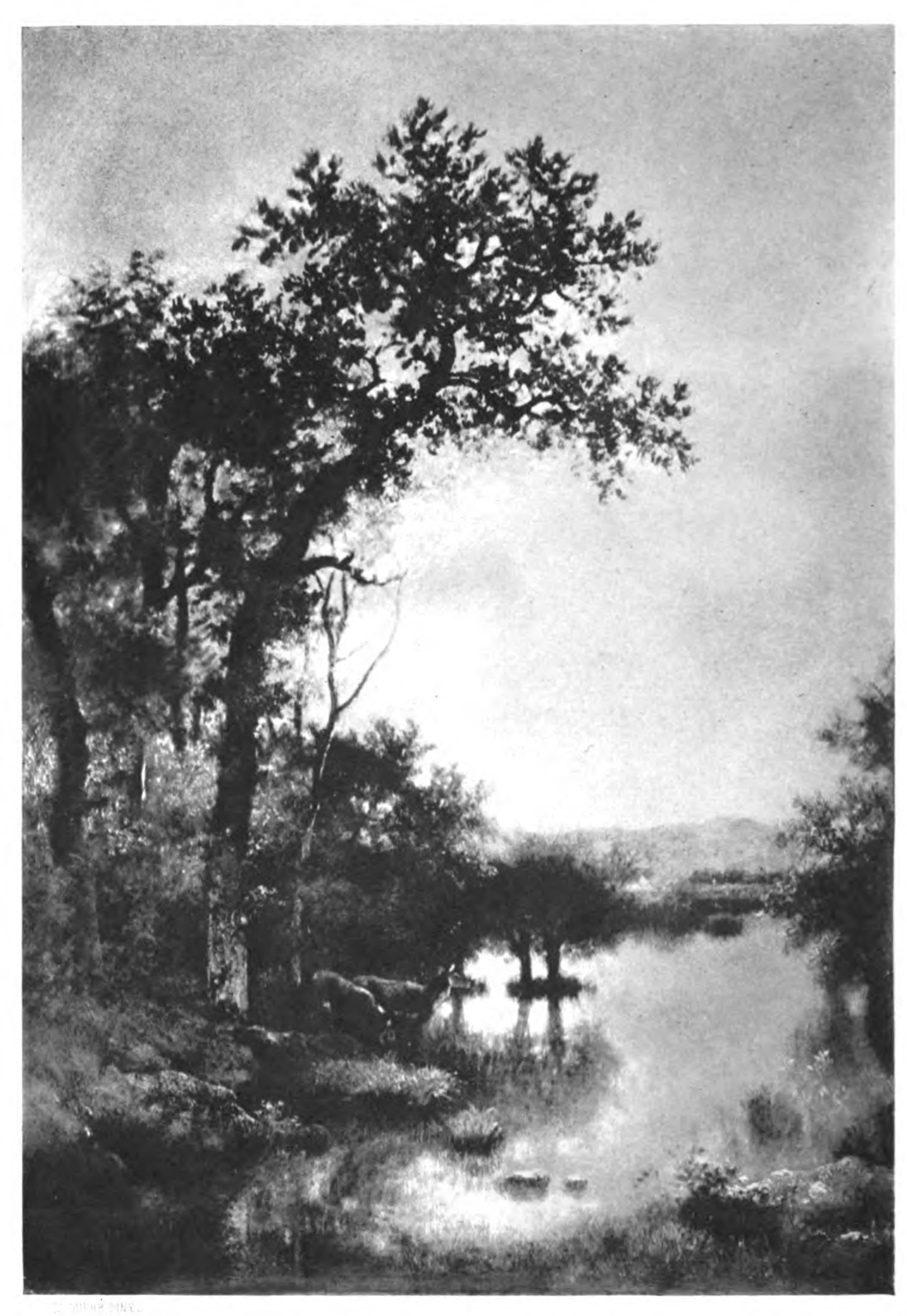

Wol - - ken, die den Bo - den
mf
p
la - bend net - zen, um dei - ne Ruh' ist
espress.
p
in mir Kampf und Schwan - ken, wie zwi - schen Gei - zi - gen und
mf
decresc.
ih - - ren Schät - zen. Jetzt
p
mf


più mosso
jubl ich im Be - wußt - sein, daß du mein, bald
più mosso
trem.
p
cresc.
mf
a tempo
un poco accel.
fürcht' ich, daß die Welt dich mir ent-rückt;
a tempo
p
un poco accel.
più mosso
bald wär' ich lie - ber ganz mit dir al -
più mosso
cresc.
cresc.
espress.
string.
Tempo I.
lein, —
bald wünscht ich,
ten.
string.
mp
cresc.
cresc.
mf
ten.


ritard.
Tempo I.
je - der säh', was mich ent - zückt.
ritard.
espress.
f
p
Ped.
Bald weil' ich lang, dich
pp
un poco accel.
won - ne-voll be - trach-tend, und bald um ei - nen
un poco accel.
p
ritard.
a tempo
Blick von dir ver-schmachtend, denn
ritard.
a tempo
mp
mf
Ped.


poco a poco string.
nichts ist mei-ne Lust und mein Be-geh-ren, als was du
poco a poco string.
cresc.
mf
mir, Ge-lieb-te, kannst ge-wäh-ren.
cresc.
f
più mosso
Tempo II con passionato.
So bin ich, Höll' und
più mosso
marcato (sempre)
p
cresc.
Ped.
riten.
Him-mel wech-selnd täg-lich, bald ü-ber-
riten.
f


accel.
ritard.
glück - lich, bald e - lend un - säg - lich.
accel.
ritard.
p
f
Ped.
p
più ritard.
più ritard.
Tempo I.
p
p
cresc.
Ped.
mf
accel.
ff
ritard.
Ped.
Tempo I.
breit
p
f
ritard.
ff



Der Morgen



Siebter Jahrgang Mai 1910

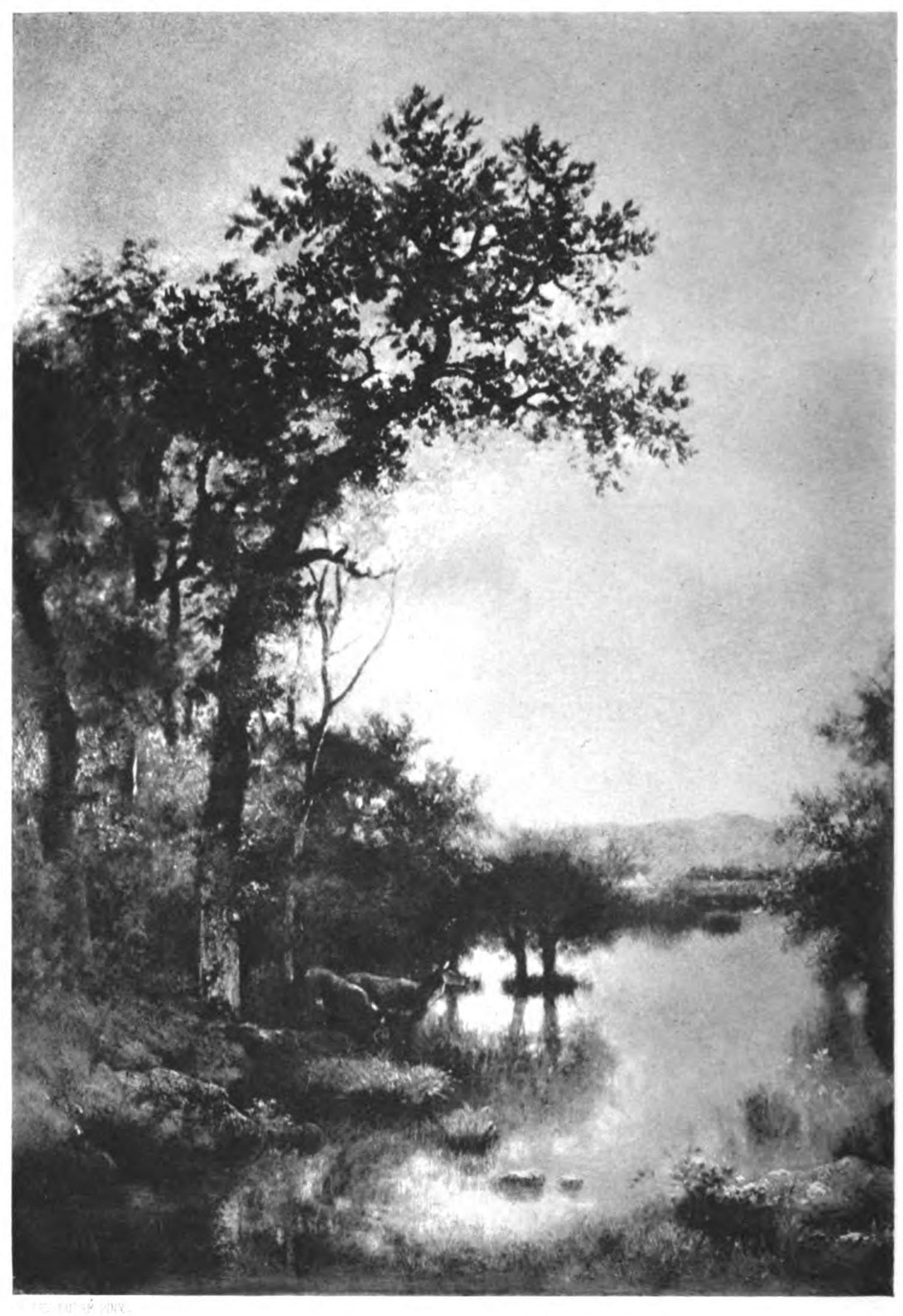
Johann Michael Sailer und seine Bedeutung*

Von Remigius Stölzle

Manchen Menschen glückt es nie, ein gutes, ähnliches Bild ihrer Person zu erhalten. Der Photograph trifft sie nicht, der Künstler verzeichnet sie. So [illegible] es auch vielfach mit der [illegible] Physiognomie bedeutender Persönlichkeiten. [illegible]genheit, Einseitigkeit, aber auch [illegible] und Bosheit, Falschheit und Liebediene[illegible] [illegible]stellen oft großer [illegible], die mächtig in ihre Zeit eingegriffen [illegible]. Dieses Schicksal erfuhr auch eine der sympathischsten und ehrwürdigsten [illegible] des katholischen Deutschlands, Johann Michael Sailer. [illegible] die Ge[illegible] mehrfach** von verschiedenen Seiten auf diese merkwürdige Erscheinung [illegible], erachte ich es für angezeigt, diesem großen Manne etwas näher [illegible]. Wir gewinnen am besten ein Bild von der Bedeutung dieser Persönlichkeit, wenn wir nach einem kurzen Blick auf Leben und Charakter Sailers ein Bild [illegible] Wirksamkeit geben, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe auf ihre Stich[illegible]

* Nach meinem am 6. Oktober 1909 in Regensburg bei der Versammlung der Görres-Gesellschaft gehaltenen Vortrag. Der Vortrag hat den damaligen Stand meiner [illegible] zur Voraussetzung, schließt also Modifikationen im einen oder anderen Punkt, [illegible] neues Aktenmaterial bringen kann, nicht aus.

** Vgl. Iwan v. Müller: „Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der [illegible] Nation". 1908. — Kloß: „Johann Michael Sailer als M[illegible]" [illegible] Stölzle: „Johann Michael Sailers Berufung an die Univer[illegible] [illegible] und „Johann Michael Sailer und Kurfürst Karl Theodor". [illegible] [illegible]: „Johann Michael Sailer und Clemens Hofbauer" ([illegible] Nr. 1903). Derselbe: Urkundliche Beiträge zur [illegible] [illegible] „Aus ungedruckten Briefen Sailers" ([illegible]) [illegible]maier: „Johann Michael Sailer als Pädagog" (Bonn, [illegible]).



Der Morgen



Siebter Jahrgang Mai 1910

Johann Michael Sailer und seine Bedeutung*

Von Remigius Stölzle

Manchen Menschen glückt es nie, ein gutes, ähnliches Bild ihrer Person zu erhalten. Der Photograph trifft sie nicht, der Künstler verzeichnet sie. So geht es auch vielfach mit der geistigen Physiognomie bedeutender Persönlichkeiten. Befangenheit, Einseitigkeit, aber auch Neid und Bosheit, Furcht und Liebedienerei entstellen oft großer Männer Bild, die mächtig in ihre Zeit eingegriffen haben. Dieses Schicksal erfuhr auch eine der sympathischsten und ehrwürdigsten Gestalten des katholischen Deutschlands, Johann Michael Sailer. Da die Gegenwart mehrfach** von verschiedenen Seiten auf diese merkwürdige Erscheinung zurückkommt, erachte ich es für angezeigt, diesem großen Manne etwas näherzutreten. Wir gewinnen am besten ein Bild von der Bedeutung dieser Persönlichkeit, wenn wir nach einem kurzen Blick auf Leben und Charakter Sailers ein Bild seiner Wirksamkeit geben, die gegen ihn erhobenen Vorwürfe auf ihre Stich-

* Nach meinem am 6. Oktober 1909 in Regensburg bei der Versammlung der Görresgesellschaft gehaltenen Vortrag. Der Vortrag hat den damaligen Stand meiner Forschung zur Voraussetzung, schließt also Modifikationen im einen oder andern Punkt, wie sie neues Aktenmaterial bringen kann, nicht aus.

** Vgl. Iwan v. Müller: ‚Jean Paul und Michael Sailer als Erzieher der deutschen Nation'. 1908. — Kloß: ‚Johann Michael Sailer als Moralphilosoph'. 1909. — Stölzle: ‚Johann Michael Sailers Berufung an die Universität Ingolstadt 1799' und ‚Johann Michael Sailer und Kurfürst Karl Theodor'. Hist. pol. Blätter 1909. — Ferner: ‚Johann Michael Sailer und Clemens Hofbauer' (Augsburger Postzeitung 1909 Nr. 106). Derselbe: Urkundliche Beiträge zur Biographie Sailers (Katholik 1910, Heft 2). — Aus ungedruckten Briefen Sailers (Heliand 1910 Heft 6). — L. Radlmaier: ‚Johann Michael Sailer als Pädagog' (Berlin, A. Hofmann & Cie. 1909).

haltigkeit prüfen und zum Schluß die Frage erörtern, welche Bedeutung Sailer noch für die Gegenwart habe.

I.

Sailer, geboren am 17. November 1751 zu Aresing bei Schrobenhausen als Sohn frommer und armer Schuhmacherseheleute, studierte seit 1760 in München. 1770 trat er als Novize bei den Jesuiten ein und setzte nach Aufhebung des Jesuitenordens 1773 seine Studien an der Universität Ingolstadt fort. Im Jahre 1775 wurde er dort Priester, 1777 Repetitor für Philosophie und Theologie und 1780 zweiter Professor für Dogmatik, 1781—84 war er ohne Amt, da Karl Theodor den Unterricht den Klöstern übertragen hatte. 1784 erhielt Sailer von Klemens Wenzeslaus, Kurfürst von Trier und Bischof von Augsburg, einen Ruf an die Universität Dillingen als Professor der Pastoral und Ethik und wirkte dort 10 Jahre mit größtem Erfolg als Lehrer und Schriftsteller. 1794 plötzlich entlassen, ein Opfer blinden Restaurationseifers und mehr noch ‚kollegialer‘ Intriguen, lebte Sailer bis 1799 bei seinem Freunde Beck in Ebersberg bei München, literarisch tätig, und folgte 1799 einem Rufe nach Ingolstadt. Dort und später in Landshut wirkte er als Lehrer der Pastoral, Moral, Pädagogik, Homiletik, Liturgie und Katechetik und als Universitätsprediger sowie durch seine Religionsvorlesungen mit größtem Erfolg. Höchst ehrenvolle Berufungen nach auswärts schlug er wiederholt aus, treu seinem bayerischen Vaterlande und selbstlos zufrieden mit einem geringen Gehalte und der Anerkennung seines Fürsten. Sein Ruf war in ganz Deutschland und darüber hinaus verbreitet; der bayerische Kronprinz, der spätere König Ludwig I., war sein Schüler und Verehrer. Mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit, mit Katholiken und Protestanten, verband ihn Freundschaft. Als die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland neu geordnet wurden, dachte man auch an ihn bei Besetzung hoher kirchlicher Ämter. Schon 1818 wollte ihn Preußen als Erzbischof von Köln haben; Sailer lehnte aber ab und erklärte sich nur bereit, wenn der Hl. Vater die Annahme ausdrücklich befehle. Aber Rom befahl nichts, ja lehnte Sailer sogar direkt ab, als der König von Bayern auf Betreiben des Kronprinzen Ludwig ihn für den Augsburger Bischofsstuhl vorschlug.* Erst die Bemühungen des Kronprinzen, der Sailers Rechtfertigung und Beweise für die Haltlosigkeit der gegen ihn in Rom vorgebrachten Anschuldigungen vermittelte, sowie eine öffentliche Erklärung Sailers vom Jahre 1820 brachten endlich Rom dazu, alle Bedenken gegen Sailer fallen zu lassen. Nun stieg er auf der Stufenleiter der Hierarchie rasch empor und wurde 1821 Domkapitular, 1822 Koadjutor mit der Anwartschaft auf Nachfolge, 1825 Dompropst, 1829 endlich nach dem Tode des Bischofs Wolf Bischof von Regensburg. Er vertrat als solcher im Streit bezüglich der gemischten Ehen die Rechte der Kirche, während andere bayerische Bischöfe sich schwach zeigten. 1832 am 20. Mai endete ein wiederholter Schlaganfall dieses tatenreiche, bewegte, merkwürdige Leben. Ebenso merkwürdig wie sein Leben ist seine ganze Persönlichkeit, deren Zauber die Zeitgenossen

* Die Ablehnung erfolgte auf einen vom Wiener Nuntius Severoli vermittelten Bericht des Cl. M. Hofbauer. Dieser Bericht (s. Innerkofler: Ein österreichischer Reformator p. 711 ff.), von Hofbauer in gutem Glauben erstattet, enthält neben einigem Richtigen Irrtümliches und Übertriebenes, Mißverstandenes und Mißgedeutetes. Auch Innerkofler (p. 717) gibt zu, daß man einzelne Punkte dieser Erklärung Hofbauers angreifen kann.

allenthalben preisen. Als Hauptzüge seines Charakters werden ihm nachgerühmt: Frohsinn und Heiterkeit, Menschenliebe und Liebenswürdigkeit, Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, Arbeitsamkeit und Pflichteifer, Wohlwollen und Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Wohltätigkeit, Dankbarkeit und Treue, Friedensliebe und Versöhnlichkeit, eine ungewöhnliche Milde seines Wesens, Freimut und Wahrheitssinn, Frömmigkeit und Sittenreinheit, Liebe zu Kirche und Vaterland und ein unerschütterliches Gottvertrauen. Man begreift, daß ein Mann mit solchen Eigenschaften des Geistes und des Herzens Großes wirkte. Aus seinem Wesen fließt sein Wollen und sein Wirken.

II.

Was wollte Sailer, was erreichte er? Wir begreifen Sailers Wollen und Wirken erst aus der Stellung zu seiner Zeit. Das Charakteristikum der Zeit aber war damals Aufklärung: Aufklärung in Philosophie, in Theologie und Kirche. Dieser Aufklärung entgegenzuarbeiten und ihren Verwüstungen Einhalt zu tun, erachtete Sailer als seine vornehmste Pflicht und als die dringendste Aufgabe der Zeit. Die Philosophie seiner Zeit stand der Offenbarung ablehnend gegenüber. Sailer, wohlvertraut mit den Gedankengängen der zeitgenössischen philosophischen Systeme, will Harmonie zwischen Philosophie und Christentum stiften. Die Philosophie soll wieder wie in den frühesten Zeiten des Christentums werden ein ‚Erzieher zum Evangelium, ein Pädagog, der uns zu Christus weiset'. — Die Aufklärung als Rationalismus in der Theologie leugnete weithin die Gottheit Christi, — ja sogar katholische Theologen taten dies offen oder in geheimen Tagebüchern. Sailer bekennt sich feierlich und wiederholt zum apostolischen Christus, zu Christus, dem Sohn Gottes und Erlöser des Sündergeschlechtes. — Die Aufklärung erklärt die Grundlehren des Christentums — die Lehren von der Erbsünde, von der Erlösung, von der Gnade, vom Hl. Geist, von der Trinität, von der Inspiration, vom Wunder, von der Menschwerdung Gottes, von Auferstehung und Himmelfahrt Jesu — für Unsinn. Sailer wird nicht müde, in Schriften, Predigten, Gesprächen, Vorlesungen diese Grundirrtümer der Zeit zu bekämpfen und die Wahrheit der christlichen Grundlehren darzutun. — Die Aufklärung legt den Hauptnachdruck auf das Rechthandeln im Gegensatz zum Rechtglauben. Schwache Christen betonten einseitig das Rechtglauben ohne das Rechthandeln. Beiden Einseitigkeiten tritt Sailer entgegen und predigt: Rechtglauben und Rechthandeln. Der ‚in Liebe tätige Glaube' ist für Sailer Kernpunkt und Seele alles Christentums. Er ruft seinen Zeitgenossen zu: ‚Brüder, lasset euch nicht irre machen! Wenn euch das Beten nicht sanfter, geduldiger, liebevoller, fröhlicher, gottergebener, besser macht, so ist es nicht das rechte Beten.'

Das praktische Christentum ist nach Sailer erst das rechte Christentum, das Bekenntnis und Leben in Einklang zeigt. Dafür trat Sailer zeitlebens und nachdrücklich und unablässig ein. Er hat recht, zu sagen, daß er ‚bei aller Gelegenheit dem wesentlichen, praktischen, kraft- und tatenreichen Christentum das Wort geredet habe, sowie er es ihm zum letzten Atemzuge zu reden entschlossen sei'. Die Aufklärung, auf das platt Nützliche gerichtet, hatte keinen Sinn für das höhere Leben der Seele in Gott. Die christliche Mystik lag damals, wenige Kreise wie die um Lavater, Matthias Claudius, Stolberg-Wernigerode u. a. ausgenommen, bei Katholiken und Protestanten darnieder. Dem in jener Zeit vorwiegend herrschenden mechanischen Form-

und Buchstabenchristentum stellte Sailer, selbst eine innige Natur, ein inneres Christentum entgegen und drang überall auf Pflege der Gottseligkeit, des verborgenen Lebens der Seele mit Gott. Er förderte und empfahl und pries wahre Gottseligkeit als Quelle des wahren Wohlseins und befruchtete so erfolgreich das christliche Leben — dabei stets orientiert in seiner Mystik an der Hl. Schrift, der Tradition, der Lehre und den Gebräuchen der Kirche. — Die Aufklärung führte zur Verweltlichung des höheren wie des niedern katholischen Klerus, zur Entweihung der Kanzel, auf der man lieber von Kantischer Philosophie, von Blitzableitern und Schutzblattern, von Kleebau und Baumzucht als von Christus redete. Diese offenkundigen Mißstände bekämpfte Sailer mutig und konsequent. An die Stelle eines verweltlichten Klerus will er fromme und erleuchtete und seeleneifrige Priester setzen; zu ihrer Heranbildung trug er bei durch Wort und Umgang und Schrift. Besonders nachdrücklich vertrat und begründete er die Forderung, die Kanzel dürfe nur dem Worte vom ewigen Leben geweiht sein. — Die Aufklärung, ohne allen Sinn für das historisch Gewordene und ohne jegliche Pietät für das Überlieferte, war darauf aus, überall Neues einzuführen. Ein wahrer Reformeifer beherrschte die Geister, auch die kirchlichen Kreise, und äußerte sich in zahllosen Vorschlägen und oft recht tumultuarischen, verständnislosen Reformen. Welche Stellung nahm hier Sailer ein? Sailer war nicht blind gegen die Mängel in der Kirche. Er sah wohl, daß sich manches in die Kirche eingeschlichen hatte, was nicht sein sollte. Besonders tadelt er den blinden und grausamen Verketzerungs- und Verfolgungseifer, der die Kirche Gottes in ihren besten Gliedern verfolgen kann. ‚Die wilde Freude an dem Elende der Menschen ist bei allem Eifer für die vermeinte Wahrheit doch böse‘ — notiert er einmal. Die Geschichte, gesteht er, habe ihn belehrt, daß die von dem weisen Kanzler Gerson ersehnte allgemeine reformatio in capite et membris noch immer ein frommer Wunsch geblieben ist; er weiß wohl, daß die höheren Kirchenvorsteher nur zu oft von niederen Geschäften gehemmt an das hohe Werk der Kirchenverbesserung keine Hand anlegten; er erkennt es als die Pflicht jedes Christen und der Oberhirten, das Unkraut auszurotten, also zu reformieren. Aber Sailer bewährt sich, wie sonst, auch in der Reformfrage als ein besonnener, konservativer Mann. Er will eine Reform von innen heraus, d. h. eine Belebung und Vertiefung und Verinnerlichung des Christentums. Dann schwinden alle Mißbräuche von selbst. Auch soll man bei Reformen schonend vorgehen; dem Neuen gegenüber empfiehlt er Vorsicht, seine Schüler warnt er ausdrücklich vor all den törichten Versuchen der stürmischen Neuerungs- und Verbesserungssucht, die soviel Unheil angerichtet habe. Die Reformer sollen zuerst bei sich anfangen. Er erwartet die Reformen im kirchlichen Leben, deren Notwendigkeit er anerkennt, nicht von unberufenen Reformern, sondern von den berufenen Organen der Kirche, denen er besonders die Bedürfnisse der deutschen Kirche mit echt christlichem Freimut ans Herz legte. — Der Geist der Aufklärung hatte besonders auch die kirchliche Disziplin vergiftet, das Verhältnis von Papst und Bischöfen gelockert, den Primat der päpstlichen Jurisdiktion geleugnet oder bestritten, die Unterordnung der Kirche unter die weltliche Gewalt proklamiert. Und Sailer? Er verteidigte immer die Rechte der Kirche gegenüber dem Staate, lehnte Eingriffe des Staates in kirchliche Angelegenheiten ab, wollte aber auch keine Unterordnung des Staates unter die Kirche, sondern friedliches Zusammenwirken von Kirche

und Staat. Ebenso trat er jederzeit für die Rechte des Papstes und den Primat seiner Jurisdiktion ein, wie er auch Aufgabe und Pflicht des Papstes, über Einheit und Reinheit der Lehre zu wachen, immer anerkannt hat. Freilich hielt ihn die Ehrerbietung, die er dem Papste schuldete und erwies, nicht ab, seiner Moral einen eigenen Abschnitt von der ‚besonderen Pflicht des einen höchsten Kirchenvorstehers' mit dem Freimut einzufügen, der Sailer immer eigen war. ‚Denn', schreibt er, ‚wo Freiheit des Geistes ist, da ist auch Freimütigkeit, die den Großen wie den Kleinen die Wahrheit sagt.'

Die Aufklärung zeigt Vorliebe für Einseitigkeit. Sie ließ Erfahrung und Vernunft, aber nicht den Glauben als Erkenntnisquelle gelten, wollte Wissenschaft, aber keine Frömmigkeit, hing am Buchstaben und vergaß den Geist, pflegte das äußere und vernachlässigte das innere Christentum, hielt nur auf Verstandesbildung und übersah die Willensbildung, drang auf Lehre und weniger auf Zucht, wollte Politik ohne Moral, Moral ohne Religion, Religion ohne Offenbarung. Die Befürworter dieser Einseitigkeiten wies Sailer auf ihr widerspruchsvolles Beginnen hin, daß sie trennen, was nur in der Einigung gedeihen kann. Statt dessen drang Sailer überall auf Überwindung der Einseitigkeiten und auf Herstellung der Harmonie und forderte daher Vernunft und Glaube, Wissenschaft und Frömmigkeit, Buchstabe und Geist, inneres und äußeres Christentum, Verstand- und Willensbildung, Politik und Moral, Moral und Religion, Religion und Offenbarung.

Das waren die Ideen der Zeit, mit denen Sailer ringen mußte. Und wie führte er den Kampf für seine Ideale, für Recht und Freiheit der Kirche, für die Rechte des Papstes, für Verinnerlichung des Christentums, für würdige Verkündigung des Evangeliums, für Heranbildung eines frommen und erleuchteten Klerus, für Pflege der christlichen Mystik, für praktisches Christentum, für die Grundwahrheiten des Christentums, für die Harmonie von Philosophie und Christentum in einer fast fünfzigjährigen Geistesarbeit?

Er führte den Kampf für seine Ideale mit seinem Wort als Lehrer und Seelsorger. Dabei war Liebe der Grundzug seines Wirkens, denn — das war sein Grundsatz und seine Praxis — man müsse das Volk zur Anbetung des Gottes der Liebe mit Liebe rufen. Er führte den Kampf durch Einsatz seiner Person, durch seinen persönlichen Umgang und einen weit ausgedehnten, herzlichen, tief religiösen Briefwechsel. Er führte den Kampf endlich durch eine reiche schriftstellerische Tätigkeit, die größtenteils in der 41 Bände umfassenden Gesamtausgabe seiner Werke vorliegt. Diese Schriften, philosophische, theologische und erbauliche, haben ihrer Zeit zahllose und begeisterte Leser gefunden, vielfach hohe Auflagen erlebt und so den Zweck des Autors vollauf erfüllt, nämlich ein lebendiges, praktisches Christentum zu begründen und zu verbreiten.

So hat Sailer tatsächlich in jener skeptischen, der Religion und dem Christentum abgeneigten Zeit sich um Erhaltung und Verbreitung, Befestigung und Vertiefung des christlichen Glaubens und christlichen Lebens unvergängliche Verdienste erworben. Speziell der Schule von Geistlichen, welche Sailer bildete, rühmte man nach Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, Liebe zur Schule und Wissenschaft, genaue Kenntnis der Hl. Schrift, sittlichen Ernst, unbestechliche Wahrheitsliebe, welche Mentalrestriktion und Amphibolie verschmähte, ungeheuchelte Andacht und beneidenswerte Innigkeit, Barmherzigkeit und werktätige Liebe gegen den Nächsten. Nach solchen Leistungen durfte Sailer mit Recht ausrufen:

‚Gott hat meine treuen Arbeiten in Verteidigung der Wahrheit wider all mein Verdienen gesegnet. Denn unzählige Menschen, die, von dem Evangelium und von Christus abgefallen, nur im Rationalismus ihr ganzes Heil suchten, sind unter tausend Tränen wieder zur Anerkennung der Wahrheit zurückgekehrt.‘

Und trotz all dieser Verdienste, trotz der unleugbaren Erfolge als Lehrer, Seelsorger, Schriftsteller, Bischof ist Sailer zu Lebzeiten nicht von schweren Angriffen verschont geblieben, hat er auch nach seinem Tode viel Anfechtung und Verkennung erfahren müssen. Die volle Charakteristik Sailers fordert daher nicht bloß die positive Darlegung seiner Wirksamkeit, sie macht auch eine Würdigung oder vielmehr Zurückweisung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe notwendig, die sein Wirken nur in neues Licht rücken wird.

III.

Sailer hat die verschiedensten, ja einander direkt ausschließenden Vorwürfe erfahren. Er wurde gescholten ein heimlicher Jesuit und Proselytenmacher, ein Aufklärer und Verbreiter gefährlicher Sätze, aber auch ein Aftermystiker, ein Anhänger des Indifferentismus und dogmatisch inkorrekt, unwissenschaftlich und des spekulativen Geistes entbehrend. Diese Widersprüche in der Beurteilung des großen Mannes legen die Vermutung nahe, daß die Verschiedenheit der Urteile ihren Grund weniger im Beurteilten selbst als vielmehr in den Beurteilern habe, also entweder der Unbilligkeit oder Einseitigkeit oder Unkenntnis oder allen dreien entspringe. Die Anklagen richten sich gegen Sailers wissenschaftlichen und kirchlichen Charakter.

Sailer kein scholastischer Philosoph, kein scholastischer Theologe, kein spekulativer Kopf, kein strenger Systematiker, so tadeln Leute, welche Sailers wissenschaftlichen Charakter in Frage stellen. Sie haben recht und nicht recht; recht haben sie, weil Sailer das alles wirklich nicht war, obwohl er die Scholastik, die hergebrachte spekulative Theologie und die Regeln der Systematik wohl kannte. Und doch tut man Sailer unrecht mit den genannten Vorwürfen; denn Sailer wollte das alles nicht sein und konnte diese Dinge für seine Zwecke auch nicht brauchen. Ihm war es immer und überall um praktisches Christentum zu tun, um die Wirkung auf die breiten Massen. Weil er diese für Gott und Christentum, für den Glauben an die Gottheit Christi, für die Liebe als den Inbegriff des Christentums wieder gewinnen wollte, darum schrieb er fast alle seine Schriften in deutscher Sprache, obwohl er die lateinische Sprache ebenso sicher als elegant zu handhaben wußte; darum sah er auf Klarheit und Deutlichkeit und Verständlichkeit der Darstellung — freilich dabei oft der Breite verfallend —, darum verschmähte er die steife Uniform der Schule, speziell die scholastische Form, die er wohl kannte, aber damals verachtet sah, darum wählte er statt der trockenen, begriffsmäßigen Art der Entwicklung eine dem Geschmacke der Zeit mehr zusagende, freie, gemütvolle Art der Darstellung, wie sie die zu seiner Zeit aufblühende deutsche Literatur liebte. Litt dabei auch manchmal die begriffliche Schärfe und Bestimmtheit des Ausdrucks, so gewann Sailer doch gerade durch diesen lebendigen, herzenswarmen Ton der Darstellung Eingang in den weitesten Kreisen. Darum zog er mehr die positive Darlegung der Wahrheit als die polemische Widerlegung der Irrtümer vor. Auf diese Art sicherte Sailer seinen apologetischen Ideen Verbreitung und Erfolg. Wer wollte ihn darum tadeln, daß

er die damals verachtete scholastische Form, subtile theologische Spekulationen und starre Systematik beiseite ließ? So verlieren die erhobenen Vorwürfe sofort ihre Berechtigung, wenn wir uns in Zeit und Lage Sailers versetzen.

Ebenso ist es mit dem Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit, den man Sailers Werken anheften möchte, deshalb, weil sie nicht die scholastische Form von Wissenschaft an sich tragen. Den großen Scholastikern wird kein Kenner derselben ihre hohen Verdienste und strenge Wissenschaftlichkeit absprechen. Auch vernachlässigt niemand ohne schweren Schaden den Gedankengehalt der großen Scholastiker in Theologie und Philosophie. Aber Wissenschaftlichkeit ist nicht an eine einzige Form gebunden. Es ist durchaus ungerechtfertigt, Sailers philosophischen und theologischen Werken den Charakter der Wissenschaftlichkeit abzusprechen, Werken, welche zu ihrer Zeit auf ihren Gebieten vielfach Epoche machten, neue Bahnen wiesen, größten Erfolg hatten und wie z. B. seine Pädagogik wegen ihrer Betonung der Willensbildung heute als ein moderne Ideen vorwegnehmendes Werk anerkannt sind. Der Geschichtschreiber der katholischen Theologie Deutschlands, Karl Werner, hat den wissenschaftlichen Wert der philosophischen und theologischen Werke Sailers mit vollem Recht betont und anerkannt.

Bedeutsamer sind die Vorwürfe, welche Sailers kirchlichen Charakter anzutasten geeignet sind. Ist Sailer nicht 1794 in Dillingen als Professor entlassen worden wegen Neuerungssucht und Verbreitung gefährlicher Grundsätze unter seinen Zöglingen, wie noch 1799 sein Bischof, Clemens Wenzeslaus, an den Kurfürsten von Bayern, Max Joseph, schrieb? Nach eingehender Prüfung der damals angefallenen Akten kann ich sagen: — eine eigene Schrift darüber veröffentliche ich demnächst* — Das Aktenmaterial liefert den Beweis für die Wahrheit des späteren Ausspruches von Clemens Wenzeslaus: ‚Diesem Manne ist groß Unrecht geschehen.‘ Sailer ist im Jahre 1794 hauptsächlich das Opfer einer Professorenintrigue, nämlich seiner Dillinger Kollegen, geworden.

Aber wenn die Dillinger Affaire keinen Schatten auf Sailers Rechtgläubigkeit fallen läßt, können wir Sailer von dem Vorwurf der Pseudomystik reinigen? Hat man ihn nicht sogar den Vater der Aftermystik in Schwaben genannt? Ich antworte: Sailer war Mystiker, er verkehrte mit Mystikern, katholischen wie protestantischen; auch schenkte er den außerordentlichen Erscheinungen des mystischen Lebens besondere Aufmerksamkeit. Aber er hat sich persönlich in seiner Mystik frei gehalten von Pantheismus, Separatismus, Quietismus, also von all den Verirrungen, welchen mystisches Leben so leicht ausgesetzt ist. Wiederholt hat er sich in seinen Briefen mit aller Deutlichkeit gegen jede Pseudomystik ausgesprochen, auch in einer öffentlichen Erklärung denselben Standpunkt vertreten. Nur daß er die außerordentlichen Erscheinungen des mystischen Lebens nicht immer kritisch genug prüfte, kann man vielleicht zugeben. Aber das ist nichts Heterodoxes, höchstens Mangel an Vorsicht. Man wende nicht ein: Aber Sailer hat mit den schwäbischen Aftermystikern Verkehr und Freundschaft unterhalten. Gewiß hat er das getan, aber er hat ihre Anschauungen, sobald sie sich auf irrige Bahnen begaben, entschieden abgelehnt und

---

* ‚Johann Michael Sailer, seine Maßregelung in Dillingen und seine Berufung nach Ingolstadt, aktenmäßig dargestellt‘. Erscheint im Verlag der Köselschen Buchhandlung, Kempten 1910.

mißbilligt. Wenn er dem bekannten Boos Treue und Freundschaft hielt, so geschah es wohl entweder weil Sailer, selbst eine arglose Natur und unschuldig verketzert, nicht an wirkliche Verirrungen bei seinem mystischen Freunde glauben konnte, oder deshalb, weil er in seiner bekannten Milde auch dem irrenden Mitbruder gegenüber nie der christlichen Liebe und Nachsicht vergaß, oder weil er über dem Guten, das die mystische Bewegung für Belebung des christlichen Lebens unzweifelhaft hatte, die Schattenseiten und Irrgänge unterschätzte.*

Doch wie steht es mit der Anklage wegen Indifferentismus? ‚Sailer habe vorwiegend in seinen Schriften die gemeinsam christliche Grundlage der Konfessionen hervorgekehrt und darüber die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche zurücktreten lassen,' lautet die Anklage. Dieses Verfahren hat ihm sogar den Vorwurf des heimlichen Protestantismus eingetragen. Sailer hat wirklich in seinen Schriften nicht die katholischen Unterscheidungslehren in den Vordergrund gestellt, sondern die gemeinsame Grundlage des Christentums, die Grundlehren aller christlichen Konfessionen: den Glauben an die Dreieinigkeit, den Glauben an Christus als Gottes Sohn und Erlöser, an Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, an ein Fortleben und an eine ewige Belohnung und Bestrafung im Jenseits, die christlichen Sittenlehren usw. Aber aus diesem Verfahren dürfen wir Sailer keinen Vorwurf machen. Wir dürfen vor allem nicht schließen, daß Sailer etwa die katholischen Unterscheidungslehren nicht gekannt oder gering geachtet oder gänzlich vernachlässigt habe. Sailer hat sich gegen diesen Vorwurf mit Recht und energisch verwahrt. Er beruft sich auf die Schriften, wo er speziell katholische Lehren wie die katholische Liturgie des hl. Meßopfers, die apostolische Tradition und das lebendige Wort der römisch-katholischen Kirche als Glaubensregel, die Notwendigkeit der katholischen Kirche und des primatus iurisdictionis herausgehoben habe, sowie auf zahlreiche Stellen in seinen religiösen Reden.** Wir dürfen ferner nicht schließen, Sailer sei ein Sektierer gewesen, weil er das gemeinsam Christliche in den Vordergrund stellte. Sailer weist diese Verdächtigung in einem Brief vom 22. Mai 1817 an Ringeis*** entschieden zurück, wenn er rät, in Auszügen aus Sales, Thomas Kempis, Scupuli die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche nicht auszulassen. Er schreibt da:

‚Ich erinnere dies ungern, aber wir leben in einer Zeit, wo die gutmeinenden, aber zu wenig Licht besitzenden Eiferer jeden, der irgend eine Lehre des gemeinsamen Christentums verteidigt, ohne überall die Unterscheidungslehren mit einzuflechten, sogleich einer sektiererischen Tendenz oder gar eines schismatischen Geistes beschuldigen, welches wohl das größte Unrecht ist, aber itzt herrschend wird.'

Wir dürfen endlich nicht übersehen, daß Sailers Verfahren, die Lehren des

---

* Übrigens darf aus Akten und Briefen über Sailers persönliche Stellung zu Boos noch weitere Aufhellung erwartet werden.

** Ob Sailer auch in früherer Zeit diesen Standpunkt so korrekt vertreten hat, darüber müssen wir vorbehaltlich weiterer urkundlicher Forschungen unser Urteil vorerst in suspenso lassen.

*** Ich verdanke diesen Brief dem Herrn Geheimen Archivrat Dr. Jochner in München.

gemeinsamen Christentums besonders zu betonen und zu verteidigen, durch die damalige Zeitlage geboten war. Im Mittelpunkt des Streites standen zu Sailers Zeit nicht die katholischen Unterscheidungslehren, sondern die Frage: Was dünket euch von Christo? Sailer erklärt sich darüber noch speziell:

‚So wichtig in mancher Rücksicht die Unterscheidungslinien der verschiedenen Bekenntnisse, ich meine die Grenzsteine der christlichen Religionen, immer sein mögen, so unwürdig das berufslose Verrücken der Marksteine in jedem Sinne sein dürfte, so bitte ich doch die Leser, jetzt nur die ganze, große Sache Jesu in das Auge zu fassen. Wer die Zeichen der Zeit zu forschen nicht ganz untüchtig ist, wird längst wahrgenommen haben, daß der große Kampf der Geister sich nicht so fast um die einzelnen Unterscheidungslinien zwischen Christen und Christen, nicht um die Grenzpunkte zwischen Konfession und Konfession, sondern um den Mittelpunkt und die Seele des Christentums, um den lebendigen Glauben an einen lebendigen Gott drehe.'

Sailer hat seine Verteidigung des Christentums eben nach dem Angriffe eingerichtet und getreu seiner Parole ‚Das Erste zuerst und nichts halb' die Christusfrage und die Grundlehren des Christentums in den Mittelpunkt seiner schriftstellerischen Tätigkeit gerückt. Dafür verdient er Lob und nicht Tadel. Wenn eine Kirche brennt, rettet der Pfarrer nicht zuerst Fahnen und Weihwasserkessel, sondern das Sanktissimum.

Nachdem die bisher erwähnten Anklagen gegen Sailers kirchlichen Standpunkt sich im allgemeinen als unstichhaltig erwiesen haben, wird man auch dem letzten Vorwurf nicht allzuviel Gewicht beilegen, als sei Sailer da und dort dogmatisch nicht korrekt. Ich bin nicht Theolog von Fach, maße mir also in rein theologischen Fragen kein endgültiges Urteil an. Aber ich darf doch sagen, der Vorwurf muß mit begründetem Mißtrauen aufgenommen werden. Er erscheint bis jetzt als Pauschalverdächtigung ohne jeden konkreten Beweis. Und selbst wenn sich bei Sailer vereinzelt Stellen finden sollten, die einem strengen Dogmatiker Bedenken erregen könnten, so ist nicht zu vergessen, daß man solche etwaige Sätze mit andern Stellen bei Sailer zusammenhalten muß. Auch dürfen wir einen Autor des 18. Jahrhunderts nicht mit der Strenge heutiger Auffassung messen und nicht vergessen, daß Sailer in manchen Punkten eben sich bei aller guten Gesinnung dem Einfluß der Zeit nicht ganz zu entziehen vermochte.

So erscheinen die gegen Sailer erhobenen Vorwürfe entweder als gegenstandslos oder sind, soweit sie tatsächliche Unterlage haben, auf Rechnung der Zeitlage zu setzen oder verwandeln sich, unter dem richtigen Gesichtswinkel betrachtet, in Lob für Sailer. In jedem Falle können sie dem Ansehen Sailers in den Augen billig denkender Beurteiler keinen Eintrag tun, weder seinem wissenschaftlichen noch seinem kirchlichen. Vielmehr bleiben zu Recht bestehen alle die anerkennenden Urteile, welche Männer wie König Ludwig I., Wittmann, Gams, der Paderborner Bekennerbischof Konrad Martin, Jocham und andere über Sailer gefällt haben.

Aus der allerjüngsten Zeit sei noch das Urteil von Goyau (l'Allemagne religieuse. Le catholicisme I 1905) angeführt. Goyau urteilt richtig: ‚Mit Sailer hat die deutsche Religiosität, die protestantische wie die katholische, wieder beten gelernt. Das ist das eigentliche Charakteristikum seiner Wirksamkeit. Fordert keine konfessionellen Polemiken von ihm; er verabscheut sie; was er viel mehr liebt, das ist die Idee einer Art Zusammenwirkens der verschiedenen christlichen Konfessionen gegen die Negationen des Freidenkertums. . . . Sai-

ler legte Bresche in den Rationalismus, indem er ihm eine Frömmigkeit entgegenstellte, in der die beiden christlichen Konfessionen sich vereinigen können.‘

Solche Zeugen genügen. Sie bekunden sämtlich die hohen Verdienste, die sich Sailer um Verbreitung und Vertiefung christlichen Glaubens und christlichen Lebens in Deutschland in schwerer Zeit erworben hat. Dieser Erfolg, den auch kleinliche Nörgelei nicht in Abrede stellen kann, sichert ihm für immer einen Ehrenplatz in der Geschichte des christlichen Deutschlands.

Das ist das Bild, das eine großzügige Geschichtsbetrachtung von Sailers Person, Leben und Wirken entwerfen muß. Sie drängt, zum Schluß auch noch die Frage zu beantworten: Kann Sailer uns noch heute etwas sein? Wir möchten diese Frage trotz aller Fortschritte des wissenschaftlichen und kirchlichen Wesens, trotz der heutigen gewaltigen Organisation kirchlichen und katholischen Lebens in mehrfacher Hinsicht bejahen. Viele der Probleme, welche heute aktuell sind, bewegten auch zu Sailers Zeit die Gemüter. Darum besitzen Sailers Schriften, reich an treffenden Gedanken und voll bleibender Wahrheiten,* auch noch für unsere Tage Wert. Auch heute noch ist gegenüber viel Veräußerlichung in Religion und Christentum Sailers Dringen auf ein lebendiges, praktisches Christentum am Platz, auch heute noch, da der moderne Mensch sein besseres Selbst im hastenden Weltgetriebe zu verlieren droht, Sailers Empfehlung eines innern Christentums, des höheren Lebens der Seele in Gott dringend zu beherzigen, auch heute noch, wo die Frage der kirchlichen Reform die Gemüter offen oder heimlich bewegt, sind Sailers besonnene Anschauungen und Mahnungen beachtenswert, auch heute noch bleibt seine Forderung, über der Verstandesbildung die Kultur des Willens nicht zu vernachlässigen, voll berechtigt, gerade heute wieder wird Sailers Mahnung, Christus in den Mittelpunkt der Erörterung zu stellen, aktuell, gerade heute sein Vorgang, im Kampf gegen antichristliche Weltanschauung Hand in Hand zu gehen mit gläubigen Nichtkatholiken — soweit sie guten Willens sind, und soweit es seitens der Katholiken ohne Preisgabe von Prinzipien geschehen kann, fügen wir hinzu — recht zeitgemäß. Nicht zuletzt aber tut gerade auch unserer Zeit mit ihren schroffen Parteistellungen auf allen Gebieten bitter not der Geist christlicher Milde, wie sie Sailer bei aller Festigkeit in prinzipiellen Fragen so wohltuend und erfolgreich in Leben und Schrifttum bekundet. So ist Sailer auch noch für die Gegenwart ein Erzieher unserer Nation, wie ihn Iwan von Müller jüngst genannt hat, aber ein Erzieher nicht bloß in dem fachmännischen Sinne des Pädagogen, sondern in einem viel weiteren und höheren Sinne, ein Erzieher zu einem lebendigen, innerlichen, tatkräftigen Christentum.

* Eine Auswahl aus Sailers Schriften erscheint von mir in der Sammlung Kösel. 1910.

Wilhelm Meisters theatralische Sendung

Zum Züricher Goethefund / Von Eduard Korrodi

Genie ist Fleiß.' Ergo: Fleiß ist Genie. Halt! Leichtsinniger Trugschluß! In den Froschpfuhl mit dir! Wer erfand dich? Sicher die dilettierenden Schlachtopfer reimenden Schweißes, die sonst an ihrer dichterischen Daseinsberechtigung verzweifeln müßten. Genie ist Fleiß. Allerdings! Wenn anders das Genie im Besitze des Maximums von Energien ist, dann muß Geniebetätigung höchste Energieentfaltung sein, Entbindung aller Seelenkräfte, die der zäheste Gigantenfleiß je und je zu dichterischer Arbeit spornt und zwingt, ja kommandiert. Sollen Beweise her? Ich denke an C. F. Meyer, nicht bloß den Dichter, sondern den Novellisten, der nicht zu sagen wußte, durch wie viele Metamorphosen die im feierlichsten deutschen Sprachgewande wandelnde ‚Richterin' hindurchgegangen war, der nach meiner eigenen Prüfung das sublimste Meisterwerk einer Verbindung der Rahmen- mit der Binnenerzählung, ‚Die Hochzeit des Mönchs', nachdem sie schon in reifer Prägung ‚Die deutsche Rundschau' zierte, noch einmal auf den Amboß legte und ihr mehr als 750 Stilkorrekturen und Stilretouchen angedeihen ließ. Wie Uhland seine Vorrede zu den Volksliedern immer wieder neu formte, weiß man sattsam. Allein ich beweise den Goetheschen Satz mit ‚Talenten'? So werfe ich in die Wagschale den Beweis des Genies: Goethe selbst! Wie anders klängen Iphigeniens Seelenlaute, wenn Goethe an diesem Edelmetall nicht mit einer geradezu ethischen Energie die formende Hand erprobt hätte. In einer schmiegsamen Prosa sprach Iphigeniens Griechensehnsucht. Goethe schenkt ihr den latenten Rhythmus: der Jamben Gold, und wieder die Prosa, um schließlich doch mit der Jambenmusik die Seelen zu erobern, wie in denselben Jahren, unabhängig voneinander einer vom allgemeinen klassischen Geiste vorgeschriebenen Notenspur folgend, Lessing im ‚Nathan' und Schiller im rollenden Vers des ‚Don Carlos' den Blankvers zum Siege führten. Dreimal warf Goethe den ‚Götz' in den Schmelztiegel. Selbst den ‚Werther' schonte er nicht und gab ihm neue Stilfarbe, indem er das ‚allzu Aufgeknöpfte und Burschikose' abtönte. Zweimal mit zähem Fleiß galt Goethes formende Arbeit und Mühe ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren', der Schöpfung, die ihn Jahrzehnte als Bekenntnisschrift begleitete und von ihm wie der Faust von dem Gealterten einen zweiten Teil ‚Die Wanderjahre' heischte, in denen noch einmal die singuläre Sehbegabung Goethes für alle verborgenen Zusammenhänge des Weltgeschehens ihre tiefsten Eindrücke als Erkenntnisse niederlegte. Etwa im Jahre 1777 suchte Goethe die schwankenden Gestalten Wilhelm Meisters festzuhalten, just, als für ihn das Welttheater eine neue Szene mit neuen Prospekten auftat, und ihm ein Ministerportefeuille eine aktive Rolle zuteilte, in die er sich auch meisterlich hineinlebte, ehrten ihn doch als Zeichen raschester höfischer Karriere nicht bloß der Titel des Geheimen Rates, sondern auch bald die adelige Arabeske. In dieser Zeit, da Goethe die Lebenskunst fand auf dem glatten Parkett, sucht sein Wilhelm Meister die Schauspielkunst. Einmal wird er auch der Lebenskunst teilhaftig werden. Jetzt nicht, denn jetzt sucht Goethe mit der Seele das Land der Griechen und findet — Iphigenie, die bei ihm aus Zeitenferne Rast hält. In Italien bedrängt der Dichter der Gerusalemme liberata, Tasso, neuerdings mit flehentlicher Geberde Goethen um die Weihe seiner Worte und den Lorbeer. Goethe gibt Tasso das Leben, weil er in der Verschmelzung der Charaktere Antonio, des in den Realitäten wurzelnden Staatsmannes und in Tasso, dem mit der

feinsten Nerven Fluch und Wonnen Gezeichneten, die Formel für ein Kapitel seiner Ichbiographie findet. Ist er nicht Tasso, in dem jeder rauhe Windhauch vom Leben den seelischen Organismus zu jauchzenden Hymnen und zum tieftraurigen Klagelied in Schwingung setzt? Und Antonio nicht minder, da Weimar-Ferrara einen Minister Goethe erzieht, der als der Klugheit letzten Schluß lernt: mit der Wimper nicht zu zucken, wenn der Intellekt aufschreit, die Seele zu verbergen in kalter Maske vor unbefugten Belauschern. —

Heimgekehrt gibt das Dauererlebnis Italien allen Werken, die fortan kommen, ein Erkennungszeichen: Stil im eigentlichen Sinne. Endlich im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts erinnert er sich wieder seines Wilhelm Meister. Goethe ist ein anderer geworden, einst Wilhelm sein ‚dramatisches Ebenbild‘ (theatralisches Ebenbild) nennend, spricht er jetzt von einer ‚Pseudokonfession‘, von der er wünscht, sie möchte ihm von Hals und Herzen kommen. Er fühlt sich dem Roman der ersten Weimarerzeit als kühler Beobachter gegenüber; schreibt er doch an Schiller bei Anlaß des ersten Buches: ‚Die Schrift ist schon so lange geschrieben, daß ich im eigentlichsten Sinne jetzt nur der Herausgeber bin.‘ Aber er ist regsam, das Werk reift der Vollendung entgegen, so lange zurückgehalten wird es nun auch, als ob es darauf gewartet hätte, die zwei kritischen Exponenten zweier geistigen Welten finden, da ja auch das Werk auf dem Markstein zweier Epochen, der klassischen und der romantischen, steht. Schiller spricht im Namen der klassischen Epoche die kritische Huldigung in jenen zum deutschen Kulturbesitz gewordenen Briefen an Goethe aus. Fr. Schlegel, die ‚Lehrjahre‘ neben der französischen Revolution und einer Geistestat Fichtes die größte Tendenz des Jahrhunderts nennend, schreibt in seiner Wilhelm Meisterrezension (Gesammelte Werke, 10. Band 1825) ein Kunstwerk schöpferischer Kritik und erhebt sie zum Evangelium der kommenden Dichtergeneration. Und ist es nicht so? Kreisen nicht dauernde Werke wie Novalis' ‚Heinrich v. Ofterdingen‘, Mörikes ‚Maler Nolten‘ und G. Kellers ‚Grüner Heinrich‘ wie Planeten um dieses Sonnenwerk in geistiger Verwandtschaft? Blutsverwandt ist der ‚Grüne Heinrich‘ Wilhelm Meister, vielleicht demjenigen Wilhelm Meister noch mehr, der mit hellerem Jugendauge begabt in Verborgenheit und Weltvergessenheit die Heimatluft des ‚Grünen Heinrich‘ nun mehr als ein Säkulum geatmet hat und der nun aufersteht in der kaum mehr erhofften Urform der Lehrjahre, die den Titel trugen: Wilhelm Meisters theatralische Sendung.*

Der Züricher Goethefund seit E. Schmidts ‚Urfaust‘entdeckung im Nachlaß des Fräulein von Göchhausen, das Ereignis von größter Bedeutung für die Kenntnis der die Wertherzeit ablösenden Kunstepoche Goethes wie für die Kunde von seinen künstlerischen Plänen aus der Jugendzeit, ist auch eine Ehrung des Schicksals an die Schweiz, die mehr als in einem bloßen Provinzverhältnis zu Weimar stand, die nicht nur Goethe zu ihren wiederkehrenden Gästen zählte, sondern ihm auch wackere Freunde stellte, von dem vorübergehenden Lavater nicht zu sprechen, wie den treuen, lieben H. Meyer, den man scherzend seine in Weimar nie preisgegebene helvetische Aussprache nachahmend den ‚Kunschtmeyer‘ nannte, und vor allem die edle Patrizierin Barbara Schultheß (Georg v. Schultheß-Rechberg hat ihr eine anmutige Biographie gewidmet, Zürich

* Die ersten Textkostproben vermittelt Dr. Billeter, der Entdecker in seiner soeben in 2. Auflage erscheinende Broschüre dieses Titels (Verlag von Rascher, Zürich).

1904) von Goethe solchermaßen geschätzt, daß sie zu den Auserwählten des Jahrhunderts gehörte, die alle Wandlungen und vollendeten Werke Goethes in den ersten Niederschriften lesen durfte. Sie wußte diese geistigen Festtage in ihrem Wert zu wägen und regte hernach emsig die Feder, um die Werke wie ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung' in der eigenen Abschrift zu besitzen. — Diese aufrechte Frau, ‚die Immergleiche', die zwischen den immer mehr an geistige Gegenpole rückenden Geistern Goethe und Lavater friedlich stehend Gegensätze milderte, mit dem Herzen auf der Seite des Christentums Lavaters, mit dem Kunstintellekt in bewundernder Verehrung des Dichters Goethe verharrend, sah schmerzvoll Goethe sich abwenden; sie hatte keinen Ehrgeiz nach ‚des Namensdauers Trug' und übergab den lodernden Flammen die Zeichen, die an ihr geistiges Dauererlebnis, das Goethe hieß, erinnerten. Aber die Flammen ließ sie einzig über dem Werke, das jetzt aufersteht, nicht aufzüngeln; Dank ihr und Dank auch dem Gelehrten Dr. Billeter, der in einer Griechischstunde das trockene Pensum durchbrechend vom Prometheus den geistigen Faden zu Goethe spann und in den Schülern die Freude an der Goethelektüre weckte. — Einer seiner Schüler, ein Ururenkel der Barbara Schultheß brachte ihm tags darauf das Buch, das den irreführenden Titel trug: ‚Werthers Leiden'.

Wie sieht die Urform des Wilhelm Meister aus? Gebührt ihr, wie voreilig die ersten Urteile verkündeten, der Preis vor den ‚Lehrjahren'? Hat Goethe, wie Heißsporne meinten, ein wunderliebliches Werk zerstört? Werden wir wie in Goethes Zeit mit dem Prinzen August von Gotha fortan nur am Jugendwerke uns laben, den ‚Lehrjahren' unsere Gunst entziehen, oder werden wir mit der klugen, gütigen Frau Aja, die doch auch beide Fassungen kannte, den ‚Lehrjahren' den Zoll der Verehrung weiter schulden, mit Schiller dankbar sein, daß dieses Werk jedem Menschen ‚in die Zeit seiner strebenden Kräfte' als ein Buch gesättigter, in künstlerischer Form geprägter Weisheit erscheint? Ein Wald von Fragezeichen? Hier eine Handvoll karger Antworten! Vom ‚Urmeister' hatten wir schon ehedem Kunde. Das unverbürgte Urteil des geschwätzigen Böttiger, der behauptete, Wieland habe dem ‚Urmeister' größere ‚Lebendigkeit' zugesprochen, ein Urteil, das wohl sich bestätigt, erscheint auf Wielands Zunge unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, daß gerade Wielands ‚Agathon' den technischen Griff der in-medias-res-Erzählung der ‚Lehrjahre' anregte. — Herder, der mit keinem guten Wort die frühere Weitherzigkeit seines Urteils dokumentierte, lobt die Urform des Wilhelm Meister, um die Lehrjahre um so kräftiger — Schiller nannte solche Literaturkritik ‚pathologisch' und antizipiert damit das Wort für eine heutige — mißverstehen zu können. Er schreibt an die Gräfin Baudissin: ‚Man lernte den jungen Menschen (den Wilhelm) von Kindheit auf kennen, interessierte sich für ihn allmählich und nahm an ihm Teil, auch da er sich verirrte.' — In der Tat: die biographische Linie des Hauptthelden ist klarer und sicherer, auch anmutiger im ersten Buche durchgeführt. Es scheint viel deutscher Sonnenschein in dieses Werk und sein kleinbürgerliches Leben; treuherzig, ohne alle Kunstallüren, wie ‚Heinrich Stillings Jugend' ist der epische Grundton. Benedikt Meister kommt von der Tarokpartie heim und hält noch schnell Einkehr bei seiner Mutter, die für seine Kinder ‚den heiligen Christ' herrichtet. So anmutig wie diese Alte von den Herrlichkeiten des Puppenspiels, vermag nur eine zu plaudern, die über den Meridian des zähen, hastigen Erwerbslebens hinausgekommen; die da Feiertag halten, haben das Recht auf epische Breite im

Dialog. Der Christabend naht heran; Wilhelm in scheuer Andacht postiert sich fernab von dem mystischen Vorhang des Puppentheaters, sieht fiebernd Jonathan, Goliath und David agieren, ‚dunkel über das Vergangene nachdenkend — voller Hoffnungen, Drang und Ahndung‘. Wilhelms Eltern stellen sich rasch, einprägsam in greller Beleuchtung vor; nur die Großmutter indes wächst uns ans Herz. Warum? Weil sie die einzige ist, die Glückstrahlen in das Jugendleben Wilhelms wirft. Ungehemmt strömt die Erzählung in gerader Richtung. Die theatralische Welt in ihrer naivsten Erscheinungsform, dem Puppentheater, wird vor uns, — auf dem Werden liegt der Akzent, — man jubiliert Augenblicke, nein während der Lektüre des ganzen ersten Buches: ‚Jugendlicher Meister, woher diese satten, frischen, energischen Farben auf deiner Palette, diese glühende Wärme? Antwort: Es sind die Farben der Erinnerung holdester Jugenderlebnisse, wie ich sie noch einmal heraufbeschwor in „Dichtung und Wahrheit“. Ach, als die Hand ermattete und die Erinnerung schweigsam geworden.‘ — Weiter!

In Wilhelm erwacht die eigene schöpferische, dramaturgische Kraft; ‚seine Liebe zum Theater aber blieb rein, und er konnte es ohne Mitwerben ansehen, wenn jeder von den andern seine Prinzessin auf den Thron setzen wollte.‘ Durch solch kleine Einzelzüge verrät der Dichter der Urform, wie seine Feder sympathetisch mitschwingt, denn noch ist Wilhelm Goethes ‚dramatisches Ebenbild‘, da gilt es, wo er das Bild nicht auf Goldgrund prägen kann, den Helden mit goldenen Eigenschaften des Lesers Anteil erringen zu lassen. — Wilhelm entwächst den Kindheitsjahren, und Goethe präludiert seine nun folgende Epoche mit einem herrlichen Kapitelintroitus: ‚Das Knabenalter ist deshalb weniger liebenswürdig als die Kindheit, weil es ein mittlerer, halber Zustand ist. Das Kindische klebt ihnen noch an, sie noch am Kindischen; allein sie haben mit der ersten Beschränktheit die liebe, volle Behaglichkeit verloren, ihr Sinn steht vorwärts, sie sehen den Jüngling, den Mann vor sich, und weil auch ihr Weg dahin geht, eilt die Einbildung voraus, ihre Wünsche überfliegen ihren Kreis, sie ahmen nach, sie stellen vor, was sie nicht sein können noch sollen.‘ In Wilhelm ist nun alles ‚unnatürliche Naturgefühl‘ auf den einen Brennpunkt gebannt: die Bühne. Jetzt erst (im 14. Kapitel des ‚Urmeister‘) kommt das Schicksal mit den lodernden Liebesbränden. ‚Bisher waren seine kleinen Geschichtchen wie Präludien zu einem großen Musikstücke gewesen, wo man in manchfaltigen Harmonien aus einem Tone in den andern übergeht, ohne eine bestimmte Melodie vorzutragen und ohne einen andern Zweck zu haben, als das Ohr zu mehr Empfänglichkeit für das Folgende vorzubereiten und den Zuhörer unvermerkt an die Pforte zu führen, wo sich ihm die ganze Herrlichkeit auf einmal offenbaren soll. Den meisten Menschen geht's so in der Liebe, und wen das Schicksal lieb hat, den leitet's so zu Glück und Unglück.‘ Zart und schüchtern auf dem Umweg eines feurig vorgetragenen Plädoyers über den zu Unrecht verachteten Theaterstand hebt Wilhelms Liebeswerbung an; in Marianne selbst, deren frühere Schicksale der Dichter in verborgener Anteilnahme, alle herben Akzente mildernd, verantwortlich macht, jubelt zum erstenmal echteste Liebe. Ach, und dennoch ist sie das jäh und grausam nahende Schicksal, das Wilhelm die niederträchtige Kehrseite der Welt des Scheins zeigt. Auf den Gipfel des letzten Kapitels wie in den ‚Lehrjahren‘ hat Goethe auch hier, die dramatische Steigerung des Themas auskostend, dieses erste große, wehe Erlebnis komponiert. Wahrhaftig! Dieses erste Buch ist ein

Kunstwerk, in dem die Schönheit allgegenwärtig wandelt. Hätte dieses Werk, das mit keinen romantechnischen Kunstgriffen sich schmückt und gewissermaßen im künstlerischen Unschuldszustande geschrieben war, in einem Spiegel sich erblicken können, es wäre errötet in bezaubernder Scham über die verschwenderische Fülle seiner edlen Reize und schönen Linien. — Kommt einer von dem nachbarlich stehenden ‚Werther‘, der oft als Zwillingsbruder Wilhelms in der Urform erscheint, das Ohr noch trunken von jenen Musik gewordenen schwellenden Rhythmen, der preise nun wieder den Meister, der von sich sagen durfte: ‚Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären‘, der trinke die Wimper voll von diesen in Ebenmaß aufsteigenden Satzarchitekturen des ‚Urmeister‘, der spreche zu dieser in prangender, reifer Schönheit vorübereilenden Prosa: Verweile doch, o Augenblick, du bist so schön! — Was wollen da ein paar Idiotismen, die wirklich nicht ‚patronymische Schönheiten‘ im Herderschen Sinne sind, besagen, was ein ministerliches ‚Directorialqualität‘, das sich in diese Prosa verirrte, die ohne Metrum latente Poesie ist! Wo wäre ein einziges Gefühl in diesem ersten Buch, das auf Stelzen ginge? Keines! Aber hundert, die aufschreien und jubeln können aus des Herzens Tiefen.

Und an dieses Werk hat Goethe siebzehn Jahre später die Hand gelegt, mußte er doch wohl die Hand legen, da es galt, Altes und Neues zu verschmelzen, das mächtig anschwellende Werk zu konzentrieren. Das Kunstproblem war ein Harmonisierungsversuch zwischen zwei Stilwelten, zwischen den Partien, deren Empfängnis in nordischer und italienischer Sonne geschah. Sollte er sich mit äußerlichen ‚Verzahnungen‘ bescheiden? Oder galt es nun nicht wieder, die Formel ‚Genie ist Fleiß‘ durch eine Tat zu bekräftigen, daß er nun im Sinne der Gesamtökonomie der zweibändigen ‚Lehrjahre‘ (die von zwölf in acht Bücher konzentriert wurden) den geretteten Partien des ‚Urmeisters‘ Farben gab, die einigermaßen ihre Komplementärfarben in den neu hinzugewachsenen Teilen erhielten. Der Stildualismus ist unvermeidlich, aber er tritt weniger grell in Erscheinung. Freilich nicht ohne Wehmut sieht man, wie sich nun Stilschnörkel anschmiegen an die frischen pastösen Gebilde früherer Tage, wie Goethe, der Stoffwelt entrückt, aufseufzt: ‚Wer könnte beschreiben!‘ oder ‚Wer vermag zu ahnen!‘ — Wenn Goethe es nicht vermochte, wie soll es der Nachgeborene? Gleich das mit einem dramatischen Auftakt anhebende erste Kapitel der ‚Lehrjahre‘ kann nicht in Stunden geschaffen sein, die den Segen der Musen empfingen. Diese Marianne ist uns noch fremd, warm werden wir erst bei Wilhelms Erzählung, und siehe! das Herrlichste und Farbenkräftigste des ‚Urmeisters‘, die Historie vom Puppentheater, ist gerettet. Kaum ein Haar ist ihr gekrümmt worden; nur schade um Wilhelm, der schon als Gewordener vor uns steht, der eine Erinnerungsnovelle erzählt, wo sie im ‚Urmeister‘ uns vorgelebt wird. Aber man sei gerecht! Ist es nicht eine Kunstleistung à part, wie Goethe trotz etlicher romantechnischer Hindernisse die dichterischen Höhepunkte, das Essentielle gerettet, und es auf seltsam verschlungenem Pfad in die ‚Lehrjahre‘ einleitet, wenn man auch die medias-in-res-Erzählung als verunglücktes Experiment preisgäbe und gerade einen Teil der energischen Wirkung des ‚Urmeister‘ der Tatsache zuschriebe, daß Wilhelm immer im Zentrum der Erzählung steht und mit der größten Einprägsamkeit von der Folie des Bühnenlebens sich abhebt. Freilich, die Distanz der Zeit hat Goethe zu seinem Werk in reserviertere Haltung gebracht: Marianne gegen-

über besonders. In der Urform, so wenig psychologisch es vielleicht war, guckte über die noch mehr realistisch gezeichnete Raffinierte, der R. H. Bartschs Elisabeth Kött die Hand reichen mag, hie und da Gretchen. — Jetzt verliert sie merklich die Anteilnahme durch eine Reihe von Nuancen, mit denen Goethe ihr Porträt ausstattet. Wie möchte man sie schelten, die Fühllose, daß sie über Wilhelms Erzählung vom Puppentheater einschläft! Oder ironisiert Goethe seine frühere Erzählung? Wie unrecht tat er ihr dann! Das macht: Goethe stand im ‚Urmeister' selber mit Wärme agierend auf der Bühne, jetzt steigt er ins Parkett, schaut ruhig und gelassen dem agierenden Wilhelm und Marianne zu. Wie hätte er sonst im 17. Kapitel jene kalte Gemäldebeschreibung (wie schon der Entdecker des ‚Urmeister' mit Recht tadelte) angesiedelt, just, wo die Leidenschaft einen glühenden Trank kredenzt, wo Goethe wie ein echter Lord der Poesie ohne knickerische Rechnung mit einer Handvoll dramatischer Schönheiten das erste Buch beschließt. Mit Glorie sind sie aus Wilhelm Meisters ‚theatralische Sendung' ungekürzt in die ‚Lehrjahre' eingezogen. — Das ungeschmälerte Lob, das das erste Buch der Urform trifft, gilt nicht für das zweite, das uns an Hand der Texte Dr. Billeters eine Prüfung erlaubt. Man müßte wirklich die bescheidenste Sehbegabung für das Primitivste der Führung einer Fabel eingebüßt haben, wenn man des Brouillonhaften und Fragmentarischen nicht inne würde. Es ist mir nicht recht begreiflich, wie der Herausgeber der ersten Textproben und, mit Ausnahme J. V. Widmanns, die gesamte Schweizerkritik nicht den Ansporn fühlte, auf die wunden Stellen des zweiten Buches den Finger zu legen. — Unvermittelt zu unserem größten Erstaunen beginnt er: ‚Wilhelm war nunmehr auf der Besserung.' Also just nach dem niederschmetternden Betrug Mariannes? Wie unpsychologisch! Wie gerne kehren wir da zum zweiten Buch der ‚Lehrjahre' zurück, wo wir die Pest in dem vollsaftigen Körper rasen sehen. Nachdem im ‚Urmeister' Werner das Thema Corneille anpackt, erinnert sich der Dichter seiner Leser — endlich! — und leitet mit der mehr als barocken Wendung zu Wilhelms Seelenzustand über: ‚Doch ich merke, um meine Leser zu befriedigen, werde ich die Erzählung an das Ende des vorigen Buchs anknüpfen.' — Eine Abhandlung über die Kaffeebohne und ‚den Tee, ihres würdigen, obgleich weitläufigen Anverwandten' (man weiß, wie Goethe dieses Thema Charlotten von Stein vortrug und alle Geister feinen Spottes heraufbeschwor) keilt sich als ein ganz unorganisches Stück in dieses erste Kapitel. Goethe schied es in den ‚Lehrjahren' aus, so gut er die Trivialitäten der Schülerszene im ‚Urfaust' in der endgültigen Fassung preisgab. — Unser Wilhelm wird ein Famulus Wagner, ‚der im Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze seine Beruhigung fand'. Auch diesen Zug radierte Goethe in seinem späteren Porträt nicht zum Nachteil aus. Eröffnet das erste Buch die Quellen des Lebens, so das zweite von ‚Wilhelms theatralischer Sendung' die Quellen des Geistes. Wilhelm reift ‚der Sonne entgegen, die seine Flügel zeitigen und ausspannen soll'. Wie im dritten Buch der ‚Lehrjahre' Shakespeare, so erscheint hier Corneille auf der Fläche und damit auch der Begriff der drei Einheiten, den Wilhelm klug und konziliant interpretiert, ja sogar nicht ohne Spitze gegen die längst überwundene Sturm- und Drangzeit. Wie geistvoll auch Wilhelm nun Art und Wesen des Franzosen deutet, wie feurig und eloquent, auf seinen Lippen erscheint dennoch nicht jene intuitive Erkenntnis, wie sie in der Hamletdeutung des vierten Buches der ‚Lehrjahre' aufleuchtet und nicht bloß die Schauspielkunst bis auf den heutigen Tag, — Kainz erst hat gewisser-

maßen einen neuen, nicht bloß den sanguinischen, den melancholischen, sondern auch den von Schwermut zu geistreicher Verrücktheit fluktuierenden Hamlettypus gefunden, — sondern auch die wissenschaftliche Deutung des Hamletproblems befruchtet. Wie G. Keller im ‚Grünen Heinrich' den Hymnus auf J. Paul in der zweiten Fassung durch die Preisgabe des Satzes: ‚Ihn werde ich nie verleugnen' schwächte, so versagte Goethe Corneille den vollen Tribut schon wegen der im dritten Buche meteorartig auftauchenden Shakespearewelt, der er huldigen wollte, keinen anderen Gott neben dem Briten adorierend. — Ist das erste Buch der Urform künstlerisch ein Gewinn, so das zweite ein Gewinn für die Geschichte der Dichterwerdung Goethes. Da Goethe Wilhelm Meister als den Bekenner seines eigenen Dichterstrebens seinen Weg wallen läßt, erzählen uns nun das dritte, vierte und fünfte Kapitel von den dichterischen Ikarusflügen. Freilich, dieser Wilhelm erzählt von den Schäferspielen mit der Ironie des längst höhere Schöpfungen im Busen tragenden Goethe, der schon die genialen Trümpfe eines ‚Götz', ‚Werther' und ‚Clavigo' hingeworfen hatte; erzählt, wie er von Jugend auf in jedem Silbenmaße, das er hörte oder las, gleich hätte reden und schreiben können, er formt jene rednerische Bravourleistung über den Dichter, die über die Konfession als etwas Typisches hinausragt und darum in die ‚Lehrjahre' unverkürzt einzieht. — Das vierte Kapitel ist im wärmsten Beichtton gehalten. Selbst stammelnde Poesie — allerdings wieder in einer ganz äußeren Art mit dem folgenden Erzählten verbunden — erklingt; aber Wilhelm rettet keines dieser Stücke, er ist der Dichter, der die Hirnarbeit nicht ausschaltet, und wenn er seiner Poesie einen Anwalt gibt, so ist es der zarteste: eine Schwester. Das dramatische Ebenbild Goethes legt uns Skizzen und Pläne vor von den Dramen Jesabel und Belsazar, die Wilhelm Goethe mit der Gelassenheit des Genies seziert, das nicht zu den höchsten Staffeln des Kunstschaffens käme, wenn es nicht die untern für immer überschritten hätte. Amalie, Wilhelms Schwester, — der Deckname für Cornelie, Goethes Schwester, liegt auf der Hand — wählt talentvolle Verse aus dem ‚Belsazar' aus. — Goethe hat diese große, strenge Rechenschaftsablage über ‚die Kindheit seiner dichterischen Bemühungen' in den ‚Lehrjahren' verschwiegen. Nicht bloß, weil er die ‚Lehrjahre' als eine ‚Pseudokonfession' betrachtete, sondern weil er vielleicht fühlte, daß diese Partien gewissermaßen eher ein nie geschriebenes Kapitel seiner Biographie ‚Dichtung und Wahrheit' antizipierten, ein Kapitel, das keiner der Biographen, weder die geistvollsten R. M. Meyer und Bielschowski, noch L. Geiger und Eduard Engel, die letzten Goethebiographen hätten schreiben können. — Wieviel künstlerischer Rohstoff in ‚Wilhelm Meisters theatralischer Sendung' steckt, beweist dann die an den Schluß geheftete Abhandlung: Woher das Gefallen komme, das der Mensch am Drama, besonders am Trauerspiel hat. — Goethe hat aus dem zweiten Buch mit einem Wort die zwei dichterischen Höhepunkte von typischem Gehalte, Wilhelms Preislied des Dichters und Werners ebenso berechtigten glühenden Dithyrambus auf die materielle Kultur als Quintessenz in die ‚Lehrjahre' hinübergerettet. — Will man ihn darob schelten, daß er preisgab von der ihn bedrängenden Fülle? Liegt denn nicht alle große Kunst in der Preisgabe des rein Zufälligen und im Herausmeißeln des Notwendigen? So werden wohl auch die zwei übrigen Bücher der ‚Lehrjahre', die sich enger an die Urform anschließen (nur das vierte Buch von ‚Wilhelms theatralischer Sendung' zeigt noch größere Abweichungen), für die königliche Geberde des im goldenen Überfluß dichterischer Gebilde lebenden

Meisters zeugen, von dem man füglich wie C. F. Meyer von Dante sprechen darf: ‚Seine Fabel lag in ausgeschütteter Fülle, sein strenger Geist aber wählte und vereinfachte.‘ — Darin liegt das Geheimnis aller nach Größe und edler ‚Simplizität‘ trachtenden Kunst. —

So mögen die beiden Fassungen des ‚Wilhelm Meister‘ als zwei hochbedeutsame Dokumente und Spiegelungen des Goetheschen Geistes uns fortan erscheinen. Goethe, der Proteus und immer Werdende hat, wie zu seinem Faust, zu Wilhelm gesprochen: Komm, ältele du mit mir! Und Wilhelm wird reifer und klüger. ‚Er ging aus, die Schauspielkunst zu suchen, und er findet die Lebenskunst.‘ —

Wie zwei Goethebildnisse aus verschiedenen Epochen muten uns die beiden Fassungen* an. Über dem ‚Urmeister‘ erscheint G. M. Krauß' eleganter Kavalier von bestrickendem Charme, der in lässiger Geberde den Schattenriß der Frau von Stein betrachtet, wohl weiß, wie er alle Welt bezaubert. Begierig schlürft seine Wimper am schönen, ach so kurzen schönen Leben. — In der Zeit, da die ‚Lehrjahre‘ mählich reifen, sucht H. Lips Goethe in einer Zeichnung festzuhalten: Eine seltsam hohe Stirn, hinter der Welten gaukeln, dieses weitgeöffnete Auge, Frage und kluge Antwort zugleich! Wie formt Strenge und Würde diesen Mund; wie ist dieses ganze Antlitz eine Predigt über den Vorspruch: ‚Reif sein ist alles.‘ — ‚So ist,‘ nach Goethes eigenem Wort, ‚die Gestalt des Menschen der Text zu allem, was sich über ihn sagen und empfinden läßt.‘ Und gewiß auch über sein Werk. Im ‚Urmeister‘ wächst kühn und stark der grüne Baum des Lebens empor. Auf daß er — nach Goethes seltsamem Faustwort — ein grüngoldener Baum werde, pfropft er ihm in den ‚Lehrjahren‘ von der goldenen Weisheit auf, die er in Jahren als die Frucht mancher herber und schöner Erlebnisse empfing. Und siehe! Unter beiden Bäumen zittert die zarteste Lyrik Goethes, seufzt Mignon nach dem Süden, wo der ‚frohe‘ (erste Fassung) und der ‚hohe‘ Lorbeer blüht; und die Wipfel beider Kronen leihen die Mollakkorde zu des Harfners ergreifendem Preis der Einsamkeit.

---

* Die kritische Herausgabe von Wilhelm Meisters theatralischer Sendung ist Prof. H. Maync in Bern übertragen worden, dem wir die ausgezeichneten Immermann- und Mörikeausgaben verdanken. Hoffentlich erscheint sie zu Weihnachten, damit wir nach der vollständigen Kenntnis beider Fassungen — um mit Goethe zu reden — das, was gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, das, was mißlang, anständig bedauern.‘

Die Sendlinge von Voghera
Roman von Ilse von Stach (Schluß)

Siebentes Kapitel.

Die Gnade, die Benjamin von Pius IV. nicht hatte erlangen können, spendete ihm Pius V. mit überschwenglicher Lust.

Kaum bedurfte es der Vermittlung Pater Juans, den Benjamin bald nach der Wahl des neuen Papstes in dessen Gefolge bemerkt, und der also längst seine Absicht, nach Rom überzusiedeln, ausgeführt hatte. Kaum bedurfte es seiner Fürsprache; denn sieben Jahre sind eine lange Zeit, und sieben Jahre hatte einst Michele Ghislieri den unbekannten Mönch aus Voghera auf betendem Herzen getragen, — wie sollte er nach vollbrachter Rettung seiner vergessen können! Dazu sah er nicht wie sein friedliebender Vorgänger eine Missionsreise als ein Werk der Zwietracht an, er vielmehr erblickte darin ein Werk höherer Friedensliebe, das zwar für den Augenblick das Schwert, für die Zukunft aber die große Eintracht brachte, um die auf Erden zu kämpfen Jesus Christus seine Kirche gestiftet hatte.

‚Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe —‘ eingedenk dieses Heilandswortes, zögerte Papst Pius nicht, die Seinen mitten unter die Ketzer, die wohl zu Wölfen werden konnten, auszuschicken, — war er doch selbst als Pater Inquisitor der Schweiz gefangen und verwundet worden und erachtete die Narben jener Wunden bis zu seinem Tode als köstlicheren Schmuck des hageren, gottgeweihten Leibes als die Papstkrone auf dem ehrwürdigen Scheitel.

So entsandte er Benjamin mit heiliger Lust, verpflichtete ihn nur, in Gesellschaft eines Bruders aus Voghera zu reisen, um der mancherlei Nöte und Gefahren willen, die ihn auf der Wanderschaft ereilen möchten, — denn nicht freventlich soll der Christ das Leiden, das sein Herr und Meister zur Gnade verklärt hat, an sich reißen, sondern in Geduld ausharren, ob er von Gott selbst dazu gewürdigt wird.

Noch weilte Felice in Rom. Aber Felice war nicht der rechte Begleiter auf eine Missionsreise nach Deutschland.

Während er um den verstorbenen Papst, seinen freundlichen Gebieter, mit empfindsamer Seele trauerte, begann Rom, das aufs neue unter dem Zeichen des leidenschaftlichen Katholizismus stand, auch aufs neue sein beschauliches Gemüt zu ängstigen und zu verwirren.

Schmerzlich und vergeblich sehnte er die von einer milden Sonne beschienenen Tage Pius IV. zurück und verbarg sich in enge Wände vor den scharfen Strahlen des am Himmel aufgestiegenen Gestirns.

Auch gehörte er in die große Zahl der Diener, für die Pius V. keine Arbeit und keinen Sold übrig hatte. Andere Talente als die, mit denen

Felice begabt war, waren es, die der neue Papst brauchte. Was kümmerten ihn, den Monumentalen, die ‚eiserne Säule', unscheinbare Fresken und Ornamente, — ihn, dessen glühende Seele auch in der Sphäre der Kunst nur an überwältigenden Werken Genüge fand.

Felice fühlte bald, daß seines Bleibens in Rom nicht sein konnte, und verlangte innig, nach Voghera zurückzukehren, als in die immer bereite Heimat, in der Prior Balthasar wie im weltlichen Elternhause Vater und Mutter zugleich, das Herz offen hielt für die heimkehrenden Söhne.

Unendlich liebenswert tauchte vor Felices innerem Auge die Gestalt Prior Balthasars auf. Wie geborgen konnte eines jeden Menschlichkeit in des Priors verstehender Güte ruhen; er vermochte ungleichen Söhnen ein Vater zu sein, liebte die Eifrigen, ohne die Bescheidenen zu mißachten, förderte die Aktivität mit der Kontemplation zugleich, jene in Giorgio, diese in Felice, beide in Benjamin, und gönnte ihnen allen, allen ihren besonderen Platz unter der Sonne des Himmels und an der treuen Flamme seines liebevollen Herzens.

Recht von Heimweh erfüllt begehrte Felice, die Stadt der wechselnden Leidenschaften hinter sich zu lassen und die freundliche Erinnerung an musische Nächte, in denen der Vollmond über dem Kasino gestanden, in denen die Brunnen gerauscht und der Marmor geleuchtet hatte, rein mit sich nach Voghera zu nehmen.

Prior Balthasar würde ihm seine Mitfreude nicht versagen, wenn ihm nach der römischen Schule die aufgetragenen Arbeiten glücklicher gelangen als vor Jahren, ja, er würde helfen und sorgen, daß adlige Herren der Lombardei bei ihm Bilder bestellten, wodurch er denn sich zur Seligkeit und dem Kloster zum Nutzen leben könnte.

Schon blühten in den etrurischen Bergen die Zyklaminen, als Benjamin und Felice sich gemeinsam auf den Weg nach Voghera machten, — Benjamin, um sich Giorgio zum Geleit nach Wittenberg zu erbitten, Felice, um heimzukehren.

Die ungleichen Brüder, als die sie vor mehr als einem Jahrzehnt nach Rom gezogen waren, waren sie bis zu diesem Tage, und jeder sich selbst gleich geblieben; aber wie denn beide mit Rom versöhnt waren, ein jeder der Tiefe seines Wesens gemäß, wanderten sie duldsamer, ehrfürchtiger einer gegen den andern nordwärts, als dazumal südwärts, von Voghera nach Rom.

Auch lebte Benjamins Geist nur wenig in Erinnerungen vergangener Tage, sondern strebte unablässig in Träumen voraus zur Zukunft, Träumen, die, wenn Felice sie hätte anschauen können, ihm die alte Scheu entlockt haben würden vor des Bruders unstäter, verlangender Seele. Zu Zeiten freilich überkam ihn eine Ahnung von Benjamins innerlichem Leben,

wenn er ihn nachts ruhelos wie nur jemals vom Lager auffahren und in die Sterne starren sah.

Dann war es wohl die greifbar deutliche Vision von einem schönen, deutschen Jüngling gewesen, die Benjamin aus dem Schlafe aufgeschreckt hatte, — einem Jüngling, der unter blonderem Haar Benjamins eigenes Angesicht trug, — und der, von der himmlischen Gnade überwältigt und in aller Demut von dem geführt, der ihm in Sünde und Abfall Vater geworden war, zu des heiligen Papstes Füßen niederkniete. —

Hier verklärte sich Benjamins Antlitz, als halte er schon des Sohnes gerettete Seele in seinen zitternden Fingern.

Andere Nächte zeitigten andere Gesichte; Benjamin steht auf dem Wittenberger Marktplatz, Margrete hat ihm in alter Herbheit ihr Haus verschlossen, der Knabe ihn verachtet, und im Gespött der Menge, und ihren Hohn übertönend, predigt er die Mysterien der heiligen Messe, die Gnaden Roms, die Wunder der Gottesmutter; da wandelt sich der Spott in Unmut, der Unmut in Flüche, — feindliche Hände füllen sich mit Steinen, Steine fliegen, treffen — dunkel fließt der Purpur des Blutes Benjamin um Haupt und Schultern, und also königlich gekleidet tritt er vor seinen Herrn und Erlöser.

Stöhnend griff sich Benjamin, der zwischen Traum und Wirklichkeit befangen war, in die Brust und trocknete sich den Schweiß von der Stirn.

Es drängte ihn vorwärts, jede Rast war Aufschub der Taten, die seiner warteten und deren Vollendung ihm verborgen in Gottes Hand beschlossen lag.

Als die Mönche von Voghera ihr heimatliches Kloster erreichten, empfing sie der Prior mit weit geöffneten Armen, in denen er nur zu gern Benjamin mit Felice zugleich festgehalten haben würde.

Auch machte er, nachdem Benjamin seine vatikanischen Erlebnisse getreulich berichtet hatte, einen Augenblick das Verbot Pius IV. für sich geltend; Benjamin aber hielt ihm sanftmütig entgegen: ‚Vater, der neue Papst ist Fra Michele Ghislieri —‘, womit er denn Prior Balthasars schüchternen Einwand unwiderleglich zurückschlug.

Der sich am hellsten freute, war Bruder Giorgio. Länger, als es seiner Abenteuerlust lieb war, hatte ihn der Prior seither in den Klostermauern zurückgehalten, ihm nur hin und wieder einen spärlichen und ach! völlig gefahrlosen Auftrag erteilt. Da sah sich eine Reise nach Deutschland, auf der Festungen gestürmt und Attacken geritten werden sollten, denn doch ganz anders an.

‚Heiliger Georg, jetzt leih mir dein Schwert und dein Streitroß!‘ rief Giorgio laut und fröhlich, daß es von den stillen Wänden wider=

hallte und daß der Prior sich beeilen mußte, den aufschäumenden Übermut seines kriegerischen Sohnes mit christlichen Ermahnungen zu dämpfen.

Benjamin urteilte bald, — sei es laut oder leise, — daß es eine Lust für den Vorwärtsstrebenden sei, mit Giorgio zu wandern; Giorgio, immer fröhlich zum Ausschreiten, immer bereit, einen winkenden Kirchturm, ein von roten Dächern leuchtendes Dorf noch vor Sonnenuntergang zu erreichen, setzte freilich Benjamins Drang und Eile nicht die Verzögerung entgegen, die Felices Beschaulichkeit unter dem Himmel Italiens verursacht hatte.

Giorgio bedurfte keiner Zeit und Weile, um auf der Fahrt mit offenen Augen um sich zu blicken. In Deutschland angekommen bemerkte er bald mit Staunen, mit Bewunderung und Besorgnis, — denn was er bemerkte, schmälerte die katholische Hoffnung, das Land jenseits der Alpen mit den Waffen einer überlegenen Sittenreinheit zurückzuerobern, — bemerkte die außerordentliche, aufbauende Arbeit, die hier von der deutschen Nation geleistet worden war.

An Stelle des reformatorischen Chaos, dessen Hochflut Benjamin und Giorgio vor zwanzig Jahren noch bis an die Brust gestiegen war, waren wohlgebettete Ströme von Gesittung und Volkserziehung getreten. Die junge, in der Lutherkirche großgewachsene Generation strotzte von kräftigen, hochherzigen Idealen, glühte für Gott, die Freiheit und das Vaterland, schöpfte ihre Ethik aus einer edlen Menschlichkeit und verachtete die katholische Kirche, die sie nicht kannte, als das Knechtische, Vaterlandsfeindliche, Gott und der Mutter Natur Widerstrebende.

Diese Verachtung, dieser blinde Haß, den einst Luther gesät und der tausendfältige Frucht getragen hatte, erschreckte Giorgio bis ins Innerste seiner Seele.

Benjamin vermochte, je näher er den sächsischen Gefilden kam, um so weniger Sinn und Gedanken auf das ihn umgebende Deutschland zu richten; ihm sollten Giorgios erschreckende und erstaunliche Entdeckungen — denn aus welcher Kraft war diesem abgefallenen Volk das sichtbare Gute gekommen? — erst bei dem Anblick seines herrlichen Knaben aufgehen.

Einstweilen — und täglich qualvoller — beunruhigten ihn ängstliche Träume, Martin könne längst gestorben, Margrete gestorben oder in eine unbekannte Stadt gezogen sein ...

Margrete! — Ob sie ihm vergeben haben würde? Ob er eine Feindin, eine Löwin, die ihr Junges verteidigt, in ihr finden würde? Oft klang ihm in den Ohren, wie sie Giorgio entgegengerufen hatte:

‚Räuber! Brichst du wie ein Wolf in meinen Frieden ein?‘

Jetzt wohl hatte sie sich mit Martin ein Stücklein Frieden eingezäunt,

— würde sie, wenn Benjamin an der Gartenpforte stand, ‚Räuber!‘ rufen und die Arme schützend vor ihrem Sohne ausbreiten?

Es war ein warmer, wonnevoller Augusttag, der sich neigte; — die späten Feldfrüchte reiften ihrer Ernte entgegen, die üppigen Wiesen des Lutherlandes wogten in blühenden Gräsern und farbenfrohen Blumen, die kaum bewegte Luft, die sie ausatmeten, schwirrte vom sommerlichen Getön der Grillen.

Giorgio und Benjamin standen auf der Elbbrücke, Benjamin fest an das Geländer geklammert, denn seine Füße schwankten, der ganze Leib zitterte, als sträube er sich, den Weg zu gehen, den die Seele ihn führen wollte.

Giorgio sah seinem Bruder voll Mitgefühl ins Gesicht. Wahrlich, Benjamin war ein frommer, aber ein alter Mann geworden. Tief hatte die Reue, die Buße, die Abtötung ihm Stirn und Wangen gefurcht; ein grauer Bart war ihm gewachsen, und auch die Locken, die Margrete in ihrer braunen Fülle so geliebt hatte, zogen sich grau und spärlich von der Tonsur bis zu den Schläfen.

‚Benjamin,‘ sagte Giorgio aus ehrlichem Herzen, — ‚wie —, wenn wir noch in dieser Stunde umkehrten? Mir graut vor Wittenberg. Gedenke deines schmerzensreichen Lebens und ermiß, was wir gespart hätten, wenn diese Brücke nie unter unseren Schritten gedröhnt und das Wittenberger Pflaster nie davon widergehallt haben würde.‘

Benjamins in sich gesunkene Erscheinung streckte sich bei Giorgios Worten; einen glühenden Blick heftete er auf seinen Begleiter und sagte:

‚Giorgio, Gott verzeihe mir, wenn ich frevle, doch kann ich die Sünde auf meinem Wege zu ihm nicht missen. War mein Leben, wie ich es verschuldete, schmerzensreich, so war es doch auch gnadenreich wider alle Gerechtigkeit. Aus diesem Bewußtsein quillt meine Liebe, mein Glaube, meine Hoffnung. Laß mir die Schmach, und laß mir die Gnade, und laß mir alle, alle Schmerzen im Buche der Erinnerung. Voll beschrieben von dunklen Wüstenwegen und hellen Gottesführungen will ich es vor meinen Herrn und Heiland tragen; der mag darin löschen mit seinem großen Glanze, daß mir vor Licht und Seligkeit die Sinne schwinden und mit ihnen das Gedächtnis.‘

‚Wohl,‘ antwortete Giorgio entschieden, indem er schon einen Fuß vorwärts setzte, ‚so laß uns gehen. Aber mir graut vor Wittenberg, — und mir ahnt nichts Gutes.‘

Schweigend schritten die Brüder von Voghera die Elbgasse hinauf bis zur Apotheke am Markt, wo sie mit ungleichen Absichten stehen blieben.

‚Wir sollten zuvor das Haus des Tischlers Lukas heimsuchen —‘ sagte Giorgio.

Aber Benjamin fiel ihm in die Rede:

‚Nicht ich,‘ entgegnete er, ‚du, Giorgio, nächtige bei Lukas! Mich laß meinen Weg und mein Ziel finden. Die Sonne sinkt, — ich eile.‘

‚So eile mit Gott‘, rief Giorgio Benjamin nach, der sich schon zur Schloßvorstadt gewendet hatte.

Als er im Abendrot des freundlichen Hauses, vor dessen Fenstern die roten Kressen blühten, ansichtig wurde, glaubte er seinen Augen nicht zu trauen, als er auf der Schwelle Margrete stehen sah, die die Augen mit der Hand schattete und nach einem ausschaute, der wohl ihr Hausherr sein mochte.

Einen Augenblick hielt Benjamin inne und fühlte eine kalte Hand nach seinem Herzen greifen. Sollte Margrete einen andern Gatten genommen haben, und würden nun gleich fremde Kinder, die Martin verdrängt hatten, aus dem Hause springen?

Da ließ Margrete die Hand sinken und schien den Ankömmling zu erkennen, forschend, wie sie oft blickte, und ernst, aber ohne Strenge sah sie Benjamin an, der durch den langen Blick, der keinem andern als ihm galt, befreit, ihr mit beschleunigten Schritten entgegenging.

Nur ein Gruß, keine Klage, aber auch keine Frage kam über Margretes Lippen. Sie nötigte Benjamin herein und fing bald an — immer ernst, aber immer freundlich — ihn zu bewirten, ihn nach seinem Ergehen auszufragen und von ihrem eigenen Geschick zu erzählen.

‚Vor zehn Jahren starb der Vater —‘ erzählte sie; ‚seit der welsche Priester mich dazumal an das Krankenlager rief, ist er ein siecher Mann geblieben, der meine Tage reichlich füllte. Nachmals füllte sie der Knabe —‘

Ein unendlich weicher Zug verschönte Margretes Gesicht, als sie von Martin sprach, und Benjamin begriff, was ihn anfangs verwundert hatte, — warum *sie* so jung und blühend geblieben war, während er gealtert und verwittert vor ihr stand: *sie* hatte täglich aus dem Jungbrunnen einer erwachenden Kinderseele getrunken, die ihr rein wie Quellwasser aus den Bergen zuströmte.

‚Martin ist ein gelehrter und ein schöner Jüngling geworden‘, erzählte Margrete weiter; ‚er studiert die Gottesgelehrtheit mit großem Eifer . . .‘

Während sie noch von ihm sprach, hörte sie seine Tritte im Kies vor der Haustür, heftete ihre Augen auf die Stubentür und sah, als er eintrat, ihren Sohn mit glänzenden Blicken an.

‚Martin, dein Vater ist gekommen‘, sagte sie einfach.

Helle Röte stieg dem Knaben ins Antlitz, aber freimütig reichte er Benjamin die Hand und mit ihr das Herz zugleich.

Benjamin weidete indessen die Augen auf Martins Gestalt. Größer, breitschultriger, — deutscher als er selbst in seiner Jugend gewesen war, stand der Sohn vor ihm, aber mit dem gleichen, edlen Gesicht, das Benjamin als Jüngling im Kloster getragen hatte, — wo er es freilich nicht hatte bespiegeln dürfen, — das tat er erst, als Margrete ihm willig den Stern ihrer Augen zum Spiegel lieh.

Als nun die drei miteinander am Tische saßen, fuhren sie fort, vertraulich zu reden, wie Benjamin und Margrete getan hatten, bevor Martin zur Tür hereingetreten war. Keiner rührte an der Religion, keiner an Schuld oder Schicksal oder sonst Erinnerungen, die den bitteren Nachgeschmack des Leidens auf die Zunge legen.

Nachdem die Nacht vollends hereingebrochen war, bemerkte Margrete die leibliche Abspannung in den Zügen ihres Gastes und Gatten.

‚Du bist müde, Toni‘, sagte sie ihm. ‚Wo richte ich dir dein Bett?‘

‚Willst du das alte Haus bewohnen?‘ fragte Martin, der das Giebelhaus vor dem Elstertor, in dem er geboren war, das ‚alte‘ nannte, während ihm dies in der frühen Kindheit ungekannte Haus seines Großvaters immer das ‚neue‘ blieb. —

‚Die Mutter‘, sagte er, ‚hat keinen Stuhl darin vom Platze verschoben.‘

Margrete errötete, als Martin ihre Scheu aufdeckte, das Haus anzutasten, das ihr Glück und ihre Liebe gesehen hatte, und fürchtete, Benjamin möchte des Knaben Anerbieten ergreifen.

Aber auch Benjamin wechselte jäh die Farbe, — Ave, deren süßes Bild längst in seiner Seele verblaßt war, deren Namen er noch nicht genannt hatte, seit er in Wittenberg eingekehrt war, — Ave stand lieblich, wie sie durch jene Räume gewandelt war, vor ihm und machte ihn schaudern in der Vorstellung, das verödete Haus wieder zu betreten, aus dem sie selbst entflohen, in dem aber gewißlich, Benjamin zur Qual, ein Hauch, ein Schimmer von ihrer Süßigkeit zurückgeblieben war.

‚Nicht dort,‘ sagte Benjamin beklommen, ‚die Dachkammer wäre mir lieb, die ich einst mit Giorgio bewohnte und in der ein Bildnis der heiligen Elisabeth . . .‘

Benjamin stockte, denn ihm fiel ein, daß ja des Hauses katholischer Vater gestorben war und seine lutherische Herrin wohl mittlerweile das Heiligenbild von der Wand genommen haben würde.

Margrete ahnte Benjamins Gedanken, lächelte und sagte:

‚Das Bild hängt an seinem alten Platz —‘ dann wandte sie sich zu ihrem Sohn:

‚Martin, geh und leuchte dem Vater hinauf in die Kammer!‘

Martin stand auf, und auch Benjamin erhob sich, machte Margrete das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn und ging, von seinem Sohne gefolgt, hinaus.

Wenig später lagen Vater, Mutter und Sohn, ein jeder in seiner eigenen, einsamen Kammer, ein jeder in seinen eigenen, einsamen Gedanken.

Martin saß aufrecht im Bett, stützte den Kopf in die Hände und stöhnte aus tiefer, meerestiefer Brust. Nie hatte der Knabe Abgründe des Lebens ahnungsvoller empfunden als in dieser letzten Abendstunde.

Die Erinnerung an einen fröhlichen, freundlichen Vater war von Margrete sorgsam vor den eigenen Tränen oder vor Verunglimpfung durch den Großvater gehütet worden; der Gedanke, von einem Mönch abzustammen, war mehr Stolz als Schande, nur die Rückfälligkeit des Mönches zur klösterlichen Regel war ein Flecken auf des Hauses Ehre, den aber Martin nicht gewohnt war, sich deutlich und dunkel vorzustellen.

Was wußte er noch vom mönchischen Leben?

Die Legenden vom jungen Luther, wie er sich im Kloster geißelt, wie er wacht und fastet, um dem rächenden Gott im Himmel genug zu tun, waren wohl flüchtig und unbegriffen an sein Ohr gedrungen, — heute zum erstenmal drangen sie bis in seine Seele und wühlten darin wie der Strudel im Wasserbett.

Der Anblick des Vaters erregte Martins Liebe, sein Mitgefühl, — Mitgefühl auch für die Mutter, deren stilles, schweigsames Leben er plötzlich andächtig begriff, — und weckte seine jugendliche, leidenschaftliche Fähigkeit, anzuschauen, wie Benjamin gebüßt und gebetet haben mußte, um so schlicht rührend in seiner Kutte eintreten zu können und zu sagen: ‚Friede sei mit Euch.‘

Wie dem Knaben so die Liebe zu dem Dulder, der sein Vater war, im Herzen mächtig wuchs, wuchs mit ihr auch der Groll gegen die, welche, wie er gelernt hatte, Mensch von Mensch scheidet, statt sie zusammenzuschließen, die den Vater von unmündigen Kindern abruft, die die Kinder aus der Hut ihrer Eltern fortlockt, die, um den einen seltsam ergreifend zu gestalten, Tausende verkümmern und verschmachten heißt in ihrer Menschlichkeit.

Es war der Groll gegen die Kirche, der ihm in der Dunkelheit dieser Nacht deutlich in die Helle des Bewußtseins aufstieg. Gedachte Martin seines Vaters, so weinte er wie ein Kind in seine Kissen, — dann, wenn der Schmerz in die Lust an der Rache überging, wenn der Jüngling, der Mann in ihm erwachte, fuhr er in die Höhe und ballte zähneknirschend beide Fäuste.

Auch Margrete lag in Tränen, — aber in lösenden, wohltuenden

Tränen, die die letzte Härte des Herzens wegschwemmen und den Menschen gut und milde machen. Ihre Seele war voll Dank gegen Gott, der ihre Gebete erhört und sie nicht abgerufen hatte, bevor Benjamin noch einmal zu ihr zurückgekehrt war, der ihr gegeben hatte, alle wilde Heftigkeit und Anklage in der Stunde des Wiedersehens zu vergessen und nur die liebe, lang entbehrte Nähe dankbar als einen süßen Trost zu empfinden.

So hatte sie denn nicht vergeblich in einsamen Jahren gegen ihr aufbegehrendes Blut gerungen. Sie sah den Geliebten und ließ sich an seinem Gruß und Segen genügen; sie sah den Gatten und wußte gewiß, daß sie ihn in Wahrheit Gott, dem sein erster heiliger Schwur gegolten, zurückgegeben hatte. — Gott aber hatte ihr seinen Frieden dafür geschenkt.

‚Herr, bleibe bei uns!‘ flüsterte sie in Lächeln und Tränen.

Dem seit Jahren stiller, nahezu glücklicher Gewißheit noch einmal der Zweifel den Schweiß auf die Stirne trieb, war Benjamin.

Regungslos lag er da, — die schmalen Hände ungefaltet auf der Decke, die Augen mit glühendem Blick in der Finsternis festgesogen und der Angstschweiß in dicken Perlen auf Stirn und Schläfen.

‚Mensch sein — Mensch sein‘ — ächzte er inwendig, ohne die Lippen zu bewegen.

‚Bei Weib und Kind aus- und eingehen, schaffen und feiern, leben und sterben, — Mensch sein, — nur Mensch sein.‘

Um Mitternacht wurde er ruhiger, legte leise die Hand auf sein Herz und fragte sich, ob er denn — ein Mensch und nur ein Mensch — heute bei Weib und Kind schaffen oder feiern würde? Er, der in Aves Armen geruht, der sein Herz an ihres gebettet hatte; er, der Margrete den Kelch des Leidens gereicht, der seinen Knaben als Mensch verlassen hatte, bevor er ihn als Christ verließ.

Als der Morgen kam — ein Sonnenmorgen, der, wiewohl ein Sonntag, dennoch schwül wie die Nacht, aus der er hervorging, aufdämmerte, erhob sich Benjamin vom Lager, immer noch schwer atmend, aber mit dem Ausdruck des Entschlusses auf dem ernsten Antlitz.

Die Arme vorgestreckt, schritt er auf einen kleinen Betschemel zu, der noch aus der katholischen Zeit im Stübchen verblieben war und dessen Umrisse sich jetzt tröstlich aus dem öden Grau der Dämmerung abhoben.

Bevor er niederkniete, umklammerte Benjamin einen Augenblick den Schemel mit beiden Händen, — sinnend, warum wohl die neue Zeit keines solchen Inventars in ihren Häusern bedurfte, warum sie ihre Kirchen verschloß vor dem sehnsüchtigen Beter, der dem Geräusch des Tages entfliehen und an einem stillen, gottgegenwärtigen Orte seine Knie beugen und sein Haupt erheben will?

Gab es keine solchen Beter in der neuen Zeit?

Mit dem vollen Aufgang der Sonne stahl sich Benjamin aus der Kammer, schlich auf leisen Sohlen durch das Haus und durch den Garten und entkam auf die freie Straße, ohne von Margrete oder Martin angerufen worden zu sein.

Beide hatten ihn entfliehen hören, beiden stockte der Atem in unbestimmter Angst, aber beide ehrten seinen Willen.

Als die Gartenpforte sich hinter Benjamin geschlossen hatte, sprang Martin aus dem Bette und trat bei seiner Mutter ein, die ihm ihre Hände entgegenstreckte und ihn sorgenvoll anredete:

‚Martin, geh ihm nach! Die gestrige Abendstunde war zu schön, als daß sie dauern könnte, — jetzt geht er hin und bekennt seinen Glauben öffentlich.‘

Martin, bestürzt durch den prophetischen Ton seiner Mutter, aber auch belehrt und überzeugt, fühlte hundert schreckenerregende Vorstellungen zugleich auf sein Gemüt einstürmen und eilte zurück in die Kammer, um sich anzukleiden und Margretes Befehl unverzüglich auszuführen.

Er brauchte die Straße zur Stadt nicht weit zu verfolgen, als er seinen Vater erblickte und aus der Ferne dessen Absichten erriet.

Benjamin war am Portal der Schloßkirche stehen geblieben und schrieb eben irgend eine These, die Martin nicht entziffern konnte, mit weißer Kreide an die Tür, drehte sich danach um und schien die sonntäglichen Kirchgänger zu erwarten.

Da zögerte Martin nicht länger, auf den Vater zuzugehen. Noch war wohl ein Vierteil Stunde Frist bis zur ersten, angesetzten Predigt, noch war die Straße leer von Menschen bis auf einen neugierigen Posten, der grinsend herüberschielte, — noch konnte er wohl den Sendling von Voghera von dem rasenden Vorhaben abbringen, die Wittenberger an ihrer eignen Kirchentür abzufangen und sie zur Einkehr in sich selbst und zur Rückkehr in den Schoß der Mutterkirche aufzufordern. Denn welche andere Botschaft hätte Benjamin von jenseits der Alpen zu überbringen?

‚Vater,‘ sagte Martin ebenso leise wie flehentlich, als er dicht bei Benjamin stand, ‚bei allem, was uns heilig ist, beschwöre ich dich, mir nach Hause zu folgen.‘

‚Bei allem, was uns heilig ist,‘ wiederholte Benjamin laut und eindringlich, ohne den brennenden Blick von den Wolken, auf die er gerichtet war, fortzunehmen und ihn Martin zuzuwenden, ‚beschwöre ich dich, mein Sohn, mir nach Hause zu folgen.‘

Somit hatte Benjamin das Wort gesprochen, das Martin erwartet und gefürchtet hatte, und darauf er nicht gleich die rechte Antwort zu finden vermochte.

Denn so glühend und unwandelbar er sich dem Helden, dessen Namen er trug, zugeschworen hatte, so sonnenklar er wußte, daß er dem Vater um kein Gut der Welt auf seinem Wege folgen könnte, so hinderte ihn dennoch die Kindesliebe, die ihm fremd und wunderbar zärtlich aus dem Herzen quoll, Benjamin als Gegner, als entschlossener Lutherchrist und Mann gegenüberzutreten.

Er sah verwirrt zur Erde und wußte nichts Besseres, als von Margrete zu sprechen.

‚Die Mutter wartet auf dich,‘ sagte er, indem er kaum die Augen zu Benjamin aufhob, — ‚sie besorgt, ein Leid könnte dich treffen.‘

Benjamin erwiderte Martins schüchternen Blick mit einem flammenden.

‚So verbiete ich ihr‘, rief er mit bebender Stimme, ‚fürderhin Sorge um mich zu tragen. Einer sorgt für mich, dem ich mich befohlen habe — Jesus Christus.

Hier‘ — damit deutete er auf seine Schrift an der Kirchentür — ‚das ist meine Frage an dich, an mich selbst, an einen jeden, den meine Stimme erreicht:

„Begehrst du ein Mensch zu sein? Oder erwählst du ein Christ zu sein? Was willst du sein?“‘

‚Bin ich nicht das eine mit dem anderen zugleich?‘ fragte dagegen Martin aufrichtig erstaunt.

‚Heute,‘ entgegnete Benjamin, ‚wo der Kranz der Unschuld den Lenz deiner Tage ziert, heute kannst du wahrlich ein Mensch und ein Christ zugleich sein. Aber Margrete, deine Mutter, kann nicht menschlich und christlich zugleich sorgen, und ich, dein Vater, kann nicht menschlich und christlich zugleich lieben.

Die Stunde kommt, in der das Schwert Christi dem Menschen durch die Seele geht, — das messianische Schwert, das vor unseren trunkenen Augen Gott von der Schöpfung scheidet, und das auch in uns Unsterbliches von Kreatürlichem abtrennt.

Sei ein Mensch und wolle die Spaltung mit ihrem scharfen Schmerze nicht dulden, so wirst du nicht leicht das Ebenbild Gottes bleiben, nicht leicht ein unverzerrtes Antlitz vor deinen ewigen Richter tragen. Leicht wird der Sirenenarm der Natur dich umschlingen und dich in ihr bodenlos Unergründliches hinabziehen.

Sei ein Christ und dulde den scharfen Schmerz der Spaltung, so wird dein Göttliches langsam zwar, aber unaufhaltsam aus dem dunklen Brunnen des Blutes zum gottähnlichen Haupte aufsteigen, aber in Schmerzen, in täglichen Schmerzen, — denn nur der Heilige mag wohl jenseits der Spaltung, schon auf Erden in der seligen Einheit Gottes wandeln. . . .‘

Jetzt erst bemerkte Benjamin, daß eine stattliche Anzahl Wittenberger Frühkirchgänger bereits einen durch die Mauer geschlossenen Halbkreis um ihn gebildet hatte und ihm teils erstaunt und neugierig, teils unwillig zuhörte.

Anfangs wurden die Unwilligen von den Neugierigen im Zaum gehalten, zumal weder die einen noch die anderen recht verstanden, wo der Mönch mit seiner Rede hinaus wollte. Als aber Benjamin das Wort ‚Heilige' gebraucht hatte, war der Angriff auf das Luthertum offenbar, und ein Studentlein, dem der Flaum zu sprossen begann, rief keck dazwischen:

‚Hört, hört, der Papist will uns zu Heiligen machen!'

‚Nicht zu Heiligen will ich euch machen, Bürger von Wittenberg,' sagte Benjamin mit laut tönender Stimme, ‚aber ich will euch einladen, euer Menschentum zu lassen und Christentum dafür zu tauschen.'

‚Sind wir keine Christen? Sind wir vielleicht Heiden, Hunde oder Schweine?' schallte es empört aus der Menge.

Aber noch einmal konnte sich Benjamin Gehör verschaffen.

‚Heute seid ihr Menschen und Christen zugleich,' rief er, ‚aber Gott muß abnehmen, wo der Mensch zu eigner Ehre wächst; hütet euch vor eurem Wachstum und verschmäht nicht das Gesetz Christi!'

‚Gesetz, Gesetz!'

‚Stopft doch dem stinkigen Mönch das Maul!'

‚Was schert uns dein erlogenes Gesetz!'

‚Es lebe die Freiheit!'

‚Es lebe die Freiheit Doktor Martin Luthers!'

Während so die Stimmen des Unmuts immer lauter und dichter um Benjamin anschwollen, flog über die Köpfe der Vorderen, die kreischend auseinander stoben, ein schwerer, gut gezielter Stein, traf Benjamin an der linken Schläfe, und lautlos sank der Mönch in seines Sohnes Arme, wo ihm die Sinne schwanden.

◆ ◆ ◆

Als er wieder erwachte, fand er sich in einem kleinen Raum des alten Augustinerklosters, das schon zur mönchischen Zeit als Karzer verwendet worden war, und in dem nun Benjamin seinen ersten Versuch, die Wittenberger zu belehren, büßen sollte.

Eine fremde, harte Hand — die des herbeigerufenen Barbiers — war damit beschäftigt, dem Mönch aus Voghera den Kopf zu verbinden, und Martin stand mit sorglich gesenkter Stirn, mit teilnahmsvoll fragenden Blicken dem Vater zur Seite; nachdem Benjamin diese seine Umgebung erkannt hatte, schloß er noch einmal die Augen, und ein Zug schmerzlicher Resignation legte sich auf sein bleiches Gesicht.

Wie anders hatte er sich dieses Erwachen nach dem Wurf und Fall erträumt!

In seiner Glorie saß der göttliche Heiland zur Rechten des Vaters, und nur die Wundmale gemahnten an den leidensvollen Wandel auf Erden, durch den er die Welt erlöst hatte.

Aber er — Benjamin — brauchte die stumme Frage dieser Wunden: ‚dies tat ich für dich, — was tatest du für mich?‘ nicht zu scheuen; die Wunde auf dem Haupte zeugte für ihn, sowie er an der Schloßkirche von Wittenberg für den Heiland gezeugt hatte.

Ach, er war des Martyriums nicht für würdig befunden worden! Martyrium? Gäbe es leichteres, glücklicheres Sterben, als inmitten gläubiger Verkündigung von einem feindlichen Stein getroffen in den Schoß der heiligen Dreifaltigkeit zu versinken?

Was aber war das Kostbare, das Gott von ihm forderte, da er sein Blut verschmähte? Welches Kleinod besaß er denn über das Leben hinaus, da er doch Gott alles hingegeben hatte?

Fragend und blind sah er mit Menschenaugen zu seinem schönen, geliebten Sohne auf, der lächelnd und ahnungslos den Vater wiederum mit liebendem Blick umfaßte.

Indessen beschlossen die Wittenberger Stadtväter Benjamin bis zur Heilung seiner Kopfwunde und darüber hinaus bis zum Ablauf einer gut gemessenen Bußfrist in Gewahrsam zu halten.

Da Martin als ein treuer Lutherchrist rühmlichst bekannt war, gestattete man ihm gern, bei dem Vater aus und ein zu gehen, sowie auch Margrete unschwer die Erlaubnis erhielt, den Gatten in seiner Trübsal zu besuchen. Konnten sie doch beide, wenn Gott gnädig war, das Evangelium in der Seele des Gefangnen erneuern, sanfter, unmerklicher erneuern als der geistliche Zuspruch Johann Bugenhagens, so christlich er auch sein mochte.

Nur Giorgio, der sich in der Sonntagsfrühe mit Vorbedacht im Hause gehalten, dann aber bald genug durch den Lehrbuben des Lukas erfahren hatte, daß Bruder Benjamins Wittenberger Schicksal bereits erfüllt war — gnädig erfüllt, denn konnte nicht Schlimmeres geschehen sein? — Giorgio klopfte vergeblich vor dem alten Augustinerkloster an die Tür; man besorgte, er werde mit Benjamin für den Tag seiner Entlassung eine neue Volksaufwieglung konspirieren, und verbot ihm unerbittlich den Einlaß.

Auch Lukas sah man seiner katholischen Gesinnung halber ungern kommen und lieber gehen, doch konnte man den redlichen Mitbürger keiner Verräterei zeihen und ließ ihn Benjamin sehen, so oft er es begehrte.

Der Anblick des Lukas war es, der in Benjamins Seele alle Wittenberger Gegenwart zurückdrängte und das Verlangen weckte, noch einmal

irgend ein Wort über Aves Schicksal zu erfahren. Hatte doch Lukas damals, als e r entflohen war, sie in ihr Kloster begleitet, wußte also, ob man sie gütig aufgenommen hatte, ob sie verzweifelt, ob sie willig, ob sie sehnsüchtig diesen Weg der Selbstentäußerung gegangen war.

Dreimal schloß sich die Tür hinter dem scheidenden Lukas, daß Benjamin ihm nur mit brennendem Blick nachsah, daß aber die Scham seinen Mund verschlossen gehalten hatte und die Frage seines Herzens ungesprochen geblieben war.

Als dann Lukas eines Abends wieder die Dunkelheit des Gefangenen durch menschliche Gegenwart milderte, fragte Benjamin leise, als sprächen nicht die Lippen, nur die Seele:

‚Meister Lukas, wie geht es Ave, die ich verließ?‘

‚Es geht ihr wohl,‘ antwortete Lukas ohne Zögern, so von einem sicheren Bewußtsein durchdrungen, daß Benjamin verwundert aufhorchte.

‚Es geht ihr wohl,‘ sagte Lukas noch einmal und erzählte:

‚Auf der Reise von Wittenberg zum Kloster bekümmerte mich der Glaube, sie könne voreilig in ihrer Verlassenheit den Entschluß zur Rückkehr gefaßt haben, und ich drang in sie, zu zögern, nachzudenken und sich zuvor mit mir oder mit Leuten, die es wissen müssen, zu besprechen; doch wies sie mich stets mit sanftmütigem Schweigen zurück, bis sie an der Pforte des Klosters ihren Mund auftat und aus ganzer Seele sagte:

„Kreuz, sei gegrüßt!“

Da ließ ich sie ziehen und würde keine neue Sorge um ihr geistiges oder leibliches Wohl getragen haben, wenn nicht Margrete nach Verlauf von zwei Jahren kummervoll zu mir gesprochen hätte:

„Ich bin Ave von Brandenfels eine schlechte Mutter in der Welt, die sie nicht kannte, gewesen. Willst du mich von Reue befreien, so besuche ihr Kloster und frage, ob man daselbst mit ihr zufrieden ist, dann wird ja auch sie mit dem Kloster zufrieden sein. Spricht aber die Äbtissin hart und erbittert über Ave von Brandenfels, so sei versichert, daß diese ihren Schleier mit Verzweiflung trägt; wir aber müssen sinnen . . .“

Weiter redete Margrete nicht zu mir, denn ich bin ein Katholik und Nonnenraub ist mir ein Greuel. Aber ich versprach ihr zu reisen und säumte nicht, mich nach dem Kloster aufzumachen.‘

Lukas stockte, legte seine Hand auf Benjamins Arm und fuhr fort:

‚Benjamin, ich fand Ave wohl geborgen; denn sie war vom Frieden des Klosters in den Frieden Gottes eingekehrt.

Bevor die westliche Straße das Klostertor erreicht, führt sie den Wanderer an der Kirchhofsmauer entlang, und lädt eine kleine, offenstehende Eisenpforte ein, die Toten vor den Lebenden zu besuchen. Ich trat ein und ging mit stiller, meditierender Seele zwischen alten und neuen Gräbern

J. B. Camille Corot/Dorfeingang



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München

umher, bis ich auf dem Kreuzlein eines frisch geschaufelten Grabes die Inschrift las: „Schwester Consolazione"; da erinnerte ich mich, daß Ave diesen Namen im Kloster getragen hatte, sprach ein Vaterunser für ihre Seele und kehrte heim zu Margrete.'

Lukas schwieg, während die Nacht Benjamins Antlitz und das seine überschattete. ‚Ja, — wohl, — Consolazione —' seufzte Benjamin.

Als Margrete am nächsten Morgen den Gatten besuchte, fand sie sein Auge klarer, unverschleierter, als es ihr in der Zeit seiner Gefangenschaft zugekehrt gewesen war.

Teilnahmsvoll fragte er nach den kleinen Dingen des Tages, ja sogar die Leckerbissen, die sie ihm aus ihrer Küche mitzubringen pflegte, und die er sonst oft zurückgewiesen hatte, würdigte er eines freundlichen Blickes.

‚Margrete', sagte er lächelnd, ‚du bringst mich mit deinen gesottnen Würsten und deinen Fleischpasteten um den letzten kärglichen Ruhm, den ich mir durch diese meine Gefangenschaft um Christi willen zu erwerben hoffte. Statt zu darben, wie es einem eingesperrten Mönch geziemt, führe ich ein Wohlleben, um das mich mancher Prasser beneiden könnte . . .'

Ein Schimmer reinen, strahlenden Glückes überflog Margretes Gesicht, als sie den immer Geliebten so ohne Harm scherzen hörte. Benjamin aber, durch Margretes offen zu Tage tretende Liebe an tieferen Seiten des Herzens angerührt, fuhr nachdenklich fort:

‚Margrete, woher kommt dir das? Irdische Liebe, wenn sie verraten wird, pflegt sich in Haß, in Bitterkeit, in Verachtung zu wandeln. Du aber grollst deinem Verräter nicht, sondern tust Gutes an ihm, — lauter Gutes. Dennoch hattest du von Natur ein stählernes Gemüt . . .'

Margrete traten Tränen in die Augen.

‚Ja, das hatte ich', antwortete sie, ‚und würde ich gegen dich allein gekämpft haben, ich zweifle, ob du mich besiegt hättest — Toni! Der mich besiegt hat, war dein großer Nebenbuhler, dem ich dich abwendig gemacht hatte. Er forderte dich zurück, ihm habe ich dich gegeben, — warum sollte ich dir länger zürnen?'

Benjamin stand von seinem Sitze auf und trat ans Fenster.

‚Du hast Gott wider Luther Glauben geschenkt, Margrete,' sagte er, ohne sich umzuwenden.

‚Luther ist ein Mensch,' entgegnete Margrete mit einem Anflug alter Herbheit, ‚er kann irren wie wir!'

‚Weh euch, wenn er irren konnte!' sagte Benjamin inbrünstig.

‚Ja, er konnte irren,' rief Margrete trotziger als das erste Mal, ‚aber das schmälert nicht seinen Ruhm, uns die reine Lehre und die Befreiung von Rom gespendet zu haben.'

Bei den letzten Worten Margretes trat Martin in die Tür, grüßte, um die Eltern in ihrem Gespräch nicht zu stören, nur mit den Augen und nahm schweigend den von Benjamin verlassenen Platz ein.

‚Die reine Lehre?‘ fragte Benjamin, der jetzt Margrete ins Gesicht sah, ungläubig, erstaunt, — ‚wer scheidet dir aus des irrenden Luthers reiner Lehre den Irrtum von der Wahrheit?‘

‚Ich selbst, mein Gewissen,‘ antwortete Margrete stolz.

‚Du selbst‘, wiederholte Benjamin, ‚und dein Sohn ihm selbst und dein Nachbar ihm selbst und ihm selbst dessen Nachbar und ein jeder ungleich dem anderen . . .‘

‚Ein jeder, wie er's versteht,‘ sagte Martin fröhlich; ‚Luther aber sei ewig gepriesen, der uns gelehrt hat, ein priesterlich Volk zu sein, als welches wir nun mit eigenen Augen das Wort Gottes anschauen dürfen, mit unserm eigenen Verstand das Heil begreifen sollen und unsere eigenen Hände zum Himmel aufzuheben gehalten sind!‘

Benjamin schwieg während einiger kurzer Augenblicke, dann fragte er:

‚Sie ist euch also von Herzen lieb, eure Lutherkirche?‘

‚Ja, von Herzen!‘ antwortete Martin begeistert.

Da ging Benjamin auf seinen Sohn zu, beugte sich über ihn, bis sein Atem sich mit dem des Knaben mischte, und redete mit den unruhigen, mageren Händen, mit der in Klang und Tiefe wechselnden Stimme nicht minder eindrucksvoll als mit der Wahrheit seiner Worte.

‚Liebst du diese Kirche, mein Sohn,‘ sagte er, ‚wie sie dasteht mit Mauern und Türmen, so halte jeden Stein, aus dem sie gebaut ist, für einen köstlichen Jaspis, jeden Ziegel für einen Smaragd, jede Fließe, auf die du deinen Fuß setzest, für einen Sardisstein!

Liebst du diese Kirche, so greife nicht mit vorwitzigen Händen in ihr Gemäuer und entnimm ihr nicht einen unscheinbaren Stein; denn sieh, deine Mutter hat ihre Hand nach einem andern, unscheinbaren Stein ausgestreckt und dein Nachbar nach einem dritten, unscheinbaren Stein, und schon tritt an die Stelle der unscheinbaren Steine ein scheinbares Loch, durch das der Sturm ins Innere fährt und an den Altären rüttelt.‘

Benjamin richtete sich auf und griff sich mit der Hand an die Stirn, bevor er fortfuhr:

‚Luther hat euch gelehrt, ein priesterlich Volk zu sein. Aber er hat euch nicht gelehrt: „Seid gleichgesinnt und haltet euch nicht selbst für klug!“ Er hat euch Jesu Lehre nicht gelehrt: „Jedes Reich, das wider sich selbst uneins ist, wird verwüstet werden!“‘

Martin lächelte unbeirrt.

‚Gemach, Vater,‘ entgegnete er heiter, ‚mögen wir sächsischen Schädel auch über die Rechtfertigung spintisieren, ein jeder, wie es ihm beliebt,

ein einiges Volk hat der Doktor Luther dennoch hinterlassen; denn einig und gleichgesinnt werden ewige Zeiten uns und unsre Kinder und Enkel in der Absage von Rom finden!'

Benjamin sah mit großen Augen auf seinen Sohn.

‚Und wenn Rom,' fragte er, ‚wenn die katholische Kirche im Besitze der lauteren Wahrheit, des apostolischen Christentums wäre?'

‚Rom,' sagte Martin verächtlich, ‚das verworfne Rom, das von geilen, gleißnerischen, herrschsüchtigen Päpsten ausgehalten wird . . .'

Michele Ghislieris erhabene Erscheinung hob sich vor Benjamins Seele aus dem von Martin mit groben Strichen hingeworfenen Bilde; aber zu schmerzlich getroffen, um den verehrten Namen zu Schutz und Trutz auszusprechen, fing Benjamin sanftmütig belehrend an zu reden:

‚Ich weiß, es waren üppige Jahre, und die dunkelsten Roms erst eben einer schwachen Dämmerung zur Morgenröte gewichen, als euer Reformator die wunderbare Stadt betrat. Aber wenn ich dir nun erzähle, daß heute ein heiliger Mann auf dem Stuhle Petri sitzt, so solltest du doch bedenken, mein Sohn, daß Rom, um solches zu vollbringen, in die Tiefe der eigenen, unversieglichen Göttlichkeit hinabgestiegen ist, daß es sich mühevoll, aber unermüdlich aus sich selbst wahrhaft reformiert hat, ohne die Revolution, die wilde, die an den Felsen tastet, zu dulden. Sieh, nicht Deutschland, Rom hat die Reformation des Christentums erlebt, — wohl ihm! Wenn immer die Zeiten reif geworden sind, wird es aufwachen und sich reformieren!' —

Während Margrete den Kopf in die Hand stützte und, durch Benjamins Rede in ihrer Seele beunruhigt, vom Gatten zum Sohn blickte, sprang Martin von seinem Stuhl auf und durchmaß den kleinen Raum mit großen Schritten. Das Loblied auf die alte Kirche, das er nie zuvor hatte singen hören, fing an, Ekel und Alpdrücken in seinem Leibe zu erzeugen.

‚Und wenn Rom mit Menschen- und mit Engelszungen zu mir redete,' rief Martin ungeduldig, ‚so wollte ich doch seine Musik für Teufelstrug erachten und mich von meinem Luterevangelium nicht abwenden!'

Als Benjamin das hörte, begriff er, daß hier Worte, Belehrungen, Beweise nichts fruchten konnten. Er begriff, daß es nicht, wie er geglaubt hatte, galt, um die Erkenntnis der christlichen Wahrheiten, wie sie sich in der Bibel licht und dunkel darbieten, zu streiten, sondern daß der Haß gegen Rom, der in Benjamins eigener Jugend noch in den erhitzten Köpfen gesessen hatte, bereits im Fleische saß, — tief eingeboren im Fleische.

Es wurde still im kleinen Karzer des Augustinerklosters. Benjamin senkte das Haupt und mit ihm die Fahne der Hoffnung; Martin hob das seine triumphierend empor, und nur Margrete war von widerstreiten-

den Gedanken heimgesucht, ohne sich in einem beherrschenden Gefühl genug zu tun.

In der Nacht, als Benjamin allein und schlaflos lag, kam ihm plötzlich mit der Klarheit einer Eingebung der rettende Gedanke. Worte konnten nicht helfen; was durch den Verstand einging, konnte das trotzige Blut nicht besänftigen, aber was durch die Sinne einging, was man schaute mit trunkenen Augen, was das Ohr begierig aufnahm, dem das unbewußte Sein sich fraglos hingab, das Wunder allein, das Benjamin in Rom an unzähligen Protestanten hatte geschehen sehen, konnte auch Martin bezwingen.

O, es waren nicht zehn, nicht zwanzig, nein, Hunderte von Lutheranern, Calvinern, Zwinglianern, die bis an die Mauern Roms gelästert hatten, die mit frechem Spott die Porta Angelika durchschritten, mit keckem Lächeln den Petersplatz betreten hatten, und die durch ein Händeaufheben des heiligen Papstes, durch einen meerestiefen Blick aus seinen Augen zu Boden geworfen waren.

Nur der Anblick Michele Ghislieris konnte Martins Herz von einem deutsch-lutherischen zu einem weltumspannenden, katholischen Christen umkehren.

Am anderen Morgen trieb Martin das Gefühl, den Vater gekränkt zu haben, früher als gewöhnlich in die Zelle des Gefangenen.

Das kam Benjamin eben recht, der die Stunde nicht erwarten konnte, in der er seinem Sohn von der Romfahrt sprechen würde. Und seltsam! So gründlich die Deutschen auch gelernt hatten, Rom zu verachten, Welschland, dem trügerischen, abzusagen, so unwiderstehlich war der alte Zug des Herzens, das Land der Wonne zu schauen, in ihnen zurückgeblieben. Martin zögerte keinen Augenblick, die Reisepläne seines Vaters erst mit Erstaunen und bald mit Entzücken zu teilen. Was Michele Ghislieri anging, so brauchte er — Martinus Eichler — sich nicht zu scheuen; ihm sollte nur in jeder römischen Gasse ein Heiliger begegnen, das würde seiner Luthertreue wenig anhaben. Benjamin hingegen trafen an diesem hoffnungshellen Morgen die lockren Reden des Knaben nicht tief; er, der Micheles Zauber kannte, glaubte lächeln und schweigen zu dürfen, bis jener wirkte.

So geschah es, daß Margrete, als sie eintrat, zwei schwärmende Jünglinge im Augustinerkloster vorfand, an Stelle eines alten, eifernden Dominikaners und eines jungen Lutherchristen, der ihm männlich widerstand. Fragend und keiner Deutung fähig sah sie auf Benjamins und Martins gerötete Wangen, die nicht von einem hitzigen Gefecht herrühren konnten; denn beider Augen strahlten.

Auch endete Martin schnell diese Pein der Ungewißheit, umarmte Margrete stürmisch und rief: ‚Mutter, wir reisen nach Rom!‘

Langsam wich alle Farbe aus Margretes Antlitz, — aus der Stirn und aus den Wangen; als auch die Lippen ganz erblaßt waren, bewegten sie sich kaum merklich und flüsterten:

‚Geh' nicht nach Rom, mein Sohn!‘

Martin, der den Schrecken der Mutter als Furcht vor Trennung deutete, ließ nicht ab von ihrem Halse und sagte:

‚Mit dir, Mutter, du gehst mit! Du gehst gewißlich mit!‘

Die zärtliche Sorglichkeit des Sohnes löste Margretes starres Entsetzen in schluchzende Verzweiflung auf.

‚Sie werden dich greifen, binden,‘ jammerte sie; ‚sie werden dich in ihr dunkelstes, tiefstes Gefängnis stecken, das wie die Erde keinen jemals herausgibt.‘

Benjamin schauderte. Hatte er denn die römische Inquisition und ihren finsteren Palast in Sankt Peters Schatten vergessen? Mußte Margrete, die Rom nie gesehen hatte, ihn an die Gefahren mahnen, die dem Sohn dort drohen konnten?

Aber Benjamins aufsteigende Angst konnte so wenig wie Margretes Ahnung des Knaben unbekümmerter Abenteuerlust standhalten.

‚Sie werden mich nicht greifen,‘ lachte Martin; ‚sie verstehen ja noch nicht einmal deutsch, wenn mir vor empfindlichen Ohren ein kräftiges Lutherwort entfahren sollte.

Aber von ihrer Pracht und Herrlichkeit, von ihren schönen Palästen und kunstvollen Gärten, von ihrem süßen, starken Wein werden sie mir dennoch das Meine abgeben müssen; dafür können sie dann ihre Heiligen behalten, so abgezehrt und scheinfromm sie auch immer sein mögen!‘

Schon achtete Margrete nicht länger auf die Stimme ihres Herzens, sondern folgte dem übermütigen Sohn auf die Gefilde Italiens. Auch spürte sie — anders als Martin, den nur der Süden und die Fröhlichkeit der Fahrt lockte, — einen unbestimmten Drang, an die Fragen der Religion zu rühren, über die sie als evangelische Christin bis zu Benjamins Wiederkehr sich beruhigt geglaubt hatte, die aber jetzt plötzlich wieder ungelöst genug erschienen, daß sie einer Prüfung bedurften. Warum nicht einer Prüfung in Rom?

So geschah es, als Benjamin einwandte, die weite Reise sei für eine Frau doch ein Wagnis sonderlicher Art, er habe geglaubt, nur Martin werde ihn begleiten, daß Margrete viele und triftige Gründe vorzubringen wußte, weshalb sie durchaus den Sohn nicht allein ziehen lassen würde. Nur den heimlichen Grund der Religionsprüfung verschwieg sie Benjamin, um sich nicht schon in Wittenberg völlig den katholischen Einflüssen

auszuliefern, und verschwieg ihn Martin, um nicht seine lutherische Streitbarkeit voreilig herauszufordern.

Noch am selben Tage wurden Lukas und Giorgio von dem kühnen Plan der kleinen Familie unterrichtet. So lebhaft Lukas auf den Gedanken einging — seine in Wittenberg darbende Seele tat einen sehnsüchtigen Aufschwung bei dem Ruf: Nach Rom! zu Margretes Bekehrung, zur eigenen, überschwenglichen Erbauung nach Rom! — so heftig widersetzte sich Giorgio diesem Vorhaben. Er, als der einzig Nüchterne im allgemeinen Taumel, empfand die verdoppelte Pflicht, Margrete und ihrem Sohn die Gefahren groß und schrecklich vorzustellen, denen jeder Ketzer in Rom zum Opfer fallen konnte; erst als Lukas begann, seinen katholischen Eifer zu bezweifeln, erlag er der aus ungleichen Gründen einigen Überzahl und gab sich mürrisch zufrieden.

Nachdem Benjamin Johann Bugenhagen wegen seiner unbefugten und ruhestörenden Predigt vor der Wittenberger Schloßkirche öffentlich um Verzeihung gebeten und den Stadtvätern geschworen hatte, Sachsen in Gemeinschaft seines verdächtigen Bruder Dominikaners schleunig zu verlassen, öffnete sich sein Gefängnis, — ein Gefängnis, aus dem er mehr freundlich beschauliche Erinnerungen als etwa düstre mit sich hinwegnahm.

Die Brüder von Voghera, — um die geschworene Eile des Abzugs wahr zu machen, — brachen in der nächsten Morgenfrühe als Vortrab der kleinen Expedition auf und erwarteten in einem vor Bitterfeld gelegenen Gasthof Margrete, Martin und Lukas. Als dann dieser letzte wenige Tage später sein gesatteltes Rößlein aus dem Stalle führte und es, — mit geheimnisvollen Paketen beladen, — neben sich her durch die Wittenberger Straßen bis in die Schloßvorstadt traben ließ, erschien manch verwundertes Antlitz im Rahmen der Fenster. Was focht auch den Tischler Lukas an?

Aber die drei wittenbergischen Rompilger waren längst zum Tore hinaus, bis ihre Mitbürger begriffen, wohin die Reise gehen würde, und daß es die Verführung der Mönche war, die diese Fahrt, deren Ausgang bedenklich erschien, bewirkt hatte. Möchte nun Gott die redliche Margrete und den strebsamen Jüngling Martinus lutherisch, wie sie ausgezogen, aus der Stadt der päpstlichen Greuel wieder heimwärts führen!

◆ ◆ ◆

Unendlich breitete sich das sächsische Land mit seinen winterlich verödeten Äckern vor den Wandernden aus. Margrete, die niemals den Umkreis von Wittenberg verlassen hatte, glaubte bis ins Grenzenlose so dem fernen Horizont entgegenzuschreiten, immer auf ebener, treuer Erde und allen vier Himmeln gleichmäßig entrückt.

Als dann die Landschaft wechselte und es galt, Thüringen mit Berg und Tal zu durchwandern, zogen die wechselnden Bilder zeitweilig Blick und Gemüt von dem unsichtbaren Ziel ab, aber nicht lange vermochten die sehnsüchtigen Pilger in der bescheideneren Gegenwart zu wandeln; irgend ein großes, schicksalsschweres Erwarten, ein Vorgefühl, das Größeres verhieß als Glück oder Leid, wie es Menschen fassen können, und das sie sich als Himmelreich deuteten, lenkte immer von neuem ihre Seelen und Sinne in die in Raum und Zeit dunkel thronende Zukunft und machte ihre Zungen stumm, ihre Ohren taub, ihre Augen seltsam groß und schimmernd und blind für die Mildigkeiten des Tages.

Martin allein schritt mit offenen Sinnen einher, liebte es auch, sich von den Träumlingen abzusondern, bald, um an entlegeneren Stellen einen schöneren Ausblick zu gewinnen, bald, um ein Tier des Waldes zu belauschen oder ein Gestirn in neuer Pracht über die Berge steigen zu sehen. Seine Gefährten blieben indessen auf der großen Straße, — das Rößlein des Lukas in der Mitte, dem die Männer das Reisegepäck abgenommen und unter sich geteilt hatten, damit Margrete auf seinem Rücken müheloser reisen könnte.

So schwand der Winter, bis die Pilger die Schweiz, und der Frühling schwand, bis sie Rom erreicht hatten.

◆ ◆ ◆

Papst Pio Quinto schritt in feierlicher Prozession von der Engelsbrücke her durch das Borgo dem Sankt Peter zu; das Allerheiligste trug er in seinen wachsbleichen Händen und strömte aus diesen die geheimnisvolle Göttlichkeit Jesu Christi, durchglühte die zitternde, sommerliche Atmosphäre und senkte sich in die willigen Herzen der Menge.

‚Heilig, heilig!' flüsterten bebende Lippen, während die Knie sich wankend zur Erde niederbogen.

Wo das Volk spärlich kniete, stieß der kleine Trupp deutscher Pilger auf die Prozession. Eben tauchte aus dem Strome der Farben der himmelblaue Baldachin auf, der das Gotteslamm und seinen Träger schattete; da entfuhr Margrete der lang verhaltene Schrei ihres in seiner Tiefe aufgewühlten Herzens, — mit erhobenen Händen und stürzenden Tränen brach es sie in die Knie, und schauernd erwartete sie gesenkten Hauptes den Gnadenstrahl, der sie treffen sollte.

Aber Martin, dem in seiner freimütigen Sinnesart diese katholische Devotion seiner schweigsamen Mutter wie ein plötzlich und unerklärlich wirksamer Spuk der Hölle erscheinen mußte, riß Margrete in die Höhe und ihren flehentlich verzweifelten Blick mißachtend rief er ihr zornglühend zu:

‚Weib, — bist du des Teufels?'

Damit war der in Benjamins Busen und in dem des Lukas schon mächtig quellende Fluß andächtiger Erbauung auf das Gewaltsamste zurückgedämmt; Lukas, der das Pferd am Zügel hielt, kniete von ferne und betrachtete Mutter und Sohn mit angstvollen Blicken; Benjamin aber warf sich bleich und zitternd, — denn schon murrte das gläubige Volk, das, wenn es auch die fremden Laute nicht verstand, doch des deutschen Jünglings Stehen und Streiten in Gegenwart des Allerheiligsten nicht anders als ketzerisch deuten konnte, — Benjamin warf sich Martin in die Arme und deckte, während Giorgio begütigende Worte redete, den Sohn mit seinem mönchischen Gewande.

Welch ein Anblick! — Margrete, von Empfindung überwältigt und nunmehr durch Martins rohen Griff gedemütigt und verwirrt, stand hilflos in der Umklammerung seiner Faust und seines Blickes, ohne sich zu regen; Martin aber, aller Schönheit und Unbefangenheit durch seinen jählings ausbrechenden Haß bis zur Verzerrung beraubt, keuchte um Atem und Gedanken.

Gott, Gott, die Mutter, die verehrte, hatte vor dem götzendienerischen Symbol der Katholischen gekniet!

Mit dem Glauben an ihre Treue schien der Boden unter seinen Füßen zu wanken; ja, hätte er sich nur aufgetan und ihn und sie und die ganze närrisch aufgeputzte Klerisei mit Kling und Klang verschlungen.

Wild rollten dem noch bis zur Stunde sonnenklar dreinschauenden Jüngling die Augen in den Höhlen, und Benjamin empfand mit Entsetzen: hätte ich ihn nie an diese Stelle geführt, — hätte ich ihn in seiner Heimat gelassen, wo er grünte wie eine Eiche, wo er Früchte wie ein Apfelbaum getragen haben würde.

Während die Prozession sich langsam aus der Gasse in den offenen Petersplatz ergoß, ließ Martin endlich die Hand seiner Mutter fahren, die Zornesröte in seinem Antlitz wich einer fahlgrauen Blässe, und mit finster zusammengezogenen Brauen und grübelndem Blick ging er langsam vorwärts, der Prozession nach.

Versunken war die Freude an der Fahrt, die Begierde, Roms Schätze und Wunder zu schauen. Margretes Verrat brannte in der Seele des Sohnes und füllte sie bis zum Rande mit Schmerz um die Mutter und mit Zorn gegen die buhlerische Roma, die nur ihr gleißendes Gewand ein wenig gelüftet und unverzüglich eine Seele darin gefangen hatte, die wahrlich größerer Standhaftigkeit würdig gewesen wäre.

Mittlerweile gewann auch Benjamin wieder Muße, dieser Seele zu gedenken. Er näherte sich Margrete und versuchte, ihr durch Martins Härte niedergeschlagenes Gefühl wieder zu beleben und aufzurichten, indem

er anfing, von der Heiligkeit des Papstes zu sprechen und von der Allmacht Gottes, die die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche.

‚Der Prophet Jeremias', sagte er, ‚betet zu Gott: bekehre mich, so werde ich bekehrt sein; warum sollen wir nicht für unseren Sohn bitten: bekehre ihn, so wird er bekehrt sein!'

Da antwortete Margrete:

‚Martin ist edel und gut, er braucht keine Bekehrung,' und Benjamin erkannte, daß die Anbetung des Sakramentes zwar Margretes Sehnsucht offenbart hatte, daß aber ihr Herz verwirrt, ihr Urteil herbe und die Sprache ihres Mundes lutherisch geblieben war, und daß sie seines treuen Gebetes und seiner fleißigen Belehrungen bedürftig sein würde, um einmal eine rechte Katholikin zu werden.

Wiewohl die Prozession durch den Auftritt der Deutschen ungestört ihren Verlauf genommen hatte, waren diese doch von mehrerlei Augen nicht unbemerkt geblieben.

Pater Juan, der als neu ernannter Kommissarius der Inquisition in geringer Entfernung hinter dem Papst einherschritt, hatte Benjamin erkannt und Margrete und den Knaben nach ihrer Person und nach ihrer Gesinnung erraten.

Aber auch sein eifriger Gehilfe Messer Vincente hatte scharfe Blicke auf den blonden Ketzer, als auf ein ersehenes Opfer entsendet, Blicke, die Pater Juan bei sich selbst beschließen machten, diesen ungeschlachten deutschen Burschen, der das Herz auf der Zunge, im Antlitz und auf den Händen trug, aus Rom zu entfernen, ehe Messer Vincente ihn der Inquisition zu einem förmlichen Verhör eingeliefert haben würde, und also der Gerechtigkeit zuvorzukommen.

Zu diesen beiden Beobachtern gesellte sich ein dritter, der aus dem umknienden Volk mit lässigen Bewegungen aufgestanden war und nunmehr halb neugierig, halb belustigt Martin auf dem Fuße nachfolgte. Er war ein Schwabe von Geburt, jetzt freilich schon lange ein Vagabund, der in jedes Landes Sprache sein Pater noster zu beten verstand.

Als die Deutschen vor der Peterskirche angekommen waren, blieb Martin trotzig stehen, entschlossen, bei ihrer Schönheit ungerührt zu verharren; Margrete aber strebte mit allen Fasern hinein; das Heiligtum, das die Kirche barg — das Grab des heiligen Petrus — dazu dessen wunderberühmte, von den Gläubigen hochverehrte Statue, wollte auch sie auf sich wirken lassen.

Bittend wandte sie sich nach ihrem Sohne um und sagte:

‚Martin, begleite uns.'

‚Soll ich auf Knien zu dem bronzenen Götzen heraufrutschen?' knirschte

Martin wütend; denn im Aufgang die Treppe mit Füßen zu betreten war als Heiligtumsschändung untersagt.

Schon erklomm Margrete, von Benjamin, Giorgio und Lukas gefolgt, demütig die flachen Stufen, die zur Kirche führten, als Martin noch zwischen den Zähnen murmelte:

‚Ich knie vor meinem Gott; Stein, Erz, Gemaltes, und —‘ hier ballte er die Fäuste — ‚Gebacknes beten die Heiden an!‘

Da machte sich der Schwabe an den Christen der ‚lauteren Lehre‘ heran und sagte spöttisch:

‚Es würde doch die Mühe des Kniefalls verlohnen, Herr Landsmann, wolltet Ihr im Inneren der Kirche sehen, was allhier zu Rom aus der Gewissensangst unsrer Eltern und Voreltern geworden ist; sie hat sich sehr verwandelt; war sie drüben eine tränentriefende, elendige Höckerin, so erblickt Ihr nun ein schmuckes Frauenzimmer, dem es nicht an Liebhabern mangelt . . .‘

‚Was schwatzest du?‘ entgegnete Martin unwirsch, ohne die Worte des Schwaben recht zu verstehen.

Der fuhr indessen unbeirrt in seiner stachlichten Rede fort, bis das sächsische Blut an seiner Seite anfangen würde zu sieden.

‚Nun,‘ sagte er, ‚hat nicht die deutsche Gewissensangst Blut, Gold und Silber ausgeschwitzt, daß es eine Lust war? Sieh' die Pracht und Üppigkeit aus der offnen Türe schimmern, — jener lächelnde Engel im Strahlenkranz wurde mit dem letzten Dukaten einer armen Seele jenseits der Alpen bezahlt, dieser Marmor, auf den eben deine Mutter fürchtig ihre Schritte setzt, mit dem Bissen Brot, den sich ein Bettler vom Munde, mit dem Rock, den er sich vom Leibe riß, um aus den gekrümmten Fingern eines hartherzigen römischen Händlers den Ablaßzettel zu kaufen . . .‘

‚Himmel und Hölle‘, rief Martin wild, ‚halte dein Maul, oder ich würge den nächsten Geschornen, der mir in die Straße läuft . . .‘

‚Der ist auf diesem Pflaster nicht weit,‘ antwortete der Schwabe, indem er sich an Martins losbrechender Wut ergötzte; ‚du brauchst nur neben dich . . . hinter dich . . . zu sehen . . .‘

Während der Schwabe bei diesen zögernd ausgesprochenen Worten selbst den Kopf zur Seite drehte, begegnete er dem forschenden Blick Messer Vincentes, der eben den widerstrebenden Pater Juan in Martins Schatten führte, und sagte:

‚Ihr versteht, Herr Kommissarius, die Sprache dieses ungebärdigen Menschen; was streitet er schon wieder angesichts der herrlichsten Kirche der Welt, nachdem er sich nicht entblödete, in Gegenwart des Allerheiligsten zu streiten . . .‘

‚Er ereifert sich um ein Weib,‘ antwortete Pater Juan kühl; ‚ich versichre Euch, Messer Vincente, es handelt sich um eine Liebesgeschichte, an die wir nicht unser erhabenes Amt vergeuden wollen . . .‘

‚Das Weib sah einer treulosen Geliebten wenig gleich,‘ wandte Messer Vincente ungläubig ein; ‚es war offenbar, daß der Jüngling sie von den Knien riß, auf die sie sich vor ihrem Erlöser geworfen hatte!‘

Wiewohl der Schwabe verstand, daß Pater Juan aus irgend einem Grunde den deutschen Lutherchristen vor der Gefangennahme durch Messer Vincente schützen wollte, hielt er es doch für geraten, sich aus der Nähe des Sachsen wegzustehlen, bevor dieser die gefahrdurchschwängerte Luft des Petersplatzes mit einem neuen, unvorsichtigen Ausbruch seines kindischen Zornes angefüllt haben würde. Der aber schwieg und heftete finstre Blicke auf das Portal der Kirche, bis Margrete in dessen Rahmen eintrat; als er sie ansah, stöhnte Martin aus tiefer Brust, denn ein Ausdruck seliger Hingabe lagerte wie der Schimmer des Abendstrahls auf ihrem Antlitz und kündete innig empfundene Andacht an dieser Gnadenstätte des Antichrist.

Indem Benjamin und Margrete, beide noch befangen von der Weihe der Stunde, sich ihrem Sohne näherten, trat Pater Juan, der wie zu Martins Rückendeckung steif neben Messer Vincente stehen geblieben war, auf sie zu und sagte zu Benjamin:

‚Bruder, sei du gegrüßt in Rom, aber eile, deine lutherische Freundschaft aus unseren Mauern zu entfernen. Eile sehr, — wenn dir das Leben deines Sohnes lieb ist.‘

Benjamin war durch diese Anrede aufs äußerste verwirrt und bestürzt.

‚Martin entfernen . . .‘ antwortete er stammelnd, und ergriff hilfesuchend Pater Juans Hand. ‚Herr, rettet seine Seele, Euch wird es gelingen.‘

‚Seine Seele?‘ entgegnete Pater Juan mit hochgezogenen Brauen, ‚ich sinne darauf, seinen Leib zu retten.‘

‚Um Christi Barmherzigkeit willen rettet seinen Leib!‘ rief Benjamin leidenschaftlich, jetzt erst die Nähe der furchtbaren Gefahr ganz begreifend.

‚Ruhe, Ruhe‘, sagte Pater Juan für den Augenschein gleichgültig, denn Messer Vincentes mißtrauische Blicke ließen weder ihn noch Benjamin los, um den Sinn der Rede, die er nach der Sprache nicht verstehen konnte, aus den Gebärden untrüglich herauszulesen.

‚Ruhe, Benjamin, und laß dir kein italienisches Wort entfahren; es würde deinen Sohn noch in dieser Stunde verderben.‘

‚So muß er noch in dieser Stunde Rom verlassen,‘ entgegnete Benjamin tonlos, und ging nahe auf den Knaben zu.

‚Martin,‘ flüsterte er, während sein Gesicht von Angst und Empfindung zuckte, ‚laß uns Rom den Rücken kehren; auch finde ich innerhalb der Tore keine Herberge für die Nacht; auf der Höhe der Via Cassia weiß ich einen Gasthof . . .‘

Da hob Margrete, die dem Sohn zunächst gestanden hatte und der wie diesem das Gespräch zwischen Benjamin und Pater Juan entgangen war, flehentlich ihre Hände zu dem Gatten Dominikaner auf und sagte:

‚Bruder Benjamin —‘ es war das erstemal, daß sie, im verwandelten, mächtigen Gefühl, ihm in Christo Schwester geworden zu sein, ihn bei seinem mönchischen Namen anredete, — ‚Bruder Benjamin, führe mich hinein in die heilige Kirche, auf deren Schwelle ich stehe; bis hierher hast du mich geleitet, willst du mich nun zurückstoßen?‘

‚Barmherzigkeit!‘ ächzte Benjamin, denn er fühlte sich plötzlich vor dem Gerichte Gottes stehen, das Rechenschaft für eine verlorne Seele von ihm forderte. Er aber hatte Margretens Unsterbliches der schönen Leiblichkeit seines Sohnes geopfert.

Auch Pater Juan erwog unverzüglich die Schwere der Verantwortung, Margrete mit Martin zugleich in einem Augenblick aus Rom zu vertreiben, in dem sie begehrte, zu dem Glauben ihrer Väter zurückzukehren.

War nicht Margrete, ob sie gleich Martins Mutter war, ein verirrtes Kind wie er? Und liebte nicht Christus, liebte nicht die Kirche ihre Kinder alle mit gleicher, mütterlicher Liebe, bis sie geborgen waren in ihrem Schoß?

Der herbe Zug der Entschlossenheit legte sich um Pater Juans schmale Lippen. Margretes Seele durfte nicht verloren werden; für den Kühnheit strotzenden jungen Ketzer aber würde er heimliche Häscher dingen und ihn in einem verborgenen Verließ des Inquisitionspalastes in Sicherheit halten, bis Messer Vincente seine Spur entschwunden wäre; dort könnte Benjamin den Sohn besuchen und nach vollbrachter Rettung Margretes eines Nachts hinausführen, ohne daß Messer Vincentes Betriebsamkeit einen öffentlichen Prozeß gefordert haben würde.

Die Spanne Zeit — betende Lippen hätten ein Ave Maria darin gesprochen — in der Benjamin vergeblich gegen Christenpflicht und Vaterliebe rang, und Pater Juan kluge Mittel erdachte, Martin zu retten, ohne Margrete preiszugeben, — diese kurze Spanne Zeit steigerte Martins Empörung über den von ihr selbst bekannten Abfall seiner Mutter zur Raserei.

Mit hartem, herrischem Griff zwang er Margretes zu Benjamin erhobne Hände gegen die eigene Brust und schrie:

‚Widerrufe! Widerrufe dein ekles Ansinnen, dich Christi Wider-

fachern gemeinsam zu machen! — In diese Kirche begehrst du Einlaß, die mit dem Blute unserer Väter aufgebaut und mit ihren Seufzern und Tränen geschmückt ist? Und dir grinst kein Satan aus ihrem Golde entgegen? Und du hörst kein Gelächter der Hölle aus ihren Winkeln kichern? Fort von hier!' Damit ließ Martin seine Mutter fahren, die erblassend und wankend sich an Benjamins Schulter lehnte, und wandte sich zum Gehen; doch kehrte er — indem er drohend beide Fäuste ausreckte — sein zornbebendes Angesicht noch einmal der Peterskirche zu und fluchte in das ihre, olympische:

‚Daß du vom Erdboden vertilgt würdest, daß ich dich erdrosseln könnte, wie die feile Metze, der du gleichst . . .'

‚Martin, Martin —' stotterte Benjamin, von Entsetzen gelähmt.

Als Martin seine aufgehobenen Fäuste schwerfällig sinken ließ, fühlte er die Handgelenke in heimlich bereitete Schlingen geraten, durch die ihm die Hände gewaltsam auf den Rücken gezogen wurden. Wild drehte er den Kopf nach seinen Angreifern um; die gehorchten dem Befehle eines Menschen, der Martin mit schneidender Schärfe anredete.

‚Chè maledite in faccia della Santa chièsa?' fragte Messer Vincente.

‚Maledico', entgegnete Martin wütend, ‚bei Gott im Himmel — maledico!'

‚Herr Commissarius,' wandte sich Messer Vincente eisig an Pater Juan, ‚Ihr werdet endlich mit Hilfe der deutschen Sprache verstanden haben, was mir ohne dieselbe niemals fragwürdig war. Die Flüche dieses Menschen gelten nicht einem alternden Weibe, das seine Mutter sein könnte, sie gelten der heiligen Kirche selbst.'

‚In der Tat,' antwortete Pater Juan gemessen, ‚ich habe mich geirrt; das Weib ist seine Mutter, und er flucht der Kirche.'

Feucht und kühl und fiebergesättigt stieg die Dämmerung aus den Niederungen des Tibers und durchrieselte die Bewohner Roms.

Martin schritt mit gefesselten Händen aber trotzig erhobenem Haupte und stumm gewordener Seele seinem Kerker zu; noch war ihm verborgen, in welche Ängste der Sterblichkeit dieser Weg mündete, — demjenigen mündete, der gewillt war, ihn bis zum Tode getreu zu wandeln; nur das dumpfe Gefühl, aus dem Licht in die Nacht zu gehen, umdüsterte sein Gemüt, wiewohl ihm ein tief inneres Bewußtsein stolzer Kraft die Stirn zum Firmamente kehrte.

Messer Vincente ging dem Gebundnen mit eiligen Schritten voraus, Pater Juan folgte mit langsamen, zögernden.

‚Dies hätte ich gern gehindert, — — gern gehindert!' meditierte er unablässig und trostlos.

Benjamin und Margrete knüpften indessen des Herzens ganze Hoff-

nung an Pater Juans einflußreiches Amt im Inquisitionspalast, ohne in ihrer hoffnungbedürftigen Seelenstimmung zu bemerken, daß mit dem Einfluß auch die Verantwortung und die Gerechtigkeit in ihrer vollen Schwere in des Priesters Hände gegeben war.

Giorgio, der in Wittenberg das Unglück am klarsten vorausgesehen und die Reise am entschiedensten widerraten hatte, konnte sich jetzt nicht genug tun im Aufrichten der niedergeschlagenen Eltern, im Glauben an die Rettung, und sie zu prophezeien.

‚Er wird, er muß befreit werden,' rief er, und übertönte mit lauter Begeisterung die heimlich grauenhafte Angst, vor einem Vater und einer Mutter zu stehen, die den gerichteten Sohn beklagen.

‚Pater Juan wird sich dem Papst zu Füßen werfen, — du, Benjamin, wirst dich für Martin verbürgen, — der Papst wird Gnade vor Recht gehen lassen —.'

‚Das wolle der allmächtige Gott bescheren,' antwortete Benjamin, dem der Atem stockte.

Die hereinbrechende Nacht brachte dem von der Reise und aufgepeitschtem Gefühl erschöpften Wanderer den Schlaf der Jugend; ruhig und friedlich träumte er von weiten, sächsischen Feldern der Morgenröte Roms entgegen, schlug er die hellen Augen zum erstenmal zu vergitterten Fenstern auf.

Im kühlen Lichte dieses anbrechenden Tages und im Vollbesitz seiner schlafend gesammelten Kräfte erkannte Martin deutlich die Gefahr, in die er so blindlings, nur dem wild aufbegehrenden Schmerz um die Mutter nachgebend, hineingeschritten war, und in der es nun galt, sich zu bewähren.

Sich bewähren! Ja, wahrhaftig!

‚Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollt' uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr . . .'

Die Schmach wollte er Gott, dem Reformator und dem Vaterland nicht antun, daß ein evangelischer Christ im Dunkel der Gefangenschaft das Licht des Evangeliums nicht mehr leuchten sieht, daß er in den Schrecken des Todes sich seines Heilandes nicht mehr getröstet und das frohe Gotteswerk des Reformators für sein Teil zuschanden macht.

Entschlossen sprang Martin auf die Füße, griff nach seinem deutschen Bibelbuch und las sich in der Apostelgeschichte die Gefangennahme des heiligen Paulus.

So lesend fand ihn Pater Juan, als er den Knaben am Morgen besuchte.

‚Gott zum Gruß, Martin Eichler', sagte der Priester. ‚Ich bin deines Vaters Freund und komme dich zu bitten: mache mich nicht zu seinem Feinde.'

Martin sah Pater Juan prüfend an, legte das Luthereoangelium zur Seite und antwortete:

‚Ihr vergeßt, Herr, daß dieser mein Vater ein Mönch ist; es gibt Stunden, und die sind nah, in denen wird Feindschaft gegen den Vater meine Pflicht und mein Ruhm sein.‘

Schwerer, als Pater Juan gefürchtet hatte, begann dieses Gespräch.

‚Knabe,‘ sagte er, ‚wenn dich das Gedächtnis deines Vaters nicht rühren kann, so erinnere dich deiner unglücklichen Mutter!‘ —

‚Schweigt mir von meiner Mutter,‘ rief Martin mit schmerzverzogenem Gesicht und griff nach seinem Herzen.

Pater Juan trat ans Fenster und blickte über die niedrigen Dächer einiger kleinen Bürgerhäuschen hinweg auf den Petersplatz, der, vom blauen Himmel überspannt und nur vom Schatten einer weißen Wolke belebt, menschenleer dalag.

‚Einen anderen Grund kann niemand legen, als der gelegt ist, Jesus Christus‘, sagte Pater Juan nach langem Stillschweigen und ohne den Kopf zu Martin umzuwenden. ‚Auch dein Wittenberger Reformator gründet sich auf ihn.‘ —

‚Auf ihn allein‘, warf Martin scharf dazwischen.

‚Knabe, wollen wir doch alle durch Jesum Christum selig werden, und hat doch die heilige Kirche seit der Apostel Zeiten ewiglich ihre Kinder diese Hoffnung gelehrt; eine andere Botschaft hat auch Luther nicht der Welt verkünden können —.‘

Martin horchte auf. Was redete dieser Priester? Wollte er ihm beweisen, daß da kein Unterschied sei zwischen einem lutherischen und einem katholischen Christen?

‚Du glaubst wie wir an Gott den Vater, Gott den Sohn und Gott den Heiligen Geist, der von beiden ausgeht. Halte diesen Glauben vor Augen in allen Fragen, die ich gezwungen sein werde dir vorzulegen, und überlege in deinem Herzen, daß niemand anders als die heilige Kirche, gegen die du dich erbitterst, dem Menschengeschlecht unveränderlich den dreieinigen Gott zu glauben vorgestellt hat, — den Gott, auf den du hoffst und den du nicht kennen würdest, stünde nicht der Felsen im beweglichen Meere der Zeiten.‘

Martin lachte höhnisch.

‚Herr,‘ sagte er bitter, ‚Ihr gleicht den Magistern von Löwen, die die zwei jungen evangelischen Märtyrer zu Brüssel inquirierten, wie ein Fuchs den Brüdern Füchsen —

Sie sungen süß, sie sungen sauer,
Versuchten manche Listen,
Die Knaben stunden wie ein' Mauer,
Verachten die Sophisten . . .

Daß Ihr's nur wißt, Herr Commissarius, dieser Knaben will ich gedenken und will meinen Vater und meine Mutter vergessen und will Eure „heilige Kirche“ vergessen, außer es gälte, sich ihrer großen Schande und Verderbtheit zu erinnern, und will wie die Märtyrer von Brüssel ohne Decke noch Mantel bekennen: Es ist ein Ungleiches, katholisch oder lutherisch, bis ins Mark ein Ungleiches; ich aber bin lutherisch; dazu wolle mir Gott seine Gnade geben, die er auch meinem Vaterland nicht versagt hat, wo es durch ihn und seinen Propheten Frühling geworden ist, weshalb denn der Reformator fröhlich aussagen darf:

Der Winter ist vergangen,
Der Sommer steht hart vor der Tür,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.‘

Pater Juan, der nun schon lange sein Gesicht dem Jüngling zugekehrt hatte, hörte mit immer wachsendem Anteil, mit immer wärmer quellender Sympathie für den schönen, untadligen Sohn Benjamins dessen Bekenntnis an. Aber je höher ihm das Herz für Martin schlug, um so haltloser wankte die Willensanstrengung, den als Mensch Geliebten dennoch als Ketzer gerecht zu richten, und drohte völlig in sich zusammenzubrechen.

Pater Juan streifte noch seinen freimütigen Gefangenen mit einem halben, unsicheren Blick, dann verließ er ihn in Eile, schob auch die auf der Gasse harrenden Eltern und Freunde wortlos zur Seite und begab sich in den Vatikan.

Dort warf er sich dem Papst zu Füßen und flehte inständig:

‚Heiliger Vater, nehmt das Amt von meinen Schultern, die es nicht tragen können; macht mich selbst zum Schuldigen, einen anderen zum Richter, ich kann nicht richten!‘

Der Papst, der außerordentliche Audienzen als beinahe etwas Zügelloses ungern gewährte, runzelte die Stirn und sagte:

‚Stehen Sie auf, Kommissär! Ich verlasse mich auf Ihre Inquisition, die ich durchaus nicht entbehren kann. Erklären Sie, was für gewichtige Geschehnisse im Begriff sind, Ihr Urteil zu verwirren!‘

Schwerfällig hob sich Pater Juan von den Knien auf und sah den Papst wahrhaft beklagenswürdig an.

‚Der Sohn des Benjamin,‘ sagte er heiser ,— Heiligkeit! wiewohl nach seiner Erziehung ein Ketzer, doch edel und liebenswert wie nur irgend einer — ist mir durch Messer Vincente eingeliefert worden —‘

‚Und Benjamin?‘ fragte der Papst.

‚Er und Margrete,‘ entgegnete Juan, ‚die sein Weib war, nun

Théodore Rousseau/Am Waldrand von Fontainebleau, Sonnenuntergang



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München

aber bereit ist, sich zu bekehren, weichen nicht vom Portal des Palastes und hoffen auf mich Elenden.'

Der Papst schwieg und atmete schwer wie ein Schlafender. Endlich sprach er mit seltsam hellklingender Stimme:

‚Wir wollen gnädig sein, kraft unseres heiligen Rechtes zur Gnade, — bis an die Grenze, auf welcher Gott, der ein eifriger Gott ist, Gnade verwirft; jenseits dieser Grenze stärke er unsre Herzen mit Gerechtigkeit und Heiligkeit, und geschehe sein Wille.'

Michele Ghislieri hielt einen Atemzug inne, dann fuhr er tiefer tönend zu reden fort:

‚Ihr werdet den Jüngling nicht Messer Vincentes hartem Gericht überantworten, Pater Juan. Der Jüngling soll mit Andacht die heilige Messe besuchen und das Apostolikum beschwören; das Tridentinum wollen wir ihm um seines lieben Vaters willen und aus dem Reichtum unsrer Gnade erlassen. Ihr werdet uns berichten, ob er diese unsre Gnade annimmt oder verachtet. Sofern er sie verachtet, bescheidet Benjamin zu uns, denn sein Gemüt ist von zarter Art und möchte im Übermaß des Schmerzes verzweifeln, wenn ihm nicht sonderliche Hilfe zuteil wird.'

Als Pater Juan zum Inquisitionspalast zurückkehrte und Benjamin und Margrete sich aufs neue mit Bitten und Beschwörungen an ihn hingen, blieb er stehen und überbrachte ihnen, ohne der Botschaft ein Urteil aus seinem Eignen hinzuzufügen, die Entscheidung des Papstes.

‚Er soll das Apostolikum beschwören und die heilige Messe mit Andacht besuchen,' sagte der Priester und ließ die Eltern mit diesem schicksalschweren Spruch allein, daraus sie sich nun Hoffnung oder Furcht oder Verzweiflung gewinnen mochten.

Benjamin frohlockte. Das apostolische Glaubensbekenntnis konnte, mußte jeder Christ aus aufrichtigem Herzen nachsprechen; o fra Michele, — Bruder, — Vater! sei gesegnet für die Milde d i e s e r Inquisition.

Margrete dagegen bedeckte das Gesicht mit den Händen und schluchzte herzzerbrechend: ‚Hätte ich ihn gelehrt, die katholische Kirche hochzuhalten! Weh mir, ich habe ihn gelehrt, sie zu hassen!'

Indessen legte Pater Juan auch dem Gefangnen die Forderung des Papstes vor und versuchte noch einmal eindringlich, wiewohl im Herzen ohne Hoffnung, ihn auf das gemeinsame Fundament katholischen und evangelischen Christentums hinzuweisen. Feierlich sprach er ihm das Credo vor, das Martin gesenkten Hauptes anhörte und dessen erstem und zweitem Hauptstück er, wenn immer eines vollendet war, mit ernstem, inbrünstigem ‚credo' zustimmte. Pater Juan fuhr fort: ‚Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige, katholische Kirche —'

Martin warf den Kopf in den Nacken.

‚Nein!' rief er blitzenden Auges, ‚ich glaube **nicht** an eine heilige, katholische Kirche!'

Es war die Reihe an Pater Juan, dem Richter, die Augen vor seinem Opfer niederzuschlagen, als er sagte:

‚Worte, Knabe, Worte! — du wirst nicht um eines Wortes willen dein junges Leben hinopfern wollen. Auch gefällt es einigen Reformatoren, dieses durch die heiligen Apostel selbst gewählte Wort in ihrem Bekenntnis stehen zu lassen und ihm jenen Sinn der Lehre und Gemeinschaft Christi zu geben, allgemein zu sein, keinem Lande, keinem Volke allein anzugehören.'

‚Dennoch', entgegnete Martin, ‚wissen du und ich und Gott, der unser Zeuge ist und den wir über den Sinn unsrer Herzen und unsrer Sprache nicht betrügen können, daß „katholische Kirche" die unter der Tyrannei des Papstes versammelte Menge verführter Christenmenschen bedeutet, an deren Heiligkeit ich bei Gott im Himmel nicht glaube.'

‚Willst du klüger sein als dein Meister?' begann Pater Juan aufs neue; ‚auch Martin Luther pflegte Priestern oder Mönchen, die den Eid ablegen sollten, anzuraten, sich unter den ewig bindenden Worten des Schwures im Herzen Bedingendes, für mögliche Fälle Loslösendes zu denken, um nachmals, wenn sie den Eid brechen wollten, vor Gott in ihrem Gewissen frei zu sein; denn Gott, der die Gedanken der Menschen kenne, höre nicht nur auf den blöden Schall der Worte . . .'

‚Priester,' rief Martin, indem er bedrohlich einen Schritt auf Pater Juan zu tat, ‚willst du das Andenken des Reformators beschimpfen?'

‚Gemach, Knabe,' antwortete Pater Juan mit kaum merklich huschendem Spott um die schmalen Lippen, ‚ich bin ein alter Mann, aber mein Gedächtnis hat sich für dieses und jenes erstaunlich frisch gehalten. Auch habe ich den Reformator zu seinen Lebzeiten gekannt.'

Damit wandte sich der Inquisitor zur Tür. ‚Dich', sagte er abschiednehmend zu Martin, ‚überlasse ich nun der Einsamkeit und dem Nachdenken sowie der Fürbitte derer, die um deine Rettung bangen. In der Frühe des kommenden Morgens lade ich dich zur Feier der heiligen Geheimnisse.'

Der Tag lastete mit Juliglut auf den Dächern Roms, und die Nacht, als sie endlich hereinbrach, spendete keine Kühlung.

Martin lag mit brennenden Augen ohne Schlaf und Frieden auf seinem Lager und hielt stöhnend den Kopf in die von Tränen durchnäßten Blätter seiner Bibel vergraben.

‚Du Buch, du Rätselbuch, was soll ich tun?' grübelte er; ‚deutsch, durch Luther deutsch und dennoch unbegreiflich? O Luther, Luther, steh mir bei in meiner großen Not! — Sollte der Priester, der ihn gekannt hat, wahr reden? Würde Luther, gefangen und inquiriert wie ich, das Wörtlein

„katholisch“ auslegen, wie es ihm beliebte, und damit den Kerker sprengen, seiner Feinde spotten und die himmlische Freiheit zur Ehre Gottes genießen? . . . Und die zwei jungen Märtyrer von Brüssel? Konnten die keinen Schwur in seine evangelische Deutung verkehren und ungekränkt an ihrem Leibe aus dem Gefängnis hervorgehn? . . . O Gott, Erkenntnis! Erkenntnis!! Du erwählst dir solche Diener, die in der Tat und im Leben, und andere, die im Leiden und im Tode für dich zeugen sollen . . . Wie zeuge ich für dich? — O Gott, im Leben, im Leben... nicht im Tode...‘

Schon hob sich die frühe Sonne nach kurzer Abkehr wieder über den Horizont, da verfiel Martin, von Kampf und Angst erschöpft, in einen ruhelosen Morgenschlummer; als der Schlüssel im Schlosse knarrte und Pater Juan eintrat, fuhr er erschrocken daraus empor und folgte dem Priester mit verwüstetem Kopf und Herzen zur Messe.

Noch lagerten Benjamin und Margrete, Lukas und Giorgio auf der Schwelle des Portals, wohin sie sich auch nachts gebettet hatten, um die Dunkelheit und Härte, davon der Sohn und Freund umgeben war, zu teilen und um ihm nah zu sein. Wie nun Martin die Treppe hinabstieg, standen sie alle wortlos auf und schlossen sich ihm und dem Priester auf dem Gang zur Kirche an — ein Häuflein Verzweifelter.

Es war die erste Messe seines Lebens, der Martin beiwohnte. Auf der Wanderschaft durch Italien war er, so oft seine Reisegesellschaft den Gottesdienst besucht hatte, unter Oliven und Feigenbäumen gewandelt und hatte im Anblick des schimmernden Himmelszeltes zu seinem deutschen Gotte gebetet.

Jetzt stand er blöde staunend in der Kapelle del Santissimo Sacramento der Peterskirche inmitten der Gläubigen, die des stillen Meßopfers harrten. Die Augen heftete er auf den bronzenen Papst, der da begraben lag und dessen harte, alttestamentliche Züge ihn mit heimlicher Furcht erfüllten. Bald aber wich die Furcht der Neugierde, die heidnischen Gebräuche der Katholischen, die er zu tief verachtete, als daß er freiwillig die Sinne an ihnen geärgert hätte, mit eigenen Augen anschauen zu sollen; denn eben trat der Priester zum Altar.

War es möglich? Es geschah n i c h t s, allem Warten und Aufmerken zum Trotz geschah nichts, mit Ausnahme einer lächerlichen Abwechslung von Stehen und Knien, Murmeln und Küssen und Vertauschen der Seiten des Altars. Wie konnte ein Mann, und für den Augenschein ein wohlgebildeter an Leib und Seele, sich zu so viel Torheit hergeben? Fast dünkte Martin die Würdelosigkeit solchen Gebahrens größer als das Verbrechen!

Und aus welchem Brunnen des Aberglaubens schöpfte das Volk die Geduld, solch geistverlassenes Treiben mit ehrfürchtiger Miene teils auf

den Priester, teils in sich selbst blickend anzuhören? Kopfschüttelnd und endlich gelangweilt kehrte Martin die Augen von dem Schauspiel ab und sah zur Erde nieder. Da zwang eine Bewegung unter den Gläubigen und ein gleichzeitig tönendes helles Glockenklingen seine Blicke wieder aufwärts zum Altar, vor dem der Priester die Hostie hochhielt. Und was taten die Gläubigen? Galt wirklich ihre Bewegung diesem Stücklein Brot? Sie lagen auf den Knien, schlugen sich die Brust, und Benjamin, auf dessen Antlitz Martins Auge rastete — Benjamin rannen die Tränen, und wenn sein Anblick nicht täuschte, so war der betende Mönch nicht länger von dieser Welt . . .

Martin schüttelte sich vor heftigem innern Widerstreben — aber nicht lange blieb ihm Zeit, allem Teil an dem hier dargebrachten Opfer im Herzen abzusagen; ein flacher Lanzenschlag, den ein Schweizer geführt hatte, traf ihn mit solcher Wucht in die Kniekehlen, daß er gezwungen war, für die Dauer eines Augenblicks auf die Knie hinzufallen; von denen raffte er sich freilich sogleich wieder auf, kehrte das zornige Gesicht dem Schweizer zu und rief:

‚Knie wer mag, ich bin lutherisch.‘

Da ließ Pater Juan ihn binden und führte ihn hinaus, während der Priester am Altar das heilige Blut aufhob und dem Himmel vorstellte.

Somit hatte Martin die Gnade des Papstes verachtet, durch andächtiges Mitfeiern der heiligen Messe und durch Beschwören des Apostolikums sein Dasein als Ketzer, aber Christ bewahren zu dürfen, und Michele Ghislieri beschied den unglücklichen Benjamin zu sich, um mit ihm gemeinsam der väterlichen Liebe das Opfer abzuringen, das die Heiligkeit der Kirche zu fordern schien.

Wankend näherte sich Benjamin dem an seinem Arbeitstische in Betrachtung versunkenen Papst, kniete nieder und bückte den grauen Kopf bis zur Erde.

‚Heiligkeit,‘ stammelte er, ‚nehmt dies unselige Haupt an meines Sohnes Stelle . . .‘

Der Papst stand auf, hob Benjamin von seinen Knien in die Höhe und sagte langsam:

‚Gott hat seinen einzigen, makellosen Sohn nicht geschont —‘

Aber Benjamin stotterte, von Tränen halb erstickt:

‚Gott! — aber ein Mensch, aus Fleisch und Blut und Sterblichkeit geboren, kann nicht — k a n n nicht . . . den geliebten Sohn . . . hingeben —‘

‚Der Mensch ist das Ebenbild Gottes‘, entgegnete der Papst, ‚nicht im Angesicht allein, sondern auch in der Stärke der Seele.‘

‚Ich nicht, ich nicht,' stöhnte Benjamin, ‚mich hat Gott . . . verlassen; aber erbarmt Ihr Euch meiner Schwachheit und gebt meinem Sohn Gnade.'

‚Was forderst du von mir?' antwortete der Papst. ‚Ich habe ihm Gnade geboten und er hat sie verworfen; glaubst du, wenn ich einem unter seinen Mitgefangenen gnädig wäre wie ihm, daß er nicht an seine Brust schlagen würde und reuig bekennen: Vater, ich habe gesündigt, im Himmel und vor dir —? Ja, müßte ich nicht, wenn ich ihn frei und los ließe, alle Türen öffnen? . . .'

‚Öffnet alle Türen, Herr der Christenheit, laßt alle Gefangenen los, denn sie sind alle Menschen-Kinder.'

Der Papst runzelte die Stirn. ‚Es hat Heiden gegeben, die also ihre Gerechtigkeit nicht im Glauben an den Erlöser begründen und die dennoch vor dem Gesetz ihre irdische Liebe verleugnen konnten; erinnere dich der spartanischen Mutter, die ihre Söhne dem Vaterland mit Freuden opferte, gedenke auch des Römers Manlius Torquatus, der seinen aufrührerischen Sohn gerecht richtete — — —, du aber, ein Christ, gespeist mit himmlischer Kraft und Nahrung, du trägst dem Nachfolger Petri, der Jesu Lämmer weiden soll, an: Öffne alle Türen, sprich zu den Wölfen, die in deine Hand gegeben waren: Stürzt hinaus und zerreißt meine Schafe, lästert den dreieinigen Gott, flucht der heiligen Kirche, verlacht das Sanktissimum, höhnt die Heiligen . . . Benjamin, Benjamin, das kann nicht deines Herzens Meinung sein!'

‚Herr! —' schrie Benjamin verzweifelt, ‚spottet meiner nicht! Ich weiß nicht, welcher Geist jenen Römer beseelte — das aber weiß ich, daß Ihr keines Menschen Vater geworden seid.'

Da senkte der Papst das Haupt und schwieg lange. Nein, er kannte die schmerzlich süßen Empfindungen menschlicher Liebe nicht; nie hatte ein geliebtes Weib sein Kind im Schoße getragen und in Schmerzen zur Welt geboren; niemals hatte er im Antlitz eines Sohnes sein eignes Bildnis erkannt, nie im Herzschlag einer Tochter des eignen Blutes Wallung empfunden; — wohl hatte er bis in die reifen Mannesjahre Eltern besessen, die mit Zärtlichkeit des Herzens um sein Schicksal bangten, das keines Menschen Schicksal war; aber zu völlig hatte die Sehnsucht nach Vollkommenheit seine Seele erfüllt, als daß Vater oder Mutter darin Raum gefunden hätten.

Michele Ghislieri seufzte, denn die Liebe der Menschen steigt glutvoll nieder von Geschlecht zu Geschlecht, und was hinaufsteigt, ist nur ihr Abglanz, der vor strahlenderen Gestirnen bald verbleicht.

Kummervoll erkannte der Papst, daß er von Benjamin ein Opfer forderte, dessen Tiefe und Furchtbarkeit er nicht ermessen konnte.

Mit müden, schlürfenden Schritten näherte sich Michele Ghislieri seinem Betschemel, kniete seufzend nieder und begann zu beten, — anfangs leise und mit gesenkten Lidern, nachmals laut und eindringlich und die Augen zu dem Kruzifix erhoben — zu dem schwarzen Kreuz aus Ebenholz und dem schimmernden, elfenbeinernen Leibe des Gekreuzigten.

‚Du, der du die Schmerzen des Menschengeschlechtes gefühlt hast, wiewohl du Gott warst, du, der du den Kelch des Leidens trinken konntest, ohne unsre Schwachheit zu teilen, du, der du die Schrecken des Todes duldetest, wiewohl du König bist über Leben und Tod, — Jesus Christus, bei deinen heiligen fünf Wunden beschwöre ich dich — verleihe meinem abgestorbenen Herzen die Liebe des Vaters zu jenem gefangnen Jüngling und den Schmerz des Vaters und die hundertfältige Qual des Vaters in seinem Gericht. Laß mich nicht in Schmach erglühen vor den Leiden dessen, der dem Knaben leiblich ein Vater ist, laß mich aus Kraft und Fülle der Gottesliebe jenen einen lieben, wie nur Blut das eigne Blut zu lieben vermag, — dann sieh, Vater im Himmel, ob ich richten, ob ich verdammen kann um deines heiligen Namens willen.

O Gott, du Schöpfer alles Irdischen und Himmlischen, — zeuge mir im Geiste, — im Abgrund des Schmerzes bilde mir einen Sohn, den mein Herz lieb hat; und der Sohn steht auf wider dich und verführt deine Auserwählten, — mich aber hast du zum Hirten der Herde bestellt, — Gott der Barmherzigkeit, der Hirtenstab wankt in meinen Händen, — ich fühle meine Seele in der Tiefe ihrer Menschlichkeit erbeben.‘

Schwer sank Micheles Haupt auf die Kante des Schemels; Benjamin aber glaubte seinem Schmerz, ging hinaus und weinte bitterlich.

◆ ◆ ◆

Ein schwüler, vom heißen Dunst des Scirocco verhüllter Morgen dämmerte auf. Benjamin und Margrete hockten auf der Schwelle des Inquisitionspalastes zu beiden Seiten des Portals, die Häupter gegen den Stein gedrückt, daß das Blut von den Schläfen tropfte, die Nägel in die Mauer gekrallt, daß Haut und Fleisch zerrissen. So harrten sie des Sohnes, um ihm die Füße zu küssen, die auf diesen Stufen den Marterweg antreten sollten.

Aber während sie noch warteten, führten Pater Juan und Giorgio den Gefangenen durch eine hintere verborgene Tür des Palastes hinaus.

Giorgio, dessen kriegerisches Herz wohl ehrlichen Soldatentod durch Schwert oder Lanze zu fassen vermochte, dem aber das Gedankenbild eines gemeinen Ketzertodes in den Flammen die Eingeweide zerfleischte, hatte durch hinreißende, kniefällige Bitten vor dem Papste Martins Begnadigung vom Feuer zum Schwert erwirkt; auch hatte Michele ihn ermächtigt,

noch im letzten Augenblick den Lutherchristen zum Widerruf aufzufordern und ihn in die Arme seiner Eltern, in des Papstes Arme zu führen, sofern er angesichts des Todes das Kredo beschwören würde.

Martin ging mit erhobenem Haupte, aber bleich wie aus Marmor gemeißelt, seinen Weg. Giorgios inbrünstige Vorstellungen schienen nicht bis zu seiner Seele durchzudringen, die sich wohl schon in der Dunkelheit des Kerkers vom Leibe gelöst hatte.

Pater Juan schritt ihm zur andern Seite; das todbringende Urteil hielt er gegen die Brust gepreßt, die Augen suchten von Zeit zu Zeit halb flehentlich, halb bewundernd den Gerichteten. Ihm folgten Messer Vincente und zwei Polizeibeamte. Die römische Bevölkerung nahm nur geringen Anteil. An das Schauspiel von Ketzergerichten gewöhnt, schien dies zu erwartende, dem sogar der Brandgeruch fehlen würde, kein sonderliches Grauen zu verheißen. Nur auf der Engelsbrücke, wo das Gerüst aufgerichtet war, sammelte sich die Menge dichter, staute sich am Brückenkopf und ließ auch das Geländer und die Statuen der Apostel Petrus und Paulus nicht unbesetzt.

Und wahrlich! wer sich trotz der spärlichen Aussicht auf ein prunkendes, schauervolles Ketzergericht dennoch aufgemacht hatte, den deutschen Lutherchristen sterben zu sehen, fand sich schon mit Martins Erscheinen auf der Brücke für seine Mühe belohnt.

Staunend bemerkte er, als der Verurteilte das Gerüst bestiegen hatte und allen Blicken preisgegeben war, daß sein edles Gesicht keine jener scheußlichen Verwüstungen verriet, die, wie man sagt, die Ketzerei in der Seele des Menschen anrichtet; auch schien der Himmel selbst für die Reinheit des Gerichteten zu zeugen, denn eben siegte die Sonne über den schweren Dunst der Atmosphäre und warf von ihrem goldnen Glanz auf Martins schimmerndes Haupthaar, das ihn wie ein Heiligenschein umkränzte.

Giorgio glaubte bei diesem Anblick verzweifeln zu müssen. ‚Ein Märtyrer, ein Märtyrer!‘ schrie es in seiner Seele, ‚ein Blutzeuge, dessen Krone die Engel schon bereit halten!‘ — Leidenschaftlich flüsterte er Martin zu: ‚Beschwöre das Kredo, — b e s c h w ö r e es und richte uns nicht!‘

Martin sah befremdet auf den Mönch nieder, dann sagte er inbrünstig: ‚Credo!‘

Giorgio, der wohl wußte, daß dieses Kredo kein Zugeständnis an die katholische Kirche enthalte, schlug die Hände vor das Gesicht, als könne er den Gang der Geschehnisse dadurch aufhalten, daß er selbst die Augen davor schloß.

Indessen faltete Pater Juan das Todesurteil mit zitternden Händen auseinander und begann zu lesen; aber seine leise, bebende Stimme trug die verdammenden Worte nicht bis zu den Ohren der Aufhorchenden.

‚Lauter!' erscholl es aus der Menge, die anfing, den schönen Verurteilten mit Sympathie und seine Richter mit Mißtrauen zu betrachten.

‚Wir wollen hören!' ‚Wir wollen wissen!'

Da reichte Pater Juan Messer Vincente das Urteil hin, das dieser selbst verfaßt hatte, und darin die Anklage, die er jetzt scharf und schneidend gegen Martinus Eichler vorbrachte, deutlich genug ausgesprochen war.

So hörte es denn auch das Volk, das etwa nicht zugegen gewesen war, als der Deutsche die Andacht der Prozession gestört und die Erhabenheit der Peterskirche gelästert hatte, hörte, daß der Verurteilte, wenn er schon sich selbst den Heiden und der unvernünftigen Kreatur beigesellen wollte, indem er das apostolische Symbolum verwarf, sich auch nicht entblödete, seiner Mutter das Heil ihrer Seele streitig zu machen. —

Mit der Nennung von Margretes Namen kehrte Leben in Martins todesblasse erdentrückte Züge zurück. Funkelnd sah er seinen Häscher und Richter an, der pathetisch vorlas:

‚Gott hat das Herz jenes Weibes bekehrt und den lutherischen Unrat von ihrer schon der Verdammnis verfallenen Seele abgewaschen, da will sie der eigne Sohn, ein Auswurf der Menschheit, von den Pforten des Paradieses hinwegreißen und in die Hölle hinunterstoßen . . .'

Schaudernd glaubte das Volk den Kampf der guten und bösen Geister um die Seele der Mutter dieses gerecht Gerichteten vor sich zu sehen; aber damit war Martins Schuld nicht erschöpft; er hatte sich widersetzt, im feierlichsten Augenblicke der heiligen Messe, da sich Brot und Wein in den Leib des Erlösers verwandeln, seine Knie zu beugen, öffentlich im hellen Schein der Sonne, verborgen im Gefängnis unter den Augen seines Inquisitors und heimlich im verschwiegenen Herzen, immer aber im Angesichte Gottes die heilige katholische und apostolische Kirche verflucht.

‚Die heilige Kirche,' hob Messer Vincente seine Stimme hoch auf, ‚die auf den Felsen gegründet und vom heiligen Geiste geleitet ist, — die Mutter der Verirrten, die Führerin der Heiligen, die Trösterin der Unglücklichen . . .' Da umfaßte Martin das zu seinen Füßen ausgebreitete Rom mit einem Blick, der wilden, ungemessnen Schmerzes voll war.

Von dem marmornen Engel auf der Burg über die gelben Wasser des Tibers hinweg ging der Blick bis hinüber zum alten Rom jenseits des Flusses, kehrte zum Borgo San Pietro zurück und blieb auf der die Dächer der Häuser überragenden Kathedrale haften. Noch einmal drängte sich alle Verachtung für Rom und römisches Wesen — durch Messer Vincentes Anklage und durch den Anblick der verhaßten Stadt aufgereizt — in Martins letztem Herzschlag zusammen; noch einmal übermannte den scheinbar schon in der Ewigkeit Wandelnden der zeitliche Zorn seines jungen stolzen Lebens, das hier an dem Felsen scheitern mußte.

‚Ich protestiere!! — —‘ rief er glühend zum Vatikan hinüber, dann legte ihm der Henker die schwarze Binde vor die Augen, und während noch sein Bekenntnis in der Luft nachzitterte, war schon das blonde Haupt durch einen einzigen Schwertstreich gefallen.

Somit war der Gerechtigkeit Messer Vincentes genug getan, und das Volk, das die Blasphemie auf der Schwelle zum Gericht Gottes gehört hatte, ging in seinem religiösen Bewußtsein beruhigt und gestärkt auseinander. Nur Giorgio kniete bei der Leiche des Jünglings, liebkoste das abgeschlagene Haupt und weihte ihm heiße Tränen.

Pater Juan wandte sich indessen weg von der Richtstätte dem Inquisitionspalast zu, wo er Benjamin und Margrete immer noch in stummer Qual das Entsetzliche erwarten fand.

‚Lege mir, o Gott‘, betete er im Herzen, ‚Trost auf die Lippen, gieße Balsam in meine bittre, bittre Rede . . .‘

Als Margrete dem Priester ins Gesicht sah, fuhr sie mit einem gellenden Schrei von ihrem Platz auf den Stufen in die Höhe und warf sich schluchzend und halb betäubt von der Schärfe des Schmerzes Pater Juan in die ausgestreckten Arme.

Benjamin fand keinen Schrei und keine Träne. Schweigend faßte er seinen Stecken fester, schlich um die Ecke des Palastes und durch die Gassen Roms in die offne Kampagne, wo er überwältigt zusammenbrach.

◆ ◆ ◆

Nachdem Giorgio dem Sohne Benjamins ein Grab in römischer Erde bereitet und Margrete an die Stelle geführt hatte, die nun für immer ihres Daseins Freude und Qual umschlossen halten sollte, ging er zum Papst, um ihm die Hinrichtung des Ketzers und Benjamins Verschwinden aus den Mauern der Stadt anzuzeigen.

Die Augen mit der hageren Hand beschattet, hörte Michele Ghislieri Giorgios finstere Rede an, schwieg zu den Vorgängen auf der Engelsbrücke und sagte von Benjamin:

‚Wir wollen ihm die Einsamkeit gönnen, deren er bedarf. Forsche nicht nach ihm, Gott spricht in der Stille; in Wochen und Monden, vielleicht in Jahren wird er seine Stimme hören und mit verklärter Trauer in sein Kloster zurückkehren.

Du aber, Giorgio, gehe aus und ein bei mir und bei dem unglücklichen Weibe, das hier zurückbleibt; ich will wissen, ob der Schmerz ihr Gemüt läutert oder verhärtet.‘

Pater Juan befahl der Papst nicht zu sich, denn er mied das Angesicht seines Großinquisitors, der den Knaben gerichtet hatte. Dazu hatte er Gefallen an Giorgios soldatischem Wesen im Gewande des Domini-

kaners gefunden, und war gesonnen, ihn zu mehrerlei Aufträgen in der großen Sache der heiligen Liga zu verwenden, die gegen die Türken zusammenzuschließen er eifrig bemüht war.

So fand sich Giorgio aller mönchischen Bescheidenheit zum Trotz in die Geschichte der Welt verwickelt, bis ihn der Papst nach dem großen Siege von Lepanto in Gnaden zur Heimat entließ.

Dort traf er an einem stillen Winterabend ein, als Prior Balthasar friedlich im Refektorium mit seinen Mönchen das Nachtmahl hielt.

Als der schrille Ton der Torglocke erscholl, schreckten sie alle aus ihrer Beschaulichkeit empor, der Prior hielt mit der Lektüre der vita santi Ambrosii inne, und wortlos verlies der Bruder Pförtner den Saal, um ein Weniges später in Giorgios Begleitung zurückzukehren.

Giorgio küßte dem geliebten Vater die Hand und sagte strahlenden Auges.

‚Herr, erbarmt Euch meiner Lust, mir das Herz von seinen Neuigkeiten freizureden, und entbindet meine Zunge . . .‘

‚Du kommst von Rom,‘ entgegnete der Prior sorgenvoll, das Gesicht Benjamins im Kreise der Mönche suchend.

Aber Benjamin verfärbte sich nicht, sah Giorgio mit Augen der Weltüberwindung an, mit Augen, die sich gewöhnt haben, die irdischen Dinge im Himmel zu betrachten, und sagte:

‚Erzähle von Rom, Bruder Giorgio, wenn unser Vater es gestattet!‘

Der Prior nickte, und Benjamin ergriff noch einmal die Rede, um Giorgio das Aussprechen der Namen, vor denen er sich scheuen mochte, leicht zu machen.

‚Erzähle‘, sagte er, ‚von dem Grabe meines Sohnes, von Margretes Schicksal und von Fra Michele, der ein Heiliger ist!‘

‚Bruder,‘ entgegnete Giorgio, ‚dein Sohn liegt unweit der Ruhestätte der Deutschen im Schatten einer Eibe begraben; ich selbst bettete ihn dorthin, unter reichlichen Tränen und Gebeten. Margrete aber pflegt sein Grab. Der treue Lukas hat sie nicht verlassen, hat vielmehr die heimatlichen Besitztümer in Wittenberg verkauft, also daß er und Margrete in Rom, das ihre Seele speist, auch ihr Leben fristen können, und ihre Tage mit Gebet und Betrachtung und im Andenken an den Toten dahinfließen.

Der Papst,‘ — hierbei drehte sich Giorgio mit einer schnellen Wendung zu Prior Balthasar, ‚der Papst ist wahrlich ein Heiliger; Benjamin vermag das sonder Zweifel auszusprechen, ich aber stehe und staune: Fleisch und Blut hat ihm das nicht geoffenbart; denn Fleisch und Blut hat der heilige Papst in das Dunkel der Verzweiflung gestürzt.

Herr, Ihr seht mich an, denn ich rede verworren —‘ Giorgio zog sich einen Schemel heran und setzte sich dem Prior zur Seite.

‚Mein Vater,‘ fuhr er zu sprechen fort, ‚als der Knabe Martin, für jeden Christen ein Vorbild, edel und gläubig in den Tod gegangen war, kehrte sich mir das Herz um, wendete sich im Groll von dem Papst, der die Ketzer blutig richtet, und von der heiligen katholischen Kirche, der der Geist Gottes innewohnt. „Wehe uns,“ schrie meine bedrängte Seele, „wir machen Christen zu Märtyrern,“ und ich zweifelte, ob Fra Michele gerechtermaßen im Geruch der Heiligkeit stehe. Mir mußte Gott mit der Kraft des Mirakels den Glauben zurückgeben, denn ich bin mitleidig und trotzig zugleich und minder lenkbar durch die himmlische Gnade, die sich in brünstiges Gebet ergießt, als Bruder Benjamin.‘

Bei diesem Lobspruch Benjamins spendete der Prior dem Sohne seines Herzens einen liebevollen Blick, und Giorgio, der dem Blicke vom Vater zum Sohn mit den Augen gefolgt war, bemerkte mit Rührung, daß der Sohn durch Schicksal und Leiden ein verwitterter Greis geworden war, während der Vater unter schneeweißem Haar die milden Züge eines langen, aber sanften Lebens bewahrt hatte.

‚Das Mirakel!‘ mahnte der Prior, als Giorgios innere Betrachtung anfing, lang zu werden.

‚Herr,‘ setzte der Heimgekehrte wieder ein, ‚ich weiß nicht, wieviel von den großen Ereignissen der Zeit im entlegenen Voghera Euch zu Ohren gekommen ist —.‘

‚Wir vernahmen‘, entgegnete der Prior mit Würde, ‚von dem heiligen Bündnis, das der Papst mit Spanien und Venedig abgeschlossen hat, und dessen Schiffe er mit reicher, dem Halbmond schrecklicher Besatzung gegen die Türken entsendete; auch murmelt man von einem großen, unerhörten Sieg —‘

‚Er ist Wahrheit, dieser Sieg!‘ fiel Giorgio dem Priester in die Rede. ‚Höret, mein Vater, meine Brüder, und erhebet eure Seelen: Die siebente Oktobersonne leuchtete in ihrer Mittagshöhe über Rom, da saß der Papst mit einigen Vertrauten, darunter auch ich unwürdig Beglückter mich befand, in seinem Arbeitszimmer, schrieb und redete und regierte den Weltkreis. Da stockt ihm das Wort im Munde, der Kiel entfällt seiner heftig zitternden Hand, und die Augen tauchten in ein Unsichtbares, dessen Gestalt und Art er uns lange nicht vermittelt.

Herr, wir vergaßen Zeit und Weile, Hunger oder Erschöpfung angesichts des verzückten Papstes, der unbeweglich stand und nur die Arme zum Himmel aufgehoben hielt. Auch bemerkten wir, daß von Zeit zu Zeit seine Leibeskraft nachließ, und stützten wechselnd je einer einen der wankenden Arme; dazu begann der Papst abgerissene Sätze auszustoßen, die wir ehrfürchtig untereinander verbanden, und die unsern Geist auf den Inhalt des Gesichtes lenkten, das der Heilige sah.

„Christus in den Wolken,“ rief er, „alle Engel und Heiligen mit ihm — Petrus ergreift sein Fischernetz — die Flotte der Türken gefangen — hinab, Ali Pascha, hinab, — geselle dich zu den der Hölle entstiegenen Dämonen — Herbei, Marc Antonio Colonna —“ und, mit einem überschwenglich dankbaren Blick zum Himmel:

„Es war ein Mensch, gesandt von Gott, des Name ist Johannes!“

Damit, mein Vater, sprach er von dem herrlichen Sieger, Herzog Johann von Österreich, Kaiser Karls Sohn.

Schon dämmerte der Abend, als der Papst die Arme schwer am Leibe herunterfallen ließ, sich den in Strömen rinnenden Schweiß trocknete und seine Umgebung aufs neue erkannte. Sieg leuchtete und Freude aus dem Brunnen seiner Seheraugen, als er jeden einzelnen unter uns gütig anblickte und endlich sagte:

„Meine Freunde, Gott hat uns den Sieg über die Türken geschenkt; das Kreuz hat den Halbmond überwunden. Auf, laßt uns danken und Jubelfeste feiern, denn die Zeit dazu ist gekommen!“

Mein Vater, als der Morgen anbrach, verwandelte sich Rom in einen Garten der Wonne; alle Glocken läuteten, Fahnen flatterten, Teppiche bedeckten die Straßen, und Blumenkränze wanden sich von Haus zu Haus. Seitdem rast das Volk in einem heiligen Taumel und der Papst wehrt ihm nicht.

Mir aber‘ — damit sprang Giorgio von seinem Sitze auf — ‚schwoll die Sehnsucht im Herzen, Euch, teurer Vater, den Jubel der Christenheit mitzuteilen. Seht, solange es draußen Streit und Widerstreit die Fülle gab, spürte ich das Heimweh minder, nun aber — im Glücke — wer möchte das allein in der Fremde tragen!‘

Der Prior drückte Giorgio die Hand, und dieser fuhr zu reden fort:

‚Vor der Porta del Popolo stieß ich auf einen staubbedeckten Reiter, dem der schwarze Kragen der Venezianer um die Schultern flatterte. Keuchend war er die Via flaminia heruntergesprengt; aber im Angesicht des bekränzten Tores blieb er plötzlich wie ein gegossenes Reiterbild stehen. Ich betrachtete ihn verwundert; da sprang er vom Pferde, packte mich wild bei der Kutte und schrie: „Seid ihr Römer von Sinnen, Mönch? Gibt es einen beflügelten Boten? Ich bin, seit ich den Fuß an Land gesetzt habe, mit meinem Gaul zusammengewachsen, und Nacht und Tag romwärts, romwärts, r o m wärts geritten, — — — wer meldete euch den Sieg von Lepanto?“

„Der Papst ist ein Heiliger“, antwortete ich ohne Zögern; „er bedurfte des Boten nicht, — auch nicht des beflügelten! Er hat den Sieg im Gebet erfochten und im Gesicht gesehen.“

Da bekreuzte sich der Venezianer und ritt ohne Eile in die festliche Stadt hinein.

So mein Vater,' sagte Giorgio langsam beschließend, indem er den Kopf senkte, ‚lehrte mich Gott der Heiligkeit der Kirche und ihrem ehrwürdigen Haupte vertrauen, wenn ich auch Gottes Absicht im Gedächtnis des toten Knaben nicht fasse.'

Auch der Prior sah lange gedankenschwer in seinen Schoß nieder. Kaum wagten die Mönche zu atmen, um die Stille nicht zu stören, und nur das Knistern und Flackern der Öllichter unterbrach die Lautlosigkeit, die Giorgios Erzählung folgte. Endlich hob Prior Balthasar den milden Blick zu Giorgio auf und sagte:

‚Ich kenne aus Benjamins Munde die wunderliche Prophezeiung jenes Sterndeuters, der fast ein Vatermörder geworden wäre, und der geweissagt hat: „Rot wie die Farbe von Blut und Feuer wird der Stern des heiligen Papstes leuchten, dem die Türken nicht widerstehen und die Ketzer nicht widersprechen können" — sieh, Giorgio, keiner unter uns Nachgebornen hat den Stern von Bethlehem am Himmel glänzen sehen. Die Beschaffenheit meines Gemütes begreift wie das deine leichter, daß er in sanftem, tröstlichem Lichte geleuchtet habe, als daß die rote Fackel des Krieges darin gelodert hätte; dennoch — wir wissen es nicht. Unser Herr und Meister hat furchtbar genug gesprochen: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Vielleicht, — und wenn ich diesen glorreichen Sieg recht verstehe, — gewiß ist die Zeit, in der Blut und Feuer die Erde röten mußten, erfüllt. Wir aber dürfen ein süßeres Heilandswort in unseren Herzen blühen lassen:

„Stecke dein Schwert in seine Scheide!"'



Der junge Bismarck / Von Martin Spahn

Seit einem Jahrzehnte arbeitet Erich Marcks an der ersten wissenschaftlichen Bismarckbiographie größeren Umfangs. Er will den reichen Stoff in vier Bänden bewältigen. Den ersten hat er im letzten Herbst veröffentlicht.* Der Band umfaßt die Jugendjahre des Kanzlers und schließt mit dem Bericht über die ersten Schritte, die Bismarck ins politische Leben, in das Land seiner gewaltigen Mannestaten machte. Er soll nur die Einleitung zu einer mächtigeren, in vollen Akkorden dahinrauschenden Schilderung bieten, und dennoch wirkt er wie ein Ganzes für sich, als ein abgeschlossenes Werk, das seinen Ruhepunkt in sich besitzt. Einzig die ersten 40, 50 Seiten haben noch etwas Unsicheres. In dem Bericht über die Ahnen Bismarcks und das bürgerliche Haus der Mencken, aus dem die Mutter des Kanzlers hervorging, ist zu viel ausgesuchte, zuweilen gesuchte Feinheit zu merken. Die Charakteristik der Gegensätze des alten und neuen Preußen streift, was dem Leser gerade durch die Bezugnahme auf den inhaltvollen wissenschaftlichen Streit der letzten Jahre um das Wesen dieser Gegensätze zum Bewußtsein kommt, bloß die Oberfläche. Aber gleich darauf, sobald das Buch von seinem Helden selbst zu singen und sagen beginnt, erhebt es sich zur vollen Höhe reifer Meisterschaft und hält sich auf ihr bis zum Schlusse. Fast mag man nicht daran denken, daß es noch eine Fortsetzung finden soll; denn es fällt schwer anzunehmen, daß eine ganze Aufeinanderfolge von Bänden eine solche Ausgeglichenheit sorgfältigster Quellenverwertung und abgetönter Darstellung, der äußeren Form und des inneren Gehalts aufweisen wird. Vielleicht ist auch, was in ihnen zu berichten sein wird, der Art des Verfassers nicht ebenso gelegen wie der Stoff dieses ersten Bandes. Hier, im ersten Bande, waren, wozu Marcks vorzüglich begabt ist, in der Hauptsache Aufgaben zu lösen, die in das Gebiet der Psychologie fallen; es war werdendes, noch nicht männliches Leben, Menschliches, noch nicht Titanisches zu beobachten und nachzufühlen. Nicht sowohl im Zweifel an erst Verheißenem, als in Dankbarkeit für das mit vollendeter Kunst schon Gebotene läßt man den Eindruck des Buches in sich nach- und verklingen, als wäre es ein Fertiges und nicht nur ein Anfang.

Der Berichterstatter über ein Werk, das seinem Urteil nach den höchsten Ansprüchen genügt, ist in einer peinlichen Lage. Seinen Lesern das Lesen des Buches durch den Versuch einer knappen Wiedergabe der Ergebnisse überflüssig zu machen, müßte ihm für ein Unrecht gegen sie wie den Verfasser gelten. Sich mit den Ergebnissen auseinanderzusetzen, wo er von ihnen abweicht, könnte bei aller Vorsicht leicht eine falsche Vorstellung von der Trefflichkeit des durch Marcks Erarbeiteten erwecken. Denn so ist es nun doch, daß sich auf lange hinaus eine wissenschaftliche Meinungsäußerung über Bismarcks Jugendentwicklung, mag sie mit Marcks übereinstimmen oder nicht, vorzüglich auf die vielen neuen Quellen stützen muß, die er zu erschließen verstand, und sich mit der scharfsinnigen, abgeklärten Analyse der neuen wie der bekannten Quellen auseinandersetzen wird, die er vorgenommen hat.

Die Eltern hervorragender Männer pflegen, wenn nicht gar verschiedener Rasse, so doch zum mindesten durch Stammesherkunft und Naturanlage voneinander unterschieden zu sein. Immer muß es den Geschichtschreiber reizen, der Einwirkung beider auf den Sohn nachzuspüren. Auch in Bismarcks Werdegang spielt das Problem seine bedeutsame Rolle. Bismarcks väterliches Ge-

* Stuttgart, Cotta.

schlecht saß seit Jahrhunderten auf altmärkischem Boden, am Leben des brandenburgisch-preußischen Adels teilnehmend, seine Güter bebauend, die Waffe im Kriegs- und Offiziersdienst führend. Der Mutter Vorfahren dagegen waren Niedersachsen, bewegliche Leute, die die Heimat wechselten, Kaufleute in früherer Zeit, dann Professoren, der Vater der Mutter preußischer Beamter. Bismarck hatte von seinem Geschlechte ‚die Statur'. Ob er von der Mutter das Temperament und das geistige Wesen empfing, sucht Marcks mit großer Delikatesse aufzuhellen. Der Sohn hat über die Mutter kühl geurteilt. Vielleicht aber ist dies nur ein Zeugnis mehr dafür, wie stark er den mütterlichen Einfluß in sein Vätererbe sich mischen fühlte. Sein Biograph hebt hervor, daß die Bismarcks bei aller Vasallentreue nie in den preußischen Staatsdienst traten, der Großvater Mencken dagegen Staatsdiener mit Leib und Seele gewesen sei und die Mutter ihren Sohn mit allem Nachdruck zum Staatsdienst drängte. Auch die Empfindlichkeit der Nerven Bismarcks, ‚jene künstlerhaft feine Reizbarkeit seines von so viel Kraft und so viel Wärme des Gefühls durchströmten Wesens' erinnern Marcks an das Wesen der Mutter. Die ‚schneidende, kalte Verstandesklarheit des großen Staatsmannes' findet er ebenfalls bei der Mutter wieder. Es sind Vermutungen, die Einwänden vielleicht nicht stichhalten. Nur der Gesamteindruck, zu dem sich Marcks bekennt, dürfte unbestreitbar sein und ruft gar noch nach unbedingterer Fassung: daß Bismarck in allem Innerlichen, Angeborenen seiner Natur ein Bismarck, kein Mencken war, und daß die Mutter nur erzieherisch auf ihn einzuwirken vermochte.

Mit dieser Äußerung rühren wir aber schon an alle Schwierigkeiten und Fährnisse, alle Kämpfe und Wunden der Entwicklung des Knaben zum Manne. Auf dem Land geboren, Sproß einer Familie, die ein halb Jahrtausend lang immer auf dem Lande weilte, mußte Otto von Bismarck auf mütterliches Betreiben, als er erst sechs Jahre zählte, in eine Erziehungsanstalt nach Berlin und kam dann lange aus der Stadt nicht mehr heraus. Aus jener Anstalt kam er auf das Gymnasium, von ihm auf die Universität und dann in den Verwaltungsdienst. Regelmäßig war es seine Mutter, die ihm die Pfade der Entwicklung vorzeichnete. Nicht auf die Neigungen des Knaben achtete sie dabei, sie sann vielmehr auf eine Lebensstellung nach ihrem Geschmacke und ihrem Ehrgeize für ihn. Er hat sich anfangs gesträubt. Späterhin ging er ohne Sträuben weiter und richtete sich darauf ein, ein Mann der Welt zu werden und als solcher in der preußischen Diplomatie seine Laufbahn zu machen. Seine hohen geistigen Gaben wurden auf diesem Wege wenn nicht geweckt, so doch gepflegt und geschult, sein Geist um wertvolle Bildungselemente bereichert. Er erlangte die kavaliermäßige Beweglichkeit, Schlagfertigkeit und die äußerliche Gewandtheit des gesellschaftlichen Benehmens, die ihm gut anstanden, und durch die er schon als Jüngling ebenso ‚zierlich' wie seiner selbst sicher ‚unabsichtlich seine Persönlichkeit stets zur Geltung brachte'. Seine Braut empfand späterhin an ihm den Wert, den er auf ‚das Formale' legte, im Unterschied von ihrer eigenen formloseren Art als besonders charakteristisch. Auch die Geschmeidigkeit eignete er sich an, dank der er sich von dem aristokratischen oder bureaukratischen Haften und Kleben an einmal angenommenen Überzeugungen befreite und sich in steter Fühlung mit seiner Umwelt und den Strömungen in ihr zu halten vermochte. Er wurde für seine einfacheren Standesgenossen in der Heimat der ‚große interessante Weltmann', den Marie von Blanckenburg mit einer Mischung von Gewissensfurcht, Neugier und Wohlgefallen anschaute. So schien das

mütterliche Wesen schließlich doch von ihm Besitz ergriffen zu haben. Selbst die kühl intellektualistische Art der Mutter setzte sich in ihm durch; ihre Irreligiosität ging auf ihn über.

Wohl und zurecht fand er sich indessen bei diesem Leben nicht. Freilich, auch der Mutter war ein Genügen am Leben fremd. Hier jedoch scheidet sich bei genauerer Betrachtung beider Geistesart deutlich und für immer. In dem Sohn war die Unzufriedenheit nicht Naturanlage, und während die Mutter infolge ihres Unbefriedigtseins von Unrast befallen worden war, wurde er weltüberdrüssig und tätigkeitsscheu. Er besuchte die Universitäten Göttingen und Berlin, war als Referendar bei den Regierungen in Aachen und Potsdam tätig. Alle diese Orte waren nur ein Aufenthalt für ihn. ‚Von einem Eindrucke irgendwelcher akademischer Lehre ist niemals die Rede'; ebensowenig vertiefte er sich in die Aufgaben der Verwaltung. Seine Prüfungsarbeiten bieten, von einigen sich verlierenden Äußerungen abgesehen, ausschließlich nachgesprochenes Wissen. Ein lieber, frischer Schüler, auch noch ein angenehmer, zwar übermütiger, nie aber sich schwer verfehlender Bursch, fing er weiterhin an, seine Pflicht zu vernachlässigen; er gab sich ‚skeptisch bis zum Extrem' und fühlte sich mehr, als an einem jungen Manne erträglich, blasiert.

Man muß wohl dem Problem nachsinnen, woher dieser Geisteszustand des jungen Bismarck rührte. Gerecht werden wird man ihm nur, wenn man es mit dem allgemeineren und wichtigeren Problem verknüpft, in welchem inneren Verhältnis sich der junge Bismarck zu der liberalen Weltanschauung seiner Zeit fühlte. Es war die Weltanschauung, die ihm auf der Schule und durch die Universität wie durch seine Lektüre vermittelt wurde. Von 1830 bis in die Mitte der Vierzigerjahre lebte er in ihr. Friedrich Meinecke hat beklagt, daß die liberale Weltanschauung jener Jahre nicht mehr so große Vertreter wie ein Menschenalter zuvor in Kant gehabt habe und radikalem Einflusse unterlegen sei. Er hat es darauf zurückgeführt, daß sie mit ihrem Grundsatz der inneren sittlichen Autonomie und ihrer rein weltlichen Religiosität den heranreifenden Mann nicht ergriff und erhob. Aber es war doch nicht nur, worauf Meinecke hindeute, Feuerbach, durch dessen System Bismarck in die liberale Weltanschauung eingeführt wurde. Zu Feuerbach hat er sogar erst gegriffen, als sich sein Verhältnis zum Liberalismus schon entschieden hatte. Dagegen hat ihn Schleiermacher auf das Abendmahl vorbereitet. In Göttingen lehrte zu seiner Zeit Dahlmann. Am Rhein kam er in die Blütetage des bürgerlichen rheinischen Liberalismus. Er hat Frankreich und England bereist und dort den westeuropäischen Liberalismus in voller und gewiß nicht kleinlicher Bewegung vor sich gesehen. Gar so unbedeutend und radikalisiert hat die liberale Weltanschauung also nicht auf ihn eingewirkt. Dennoch ist er vollkommen unempfindlich dagegen geblieben. Schleiermacher machte ihm keinen Eindruck. Dahlmann nennt er nicht ein einziges Mal. Über die rheinischen Liberalen sah er zunächst hinweg, und später sprach er von den ‚banalen, aufgeputzten Phrasen der rheinischen Weinreisenden-Politik'. Westeuropa durchwanderte er, wie Marcks ihn treffend bezeichnet, als ‚Tourist', nicht wie einer, der bewundernd zu lernen kommt. Erich Marcks hat sich denn auch die Betrachtungen Meineckes nicht angeeignet. Der Betrachtungsweise Meineckes hat aber auch er sich nicht völlig entzogen. Erklärt Meinecke Bismarcks innere Sprödigkeit gegen den Liberalismus aus dem Mangel der zeitgenössischen Liberalen an persönlichen Vorzügen, so richtet Marcks sein Hauptaugenmerk ebenfalls mehr auf Persönliches als auf Allgemeines; nur daß er die Lösung in den per-

Constantin Troyon/Die Begegnung der Herden



Nach Originalaufnahme von Franz Hanfstaengl in München

sönlichen Umständen des Lebensganges Bismarcks sucht. Ihm steht der junge Bismarck vor Augen, wie er, zwar noch kein Held, aber doch zum Helden geweiht, sein Jugendland durchmißt, vor allem der eigenen Entwicklung lebend. Ihn führt ‚nur eines, noch etwas Unbewußtes und Ungestaltetes, aber in der Stille Entscheidendes: sein Ich‘. Der Genius in ihm, der unbändige Herrscherwille reckt und dehnt sich. Die Empfindungsorgane des Jünglings sind für die Eindrücke der Außenwelt noch nicht geöffnet. So wandert er an den Gefilden des Liberalismus unachtsam vorbei, und da er, innerlich ausgereift, zuerst um sich schaut, liegen sie schon hinter ihm in der Ferne. Marcks idealisiert hier den jungen Bismarck, wie Meinecke die Vertreter der liberalen Weltanschauung um das Jahr 1840 herunterdrückt. Hätte es sich in Wahrheit auf jener Stufe seines Lebens für Bismarck nur um das selbstherrliche Durchringen seines Ichs gehandelt, so hätte er von ihr in späteren Jahren nicht mit solchem Aufstöhnen sprechen können, wie er es im Jahre 1851 in einem seiner ergreifendsten Briefe an die Gattin tat: ‚Wie vieles ist mir jetzt klein, was damals groß erschien, wie vieles jetzt ehrwürdig, was ich damals verspottete! . . . Sollte ich jetzt leben wie damals, ohne Gott, ohne dich, ohne Kinder . . .‘ Es wäre kein Hinweggehen aus der bisherigen Umgebung von solcher Entschiedenheit nötig gewesen wie das des Jahres 1839. Infolgedessen wirft Marcks aber auch die Frage nach dem Verhältnis des werdenden Bismarck zum Liberalismus kaum auf. Für ihn wird die geistige Entwicklung Bismarcks erst an der Schwelle des Mannesalters nach 1840 krisenhaft. Meinecke, auch Max Lenz in seinem ‚Bismarck‘ für die ‚Allgemeine Deutsche Biographie‘ waren vor ihm nicht wesentlich anders verfahren. Es ist vielleicht der einzige Punkt von entscheidender Bedeutung, worin man Marcks Schilderung entgegentreten kann und muß. Wohl kam der schwere Wogengang in Bismarcks Leben erst mit den Vierzigerjahren auf. Aber die Vorgänge und Entschlüsse dieser Jahre bildeten darum doch nur den Abschluß der Auseinandersetzung, die der heranreifende Mann mit den Gewalten zu bestehen hatte, welche das Leben seiner Zeit beherrschten und auch nach Herrschaft über ihn strebten. Zur Hälfte war die Auseinandersetzung schon von 1835 bis 1839 in weniger bewegter Weise, jedoch mit nicht weniger einschneidendem Ergebnisse erfolgt. Daß sein Geist fähig dazu war, darauf deutet auch die frühe Durchbildung seiner Gesichtszüge, die schon an einem Aquarell vom Februar 1835 wahrnehmbar ist. Alle Merkmale des Männer- und Greisenkopfes Bismarcks, selbst der Blick des Auges, der Ausdruck von Mund und Kinn sind vorhanden, nur in einer etwas befangenen Art, als läge mehr ein Mangel der Ausführung, eine Unsicherheit des Künstlers denn ein Unfertiges an dem Dargestellten vor.

Unterwerfen wir aber die Jahre 1835—1846 einer einheitlichen Beobachtung, so darf die Aufhellung der inneren Zustände Bismarcks und der allmählichen Gestaltung seiner Überzeugungen weder einseitig bei den Liberalen noch einseitig in Bismarck selbst gesucht werden. Noch war der Entwicklungsgang Bismarcks vorwiegend dem eigenen Ich zugewandt. Mit geschlossenen Empfindungsorganen jedoch ging der Jüngling nicht durch die Welt. Wohl ließ er sich nicht die Muße, machte sich nicht die Mühe, eine Weltanschauung zu erwerben. Wenn indessen die Weltanschauung, von der umgeben er damals lebte, machtvoll auf ihn eingewirkt hätte, hätte sie ihn sicher nicht unergriffen gelassen. Die Christophorusnatur in ihm hätte ihn zu ihr hingezwungen. Aber eben dies ist es: Der westeuropäische Liberalismus packte ihn nicht, weder als

Weltanschauung noch als Lebensinhalt. Einzig und allein mit den verfassungsstaatlichen Bestrebungen der Liberalen liebäugelte er eine Zeitlang, auch mit ihnen nur in einer ganz allgemeinen Form und mehr aus persönlichem Gelüste nach Herrschaft als in Bejahung ihrer sachlichen Berechtigung. Die sittlichen Ideale und die universellen Ideen dagegen, die der Liberalismus ihm darbot, erkannte Bismarck nicht als Gewalten an, denen er dauernd und in Demut Dienste leisten mochte. Durch den Ehrgeiz seiner Mutter und durch seine Bildung auf das Leben in liberalen Sphären angewiesen, überkam ihn jene Unzufriedenheit, Skepsis und Blasiertheit, die die anmutigen Züge seines jugendlichen Wesens nach und nach verzerrten. ‚Ich war', so erklärte er seiner Braut im Frühling 1847, ‚in der Tat schon sehr gealtert, als ich dreiundzwanzig Jahre zählte, jedenfalls unendlich viel blasierter als jetzt, und fühlte mich recht unglücklich, fand Welt und Leben schal, mehr, als ich es wohl andeuten mochte.' Nichts bestand vor ihm. Gleich den liberalen Strömungen stieß die preußische Beamtenart, das preußische Staatsdienertum ihn ab. Sein Großvater mütterlicherseits war darin aufgegangen. Bismarck hatte keinen Blick für die Tüchtigkeit dessen übrig, was es leistete, verurteilte sein Wirken als innerlich leer, unpersönlich und unersprießlich und spottete: ‚Ich glaube sicherlich, daß mich die vollkommenste Erreichung des erstrebten Ziels, der längste Titel und der breiteste Orden in Deutschland, die staunenswerteste Vornehmheit nicht entschädigen wird für die körperlich und geistig eingeschrumpfte Kraft, welche das Resultat dieses Lebens sein wird.' Die Schriften Hegels, des philosophischen Verherrlichers des preußischen Staatsgedankens, nahm er wohl zur Hand, verdaute sie aber seinem Berichte nach nicht. Doch auch den Landadel bedachte er nur mit bissigen Bemerkungen. In studentischer Laune hatte er die Angehörigen seines Standes schon früher gern aufs Korn genommen. Sie essen nicht, sie trinken nicht, so verhöhnte er ihre Vetterntage, ‚was tun sie denn? Sie zählen ihre Ahnen'. Da also sein Genius keine Macht über sich fühlte, begab er sich der Selbstzucht. Insbesondere während seiner Aachener Zeit, wo ihn das Leben einer reichen, vergnügungsfrohen Bäderstadt umfing, folgten leidenschaftliche Aufwallungen sinnlicher Liebe zu schönen Frauen einander rasch. ‚Liebelnd, bechernd, würfelnd' ließ Bismarck in einer Umgebung, von der ihm ein alter, derber Oberst schrieb: ‚Nichts für Geist und Herz, nur viel Menschengestank', einige Monate lang die Zügel seiner Natur völlig schleifen.

Im Sommer 1838 lehnte er sich herb und unmutig dagegen auf, den Weg, auf dem er sich so wenig wohl befand, bis zum Ziele zu gehen. Seine geistige Begabung, sein weltmännisches Geschick hatten sich voll entfaltet. Er war sich dessen bewußt. Sein Ehrgeiz brannte schon so lichterloh in ihm, daß ihn in jugendlicher Neigung, gleich bis zur Höhe zu greifen, die Führerschaft einer ganzen Bevölkerung lockte, wie ‚Peel, O'Connell und Mirabeau' sie an sich zu reißen verstanden. Dennoch kehrte er nun all dem, was ihm zu einer glänzenden Laufbahn verhelfen konnte, den Rücken, schied aus dem Staatsdienst und ging 1839 in die Einsamkeit eines hinterpommerischen Gutshofs, auf den Kniephof. Er tat es nicht, um über eine kleine Welt zu herrschen, da ihm die Herrschaft über eine große noch nicht erreichbar war, sondern, einem seiner edelsten Worte gemäß, aus jenem Verlangen, das noch mehr darnach strebt, ‚nicht zu gehorchen als zu befehlen', aus der Sehnsucht nach ‚Individualität in Meinung und Handlung'. Er zerriß den Mantel, worin ihn der Einfluß und die Erziehung der Mutter gehüllt, und verschaffte seiner Natur die Freiheit, nach eigenem

Gesetz und eigener Anlage sich fortan zu bilden. Es war äußerlich ein Bruch, so rauh und einschneidend wie denkbar; in der Sache freilich nur ein endliches Sich-zur-Geltung-Bringen und Durchbrechen des Persönlichsten und Innersten, das ihm gehörte. Mit zwingender Macht rief es ihn an den Herd der Väter zurück.

Auf dem Lande wirkte die geistige Leere der Referendarsjahre, die Lust am Zweifel noch mehrere Jahre nach. Er trieb radikale, auch sozialistische Lektüre. Louis Blancs Werke, Schriften der Sand werden in Briefen von ihm erwähnt. Sein ausgelassener Lebenswandel trug ihm den Namen des ‚tollen Junkers' ein. Dennoch verschob sich das Bild seines Lebens schon bald. Es bekam eine romantische Färbung. Traurigkeit befiel seine Seele. Die Blasiertheit schlug in Zerrissenheit um. Byron wurde sein Lieblingsdichter. Der Prozeß, der damit anhob, bestand wesentlich in einem Auftauen des Gemütes in Bismarck. Der ihm anerzogene Intellektualismus wich vor den immer kräftiger und wärmer werdenden Regungen des Gefühls zurück. Aller zynischen Irreligiosität zum Trotz erwachte in ihm ein Bedürfnis nach Glauben und Hingabe. Er klammerte sich an die Heimat, den Stand und beider Überlieferungen. Er sehnte sich, einem großen Zwecke, einer heiligen Sache dienen zu dürfen, zum nützlichen Glied eines Ganzen zu werden, und ward voller Unruhe.

Leider sind die Briefe Bismarcks, die uns die klarste Kunde über seine Entwicklung der Vierzigerjahre zu geben vermöchten, von ihrem Empfänger verbrannt worden. Doch auch ohne sie hat Marcks jene Jahre aufs lebendigste wieder vor uns erstehen lassen. Er hat dabei eine Kunst des sich Einfühlens in ihm fremde Lebenskreise und Empfindungen bewiesen, wie sie in der Geschichtschreibung nicht oft zu verzeichnen ist. Dieser Kunst verdankt er freilich auch, daß er uns mit den schönsten, ergreifendsten Abschnitten seines Buches beschenken konnte. Wie er uns anleitet, Bismarck von den ersten Tagen der Landeinsamkeit an bis zur Ehe und zu den Anfängen der politischen Wirksamkeit zu begleiten, wie er aus den Briefen an die kleine Schwester zuerst zartere Töne uns entgegenklingen läßt, wie er Marie von Blanckenburg neben den Helden stellt und das anmutige, rührende Bild Johanna von Puttkamers aus ihren Brautbriefen an Bismarck zeichnet, wie er den ‚großen interessanten Weltmann' und die ‚Kassuben', die Familie seiner zukünftigen Gattin, sowie den Kreis um Thadden gegeneinanderwirken und allmählich sich enge einander berühren läßt, ohne daß doch eine Verschmelzung stattfindet, ist als historische wie darstellerische Leistung über jedes Lob erhaben.

Funken der ererbten Denkart waren unter der Asche alle die Jahre hindurch in Bismarck fortgeglommen. Man entnimmt es aus seinen wenigen dem vaterländischen Wesen geltenden Bemerkungen, die uns aus seiner Jugend übermittelt sind. Die Schule und seine Umgebung boten ihm das deutschnationale Ideal in der volkstümlichen, liberalen Form jener Zeit. In Bismarck aber klang regelmäßig der Unterton preußischen Staatsgefühls mit, der von jeher in den deutschen Empfindungen des altpreußischen Adels, der Marwitz und Genossen, niemals fehlte. Beinahe noch unmittelbarer enthüllt sich uns sein Eigenstes in einem zufälligen Wort an einen seiner Jugendfreunde. Die beiden schwärmten von ihrer Zukunft. Bismarck dachte daran, welche Wege zur Größe das neuzeitliche Verfassungsleben Willenskräftigen und Begabten erschließt; dann aber fuhr er unvermittelt fort, — ob in augenblicklicher Weichheit des Empfindens, ob in plötzlicher, grimmer Selbstverhöhnung, steht dahin —: ‚außerdem muß man innerlich fromm sein'.

Nun saß er auf der väterlichen Scholle. Nun bebaute er sie selber. ‚In allem seinem Handeln und Sein' setzten sich ‚die Eindrücke dieser langen ländlichen Arbeitsjahre' fest und fort. ‚Man hat längst beobachtet, wie in dem vielseitigen Reichtum seiner sprachlichen Bilder das Eigenste, Neueste, Schärfste doch immer vom Lande herkam: Boden, Tiere und Pflanzen, Wetter und Wärme und Krankheit müssen ihm da Anschauung und Gleichnis darreichen, das Sprichwort, alles Volkstümliche, alles greifbar Natürliche wächst ihm zu, drängt sich ihm auf die Lippen, und alles ist erlebte Wirklichkeit.' Wie Feld und Flur, so trat er aber auch den Menschen, die mit ihm darauf saßen und gleich ihm säten und ernteten, freundschaftlich nahe und nahm von ihrem Wesen immer mehr in sein eigenes Wesen auf. Es waren keine Gebildeten und keine freien Geister; ihre Gewandtheit ließ zu wünschen übrig. Aber es waren charakterstarke Männer und Frauen, Persönlichkeiten von hoher sittlicher Reife, ernste, religiöse Menschen. Er räumte den Freunden das Recht ein, auf ihn einzureden, und die Frauen ließ er zuweilen in sein Innerstes schauen. Sie hinwiederum warben um ihn in warmherziger Verehrung, daß er ihre Überzeugungen teilte, und umdrängten ihn, daß er vor allem seinen Unglauben überwände. In manchem Einzelzuge gab er ihnen sich hin. Da führte er eine Preßfehde für sie zugunsten der adlichen Jagdliebhabereien und hieb in ihr kräftig auf die Zeitungsschreiber los. Er verfocht lebhaft die korporativen Bestrebungen der Ritterschaft und legte im Gespräch unverfälscht altpreußische Ansichten an den Tag. Er ließ sich sozial interessieren und beteiligte sich rege an den Arbeiten des landwirtschaftlichen Vereins. Er verlangte danach, freilich noch ohne Ausdauer an den Tag zu legen, zu öffentlicher Tätigkeit herangezogen zu werden. Bezeichnend ist, mit welcher Erwägung er einen Wunsch, nach Indien zu gehen, um im englischen Solde zu streiten, in sich unterdrückte: ‚Was haben mir die Indier zuleide getan? dachte ich mir.' Wie Frühlingsstürme ins Eis fahren und es endlich brechen, gaben ihm zwei Ereignisse die entscheidenden Stöße. Sein Freund Blanckenburg unterrichtete ihn 1843 davon, ‚daß eine unheilbar Kranke, eine Verwandte, nicht ruhig sterben könne, wenn sie ihn nicht bekehrt wisse.' Der Brief erschütterte Bismarck. ‚Das Bewußtsein der Flachheit und des Unwertes meiner Lebensrichtung wurde in mir lebendiger als je.' Vollendet ward, was hier begann, durch den unerwarteten frühen Tod Maries von Blanckenburg am 10. November 1846. Sie war ihm die Nächste in ihrem Kreise. Als die Nachricht von ihrer tödlichen Erkrankung zu ihm kam, ‚hat er auf der Eisenbahn sofort zum ersten Male wieder gebetet'. Seit sechzehn Jahren hatte er es gelassen. Bis zuletzt noch wehrten sich sein Verstand und seine Natur zäh wider die pietistische Gläubigkeit seiner hinterpommerischen Freunde. Schroff hatte er ihnen wiederholt Ansichten entgegengehalten, die den ihren ganz entgegenstanden. Er war für Trennung von Staat und Kirche eingetreten, wollte die Stellung des Staatsbürgers nicht von seiner Glaubensmeinung abhängig gemacht wissen und tadelte die Brüder Gerlach, ‚weil sie besser sein wollten als andere Leute'. Auch jetzt ward er nicht im dogmatischen Sinne ein gläubiger Christ und der Lehre seiner Konfession unterwürfig. Nicht sein Verstand vollzog eine Schwenkung. Nach seinem eigenen aufrichtigen Wort durfte er sich den Christen nur ‚beizählen'. Dies aber tat er in guter Meinung. Der Bekenntnisbrief, den er Ende Dezember 1846 an den Vater seiner Braut richtete, ist in seiner ruhigen Klarheit und Bestimmtheit das ausdrucksvollste Zeugnis dafür. Sein Herz war es, das den Christengott und den Glauben an ihn

brauchte. Es wollte sich vor dem Einen beugen, der seine Ordnung der Welt auferlegt und dem Leben einen Zweck gegeben hatte, und dessen Willen sich nun ergeben. Er war der höchste Herr, und seine Herrschaft entschloß sich Bismarck auf sich zu nehmen. Unwiderstehlich ins Irdische hineindrängend, empfand dieser gewaltige Tatmensch deutlich, daß mit einer rein weltlichen Religiosität ihm nicht geholfen werde, und daß er eines überweltlichen, persönlichen Gottes bedurfte, zu dem er zu beten vermochte. Alsbald nachher tat Bismarck einen weiteren Schritt, der den zu Gott hin ergänzte und in ein noch helleres Licht rückte. Er verlobte sich und trat in die Ehe. Die Einordnung in die menschliche Gesellschaft, die Hingabe an die sittlichen Pflichten des einzelnen gegen Gott und die Welt fand damit ihren Abschluß. Hatte ihn seine Umgebung in den dreißiger Jahren traurig und leer gelassen, so verdankte er nunmehr der, worin er jetzt lebte, die Harmonie seines Daseins. Wohl blieb es wie das aller Großen auch fernerhin voll tragischer Erregung. Es wirkte auch außer dem religiösen mancher Einschlag der früheren Zeit, der sich trotz ihm in sein Wesen verwebt hatte, in ihm nach. Aber es kam doch aufs neue Zuversicht, Ergriffenheit und frischer Mut in sein Leben. Fest griff er fortan in die öffentlichen Angelegenheiten ein. Er war schon 1845, seit dem Tode des Vaters, nach Schönhausen, wo er geboren worden war, übergesiedelt und hier Deichhauptmann geworden. Eifrig beteiligte er sich an Beratungen der Standesgenossen und Verhandlungen mit der Regierung über eine Reform der Patrimonialgerichtsbarkeit. Er empfing die ersten parteipolitischen Anregungen. Es waren ihrer bei der Gleichgültigkeit der meisten seines Standes gegen die Kämpfe der Zeit schwerlich viele und nicht sonderlich starke. Die Ideen Bülow-Cummerows, des rührigen und unruhigen Hinterpommern, ließen ihn kalt. Entschiedener als auf kirchlichem Gebiete stellte er sich auf dem politischen zu den ausgesprochen Konservativen. 1847, noch während der Brautzeit, begann er, zum Vereinigten Landtag einberufen, seine parlamentarische Laufbahn. Man merkt es ihm an, wie er durch die Ereignisse vom Herbst und Winter 1846 auf 1847 rüstig und die Bahn vor ihm frei geworden war. Sogleich erwiesen sich seine ausgezeichneten Politikereigenschaften. Er war voller Leidenschaft dabei, wo es zuzufassen galt, aber auch voll praktischen Sinns, auf das Erreichbare bedacht. Er lebte sich in die vorerst noch bescheidenen Aufgaben, woran er sich versuchen durfte, ein und identifizierte sich gradezu mit ihnen, so daß er seinen Zeitgenossen wohl ständischgebundener vorkommen mußte, als er es war. Im Grunde lugte er über die engen Grenzen politischer Wirksamkeit für die Gerechtsame seines Standes schon hinaus. Die Lust am großen politischen Kampfe schlug in ihm auf, um ihn nicht wieder loszulassen. Wo er auf Widerstand traf, stürmte er in den Kampf hinein, wie er es zeitlebens so manches Mal tun sollte, und verbiß sich darein. Und doch war er sichtlich kein Parlamentarier. Er versah wohl den Auftrag eines solchen und übte die Geste. Aber der Geist und die Denkart waren die eines Staatsmannes.

Die Hauptwelle der inneren Entwicklung lag hinter Otto von Bismarck. Seine Auseinandersetzung mit den mächtigsten sein Zeitalter beherrschenden Gewalten war erfolgt, mit negativem Ergebnis gegenüber der liberalen Weltanschauung, mit positivem Ertrage im Hinblick auf die konservativen Ideale. Die Zeit rückte heran, da er sich nun selber ihrer bemeistern sollte für seine Ziele. Im Umriß zeigte sich schon die Gestalt des künftigen Kanzlers.

Das Ruhrkohlenrevier / Von Georg Siemens

Eine der ergiebigsten und beliebtesten Schlagwörtersammlungen behandelt das Thema der staunenswerten technischen und wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands in den letzten vierzig Jahren. Von Bankett und Biertisch, aus Büchern und Zeitungen, in Parlament und Volksversammlung sind uns so oft amerikanisch anmutende Phrasen und Zahlen an den Kopf geflogen, daß wir gegen ihre Wirkung abgestumpft sind und sie geduldig über uns ergehen lassen unter der Bedingung, daß wir sie nicht zu behalten brauchen. So erscheint denn dies Gebiet menschlichen Schaffens dem Durchschnittsgebildeten meist mit brodelndem Nebel bedeckt, der die Umrisse des Tatsächlichen ins Phantastische verzerrt und die bequeme Denkungsart des Zwanges zu scharfer Begriffsbildung enthebt. Die Sache an sich verdient das gar nicht, ist vielmehr wichtig genug, daß jeder halbwegs Gebildete oft und ernsthaft darüber nachdenken sollte. Das ist freilich sehr schwer, wenn man das Thema auf allgemeinster und breitester Basis behandeln will, selbst der Forscher verliert sich da leicht im Uferlosen. Anschaulicher und faßlicher wird die Sache schon, wenn man eine bestimmte Gegend, einen bestimmten Zweig der Technik oder Volkswirtschaft näher betrachtet und vom einzelnen auf das Allgemeine zu schließen sucht; das monographische Verfahren erfreut sich ja überhaupt mit Recht zunehmender Beliebtheit. Versuchen wir, es daher einmal — aber nur in Strichmanier — auf einen besonders charakteristischen Landesteil anzuwenden: auf das rheinisch-westfälische Kohlenrevier.

So nennt man das Land, das zwischen Ruhr, Rhein und Lippe liegt. Ursprünglich, d. h. noch vor hundert Jahren, umfaßte es nur einen schmalen Landstreifen an der Ruhr, also an seiner heutigen Südgrenze. Es hat dann im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts erst langsam und dann immer schneller sein Gebiet erweitert, ist, dem schwarzen Diamanten nachgehend, westwärts bis an den Rhein und noch ein wenig darüber hinaus, ostwärts bis an die Ausläufer des Sauerlandes und nordwärts bis ins Münsterland vorgerückt und schiebt augenblicklich einen neuen Fangarm rheinabwärts nach Norden vor. Mit einem der ältesten Industriegebiete Deutschlands, der Grafschaft Mark mit ihrer Kleineisen- und Metallindustrie, ist es an seinem Südostrande ziemlich zusammengewachsen; mit dem gewerbereichen Wuppertal, dem bergischen Industriegebiete, sucht es über einen verkehrhindernden Höhenrücken in Verbindung zu treten, und über den Rhein herüber schließt es sich an die alte linksrheinische textilindustrielle Kultur an. Auf diesem verhältnismäßig engen Boden stehen heute sieben Großstädte mit mehr als hunderttausend Einwohnern und zahlreiche Städte und ‚Dörfer' von der Ausdehnung achtbarer Provinzialhauptstädte alten Stils, leben und schaffen jetzt ungefähr vier Millionen Menschen.

Die treibenden Kräfte, die innerhalb eines halben Jahrhunderts diese neue Provinz haben entstehen lassen, können nach drei verschiedenen Richtungen hin verfolgt werden. Zunächst hat eine stürmisch vordrängende Technik hier ein denkbar geeignetes Tätigkeitsfeld gefunden, ferner konnten die neuen Wirtschaftsformen des neunzehnten Jahrhunderts sich gerade in der Montanindustrie ungehindert entfalten, und endlich war hier auch der nötige Boden und Spielraum für eine soziale Entwicklung und Umbildung größten Stils gegeben. Die Grundzüge in der Ausgestaltung dieser drei Hauptgebiete sind naturgemäß zwar aus der Besonderheit des Landes und seiner Industrie heraus geboren worden, können andererseits aber doch in vielen Punkten als typisch für die deutsche industrielle Entwicklung schlechthin betrachtet werden.

Daß die Technik des Steinkohlenbergbaus in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts nach unseren heutigen Begriffen äußerst selbstgenügsam war, fand in der leichten Gewinnung der Kohle noch seine Berechtigung. An den südlichen, nach dem Ruhrtal zu abfallenden Hängen des Landes traten die Kohlenflöze teilweise unmittelbar zutage; es war nicht schwer, sie in einem annähernd horizontal verlaufenden Stollen zu verfolgen und aufzuschließen. Die Zutageförderung des gewonnenen Gutes in kleinen Wagen durch den Stollen konnte leicht durch Menschen oder höchstens Pferde bewerkstelligt werden, die Bewetterung und Wasserhaltung erfolgte beinahe selbsttätig, erforderte jedenfalls keine größeren maschinellen Anlagen. Die Schwierigkeiten begannen erst, als die weiter nordwärts verfolgten Flöze sich mehr und mehr nach der Tiefe senkten, so daß man gezwungen wurde, durch einen senkrecht von der Tagesoberfläche nach unten getriebenen Schacht ihnen nachzuspüren. Jetzt mußte die Kohle sowohl wie das zufließende Wasser gehoben, die frischen Wetter hineingepreßt werden: die Dampfmaschine trat in ihre Rechte ein, die sie im englischen Bergbau schon seit längerer Zeit inne hatte. Je weiter der Bergbau nach Norden vordrang, desto schwieriger wurden die Verhältnisse: von Schachtteufen mit 100 bis 200 Metern kam man an der Emscher auf 400—500, neuerdings an der Lippe auf 700—800 Meter; das bedeutete immer schwierigere Schachtbauten, immer größere Fördermaschinen, immer stärkere Wasserhaltungen; die Temperaturen an den Arbeitsstellen wurden mit zunehmender Teufe immer höher, der Verbrauch an Frischluft also größer, das bedeutete viel stärkere Ventilatoren; an Stelle der gasarmen Magerkohle des Südreviers traten die gasreichen Flöze der Fettkohlenpartie auf, damit wurden der Gefahrenquellen also mehr, erhöhte Sicherheitsmaßnahmen immer dringender. Überall ein direkter Zwang also, die maschinellen und anderen technischen Einrichtungen weiter zu entwickeln, wenn man überhaupt die Kohle heraushaben wollte.

Wenn man den hierdurch erreichten Stand der Technik, der noch bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts hineinragte, richtig charakterisieren will, so bezeichnet man ihn wohl am besten als technischen Raubbau. Es ging wohl, gewiß, aber mit was für ungefügen Dimensionen, mit was für Material-, Raum- und Zeitverschwendung, mit was für Energieverlusten an allen Ecken und Enden. Nur der Kaufmann rechnete damals, und der natürlich nur mit den Begriffen, die er kannte: Geld und käuflichen Waren. Alles andere kostete anscheinend nichts und wurde einfach aus dem Vollen verbraucht.

Erst die Not der Zeit konnte hier langsam einen Wandel anbahnen. Die wiederholten Krisen, von denen auch der rheinisch-westfälische Steinkohlenbergbau nicht verschont blieb, zwangen den Unternehmer gebieterisch dazu, seine Bilanzen sich einmal daraufhin anzusehen, wo gespart werden konnte, um die Selbstkosten des Betriebes zu vermindern. Und da war denn die Erkenntnis naheliegend, daß die umfangreichen Anlagen des Bergwerks sehr viel Zinsen fraßen, und daß daher mit allen Mitteln dahin gestrebt werden mußte, sie möglichst auszunutzen, den Betrieb zu forcieren: Erhöhung der Wirtschaftlichkeit hieß jetzt die Parole. Man suchte z. B. aus einem Schachte soviel als möglich herauszuholen, indem man mit zwei getrennten Fördereinrichtungen von zwei verschiedenen Sohlen arbeitete und die Fördergeschwindigkeit nach Möglichkeit steigerte. Man suchte durch zweckmäßige Betriebsdispositionen, automatische Einrichtungen und zeitkürzende Maschinen bei allen Nebenarbeiten Personal zu sparen, um dies dann auf die Hauptarbeit, die Hereingewinnung der Kohle vor

Ort, werfen zu können. Man begann überhaupt alle maschinellen Einrichtungen sich einmal daraufhin anzusehen, ob sie bezüglich ihrer Anlage- und Betriebskosten auch sparsam wirtschafteten. Und da fanden sich dann auch bald alte Dampffresser unter den Maschinen, die jahrelang unbeachtet gelaufen waren, zersplittert angeordnete Krafterzeugungsstätten, wie sie im historischen Werdegang des Betriebes eben entstanden waren, verlustreiche Übertragungsmechanismen und -Leitungen an allen Ecken und Enden. Eine systematische Kontroll- und Zentralisationsarbeit setzte ein und wirkte mit ihren Ansprüchen ihrerseits auch wieder rückwärts ein auf die Entwicklung der maschinellen Technik überhaupt. Neben der Forderung, daß die Maschinen unbedingt betriebssicher sein müßten, wurde jetzt auch nach ihrer Wirtschaftlichkeit gefragt, ein Gesichtspunkt, der dem deutschen Bergbau vielfach noch ganz neu war.

Die größte Revolution und stärkste gegenseitige Befruchtung wurde aber mit der Einführung der Elektrotechnik in den Bergbau erzeugt. Auf die Elektrotechnik hatte der Bergbau bislang eigentlich noch gewartet; sie kam gewissermaßen auf halbem Wege seinen Ansprüchen entgegen, die darauf hinausliefen, die gesamte Krafterzeugung an einer Stelle zu konzentrieren und sie von da aus in beliebig großen Mengen durch verhältnismäßig dünne Leitungen den einzelnen Kraftverbrauchern zuzuführen. Die Motoren ihrerseits wieder ließen sich überall leicht aufstellen, erforderten geringe Wartung und erschienen daher in sehr vielen Anwendungsfällen als das Ideal einer Bergwerksmaschine. Die Einführung der Elektrotechnik hat daher, nachdem vielfach gerade eine Betriebsreorganisation durchgeführt worden war, abermals eine vollständige Umwälzung des Bestehenden eingeleitet. Sie hat dadurch andererseits den schon früher als richtig erkannten Grundsatz auf breitester Basis zur Durchführung gebracht: durch zweckentsprechende Betriebsdispositionen bei Krafterzeugung und Kraftverbrauch möglichst sparsam zu wirtschaften und aus jeder Anlage das Maximum an Leistungsfähigkeit herauszuholen.

Parallel zu diesem Streben, den Arbeitsprozeß zu verbilligen, ging die Tendenz, den Wert des Endproduktes zu steigern und die dabei noch gewonnenen Nebenprodukte so gut wie möglich zu verwerten. Die Ansicht, daß die gewonnene Kohle sich nur durch ihre natürliche Beschaffenheit unterscheide, auf die der Bergbautreibende keinen Einfluß habe, wurde bereits vor vierzig Jahren aufgegeben, als man gelernt hatte, sie durch die Aufbereitung zu veredeln. Durch die Aufbereitung wurde zweierlei erreicht: einmal wurde durch Zerkleinerung der vom Häuer geförderten Stücke die Möglichkeit gewonnen, die verunreinigenden Berge auszuscheiden, wodurch der Heizwert ganz bedeutend erhöht, manche Flöze sogar überhaupt erst abbauwürdig wurden, und zweitens wurde eine weitgehende Scheidung der Kohle nach ihrer Korngröße durchgeführt, die den Wert des Brennstoffes für den Verbraucher erheblich steigerte. Die Aufbereitungsanlagen der Zechen haben sich aus kleinen Anfängen in zweierlei Richtungen: der trockenen Aufbereitung oder Separation und der nassen oder Wäsche zu mächtigen Betrieben entwickelt, die wieder in weitestgehender Ausnützung maschinellen Antriebes, selbsttätiger Fördereinrichtungen und zeitsparenden kurzen Transportwegen ein Bild davon geben, was durch intensive Einzelarbeit auf diesem technischen Spezialgebiet erreicht worden ist.

Eine weitere Veredelung des Rohproduktes wurde namentlich für die am Südrande des Reviers gelegenen Magerkohlenzechen von Bedeutung, die infolge der Eigenart ihrer Kohle früher immer mit einem starken Ausfall durch staub-

förmige Feinkohle zu rechnen hatten. Durch das Brikettieren, bei welchem der Kohlenstaub unter Beimengung eines Bindemittels in gleichmäßige, handliche Formen nach Art der Ziegel gepreßt wurde, gelang es nicht nur, das sonst als Abfall betrachtete Produkt nutzbar zu verwerten; dies wies gleichzeitig auch für gewisse Zwecke, namentlich für Hausbrand und Eisenbahnbetrieb, so erhebliche Vorteile auf, daß es sich rasch einen umfangreichen Markt eroberte und die gesunkene Rentabilität der Magerkohlenzechen in ganz ungeahnter Weise wieder in die Höhe schnellte.

Die größte Bedeutung aber von allen Veredlungsprozessen hat die Verkokung der Steinkohle gewonnen. Durch die auf gleichem Boden rasch in die Höhe wachsende Hüttenindustrie, die in ihren Hochöfen dauernd gewaltige Mengen von Koks verbrauchte, wurde die Aufmerksamkeit des Steinkohlenbergbaus frühzeitig auf die Koksindustrie hingelenkt; bereits um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts begannen diejenigen Zechen, die gasreiche Kohlen gewannen, einen großen Teil ihrer Förderung in eigenen Öfen zu verkoken. Aber auch hier hatte man es zunächst nur auf das Endprodukt, den Koks selbst, abgesehen; das bei der Destillation der Kohle entstehende Gas, dessen Bedeutung doch von den bereits zahlreich bestehenden öffentlichen Gasanstalten her genügend bekannt war, ließ man anfangs ungenützt entweichen, später verwandte man es wenigstens zum Teil zur Heizung der Dampfkessel, gelegentlich auch zum Betriebe von Großgasmaschinen.

Aber der ganze wirtschaftliche Wert der Koksofengase wurde erst — ziemlich spät — erkannt, als man daran ging, die bei der Leuchtgasherstellung schon längst bekannte Gewinnung von Teer und Ammoniak sinngemäß auch auf die Zechenkokerei zu übertragen. Der Wert dieser beiden ‚Nebenprodukte' war durch die Entwicklung, welche die chemische Technik in Deutschland genommen hatte, von Jahr zu Jahr rapid gestiegen: das Ammoniak wurde als begehrtes Düngemittel von der Landwirtschaft absorbiert, und der Teer bildete der emporblühenden chemischen Großindustrie das unerschöpfliche Reservoir für die Herstellung der künstlichen Farbstoffe. Welche Bedeutung die ursprünglich unbeachteten ‚Nebenprodukte' für den Steinkohlenbergbau gewonnen haben, geht am besten aus der Tatsache hervor, daß vor einiger Zeit ein Konzern der chemischen Großindustrie ein eigenes Bergwerk erworben hat, das also in letzter Linie der Farbenfabrikation dienen soll.

Vielleicht kann man die vorstehenden Andeutungen über die bisherige technische Entwicklung so in einem Satz zusammenfassen: immer schwierigere Betriebsverhältnisse zwangen zur Ausbildung immer umfangreicherer technischer Anlagen, durch intensivere Ausnutzung suchte man sie dann, noch später durch Ersparnisse an Arbeitskräften und Energiemitteln nutzbringender zu gestalten; die Veredelung des Endproduktes schließlich und weitestgehende Verwertung der Nebenprodukte trugen dazu bei, die Wirtschaftlichkeit des Gesamtbetriebes noch weiter zu erhöhen.

* * *

Die Technik des Kohlenbergbaus ist von den ältesten Zeiten an der allgemeinen Technik ziemlich parallel gelaufen; wie diese hat sie sich im Laufe der Zeiten stufenweise an Hand der fortschreitenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse weitergebildet und die größten Schritte nach vorwärts in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts getan. Die rechtlich-wirtschaftliche Entwicklung des Bergbaus dagegen ist früher nicht ein Spiegelbild der allgemeinen

Zeitverhältnisse gewesen, sie ist vielmehr den zeitgenössischen industriellen Erscheinungen um ein gut Stück vorausgeeilt. Vor hundert Jahren kannte man im allgemeinen nur den Einzelunternehmer als Fabrikanten, erst die Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften machten die Welt allgemeiner mit dem akkumulierten Kapital bekannt. Demgegenüber haben die für damalige Zeiten ziemlich großen Betriebsanlagen und die ungewisse Zukunft die Bergbautreibenden von Anfang an dazu geführt, ihr Unternehmen in genossenschaftlicher Art zu betreiben. Von den ältesten Korporationen des Harzer Bergbaus an, bei welchen Arbeiter und Besitzer identisch waren, und den Erbstollen des Ruhrreviers, die einen gemeinsamen Abbau verschiedener benachbarter Eigentümer ermöglichen sollten, war man schon verhältnismäßig früh auf eine Gesellschaftsform gekommen, deren rechtliche Verfassung aus der Eigenart des Industriebetriebes heraus geboren wurde und noch deutlich die Anzeichen ihrer patriarchalischen Abkunft an sich trug: die Gewerkschaft. Entsprechend abgeändert und weiter entwickelt hat sie sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Um das Wesen der Gewerkschaft recht zu verstehen, muß man sich an den Anfang der Entwicklung eines neuen Bergwerksunternehmens versetzt denken, das etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in das bisher unbebaute nördliche Gebiet des Ruhrkohlenreviers vorrücken wollte. Der Unternehmer besaß vorläufig weiter nichts als das durch Mutung erworbene Recht, ein bestimmtes Feld abzubauen. Ob zur Schaffung der Bergwerksanlagen wenig oder viel, oder richtiger gesagt viel oder sehr viel Kapital aufzuwenden war, darüber ließ sich schwer etwas aussagen, noch viel weniger darüber, ob das in die Erde gesteckte Geld je Keim und Schößling treiben würde. Es wäre also unpraktisch gewesen (obschon es öfter vorgekommen ist), auf die ungewisse Zukunft hin eine Aktiengesellschaft zu gründen, deren Kapitalbedarf man nicht wie bei einer Eisenbahn oder einem Hüttenwerk einigermaßen vorausberechnen konnte. Man teilte daher das Gesamtvermögen des Unternehmens, dessen Höhe vorläufig noch ganz unbestimmt war, in eine ein für allemal feststehende Anzahl gleicher Teile — nach altem Bergrecht 128 (aus siebenmaliger Halbierung entstanden), jetzt 1000 ‚Kuxen'. Als tausendster Teil des Gesamtvermögens war jeder Kux verpflichtet, bei eintretendem Kapitalbedarf der Gewerkschaft ein Tausendstel dieses Bedarfs als Zubuße beizusteuern, bis das Bergwerk einen Reingewinn abwarf, von dem dann wieder ein Tausendstel auf jeden Kux als Ausbeute entfiel. Das alte Bergrecht — vor 1865 — stellte den Kux den Immobilien gleich und ließ ihn ins Grundbuch eintragen; der moderne tausendteilige Kux ist demgegenüber ein ohne weiteres verkäufliches Wertpapier.

Trotzdem ist der Kux natürlich bei weitem nicht ein so bewegliches Papier wie die Aktie. Schon die Verpflichtung zur Zubuße mahnt den Käufer, sich das Unternehmen und seine eigenen Mittel vorher genau anzusehen; im allgemeinen sollte nur derjenige Gewerke werden, der im Lande des schwarzen Diamanten einigermaßen bodenständig ist und an dem Bergwerk ein mehr als rein spekulatives Interesse hat. Dazu kommt ferner, daß die älteren, gut entwickelten Gewerkschaften mit großem Feldbesitz und reichen Aufschlüssen ganz gewaltige Werte darstellen: Kapitalien von fünfzig bis siebzig Millionen sind dabei keine Seltenheit mehr. Dementsprechend besitzt der einzelne Kux bei diesen Gewerkschaften einen Wert von fünfzig- bis siebzigtausend Mark, ein jedes dieser Papiere stellt also ein Vermögen dar. Daß sie unter diesen Umständen nicht von der breiten Masse als Spekulationsobjekt betrachtet werden

können, versteht sich von selbst; sie haben sich denn auch vielfach im Besitz alteingesessener reicher Familien angesammelt und gelten als die Patrizier unter den Wertpapieren.

Mit dem zunehmenden Wohlstand der breiteren Schichten des Mittelstandes machte sich andererseits immer mehr das Bedürfnis geltend, auch in der Montanindustrie das Kapital zu demokratisieren und der Börse zuzuführen. Da der schwere Kux hierbei versagte, gewann die beweglichere Aktie wieder mehr an Boden. Abgesehen von einigen Bergwerksunternehmen, die von vornherein als Aktiengesellschaften gegründet worden waren — namentlich in späterer Zeit, wo man die voraussichtliche Entwicklung einer Zeche auf Grund benachbarter Erfahrungen schon besser übersehen konnte —, kamen dafür vor allem solche Unternehmen in Frage, die durch Zusammenfassung mehrerer früher getrennt arbeitender Bergwerke entstanden waren. Und während das individuell und patriarchalisch angehauchte Kapital der Gewerkschaften sich dieser immer stärker einsetzenden Konzentrierungsbewegung meist erfolgreich widersetzte, hat die demokratisierende Aktie die Zusammenballung immer größerer Kapitalmassen zu einem Unternehmen ganz außerordentlich gefördert.

Diese Anhäufung des Kapitals in den Händen einzelner Gesellschaften, die ja im allgemeinen für unser ganzes neueres Wirtschaftsleben typisch geworden ist, hat in der Montanindustrie zum Teil ganz ungeheuerlichen Umfang angenommen; die größten rheinisch-westfälischen Montangesellschaften verfügen über Anlagekapitalien von 100—170 Millionen Mark. Sie ist aber auch ganz wesentlich dadurch gefördert worden, daß auf demselben Boden, der die Steinkohle barg, seit alter Zeit die Verhüttung und Weiterverarbeitung des Eisens heimisch war. Es war daher nur natürlich, daß diese Eisenindustrie mit dem Erstarken und der wachsenden Produktionsfähigkeit des Bergbaus gleichen Schritt hielt, zumal da die günstige geographische Lage des Ruhrreviers und der frühzeitige Ausbau seiner Zufahrtsstraßen die Verhüttung des Eisens am Fundort der Kohle auch dann lohnend machte, als nach dem Erliegen der geringen lokalen Lagerstätten das Erz von auswärts bezogen werden mußte. So wuchsen denn allmählich, vielfach unmittelbar neben den Kohlenzechen, die Hochöfen, Stahl- und Walzwerke heran mit zum Teil ganz gewaltigen in ihnen investierten Kapitalien. Die zahlreichen technischen Berührungspunkte zwischen Zeche und Hütte und die Tatsache, daß häufig ein und dieselbe Persönlichkeit mit Kapital und Intelligenz beide Industriezweige überbrückte, ließen es schließlich ganz natürlich erscheinen, daß die bisher getrennt verwalteten Betriebe zu einheitlichen Unternehmen zusammengeschweißt wurden. So zeigte, nachdem bereits früher einzelne Hüttenwerke Zechen aufgekauft hatten und umgekehrt, namentlich die letzte Jahrhundertwende das Bild eines immer weiter um sich greifenden Konzentrationsprozesses, der zum Teil durch das Interesse, das die Großbanken jeder Kapitalverschiebung entgegenbringen, noch wesentlich gefördert wurde. Und diese Vermengung der Kohlen- und Eisenindustrie hat nicht nur die größten Industriekonzerne geschaffen, die es in Deutschland gibt, mit all den sozialen Problemen und Konflikten, die einem ins Ungemessene wachsenden Großgewerbe nun einmal anhaften, sie hat auch, und das ist das Eigenartigste dabei, die von der Industrie selbst zu ihrem Schutze erstellten Wirtschaftsverbände ins Wanken gebracht. Um die Bedeutung dieser Tatsache würdigen zu können, ist ein kurzer Rückblick auf die Entstehung der genannten Verbände notwendig.

Die siebziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts waren schwere Zeiten

für den rheinisch-westfälischen Bergbau gewesen. Mit der rasch gesteigerten Produktionsfähigkeit der Zechen hatte der Bedarf nicht gleichen Schritt gehalten, und das sich immer mehr verschärfende Überangebot hatte die Preise schließlich unter diejenige Grenze herabgedrückt, bei der noch ein Betriebsgewinn zu erwarten war. Diese ständig sich wiederholenden Krisen ließen schließlich die Erkenntnis heranreifen, daß nur ein fester Zusammenschluß aller rheinisch-westfälischen Bergwerke, der die Produktion, die Preise und den Absatz regelte, den Werken eine einigermaßen gleichmäßige Beschäftigung und gewinnbringende Arbeit verbürgen konnte. Als Frucht dieser Erkenntnis kam nach mancherlei Anläufen und vergeblichen Versuchen schließlich im Anfang der neunziger Jahre das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat zustande, das die überwiegende Mehrzahl aller in Frage kommenden Zechen umfaßt und dessen Verfassung sich, von einigen organischen Weiterbildungen abgesehen, bis heute im wesentlichen erhalten hat. Es stellt gewissermaßen einen Arbeitsausschuß der im Syndikatsvertrage vereinigten Zechen dar und sucht der vorher charakterisierten dreifachen Aufgabe dadurch gerecht zu werden, daß es zunächst den gesamten Absatz der Kohlen, abgesehen vom Eigenverbrauch der Zechen selbst, in seiner Hand vereinigt. Nur an das Syndikat darf das Bergwerk seine Förderung abliefern; eine Übertretung dieses Grundsatzes zieht schwere Vertragsstrafen nach sich. Ebenso ist die von jeder Zeche jährlich zu leistende Fördermenge begrenzt, ein Mehr von Produktion nimmt das Syndikat einfach nicht ab. Da es also Produktion und Absatz in gleicher Weise beherrscht, ist es auch in der Lage, die von den Abnehmern zu zahlenden Preise eigenmächtig festzusetzen, eine Möglichkeit, von der es bisher sehr zum Leidwesen der Kohle verbrauchenden Industriezweige in ausgedehntestem Maße Gebrauch gemacht hat.

Eine ähnliche Verfassung hat das zweite große Kartell der schweren Industrie, der Stahlwerksverband. Ein Jahrzehnt nach Entstehung des Kohlensyndikats gegründet hat auch er es sich zur Aufgabe gesetzt, durch gemeinsame Festsetzung von Erzeugung, Verkauf und Preis der hauptsächlichsten Produkte der Stahl- und Walzwerke seinen Mitgliedern gewissermaßen ein Existenzminimum zu garantieren und Überproduktion und schrankenlosen Wettbewerb auszuschließen.

Die bei Gründung dieser beiden Verbände verfolgten Absichten sind zum größeren Teil tatsächlich erreicht worden, insbesondere haben sie ganz zweifellos die Wirkung gehabt, daß die unvermeidlichen Schwankungen der Konjunktur infolge der Einschränkung des ungezügelten Wettbewerbes weniger plötzlich und heftig aufgetreten sind. Aber der im Anfang vielfach von Theoretikern verfochtene Gedanke: sie würden durch Ausscheidung des Konkurrenzkampfes den schwächeren Werken das Dasein erleichtern und zur Erhaltung eines großgewerblichen Mittelstandes beitragen — diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Gerade das Kohlensyndikat mit seinen festen den einzelnen Zechen zugebilligten Beteiligungsziffern hat die großen Unternehmungen dazu angespornt, kleinere Bergwerke anzukaufen und womöglich stillzulegen, um auf Grund der erhöhten Beteiligungsziffer die Produktion der eigenen Schachtanlage zu steigern und diese dadurch wirtschaftlicher zu gestalten. Und da ferner die Streitigkeiten, die innerhalb der Syndikate anläßlich der Vereinigung von Bergwerksunternehmungen und Stahlwerken entstanden, auch in der Regel zugunsten dieser ‚kombinierten' Betriebe entschieden wurden, hat die Konzentrationsbewegung in der Montanindustrie gerade unter dem Schutz der

Verbände reißende Fortschritte gemacht. So sind schließlich einige Riesen herangewachsen, deren Macht im Vergleich zu den schwächeren Werken derart groß geworden ist, daß sie die Fesseln der Syndikate allmählich als drückend empfinden. Und in weiteren Kreisen des Montan‚mittelstandes' beginnt jetzt das dumpfe Gefühl Platz zu greifen, daß die Riesen, die ursprünglich die Schöpfer der Verbände gewesen sind, zu dem vorläufig noch abgeleugneten Entschluß kommen werden, ihr eigenes Kind zu erdrosseln, um die Arme frei zu bekommen und einen Entscheidungskampf um die Vormachtstellung in der Montanindustrie zu entfesseln. Die gewaltigen Rüstungen, die bei einigen dieser Riesen beobachtet werden, die fieberhafte Schaffung von neuen gewaltigen Produktionsstätten deuten jedenfalls darauf hin, daß man sich dort schon auf alle Möglichkeiten vorbereitet. Wie oft ist, namentlich als Entgegnung auf Angriffe gegen die Syndikate, gesagt worden, sie garantierten die Selbständigkeit der mittleren Betriebe und seien so das sicherste Schutzmittel gegen Trusts nach amerikanischem Muster. Nun, vorläufig haben sie das Wachstum der Riesen jedenfalls nicht verhindert, und wenn diese die Verbände sprengen, dann steht auch das rheinisch-westfälische Montangewerbe auf dem Boden, aus dem der amerikanische Stahltrust herausgewachsen ist.

(Schluß folgt.)



Andante sostenuto

Da nun des Abends blasse Kühle
die müden Dinge rein umhegt,
entlöst sich langsam dem Gewühle
die Ruhe, die mich zu dir trägt.
Zu ihres Wollens lichtem Hafen
zieht jede Sehnsucht langsam ein,
und alle Träume gehen schlafen
ganz langsam in das große Sein.

Zu dir nun leiten alle Stiegen
und jeden Pfades Rast bist du,
und deiner Stimme leises Wiegen
deckt Wünsche wie die Kinder zu;
ein jedes Klagen muß verscheiden
und jede Hast erstirbt im Lauf,
und aller Dinge süßes Leiden
tut atmend sich der Seele auf.

Ernst A. Bertram.

Julius Langbehn, der Rembrandt-Deutsche

Von E. M. Roloff.

Es ist im ‚Hochland' vor einiger Zeit angekündigt worden, daß ein größerer Aufsatz über dieses Thema aus meiner Feder erscheinen würde, und ich habe in der Tat reichliches Material dazu gesammelt. Aber was mir mit dankenswerter Freundlichkeit aus Würzburg, München, Dresden, Augsburg, Innsbruck, Lohr, Köln, Koblenz, Lübeck, Hamburg, Prag usw. brieflich zugetragen worden ist, geht nicht wesentlich über den Rahmen dessen hinaus, was Cornelius Gurlitt in der ‚Zukunft' veröffentlicht hat, und dessen Ausführungen nachzubeten, spüre ich keinerlei Verlangen. Es ist ja auch so wenig über das äußere Leben dieses wunderbaren Mannes zu sagen. In den meisten der genannten Städte hat er auf seinen ruhelosen Wanderungen längere oder kürzere Zeit geweilt. Den Doktortitel hatte er sich nach Beendigung seiner klassisch-archäologischen Studien erworben, führte ihn aber nicht. Er schlug auch Angebote einer ehrenvollen und seinen Gaben und Neigungen gänzlich entsprechenden Stellung aus und behalf sich lieber in kaum noch zu überbietender Anspruchslosigkeit lange Zeit mit einem Jahreseinkommen von 500 bis 600 Mark. War er schon früher seinen Bekannten gelegentlich einmal für gewisse Zeit aus den Augen verschwunden, so begann er erst recht ein wunderliches Versteckenspielen, als er Anfang 1890 sein höchstes Aufsehen erregendes Buch ‚Rembrandt als Erzieher' anonym (‚von einem Deutschen') hatte erscheinen lassen. Er wurde nun selbst für die Nächststehenden unsichtbar, und der Verleger seines Auflage um Auflage erlebenden Werks mußte (vergeblich!) die Hilfe der Behörden anrufen, um eine Verbindung mit Langbehn zu gewinnen. Der Kampf um die Anonymität, dessen tiefste Ursache unaufgeklärt ist, nahm wahrhaft groteske Formen an und ist zweifellos schuld an den vielen Eigenarten, die von ihm aus den nächsten Jahren berichtet werden.

Indessen setzte sein Buch seinen Siegeszug fort. Seine tiefeinschneidende Bedeutung für die gesamte Entwicklung der modernen deutschen Kunst ist unverkennbar. Heute sind seine damals gerade von Fachleuten so scharf angegriffenen Ausführungen so allgemein anerkannt, ja beinahe selbstverständlich, daß man kaum noch den Widerspruch begreift, den es einmal gefunden hat. Über diese Seite der Geltung Langbehns zu berichten steht mir, dem Philologen, nicht zu; das muß ich berufeneren Kennern überlassen. Was ich in erster Linie darstellen wollte, ist vielmehr der hochinteressante innere Werdegang dieses Mannes, der ihn schließlich, nicht wie Gurlitt meint ‚in den neunziger Jahren', sondern im Jahre 1903 bei den Dominikanern von Rotterdam in die katholische Kirche führte. Denn es hat mich empört zu sehen, mit welcher Oberflächlichkeit die Gegenseite nach alter Gewohnheit wieder einmal über eine so tief innerliche, ja heilige und viele Jahre still verborgener Kämpfe umfassende Seelenentwicklung, wie Langbehn gleich vielen andern sie durchgemacht hat, zur Tagesordnung übergeht. Von den üblichen drei Konvertiten-Kategorien — romantische Schwärmer, gewinnsüchtige Heuchler, unrettbar Verrückte — wird er der letzten zugeteilt. ‚Sonderling war er stets gewesen', also begreiflich genug, daß seine ‚pathologische Entwicklung' schließlich die Richtung auf die katholische Kirche nahm, die für die tonangebenden Protestanten des 20. Jahrhunderts als reales Glaubensinstitut kaum noch ernstlich in Betracht gezogen zu werden scheint. Ein bißchen verrückt war er immer, warum soll nun seine Verdrehtheit schließlich nicht den hohen Grad erreichen, daß er katholisch wird?! Dieser Gedankengang voll-

zieht sich stets von neuem in protestantischen Kreisen, wenn es heißt, sich mit der unfaßbaren Tatsache abzufinden, daß ein im Reiche des Geistes Anerkannter zur katholischen Kirche zurückgekehrt ist. Daß in Langbehns Wesen in seinen letzten Lebensjahren viele Schrullen und Sonderbarkeiten vorhanden sind, ist unverkennbar und geht auch deutlich aus den mir teilweise von katholischen Geistlichen zugegangenen Nachrichten hervor; aber von ‚pathologischer Entwicklung' zu reden, hat darum noch niemand das Recht. Wie mancher Einsiedler versteift sich auf Forderungen und Gewohnheiten, die andern ‚verrückt' erscheinen, und ist dabei auf geistigem Gebiete vielleicht ein Führer und Tonangeber. Ist es doch eine bittere Wahrheit, daß ‚Sonderling sein' vielfach gleichbedeutend ist mit vernünftiger leben als der von tausend konventionellen Rücksichten gebundene Durchschnittsmensch. Und in der Tat rührt die Kunde von fast allen jenen Eigentümlichkeiten Langbehns, die wenigstens mir berichtet sind, vom Hörensagen her und diese sind durchweg beobachtet worden durch das Medium kleinbürgerlicher Lebensauffassung, für die schon als bedenkliches Zeichen von vorgeschrittener Verschrobenheit zu gelten pflegt, wenn jemand unglaublicherweise dem Dämmerschoppen am Honoratiorentisch keinen Geschmack abzugewinnen vermag. Ich kann mich lebhaft in das Fühlen der guten Wirtin Langbehns in Lohr hineinversetzen, wenn er von dieser verlangte, daß sie ihm das genau nach seinen Angaben zubereitete vegetarische Mittagessen pünktlich um 1.53 Uhr — keine Minute früher und keine später! — ins Zimmer bringen sollte. Was für einen dankbaren Geschwätzstoff mag das für die gesamte Zunft der Klatschweiber gebildet haben! Wie mag man die Köpfe geschüttelt haben, wenn er sich nach dem Vorbilde vieler italienischer Hausväter sein Gemüse auf dem Markte selber kaufte oder sein Brot aus dem Nachbardorfe holte, weil die Bäcker seines Wohnortes nicht zu backen verstünden! Oder welch ein unerhörtes Verbrechen, wenn er stundenlang neben der Valentinuskapelle auf einem wegen seiner schönen Fernsicht vielbesuchten Hügel bei Lohr saß, in stillem Sinnen unverwandt in die liebliche Landschaft blickte und keinen der ihn scheu beobachtenden Bürger — nicht einmal die Bürgerinnen! —auch nur eines Blickes, geschweige denn eines Wortes würdigte, offenbar weil er von ihrer Gegenwart nicht das mindeste ahnte! Wie viele unserer Gelehrten würden in gleicher Lage wohl anders gehandelt haben?! — Selbst die Tatsache, daß er den ihm Begegnenden stets den aufgespannten Schirm entgegenhielt, braucht noch nicht ohne weiteres als krankhaft gedeutet zu werden; der feinbesaitete Einsiedler mag genug von den Glotzblicken seiner Umgebung gepeinigt worden sein. Soll doch selbst Kaisern und Königen die sprichwörtliche Gelassenheit und Selbstbeherrschung in solchem Kreuzfeuer von gaffenden Blicken gelegentlich einmal abhanden kommen.

Das Urteil darüber, inwieweit Sonderbarkeiten pathologisch sind oder nicht, ist bekanntlich vielfach etwas durchaus Subjektives, bei dem sich oft die autoritativsten Sachverständigen, wie so mancher moderne Prozeß bewiesen hat, mit ihren Meinungen schroff gegenüberstehen. Das allein schon sollte wenigstens unsere Gebildeten vorsichtig machen im Absprechen normaler Geistesbeschaffenheit und sollte sie zu ganz besonderer Zurückhaltung veranlassen, wo es sich wie hier um religiöse Entwicklungen handelt, die sich in aller Verborgenheit im Allerheiligsten eines Menschen vollziehen. Diese Reserve hat sich auch derjenige aufzuerlegen, der keine Spur von dem umfassenden religiösen Bedürfnis in sich fühlt, das die Voraussetzung zu der gewaltigen Metamorphose eines freisinnigen Protestanten zu einem ernstgläubigen Katholiken bildet. Derartige Toleranz einem

Konvertiten gegenüber sollte dem modernen Protestantismus eigentlich etwas ganz Selbstverständliches sein; ist doch einer seiner Hauptgrundsätze der, daß jeder einzelne in religiösen Dingen nur das eigene Gewissen als höchsten Richter über sich hat. Lasse man also auch einem Langbehn sein gutes, protestantisches Recht der Selbstbestimmung, selbst wenn er auf Grund dieser ‚evangelischen Freiheit' zu Überzeugungen gelangt ist, die ihn in den Schoß der katholischen Kirche zurückgeführt haben.

Wie dieser Weg im einzelnen sich vollzogen hat, ist vorläufig allerdings nicht nachzuweisen. Meine Gewährsmänner lassen mich gerade auf diesem Punkte im Stich, den ich, wie erwähnt, zur Hauptsache meiner Betrachtung machen wollte; und damit ist offen gestanden die Freude an der übernommenen Aufgabe wesentlich vermindert worden. Nur das haben Katholiken mir wiederholt berichtet, daß Langbehns Andacht in der heiligen Messe, die er täglich besuchte, viele Kirchgänger auf das Tiefste erbaut hat. Selbst ein angesehener Protestant hat die Vermutung ausgesprochen, daß dieser Mann wohl eine Entwicklung durchgemacht haben müsse wie jene, die aus einem Saulus einen Paulus machte. Alle die verschiedentlich verbreiteten Nachrichten, daß Langbehns Religionsbetätigung den Eindruck des Verrückten hervorgerufen habe, können daher nur von solchen Leuten herstammen, denen auch das herrlichste Hochamt bloß ein ‚Hokuspokus' ist, weil sie nämlich nichts von dem Wunderbaren verstehen, das sich vor ihren Augen vollzieht. — Daß die Nachrichten über Langbehns religiösen Werdegang so spärlich sind, ist anderseits völlig natürlich. Eine direkte Nötigung, der Menschheit über seine Sinnesänderung Rechenschaft abzulegen, was für manchen Konvertiten zweifellos eine Pflicht ist, bestand für ihn, den weltentrückten Anonymus, nicht. Und er wird herzlich froh gewesen sein, sein Heiligtum der Menge nicht preisgeben und die Gasse mit seinem innersten Erleben nicht bekannt machen zu brauchen. Er gehört meiner Empfindung nach zu jenen ganz nach Innen lebenden Konvertiten, deren ich selber eine Anzahl kennen gelernt habe, die sehnlichst wünschen, daß man vergessen möge, daß sie nicht von Anfang an der katholischen Kirche angehört haben, da ihre Konversion ihnen selber etwas zu Heiliges ist, um immer von neuem wieder zum Gegenstande der Unterhaltungen und Erörterungen aller Art gemacht zu werden. Daß die Entwicklung, die 1903 mit Langbehns Rückkehr zur katholischen Kirche ihren Abschluß fand, sich sehr lange, ihm selber vielleicht unbewußt, vorbereitet hat, habe ich bereits im letzten Dezemberheft des ‚Hochland' (S. 367) angedeutet. Schon in der ersten Auflage des ‚Rembrandt als Erzieher' wurden dem Protestantismus so bittere Wahrheiten gesagt, daß bei ihm das Buch trotz seiner ganz offensichtlichen Begeisterung für Luther nur sehr geteilte Aufnahme fand. Auch dem Liberalismus bereitete es in Wahrheit mancherlei Schmerzen, obwohl er sein Loblied in allen Tonarten sang. Die Katholiken konnten von Anfang an vielem beistimmen, wenn sie sich der zahlreichen prinzipiellen Differenzen, die sie von dem Geiste des Buchs schieden, auch immer klar bewußt blieben.

Da erschien in unglaublich schnellem Wechsel binnen Jahresfrist die 37. Auflage (1891) des ‚Rembrandt als Erzieher' und brachte so viel Neues, daß das Staunen auf allen Seiten groß war; ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie die Wandlungen dieser neuen Auflage damals in den tonangebenden protestantischen Kreisen des geistigen Berlins für lange Zeit einen bevorzugten Gesprächsstoff bildeten. Zunächst fielen eine ganze Reihe von einschneidenden Korrekturen auf, die zum nicht geringen Teile durch die katholische Kritik ver-

Charles F. Daubigny/Der Morgen



anlaßt worden waren, Beweis genug, daß Langbehn schon damals unsere Zeitschriften las und ihre Anschauungen beachtete, was bekanntlich ein echter Protestant für gewöhnlich prinzipiell nicht tut. Den ‚Historisch-politischen Blättern' sandte er sogar eine Berichtigung zu (abgedruckt in Bd. 111, S. 406—408), die sein scharfes Vorgehen gegen Juden und Professoren zu rechtfertigen suchte und unterzeichnet war: ‚Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher".' Von den Verbesserungen dieser Auflage erwähne ich folgende: auf S. 25 änderte er in dem Abschnitt ‚Christliches' einen Ausdruck, der als ein Angriff auf die katholische Kunstpflege und -richtung gedeutet war und schloß den Absatz mit folgenden, hernach nochmals zu berührenden Worten: ‚Der Protestantismus betont mehr das enge Gewissen und der Katholik mehr das weite Herz; der rechte Mensch aber soll beides haben; man wird es den Völkern und dem einzelnen überlassen müssen, sich mehr für diese oder jene Richtung des innern Lebens zu entscheiden' — d. h. also in einer Weise mit der Annahme katholischer Lebensauffassungen rechnen, wie es sonst in nichtkatholischen Kreisen ausgeschlossen ist. Auf S. 26 formulierte er die Vergleichung Jesu mit Rembrandt und auf S. 42 die Nebeneinanderstellung Jesu mit Solon und Buddha in der Weise, daß an der Einzigartigkeit Christi nicht mehr gezweifelt werden konnte. Auf S. 353 schob er das schöne Bekenntnis ein, daß jede deutsche Wiedergeburt sich im Zeichen Christi vollziehen müsse. Auf S. 25 f. verwahrte er sich zudem gegen den Irrtum, daß es jemals möglich wäre, die Kunst zur Religion zu machen; ‚jede solche Absicht ist seicht und oberflächlich; denn der Geist liegt immer tiefer als seine Erscheinung.'

Wichtiger aber als diese Umgestaltungen sind die völlig neuen Zusätze, welche die 37. Auflage bringt. So verteidigt er auf S. 73 Johannes Janssen und nennt es ‚bezeichnend für die jetzige deutsche „Wissenschaftlichkeit", daß man diesen Forscher, den gründlicher Fleiß, Wahrheitsliebe und eine durch seinen besonderen Standpunkt bedingte subjektive Geschichtsauffassung kennzeichnen, in ehrenrühriger Weise angreift. Man vermag Subjektivität nicht von mala fides zu unterscheiden und ist gewissenlos genug, die so gewonnenen Ansichten offen auszusprechen; freilich ist Ritterlichkeit nicht eben Sache deutscher Gelehrter . . . . Der Unparteiische wird es als ein Verdienst Joh. Janssens anerkennen, daß er auch einmal die Kehrseite des Reformationszeitalters aufgezeigt hat; der Vernünftige wird seine wie der protestantischen Geschichtschreiber Darstellung gegeneinander abwägen und sich selbst ein Urteil bilden . . . . .' — Was er an sonstigen Zusätzen in dieser Auflage bietet, wie die über Schulreform (S. 74 und 312), soziale Frage (S. 160), medizinische Wissenschaft (S. 297), Geldaristokratie (S. 321), Judentum (S. 347) usw., interessiert uns in diesem Zusammenhange nicht, so anregend und bezeichnend es im einzelnen auch ist. Wir spüren den Anfängen seiner katholischen Überzeugungen nach und finden dafür reichen Stoff in dem neuen Abschnitt, den er auf S. 327/331 der 37. Aufl. über ‚Katholizismus' eingeschoben hat.

Gleich der Anfang ist höchst überraschend: während seit Luther der Protestantismus einen Ehrentitel darin erkennt, die Christenheit aus der grausigen Knechtschaft des ‚engen Gewissens' befreit zu haben, stellt Langbehn es hier als ein besonderes Verdienst der Reformation hin, daß durch sie dem Menschen freie Wahl gelassen sei zwischen dem ‚weiten Herzen' der katholischen Kirche und dem ‚engen Gewissen' des Protestantismus. Im weitern Verlauf dieses Kapitels bringt er sodann nachdrücklichst in Erinnerung, daß ‚nicht wenige der besten

Protestanten, so Shakespeare, Bach, Bacon, Leibniz,* Lessing, Schiller, Novalis, Hebbel, Lagarde, eine katholikenfreundliche Ader aufweisen'; daß Goethes Faust ‚vielfach katholische sowie mittelalterliche Elemente enthält und schließlich sogar in offensten Katholizismus ausklingt'; daß ‚der Faustcharakter ohne letzteren gar nicht denkbar' ist usw. All dieses sollte tieferen Protestanten zu denken geben; jene genannten weisen und milden Männer ‚stellen sich dem Dursystem Luthers als eine besänftigende Mollharmonie entgegen. Neben dem „Eine feste Burg ist unser Gott" darf und muß das Veni creator spiritus seinen Rang voll behaupten; ja in den jetzigen Zeiten geistiger Dürre hat der Deutsche besondere Veranlassung, den „Schöpfer Geist" anzurufen; derselbe hat sich bisher noch nicht auf die „Burg" des Deutschen Reiches niedergelassen. Das erste dieser beiden Lieder hat man ein Volkslied genannt, das zweite könnte man ein Menschheitslied nennen . . . In dem Charakter einer jeden Institution, an der Menschen teilhaben, liegt es, daß sich Schlechtes in sie einschleicht; so gab und gibt es protestantische wie katholische Pfaffen; aber man darf sie nie mit den Priestern verwechseln. Dies geschieht von protestantischer Seite noch mehr als von katholischer. Die von Luther eingeleitete religiöse Bewegung hat auch ihre Schattenseiten gehabt, und die Gerechtigkeit erfordert, dies hervorzuheben. Man soll nicht Bilderstürmer sein. John Knox sagte einmal über ein Marienbild, es sei nur „ein bemaltes Brett"; das ist nicht wahr; es ist ein Symbol des Großen, des Ewigen, des Menschlichen . . . Gerade im Marien- und Heiligenkult liegt ein ausgesprochen germanischer Zug . . ., den Luther etwas zu rasch abgelehnt hat; möglicherweise werden die Deutschen, wenn sie sich auf ihr Deutschtum besinnen, desselben wieder inne werden; jedenfalls aber wird in einem Zeitalter, das der Kunst gewidmet ist, der vorwiegend künstlerischen Religion, dem Katholizismus, ein geräumiger Platz gewahrt werden müssen. . . . Mehr als ein geschriebenes oder gesprochenes ist ein gemaltes oder gesungenes Ecce homo. Wenn daher die künftige deutsche Bildung, vor die Alternative „Bild oder Buchstabe" gestellt, sich für den erstern Faktor entscheidet, so dürfte dem Katholizismus dabei eine wichtige Rolle zufallen. Denn er hat nicht mit der Vergangenheit gebrochen; er hat sich die alt- und urdeutsche „Bild"-Gesinnung bewahrt, die der Protestantismus verbannte . . . Katholizismus und Protestantismus stehen sich gegenüber wie künstlerisches Gefühl und künstlerischer Kalkul; dieser ist entbehrlich, aber jenes — entscheidet . . . Auch sonst sind manche vorzügliche Quellen des geistigen und sittlichen Lebens den Deutschen durch die Reformation des 16. Jahrhunderts abgegraben worden . . . ja sie hat vielfach die äußere und innere Freudigkeit aus den deutschen Herzen verdrängt . . . Anderseits enthält die katholische Legende und frühere Kirchentradition einen reichen Schatz sowohl von Poesie wie Religiosität, der von den Durchschnittsprotestanten keineswegs gewürdigt wird. Wie viele derselben kennen die Kirchenväter? Wie viele die acta der Bollandisten? In dem heiligen Antonius, in Bernhard von Clairveaux, in Thomas a Kempis lebt ein großer mütterlicher Geist; der Deutsche soll sich auf diesen zwar nicht beschränken, aber er darf ihn nicht entbehren . . . Der heutige Deutsche soll zu seinen „Vätern" aufsteigen; aber er soll wie Faust auch der „Mütter" gedenken; die deutsche Erde, die Natur, die früheste christliche Kirche sind solche Mütter. In das neueste deutsche Geistesleben ragt demnach der älteste Katholizismus tief hinein. Je

* In sämtlichen 49 Auflagen des Buches ist „Leibnitz" stehen geblieben!

reifer der Deutsche wird, desto mehr wird ihm eben dieser Standpunkt einleuchten ... Die Geschichte schreitet auch über große Persönlichkeiten hinweg; sie ist noch mächtiger als Luther ... Auf religiösem Gebiet ... wird es Luther wahrscheinlich ebenso wie Lessing ergehen: er wird als eine notwendige aber negative Größe zu gelten haben, an deren Stelle späterhin ... positive Größen treten müssen. Die „dritte Reformation" führt in ihren letzten Konsequenzen nicht nur über den geringern, sondern auch über den größern der beiden Männer hinaus — zurück zu dem milden, poesievollen, deutschen aristokratischen Gemütsleben des Mittelalters; zurück zu den tiefen mütterlichen Instinkten der frühesten christlich-germanischen Periode ...'

Ich habe in diesem ganzen Abschnitte absichtlich Langbehn selber reden lassen, um jedem Vorurteilslosen das Urteil zu ermöglichen, ob das klar verständige, geistvoll originelle Ausführungen eines Gesunden sind, oder Gedanken eines ‚mystisch' Verschwommenen, dem seine pathologische Verfassung bereits aus allen Poren schwitzt. Ich brauche kaum darauf besonders hinzuweisen, wie weit der Rembrandt-Deutsche auch mit dieser freundlichen Stellungnahme zur katholischen Kirche noch von deren voller Erkenntnis und Anerkennung entfernt ist; steht er ja doch nicht einmal mit den Grundlehren des Christentums in voller Harmonie. Aber wir erkennen ihn in diesem Kapitel deutlich als den rücksichtslosen Wahrheitsucher, der mit dem Dogma der Alleinrichtigkeit des Protestantismus bereits gründlich gebrochen hat. Es ist ein entscheidender Moment im Leben eines evangelischen Christen, wenn er bei seinem Suchen nach Wahrheit auch die katholischen Anschauungen ernstlich in den Bereich seiner Erwägung zieht. Und Langbehn hat in der Annäherung an katholisches Denken mit diesen Zusätzen der 37. Aufl. seines Buches schon gewaltige Fortschritte gemacht. So war es sehr berechtigt, wenn aus ihnen der Kritiker der ‚Historisch-politischen Blätter' jene Schlußfolgerung gezogen hat, die ich im letzten Dezemberheft des ‚Hochland' (S. 367) zitiert habe; die Tatsache von Langbehns Konversion hat ihm recht gegeben. Können wir nun auch vorläufig nur den Anfang seiner religiösen Sinnesänderung klar erkennen, so sei doch nochmals mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß dieser sich zu einer Zeit zeigte (1891), als noch niemand daran dachte oder denken konnte, den Verfasser von ‚Rembrandt als Erzieher' einen Verrückten zu nennen. Auch Professor Seeck, der offenbar gereizt durch Langbehns harte Beurteilung der deutschen Professorenschaft, den ‚Rembrandt' so scharf und einseitig zauste (vgl. seinen Aufsatz: ‚Zeitphrasen' in der Deutschen Rundschau vom Juni und Juli 1891), deutet mit keinem Worte darauf hin. Ein Sonderling kann, wie schon gesagt, sogar hervorragend vernünftig und geistig gesund sein. Auch Avenarius fand Langbehn nach Veröffentlichung seines Buches auf der Dresdener Brühlschen Terrasse durchaus normal: ‚aphorismen- und antithesenlustig in schier unaufhaltsamem, geistreichem Gesprudel wie früher'. Ist aber der Anfang in der Vollkraft des Geistes gemacht, so hat vorläufig niemand das Recht, diese Konversion als eine Ausgeburt pathologischer Entwicklung hinzustellen. Daß Langbehn mit Männern wie Mommsen, Leibl usw. bis zuletzt nachweislich in regem Briefwechsel stand, deutet ebenfalls nicht auf geistige Abnormität hin. Wie sehr er noch am Schlusse seines Lebens einen bedeutenden Künstler anzuziehen verstand, beweist seine Freundschaft mit dem Maler Momme Nissen, der die Leiche des Entschlafenen von Rosenheim nach Puch zur Bestattung geleitete. Es wäre schön, wenn dieser Herr in Anbetracht der Gefährdung von Langbehns Ruf der Öffentlichkeit verraten möchte, in

welcher geistigen Verfassung er als kongenialer Geist den Toten in seiner letzten Lebenszeit gesehen hat. Ich selber gebe die Hoffnung nicht auf, daß die zweifellos vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen Langbehns, die man schon vorweg zu diskreditieren sucht, in nicht zu langer Zeit dem Druck übergeben werden. Dann wollen wir ihn selber hören. Hält man selbst Nietzsches kürzlich veröffentlichte Bekenntnisschrift Ecce Homo, in der jeder Verständige nur das Produkt eines weit vorgeschrittenen Wahnsinns sehen kann, wissenschaftlicher Beachtung wert, so wird es hoffentlich auch noch Männer geben, die Langbehns schriftlichen Nachlaß ernst nehmen, mag er manchem auch noch so ‚mystisch' vorkommen.

Die 1891, etwa anderthalb Jahre nach dem ‚Rembrandt als Erzieher', von Langbehn anonym herausgegebenen ‚40 Lieder von einem Deutschen'* bereichern unsere Kenntnis vom Wesen des Rembrandtdeutschen so gut wie gar nicht. Er selber scheint eine ganz außerordentliche Meinung von ihnen gehabt zu haben; doch der erwartete ungeheure Erfolg blieb sehr mit Recht aus. Die Gedichte machten nur dadurch von sich reden, daß die Staatsanwaltschaft sie einige Zeit als unsittlich beschlagnahmte. Heute kann man sich bloß darüber wundern, wie zart damals noch das Empfinden der Behörden war. Die drei beanstandeten Gedichte (‚Abenteuer', ‚Spiel des Windes' und ‚Hochzeitsnacht') sind gewiß alles andere eher als schön, aber sie sind die personifizierte Keuschheit im Verhältnis zu dem, was heute anstandslos passiert. Die übrigen 37 Lieder sind mit wenigen Ausnahmen vorwiegend ernst, auch manches Religiöse (‚Christus', ‚Magdalena', ‚Das Fegefeuer') findet sich unter ihnen. Auf höheren künstlerischen Wert kann meines Erachtens keines Anspruch erheben. Ganz besonders enttäuscht wird derjenige durch sie werden, der sich durch den gemeinsamen Untertitel ‚von einem Deutschen' zu der Hoffnung verleiten läßt, Anklänge an den ‚Rembrandt' in ihnen zu finden. Psychologisch interessant ist das in ihnen stark betonte Sehnen nach Freundschaft (vgl. ‚Freundschaft', ‚Sinn', ‚Ungetrennt', ‚Ahnung'), das man bei diesem Einsiedler am wenigsten erwarten würde. Aber wer ermißt die Widersprüche in der Menschennatur?! — War dieser rabiate Verteidiger seiner Anonymität nach vielfachen Berichten doch auch keineswegs unempfindlich gegen den Genuß des Ruhmes. Auch die erwähnten drei erotischen Gedichte kann ich mir nur schwer aus dem Wesen Langbehns erklären; sie machen mir fast den Eindruck, als hätte er sich geradezu Mühe geben müssen, auch einmal in solchen Tönen zu reden.

Zum Schluß folge eine ganz kurze Bemerkung, zu der ich von den verschiedensten Seiten aufgefordert worden bin; daß ich selber der Angelegenheit recht kühl gegenüberstehe, beweist der Umstand, daß ich erst nach vier Monaten auf sie eingehe: Während es zweifellos feststeht, daß die erste bestimmte Kunde von Langbehns Tode in Rosenheim und seiner Bestattung in Puch durch mein Artikelchen im letzten Septemberheft des ‚Hochland' in die Öffentlichkeit kam, wird dieser Sachverhalt durch C. Gurlitts Aufsatz in der ‚Zukunft' (18. Dez. 1909) nicht mit der wünschenswerten Klarheit festgestellt. Wo er auf S. 370 von der vor ihm liegenden Abschrift des Totenscheins Langbehns spricht, hätte der Zusammenhang unbedingt gefordert, das ‚Hochland' als die Zeitschrift zu nennen, die ihm Kunde von dem Tode des Rembrandt-Deutschen gegeben und den Weg nach Rosenheim und Puch gewiesen hatte. Denn noch in einem Briefe,

* Verlag der Druckerei Glöß in Dresden.

den Gurlitt mir am 24. Oktober zukommen ließ — also 2 Monate nach dem Erscheinen meines ersten Artikels! — bestreitet er Langbehns Tod auf das bestimmteste und schließt sein Schreiben mit den Worten: ‚Da also L. sicher noch lebt und sich absichtlich verborgen hält, glaube ich kein Recht zu haben, Nachforschungen nach ihm anzustellen.‘ Selbst mein zweiter Artikel (‚Hochland‘, 1. Dez. 1909) — von ihm war Gurlitt durch ein Versehen eines Expedienten des Köselschen Verlags ein Fahnenabzug Anfang November zugesandt worden —, in dem ich den strikten Nachweis lieferte, daß der in Puch begrabene Langbehn identisch mit dem Rembrandt-Deutschen sei, erschien drei Wochen vor Gurlitts Artikel. Infolgedessen paßt die Erwähnung meiner Hochlandsaufsätze auf der vorletzten Seite von Gurlitts Ausführungen wie die Faust aufs Auge; es muß dadurch die Vorstellung erweckt werden, als hätte eigentlich Gurlitt Todesort und -datum Langbehns erforscht, und auch ich hätte dann schließlich, gleichsam zur Bestätigung von Gurlitts Entdeckung, noch einiges in gleichem Sinne zu sagen gewußt. Daß diese (sicherlich ungewollte) Verschleierung eines äußerst klaren Sachverhalts dann sogar auch durch sämtliche katholische Zeitungen und Zeitschriften ging, hat mich nicht wenig überrascht.



Abendfrieden

Des Abends graue Schwingen
Breiten und heben sich sacht,
Die Wipfel säuseln und singen
Vom Frieden der Nacht.

Des Tages goldne Lider
Schlossen sich schlummergebannt,
Von den Sternen streift's hernieder
Taukühl wie Trösterhand.

Des Lebens bunter Reigen
Mählich verebbt, verrauscht.
Die Seele den stillen Geigen
Süßer Träume lauscht.

Heinz Hungerland.

Kleine Bausteine

‚Quo vadis?‘ als Oratorium
Von Eugen Schmitz

Des polnischen Schriftstellers Henryk Sienkiewicz' Roman ‚Quo vadis?‘ gehört zu den nicht eben zahlreichen Erscheinungen seiner Gattung, deren starkem Augenblickserfolg eine nicht minder intensive Dauerwirkung zur Seite stand. Die Mode, die den Glanz so mancher im ersten Moment noch viel aufdringlicher strahlenden Eintagsmeteore spurlos verwischte, hat dem Sienkiewiczschen Buche nichts anhaben können, vielleicht deshalb, weil es seinem Stoff nach von vorneherein nicht ‚modern‘ war, dafür aber an poetischen Quellen schöpfte, an deren Born sich Herz und Gemüt stets gerne erquicken. Dem Roman liegt bekanntlich eine liebliche Legende aus der Frühzeit des Christentums zugrunde, derzufolge Christus dem von Neros Verfolgungen aus Rom fliehenden Apostel Petrus auf der Via Appia erschienen sei und auf dessen Frage ‚Domine quo vadis?‘ geantwortet habe: ‚Venio Romam, ut iterum crucifigar‘, worauf Petrus seinen Kleinmut bereuend zum Martyrertod nach Rom zurückkehrte. Um diesen legendarischen Kern flicht der Verfasser einen bunten Kranz farbenprächtiger, kontrastreicher Kulturbilder aus dem Neronischen Rom. Zwei Mächte sehen wir da sich gegenüberstehen: ‚Den innerlich morschen Koloß der römischen Heidenwelt mit ihren wüsten Greueln, all' den wahnwitzigen Orgien, dem unerhörten epikureischen Luxus und der erschreckenden sittlichen Verrottung, als deren lebendiger Typus Nero und seine ihm ebenbürtige Höflingsschar erscheint — und auf der anderen Seite das Gegenbild dieser sinkenden Welt, das Christentum mit seiner heroischen, jugendlichen Begeisterung, voll wundersamen Ernstes und zugleich voll friedlicher, sonniger Heiterkeit.‘ Die wirksamen dramatischen Kontraste, die dieser in sich gegensätzliche Hintergrund bietet, lassen es begreiflich erscheinen, daß sich alsbald die Bühne des wirkungsvollen Stoffes bemächtigte, und zwar die Opernbühne, da das Sujet ja auch gerade an musikalischen Momenten ungemein reich ist. Freilich die 1908 zu Nizza uraufgeführte Oper ‚Quo vadis‘, Dichtung von Henri Cain, Musik von Jean Nouguès, verfiel in den naheliegenden Fehler, das Ganze im Sinne einer pomphaften Ausstattungstragödie mit Ballet und sämtlichen szenischen Effekten der französischen Grand opera aufzufassen; im übrigen sind lediglich noch die Liebesszenen des Romans etwas eingehender berücksichtigt, während das religiös-legendarische Motiv nur ganz episodisch erscheint. Naturgemäß konnte dieser eine starke Veräußerlichung der Wirkung des Romans bedeutenden Verschwisterung des Stoffes mit der Musik dauernder Erfolg nicht beschieden sein. In künstlerisch weit tieferer Weise hat nun neuerdings ein anderer Tonsetzer versucht, im Rahmen eines dramatischen Oratoriums die ‚Quo vadis?‘-Legende musikalisch zu meistern, und durch seine Schöpfung dürfte der Stoff nun wohl dauernd für die Tonkunst gewonnen sein.

Felix Nowowiejski nennt sich der Autor dieser Oratorienpartitur, ein Name, der weiteren Kreisen seither noch verhältnismäßig fremd war, so erfolgreich sich die Entwicklung des jungen Künstlers von Anfang an auch ge-

staltete. Nowowiejski, von Geburt Pole, der musikalischen Ausbildung nach aber ein Deutscher (Schüler Max Bruchs), ist nämlich nicht weniger als siebenmal aus großen staatlichen Musikwettbewerben als Sieger hervorgegangen, so daß man ihn wohl mit Recht als den ‚preisgekröntesten‘ Komponisten der Gegenwart bezeichnen kann. Nun gelten ja allerdings solche ‚Preiserfolge‘ vor dem strengen Forum der wahren Kunst erfahrungsgemäß sehr wenig, denn sie weisen in der Regel mehr auf ungewöhnliche Begabung fürs Handwerksmäßige als auf individuelles, schöpferisches Genie hin. Ein Künstler wie Nowowiejski hat es aber auch in der Tat nicht nötig, auf derartige ‚staatliche Anerkennung‘ seines Schaffens zu pochen, denn seine ‚Quo vadis?‘-Partitur ist der Wertschätzung seines Talents ein besserer Anwalt als sämtliche Preisdiplome der ganzen Welt. Der große Erfolg, den das Werk bei der Uraufführung zu Amsterdam im Oktober des vorigen Jahres sowie bei den bisherigen Wiederholungen an verschiedenen Orten zu verzeichnen hatte, gründet sich durchaus auf auch einer strengen kritischen Analyse standhaltende künstlerische Qualitäten.*

Die dem Oratorium zugrunde liegende Dichtung von Antonie Jüngst zieht aus dem Sienkiewiczschen Roman lediglich die religiös-kulturellen Momente heraus, verfährt also durchaus gegensätzlich zu der obengenannten Opernbearbeitung. Das Ganze spielt sich in vier Szenen ab. Die beiden ersten versetzen uns in das brennende Rom. Die Wut des in leidenschaftlicher Klage ob des furchtbaren Unglücks sich ergehenden Volkes wird auf Neros Veranlassung durch den Obersten der Prätorianer auf die Christen als die angeblich Schuldigen gelenkt, und wild ertönt der Racheschrei: ‚Christianos ad leones.‘ Die dritte Szene zeigt eine nächtliche Gottesdienstversammlung der Christen in den Katakomben. Mit liebevoller Sorge dringen die Gläubigen in Petrus, er möge das gefahrdrohende Rom verlassen und der Kirche und ihren Kindern sein teures Leben erhalten. Nach langem Zögern und schweren Herzens entschließt sich der Apostel zur Flucht, und so finden wir ihn in der letzten Szene in dunkler Nacht einsam auf der Via Appia, wo ihm nun die visionäre Erscheinung Christi die Augen über den wahren Weg seiner Pflicht, der zur Stadt zurückführt, öffnet. Mit einem prophetisch den unvergänglichen Ruhm des Namens Petri verkündenden Chor klingt das Werk aus. Der Dichtung muß nachgerühmt werden, daß sie in knappen, unter sich wirkungsvoll kontrastierten Bildern die beiden gegensätzlichen Welten des Romans charakterisiert hat, und die legendarische Erscheinung als mächtigen Höhepunkt hervortreten läßt. Diesem gelungenen Aufbau im ganzen gegenüber verschwinden vereinzelte Geschraubtheiten der poetischen Diktion, ohne empfindlicher zu stören.

Die reiche musikalische Ausdruckswelt aber, die in Stoff und Dichtung sich birgt, hat Nowowiejski mit wirkungssicherer Hand zum tönenden Leben erweckt. Er hat seinem Werk die allgemein gehaltene Bezeichnung ‚dramatische Szenen‘ beigegeben; ‚Quo vadis?‘ gehört damit der neuerdings wieder ziemlich häufig vertretenen Gattung des der Oper sich nähernden dramatischen Oratoriums an; trotzdem weist die ganze Art der technischen Gestaltung in Text und Musik das Werk dem Konzertsaal und nicht der Bühne zu. Und doch ist es zweifellos mit in erster Linie gerade der lebhaft dramatische Charakter, der Nowowiejskis Schöpfung bisher den starken Erfolg verbürgte; derartiges

* Das Werk ist im Verlag A. Maier, Fulda, erschienen. Partitur M. 40.—, Klavierauszug M. 10.—.

liegt unserer Zeit viel näher als der kontemplative Oratorienstil, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte, und aus dem als reifste neuere Erscheinung Nowowiejskis eigener Lehrer Max Bruch hervorging. Fast noch bedeutsamer als der dramatische ist aber der volkstümliche Charakter unseres Werkes; denn er begreift eine Stilart in sich, die der Gattung des Oratoriums als solcher eigentlich fremd ist. Zwar barg die Kunst der Großmeister des Oratoriums, insbesondere Händels, dann auch Haydns stark volkstümliche Elemente in sich; im allgemeinen aber wurde das Oratorium gerade durch die ‚Strenge‘, die ‚Gelehrtheit‘ seines Stiles in einen gewissen Gegensatz zur Oper gesetzt, eine Maxime, die wir noch im Zeitalter der Romantik, z. B. von Spohr, mit ausgesprochener Tendenz verfolgt sehen. Auch hierin hat die neuere Zeit einen bedeutsamen Wandel gebracht; man ist heute nicht mehr der Ansicht, daß ein Oratorium gerade auf die Pflege etwa der Fugenform besonderes Gewicht zu legen habe, man hat gelernt, auch im Oratorium ganz zwanglos und frei, ohne irgendwelche reinmusikalische Rücksichten den Forderungen der Dichtung zu folgen. Nun hat sich zwar Nowowiejski nicht einmal ganz von der alten Tradition losmachen können; er beschließt sein Werk mit einer technisch sichtlich sehr liebevoll gearbeiteten Doppelfuge, die freilich nichtsdestoweniger, oder besser gesagt gerade wegen des augenscheinlich in den Vordergrund gerückten technischen Interesses dem Vorangegangenen gegenüber künstlerisch ziemlich kühl wirkt. Allein trotz dieses einzelnen Opfers an das altüberlieferte Dogma vom ‚strengen Stil‘ des Oratoriums gehört Nowowiejskis ‚Quo vadis?‘ im wesentlichen doch ganz der modernen formfreien Richtung an, dabei, wie gesagt, speziell volkstümliche Grundlinien wahrend. Die Neigung zum Volkstümlichen ist eine Modeerscheinung der modernen Musik, die gewissermaßen einen Gegenpol zu der immer gesteigerten Kompliziertheit ihres technischen Apparats bildet; auf ihre Rechnung ist manche wertvolle künstlerische Erscheinung zu setzen, freilich auch manche künstlerische Entgleisung, wie z B. jenes wenig erquickliche tendenzielle ‚Volkstümeln‘, das für eine gewisse Richtung der modernen Spieloper (Cyrill Kistler, Siegfried Wagner u. a.) charakteristisch ist. Davon hält sich Nowowiejski aber frei; man hat bei seiner Musik nie die peinliche Empfindung beabsichtigter Volkstümlichkeit, sondern man fühlt, daß der Komponist so schreibt, wie er schreiben muß, und daß das Volkstümliche seines Stils nichts Gewolltes, sondern etwas aus seiner Künstlerindividualität ganz natürlich sich Ergebendes ist. Freilich ist das Verständnis für diese Unterschiede gerade bei vielen ästhetisierenden Propheten unserer Moderne nicht eben besonders entwickelt, und so wird der ‚Quo vadis?‘-Partitur mancher unberechtigte Vorwurf in der angedeuteten Richtung kaum erspart bleiben. Das volkstümliche Element beschränkt sich im übrigen bei Nowowiejski nicht nur auf die anspruchslose Schlichtheit der musikalischen Erfindung; denn auch die weitere technische Ausführung zieht zwar in reicher Entfaltung den Apparat des modernen Orchesters mit seiner ganzen Kompliziertheit heran, aber die Art seiner Handhabung scheint doch durchweg von einer gewissen möglichst klare Konturen wahrenden Mäßigung diktiert. Diese ist nur in einzelnen Momenten etwas aus dem Auge verloren, und das sind die Punkte, wo sich die sonst ganz hinter modernem Kosmopolitismus verborgene slavische Natur des Komponisten geltend macht. Da sind namentlich manche besonders scharf unterstrichene dynamische Eruptionen, so z. B. gleich die einleitenden FFFF(!)-Takte zu nennen, ferner die etwas überreichliche Beiziehung des Schlagzeugs in der Instrumentation, das z. B. nicht

nur Neros herrische Prätorianerhorde oder den wilden Racheschrei der Heidenwelt ‚Christianos ad leones‘ zu charakterisieren hat, sondern auch mit einem ziemlich derben Kulisseneffekt die Vision auf der Via Appia einleitet. Wer freilich etwas Belesenheit etwa in den Partituren Tschaikowskys oder gar der Jungrussen hat, dem werden diese slavischen Anwandlungen Nowowiejskis noch ziemlich harmlos vorkommen.

Die kontrastreiche Szenengruppierung seiner Dichtung hat Nowowiejski mit sehr glücklichem Gelingen musikalisch ausgenützt. Mit bildhaft plastischer Wirkung läßt uns der erste Chor das grausige Schauspiel des von einer wildverzweifelten Volksmasse durchtobten brennenden Rom erleben; die imitatorischen Führungen bei ‚der Rache Strahl hat dich getroffen‘ und ‚der Feuersäulen schrecklich Heer‘ haben mehr dramatisch-tonmalerische als kontrapunktische Bedeutung. Gewaltigen Eindruck macht der als Mittelsatz figurierende pompöse Männerchor:



Der Lorbeer glänzt auf seiner Stirn,
Die Leier ruht in seiner Hand,
Und seiner Lieder goldner Klang
Mischt sich in Romas Totensang.

Die ganze groteske Schauerlichkeit dieses von einer der krassesten Launen der Weltgeschichte gedichteten Bildes, den stolz über den Trümmern der brennenden Stadt thronenden Imperator zeigend, dem das Weh und der Jammer von Tausenden nur Anlaß zu frevlem Spiel bietet, kommt in Nowowiejskis Tönen mit wirklich packender Sinnenfältigkeit zum Ausdruck. Die zweite Szene wird von einem in sinfonischer Breite sich ergehendem ‚Marsch der Prätorianer‘ eingeleitet, der im Rahmen des Werks gewissermaßen die musikalische Repräsentation der dem Christentum Verderben drohenden Heidenwelt vertritt; seine Hauptthemen, besonders:



klingen in den späteren Teilen mehrmals als bedeutsame Erinnerungsmotive an. Das anschließende, die Beschuldigung wider die Christen aussprechende Solo des Obersten der Prätorianer ist aufs wirkungsvollste von kurzen, in ihrer Schlagkraft manchmal an die turbae der Passionen erinnernden Chorsätzchen durchflochten, die sich zuletzt zu dem den Höhepunkt der leidenschaftlich bewegten Volksszenen bildenden Rachechor ‚Christianos ad leones‘ steigern. Sehr wirkungsvoll setzt am Schluß des Ganzen eine kurze Rekapitulation des Prätorianermarsches ein, die Szene vortrefflich abrundend.

Im denkbar schärfsten musikalischen Gegensatz zu diesen zügellosen Eruptionen wilder Leidenschaft steht die weihevolle Ruhe der dritten Szene, die in

die Versammlung der verfolgten Christengemeinde in den Katakomben führt. Das Psalmodieren der Betenden hat Nowowiejski mit an den Pilgermarsch aus Berlioz' ‚Haroldsinfonie' erinnernder instrumentaler Tonmalerei charakterisiert; bei dem erhaben verklärten Stil der liturgischen Gesänge zeigen sich in schöner Weise die Früchte der Studien im altklassischen Kirchenstil, die Nowowiejski bei Haberl in Regensburg absolvierte. Unheimlich klingen in die friedsame Stille scharf markierte motivische Erinnerungen aus dem Prätorianermarsch herein, an die näher und näher brandenden Wogen der den Anhängern des Kreuzes drohenden Volkswut gemahnend. Ein ungemein inniges Motiv der Soloklarinette:



leitet die flehenden Bitten der Christin Lygia ein, die Petrus zur rettenden Flucht zu bestimmen sucht; ihre Rede steigert sich im Verlauf zu ausdrucksvollster Kantilene der Singstimme:



Der Chor spinnt diese melodische Ausdruckswelt in breiter Linienführung weiter, womit ein duettistischer Dialog der beiden Solostimmen (Petrus und Lygia) kontrapunktisch kombiniert ist. In der Art der Formgebung wie der melodischen Diktion trägt diese Partie fast einen leise reaktionären Charakter; es weht da eine Erinnerung an die teilweise schon etwas verblaßte Ausdruckswelt Mendelssohnscher Sentimentalität herein, die Nowowiejski wohl durch seinen Lehrer Max Bruch vermittelt wurde, während die pompöse Kraftstelle:



mit ihrer Freude an wuchtiger Dynamik wieder als Äußerung von Nowowiejskis slavischer Natur erscheint. Nach dem klangschönen aber ebenfalls etwas sehr sentimental gehaltenen Abschiedssang des Apostels greift der Chor auf die liturgischen Gesänge des Anfangs zurück, die leise verhallend die Szene wieder in schönster Abrundung verklingen lassen.

Die Schlußszene mit der Vision auf der Via Appia ist namentlich koloristisch sehr fein gestaltet. Wie ‚gespensterhafte Wolkenschatten' lagern die sorgfältig abgetönten Figurationen der Streicher über dem Ganzen; leise Er-

innerungen an den Prätorianermarsch klingen wechselnd mit feierlichen Choralmotiven wie ein ferner Widerhall des Getriebes der immer weiter zurückbleibenden Weltstadt in die den einsamen Wanderer umfangende nächtliche Stille. Stärker und stärker schwillt da das Tongewoge an, von glänzenden Harfenarpeggios durchwallt, mehr und mehr lichtet sich das harmonische Dunkel:

,Ein Strahl — ein Stern — ein himmlisch Leuchten!
Und in dem Glanz dort die Gestalt —
Der Dornenkranz! — Das Kreuz! — O wer,
Wer ist's? — — — — Es ist der Herr!'

Ein gewaltiges majestätisches Fortissimo des ganzen Orchesters, das die Erscheinung des Herrn der Welt ankündigt, dämpft sich rasch zu geheimnisvollem, aber harmonisch klangreichem Piano ab, zu dem in ausdrucksvollster Deklamation die legendären Worte des ,Quo vadis?' erklingen. Christi Antwort ,Vado Romam, ut iterum crucifigar' ist nur auf einem Ton (cis) deklamiert, wirkt aber gerade dadurch sowie durch die stockende synkopierte Rhythmik mit ergreifender Charakteristik. In dem sich anschließenden Gesang Petri, in dem der Apostel den begeisterten Entschluß ausspricht, nach Rom zurückzukehren, klingen neben den Psalmmotiven aus der Katakombenszene abermals Themen des Prätorianermarsches an, die sich bei den letzten Worten:

,Ich geh nach Rom, dein Kreuz schwebt mir voran
Als weithin flammend göttlich Siegeszeichen,
Daß keine Macht der Kirche schaden kann,
Daß selbst der Hölle Pforten von ihr weichen,'

zu einem gewaltigen Triumphhymnus steigern, den nahen Sieg des Christentums über die stolze Cäsarenwelt ankündend. Der klanglich pompöse Schlußchor mit der traditionellen Doppelfuge läßt das Werk äußerlich wirkungsvoll ausklingen, wenngleich es, wie erwähnt, sich künstlerisch nicht auf der Höhe des Vorangegangenen zu behaupten vermag.

So stellt sich Nowowiejskis ,Quo vadis?'-Partitur im ganzen als eine wert- und wirkungsvolle Bereicherung der modernen Oratorienliteratur dar. Die katholische Welt aber dürfte dem Werk um seines legendären Charakters willen besonderes Interesse entgegenbringen. Deshalb wird gerade den ,Hochland'-Lesern vielleicht die vorstehende kurz orientierende Studie nicht unwillkommen sein.

Paysage intime / Von Konrad Weiß

Das Schlagwort ,Paysage intime' bezeichnet das künstlerisch nicht höchste, aber wohl feinste und poetischste Kapitel der Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Es ist wie ein Heraustreten aus zusammengemörtelten Ruinen in eine auenreiche, von Bächlein glitzernde Landschaft, wie eine Flucht weg von lärmenden Aufzügen und theatralischem Gepränge an einen stillen Waldrand. Das letzte unangenehme Schaudern vor dem heroischen Getriebe, dem wir glücklich entronnen sind, rieselt uns den Rücken hinab zugleich mit dem ersten wohligen Gefühl, mit dem uns der Schatten des Waldes überträufelt. Die von pathetischen Gebärden ermüdete Hand gleitet nun durch taufeuchtes Laub und weiches Gras, und der durch klassische Posituren erstarrte oder auch vom Räckeln in

weichlichen Tepidarien erschlaffte Körper taut auf und gewinnt eine gesunde natürliche Haltung beim Gang über wurzeligen Waldboden und über die schollige Ackerkrume. Aber die intime Landschaft bedeutet nicht eine bloße Sommerfrische der großen Kunst, nicht bloß ein lyrisches Intermezzo, sondern ein Arbeitsfeld, in das ein Same gestreut wurde, dessen Früchte die ganze folgende Kunst bis heute pflückte. Die farbigen, glutigen Ströme, die die Romantiker, voran Delacroix, aufgewühlt haben, sind hier zwar wieder verebbt, aber doch in steter kreisender Bewegung immer weiter geklärt worden. Im Impressionismus ist dann die Farbenflut wieder angewachsen, die Formen sprengend, in die die Gegenwart sie neu fassen muß.

Der Ausdruck ‚paysage intime' spricht kurz und gut Wesen und Wollen der Landschaftskunst der französischen ‚Meister von 1830' aus, deren sieben Namen bekannt sind wie selten die Namen einer im Stofflichen so verwandten Künstlergruppe. Es sind Corot, Millet, Diaz, Rousseau, Troyon, Dupré und Daubigny. Besonders die letzteren vier fügen sich in stofflicher und formaler Verwandtschaft dem gleichen Rahmen ein, während Corot noch in die klassizistische Periode zurückreicht, Diaz eine romantisch-elegische Phantasie mitbringt und Millet mit seinem patriarchalischen Ernst und seinen ragenden Gestalten diesen Rahmen weit zersprengt. Mehr als nach dem ungefähren zeitlichen Ausgangspunkt sind diese Sieben indes nach dem örtlichen Ausgangspunkt bekannt und genannt, nach dem Walde von Fontainebleau, in dem sie in der Mehrzahl ihre Studien gemacht und ihre Motive gefunden hatten, oder nach dem Örtchen Barbizon, wo sie sich in dem primitiven Wirtshaus des Vaters Ganne zu treffen pflegten und wo die beiden Freunde und künstlerischen Antipoden Millet und Rousseau dauernd hausten. Der Angelpunkt ihrer aller Kunst ist die Natur, und zwar nicht die klassische oder romantische, sondern die natürliche Natur, so wie sie sich eben dem nicht durch Traditionen verbildeten Auge darbot, Feld und Wald und Fluß mit der Staffage von Mensch und Tier, so wie sie sich bei der Arbeit von selbst dareinfügt. Nur da und dort flicht sich ein Reigen schlanker Mädchen hindurch wie bei Corot, da und dort hebt sich ein weißer Frauenleib zauberisch leuchtend von den Waldbäumen ab, eine geheimnisvolle Klage bedeutend wie bei Diaz, da und dort wächst eine Gestalt über die Landschaft heraus in den Horizont hinein, ein Bauer bloß an seinem Tagwerk, aber ein Mensch, der noch an dem über Adam gesprochenen Fluche trägt, geduldig und pflichttreu wie bei Millet. Aber auch die andern vier sind durchaus eigene Persönlichkeiten. Das ist eben das doppelt Reizvolle an dieser neuentdeckten Landschaftskunst, daß hier nicht nur ein runder voller Ton in seltener Reinheit angeschlagen wurde, sondern daß gleich eine ganze Harmonie der Möglichkeiten mitklang. Was sie malten, war die Natur, wie man sie täglich sah, wie man sie schon von jeher hätte sehen können; und doch so wie sie es sahen und malten, war es eine Entdeckung. Sie hatten nicht den Wald von Fontainebleau als malerisches Motiv entdeckt, sondern überhaupt die Landschaft als eine Art Eigenwesen, als etwas außerhalb des Menschen nach eigenen lieblichen Gesetzen Bestehendes. Die ganze Frische ihrer Entdeckung äußert sich in der Liebenswürdigkeit ihrer Naturanschauung. Zwar sie verschmähten die Häufung romantischer Motive, aber das eine Motiv, das sie ins Bild nahmen, wählten sie mit Liebe. Sie übten kein bloßes Artistentum an wahllosen Naturausschnitten, wie später in der Landschaftsmalerei genügsame Mode wurde, sondern sie kosteten in ihrer Darstellung noch den frischen ersten Reiz der

Natur aus, den Morgen, den Abend, den Sonnenuntergang, den Frühlingstag, an dem sie ihre Schönheit zum erstenmal entdeckt hatten. Daher die Vorliebe für den lockenden Durchblick zwischen Baumstämmen und überdachenden Kronen; daher die Freude an mächtigen Baumgruppen, die das Auge wohlgefällig umschweift, an Waldtälern und Lichtungen, darin es sich gerne gefangen gibt. Daher die oft wiederholten Schilderungen von Baumbeständen irgendwo zur Seite, von deren spielenden Zweigen der Blick hinausgleitet ins Land, nicht weit meistens, nur so weit als die Straße deutlich führt und als der Weiher und der Bach im Mittelpunkt bleibt. Diese Landschaften haben sie wie ein Heim eingerichtet, Rousseau mit sachlichem Ernst, Dupré mit schwermütiger Stimmung, Daubigny mit geschmackvoller Eleganz und Troyon mit einem unverfälschten Bauernsinn, indem er die Natur als Weide- und Tummelplatz für seine Viehherden nutzbringend verwendet. Jeder frei und nicht schulmäßig gebunden, auch nicht auf denselben Fleck für die Studien und Motive beschränkt und nicht programmatisch an tieferen künstlerischen Erkenntnissen verhindert, die Millet vielmehr so reich zuteil wurden, sind sie doch alle zusammen die Schöpfer der intimen Landschaft geworden.

Natürlich nicht einfach aus eigenen Mitteln. Die Landschaftskunst, die bei ihnen eine so feine Blüte französischen Geistes erlebt hat, ist germanischen Ursprungs. Die alten Holländer, die Ruisdael, Hobbema, van Goyen, Cuyp u. a., in ihren malerischen Formen durchaus mächtiger, universaler, entwicklungsfähiger, sind immer wieder die Fundamente der neueren Landschaftskunst geworden. Vielleicht hätte ihre Größe und Herbigkeit den Franzosen den unmittelbaren Anschluß erschwert. Jedenfalls haben die Engländer, die sonst noch kaum auf den Kontinent zurückgewirkt hatten, als die künstlerischen Vermittler der Holländer den Ruhm, die Meister von 1830 inspiriert zu haben. Constable und Bonington heißen die ‚Väter des paysage intime'. Sie haben die starken Motive gemildert und vervielfältigt, die Farben mannigfaltiger, weicher und freundlicher gemacht. Was die Franzosen dann daraus geschaffen haben, trägt aber keine eklektischen Spuren, sondern ist ein echtes französisches Gewächs, duftig und kernig zugleich, voll kleiner Schönheiten und doch von großer Anschauung, eng eingehäuselt und doch voller Keime für eine zukunftsreiche Kunst.

Camille Corot (1796—1875), der in den Anfängen seiner Kunst noch auf Poussin und Claude Lorrain zurückgreift, ist mit Millet der berühmteste unter den Barbizonern, wenn er seine Motive auch streng genommen weniger dort hergeholt hat. Die Umgebung von Paris hat ihn doch stofflich genährt. Seine silberig leuchtenden Bilder sind am duftigsten, seine Kompositionen am gefälligsten, sein heiteres Temperament am bestechendsten, ohne deshalb den echten Wert zu missen. Seine Malart balanziert auf der Grenze zwischen Wirklichkeit und Schein, zwischen definierbarer Natur und malerisch aufgelöstem, verflüchtendem Esprit. Er ist eben noch materiell genug, um zu überzeugen, und soviel Maler, daß er seine reizvolle Palette und außerordentliche Fertigkeit ebenso bewundern läßt wie die mit genialer Sicherheit bewältigten Motive. Die Luft säuselt durch die Wipfel, der Nebel senkt sich über die Gründe, aber das will nicht körperlich stören, es bleibt in einer duftigen, nicht greifbaren Ferne. Die Sonne knistert und flüstert im dichten Laub, blaustert es flockig auf, der Rasen huscht funkensprühend darunter hin, aber das bleibt alles lautlos, laut nur fürs Auge, nicht fürs Ohr. Selbst wenn

er die Gegenstände nahe vor Augen treten läßt, entziehen sie sich dem kritischen Verstande, vermeiden aber auch noch die impressionistische Zerfließung, sondern bleiben in ihrer eigenen malerischen Atmosphäre, in der sie nicht zu irgend einem Zweck, kaum organisch gewachsen, sondern nur zu paradiesischem Genuß hingezaubert erscheinen.

In paradiesischer Heiterkeit leben auch die Menschen bei Corot, während Jean François Millet (1814—1875) die Kehrseite des Erdendaseins in großen, schweren Formen geprägt hat. In einigen Landschaften, einem Bild voll Frühlingstrieben, gehört er zu den besten Meistern des Paysage intime. Mit seinen Bauerngestalten schaut er aber weit über den engen friedlichen Kreis hinaus, als ein einsam ragender Künstler in die Zeit hinein, wo andere ragende Gestalten den seinigen begegnen sollen, wo der Mensch, der mit dem Paysage intime anfing, in die Natur hineingezogen zu werden und schließlich als Staffage alle Sonderbedeutung verlor, als Farbenfleck darin verschwand, wieder über sie hinauswachsen sollte zu eigenem Seelenleben. Seine ragenden Gestalten warten immer noch vergeblich auf diese neue Auferstehung des Menschen. An Millets Bilder hat sich, während er, ein schlechter Verdiener und Geldverwalter, erst gegen Ende seines Lebens ein auskömmliches Dasein führte, die Popularität in beängstigendem Maße und mit fabelhaften Preisen geheftet. Indes sind gerade die beiden unglaublich weit verbreiteten Bilder ‚Angelus' und ‚Die Ährenleserinnen' zwar bildlich und inhaltlich abgerundet, aber künstlerisch nicht ganz so in einen Guß gebracht, wie manche andere seiner Werke.

Auch Narcisse Diaz de la Peña (1807—1876) liebt die menschliche Gestalt in seinen Landschaften, aber nicht als eine ideell bewußte Erhöhung, sondern als einen seelischen Stimmungsreiz, der an Giorgione gemahnt, an dessen musikalische Bildkompositionen. Nur ist Diaz pointierter, idyllischer, von einer galanten Romantik, die seine südlich schwere, tief leuchtende Malart und südfranzösisch-spanische Grazie vor Sentimentalität bewahrt. Neben den Landschaften zu Stoffen einer romantischen Phantasie mit satten, porzellanartigen Farben hat er aber auch Waldbilder und andere Landschaften gemalt, in denen er den eigentlichsten Barbizonern wie Rousseau ganz ähnlich sieht.

Théodore Rousseau (1812—1867), den im Leben der Erfolg nicht verhätschelt hat, ist später in der Wertschätzung außerordentlich gestiegen ohne blendende Eigenschaften, nur vermöge seines inneren Wertes. Er ist der solideste Meister des eigentlichen Paysage intime, nicht bestechend durch Duft, Schmelz und gewinnende Motive, sondern sicher überzeugend durch die Wahrheit des Geschauten und Dargestellten. In dieser Hinsicht ist er ein Antipode von Corot. Auch er liebt die schönen Tages- und Jahreszeiten, Morgen, Abend und Frühling. Aber über den poetischen Schimmer stellt er die sachliche Bestimmtheit; mehr als den farbigen Schein schätzt er die Kleinwelt unzähliger farbiger Fleckchen, aus denen sich das Bild vor dem Auge formt. Bald splittern sie ihm mehr auseinander, bald baut er sie zu einem einheitlichen Eindruck zusammen. Seine große Bedeutung liegt darin, daß er nicht einen liebenswürdigen Zug kultiviert, sondern die Natur mit Ehrfurcht vor ihrer organischen Erscheinung unbehindert zu sich sprechen läßt, nur bereit, zu empfangen und zu gestalten, daß er selbst die Härten nicht scheut, nur um dem natürlichen Organismus farbig und formal gerecht zu werden. Auf dieser Echtheit und Ehrlichkeit beruht sein Ruhm und seine malerische Bedeutung für die Zukunft.

Constantin Troyon (1810—1865), schon früh erfolgreich, ist der Spezialist der Tierstaffage, und insofern bedeutsam für die nachfolgende Tiermalerei. Malerisch ist er oft nicht so locker wie die andern, auch nicht so sachlich wie Rousseau, sondern mehr von einer positiven Härte, von einer materiellen Klarheit. Seine Tiere schildert er weniger in einer vegetativen Behaglichkeit oder animalischen Größe, als in ihrer Existenz und in ihrem Treiben schlechthin.

Anders Jules Dupré (1812—1889), der nicht immer ausgeglichen arbeitet, bei dem aber schon die Zwischenstimmungen der Natur, wenn sie mit Atmosphäre, Nebel- und Wasserdünsten gesättigt ist, die Zwischenbelichtungen des bewegten Himmels als seltenere, wechselvollere Stimmungen Ausdruck suchten. Die gesättigte Atmosphäre bekommt Schwere, Bewegung, Schwebung und eine Unruhe, die seelisch gefangen nimmt. Diese Eigenschaft bringt ihn dem deutschen Empfinden besonders nahe.

Charles Daubigny (1817—1878) hat, den berühmten Kreis schließend, in seiner glänzenden Bildkunst manche Ähnlichkeit mit Corot, in der geschickten Hand und dem treffsicheren Blick. Farbig ist er der Tonung Corots gegenüber mannigfaltiger und glänzender, stofflich in seinen Motiven sachlicher; aber trotzdem er der Natur keine Gewalt antut, ist es sein besonderes Kennzeichen, daß seine Gemälde so geschickt erfaßt, ‚bildhaft' erscheinen. Diese Gleichheit von Natureindruck und Bildwirkung ist um so neuer, als seine Bilder vielfach Flachlandschaften ohne weite Horizonte darstellen, so daß er auf kompositionelle Vorder- und Hintergründe verzichtet. Mit Corot berührt sich Daubigny auch in seiner Freude an der malerischen Bewältigung, ohne daß diese Selbstzweck würde.

Die Namen der Meister von Barbizon, zu denen noch wenige andere wie Emil van Marcke und Charles Jacque kommen, sind nicht zuletzt durch die Mode und den Kunsthandel weltbekannt geworden. Die Preise für ihre Bilder übersteigen zur Zeit alles Maß, und die Fälscher haben sich die Konjunktur frühzeitig zunutze gemacht.

Die Maler des Paysage intime haben einen sehr großen Einfluß auf die außerfranzösische Kunst, die bis zur Anregung von ähnlichen Schulen ging, ausgeübt, so auf Belgien, England und Deutschland, hier z. B. die Münchener Schleich und Lier. Überhaupt ist durch sie und anschließend durch den stärkeren Realismus Courbets die Landschaftskunst vollends in den Sattel gehoben und — das ist, wie schon bei Millet angedeutet wurde, ihre verhängnisvolle Folge — der Menschendarstellung, der groß gerichteten wenigstens, der Garaus gemacht worden. Während so ideelle Werte verloren gingen, wurden allerdings im engeren künstlerischen Sinne enorme Fortschritte gemacht, die schließlich doch auch einer mehr ideellen Kunst nur zugute kommen.

Zur Kalenderfrage / Von Joseph Plaßmann

Über die Frage nach der Notwendigkeit oder Nützlichkeit einer Umgestaltung des gregorianischen Kalenders haben wir uns in den letztvergangenen Jahren mehrfach geäußert, und es müßte uns widerstreben, das Gesagte nochmals auszusprechen, würden wir nicht dazu gezwungen durch den Osterartikel

einer bedeutenden, der Mehrzahl der Hochlandleser wohl bekannten Tageszeitung, der, von einem sehr bekannten kommerziell-geographischen Schriftsteller herrührend, das Problem gewissermaßen in der Hurrastimmung schon im Jahre 1911 lösen will, wobei der an Jahren wie an Verdiensten reiche Altmeister der Astronomie und Kalendariographie, Geheimrat Professor Foerster zu Charlottenburg, eine etwas unfreundliche Abfertigung erleidet.

Herr v. Hesse-Wartegg, denn er ist der neue Herold im Kampfe gegen das Veraltete, schiebt das Interesse der Handelswelt in den Vordergrund. Daß er der erste gewesen, der darauf hinwies, kann man nicht sagen; alle, die eine Festlegung des Ostertages erstreben, sei es auf eine bestimmte Woche oder gar auf ein bestimmtes Datum, haben von jeher diese Seite der Frage betont, neben welcher die ja auch nicht unwichtige schultechnische Seite erst in zweiter Linie kommt. Ja, er hätte statt des Konfektionsgeschäftes einen anderen Erwerbszweig mit größerem Recht nennen dürfen, nämlich die Fischerei und den Fischhandel. Das Rohprodukt kommt im ganzen zu seiner Jahreszeit, wenn wir auch die Gesetze, die seinem Kommen von der Natur vorgezeichnet sind, heute erst unvollkommen erkannt haben; der Verzehr in der Fastenzeit richtet sich nach dem beweglichen Kalender. Man hat schon früher ausgesprochen, der Papst könne durch einen Federstrich, nämlich durch plötzliches Abschaffen der an die Fasttage geknüpften Abstinenz, im protestantischen Norden Millionen von Existenzen vernichten. Nun soll er ihnen, und daneben anderen Millionen, die im mitteleuropäischen Fabrik- und Handelsleben stehen, durch einen anderen Federzug die Geschäftsführung erleichtern. Denn daß ohne Rom die Sache nicht gemacht werden kann, ist außer allem Zweifel. In richtiger Erkenntnis dessen hat Foerster seit zwanzig Jahren unermüdlich gearbeitet, hat insbesondere Rom mit Berlin, ja mit London, Konstantinopel und Petersburg unter einen Hut zu bringen gesucht. In Rußland und den anderen Ländern griechischen Glaubens, wo man noch julianisch rechnet, war die Arbeit am schwersten; übrigens hat sich dabei gezeigt, daß in Konstantinopel noch die geringsten Vorurteile zu überwinden waren. Hier sprachen allerdings wirtschaftliche Erwägungen in besonderem Grade mit. Wo Griechen und Franken als handeltreibende Bevölkerung im Staate der Ungläubigen leben, da ist es geradezu grotesk, daß jede der zwei Parteien neben einem festen Kalender einen beweglichen hat und daß der Unterschied zwischen den beiden festen immer mindestens hundert Jahre konstant bleibt, während die Differenz zwischen den beweglichen Systemen von Jahr zu Jahr wechselt.

Wenn nun jemand allen vom Standpunkt des Kaufmanns oder Fischers oder Schulleiters erhobenen Bedenken gegen die Fortdauer der Beweglichkeit des Osterfestes ein starres Veto entgegensetzte, so könnte er das fast genau mit den Worten des Herrn v. Hesse-Wartegg machen:

Was in aller Welt hat denn das Osterfest mit den Saisonartikeln zu tun? Das Osterfest ist ein ausgesprochen christliches Fest. Mit diesem Fest wird die Auferstehung Christi und nicht die neue Hutmode der Weltdame oder der neue Anzug des Gigerls gefeiert.

Natürlich sagt das Herr von Hesse-Wartegg nicht; im Original lauten seine Worte folgendermaßen: ‚Was in aller Welt hat denn das Osterfest mit der Astronomie zu tun? Das Osterfest ist ein ausgesprochen christliches Fest. Mit diesem Fest wird die Auferstehung Christi und nicht der Vollmond oder die Tag- und Nachtgleiche gefeiert.‘

Sowohl die rhetorische Frage des Originals als die unserer Variante erheischt eine Antwort; denn keine von den beiden kann einfach mit einem runden ‚Nichts‘ beantwortet werden. Also daß die Saisonartikel zu Weihnachten und Ostern kommen, das ist eine nord- und mitteleuropäische Erscheinung, in der sich zweierlei ausspricht. Einmal die Tatsache, daß diese Feste trotz aller naturalistischen Umdeutung im Volksbewußtsein gerade der germanischen Stämme nicht umzubringen sind. Christus lebt noch immer, und auch die, welche bis zur Leugnung seiner geschichtlichen Existenz fortgeschritten sind, können sich so wenig wie der Goethesche Faust seinem Einflusse entziehen. Mit diesem Titanen möchten sie, was der Klang der Osterglocken ihnen predigt, auf Erziehung und atavistische Gewöhnung zurückführen. Und weil das Volksbewußtsein an den Weihnachts- und Ostertagen festhält, muß auch die Verweltlichung dieser Feiern mit dem christlichen Kalender rechnen. Solange der Ostertag das höchste Freudenfest der Christenheit bleiben wird, solange wird die Kleiderfrage unter dem Gesichtspunkte dieses Tages beantwortet werden.

‚Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischenhinein.‘

Diese Worte des großen Dichters können manche Entweihung der großen Feste milder beurteilen lehren, und in ihnen mag dann auch der Kern der Antwort auf die unwillige Frage stecken, was das Fest der Erlösung mit den Hutmoden zu schaffen habe. Und, um es zu wiederholen, auch den bisher aufgetretenen Reformatoren ist die Bedeutung des Saisongeschäftes nicht fremd geblieben. Foersters Vorschlag, der die kalendarische Beweglichkeit des Ostertages auf eine einzige Woche beschränkt, d. h. auf einen weit geringeren Zeitraum als die noch unberechenbaren Verfrühungen und Verspätungen im meteorologischen Eintritte der Jahreszeiten, die wir geduldig hinnehmen müssen, trägt dem Gedanken Rechnung. Er ist auch nicht erst etwa seit 1900 in weiteren Kreisen bekannt geworden, sondern mindestens sieben Jahre früher. Foerster dachte eben an eine große gemeinsame Reform, die, mit dem Eintritte des zwanzigsten Jahrhunderts sich vollziehend, namentlich auch den orientalischen Christen den Übergang zum westländischen Kalender erleichtern sollte. Man darf jetzt wohl aussprechen, daß die Reform, wenn sie damals ohne zu große Rücksicht auf Rußland gemacht worden wäre, jetzt schon als gesicherter Kulturbesitz angesehen werden könnte, und daß die russischen Kirchenbehörden nachkommen müßten, wollten sie nicht ihre eigenen Volksgenossen wirtschaftlich schädigen.

Auf die emphatische Frage nun, was das Osterfest mit der Astronomie zu schaffen habe, stehen wir nicht an, die Antwort zu geben: Sehr viel; so viel, daß das Aufwerfen der Frage überhaupt nicht von einer großen Kenntnis des Kalenderwesens zeugt. Seit dem Tage, wo nach der ehrwürdigsten Urkunde des Menschengeschlechtes die Gestirne als Zeitenmesser an den Himmel gesetzt wurden, haben sie allen Völkern zur Regelung des Eintrittes ihrer religiösen und bürgerlichen Feste gedient. Und die Erwägung, daß aus wirtschaftlichen Gründen die Sonne als alleinige Herrin des Kalenders dem Kondominium von Sonne und Mond vorzuziehen sei, wird auch nicht viel jünger sein als die Zivilisation überhaupt. Lobt doch bereits Herodot die Ägypter vor seinen Landsleuten, weil sie das fortgeschrittenere System hatten, welches ihnen freilich durch die Nilschwelle geradezu aufgedrängt wurde. Man weiß, daß die Juden noch immer das gebundene Mondjahr haben gleich den alten Hellenen; die Muselmänner sogar ein reines Mondjahr von 354 Tagen; man weiß aber

auch, daß unser Osterfest die Fortbildung und Erfüllung des jüdischen Passahtages ist und daß seinerzeit das Konzil von Nizäa sorgfältig erwog, einmal diesen Zusammenhang aufrechtzuhalten, dann aber auch eine Vermengung der Festideen zu verhüten. Diese Erwägung führte von selbst zum Aufstellen der drei Elemente: Nachtgleiche, Vollmond und Sonntag.

Sieht man sich nun diese drei Elemente genauer an und fragt sich, welches allenfalls entbehrt werden könnte, so läßt uns von den verschiedenen christlichen Kirchen gerade die römisch-katholische vollständig freie Hand. Sie erkennt an, daß, wie auch aus den Konzilsverhandlungen hervorgeht, die Hauptsache die allgemeine Feier des Auferstehungstages auf dem ganzen Erdenrund bleiben muß; um sie durchzusetzen, wurde damals der Ausweg gefunden, der heute so manchen befremdet. Neben dieser Hauptsache drängen sich andere Gedanken auf: alle Verhandlungen über dieses Fest der großen Friedens- und Versöhnungstat sollen geführt werden im Sinne friedlichen Ausgleichs und unter möglichster Schonung aller berechtigten Gefühle, zu denen hier auch der Konservatismus einigermaßen zu rechnen ist. Daß aber die kirchlichen Kreise nicht ultrakonservativ sind, hat sich eben schon in den Vorverhandlungen im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts erwiesen: man war am Sitze der Kirchenregierung geneigt, oder sagen wir es genauer, der dreizehnte Leo selbst war nicht abgeneigt, der Tat, die der dreizehnte Gregor drei Jahrhunderte früher gesetzt, eine ebenso einschneidende folgen zu lassen: der Mond, der eigentliche Störer der Gleichmäßigkeit, sollte wirklich entthront, die Epakten und die goldenen Zahlen des Metonischen Zyklus im Museum der Geschichte aufgestellt werden. Wenn man sagt, daß die Rubriken der katholischen Liturgie dadurch vereinfacht würden, so darf man anderseits nicht vergessen, daß gerade einzelne auf sie bezügliche Fragen noch gelöst werden müßten. Wir erinnern nur an den Verkündigungstag und verweisen im übrigen auf das, was wir anderswo* gesagt haben. Es erwies sich als zweckmäßig, den dritten Sonntag nach dem Äquinoktium als Ostertag den beteiligten Kreisen vorzuschlagen. Damit wurde zunächst erreicht, was die heutigen Reformatoren von ihrem eigenen Vorschlage rühmen: nämlich daß Ostern in die Mitte des Zeitraumes fällt, innerhalb dessen es sich bisher bewegt hat; nur wird eben dieser Spielraum etwas eingeengt. In der Tat, wenn wir die Nachtgleiche auf den 21. März legen, so ist jener Sonntag frühestens der 5. und spätestens der 11. April. Über den Bedingungssatz werden wir uns nachher unterhalten. Es wurden zweitens durch diese Wahl die liturgischen Bedenken ausgeräumt, die man an dem Hauptsitze der Christenheit hegte. Drittens wurden die hohen Festtage dauernd auf eine Zeit gelegt, die man entschieden als Frühlingszeit auffassen kann. Damit soll der rein wirtschaftlichen Erwägung und erst recht der naturalistischen Verwässerung des Ostergedankens nichts eingeräumt werden. Genug, der Gedanke war geeignet, die Christen aller Färbungen zu einigen, und die Möglichkeit des Zusammenfallens der christlichen Feiertage mit den jüdischen braucht nicht so ängstlich ausgeschlossen zu werden wie noch in nizäischer Zeit. Man mochte dem Monde etwas nachtrauern, und wir gestehen, daß wir, obwohl selbst im Sinne der Reform seit langer Zeit tätig, ein solches Empfinden nicht ganz hätten unterdrücken können.

---

* Ostern und die Reform des Kalenders. Frankfurter zeitgemäße Broschüre, XXVIII. Bd., 5. Heft. (Hamm 1909.) — Vgl. auch Jahrbuch der Naturwissenschaften, XXIV. Bd., S. 404–408 (Freiburg i. Br. 1909.)

Aber dabei bleibt bestehen, daß die Reform, für die Foerster und seine Freunde eintraten, berechtigt war und daß sie allen vorhin aufgestellten Bedingungen genügte.

Wie Herr v. Hesse-Wartegg sagen kann, man würde bei dieser Reform vom Regen in die Traufe gekommen sein, verstehen wir nicht. Es drohen ganz andere Traufen, und von der schlimmsten ist nachher zu reden. Zunächst noch ein Wort über die Nachtgleiche. Der gregorianische Kalender setzt sie einfach auf den 21. März und rechnet bezüglich ihrer wie des Vollmondes überhaupt nur nach ganzen Tagen. Damit räumt er die Frage weg, nach welchem Meridian wir uns mit dem Tage der Nachtgleiche richten sollen. Das sinnreiche Spiel der Schalttage und Epakten verhindert ein zu großes Anwachsen der Fehler. In dem Augenblicke, wo wir im Begriff stehen, aus zwingenden praktischen Gründen den Mondwechsel aus der Osterrechnung wegzulassen, empfiehlt es sich, desto sorgfältiger im übrigen den Zusammenhang mit Nizäa, mit dem Passahfeste und vor allem mit dem großen Ereignisse des Opfertodes Christi und seiner Auferstehung festzuhalten; d. h. also das Fest so weit wie möglich an das Äquinoktium anzuschließen. Nun besteht zwischen dem gregorianischen Kalender und dem Laufe der Himmelserscheinungen selbst immer noch eine kleine Differenz, die sich möglicherweise später noch etwas vergrößert. Der Vorschlag, die Differenz durch Auslassung eines Schalttages nach je 3200 Jahren in der Hauptsache aufzuheben, ist alt. Foerster wollte die Osterreform nicht mit dieser Frage belasten, und so kam er, durchaus im Sinne aller Freunde des geschichtlichen Zusammenhanges und, wie wir bestimmt wissen, auch kirchlicher Kreise, auf den Gedanken, die genaue astronomische Nachtgleiche, also den Moment des Durchganges der Sonne durch die Äquatorebene, der Rechnung zugrundezulegen. Es blieb ihm natürlich nicht verborgen, daß dieser Moment für die verschiedenen Bewohner der Erde auf verschiedene Daten fallen kann, ja fallen muß. Ist es z. B. morgens früh 30 Minuten nach Mitternacht für den 21. März des Berliner Meridians, so hat man in Greenwich noch 24 Minuten vor 12 Uhr abends am 20. März; und ist der 20. dann ein Samstag, so ist die Abweichung um eine volle Woche da. Indem nun Foerster den Meridian von Jerusalem als maßgebend ansah, hat er nicht etwa, um mit seinem Kritiker zu reden, den Übelstand ‚gelindert', sondern ihn vollkommen beseitigt. Es ist gar nicht abzusehen, daß auch so noch die ganze Osterwoche zweifelhaft werden könnte. Sie könnte es, wie jener sagt, ‚unter Umständen', aber doch nur dann, wenn das Äquinoktium für den Meridian von Jerusalem einmal genau in die Mitternacht von Samstag auf Sonntag fiele. Es ist leicht einzusehen, daß ein solcher Zufall auf die Minute genau durchschnittlich alle 10080 Jahre (7×1440) einträte, daß wir aber durch den jetzigen Stand der Astronomie befähigt sind, diesen langen Zeitraum noch zu verzehnfachen, jedenfalls uns früh genug auf die Sache einzurichten.

Daß durch die Wahl dieses Meridians die Erinnerung an die großen Ereignisse noch besonders wachgerufen würde, die wir im Osterfestkreise begehen, ist ein Vorzug vor jedem anderen Meridian. Es würde hierdurch auch jeder nationalen Empfindlichkeit die Spitze abgebrochen. Man braucht nur Rom, Berlin, Paris, Washington oder London zu nennen, um sich zu sagen, daß gegen jeden anderen wissenschaftlich oder praktisch brauchbaren Meridian sich Widerspruch erheben würde.

Warum nun weitergehen und nicht nur die Nachtgleiche, sondern auch den

Sonntag vollständig ausschalten? Denn dieses und nichts anderes würde es bedeuten, wenn wir nach dem Vorschlage des Herrn Dr. Bach, den sich Herr v. Hesse-Wartegg zu eigen macht, den Neujahrstag und im Schaltjahre noch einen weiteren Tag gewissermaßen à la suite der Woche stellten. Wir würden damit einen der ältesten geschichtlichen Zusammenhänge zerreißen. Seit Menschengedenken, mindestens seit den Zeiten, von denen die Bücher Mosis erzählen, hat die Woche ihre große und einfache Schwingung fortgesetzt. Und wenn wir uns einfallen ließen, diese Oszillation durch einen künstlichen Eingriff zu stören, so wäre eben der Tag, den wir später Sonntag nännten, nicht der wirkliche Sonntag mehr oder doch nur in dem siebten Teil aller Fälle. Dabei drängen sich zwei weitere Nachteile auf. Die Neuerer halten es für etwas besonders Schönes, daß nun Wochen- und Monatstag fest aneinandergekettet sein werden, daß z. B. der 16. Februar immer ein Donnerstag sein werde. Damit beraubt man den Historiker eines der zuverlässigsten Mittel zur genauen Feststellung von Daten; denn gerade der Wechsel der auf ein bestimmtes Datum fallenden Monatstage, der sich nach dem Gesetze des Sonnenzirkels vollzieht, lehrt uns manche Zweifel in der Datierung lösen. Der weitere Nachteil ist dieser, daß wir nun nicht nur alle Christen, sondern auch die Juden auf den Reformgedanken einigen müßten. So lange wir bloß unser Osterfest behandeln, scheidet die Rücksicht auf die Judenschaft aus; wenn wir ihr einen von Jahr zu Jahr wechselnden Sabbatstag aufdrängen wollen, wird sie sich zweifellos und mit vollem Rechte wehren, und setzt man ihr zum Trotz die Neuerung durch, so lassen sich wirtschaftliche Schädigungen nicht vermeiden, die kaum geringer sind als die jetzt mit der Beweglichkeit des Osterfestes verknüpften.

Da die Erörterung über diese Fragen jetzt doch in Fluß zu kommen scheint, muß noch auf zwei Vergleiche hingewiesen werden, die nach unserer Überzeugung beide hinken. Auch der mehrgenannte Kritiker der Foersterschen Idee macht sie sich zu eigen. Es wird also die Einführung des metrischen Systems im Handel und Gewerbe mit der angeblich ebenso segensreichen Festlegung der Osterfeier auf einen bestimmten Kalendertag gleichgestellt. Dabei unterschätzt man die Kraft der Imponderabilien, mit denen die Osteridee verknüpft ist, und außerdem tut man der Natur unrecht. In der Tat, das tropische Sonnenjahr, nach welchem sich mit den Jahreszeiten Ackerbau, Handel und Verkehr richten, ist nun einmal nicht gleich einer runden, nicht einmal gleich einer ganzen Anzahl von Tagen. Wir können den Dezimalbruch 365,2422 nicht so glatt einteilen wie das Pariser Normalmeter. Irgendwie müssen wir uns mit der Natur abfinden, aber wer da glaubt, es sei schön, 365 oder 366 einfach gleich $7 \times 52 = 364$ zu setzen, indem man einen oder zwei Tage nicht mitzählt, dem sprechen wir neben dem geschichtlichen und mathematischen Empfinden auch das ästhetische ab. ‚Welche außergewöhnliche Vorteile für Handel und Verkehr, wie für das öffentliche und Familienleben überhaupt dieser genaue und mit mathematischer Regelmäßigkeit alljährlich wiederkehrende Kalender darbietet, bedarf wohl keiner weiteren Begründung.‘ Von dem Bette des Prokrustes gilt bekanntlich ähnliches: es ist einfach und regelmäßig und nur für den Betroffenen unangenehm.

Und was die Einführung der Zonenzeiten angeht, so mehren sich in den Kreisen nicht nur der Gelehrten, sondern auch der Verkehrsinteressenten die Stimmen, welche eine weitere Uniformierung verlangen, daneben aber auf die Bedeutung der Ortszeiten hinweisen, die, mit anderen Worten gesagt, die

Zonenzeiten nur als Durchgang zum System der Orts- und Weltzeiten, wie es Foerster vorschwebt, wollen gelten lassen.

Wenn bezüglich der Festlegung des Ostertages auf eine bestimmte Woche, sei es eine kalendarisch oder besser, in Foersters Sinne, eine astronomisch bestimmte, die ersehnte Einigung zustande käme, würden wir uns aufrichtig freuen. Die geplante neue Verteilung der Tageszahl auf die Monate, insbesondere die Rehabilitierung des vielbeklagten Februar, ist wohl viel weniger dringend. Vollständige Gleichheit der Monate ist nun einmal nicht zu erzielen, und wir meinen, in einem Zeitalter, das jährlich viele Millionen von Kalendern produziert, läßt sich der Schönheitsfehler ohne größere Störung ertragen. Indessen — wenn sich für die Reform eine größere Anzahl von Stimmen zusammenfände, warum nicht? Wogegen wir aber nochmals sehr energisch protestieren, das ist die gänzlich überflüssige und schädliche Deklassierung des altehrwürdigen Zeitenmessers, den man die Woche nennt. Daß man sogar glaubt, durch kräftiges Petitionieren diesen Plan schon für das Jahr 1911, das zufällig mit einem Sonntage beginnt, in die Tat umsetzen zu können, ist auch ein seltsamer Einfall.

Dr. Karl Lueger / Von Alfred Ebenhoch

‚Er ist gestorben.' Diese drei Worte liefen am Morgen des 10. März d. J. durch alle Straßen, Gassen und Gäßchen Wiens. Wer immer einander begegnete, man rief sich trauernd zu: ‚Er ist gestorben.'

Daraus war zu ersehen, daß Dr. Lueger ein Volksmann war.

Die große Teilnahme des Kaisers und des ganzen Hofes und aller höchsten Staatswürdenträger während der Krankheit und beim Tode des Dahingeschiedenen bewies, daß mit ihm ein großer Österreicher dahingegangen.

Die Kundgebungen des Auslandes, voran des Deutschen Kaisers, des Prinzregenten von Bayern, des Königs von Rumänien usw. manifestierten, daß Luegers Name auch außerhalb Österreichs hoch bewertet wurde.

Wie kam es, daß der Sohn eines einfachen Schuldieners sich zu solchen Ehren emporzuschwingen vermochte? Lueger verstand das Volk und konnte in seiner Seele lesen. Damit scheint mir die Antwort vollständig gegeben. Die Wiener Bevölkerung war im Grunde ihres Wesens in ihrer ungeheueren Mehrheit von jeher christlich gesinnt und durch und durch habsburgisch. Das war für Lueger der Boden, den er fruchtbar bebaute.

Die wirtschaftliche Depression, die zu Beginn seiner öffentlichen Tätigkeit tief in das Volksleben eingriff, kam dem Volksmann dabei sehr zu statten.

Der Liberalismus hatte das Volk eine Zeitlang mit seinen dröhnenden Schlagworten am Gängelbande geführt. Das Volk verstand ihn aber nicht, und kehrte sich, als ihm in Karl Lueger ein Befreier erstand, nach und nach in dichten Scharen dem neuen Führer zu.

Lueger hatte den Kampf nach zwei Fronten zu führen, gegen die Liberalen einerseits und gegen die Sozialdemokraten andererseits. Beide standen unter der Führung von Juden, was Lueger im Kampfe klug auszunützen verstand.

Die Liberalen erlagen bald seinen wuchtigen Hieben, und die Sozialdemokraten vermochten gegen Lueger in Wien auf keinen grünen Zweig zu kommen.

Das letztere erwarb dem kühnen Parteiführer besonders die Sympathie des Hofes, welcher eine Zeitlang zum Teile kühl, ja ablehnend die neue Bewegung beobachtet hatte. Die Volksseele erkennen und sie leiten, war Luegers größte Gabe. Seine Reden waren stets echte Volksreden. Er lenkte sein Schiffchen mitten in die Volksstimmungen hinein, ließ sich von ihnen tragen, um zur rechten Zeit sie dorthin zu führen, wo er sie haben wollte. Dabei war Lueger unermüdlich an der Arbeit. Tag für Tag, jahraus jahrein sprach er auf Versammlungen, zur Zeit der Wahlen oft in fünf und mehr an einem Abende.

Seine Volkstümlichkeit begleitete ihn auf allen Wegen und in allen Kreisen. Das leutselige ‚Servus' war sein Gruß jedermann gegenüber. Die kleinen Leute waren von diesem ihnen echt wienerisch zugerufenen ‚Servus' entzückt, und Tausende und Tausende hat Lueger durch seinen warmen Händedruck zu seinen Anhängern gemacht. Luegers Popularität in Wien und in den einzelnen Kronländern war ohnegleichen. Mit allen Unteroffizieren der Partei war er auf ‚Du', und wie stolz waren diese kleinen Leute, Lueger auch in höheren Kreisen mit ‚Du' ansprechen zu dürfen, ohne von ihm desavouiert zu werden.

Das war der Volksmann Lueger. Seine aufrichtige Volkstümlichkeit war die Hauptwurzel seiner Erfolge.

Lueger war aber nicht minder groß als führender Politiker. Sein Ziel in dieser Beziehung war die Größe seines von ihm heißgeliebten Vaterlandes, seines Österreich, und die Ehre des Kaiserhauses der Habsburger. Er war ein Anhänger der ‚Groß-Österreich'-Idee. Er sah im Dualismus eine Schwächung der Monarchie, wenigstens insolange, als in Ungarn die nichtmagyarischen Nationen von den Magyaren unterdrückt werden. Er war kein Feind des magyarischen Volkes, sondern ein Feind bloß der von ihm als ‚Judäo-Magyaren' bezeichneten Führer desselben.

Luegers Blick schweifte weit in die Zukunft; er träumte von einem mächtigen Großösterreich, das, gerecht gegen alle seine Völker, der Habsburger würdig wäre. Die Unabhängigkeitsbestrebungen der ‚ungarischen Clique' galten ihm als die Nägel zum Sarge der Dynastie. Lueger war schwarz-gelb vom Scheitel bis zur Sohle und machte aus dieser seiner Gesinnung nie und nirgends ein Hehl. Dabei war und blieb er ein treuer Sohn des deutschen Volkes, ohne ein Feind der anderen Nationen zu sein, denen er stets Gerechtigkeit bewiesen wissen wollte. Aber auf den deutschen Charakter Österreichs und besonders der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien legte Lueger aus historischen und nationalen Gründen den größten Wert. Er hatte sich mit den großen Ereignissen der Geschichte versöhnt und war ein aufrichtiger Freund des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche.

Unsere wackere Armee und Marine hatten in ihm einen aufrichtigen Bewunderer, deren Einheitlichkeit zu schützen er seiner Partei besonders zur Pflicht gemacht hatte. Der Friede galt ihm als eines der größten Güter der Völker. Daher blickte er mit besonderer Aufmerksamkeit auf den Balkan. Die Ausdehnung der Majestätsrechte des Kaisers auf Bosnien und die Herzegowina begrüßte Lueger mit besonderer Freude. Sein ‚Staatsausflug' nach Rumänien, der uns dieses Königreich viel näher gebracht hatte, war eine großartige Aktion.

Lueger war ein besonderer Freund der Slovenen und Kroaten, deren heldenmütige Taten für Österreich er hoch veranschlagte und nur bedauerte, daß man sie mancherorts vergessen zu haben scheine.

Lueger hatte die Genugtuung, daß er bei den ersten Wahlen nach dem

allgemeinen gleichen Wahlrechte die größte Partei des österreichischen Abgeordnetenhauses um seine Person vereinigen konnte.

Als Bürgermeister der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien hatte Dr. Lueger wohl die größten Erfolge seines tatenreichen Lebens zu verzeichnen. Er war einer der größten Praktiker auf dem Gebiete der Kommunalisierung großer Unternehmungen, welche der Öffentlichkeit zu dienen berufen sind, so der Beleuchtung, des Verkehres usw. Diese seine Werke sind anerkannt von den größten Fachmännern der Wissenschaft und der Praxis. Bekannt sind seine ununterbrochenen Bemühungen, Wien zu einer Gartenstadt zu machen und es durch einen ozonreichen Wald- und Wiesengürtel gegen Krankheit zu schützen, wie er auch der Wasserversorgung größte Sorgfalt angedeihen ließ.

Auch in ethischer Beziehung war Luegers Arbeit unschätzbar. Selbst ein gläubiger Katholik sorgte er für eine zeitgemäße Vermehrung der Kirchen in Wien. Sein Glaube war voll Toleranz gegen Andersgläubige. Lueger liebte es nicht, seine Religiosität an die große Glocke zu hängen. Er erfüllte seine religiösen Pflichten ohne Menschenfurcht vor aller Welt; aber er renommierte nicht damit. Dagegen kam der schlecht weg, der es wagte, den Glauben anzugreifen oder der Kirche und dem Priestertum nahezutreten. Lueger war ein glühender Verehrer des Papsttums, besonders in seinen letzten Vertretern, mit denen ihn die freundschaftlichsten persönlichen Beziehungen verbanden.

Aber politisch wollte er unabhängig bleiben. Daher ist es vollkommen ungerecht, ihn einen ‚Klerikalen‘ zu bezeichnen, wie überhaupt auch seine Partei, die christlich-soziale, nie eine klerikale, sondern immer eine politische war und ist und bleiben wird. Der christliche, positiv gläubige Charakter Wiens hat seit Lueger einen mächtigen Aufschwung genommen. Herzlich innig war Luegers Muttergottesverehrung, die er öffentlich unter anderem auch dadurch bekundete, daß er auf einer der frequentesten Brücken Wiens eine herrliche Muttergottesstatue errichtete und unter großem Pompe öffentlich einweihen ließ.

Lueger war ledig geblieben und lebte mit seinen zwei Schwestern. Bezeichnend ist, daß, als er sein Amt als Bürgermeister antrat, er sofort den Gehalt als Bürgermeister auf die Hälfte reduzierte. Er starb in durchaus mittelbürgerlichen Verhältnissen, obwohl er in der Lage gewesen wäre, sich zu bereichern; er hat es nicht getan, lebte sparsam und bescheiden. Auch das trug viel zu seiner Volkstümlichkeit bei.

In seinem qualvollen Leiden benahm er sich wie ein Held. Sein Tod war ein ruhiger. Der Allbarmherzige hat ihn vor einem Todeskampf verschont.

Nun ruht Lueger in der großen Totenstadt auf dem Zentralfriedhofe, über seine letztwillige Verfügung im Grabe seiner von ihm stets hochverehrten Mutter, bis die Krypta in der neuen Friedhofkirche ihn aufnehmen wird. Die Gemeinde plant für die Übertragung große Feierlichkeiten. Ganze Stadtteile und Straßen sollen nach ihm benannt und Denkmäler ihm errichtet werden, dem großen Bürgermeister von Wien. Das schönste Denkmal, das dauernder sein wird als jene aus Erz und Stein, ist eingegraben in den dankbaren Herzen seiner Wiener und des ganzen christlichen Volkes in Österreich.

Der werktätige Freund der Armen, der Führer des christlichen Volkes, der große Bürgermeister von Wien, Österreichs treuer Sohn Dr. Karl Lueger ruhe in Gottes heiligem Frieden!

Kritik

Eine dramatische Anthologie*

Von Joseph Sprengler

Als Band 8 und 9 der ‚Gralbücherei' ist eine dramatische Anthologie erschienen. Ehe ich das ihr Eigentümliche heraushole, möchte ich eine wesentlichere, verallgemeinernde Frage aufwerfen: Ist denn eine Blütenlese auf diesem Gebiete überhaupt künstlerisch zu rechtfertigen?

Das Drama bildet ein wohlgegliedertes, in sich gerundetes, geschlossenes, lebendiges Ganzes. Es hat Keimpunkt und Wipfel, heischt An- und Gegenprall, Verknotung und Lösung. Es steigt, um zu sinken. Es verebbt, um anzufluten. Und in diesem federnden, bewegten, belebten Spiel, in diesen Taktreihen schwingt sein Rhythmus. Dabei fügt sich alles Geschehen strenge einer inneren Logik, einer inneren Notwendigkeit, und ein höchstes Maß von Kompositionskunst, von dramatischer Energie liegt gerade darin beschlossen, daß die Teilchen mit Bedacht eingeschaltet sind, daß die psychologischen Gründe in eiserner Verzahnung ineinandergreifen, daß die Handlung straff zum ausgewuchteten Mittelpunkte drängt, daß jede Explosion in Sorgfalt von langer Hand her bereitet ist. So zeigt uns das Drama bald vom komischen, bald vom tragischen Gesichtswinkel aus, wie die Menschen, zu Charakteren entfaltet, ihre Lose hämmern, und wie ihr Schicksal emporblüht, reift und übermächtig wird. Mit anderen Worten, die dramatische Dichtung rührt an den tiefsten Sinn des Lebens, sucht Ewiges zu deuten.

Und nun stelle ich dem die dramatische Anthologie gegenüber. Sie schält ab, sie löst auf, indessen das Wesen des Dramas in der Synthese ruht. Sie reicht Stückwerk, sie vermag bestenfalls eine akzentuierte Stelle herauszuschneiden, eine kühne, seelische Klangfolge bloßzulegen, einen Gefühlston, eine Stimmung festzuhalten, aber jenen gemessenen Feierschritt oder jenes wechselvolle, spannungsreiche Auf und Ab, worin wir eben den pulsierenden Lebensstrom, den Rhythmus eines Werkes erkennen, dürfte selbst die geschickteste Auslese nicht zu bannen vermögen. Es handelt sich ja bei ihr immer nur um Einzelauftritte, kaum um Akte. Was liegt daher näher, als daß sie auf die Szene schaut statt auf das szenische Gewebe, daß sie der theatralischen Wirkung gerechter wird denn der dramatischen. Nach der psychologisch sprachlichen Seite hin kann ja eine Anthologie die klarsten, schimmerndsten Wortperlen einfangen, kann sie auch die feineren durchgeistigten, antithesenstarken Dialoggänge aussondern, kann sie sogar den individuell fühlenden, sozial und typisch umgrenzten Menschen aus der Prägeform seiner Rede herauswachsend zeigen, aber, wenn es gilt, dramatische Vollgestalten in alle die huschenden Lichter und Schatten der wendenden Situationen zu stellen, so wird sie wiederum versagen. Und noch etwas Wichtiges! Es ist leicht, die stark aufgetragene Tendenz, die moralisierende Lehre eines Stückes anthologisch aufzuzeigen, denn diese fällt als äußerer Zweck von selbst aus dem poetischen Rahmen. Die sittliche Idee jedoch, deren Atem das Ganze durchdringt und durchglüht, die sich dem Künstlerischen innigst vermählt, widerstrebt einer solchen Trennung.

Damit käme ich zu dem vorliegenden Buche. Der Herausgeber Bernhard Stein

---

* Bernhard Stein, Katholische Dramatiker der Gegenwart (Gralbücherei, Band 8—9). Ravensburg, Fr. Alber, 1909. 8°. (X, 627 S.) geb. M. 7.—.

legt in den einleitenden Worten die Absicht, die ihn und seine Kreise beseelte, offen dar. Es soll praktisch nachgewiesen werden, daß die katholischen Dichter, d. h. jene, die auf katholischer Lebensanschauung stehend, diese in ihren Werken dokumentieren, der dramatischen Kunst die gebührende Schuld reichlich bezahlt haben. ‚Die Frage: „Gibt es denn überhaupt katholische Dramatiker?" ist auch auf unserer Seite oft gestellt worden. Ich habe sie durch mein Buch beantwortet, denn darin sind 34 Autoren behandelt.‘

Nun, über diese Antwort will ich mich kurz fassen. Die dramatische Begabung eines Dichters kann ich ja, wie gesagt, an der Hand einer Auswahl nicht hinreichend beurteilen und nie und nimmer an der Hand einer Auswahl, die mitunter ein Werk barbarisch zerfetzt. In die szenische Fähigkeit ließe sich ja ein Einblick gewinnen, wenn eine klügere Hand, wenn ein verständiger artistischer Geschmack gemustert hätte. Leider vergißt Stein nur zu oft, was er beweisen sollte, daß seine Autoren szenische Dichter sind und er beweist, was gar nicht weiter zu erhärten war, daß sie katholisch denken und empfinden. Bliebe noch der Versuch, ein ‚übersichtliches Bild zu bieten‘. Womit glaubt er, diesen Überblick zu gewähren? Damit, daß er die Reihe der Verfasser nach den Anfangsbuchstaben ordnet? Damit, daß er Vereinsstücke für Gesellen, für Jungfrauen, harmlose Sächelchen für Institute, für Mädchenpensionate durcheinandermengt mit den literarischen Bestrebungen der Heinrich Cornelius, Eschelbach, Tepe, mit den idealistisch gehobenen Volksdramen Domanigs, mit den archaistisch-romantischen Experimenten Kraliks? Oder glaubt er durch seine Bemerkungen, die er den einzelnen Proben voraussendet, zu orientieren? Durch sie wohl am wenigsten, denn sie schwimmen alle in eitler Lobeswonne. Nirgend, daß er schattierte, nirgend, daß er Gruppen schüfe, nirgend, daß er selbständig literaturgeschichtlich verankerte.

Aber durchweg ziehen sich die Spuren seiner flüchtigen, oberflächlichen Arbeitsweise. Da gibt er zum Beispiel einem Stücke Heinrich Houbens zweimal den Titel ‚Der T r a u m geist von Grauenburg‘. Es heißt aber ‚Der T u r m geist‘. Da läßt er aus Korrodis Schrift ein Zitat passieren: Handel-Mazzettis Lustspiel ‚Pegasus im Joch‘ schreite in stolzen Alexandrinern einher, obschon er aus den Szenen, die er selbst beifügte, hätte ersehen müssen, daß es gereimte jambische Fünffüßer sind (bald akatalektisch, bald hyperkatalektisch). Zu Pichlers ‚Caritas‘ setzt der Verlag: ‚eignet sich ganz besonders für Jungfrauen-Vereine, Kongregationen‘, zu Katharina Kleebecks ‚Ruth‘: ‚für junge Mädchen‘. Stein läßt es weg, denn er spricht ja im Vorwort von der ‚großen Bühne‘. Im übrigen weiß er in den Verlagskatalogen und Prospekten sehr gut Bescheid, bilden doch ihre kritischen Auszüge eine seiner Hauptquellen. Ist dabei von einer eigenen, ursprünglichen Denktätigkeit keine Rede, so sollte man doch billig eine Scheidung des Wesentlichen fordern können. Daß er aber beispielsweise bei Houben Dr. Dimmlers lobendes Begutachten aus dem Verlagskatalog der Thomasdruckerei entnimmt, seine Rüge aber, seine literarische Einschätzung, die dort ebenfalls zu finden war, übergeht, das ist sonst nur bei ‚Waschzetteln‘ gang und gäbe.

Zum Schluß noch ein delikates Kapitel! Herr Stein, Sie benützen gerne anderer Köpfe Urteil. Das ist schriftstellerische Schwäche. Aber Sie benützen es auch — und nur zu oft — ohne irgendwo Ihren Gewährsmann zu nennen. Und das ist, mit einem Fremdwort gesprochen, Plagiat. Ja, Herr Stein, Sie sind ein gewohnheitsmäßiger Plagiator.

Verfolgen wir chronologisch Ihr Tun! In das Januarheft 1903 der ‚Literarischen Warte‘ schrieben Sie (noch nicht unter dem Namen Stein) einen Artikel über Gerhart Hauptmann.

Literar. Warte IV, Heft 4, S. 217.

Hauptmanns dichterisches Streben läßt sich nach drei Richtungen kurz kennzeichnen: in politischer Beziehung als das Eintreten für soziale Ideale, in wissenschaftlicher für die ‚Ergebnisse' der modernen Wissenschaft, in künstlerischer für den Naturalismus.

Dr. Paul Mahn ‚Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus'. Berlin 1895. (!)

S. 5/6 . . . beginnt sich ein bewußtes Streben nach realen Zielen herauszubilden, das sich nach drei Richtungen kurz kennzeichnen läßt: in politischer Beziehung als das Eintreten für soziale Ideale, in wissenschaftlicher für die sogenannten Ergebnisse moderner Naturwissenschaft, in künstlerischer für den Realismus.

Ebenda S. 219.

Die ‚Weber', die am gefährlichsten erschienen, sind ein soziales Drama, kein sozialdemokratisches. Es ist frei von jedem Programm; der Dichter verteidigt nicht, er verwirft nicht, stellt keine Theorien, keine Zukunftsideen auf. Die Vorgänge, die Charaktere und die Zustände müssen reden; alle Folgerungen daraus werden den Zuschauern überlassen.

Paul Mahn S. 32.

Die ‚Weber' sind ein soziales Drama, kein sozialdemokratisches. Sie sind frei von jedem Programm. Der Dichter verteidigt nicht, er verwirft nicht. Er stellt keine Theorien auf, keine Zukunftsideen. Die Vorgänge selbst, die Charaktere und Zustände müssen reden; alle Folgerungen werden den Draußenstehenden überlassen.

Denselben Hauptmann-Artikel ließen Sie dann, teils gekürzt, teils mit geringen Zusätzen, aber mit denselben Plagiaten im Gral erscheinen. (1907 Juniheft.)

1907 gaben Sie auch gesammelte Aufsätze heraus unter dem Titel ‚Neuere Dichter im Lichte des Christentums'. Ich greife auf gut Glück hinein. Da steht ein Aufsatz über Henrik Ibsen.

Stein: Neuere Dichter usw. S. 217/218.

Der Ibsen der ersten Periode . . . Auch tritt sein grüblerischer Geist noch nicht so schroff hervor. Der Himmel ist noch nicht so bleiern, grau und wolkig. Es ist noch etwas Licht und Wärme darin . . .

Ein guter Wurf des damals erst 27jährigen Dichters war auch ‚Frau Ingegerd von Ostrot'. Der Konflikt zwischen Mutter- und Mannesliebe einerseits und der großen nationalen Aufgabe andrerseits ist hier mit genialem Blick erfaßt und mit Sicherheit durchgeführt. Es ist wohl das beste historische Stück Ibsens.

Dr. Alois Wurm-München, Literar. Warte VI S. 365.

Der grüblerische Geist Ibsens meldet sich hier (‚Kronprätendenten') . . . schon recht fühlbar an; allein der Himmel ist hier noch nicht so bleiern, wolkig und grau; es ist noch so viel Licht und Wärme darin, daß . . .

Ein besonders guter Wurf des damals erst 27jährigen Dichters war ‚Frau Ingegerd auf Ostrot'. Der Konflikt zwischen Mutter- und Mannesliebe einerseits und der großen nationalen Aufgabe andererseits ist hier mit genialem Blick erfaßt und trotz mancher Mängel der Komposition und Psychologie mit überraschender Sicherheit durchgeführt. Es ist zweifellos das bedeutendste historische Werk Ibsens . . .

Man beachte die feinsinnigen Abänderungen!

Ein anderer dieser ‚gesammelten' Aufsätze behandelt die deutsche Ibsenliteratur von 1872—1907 (nebenbei bemerkt sehr lückenhaft).

Stein, S. 253.

‚Ibsens Frauengestalten' von Lou Andreas-Salomé (Berlin, 1892) ist ein echtes Frauenbuch. Die Verfasserin schmiegt sich dem Dichter innig an, fühlt ihm alles nach, was er sagt und will, und nimmt alles, was er tut, für vollgültig an; sie umschreibt ihn, aber kritisiert ihn niemals.

Heinrich Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels IV. Bd. 1901 S. 121.

Frau Lou Andreas-Salomé, die ein Buch über ‚Henrik Ibsens Frauen-Gestalten' geschrieben hat (Berlin, 1892) . . . ihr geistreiches Buch ist doch ein Frauenbuch. Sie schmiegt sich dem Dichter innig an, fühlt ihm alles nach, was er sagt und will, und nimmt alles, was er tut, für vollgültig; sie paraphrasiert ihn — sie kritisiert ihn niemals.

Mich dünkt, Sie sind ein Frauen-Artikler, Herr Stein. Sie schmiegen sich innig an, nehmen alles für vollgültig, umschreiben 2c. 2c.

Im Jahre 1908 beschenkten Sie den ‚Gral' mit einem Sudermann-Essay.

Gral II S. 407/408.

Es scheint überhaupt zweifelhaft, ob Sudermann jemals mit seinen Dramen eine eigentliche moralische Wirkung, eine Katharsis erzielen wollte. . . . Einige nennen ‚Sodoms Ende' ein Anklagestück, gerichtet gegen die Gesellschaft. Es ist aber wie die übrigen nur ein Milieustück. . . In der Wahrheit und Deutlichkeit mit der er die verkommene Gesellschaft zeichnet, liegt noch keine Anklage, zumal die dem Spiel zugrunde gelegte und in Worten klar geprägte Weltanschauung des Dichters dieses Treiben nicht verurteilt. Wie sollte auch ein Dichter dazu kommen, welcher Tugend, moralische Pflicht und Gewissen nach Spencer, dem Moralisten der Evolutionstheorie, als konsolidierte Nervenmodifikation ansieht?

J. Sörensen, 1904 in den historisch-politischen Blättern, Band 134, Seite 664/665.

Man täusche sich aber ja nicht vor, daß Sudermann damit eine eigentliche moralische Wirkung erzielen wollte, eine ‚Katharsis Pathematon' . . . Einige nennen ‚Sodoms Ende' ein Anklagestück, gerichtet gegen die Gesellschaft. Allein es ist nur die Gesellschaft gezeichnet mit ihren eigenen Farben, so daß die Anklage, falls sie vorhanden ist, nur in der Klarheit und Wahrheit liegen kann . . . Aber daraus entsteht hier noch keine Anklage, wo die ganze, nicht allein dem Spiel zugrunde gelegte, sondern auch in Worten klar geprägte Weltanschauung ganz das Gegenteil sagt. Es ist schwer zu erklären, wie eine Anklage zustande käme bei einem Dichter, welcher Tugend, moralische Pflicht, Gewissen nach Spencer als konsolidierte Nervenmodifikation ansieht.

Ebenda, S. 409.

Die schriftstellerische Art Sudermanns hat Ähnlichkeit mit der von Dumas Sohn und Ibsen, indem er wie diese seinen Stücken Thesen unterlegt. Seine ersten Stücke sollten Kulturbilder aus dem Berliner Leben sein; aber sie sind trotz ihres Verismus doch nicht naturgetreu, denn es fehlen in ihnen die naturechten Menschen mit ihren Leiden und Freuden, die eine seelische Teilnahme erregen könnten.

Emil Mauerhof„ ‚Götzendämmerung', Halle a. S. 1907, S. 51/52.

Die schriftstellerische Art Sudermanns hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der von Dumas Sohn und Ibsen, indem er es gleich diesen liebt, seinen Stücken eine These unterzulegen . . . Als Kulturbilder aus dem Berliner Leben zu Ende des 19. Jahrhunderts sind diese drei ersten Stücke Sudermanns in der Tat einwandsfrei . . . und doch macht sich zuletzt ein Mangel empfindlich, . . . der eigentliche, naturechte Mensch fehlt, der Mensch mit seinen tiefinnerlichsten Leiden

Ebenda, S. 412.

So erfolgreich sein Schaffen anfänglich war, es sinkt immer mehr zu völliger Bedeutungslosigkeit hinab. Da er weder ein richtiges Bild seiner Zeit noch lebenswahre Gestalten zu bieten vermochte, könnte sein Schaffen, ohne eine Lücke zu lassen, aus der deutschen Literatur ausgelöscht werden.

und Freuden, ... der nur auf solche Art die seelische Teilnahme auch noch in anderen aufzuregen vermöchte.

Harry Jung, ‚Hermann Sudermann'. Minden i. W. 1902. S. 32.

Sudermann ist eine in seiner Art gewiß nicht zu unterschätzende Erscheinung; aber so erfolg- und einflußreich sein Schaffen im ganzen ohne Zweifel gewesen ist, in Zukunft wird es sicher zu völliger Bedeutungslosigkeit herabsinken. Denn er hat weder ein eigentliches Bild seiner Zeit, noch in höherem Sinne lebenswahre Gestalten hinzustellen vermocht. Darum könnte sein Schaffen, ohne eine Lücke zu lassen, aus der Literatur radiert werden.

Im Jahre 1909 folgte als bislang letztes Werk Ihre ‚Blütenlese'.

Stein, Kathol. Dramatiker. S. 570.

Sein dramatisches Talent (Heemstede) hat er in sechs großen Dramen offenbart... (Mathusala) behandelt das durch Vermischung der Gotteskinder mit den Menschenkindern hervorgerufene allgemeine Sittenverderbnis und die Sündflut.

Die Gotteskinder, unter denen das erste Menschenpaar noch weilt, werden in ihrer reinen Gottesverehrung, in ihrem Gebets- und Opferkult vorgeführt.

Ludwig Brill in der ‚Katholischen Warte' 1885, I, 40ff.

Heemstede hat mit diesem Werke (Mathusala) ... sein hohes dramatisches Dichtertalent ... offenbart ... Der Dichter behandelt das durch Vermischung der Gotteskinder mit den Menschenkindern hervorgerufene allgemeine Sittenverderbnis und die Sündflut.

Das Stück hebt damit an, uns die Gotteskinder, unter welchen noch das erste Menschenpaar weilt, in ihrer reinen Gottesverehrung, in ihrem Gebets- und Opferkult vorzuführen.

Verlangen Sie an Belegstellen ein rundes Dutzend oder mehr! Ich mache mich dazu anheischig.

Hochland-Echo

Autorität und Freiheit

Immer deutlicher erhebt sich aus dem Chaos der heutigen Kultur ‚das Verlangen nach wahrer Führung und weiser Autorität'. Gerade solche Geister, die selbst mitten in diesem Chaos aufgewachsen sind und dessen ganzes Elend in ungebundenem Individualismus durchgekostet haben, werden aus freier Selbstbesinnung immer häufiger zu Verfechtern des Autoritätsgedankens, und ihre Kundgabe solchen Sinneswandels wirkt um so eindrucksvoller und überzeugender, je mehr sie dabei ein Verfallen in das entgegengesetzte Extrem vermeiden, je mehr sie jene gerechte und ruhige Besonnenheit gewinnen, in der sich echte Selbstbesinnung erst vollkommen bewährt.

Unter den berufenen Wortführern des wiedererwachenden Zeitgewissens hat der Züricher Ethiker und Pädagog Fr. W. Foerster gerade durch den maßvollen, allem Tagesgezänk weit entrückten, vornehmen Ernst aller seiner Darlegungen in ganz besonderem Maße das Recht erworben, stets von allen gehört zu werden, die überhaupt ihr eigenes Zeitalter geistig miterleben können und wollen. Und dies Recht wird geradewegs zur Pflicht, wenn ein Mann wie Foerster zu einer so zentralen Gewissensfrage das Wort ergreift, als sie für unsere Tage das Verhältnis von ‚Autorität und Freiheit' bedeutet, zur Pflicht, von der sich kein denkender Leser deshalb entbunden glauben wird, weil er auch von Foerster nicht in allen Punkten das letzte und treffende Wort gesprochen findet.

Einen großen Teil gerade seiner positivsten Gedanken zum Autoritätsproblem hat Foerster zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht (Oktober- bis Dezemberheft des laufenden Jahrgangs), sich damals eine Aussprache des mehr pädagogisch-kritischen Teiles seiner ‚Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche' in einem katholischen Organ versagend und einer besonderen Broschüre über ‚Autorität und Freiheit' vorbehaltend. Aus dieser Broschüre ist unterdes ein stattlicher, auch im positiven Teil noch ergänzter Band geworden,* der unfraglich in allen seinen Teilen ein bedeutsames Zeitdokument darstellt. Wenige Schriften gibt es sicherlich, in denen so klar die hohe Kulturmission erkannt und gewürdigt wird, die gerade in der heutigen Geisteslage der katholischen Kirche aufgegeben ist, kaum eine Schrift freilich auch, in der so zutreffend die Hindernisse zur Geltung kommen, die trotz der anwachsenden religiösen Zeitstimmung noch einer nachhaltigen Bewegung zur Kirche hin entgegenstehen.**

---

* Kempten 1910, Kösel'scher Verlag. Brosch. M. 2.50, gebd. M. 3.25. Elftes bis zwanzigstes Tausend im Druck.

** Des Hallenser Geschichtsprofessors Albert von Ruville Bekenntnisschrift ‚Zurück zur heiligen Kirche' (Berlin 1909 u. ö., Verlag Hermann Walther, brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—), ist bedeutsamer durch die Person ihres Verfassers als durch ihren Inhalt. Was sie sagt, findet man in mancher katholischen Apologetik ebenso und besser; wer es sagt und wie es gesagt wird, mit dem sicheren Ernst und der ruhigen Gewißheit des ans Ziel gelangten Wahrheitssuchers, das macht ihren Wert aus. Foerster bemängelt an der Schrift nicht ohne Grund ‚bei all ihrer ernsten Ehrlichkeit den Eindruck einer gewissen Enge, einer verstandesmäßigen Nüchternheit'. Die ‚evangelische Antwort' auf Ruvilles Schrift von Pastor H. Meinhof ‚Vorwärts zum Glauben' (Berlin 1910, Verlag von Martin Werneck, brosch. 30 Pfg.) ist in jeder Hinsicht unbedeutend.

Foerster findet die Hauptschwierigkeit der Lage kurz gesagt darin, daß, während auf der einen Seite jeder Anspruch des Autoritätsprinzips mißachtet wird, auf der anderen den berechtigten Anforderungen des Freiheitsprinzips Gefahr droht.

'Aber das Leben gehört nicht bloß einem Prinzipe. Je freier und vielseitiger sich die individuelle Betätigung entfaltet, um so notwendiger muß sie selbst nach einem Gegengewichte verlangen: Um die individuellen Kräfte vor Zersplitterung und Verirrung zu bewahren, muß der individuellen Expansion gegenüber eine konzentrierende Kraft walten. Und gerade je fester gewisse charakterbildende Wahrheiten im Leben anerkannt und vor aller Auflösung geschützt werden, um so größer kann auch der Raum für die freie Betätigung individueller Kräfte werden.

Die Vertreter des Freiheitsgedankens sind heute nur zu sehr geneigt, jene Kulturaufgabe des Autoritätsprinzips völlig zu verkennen. In ebenso einseitiger Weise aber verkennen die Vertreter des Autoritätsprinzips die ganze Bedeutung der Freiheit: die Autorität wird für sie Selbstzweck, und so übersehen sie nicht selten ganz, daß die autoritative Führung doch vor allem die Bestimmung hat, der Quell der Inspiration für die lebendig wirkenden Kräfte zu sein und sie zu höherer Einheit zu gestalten — nicht aber darf sie vor lauter Schutzwehr gegen den Irrtum dem persönlichen Leben alle Bewegungskraft unterbinden.'

Foerster warnt vor den pädagogischen Gefahren, die sich aus einer einseitigen Überspannung des Autoritätsbegriffs ergeben müßten, und findet solche Tendenzen im Widerspruch zu den besten Traditionen der katholischen Kirche, die sich ebenso als Quelle der echten Freiheit bewähren muß, wie sie nur unter deren Schutz selbst siegreich voranschreiten kann. Foerster beruft sich dafür, daß die Kirche stets die beste Schutzwehr gegen antiken wie modernen Absolutismus gewesen ist, auf keinen geringeren als Kardinal Manning, der einmal schreibt:

'Der Cäsarismus, ob nun in einer Person oder in einem Senat oder Pöbel, ist und muß immer Tyrannei in der bürgerlichen Ordnung, muß Verfolgung in der geistlichen Ordnung sein. Die Kirche war und wird immer die Quelle aller menschlichen Freiheit sein. Sie war die Mutter aller freien Nationen. Alle Freiheit des Geistes und des Gewissens in den Menschen, in den Familien, in den Staaten kommt von der Beschränkung der weltlichen Macht.'

Und das Heil aus dem Freiheitsprinzip für die Kirche bezeugt ihm Georg von Hertling:

'Immer mehr sieht sich die Kirche, wie in den ersten Jahrhunderten, ausschließlich auf die eigene, innere, übernatürlichen Quellen entstammende Kraft hingewiesen. Von den Mächten der Erde verlassen, wenn nicht verfolgt, wird ihr einziger Schutz in Zukunft die Freiheit sein. Aber nur dort und nur so lange wird sich dieser Schutz wirksam erweisen, wo und solange die Gläubigen selbst in ihrem Innern das heilige Feuer hüten und nähren!'

'Kirchliche Freiheit,' darunter versteht Foerster, der große Kritiker des zeitgenössischen Individualismus, ganz gewiß nicht die Zulassung jeder subjektivistischen Laune und Willkür, wohl aber die unbehinderte Betätigungsmöglichkeit aller positiven und gutwilligen Kräfte, die Vermeidung bureaukratischer Reglementierungs- oder gar Uniformierungsversuche. Er verlangt, daß der Geist der Universalität, dem jede parteiische Einseitigkeit fremd ist, nicht nur

in der obersten Leitung der Kirche herrsche, sondern im ganzen kirchlichen Leben wieder geweckt werde. Keine ‚Partei‘ darf in der Kirche herrschen, weder eine ‚reaktionäre‘ noch eine ‚fortschrittliche‘; denn beide sind zum organischen Leben so nötig, als für den gesunden Körper die Bewegungs- und die Hemmungsnerven. Foerster verwahrt sich darum ausdrücklich dagegen, einer der beiden ‚Parteien‘ zulieb oder zuleid zu schreiben, er erinnert vielmehr mahnend an den großen Stil der christlichen Einheit im Mittelalter, der durch die Nachwirkung der Kirchenspaltung, auch durch manche übertriebene Gegenwirkung auf katholischer Seite zeitweise verloren gegangen sei. Mag in diesen geschichtlichen Ableitungen Foersters und seinen praktischen Nutzanwendungen auch manches irrig sein, mag sein grundsätzliches Absehen von theologischen Gesichtspunkten auch manche empfindliche Lücke zur Folge haben, seine Grundgedanken und Hauptforderungen sind doch ganz gewiß aus katholischem Geiste gesprochen.

‚Unter der Universalität ist gewiß keineswegs zu verstehen, daß jeder individuellen Stimmung und Laune ihr Plätzchen eingeräumt werde, wohl aber verlangt die Universalität, daß allen großen und echten Bedürfnissen der in Christus geeinigten Seelen der denkbar größte Spielraum gewährt werde, statt daß nur der Geist bestimmter Gruppen und Schulen in einseitiger Weise die Gesamtkirche repräsentiere und keine irgendwie abweichenden Richtungen zu Worte kommen lasse. Was gerade heute dem Außenstehenden, der aus dem individualistischen Chaos kommt und mit aufrichtiger Ehrerbietung die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche betrachtet, besonders auffallen muß, das ist jener individualistische und unchristliche Geist des Mißtrauens und der gegenseitigen Überwachung, der in kirchlichen Kreisen immer mehr um sich greift und lähmend gerade auf den Eifer kraftvoller und reichbegabter Naturen wirken muß. Diese Lage der Dinge ist besonders folgenschwer in einem Zeitalter, in dem die Kirche ihre ganze innere Autorität gegenüber einem zerfahrenen Zeitgeiste nur dann geltend machen und erhöhen kann, wenn gerade sie eine wahrhaft universelle geistige Kultur gegenüber den modernen Einseitigkeiten repräsentiert und es nicht der außerkirchlichen Kultur überläßt, wesentlichen und unabweisbaren Bedürfnissen der Menschenseele ein Asyl zu gewähren . . .

In Wirklichkeit wird die Kirche durch nichts so bloßgestellt, wie durch diese Überempfindlichkeit, die bei allen Außenstehenden den Eindruck hervorrufen muß, die Kirche sei nicht der unerschütterliche Felsen, sondern eine gebrechliche Baracke, die nicht den geringsten Windstoß vertragen kann. Alle solche Zensoren, die sich durch ihre vorlaute und denunziatorische Art zu autoritativen Richtern aufwerfen, usurpieren im Grunde disziplinäre Befugnisse, die gar nicht unter ihre Kompetenz fallen. Nicht selten werden dabei sogar urkatholische Ansichten leichtfertig zu Häresien gestempelt; jede Sachlichkeit und Ruhe in der Erörterung geht verloren, ja, jeder einzelne hält sich dann für berechtigt, aus seinem begrenzten Kreise heraus in durchaus individualistischer Weise endgültige und abschließende Urteile zu fällen, statt liebevoll und sachlich zu bleiben und in aller Bescheidenheit abzuwarten, bis die höchste Autorität selber nach großen Pausen der Langmut das Echte vom Unechten scheidet. Das unausbleibliche Resultat einer solchen Entwicklung ist dann jene bleierne Angst vor dem „Verdächtigtsein“, die Carlyle mit bitterem Humor in seiner Geschichte der französischen Revolution charakterisiert, bei der Schilderung jener letzten Phase, wo mit dem „Gesetz gegen die Verdächtigen“ die Verfolgung derer beginnt, die „verdächtig sind, verdächtig zu sein“, und wo man schließlich mit verzweifeltem Lachen konjugiert: „Ich bin verdächtig, du bist verdächtig, er ist verdächtig“ . . .

Ob es wohl manchen unduldsamen Vorkämpfern einseitiger kirchlicher Richtungen jemals zum Bewußtsein kommt, wie tief sie trotz allem katholischen Eifer noch im individualistischen Geiste stecken geblieben sind? Die Universalkirche will doch eine höhere Form der menschlichen Gemeinschaft darstellen als die weltliche Gesellschaft, in welcher dauernd der offene oder heimliche Krieg herrscht, und in der das Zusammenleben eigentlich nur auf immer wechselnden Kompromissen zwischen innerlich unversöhnten Gegensätzen beruht. In der Kirche aber ist der große Gedanke der geistigen Einheit der Christenheit doch dazu bestimmt, den einzelnen geradezu zur Liebe für das ihm Entgegengesetzte emporzuheben; er soll fühlen, daß ohne die gegenseitige Ergänzung aller kirchlichen Richtungen jene Allseitigkeit gar nicht zustande käme, auf welcher die erzieherische Größe und die seelenbefreiende Macht der wahren Lebensgemeinschaft der Kirche beruht. Erst wenn in diesem Sinne der einzelne sich in seiner innersten Seele vor der Einheit der Kirche beugt und sich aller ausschließenden Selbstgenügsamkeit seiner subjektiven Auffassung entäußert, erst dann ist die höhere kirchliche Einheit in ihrem innersten Sinn erfaßt und in den Herzen fest und tief begründet.

Ein stetes Bangen um die Erhaltung der echten Lehre, eine hochgradige nervöse Unduldsamkeit gegenüber neuen Strömungen und Richtungen ist durchaus begreiflich in religiösen Gemeinschaften, die keine festgegründete Autorität, keine anerkannte Instanz zur Bewahrung der rechten Lehre besitzen. Aber gerade wo eine starke und historisch tiefgewurzelte Autorität waltet und die Fundamente des Glaubens sicherstellt, da können sich doch die einzelnen und die Parteien der beunruhigenden Sorge für die Bewahrung der Grundlehren enthoben fühlen — gerade hier sollte daher der notwendige und gesunde Kampf der Geister von der größten inneren Ruhe und Freiheit der Erörterung getragen sein!‘

Und nun findet Foerster gerade für die innerkirchlichen Verschiedenheiten der Auffassung, die in unseren Tagen oft zu so erbitterter Entfremdung führen, eines jener Bilder, wie sie nur die Genialität der Liebe erdenkt:

‚In der Kunst des Quattrocento wird mit großer Liebe dargestellt, wie der heilige Franziskus und der heilige Dominikus einander umarmen. Diese Darstellung ist wohl ein beredtes Symbol für die gegenseitige liebevolle Hochschätzung, welche die verschiedenen Grundrichtungen und Geistesarten in der Kirche einander bezeigen sollten. Die wahrhaft reifen Vertreter werktätiger Nachfolge Christi und mystischer Innerlichkeit werden die Würde und Notwendigkeit der lehrenden Kirche immer willig anerkennen; sie werden sich bewußt bleiben, daß gerade die tiefste Innerlichkeit am meisten des Schutzes und des Gegengewichtes durch objektive Ordnungen bedarf — die wahrhaft universellen Vertreter der objektiven Ordnung und der festen Form aber werden immer dem Element der tief bewegten Innerlichkeit mit wahrer Achtung und mit wahrem Vertrauen entgegenkommen und sich stets den Traum des Papstes Innozenz III. vergegenwärtigen, daß der Lateran zusammenstürzen müsse, wenn er nicht durch den Armen von Assisi gestützt werde.‘

Und in noch höherem Symbol bringt Foerster seiner und unzähliger anderer suchenden, sorgenden und hoffenden Seelen tiefstes Anliegen zum Ausdruck:

‚Die erzieherische Kraft der Kirche hat mit der Autorität des Staates das männliche Element gemein, die Unbeugsamkeit des Gesetzes, die „knochenbildende“ Kraft der objektiven Ordnung. Aber nicht darin liegt ihre eigentliche Macht; vielmehr beruht ihre Überlegenheit gegenüber aller staatlichen Menschenführung auf dem

Elemente des „Ewig-Weiblichen", auf der Verkörperung des Geistes der Maria, auf jener tiefsten Mutterliebe, die sich fürbittend des irrenden Menschen annimmt und sich helfend und schirmend zu ihm neigt. Gerade die Vorkämpfer der objektiven Ordnung können sich nicht genug von ihr segnen und beraten lassen, um sich vor aller Härte im Fühlen und Denken zu schützen. Die Krönung Mariä durch Christus — welche begeisternde Mahnung wendet sich darin an die Träger und Verwalter der kirchlichen Autorität, an die Bewahrer der Einheit und der Ordnung, zugleich aber auch an die Seelsorger und Seelenführer in der Kirche, an alle, die dem Irrenden und Fehlenden den rechten Weg zeigen wollen! Die symbolische Gleichsetzung der Kirche mit der fürbittenden Maria — liegt darin nicht der heilsamste Schutz gegen alle Einseitigkeiten der männlichen Energie und der männlichen Unerbittlichkeit? Wo allein der männliche Wille die Autorität ausübt, ohne Führung durch die höchste Caritas, ohne den fürbittenden Geist der Maria, ohne die ganze Feinheit des Mitgefühls, da verfällt die Seele nur zu leicht allen Gefahren der Überhebung, der Gewalttätigkeit und der Herrschsucht.'

Niemals bedurfte die Kirche dieser Liebeskraft mehr denn heute, und in dieser Richtung ,liegen unerschöpfliche Aufgaben für die einigende und ordnende Seelsorge und Seelenführung der Kirche'. Foerster hält es für einen ,verhängnisvollen Fehler', zu glauben, unsre Zeit widerstrebe jeder Art des Gehorsams. ,Im Gegenteil, das Verlangen nach wahrer Führung und weiser Autorität war noch nie so stark wie in dem Chaos der heutigen Kultur.' Nur müsse die Art und Sprache, wie zum Gehorsam angeleitet wird, auch stets jener menschlichen Freiheitsrechte eingedenk sein, für die ja ,das Christentum selbst die tiefsten und geistigsten Ausdrücke geprägt hat'.

Bedarf es nach alledem noch weiterer Belege, daß Foersters Werk aus christlichem Geiste geschrieben ist? Muß auch noch seiner ausdrücklichen Ablehnung jedes schwächlichen Anpassungskatholizismus und Modernismus und seines nachdrücklich betonten Vertrauens auf den heiligen Ernst und das Verantwortlichkeitsgefühl der katholischen Hierarchie gedacht werden?! Das ist wohl ebensowenig nötig, als den vorauszusehenden Mißdeutungen auch dieses Hochland-Echos durch ein weiteres Wort vorzubeugen. ,Hochland' und der ganze Kreis seiner Mitarbeiter ist bestrebt, jene Kultur des kirchlichen Zusammenlebens zu wahren und weiter zu fördern, die nach Foerster sich stets bewußt bleibt nicht nur des ,Wir sind da', sondern nicht minder des: ,Andre sind auch da', und so durch gerechte Mitwirkungsmöglichkeit für alle, die sich nicht selber ausschließen, der Gesundheit des Ganzen zu dienen. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

‚Fünfzig Jahre Kölnische Volkszeitung.' Die Bedeutung einer großen Zeitung liegt nicht allein im getreulichen Bericht der Tagesereignisse; sie gipfelt erst im zwar leisen, aber stetigen Mitbestimmen der Zeitgeschichte. Oft genug begegnet man noch der Meinung, beide Aufgaben der Presse schlössen sich aus: Ein zuverlässiges Berichterstatten müsse sich eignen Urteils enthalten, oder aber: publizistischer Mitbestimmungswille müsse auch den Tatsachenbericht nach Parteibedarf färben und modeln. An dieser letzteren Methode ist — so schrieb einmal Fonsegrive und so bestätigte es jüngst Baumberger — die katholische Presse in Frankreich verdorben. Gerade ihr glänzendster Vertreter Louis Veuillot, ein Meister des antithetischen Stils in Angriff wie Abwehr, erschöpfte sich in Polemik und Apologetik, und seine minder glänzenden Nachfolger erschöpften auch die Geduld der Leser. Dem entgegengesetzten positiven Verfahren, dem sachlichen Würdigen und Mitsprechen in allen großen Fragen der Zeit verdankt die katholische Presse in Deutschland ihr Aufblühen, verdankt sie vor allem ihr führendes und mustergültiges Organ: die ‚Kölnische Volkszeitung'. Diesem Sonntagskind vom 1. April 1860 gab die Weitsicht Joseph Bachems, der ihm nicht nur Begründer und Verleger, sondern geistiger Mitleiter war,* gleich in der ersten Nummer den Grundsatz zum Geleite: ‚Es wird die erste Aufgabe der Kölnischen Blätter sein, über die Tagesereignisse möglichst rasch, namentlich aber klar und übersichtlich und vor allem wahrheitsgetreu zu berichten. Mehr noch als im schlechten Geiste geschriebene Leitartikel und Räsonnements („der schlechten Presse") schaden faktisch unrichtige Angaben über die Ereignisse, so wie die absichtliche Verschweigung von Thatsachen . . . Darum ist es die nächste Aufgabe der guten Presse, die Dinge darzustellen, wie sie sind'; und erst ihre zweite Aufgabe, so heißt es dann weiter, sie in katholischem, konservativem und vaterlandsliebendem Geiste zu beurteilen.

Diese erste publizistische Pflicht der wahrheitsgetreuen Orientierung kann aber nur erfüllt werden bei Erfüllung einer zweiten Vorbedingung: bei Wahrung der nötigen Bewegungsfreiheit. Das bezeugt die ganze bisherige Geschichte der ‚Kölnischen Volkszeitung', auch so mancher Konflikt mit den Staatsbehörden im Kulturkampf, und nicht minder manche notwendige Verwahrung gegen kurzsichtigen Tadel aus dem Lager der eigenen Konfession und Partei. In einer, wie Cardauns betont, heute noch zutreffenden programmatischen Auseinandersetzung vom Jahre 1902 mußte sich die ‚Kölnische Volkszeitung' verwahren gegen die Schaffung engherziger Kategorien, ‚von denen nicht gesprochen werden darf'. Auch für die Behandlung kirchlicher und religiöser Fragen hat die katholische Presse, wenn sie ihren Standpunkt vor Freund und Feind erfolgreich behaupten soll, ‚Bewegungsfreiheit nötig wie das liebe Brot. Wenn sie verteidigen soll, muß sie auch unhaltbare Stellungen preisgeben dürfen . . . Was man von ihr verlangen darf, das ist: volle Achtung vor der kirchlichen Autorität als solcher, sorgfältige Auswahl derjenigen, die sie über delikate Fragen zu Wort kommen läßt, Maß, Vorsicht und Würde; was sie ihrerseits verlangen muß, das ist: die Freiheit, die Wahrheit zu sagen, auch wo sie hart zu hören ist. Irrt sie, so berichtige man; aber man vergesse nicht, daß die Freiheit, zu reden, wenn dabei auch gelegentlich einmal Irrtümer unter-

* Dieses und andres entnehmen wir der überaus lehrreichen, vielfach dokumentarisch belegten Gedenkschrift ‚Fünfzig Jahre Kölnische Volkszeitung' von Dr. Hermann Cardauns. Cöln 1910, Verlag von J. P. Bachem. Kart. M. 1.—.

laufen, turmhoch über Zuständen steht, unter deren Herrschaft die katholische Presse in anderen Ländern als Faktor der öffentlichen Meinung ausscheidet.' Im Wesen die gleiche Maxime hat der große deutsche Bischof von Ketteler sogar in der schwierigen Zeit der beginnenden altkatholischen Wirren ausdrücklich als richtig befunden, und der große schweizerische Bischof Egger, wie die Jubiläumsfestnummer berichtet, späterhin bestätigt.

Alle diese drei publizistischen Methoden aber: des wahrheitsmäßigen Berichts, der freien Meinungsäußerung, der allseitigen positiven Mitarbeit, haben ihre höchste Bestätigung erfahren durch den Erfolg. Nichts Großes ist seit fünfzig Jahren im katholischen Deutschland geleistet worden: In der Erkämpfung der kirchlichen Freiheit, in dem Fortschritt der sozialen Gerechtigkeit, in der Hebung alles geistigen Lebens, an dem nicht der ‚Kölnischen Volkszeitung' und ihrem redaktionellen ‚Zwillingspaar': Julius Bachem und Hermann Cardauns ein reiches Maß des Verdienstes gebührte. Unbeirrte Weiterarbeit im gleichen Geiste und immer vollkommenere Verwirklichung der obenbezeichneten Ideale wird auch in Zukunft mit dem gleichen und wachsenden Erfolge gesegnet sein: Mit diesem Wunsch und diesem Vertrauen gesellt sich auch ‚Hochland' zu den Gratulanten.

* *

Die kath. Frauenbewegung in Österreich. In Deutschland war die Frauenbewegung längst ein mächtiger Faktor des öffentlichen Lebens geworden, als sie für uns Österreicher — gleichviel, ob Männer oder Frauen — noch ein geheimnisvolles, mit sieben Siegeln verschlossenes Buch war. Und das blieb sie für uns Deutsch-Österreicher aller Kronländer und Parteifärbungen bis vor nicht allzulanger Zeit.

Während der ‚Allgemeine deutsche Frauenverein' bereits seit 1865 seine rege Tätigkeit entfaltete, gelang es den bürgerlichen Frauen Österreichs erst 1896, ihren Interessen in einer größeren Organisation, dem ‚Allgemeinen österr. Frauenbund', eine Vertretung zu schaffen. Daß die österr. Frauen so spät in die Reihen der Frauenbewegung einrückten, der Umstand mag bei manchem reichsdeutschen Leser den Gedanken veranlassen, daß die Frauenfrage in Österreich bloß vom freien Spiel gewisser Gesellschaftstheorien bedingt sei, keineswegs aber eine drängende wirtschaftliche Seite besitze. Dem ist keineswegs so. Bei uns stehen die Frauen in gleichem, wenn nicht in höherem Prozentsatz als in Deutschland im Erwerbsleben, die Frauenberufe sind schlechter bezahlt, das Leben ist kostspieliger.

Daß unsere österr. Frauenbewegung so spät Wurzel faßte, das liegt vielmehr in der nationalen Eigenart unserer Verhältnisse und in dem etwas leichtlebigen Charakter unserer Bevölkerung begründet. Der Nationalitätenhader ist es vor allem, der alle Kräfte verbraucht und ein einheitliches Vorgehen in großen sozialen Fragen fast unmöglich macht. So kam es, daß die deutschen, die polnischen, die tschechischen ꝛc. Frauen — alle aus ihren Sonderverhältnissen heraus — Einzelarbeit leisteten, aber infolge des nationalen Gegensatzes die Zusammenarbeit wie nationalen Verrat scheuten. Dabei muß jedoch die Krone der intensiveren Arbeit auf dem Gebiet der Frauenfrage den slawischen Nationen zuerkannt werden.

Nicht anders als mit der allgemeinen bürgerlichen verhält es sich mit der konfessionellen Frauenbewegung in Österreich. Bekanntlich entstand 1903 der rasch aufblühende ‚Kath. Frauenbund' in Deutschland. Seinem Beispiele folgend gründeten im Jahre 1907 16 adelige Damen, Gräfin Zichy-Metternich an der Spitze, die ‚Kath. Reichsfrauenorganisation' in Österreich. Aus ihrer tiefen Religiosität heraus fühlten die Gründerinnen, daß dem neutralen, ja sogar als ‚liberal' verrufenen ‚Allg. österr. Frauenbund' durch eine kath. Organisation ein Gegengewicht geschaffen werden müsse. Der kath. Adel Österreichs hatte überdies durch caritative Tätigkeit manche Hilfsbedürftigkeit der untersten Volksschichten kennen und achten gelernt, aber die mehr geistige Bedürftigkeit

des besser situierten Bürgertums mit all ihren Forderungen hielt er für nichts als Laune, die der Zeitgeist diktierte. Der Mädchenname der greisen Präsidentin allein bedeutete schon ein Programm; ist sie doch die Tochter des berühmten und berüchtigten Staatsmannes Metternich, in seinem Gedankenkreis auferzogen und in summa dem regsamen, stets unzufriedenen intelligenten Bürgertum gegenüber ebenso mißtrauisch gestimmt wie ihr Vater, während sie in caritativer Tätigkeit — besonders durch die Einführung der Arbeiterinnenpatronagen — geradezu Mustergültiges geleistet hat.

Von solchen Grundanschauungen getragen dachten die adeligen Gründerinnen der Reichsfrauenorganisation, die Frauenfrage durch kath. Caritas zu lösen; der soziale Charakter der bürgerlichen Frauenbewegung, die auf eine zeitgemäße Änderung der Stellung der Frau hinarbeitet, erschien ihnen als eine Folge ihres Abfalls vom Katholizismus. Der Willensmeinung der Stifterinnen nach sollte die ‚Reichsfrauenorganisation' eine rein religiös-caritative Vereinigung sein, ein Zusammenschluß aller religiös-caritativen Frauenvereine. Diese letzteren sollten sich nach den Kronländern zu Landesorganisationen und diese wieder zur Reichsfrauenorganisation zusammenfinden, deren Präsidium bis heute Gräfin Zichy-Metternich inne hat.

Den Charakter einer rein religiös-caritativen Vereinigung hat die kath. Frauenorganisation auch bis 1910 bewahrt. Der Delegiertentag vom 28. März bewies, daß sich die Tätigkeit der bisher entstandenen Landesorganisationen (Niederösterreich, Steiermark, Salzburg, Tirol, Böhmen) gleichmäßig auf Hauskrankenpflege, Dienstbotenfürsorge, Errichtung von Brockenhäusern, Bahnhofsmission und den Kampf gegen unsittliche Darbietungen erstreckte. Gewiß eine höchst fruchtbare Tätigkeit, aber — keine Frauenbewegung.

Nur die Vertreterin der kath. Frauenverbände Galiziens, eine Gymnasiallehrerin aus Krakau, konnte über eine tatsächliche katholische Frauenbewegung berichten. Die katholischen Frauen Polens haben nämlich besonders in der höheren Mädchenbildung Vorbildliches geleistet. Sowohl Krakau als auch Lemberg besitzt weibliche Mittelschulen, darunter Gymnasien, die in echt christlichem Geiste geleitet werden. Die katholische Hochschülerin erfreut sich in Polen allgemeiner Sympathie. So haben z. B. die Ursulinerinnen in Lemberg ein Studentinnenheim gegründet, in dem Erzbischof Teodorowicz, einer der geistvollsten Kirchenfürsten Österreichs, alljährlich zur österlichen Zeit seine tiefdurchdachten Exerzitienvorträge für die Hochschülerinnen hält. Wie wäre das bei uns in Deutsch-Österreich auch nur denkbar!

Gar mancher war in Wien gespannt, wie die katholische Reichsfrauenorganisation mit ihrem jetzigen Erfahrungsmaterial wohl die geistigen Kosten eines ‚katholischen Frauentages' würde bestreiten können. Die Spannung wurde noch genährt durch den dem Frauentag als vorbereitend vorausgehenden sozialen Kurs, auf dem P. Rösler den Vorsitz führte, und die Drähte zog. Aber nichtsdestoweniger ist aus dem so geplanten Frauentag eine durchaus im Zeichen eines gesunden Fortschritts stehende Tagung geworden. Wir danken das vor allem den Teilnehmern aus München, Cöln, Straßburg, die in der Diskussion den echt katholischen, vom Verständnis tiefchristlicher Nächstenliebe gesegneten Standpunkt einnahmen.

Die fünf Tage währende Veranstaltung umfaßte alle Fragen des Frauenerwerbes, des häuslichen und mütterlichen Berufes, der öffentlichen Stellung, des Studiums der Frauen, sowie ihres Kampfes gegen die Unsittlichkeit. Die interessantesten Debatten brachten Referate über ‚Arbeiterinnenfrage' (Frl. v. Schalcha, Berlin) und über ‚Frauenstimmrecht' (Dr. Fleischer, M. d. R., Berlin).

In der ersten Frage plaidierte die Vertreterin der Berliner Richtung für die katholischen Arbeiterinnenvereine, während Landtagsabgeordneter Spalowsky sowie die Zwickauer Tabakfabrikarbeiterinnen für die christliche Gewerkschaft sprachen, welch letztere Ansicht auch die siegreiche blieb.

In der Frage des Frauenstimmrechts kam es zwischen dem Referenten Herrn Dr. Fleischer, Prof. Biederlack S. J. (Innsbruck) und anderen Diskussionsrednern zu heftigen Debatten. Herr Dr. Fleischer stellte sich auf den Standpunkt, das Frauenstimmrecht sei als ‚unkatholisch‘ zu verwerfen. Prof. Biederlack sekundierte ihm, indem er behauptete, die Forderung sei verwerflich, weil sie zuerst im Anschluß an die Menschenrechte der französischen Revolution aufgestellt worden sei. Ihm wurde erwidert, daß ja auch die Aufhebung der Sklaverei mit Berufung auf die Menschenrechte erfolgt sei, die wir Katholiken doch entschieden billigen müßten; daß also die einstige Verknüpfung des Frauenstimmrechts mit den Menschenrechten gar nichts über den Wert oder Unwert der Forderung besage. Freiin Isolde v. Carnap (Cöln) erklärte, daß sie persönlich zwar keine Anhängerin des Frauenstimmrechts sei, daß man sich aber die Bahn freihalten müsse und daß es lächerlich sei, jetzt am Anfange der Bewegung schon über ihre höchsten Fragen entscheiden zu wollen. Frl. Einhauser (München) wies darauf hin, daß die Frauen zuerst in den ihnen eröffneten Mittelinstanzen, z. B. Schulbehörden, fruchtbare Arbeit leisten sollten, dann würden ihnen die Männer aus freier Gerechtigkeit das Stimmrecht gewähren. Für das politische Stimmrecht der Frau wurde ferner ausgeführt, daß eine Trennung beruflicher von den politischen Interessen unmöglich sei, daß bei der heute herrschenden staatlichen Sozialpolitik wirtschaftliche Interessen nur mit Hilfe des politischen Stimmrechts vertreten werden könnten. Der Diskussionsleiter Monsignore Dr. Waitz, Theologieprofessor aus Brixen, formulierte dann mit Berufung auf Herrn Hofrat Dr. Schindler im Schlußwort die Stellung der katholischen Frauenbewegung zur Frage des Stimmrechts dahin, daß man nicht vorzeitig dafür Propaganda machen dürfe, daß es aber sicher am Schlusse der staatlichen Entwicklung stehe, und daß man es dann frisch aufgreifen und für christliche Interessen dienstbar machen müsse.

In bezug auf den ‚Mädchenschutz‘, über den Baronin Rosa v. d. Wense in warmherziger Weise sprach, einigte man sich dahin, daß das Ziel dieser Vereine nicht die stete Bevormundung der weiblichen Jugend, sondern ihre Erziehung zur christlichen Selbständigkeit sein müsse.

In der Frage des Frauenstudiums wurde dem wirtschaftlichen Bedenken gegen die Überfüllung der Hochschulen Ausdruck gegeben, doch war die prinzipielle Stellung eine freundliche; besonders Prof. Faulhabers Ausführungen fanden viel Anklang.

Da dank der bisherigen ablehnenden Stellung der Katholiken Österreichs fast alle weiblichen Mittelschulen Deutsch-Österreichs unter freisinniger Leitung stehen, wurde wärmstens für die Gründung einer im katholischen Geiste geleiteten Mittelschule gesprochen. Als Muster dafür wurde der seit der Mädchenschulreform bestehende preußische Mittelschultypus vorgeschlagen.

Unter den Resolutionen des Frauentages ist besonders die gegen unsittliche Schaustellungen an die Polizei eingereichte, mit 30 000 Unterschriften gezeichnete Petition zu erwähnen.

Eine erhebende Festversammlung im Sophiensaal schloß die im ganzen sehr glückliche Tagung; der sonderbare Umstand, daß die Teilnehmer fast nur adeligen Kreisen angehörten, während das intelligente Bürgertum fernblieb, wird wohl von selbst schwinden, wenn die bürgerliche Intelligenz die Überzeugung gewinnt, daß hier positive, fruchtbare und fortschrittliche Arbeit zum Heile aller Klassen geleistet wird.

Denn das darf sich die katholische Frauenbewegung in Österreich nicht verhehlen: ihre wichtigste Aufgabe ist jetzt die Rückeroberung der bürgerlichen Intelligenz, ohne die es kein Fortschreiten gibt. Durch den glücklichen Verlauf der Tagung sind wir auf dem besten Wege dazu. Verschiedene Führerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung haben sich sehr sympathisch über die Erfolge des katholischen Frauentages geäußert. Es wird uns nicht allzu schwer sein, sie zu überzeugen, daß ‚denen, die Gott lieben, alles zum Guten dient‘, wenn wir wahrhaft aus der Tiefe der anima

catholica heraus, ohne Zutaten persönlicher Engherzigkeit, für die Sache der katholischen Frauenbewegung arbeiten. Von dem ‚Katholischen Frauenbunde‘ Deutschlands aber erwarten wir auch künftighin treue schwesterliche Hilfe in allen Fragen unserer gemeinsamen Arbeit. Maria Jezewicz-Norbert.

Literatur

Die deutsche Literatur und die Juden. In einer Enquete über ‚Die Lösung der Judenfrage‘* hat Otto Hauser die zutreffende Bemerkung gemacht, daß sich bisher eigentlich kein jüdischer Dichter dauernd im deutschen Volk zu behaupten vermochte. ‚Auerbach, Mosenthal, Beck, Hartmann, einst die gefeierten Literaturgrößen, sind bereits so gut wie ausgeschaltet, und selbst der genialste Jude, Heine, hört merkbar auf, wie es aus der von Buchhändlern hervorgehobenen zusehends geringer werdenden Nachfrage nach seinen Werken hervorzugehen scheint, die frühere Bedeutung zu haben.‘ Über die Behauptungsaussicht neuerer aus dem Judentum hervorgegangener Dichter wie Hofmannsthal und selbst Schnitzler urteilt Hauser bereits günstiger und setzt sich dadurch in Gegensatz zu Adolf Bartels, der bekanntlich ohne Unterschied jeden jüdischen Einschlag in das deutsche Schrifttum als verderblich bekämpft und für ausschaltbar hält. Über die Tatsachen der Vergangenheit wird man sich in dieser Frage leichter einigen als über die Möglichkeiten der Zukunft. Selbst ein so ausgesprochener literarhistorischer Antipode von Bartels, wie Ludwig Geiger, gibt in seiner neuesten Schrift über ‚Die deutsche Literatur und die Juden‘** ohne weiteres zu, daß der Einfluß von jüdischen Schriftstellern, wie Börne und Berthold Auerbach, die man gewiß zu den sympathischsten zählen wird, auffällig rasch geschwunden ist. Aber auch über die Zukunft urteilt Geiger keineswegs unbedingt optimistisch, obwohl er im einzelnen die Dauerkraft eines Autors, wie z. B. Franzos, noch sehr überschätzt; sondern er warnt mit der gleichen Entschiedenheit wie vor Bartels' antisemitischen Verdikten doch auch ‚vor Übertreibungen, die auf jüdischer Seite häufig vorkommen‘. Vor allem drei Fehler seiner Stammesgenossen führt er an, aus denen man sich sehr wohl erklären kann, warum jüdischen Autoren im deutschen Schrifttum öfter der Sensationserfolg des Tages als zeitüberragender Dauererfolg zuteil wird. Geiger protestiert mit eindringlichem Ernst erstlich gegen den ‚polemischen, nörgelnden Ton, das Absprechen gegenüber den Leistungen Andersgläubiger, das witzelnd spöttische‘, das man mit Unrecht als spezifisch jüdische Unart bezeichne; er warnt des ferneren vor der ‚Überhebung der eigenen, d. h. der jüdischen Leistungen‘ und tadelt schließlich die ‚übergroße jüdische Empfindlichkeit‘, die gleich über jeden harmlosen Judenwitz Zeter schreit und oft die geistigen Leistungen von Nichtjuden allein nach dem Maßstab bemißt, ob sie eine judenfreundliche oder judenfeindliche Färbung zeigen. Kurzum, so sehr Geiger den — vom Fortleben einzelner dichterischer Persönlichkeiten nicht allein abhängigen — Einschlag jüdischen Geistes in das deutsche Schrifttum schätzt und sogar überschätzt, er nimmt doch gerade als Jude Stellung gegen jenen ‚jüdischen Geist‘ in Anführungszeichen, der auf die Dauer auch seine eigenen Vertreter am allermeisten schädigen und schließlich zur geistigen Selbstzerstörung treiben muß.

An das widerliche Machwerk, mit dem einst Heine das Andenken des verstorbenen

---

* Veranstaltet von Dr. J. Moses. Berlin-Leipzig 1907. Verlag von Curt Wigand. Brosch. M. 4.—. Weitaus die große Mehrheit der Stimmen entscheidet sich für Assimilation oder aber zionistische Abwanderung, während für Behauptung des europäischen Judentums in der bisherigen Absonderung nur wenige Stimmen sich aussprechen.

** Berlin 1910, Verlag von Georg Reimer. Brosch. M. 6.—, geb. M. 7.—. Neben einigen Aufsätzen, die nur für jüdische Leser hinreichendes Interesse haben können, enthält das Buch Studien über das Verhältnis unsrer klassischen Dichter zum Judentum und über einzelne jüdische Schriftsteller wie Mendelssohn, Auerbach, Franzos. Den stärksten Einfluß leitet Geiger aus der Einwirkung des Alten Testamentes ab, das aber — rein literarisch genommen — ebenso längst deutsches Eigengut geworden ist als etwa die Schlegel-Tiecksche Shakespeareübersetzung.

Börne zu besudeln suchte, in der Tat aber sein eigenes geschändet hat, fühlt man sich erinnert angesichts der Art, wie unlängst der jüdische Schriftsteller Theodor Lessing über den in viel weiteren Kreisen angesehenen Literaturästhetiker Samuel Lublinski (Verfasser der lesenswerten Werke ‚Die Bilanz der Moderne' und ‚Der Ausgang der Moderne') hergefallen ist und diesen in einem satirisch sein sollenden Aufsatz der ‚Schaubühne' unter dem Titel: ‚Samuel zieht die Bilanz' als übelsten Vertreter des ‚esprit-jüdischen Typus' karikiert hat. Obwohl Lessing schon in der zionistischen Bewegung von sich reden gemacht hat, man also bei ihm erst recht eine gewisse Selbstachtung jüdischen Blutes erwarten sollte, scheut er sich nicht, sein literarisches Opfer als ‚ein fettes Synagöglein' zu titulieren, als ein ‚Talmudgebürtchen', das ‚sein liebes Väterchen an einem schönen Schabbes aus Versehen statt eines rabbinischen Traktätchens erzeugt' habe und das nun ‚sich gar naif ins Zimmer mauschelt', ‚mit den Beinchen mauschelt', ‚mit den Ärmchen mauschelt', — und so fort ohne jede Grazie ins Unendliche.

Solche Leistungen können, so gerne es geschähe, nicht immer mit Stillschweigen übergangen werden; denn der Pamphletist Lessing, am bekanntesten durch die lärmende Reklame für seinen ‚Antilärmbund', ‚gehört zu jenem heute weit verbreiteten Schlage von Literaten, welche Wert und Würde der Literatur nach ihrer eigenen — freilich unachtbaren — Person beurteilen, und denen darum der Ehrenname des Literaten zum Schimpfwort geworden ist, das sie einander in Journalen nachrufen und das keiner auf sich sitzen lassen will.' Diese scharfen Worte, — noch lange nicht die schärfsten — entnehmen wir der Brandmarkung, die Thomas Mann nunmehr im ‚Literarischen Echo' (Jahrg. XII, Spalte 821 ff. u. 977 ff.) dem Lessingschen Pasquill hat angedeihen lassen und mit denen er, wie auch die Anmerkung der Redaktion bezeugt, für die Ehre und Reinlichkeit des gesamten deutschen Schriftstellerstandes, einschließlich aller anständigen jüdischen Elemente, eingetreten ist. Eine angenehme Aufgabe war das gewiß nicht. Aber, sagt Mann: ‚Ich oder ein anderer: Irgendwer mußte den Schächer strafen. Kein ehrenvolles Geschäft: Aber vornehmes Übersehen ist nicht immer am Platz und macht den Lumpen das Handwerk zu leicht.' Mann war auch dadurch besonders zu diesem unliebsamen Ehrenamt berufen, weil er, — der sich übrigens bei andrer Gelegenheit ausdrücklich als ‚Philosemit' bekannt hat, ohne selbst jüdischer Abkunft zu sein, wie ihm Bartels und nun auch Lessing andichten, — die beiden in Betracht kommenden Personen genau kennt: ‚Herr Lublinski ist kein schöner Mann, und er ist Jude. Aber ich kenne auch Herrn Lessing (wer kann für seine Bekanntschaften!), und ich sage nur so viel, daß, wer einen Lichtalben oder das Urbild arischer Männlichkeit in ihm zu sehen angäbe, der Schwärmerei geziehen werden müßte . . . Wer im Glashaus sitzt, sollte nicht mit Steinen werfen . . . Wer sich als Schreckbeispiel jüdischer Rasse durchs Leben duckt, verrät mehr als Unweisheit, verrät schmutzige Selbstverachtung, wenn er sich für Pasquille bezahlen läßt, deren drittes Wort: Mauscheln lautet.'

Es wäre nur zu wünschen, daß dieses Mannsche Exempel im deutschen Schrifttum überall den Selbstreinigungsprozeß fördern helfe, der sich hier leider nicht so rasch und automatisch vollzieht wie in unseren deutschen Flüssen, sicherlich aber nicht minder not tut. Je mehr jene zersetzenden Tendenzen ausgeschaltet werden, vor denen auch Ludwig Geiger seine Stammesgenossen warnt, je mehr sie gerade auf literarischem Gebiet strengste persönliche und solidarische Selbstzucht üben, desto eher und dauernder werden sie sich auch als positive Mitarbeiter im deutschen Schrifttum behaupten können und ihm bei der langsam, aber unaufhaltsam fortschreitenden Einverschmelzung des Judentums, die sich bei allen westeuropäischen Völkern vollzieht, auch manche wertvolle Mitgift bringen. Schwerlich sind noch große dichterische Schöpfertaten von ihnen zu erwarten, wohl aber — wie es Thomas Mann

in der eingangs erwähnten Enquete richtig bezeichnet, — auf vielen Gebieten des Geisteslebens die wohltätigen Wirkungen eines leichtbeweglichen ‚Kultur-Stimulus‘.

E.

Theater

Berliner Theater. Dies Theaterjahr hat in bezug auf wertvolle Novitäten keine Ruhepunkte aufzuweisen. Die Stücke, die unter dem Beifall des Publikums sich auf der Bühne behaupten, sind anderer Art. Hugo von Hofmannsthals ‚Christinas Heimkehr‘, eine dramatisierte Casanovade, die durch die Übertragung auf die Szene ihre wesentlichsten Reize einbüßte, wurde vom Autor nach einigen Aufführungen zur Überarbeitung zurückgezogen; Herbert Eulenbergs ‚Natürlicher Vater‘ mußte nach einer einzigen Aufführung — die früheren Stücke dieses Dichters, der fortgesetzt verspricht, ohne dies Versprechen einzulösen, konnten wenigstens einige Male in Szene gehen — vom Spielplan abgesetzt werden, und Schmidt-Bonns neueste Arbeit — dessen ‚Graf von Gleichen‘ im vergangenen Winter nicht vom Repertoire verschwand — erlebte nur drei Abende. Dagegen machen ‚Taifun‘ von Melchior Lengyel im Berliner Theater und ‚Der gute König Dagobert‘, aus dem Französischen des André Rivoire von Felix Salten übersetzt und bearbeitet, bei Reinhardt in den Kammerspielen volle Häuser. Bei dem einen Stück liegt der Grund zum Teil im Stoff, der ein sensationeller ist, bei beiden aber und vor allem dem zweiten in der Aufmachung: der Autor verfügt über die alte französische Bühnentechnik. Von ‚Taifun‘, das ein Tendenzstück ist und uns ziemlich dickpinselig die gelbe Gefahr an die Wand malt, das Wesen der Japaner, dieser modernen Spartaner, könnte man sagen, daß es ein Schmarren sei, läge darin nicht ein gewisses Unrecht gegen den Autor. Denn einmal besitzt er ein nicht geringes Bühnengeschick, wie er zum andern diese gelben Bestien in ihren Vorzügen und Nachteilen, in den Äußerungen ihrer wahren und verschleierten Seele recht wahrscheinlich und mit manch feinen, überzeugenden Einzelzügen und dann auch wieder teils packender Gesamtwirkung vor uns lebendig zu machen versteht, so daß ich geschmackvolle Leute sprach, die von dem Stück ergriffen waren. Aufmerksamen Zuschauern — das Adjektivum anspruchsvoll sagt schon zuviel — entgeht es jedoch nicht, wie einseitig diese Vorzüge des Autors und seiner Arbeit sind, wie grob allen künstlerischen Takt, jede Psychologie und Menschenkenntnis verletzend, und aus dem seltsamen Grunde: dieser junge Dichter — der ein Ungar ist — scheint den fernen Osten besser zu kennen als seine Heimat, seine weitere Heimat: Europa! Denn das Europa, an dem er das Wesen jener schleichenden Halbaffen entwickelt, ist in seinem Stück ein beschämendes Reich tölpelhafter Idioten, daneben jene trotz ihrer Nachteile als Träger alter Kultur auftreten. Und doch möchte er seine Rasse über jene stellen! Der Fehler liegt da: er faßt den Europäer bei seinem schwächsten, den Japaner bei seinem stärksten Punkt. Und obgleich von jenem schwächsten sich auch alle jene großartigen Vorzüge des Europäers entwickeln ließen, formt Lengyel ihn von ihm aus zu einem Trottel, weil ihm das Gegenteil nicht als Gegensatz zum Japaner dienen kann. Und so mutet denn sein Japaner echt, stark, überzeugend, und bei allem, was ihn für uns abstoßend macht, sympathisch an, während sein Europäer die lächerliche Figur bleibt. Und da liegt auch die rein technische Unzulänglichkeit des Stückes, seines psychologischen und dramatischen Aufbaus begründet: alles, was sich an die Schilderung des Europäers zur übertriebenen Kontrastmalerei knüpft, wird dem Stück schädlich, was an die des Japaners, gereicht ihm zum Vorteil. Die Fabel ist kurz diese: das Hauptmitglied der japanischen Kolonie in Paris hat sich in eine Kurtisane verliebt, die ihrerseits wieder Beziehungen zu einem japanforschenden polnischen Schriftsteller hat. Die Mitglieder der Kolonie beobachten ängstlich die Wirkung dieser Beziehung auf ihren Bruder und seine politische Mission. Nach verschiedenen Komplikationen kommt es dazu, daß der Japaner die Europäerin in

einem Anfall von Raserei erdrosselt. Er offenbart sich seinen Landsleuten; alle stehen für einen, der jüngste nimmt als seliger Märtyrer das Opfer auf sich, da an seinem Leben am wenigsten gelegen sei, denn jener müsse erst seine ‚Mission' erfüllen, stellt sich dem Gericht, und kommt mit 7 Jahren davon. Der eigentliche Täter aber geht an dem Konflikt zugrunde, und die Schlußpointe bildet die Kontroverse zwischen dem Europäer, in dessen Armen der Japaner stirbt, und dem älteren Mitgliede der japanischen Kolonie, und die dahin lautet, daß der Europäer behauptet, Dr. Tokeramo habe den Japaner überwunden und sei Mensch geworden, während der Japaner der Ansicht ist, daß er am europäischen ‚Klima' zugrunde gegangen sei und noch einmal stahlhart sein spartanisches Glaubensbekenntnis entwickelt, das unter europäischen Verhältnissen hochzuhalten Dr. Tokeramo doch wohl nicht geeignet gewesen sei. So sei sein Tod für sein Land ein Glück, zumal er in dem Augenblick gestorben sei, da er seine Arbeit vollendet habe. Der Japaner kenne nur das eine: die Pflicht! Der Titel ‚Taifun' ist wohl symbolisch gemeint; wie dieser gefährliche Sturm das Nippon-Land hin und wieder gefahrbringend heimsucht, so droht nach Ansicht des Autors Europa von der gelben Rasse der Untergang. —

André Rivoire, den Verfasser des ‚Der gute König Dagobert', könnte man einen französischen Fulda nennen. Das witzige, geschickt gearbeitete Stück streift geistreich modernisierend alle möglichen ganzen und halben Wahrheiten, die in früheren Zeiten zum festen Bestand von Theater-Kunst und Lebensanschauung gehörten. Der Beifall, den es fand, beweist, was man vom Theater verlangt.

Dem Autor liegt die alte französische Bühnenroutine im Blute, die, Verwechslung auf Verwechslung häufend, wie wir sie vom Shakespeareschen Lustspiel her kennen, diese nicht nur aus dem Rasse-Temperament heraus um ihrer selbst willen verzärtelt, sondern auch, der Modernisierung des Stoffes parallel, varietéhaft illuminiert: doch ohne, das muß gesagt werden, unbedingt ins Banale zu fallen, ohne im Stoff jenen Teil von fruchtbarem Kern nicht sichbar zu lassen, darauf das Leben sich beruft. Der Vorgang ist dieser: in einem Lande Nirgendwo — denn es sind gewissermaßen Märchengestalten, die der Dichter durch alle möglichen Alltagszüge verlebendigt — lebt mit einem Original von Minister (Waßmann spielte ihn übrigens köstlich mit seinem trockenen Humor) ein König Leichtfuß, der jagt und liebt und noch keinem Mädchen länger als eine Nacht die Treue hielt. Nun soll er sich zum Wohl des Landes endlich vermählen, und aus einem fernen Volke wird ihm die Braut zugeführt, die schon seiner harrt, während er sich noch auf der Jagd tummelt. Die Begegnung läßt sogleich den Verlauf ahnen. Der Vorgang entwickelt sich im Gang der fünf Akte zu einer Art selbstgewollten Bezähmung des Widerspenstigen. Die junge Braut, die daheim einen andern liebt, mag dem König nicht zu Willen sein, und bringt im Verein mit den Ministern den Plan zur Durchführung, dem König nur bei Tag, nicht bei Nacht anzugehören, da er, sehe er sie einmal von Angesicht zu Angesicht im erhellten Schlafgemach, der Prophezeiung einer Hexe nach des Todes sei. So wird dem König nachts eine Sklavin untergeschoben, und zwar durch Zufall die, die ihn liebt. Die wahre Liebe des Weibes, wie sie aus dem holden Klang ihrer Stimme, dem Duft ihres Haares, der zärtlichen Hingabe des Körpers spricht, weckt nun auch, zum ersten Male und zum Erstaunen des ganzen Hofes, dauernde Neigung im sonst so schwankenden Herzen des Königs, dem dann die Enttäuschung, die er tagsüber an der Seite der seiner Meinung nach so unfaßlich verwandelten echten Königin, einer kalten, herzlos keifenden Zange verlebt, zu immer neuem Stachel wird. Das Verlangen aber, das von seinen Lippen flehentlich die Nacht herbeisehnt, um sie in ihrer liebreizenden Gestalt zu umfangen, weckt die Eifersucht in der angetrauten Königin auf die untergeschobene Sklavin, und statt ihrer will sie in das Schlafgemach: Tableau! Nun ist

die Prüfung für den armen König eine doppelte. Die Königin ist jetzt auch bei Nacht die, die sie sonst für ihn nur am Tage war. Der Zufall aber wollte es, daß in dieser Nacht sich auch die Sklavin in das dunkle Schlafgemach schlich und der verschmähten Nebenbuhlerin aus der Dankbarkeit wahrer Liebe heraus noch so zu Diensten ist, daß sie dem König zur Täuschung das von ihm so geliebte Wiegenlied vorsingt. Damit erreicht die Verwirrung und Verwechslung den Höhepunkt. Aus dem Arm der einen taumelt der König entzückt oder erschreckt, je nachdem, in den der andern. Bis im nächsten Akt das Stück damit endet, daß er die Sklavin, die treue, hingebungsvolle Tochter des Volkes heiratet und die schon angetraute Königin zurück zu ihrem Liebsten in ihr Heimatland reist. Der Triumph der Liebe! Jener — wenn das Wort nicht zu stark ist — versöhnende Kern des Mummenschanz-Stückes, der ein mildes Licht auch über manche durch die Modernisierung bedingte Frivolität wirft, die ihrerseits wieder die Ursache sein mag, daß das gewandt gearbeitete Lustspiel seinen alten Stoff einem Großstadtpublikum mundgerecht zu machen und es einen Abend angespannt und nicht unbedingt oberflächlich zu erheitern versteht. —

Ganz zum Schluß wurde dieser Theatersaison — von der Gerhart Hauptmann sich übrigens mit seiner bisher alljährlich fälligen Première fernhielt — ein Ereignis beschert in der Aufführung von Eduard Stuckens Mysterium ‚Gawân‘. Der heute 45jährige Dichter, der zum erstenmal von der Bühne zum Berliner Publikum sprechen durfte, ist seines Zeichens Archäologe und schrieb dies Werk schon vor acht Jahren. An den Zufall des Erfolges dieser durch irgend welche Umstände ans Licht des Tages und der Rampe gezogenen Arbeit glauben nun schon einige Beflissene Prophezeihungen knüpfen zu müssen, hinlänglich einer Wendung der nächsten Bühnenproduktion. Nichts scheint uns verfehlter. Wir warten weder auf den reinen Neu-Klassiker, den man uns vor ein paar Jahren als Erben des Milieu-Dichters inaugurierte, noch auf eine Mystiker-Generation, die unter Verleugnung des Alltags ins Reich der Träume flieht — wir warten auf den starken Dichter, der die Kraft besitzt, die Tiefen des Lebens in der Kunst zu uns reden zu machen. Ein solcher aber ist der Vergangenheit-Freund Stucken ebensowenig wie der Fuhrmann-Henschel-Dichter Hauptmann, und jenem fehlt, was die Werke dieses als auf die Dauer zu sehr a[illegible]er Oberfläche klebend erscheinen läßt: die Kraft, durch Aufdeckung der Lebenstiefen jene künstlerische Wirkung zu erzielen, die eine sittliche Stärkung und künstlerische Erhebung in sich schließt. Stuckens romantisch-blühende Sprache vermag im ersten Akt, da König Artus in der Christnacht die Schloßkapelle verläßt, um sich zu Tische zu setzen inmitten seiner Heldenrunde, zu fesseln und die Gestalten in der Einführung uns für bescheidenere Ansprüche lebendig zu erhalten, — auf die Dauer aber durch den Lauf der Akte, da sie diese Figuren als Träger dramatisch aufgewühlter Lebenszüge zu begleiten hat, versagt sie, wird zur leeren Arabeske, die ihrerseits nicht über Hauptmanns Milieu-Schilderung hinausragt: hier schlesischer Bauernhof, dort Gral-Atmosphäre. Dazu tritt die gedankliche Unklarheit dieses Mysteriums, das nicht über einen dekorativen Archaismus sich erhebt — der in den ersten beiden Akten seiner für heutige Verhältnisse ungewohnten Farbigkeit halber verblüfft — vom dritten ab aber ermüdet, weil es nun die kompliziertesten Seelenprobleme zu lösen gilt, denen ein Faustdichter gerade gewachsen wäre: den Grund des Daseins im Symbol zu erschöpfen, während es bei Stucken beim Symbol bleibt. Denn Ritter Gawân, der in jener Christnacht, auf Herausforderung des unerwartet erschienenen unheimlichen Gastes, der, wie sich später herausstellt, Tod und Leben, Christus und Luzifer zugleich symbolisiert, sein Leben verwettet, weil er ihn nicht bezwang, sehen wir hier in ein Gedankenspiel über Leben und Tod, Schuld und Sühne verwickelt, das nichts ist als ein ziemlich unklares und nicht sonderlich neues Redespiel, dem, eben weil es allegorisch

bleibt, ohne an eine erlebte Handlung geknüpft zu sein, der Zuschauer kaum zu folgen vermag. Gawân sucht den grün maskierten Ritter, gegen den einst sein Axthieb nichts auszurichten vermochte, um sein Wort einzulösen, und trifft ihn wieder als Bernlack de Hautdesert, der ihn den Verführungskünsten seines Weibes überläßt; doch ohne, daß es von seiten Gawâns zu einer Schuld käme. Als der Diener Hautdeserts Gawân dann in die grüne Eiskapelle führt, da er nun seinen Nacken dem Beilhieb des grünen Ritters preisgeben soll, zeigt es sich, daß Hautdesert, bei dem Gawân vorher zu Gast war, jener selbst ist, während dessen Weib als Marienbild in der Nische strahlt, und zur Beschirmung Gawâns herabsteigt in dem Augenblicke, da er seinen Nacken dem Beil des grünen Ritters beugt. Wie zu Eingang die Sprache und die durch sie angedeutete Heldenzeit, so vermag im Schlußbild das Musikalische der Situation, das an ein uns allen Gemeinsames rührt, vorübergehend uns noch einmal zu bannen, doch kann von einem nachhaltigen Eindruck ebensowenig wie von einer dichterisch und psychologisch bedeutenden Schöpfung die Rede sein. Rudolf Klein.

Vom Münchner Schauspiel. Mehr als jede andere Kunst ist die Kunst des Schauspielers eine Sache der Person. Man kann sich sträuben wie man will, um das Kunstwerk, das durch unsere Ohren eingeht, von der Person des Vermittlers loszulösen: Auge und Ohr erheben Einsprache dagegen. Eine Rolle, die wir zum ersten Male gehört, läßt sich in unserem Gedächtnis kaum mehr reproduzieren, ohne daß wir nicht zugleich den Schauspieler vor uns sehen, der sie uns vermittelt hat. Der Maler, der Bildhauer, ja auch der Musiker löst sich von seiner Kunst los, der Schauspieler niemals. Deshalb spielt auch die leidige Personenfrage eine so große Rolle beim Theater; deshalb spielt auch so viel Menschliches, Allzumenschliches in diese Fragen mit herein, und deshalb endlich muß man von Zeit zu Zeit von Personenfragen reden, denn sie sind beim Theater, beim Schauspiel insbesondere, von großer Wichtigkeit. Goethe wünschte als Weimarer Theaterleiter einen starken Wechsel der ‚Subjekte' — er meinte die Schauspieler, — dadurch würde das Interesse beim Publikum immer wach erhalten. Heutzutage teilt man diesen Standpunkt in vornehmen Theatern nicht mehr. Man sieht vielmehr auf ein möglichst in einander eingespieltes ständiges Ensemble. Doch läßt sich nicht leugnen, daß die Meinung Goethes viel für sich hat. Die Loslösung des Kunstwerkes von der vermittelnden Person ist leichter möglich, wenn wir es nicht immer in der Interpretation einer und derselben Person genießen, denn man glaubt gar nicht, wie sehr sich das liebe Publikum an Fehler wie an die Auffassung eines Schauspielers gewöhnen kann: es sieht zuletzt seine Rolle, ja das ganze Stück nur unter dem vielleicht ganz schiefen Gesichtswinkel des einen Künstlers, den es kennt, liebt, und den es zuerst darin gesehen.

Also scheuen wir uns nicht, ein paar unumgängliche Personalien unseres Hofschauspiels zu besprechen. Auch an dieser Stelle, wie sonst oft, habe ich darauf hingewiesen, wie sehr es im Interesse eines hochstehenden Schauspiels gelegen ist (bei der Oper ist übrigens der Fall ganz derselbe), daß die Regisseure, die Spielleiter, nicht zu sehr aus dem Kreise der ausübenden Schauspieler genommen werden, denn ganz abgesehen davon, daß ein Schauspieler, der in einem Drama in einer führenden Rolle beschäftigt ist, das Stück und dessen Darstellung selbst viel schwerer übersehen und leiten kann, wird er auch — es ist ja so natürlich — bei der Annahme eines Stückes, wie besonders bei dessen Rollenbesetzung nur sehr schwer — drücken wir's milde aus — die nötige Unparteilichkeit aufbringen. Es ist ein folgenschwerer, aber leider recht häufig gewordener Abusus, daß die Belohnung eines guten oder bloß protegierten Schauspielers oft in seiner Ernennung zum Regisseur besteht. Wär's nur ein Titel, könnte man es sich gefallen lassen; fast immer aber wird mit diesem Titel, wie es ja eigentlich in der Ordnung ist, ein gewisser Einfluß verbunden sein. Der Geburtstag des Prinzregenten brachte

diesmal auch dem Theater ein paar auszeichnende Avancements. Dr. Eugen Kilian, der Regisseur und Dramaturg unseres Hofschauspiels, der zwar erst anderthalb Jahre, aber mit großem Erfolg hier tätig ist, wurde Oberregisseur, und es soll uns freuen, wenn dies für ihn nicht ein bloßer Titel, sondern wirklich auch eine Steigerung seiner Machtbefugnisse und seines Einflusses ist. Das ist um so notwendiger, als er der einzige Nichtschauspieler in der Corona der Regisseure ist. Während wir in der Oper drei oder eigentlich bloß zwei Regisseure haben und völlig damit auskommen, haben wir im Schauspiel nun vier oder gar fünf. Zu den zwei Schauspielerregisseuren Basil und Lützenkirchen wurde nun, gleichzeitig mit Kilian, Herr Steinrück zum Regisseur ernannt, und auch der tüchtige Episodenspieler Höfer führte schon Regie. Das ist zu viel Schauspielerregie! Herr Steinrück genießt zurzeit die besondere Protektion der ultramodernen Kritik, des Publikums der gleichen Richtung und — der Intendanz. Er war in Berlin als trefflicher Episodenschauspieler geschätzt, hier bedeutet er für viele das neue Kunstevangelium. Er spielt alle seine Rollen in einem gewissen nonchalanten Konversationston von äußerster Nüchternheit und Monotonie, mit einer nicht gemachten, sondern ihm unverlierbar eigenen norddeutschen Färbung, die manchmal hart an Dialekt streift. Aber er ist, wie das Schlagwort lautet, eine ‚Individualität'. Diese ist sogar so stark, daß er sie allen seinen Rollen aufprägt und sich von keiner unterkriegen läßt. ‚Und bei mir', sagt Jarno in Wilhelm Meister, ‚ist es doch so rein entschieden, daß, wer sich nur selbst spielen kann, kein Schauspieler ist. Wer sich nicht dem Sinn und der Gestalt nach in viele Gestalten verwandeln kann, verdient nicht diesen Namen.' Und in der ‚Campagne in Frankreich' meint Goethe von dem schon ‚damals überhandnehmenden Natur- und Konversationston', daß er ‚zwar höchst lobenswert und erfreulich' sei, ‚wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein jeder glaubt, uns sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallwürdiges darzubieten'.

Dr. Kilian ist etwas gar zu einseitig als Regisseur für die Klassiker beschäftigt. In Karlsruhe hat er oft genug gezeigt, daß er auch das moderne Schau- und Lustspiel zu inszenieren versteht. Vermutlich weil von den Klassikern Hebbel der Abgott unserer Modernen ist, hat Steinrück dessen Drama ‚Gyges und sein Ring' in Regie bekommen. Eine Notwendigkeit, gerade den ‚Gyges' wieder vorzunehmen, bestand um so weniger, als wir das Stück heute nicht mehr so gut besetzen können wie vor Jahren, und außerdem der Vergleich mit dem Gastspiel der Wiener Burgschauspieler noch etwas zu nahe lag. Ähnlich lag die Sache bei der Wiederaufnahme von Ibsens ‚Baumeister Solneß'. Für die so späte Première von Philipp Langmanns talentvollem Erstlinge ‚Bartel Turaser', dem leider nicht mehr ein gleichwertiges Stück folgte, war sichtlich ganz und gar der Einfluß Herrn Höfers maßgebend, der die Titelrolle spielen wollte und das Stück gleich auch in Regie übernahm. Das sind im Grunde ungesunde Zustände. Daran ändert auch der an sich erfreuliche Umstand nichts, daß das Stück in den Hauptrollen vortrefflich gespielt wurde, am besten von Herrn Höfer selbst, und jenen wenigen Kollegen, denen der österreichische, mährisch-böhmische Dialekt nicht zu ferne lag. Das Stück hätte seinerzeit vielleicht volle Häuser gemacht, als man, wie es selbst, noch ganz unter dem Eindruck und Einfluß von Hauptmanns ‚Webern' stand, jetzt aber konnte dieses in Einzelheiten ganz vortreffliche, gut beobachtete Fabrikstreikdrama nicht mehr auf die Dauer fesseln, obwohl oder vielleicht weil uns die Sache selbst, nämlich die Streiks, seit den Tagen der ‚Weber' leider noch viel vertrauter geworden sind. — Zu den Personalfragen gehört die Heroinenfrage. Das heißt, wir brauchen eine zweite Heroine. Die Intendanz glaubte zwar mit einer auskommen zu können, und beabsichtigte, Emma Berndl, die zwar keine ‚Individualität' in ihrem Sinne, aber eine ebenso beliebte wie brauchbare Schauspielerin und, was heute

selten ist, mit allen äußeren Attributen einer Heroine ausgestattet ist, nicht mehr weiter zu engagieren und dafür eine begabte Anfängerin, Anna Glenk von Hannover, einzutauschen. Das Fräulein spielte die ‚Jungfrau von Orleans‘ und die Königin Elisabeth in der ‚Maria Stuart‘, als welche ihr die Rivalin gegenüberstand. Das Publikum entschied für die letztere mit nicht zu übersehender Deutlichkeit. Die Kritik aber befürwortete das Engagement beider, weil eine Hofbühne in manchen Stücken, wie gerade ‚Maria Stuart‘, zwei braucht, und weil, was der Oper mit ihren mehreren ersten Sängerinnen recht ist, auch dem Aschenbrödel Schauspiel billig ist oder doch wenigstens sein sollte.

Das bedeutendste Ereignis im Hoftheater war aber die erste Aufführung des ‚Hamlet‘ auf der neuen Shakespeare-Bühne. Möchte man es glauben, daß der ‚Hamlet‘ niemals über die alte Shakespeare-Bühne gegangen ist! Nun brachte ihn Kilian auf die neue, welche die Grundidee ja mit der alten gemeinsam hat, aber sich von ihr in einigen bereits berührten Dingen emanzipiert, andere konsequenter ausgestaltet hat. Auch Reinhardts Aufführungen des ‚Hamlet‘ im Ausstellungstheater des vorigen Sommers scheinen die Sache gefördert zu haben. Aber natürlich und glücklicherweise waren sie nicht etwa ein Vorbild, denn mit keinem der dort aufgeführten Dramen ist Reinhardt so grausam rücksichtslos umgesprungen, wie mit dem größten, mit Hamlet. Er begann um 5 Uhr und trotzdem mußte man bei ihm nahezu übernachten, und trotzdem war das Stück ganz bitterböse zusammengestrichen, so lange waren die stimmungmordenden Pausen! Dafür gab es schöne Bilder und schöne Einzelleistungen. Im Hoftheater fehlte es in dieser Beziehung da und dort, dafür erhielt man aber das ganze große Drama mit ein paar kleinen Auslassungen, rasch gespielt mit nur einer großen Pause, in voller Stimmung, dank einer ganz vortrefflichen pietätvollen und einsichtigen Inszenierung. Nun darf es nicht mehr verschwinden, denn der ‚Hamlet‘ sollte auf einer Hofbühne keinen Augenblick fehlen. Die Vorzüge der Shakespeare-Bühne mit ihrer abwechselnden Vorder- und Hinterbühne und dem Mittelvorhang zwischen beiden leuchteten noch selten so deutlich selbst dem Laien ein wie an diesem schönen Abend.

Die Neuheiten des Schauspiels spielen sich, im Gegensatz zu jenen der Oper, mehr im Residenz- als im Hoftheater ab. Zu diesen mußte man wohl auch die Heyse-Feier mit der Aufführung seines ‚Grafen Königsmark‘ rechnen, denn es ist mehr als ein Menschenalter her, seit er an derselben Stelle zum ersten Male erschienen. Man hat sich vielfach gewundert, daß gerade dieses etwas verstaubte Drama gewählt wurde. Ich höre, der Dichter habe es selber gewünscht oder doch gebilligt. Er erschien aber doch nicht zur Aufführung, während er die an derselben Stelle von einem Komitee veranstaltete eigentliche Feier ein paar Tage vorher, eine sehr gelungene Matinee, in der ein Jensenscher Prolog die Rezitationen Heysescher Gedichte durch Ernst v. Possart, den Vortrag Heysescher Chöre und ein Festspiel von Ostini einleitete, besuchte und dort sehr gefeiert wurde. Der ‚Graf Königsmark‘ wurde durch Dr. Kilian sehr schön und stimmungsvoll aufgeführt. Mir und anderen wäre ein anderes Heysesches Stück lieber gewesen, selbst ein paar seiner modernen Einakter. Nicht nur die deutsche überhaupt, auch die Münchener Hofbühne hatte an Heyse viel gut zu machen, auch in den Augen jener, für die Heyse kein Dramatiker ist. Wieviel Schund — nennen wir die Sache beim Namen — ist in den letzten zehn Jahren dort aufgeführt worden, während kein einziges Stück des nun so gefeierten Münchner Dichters über die Szene ging! Dafür bemühte man sich nun krampfhaft, aber ohne Erfolg, die Dramen eines anderen Münchner Adoptivdichters, Max Halbes, wieder aufzunehmen und durchzusetzen, eines Dichters, dem, übrigens geradeso wie Hauptmann, Sudermann, Fulda, nichts so recht mehr gelingen will. Das Schauspielhaus, dessen Hausdichter Halbe ist, versuchte es mit dem in Berlin seinerzeit abgelehnten ‚Amerikafahrer‘, einem derben und galligen Fast-

nachtsschwank in Knittelversen, bei dem man nicht einmal von Herzen lachen kann, und das Residenztheater übernahm von diesem den früher dort gespielten ‚Strom‘ zur späten Première. Wird er sich — zwar ein bedeutend ernster zu nehmendes Werk — auf dieser Seite der Maximilianstraße länger halten lassen als früher auf der andern? —

Fragt der in München schon sich stärker bemerkbar machende Fremde aber jetzt, wo man sich gut unterhält, so werden ihm sicher alle diese Stücke nicht genannt, sondern er wird ins Schauspielhaus in den ‚Klubsessel‘ oder ins ‚Nackte Weib‘, im Residenztheater unweigerlich ins ‚Konzert‘ verwiesen. ‚Freund Jack‘, eine sehr leichte Komödie in drei Akten von W. Somerset-Maugham, war zwar auch recht lustig und wurde gut gespielt, aber das Publikum ist eben unberechenbar: es läuft ins Residenztheater, nur um Hermann Bahrs unwahrscheinlich konstruierte Musikerkomödie ‚Das Konzert‘ zu sehen, vielleicht — wer kann es wissen! — nur weil Frau Ramlo und die Herren Höfer und Schwanneke die komischen Szenen im steirischen Blockhaus wirklich recht artig und wirksam zu spielen wissen. Die literarisch gar nicht so uninteressante ungarische Dorfgeschichte ‚Die Lehrerin‘ von Alex. Brody, die das Schicksal einer braven und brav bleibenwollenden Lehrerin auf einem ungarischen Dorfe, mitten im Pfuhl der Gemeinheit, drastisch malt, hatte im Schauspielhause unverdient gar kein Glück. Vielleicht hat das mit einem gar zu ausgesprochenen foetor judaicus — so nannte es Schopenhauer — ausgestattete Schauspiel ‚Daniel Hertz‘ von Henri Nathansen, deutsch von John Josephsohn, gerade bei diesem Publikum mehr Aussicht auf dauernden Erfolg. Auch eine Streikgeschichte, bei der alle Tugend auf jüdischer, alles Laster auf christlicher Seite ist. Aber die rechte Liebe war auch da nicht, sondern beim ‚Nackten Weib‘ Henry Batailles, übrigens nur des Titels wegen, der ein gewisses Publikum lockte, sonst ist die Geschichte sehr sentimental und ernst gemeint: Pariser Modellschicksal, und beim Schwank ‚Im Klubsessel‘, den zwei Schauspieler, Rößler und Heller, für ihre Kollegen zurechtgezimmert hatten: viele gute Rollen und gut gespielt, wie alles derartige bei Stollberg gespielt wird. Ja, es wird meist besser gespielt, als wenn, wie jüngst, ein in sich recht ungleich zusammengesetztes Ensemble des Pariser ‚L'Oeuvre‘ kommt und uns die ältesten Pariser Possen im Original vorspielt. Der Stern hieß diesmal Blanche Toutain. Trotzdem daß sie hübsch war und unmögliche Toiletten trug, wurde es nicht recht voll. Früher wollten die Franzosen, wenn sie kamen, mindestens Elsaß-Lothringen als Gastspielhonorar, jetzt kommen zu viele und zu häufig, mit den abgespieltesten Sachen, und geben es etwas billiger.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Musik

Adolf Vogls Musikdrama ‚Maja‘

hat nach langer Verzögerung im März nun doch noch den längst vorgesehenen Einzug in unsere Hofoper gefeiert. Vor München hat sich nur Stuttgart des Werkes angenommen, dem ein dauernder Bühnenerfolg wohl nirgends erblühen wird, das aber durch seinen wahren, aufrichtigen künstlerischen Ernst doch entschieden sehr sympathisch anmutet. Freilich präsentiert sich dieser künstlerische Ernst in recht unzugänglicher Einkleidung. Als Strauß seinen ‚Zarathustra‘ schrieb, tauchte das Schlagwort von ‚vertonter Philosophie‘ auf, das dort jeder Begründung entbehrte, der Voglschen ‚Maja‘ gegenüber aber wohl am Platze wäre; denn die vom Komponisten im Anschluß an das Beersche Trauerspiel ‚Der Paria‘ verfaßte Dichtung entwickelt in förmlich lehrhaft-systematischer Weise auf dem Hintergrunde einer indischen Fabel die in der modernen Musikdramatik sattsam versierte Schopenhauersche Erlösungslehre mit ihrem Gegensatz von ‚amor‘ und ‚caritas‘, der sinnlich begehrenden und der entsagenden erlösenden Liebe, als deren Prophet am Schlusse des Ganzen Buddha erscheint. Auch die Musik entwächst bis ins Detail ihrer motivischen Gestaltung dieser philosophischen Grundlage. Im übrigen befleißt sich Vogls

Partitur einer im Rahmen des jungen Wagnernachwuchses nicht allzuhäufig anzutreffenden vornehmen Mäßigung in Entfaltung der modernen Klangmittel. Der Orchestersatz ist stets wirkungsvoll und charakteristisch, vermeidet aber vordringliche und grelle Effekte. Die Beschränkung des Farbenbildes auf eine gedämpft-zwielichtartige Tönung ist durch die fast ausschließlich im gleichen Stimmungsmilieu sich bewegende Dichtung bedingt. Zu einem sehr wirkungsvollen Kontrast erhebt sich demgegenüber aber der Schluß mit dem Auftreten Buddhas; da flutet es plötzlich wie hell strahlendes Licht der Erlösung in die düsteren Klangmassen herein, und auch der Goldglanz der Tenorstimme — der einzigen des ganzen Werkes — läßt die Lichtgestalt des gottgesandten Versöhnungshelden einem strahlenden Gestirn gleich aus dämmernder Nacht hervortreten. Die melodische Erfindung ist zwar hier wie auch sonst nicht eben von stark ausgeprägter Individualität, allein sie wirkt gleich der klanglichen Gestaltung stets mit vornehmer Charakteristik und weist in Orchester wie Singstimmen manch edelgeschwungene schöne Linienführung auf (namentlich in den ersten Szenen des zweiten Akts). Ein besonderes Wort verdient noch Vogls Chorbehandlung, die das Problem der dramatisch individualisierenden Vielstimmigkeit des Opernchors in sehr gelungener Weise gelöst hat. Ihre lebhafte Rhythmik wirkt um so günstiger, als die orchestrale Polyphonie im übrigen unter einer gewissen Monotonie, hervorgerufen namentlich durch einige typisch wiederkehrende Streicherfiguren, leidet. Das durch eine vortreffliche Aufführung begünstigte Werk wurde vom Münchener Publikum sehr warm aufgenommen, übte jedoch bereits bei der ersten Wiederholung nur eine geringe Anziehungskraft aus. Der philosophische Gehalt der Dichtung kann eben den vielfachen Mangel unmittelbarer Bühnenwirkung nicht ersetzen, der, von der Technik des Aufbaus ganz abgesehen, schon in dem unserem modern europäischen Empfinden eben doch sehr ferne liegenden, die reinmenschlichen Züge der Handlung fremdartig verschleiernden indischen Milieu des Stoffes seinen Grund hat.

Aus den Konzertsälen. Unter den ziemlich zahlreichen Novitäten, die der Schluß der winterlichen Musiksaison in unseren Konzertsälen noch brachte, verdienten einige größere Werke einheimischer Künstler besonderes Interesse. Zunächst ist da der Uraufführung einer neuen Sinfonie (E-dur) von A. Beer-Walbrunn zu gedenken. Das Werk hält sich in Technik wie geistigem Gehalt von der durchschnittlichen Himmelstürmerei der Modernen ferne. Eine sonnige Heiterkeit, ein poesievoller Hauch jener ruhigen Schönheit, die uns etwa in friedlicher sommerlicher Waldesnatur umfängt, liegt über diesen Tönen, in die nur vorübergehend einige schärfere Akzente kontrastierend hereinfallen. Daß die an intimen Schönheiten reiche Partitur technisch musterhaft gearbeitet ist, versteht sich bei einem Tonlehrer vom Range Beer-Walbrunns von selbst. Als in der Technik vortrefflich gelungen präsentierte sich auch ein neues Violinkonzert von Bleyle. Das Werk wird namentlich durch die äußerst ‚dankbare' Solopartie rasch das Herz aller Geiger gewinnen. Die melodische Erfindung an sich erscheint ja freilich nicht übermäßig bedeutend und originell, verliert sich gelegentlich in dem Streben nach eindringlicherer Wirkung (im Larghetto) auch ins gefährliche Gebiet süßlicher Sentimentalität. Aber im ganzen gibt sich das Werk doch in so gesunder künstlerischer Mache, daß es als erfreuliche Bereicherung der nicht eben zahlreichen Literatur seiner Gattung zu begrüßen ist.

Besonderes Aufsehen erregte endlich die Aufführung eines dramatischen Fragments des allzufrüh verstorbenen Münchener Meisters Ludwig Thuille. Der Künstler hinterließ die fertige Partiturskizze des ersten Aktes einer Legende ‚Der Heiligenschein', dessen Orchestration durch Walter Courvoisier mit pietätvollem Geschmack ausgeführt wurde. In dieser Fassung kam das in sich ziemlich geschlossene Bruchstück nunmehr zur Aufführung. Thuilles Musik weist eine ent-

schiedene Verstärkung jenes bereits in seinen früheren Opern unverkennbaren Eigentons auf, der ihn aus der Reihe der begabteren Wagnerepigonen scharf hervorhebt; außerdem wirkt sie besonders durch ihre vornehme Reife und Abklärung. Den tiefsten Eindruck hinterließ die in berückender Tonschönheit schwelgende Verklärungsszene, und von teilweise fast oratorienhafter Bedeutung sind einzelne Chorpartien. — Um die Aufführung der genannten Novitäten machte sich die musikalische Akademie unter Mottls Leitung verdient.

Dem Osterfest wurde in den Konzertsälen diesmal mit Aufführung der Bachschen ‚Johannespassion' durch die Gesellschaft für Chorgesang und des Lisztschen ‚Christus' in der Akademie Rechnung getragen. Namentlich die Wiedergabe des letzteren, hier nur selten gehörten Werkes gestaltete sich zu einem künstlerischen Ereignis. Freilich sind wir heute, wo der ‚Fall Liszt' bereits auf dem ruhigen historischen Beobachtungsstandpunkt angelangt ist, auch gegen die zweifellosen Schwächen seines Christusoratoriums nicht blind. Sie liegen namentlich in der allzu breiten Anlage gewisser stimmungsmalender Partien, wie der pastoralen Einleitung oder der Komposition des ‚Stabat mater speciosa', die in dem Bestreben, in die Tiefe zu gehen, das rechte Maß der dimensionalen Ausdehnung verloren haben. Pietätvolle Kürzungen wären darum im Interesse des Werkes selbst sicherlich nicht unangebracht. Es würden dann einzelne gewaltige Höhepunkte, wie die ‚Seligkeiten', das ‚Wunder', und vor allem das in seinem musikalischen Stimmungsreichtum einzig dastehende ‚Stabat mater dolorosa' um so stolzer hervortreten. Unter Mottls Leitung hinterließ die Aufführung, trotz einzelner technischer Defekte, gewaltigsten Eindruck.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

Die Hauptvertreter des ‚Paysage intime', die in dem gleichbetitelten Aufsatz einzeln gewürdigt werden, sollen in der Wahl unserer Bilder jeweils nach ihrer Eigenart verschieden charakterisiert erscheinen. Von den fehlenden fällt Diaz einigermaßen aus dem Kreis heraus, während Millet schon im Februarheft 1905 in Bild und Wort eingehend geschildert wurde. Besonders bezeichnende Corots hat das Januarheft 1906 schon enthalten.

Offene Briefe

Herrn Lehrer S. in K. Zur allseitigen Orientierung über die theoretischen und praktischen Fragen der Pädagogik empfehlen wir ihnen bestens die neue Zeitschrift ‚Pharus' (Verlag von L. Auer, Donauwörth). Die bisher vorliegenden vier Hefte enthalten eine Fülle zeitgemäß belehrender und orientierender Beiträge in übersichtlicher Stoffeinteilung. Es ist sehr erfreulich, daß wir in dieser katholischen Zeitschrift für die gerade jetzt so überaus wichtigen Erziehungsfragen ein erstklassiges Organ erhalten haben, das sofort bei Freund und Feind begründetes Ansehen gewonnen und erzwungen hat.

Berichtigung. Ein freundlicher Leser macht darauf aufmerksam, daß es im Märzheft S. 718 Zeile 16/17 v. u. irrtümlich ‚des Kaisers von Deutschland' heißt. Es ist klar, daß es sich hier nur um einen lapsus calami handelt, da es staatsrechtlich bekanntlich ‚des deutschen Kaisers' heißen muß.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten**, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



Leonardo da Vinci pinx. Heliogr. Kösel



Heilige Anna Selbdritt



Siebter Jahrgang Juni 1910

Lebenswirbel / Roman von Henryk Sienkiewicz

Gronski fuhr um Mitternacht vor der Einfahrt des Herrschaftshauses von Jastrzab vor. Im Hause schliefen schon alle außer dem alten Diener und dem jungen ‚Erben' Wladyslaw Krzycki, der mit dem Nachtmahl auf den Gast wartete und ihn sehr herzlich begrüßte, da sie trotz des Altersunterschiedes eine alte vertrauliche Freundschaft verband. Sie bestand seit jenen Zeiten, da Gronski als Universitätshörer den damals noch kleinen Gymnasiasten Krzycki mit einer gewissen väterlichen Freundschaft umgeben hatte. Später sahen sie einander häufig, und das nähere Freundschaftsverhältnis Gronskis mit der Familie Krzycki erlitt gar nie eine Unterbrechung.

Als sie sich nun nach der ersten Begrüßung im Speisezimmer befanden, da begann der junge Erbe von Jastrzab Gronski von neuem zu umarmen; nach einer Weile aber, als er ihn genötigt hatte, bei Tisch Platz zu nehmen, rieb er sich den letzten Schlaf aus den Augen, der ihn früher hatte hungern lassen, ermunterte sich vollständig und begann mit aufrichtiger Freude:

‚Ich bin äußerst beglückt darüber, daß wir Sie endlich in Jastrzab haben. Und wie auch die Mutter schon nach Ihnen Ausschau hielt!'

‚Was mich betrifft, ich beginne, so oft ich in Warschau bin, immer bei Ihnen, aber seit Ihrem letzten Aufenthalt bei uns sind schon ganze Jahre verflossen.'

Gronski fragte um das Befinden der Frau Krzycki und der jungen Geschwister Wladyslaws, dann sagte er: ‚Schon lange war ich nicht auf

dem Lande, weder bei euch noch sonst irgendwo. Im Sommer schickt man mich jährlich nach Karlsbad, und nach Karlsbad verliert man sich immer irgendwo im Westen. Überdies siedet es jetzt in Warschau wie in einem Kessel; täglich etwas Neues, und es ist schwer, sich von dem allem loszureißen.' —

Hierauf begannen sie über die öffentlichen Verhältnisse zu sprechen, was lange genug dauerte; dann lenkte Krzycki das Gespräch auf ihr Privatleben: ‚Haben Sie außer der Nachricht über Onkel Zarnowskis Tod auch den Brief der Mutter bekommen? Ich frage deshalb, weil ich zuerst die Trauernachricht sandte und die Mutter sich erst einen Tag später zum Schreiben entschloß.'

‚Ich habe ihn erhalten und bin deshalb hergereist. Ich muß dir aufrichtig gestehen, daß ich mich zum Leichenbegängnis deines Onkelchens nicht aufgemacht hatte. Es ist ja wahr, daß wir vor einem Jahre, als er zur Kur in Warschau weilte, einige Monate lang gemeinsam im Klub zu Mittag speisten, aber darüber hinaus hatten wir keine Beziehungen, obwohl man sich auch so wunderte, daß ein solcher Menschenfeind, der allen auswich, vor mir nicht auch ausriß. . . . Aber wie waren eure Beziehungen? — Waren sie bis zum Schluß kühl?'

‚Besser gesagt, es bestanden überhaupt keine. Er empfing niemanden und wollte niemanden sehen, nicht einmal seinen Pfarrer. Auf den Tod bereitete ihn der Kanonikus aus Olchow vor. Als er schon stärker verfiel, besuchten wir ihn in Rzeslewo, aber er empfing uns geradezu unhöflich. Die Mutter achtete darauf nicht und besuchte ihn weiter, obwohl er ihr manchen Verdruß bereitete. Ich für mein Teil bekenne, daß ich nicht mehr dort war und erst dann hinreiste, als er sich schon sehr schlecht befand.'

‚Hinterließ er ein großes Vermögen?'

‚Rzeslewo ist ein ungeheures Stück Erde, auf dem man überall wenigstens Zwiebel anbauen kann. Kein Heller Schulden. Er besaß seinerzeit auch ein Haus in Warschau, in das er die ganze Einrichtung aus Rzeslewo übertrug, die gar nicht minderwertig war. Wir dachten, daß er nunmehr ständig in der Stadt wohnen würde, aber er verkaufte später das alles, woraus ich schließe, daß er auch Bargeld hinterlassen mußte. Manche sagen — wie ja die Menschen gewöhnlich übertreiben —, daß es viele Hunderttausende beträgt. Das mag Gott wissen! — Das jedoch ist sicher, daß vieles blieb, denn er beerbte auch seine Brüder. Ich weiß nicht, ob Sie hörten, daß es ihrer drei waren. Einer kam noch als Student im Duell um in Dorpat, der zweite starb, auch noch jung, am Typhus, und Onkel Adam übernahm ihr ganzes Erbe.'

‚Er lebte wohl armselig?'

‚Er weilte aus Gesundheitsrücksichten viel in Warschau und im Aus-

land. Wie er dort lebte, das weiß ich nicht; aber nach seiner Rückkehr lebte er in Rzeslewo äußerst schlecht. Doch denke ich, mehr weil er ein Sonderling als weil er ein Geizhals war, denn geizig war er nicht. Übrigens werden Sie es nicht glauben wollen, wie dort der Gutshof aussieht und wie alles vernichtet und verwahrlost ist. In allen Zimmern dringt die Nässe durch das Dach; und wenn irgendwelche unverhoffte Gäste oder unbekannte Verwandte zum Leichenbegängnis zugereist kämen, müßte ich sie nach Jastrzab bitten, denn ich wüßte nicht, wo sie dort wohnen sollten.'

‚Kennst du irgendwelche weitere Verwandte?'

‚Das sind eben Frau Otocka mit der Schwester, Dolhanski, der sicher kommen wird, und wir. Von anderen hörte ich nichts, doch können sie sich finden, denn in Polen sind alle verwandt. Die Mutter behauptet, wir seien am nächsten verwandt, aber in Wahrheit sind wir es auch nicht sehr, denn der Verstorbene war bloß ein angeheirateter Cousin der Mutter.'

‚Und Frau Otocka und Fräulein Marynia?'

‚Fragen Sie die Mutter. Gestern setzte sie mir das eine Stunde lang auseinander, was ein gewisser „jemand", geboren von „jemand", wenn er einen gewissen „jemand" heiratete, und die Schwester dieses „jemand" wieder einen gewissen „jemand" zum Manne nahm, für den Verstorbenen bedeutete. Ich konnte mich darin nicht zurechtfinden. Diese Damen werden morgen um 1 Uhr da sein und mit ihnen eine Engländerin, ihre Freundin.'

‚Ich weiß, sie sagten es mir in Warschau, ohne zu wissen, daß sie auf ein Leichenbegängnis treffen würden. Aber diese Engländerin spricht beinahe so wie jeder von uns polnisch.'

‚Und woher?'

‚Ihr Vater hatte eine Fabrik, in der er viele polnische Arbeiter beschäftigte. Das Fräulein hatte als Kind eine polnische Kinderfrau, und dann lehrte sie auch irgend ein Emigrant polnisch.'

‚Daß sie dazu Lust hatte?'

‚Ja, unter den Engländern gibt's viele Originale, und dieser Herr Anney war eines im Hinblick darauf, daß er sich als Devise wählen hätte können: „Causas non fata sequor" — so wie Lord Dudley, denn gleich diesem liebte er Polen, die polnische Geschichte und die polnische Bevölkerung. Die Arbeiter empörten sich zeitweise gegen ihn und bereiteten ihm Unannehmlichkeiten, aber er ließ sich dadurch nicht abschrecken, gründete ihnen Schulen, ließ ihnen Priester kommen, beschirmte ihre Waisen 2c. 2c.'

‚Ein wackerer Mann. Ist Fräulein Anney hübsch? Jung?'

‚Im Alter der Frau Otocka — ein Jahr jünger oder älter; sie lieben einander sehr. Wie lange sahst du Frau Otocka und Marynia schon nicht?'

‚Sechs Jahre ungefähr. Frau Otocka war noch nicht verheiratet, und Fräulein Zbyltowska war noch ein etwa 10jähriges Kind und ging im knie-

freien Kleidchen. Ich erinnerte mich bloß deshalb an sie, weil sie damals schon Geige spielte und weil man sie als Wunderkind betrachtete. Meine Mutter näherte sich ihnen letztes Jahr in Krynica — und war äußerst entzückt über sie. Sie wünschte durchaus, daß ich diesen Winter meine Bekanntschaft mit ihnen erneuere, aber sie verreisten für den Winter aus Warschau. Schon damals hieß sie mich die Damen in ihrem Namen nach Jastrzab bitten, und jetzt, ein paar Tage vor des Onkels Tod, bat sie sie brieflich, auf längere Zeit zu uns zu kommen. Vor kurzem erhielten wir ein Telegramm, daß sie kommen. Sie sind wohl sehr befreundet mit ihnen?'

‚Außerordentlich und von ganzem Herzen,' erwiderte Gronski.

‚Ich möchte mit Ihnen nämlich ein wenig über sie sprechen, aber vielleicht lieber morgen, weil es schon spät ist und Sie eine Reise hinter sich haben.'

‚Ich habe im Coupé geschlafen, und von der Station zu euch ist nicht weit. Überdies habe ich die üble Gewohnheit, mich niemals vor 2 Uhr niederzulegen.'

Auf Krzyckis Antlitz zeigte sich ein wenig Besorgnis. Er schenkte sich ein Gläschen Wein ein, leerte es und sagte:

‚Die Sache ist ziemlich heikel. Sehen Sie, ich bin fast sicher, daß die Mutter sich einen Plan zurechtgelegt hat. Vielleicht hat sie darüber schon an Sie geschrieben, und wenn nicht, so wird sie mit Ihnen darüber sprechen, weil es ihr sehr um Ihre Meinung und gegebenenfalls auch um Ihre Hilfe zu tun ist. Mehreremals schon hat sie mich so bei Gelegenheit an Ihren Einfluß auf Frau Otocka erinnert. Und ich bin davon überzeugt; denn Sie üben auf alle Einfluß aus, meine Mutter nicht ausgeschlossen. Aber eben deshalb möchte ich Sie um eines bitten.'

Gronski blickte auf den jungen Edelmann und dann auf den Diener, als wollte er sagen: ‚Und wozu dieser Zeuge da?'

Krzycki verstand und sprach:

‚Er ist sehr schwerhörig, wir können also frei sprechen; er wird schnaufen, weil er Asthma hat.'

Dann redete er weiter:

‚Die Mutter möchte mich schon seit zwei Jahren durchaus verheiraten, also ist sie geschäftig, schreibt Briefe, schickt mich jeden Winter nach Warschau, und ich bin sicher, daß sie auch im letzten Jahre nicht so sehr ihrer Gesundheit halber, — sie hält sich ja Gott sei Dank nicht schlecht, — als deshalb in Krynica war, um unter den jungen Damen Umschau zu halten und etwas ausfindig zu machen. Aber diese unsere sogenannten Cousinen bezauberten sie so, daß sie, wie ich vermute, mit fertigem Plan zurückkehrte —'

‚Ich muß dir vor allem sagen,' unterbrach Gronski, ‚daß ihr, falls

es sich um Fräulein Marynia handelt, euer Gebäude auf Sand baut, denn erstens ist sie 16 Jahre alt, zweitens fährt sie Ende Herbst wieder nach Brüssel ins Konservatorium, und drittens gehört ihre ganze Seele der Geige und wird wahrscheinlich auch immer dort bleiben.'

‚Meinetwegen! Sie sagen: „Ihr baut" — und ich baue nicht bloß nichts, sondern wollte lieber auch die Mutter daran hindern, denn es wird ihr später hart sein. Übrigens ist mein teures Mütterchen das beste in der Welt, und es ist ihr sicher vor allem darum zu tun, daß ich eine gute, ehrenhafte Frau bekomme, aber sie wünschte doch, daß meine Zukünftige einer griechischen Statue nicht allzu ähnlich sei?'

‚Was also?'

‚Sie geht also — nicht auf Fräulein Marynia, sondern nur auf eine ideale, aber zugleich reiche junge Witwe aus, während ich mich damit durchaus nicht einverstanden erklären würde.'

‚Ich will dir eine Anekdote aus Litauen erzählen, derzufolge eine Frau einem Bauern, der versicherte, daß er den Herrn nicht fürchte, antwortete: ‚Weil du ihn nicht gesehen hast!' — Also: entweder hast du Frau Otocka nicht von Angesicht zu Angesicht geschaut, oder du hast vergessen, wie sie aussieht.'

Aber Krzycki wiederholte:

‚Um keinen Preis! Wenn sie auch wie ein Heiligenbild aussähe!'

‚Bist du vielleicht in jemand andern verliebt?'

‚Sie haben mich doch noch vergangenen Winter mit Fräulein Rosa Stabrowska geneckt, — und ich bekenne, daß sie mir sehr ans Herz wuchs. Aber ich erlaubte es mir nicht, mich in sie zu verlieben, denn ich weiß, daß die Eltern mir sie nicht gegeben hätten. Ich bin für sie nicht vermögend genug und werde es auch nicht sein. Deshalb floh ich schon vor dem Schluß des Karnevals aus Warschau, ich wollte unser Leben nicht durch ein hoffnungsloses Gefühl vergiften, weder mir noch ihr, wenn sie mich liebgewonnen hätte.'

‚Und im Falle eines Testamentes zu deinen Gunsten? Du würdest dich dann — als gewesener Ulane — geradewegs in die Flammen stürzen? Nicht wahr?'

‚Gewiß, aber weil ich darauf nicht zähle und weil es auch gar nicht der Fall sein wird, so ist darüber nicht zu reden.'

‚Du sagtest doch, du wolltest mich um etwas bitten. Womit kann ich dir also dienen?'

‚Ich wollte Sie bitten, die Mutter in ihren Absichten auf Frau Otocka nicht zu bestärken.'

‚Wie sonderbar du bist! Wenn die Mutter sieht, daß es dich zu ihr nicht hinzieht, wird sie doch selbst ihren Plänen entsagen.'

‚Ja, aber ein wenig Bedauern über sich und über mich wird ihr bleiben. Der Mensch liebt es nun einmal nicht, daß seine Pläne ihm nicht glücken, und Mütterchen ist ohnedies ewig voll Sorgen, obgleich häufig ohne Grund, denn schließlich droht uns kein Unglück. Aber sie hat so viel Vertrauen zu Ihrem Verstand, daß sie auf den Gedanken verzichtet, wenn Sie es ihr erklären, daß dies besser sei. Man müßte es nur so anstellen, daß es ihr schiene, sie sei selbst darauf gekommen. Und ich weiß, daß Sie das Richtige treffen, und rechne auf Ihre Freundschaft!'

‚Mein Wladek,' sagte Gronski, ‚ich habe darin weniger Erfahrung und verstehe deshalb davon auch weniger als eure erste beste Nachbarin. Im Brief deiner Mutter ist Wort für Wort derselbe Ausdruck gebraucht: daß sie auf meine Freundschaft zähle. Demgegenüber bleibt mir nur eines, mich auf nichts einzulassen, umsomehr als ich — ich sage dir das ganz aufrichtig — mit Frau Otocka ebenso eng befreundet bin wie mit euch. Betrachte ich aber die Angelegenheit von der anderen Seite, so sieht es sogar sonderbar aus, daß man hier über Frau Otocka redet — ohne Frau Otocka. Deine Mutter darf wohl denken, daß jede Frau deine Hand ohne Zögern ergreift, wenn du sie nur nach ihr ausstreckst, — aber du nicht. . . . Du wehrst dich ja dagegen, als ob alles bloß von dir abhinge, und ich versichere dich, daß es sich keineswegs so verhält und daß Frau Otocka sehr wählerisch sein wird, wenn sie sich einmal entschließt, zu heiraten.'

‚Sie haben ganz recht,' erwiderte Krzycki, ‚aber ich bin doch weder so dumm noch so eitel, daß ich denken sollte, die Sache hinge nur von mir ab, und wenn ich mich nicht entsprechend ausdrückte, so war es nur darum, weil ich an die Mutter und an mich dachte und keineswegs an Frau Otocka. Mir liegt daran, daß die Mutter mich nicht dazu zu bringen sucht, daß ich mich um sie bemühe; übrigens bin ich ja fest überzeugt, daß ich einen Korb erhalten würde.'

Grònski maß daraufhin die schöne Jünglingsgestalt mit seinen Blicken und erwiderte mit einem gewissen wohlwollenden Tadel:

‚Gut denn, obwohl ich nicht weiß, ob du aufrichtig sprichst, denn Leute wie du haben, der Teufel weiß warum, viel Glück bei den Frauen — und wissen das ausgezeichnet. Aber was hast du gegen Frau Otocka? Du kennst sie doch fast nicht. Und ich muß dir sagen, daß diese beiden Damen von so hoher Art sind, wie man es selten findet.'

‚Ich glaube es gern, aber erstens ist Frau Otocka im ganzen drei Jahre jünger als ich, das heißt, sie ist vierundzwanzig, und zweitens ist sie Witwe.'

‚Du hast also eine Abneigung gegen Witwen?'

‚Ja, ich bekenne es! Die Ehe soll mir alles bieten, was sie bieten kann, und die Ehe mit einer Witwe bietet mir das nicht. Eine Witwe!

Zu denken, daß eine Witwe jedes Wort, das ein Mädchen mit Erröten aus tiefstem Herzen hervorhaucht, schon einmal jemandem sagte, — daß das, was beim Mädchen gleichsam ein Liebesopfer ist, — bei der Witwe bloß Wiederholung ist! . . . Nein! Ich danke für eine Blume, die einer schon früher berupft hat. Das Glück erbt man nicht unter der Nachlassenschaft, noch nimmt man es aus zweiter Hand. Nicht bloß die Ehe, sondern auch die Liebe soll mir alles bieten, was sie zu bieten vermag, — wenn nicht, so ziehe ich es vor, ein alter Junggeselle zu werden.‘

‚Mein Lieber,‘ erwiderte ihm Gronski, ‚zwischen dem Herzen und einem Beutel voll Geld ist doch ein starker Unterschied. Wenn du das Geld einmal ausgibst, hast du es nicht mehr, das Herz aber ist ein lebendes Organ, das sich erneut und neue Kräfte hervorbringt.‘

‚Kann sein, — in jedem Falle bleibt doch die Erinnerung an die Vergangenheit. . . . Übrigens will ich damit keine allgemein gültigen Theorien aufstellen, sondern bloß meine persönliche Ansicht aussprechen. Ich könnte mich nun einmal in keine Witwe verlieben, und ich will in meine Frau doch wenigstens ein bischen verliebt sein. Was werde ich sonst im Leben haben? Die Wirtschaft? — Gut! Ich bin Landmann und damit zufrieden, bis zum Tode zu pflügen und zu säen. Aber wer da glaubt, daß das Glück und Ruhe geben kann, hat geradezu keine Ahnung davon, was für eine Menge Sorgen, Bitterkeit, Kummer, Enttäuschungen es mit sich bringt, sich herumzuzanken und zu mühen mit dem schlechten Willen der Leute und der Natur. Es gibt ja in der Tat hellere Augenblicke, aber weit öfter muß man geradezu gegen den Ekel ankämpfen. Da wünsche ich mir wenigstens das eine, daß ich gern aus dem Feld und aus den Stallungen nach Hause heimkehre, daß mich dort irgend ein Mündchen erwartet, das ich küssen möchte, und Augen, in die ich schauen möchte. Ich will auch jemanden haben, dem ich das, was in mir das Beste ist, hingeben könnte. Und ich rede darüber nicht wie ein Romantiker, sondern wie ein nüchterner Mensch, der die Ausgaben und Einnahmen nicht bloß in der Wirtschaft, sondern auch im Leben zu registrieren versteht.‘

Gronski dachte, daß jedes volle Männerleben in der Tat ein doppeltes Antlitz aufweisen müsse: eines mit gefalteter Stirn und dem Ausdruck angestrengten Nachdenkens, den Aufgaben der Menschheit zugewandt, das andere ruhig und friedlich beim häuslichen Herd.

Er sagte: ‚Ja, dieses Haus gefällt mir wohl auch als Zufluchtsstätte vor den Sorgen und das „Mündchen“ darin als Anziehungskraft.‘

Krzycki lächelte und zeigte dabei seine gesunden, leuchtenden Zähne; er antwortete fröhlich:

‚Ach, und wie es mir erst gefällt, . . . so daß meine Seele darnach schreit!‘

Und beide begannen zu lachen.

‚Aber,‘ sagte Gronski, ‚man muß reichlich Glück haben, um das zu finden, und hinreichend viel Mut, um es zu erwerben.‘

Krzycki drängte sich plötzlich die Erinnerung an einen Ball in Warschau auf, an Fräulein Rosa Stabrowska, ihre traurigen Augen und ihre weichen, halb noch kindlichen Arme, die aus dem Tüll wie aus einer schäumenden Wasserwoge hervorlangten; er seufzte darum leise.

‚Bisweilen braucht man auch dazu Mut, um sich selber Zügel anzulegen,‘ sagte er.

Eine ganze Weile hörte man im Zimmer nur das regelmäßige Tick-Tack der in einem kastenartigen Gehäuse eingeschlossenen Uhr und das Stöhnen des asthmatischen Dieners, der an die Kredenz gelehnt schlummerte.

Die Zeit war bereits vorgerückt; Gronski stand daher auf und sagte — eine momentane Versonnenheit abschüttelnd — gleichsam im Selbstgespräch: ‚Und die Damen kommen morgen an . . .‘

Dann fügte er mit gewisser Traurigkeit hinzu:

‚Ach! In deinen Jahren darf man sich noch keine Zügel anlegen.‘

II.

In der Tat kamen die Damen am nächsten Tage gegen Mittag in Jastrzab an und gleich nach ihnen Dolhanski, der sich jedoch auf dem Wege mit ihnen nicht gesehen hatte, da er in einem andern Coupé gefahren, auf der Station vollauf mit der Übernahme des Gepäckes beschäftigt und in einem Extrawagen angekommen war. Die Gäste trafen Krzycki nicht daheim. Da auf ihm die ganze Last des Begräbnisses und aller damit verbundenen Sorgen ruhte, fuhr er zu früher Stunde nach Rzeslewo. Der Beginn des Leichenzuges war für drei Uhr bestimmt. Wladyslaws Mutter fuhr zur Kirche von Rzeslewo mit Frau Otocka, mit Fräulein Marynia Zbyltowska und mit ihrer Freundin Fräulein Anney. Im zweiten Wagen kamen Gronski und Dolhanski an, und der dritte brachte endlich die jüngeren Geschwister Krzyckis, die 11jährige Hanusia und den ein Jahr jüngeren Stas mit der französischen Bonne und dem Hofmeister Laskowicz. Frau Krzycka brachte ihren Sohn ihren Verwandten wieder in Erinnerung und stellte ihn Fräulein Anney vor, aber er hatte kaum Zeit, sie zu begrüßen und sie flüchtig anzusehen, sogleich rief man ihn in einer Angelegenheit ab, die sich auf die letzten Anordnungen des Leichenzuges bezog.

Die Damen stiegen aus dem Wagen, konnten sich jedoch kaum in die Kirche zwängen, obwohl man ihnen den Weg bahnte, denn in der Kirche und im Umkreis innerhalb der Einfriedung herrschte ungewöhnliches Gedränge. Der Großgrundbesitz war freilich nur sehr spärlich vertreten, da der verstorbene Zarnowski mit niemandem gelebt hatte und überdies außer

Jastrzab, Gorki und Wiatrakow keine Höfe mehr in der Umgebung lagen, — dafür standen die Bauern aus Rzeslewo wie ein Mann mit Weib und Kind da. Der Grund hierin war darin zu suchen, daß sich unter ihnen — man wußte nicht woher — die Nachricht verbreitet hatte, der Verstorbene hätte ihnen das ganze Vermögen verschrieben. Eine ziemlich zahlreiche Menge stand auch außerhalb der Planken, und ihre lauten Gespräche und gespannten Mienen erzählten von dem Eindruck, den die Nachricht von der Verschreibung auf sie gemacht hatte.

Nach Absingung der Grabgesänge und nach einer ziemlich langen Andacht zeigten sich in der Türe zuerst das Kreuz und dann die weißen Chorröcke der Geistlichen, nach denen man den Sarg heraustrug. Der Leichenwagen stand bereit da, aber die Bauern nahmen den Sarg, weil sie an das Testament glaubten, auf ihre Schultern, um ihn auf den eine Werst entfernten Friedhof zu tragen, auf welchem sich die Gräber der Familie Zarnowski befanden. Gronski reichte der Frau Krzyda den Arm, Dolhanski der Frau Otocka; dem Wladyslaw aber, der sich jetzt erst ihnen anschließen konnte, fiel das hellhaarige Fräulein Anney zu. Nach einer Weile setzte sich der Kondukt langsam dem Friedhof zu in Bewegung. Aus dem Schatten der um die Kirche gepflanzten Linden schob er sich bald auf den sonnbestrahlten Feldweg vor und zog sich in langer Reihe auf ihm hin. An der Spitze schritt die Geistlichkeit; hinter ihr wiegte sich hoch auf den Schultern der Bauern der Sarg, knapp dahinter folgten die Verwandten und die Gäste und weiter eine Schar grauer Bauernröcke und grelle gelb und rot gefleckte Frauentücher, die sich schreiend vom Frühjahrsgrün des jungen Getreides abhoben. Die Kirchenfahnen mit den Totenköpfen und den Heiligenbildern flossen zuweilen schwer dahin im goldnen Luftstrom, bisweilen blähten sie sich knarrend auf, wenn der Wind auf sie losfuhr. So zogen die Menschenmassen in der Sonne leuchtend den Pappeln zu, die den Friedhof beschatteten. Von Zeit zu Zeit wurde der Gesang der Priester hörbar, der plötzlich und mit großer Trauer hertönte.

Näher beim Friedhof angelangt begannen die Bauern ihre Litanei, und die Frühlingslüfte erfaßten diese polnischen und lateinischen Gesänge und trugen sie zugleich mit dem Geruch der unaufhörlich verlöschenden Kerzen und mit dem harzigen Duft der Fackeln in die Forste und Wälder.

Krzycki, der Fräulein Anney führte, merkte, daß ihre auf seinen Arm gestützte Hand sehr stark zitterte. Doch dachte er sich, daß sie die Hand sicherlich durch das lange Halten des Sonnenschirmes auf dem Wege von Jastrzab nach Rzeslewo ermüdet habe, und beachtete das weiter nicht. Auch ging er, überzeugt davon, daß eine Begräbnisfeierlichkeit von der Verpflichtung, ein gewöhnliches gesellschaftliches Gespräch zu beginnen, befreie, schweigend neben ihr her. Er war müde und hungrig. In ungeordneter

Folge dachte er bald an Onkel Zarnowski, bald daran, daß er innerlich über seinen Tod keine Trauer empfinden könne, über das Begräbnis, die neu zugereisten Cousinen und die gestrige Unterredung mit Gronski. Von Zeit zu Zeit blickte er zerstreut auf das Feld daneben und stellte halb bewußt fest, daß die Wintersaat sowie auch das Frühjahrsgetreide auf dem fruchtbaren Acker von Rzeslewo ausgezeichnet zu gedeihen versprächen — und erst nach Verlauf eines gewissen Zeitraums erinnerte er sich, daß er sich doch auch mit seiner Gefährtin ein wenig beschäftigen sollte.

Nach einigen heimlichen Blicken auf sie erwachte in ihm die Neugierde, die früher durch Ermüdung, Hunger und üble Laune abgestumpft gewesen war. Die Nähe des jungen Weibes — das, wie er merkte, schön gewachsen war, begann auf ihn zu wirken. Es erschien ihm zuerst sonderbar, daß er eine Engländerin über die Landstraße von Rzeslewo führe, die weiß Gott woher kam, und dann, daß er sie vor einer Weile noch gar nicht gekannt hatte, jetzt aber die Wärme ihrer Arme und Hände spüre. Er machte auch die Bemerkung, daß diese in den Handschuh gepreßte Hand zwar wohlgeformt sei, aber durchaus nicht klein, und dachte, daß die englischen Sports daran schuld seien: Tennis, Rudern, Schießen &c. ‚Unsere Polinnen', sagte er sich, ‚sehen anders aus.' — Und noch vom Gedanken an die englischen Sports beeinflußt, schien es ihm, daß diese vornehm gekleidete Gestalt eine sehr merkwürdige Kraft, Frische und Energie verrate. Die Gefährtin begann nun sein regeres Interesse in Anspruch zu nehmen. Da er mit ihr Arm in Arm ging, konnte er nur ihr Profil sehen, auf das er immer häufiger seine Aufmerksamkeit lenkte — und seinen genaueren Beobachtungen zufolge mit immer größerer Neugierde. Im ersten Augenblick gab er nur zu, daß sie eine stattliche Persönlichkeit von besonderer Frische sei, aber bald darauf gestand er sich folgendes: ‚Sogar sehr stattlich und, offen gesagt, hübscher als Frau Otocka und dieser „Kobold", — der kniefreie Kleider trägt und dessen Seele nach Gronskis Ausspruch — in der Geige lebt und webt.' Doch war das, streng genommen, nicht wahr, denn Frau Otocka, eine schlanke Brünette mit dem Ausdruck einer Blondine, war ein vornehmerer und rassigerer Typus, und der „Kobold" hatte geradezu ein Engelantlitz. Wenn man jedoch damals in der Sache geheim hätte abstimmen lassen, hätte Krzycki — vielleicht aus Widerspruchsgeist gegen die Absichten der Mutter — für Fräulein Anney gestimmt.

Nach einer gewissen Zeit schien ihm auch Fräulein Anneys Blick verstohlen auf ihn gerichtet zu sein, er beschloß also, sie darauf zu ertappen und begann offenkundiger seine Blicke auf sie zu lenken. Aber das, was er sah, erregte sein Staunen im höchsten Grade. Denn über die Wangen der jungen Engländerin rannen Tränen, eine nach der andern. Die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, als wollte sie ihre Erregung hemmen, und die Hand, die auf seinem Arm lag, zitterte unaufhörlich.

,Entweder ist das übertriebene Empfindsamkeit,' dachte Krzyсki, ,oder es sind zerrüttete englische Nerven. Zum Teufel auch, weshalb sollte sie den Tod eines Menschen beweinen, den sie niemals im Leben gesehen hat? Außer sie hat sich an das Begräbnis ihres Vaters oder eines nahen Verwandten erinnert.'

Fräulein Anney sah jedoch gar nicht wie ein nervenschwacher Mensch aus. Nach einer gewissen Zeit ging auch ihre Erregung vorbei; sie begann nur mit so besonderem Interesse und mit solcher Aufmerksamkeit die Menschenmassen, die Gegend, die Felder und die entfernten Waldstreifen zu betrachten, als wollte sie sich das alles ein für allemal einprägen.

,Sie hätte ihren Kodak mitnehmen sollen,' dachte Krzycki. Sie waren schon in der Nähe des Friedhoftores. Aber inzwischen erhob sich ein Sturm, stärker als die früheren Winde, flog wie ein plötzlicher Schatten über das grünende Wintergetreide, wirbelte auf dem Wege eine Staubwolke auf, löschte die Kerzen der Bruderschaft aus, die vorher noch nicht ausgelöscht waren, und umwand Krzyckis Hals mit dem langen Schleier des Fräulein Anney.

Da ließ sie seinen Arm los und sagte, ihn der Fesseln entledigend, auf polnisch mit ganz unmerklichem fremden Akzent:

,Verzeihen Sie. Der Wind . . .'

,Tut nichts,' erwiderte Wladyslaw. ,Aber wollen Sie vielleicht in den Wagen steigen, denn die Stöße des Sturmes werden wirklich immer häufiger.'

,Nein, danke,' sagte sie. ,Es scheint schon ganz nahe zu sein. Ich werde bloß allein gehen, da ich den Schleier und das Kleid halten muß.'

Während dieser Unterredung standen sie sich eine Weile gegenüber, aber obwohl das nur kurze Zeit dauerte, so machte Krzycki doch neue Entdeckungen. Denn er stellte nicht bloß das fest, daß Fräulein Anney wirklich sehr hübsch sei und zu ihrem blonden Haar einen äußerst durchsichtigen Teint besitze, sondern überdies, daß ihre blauen Augen beim Blick nicht zwei gesonderte Strahlen versandten, sondern vielmehr nur einen sanften, himmelblauen und ein wenig gedämpften Streifen.

Krzycki konnte sich im Augenblick keine Rechenschaft darüber geben, worin der eigenartige, sonderbare Zauber dieses Blickes lag, doch fühlte er ihn mit aller Stärke.

Inzwischen waren sie beim Friedhof angekommen. Alle machten beim Tore Halt, um ein kurzes Gebet zu sprechen, dann schob sich der Leichenzug vorwärts durch die vom Wind gewiegten Pappeln und die mit üppigem, über die Kreuzlein emporschießendem Gras bewachsenen Grabhügel, in denen die Bauern aus Rzeslewo schliefen. Die Gruft der Familie Zarnowski befand sich in der Mitte. In ihrer Vorderwand war eine Öffnung zu sehen, die zum Empfang des neuen Familiengliedes ausgehauen

worden war. Seitwärts sah man zwei Maurer in weiß angespritzten Schürzen, zu deren Füßen ein Eimer mit Zementmörtel und eine Anzahl frischer Ziegel standen.

Man stellte den Sarg auf den Sand nahe zur Öffnung hin, und die Geistlichkeit begann ihre langen Gesänge. Ihre Stimmen hoben und senkten sich wie Meereswogen in wiegendem, schläfrigem Rhythmus, den das Rauschen der Pappeln, das geräuschvolle Auffliegen der Fahnen im Winde und das leise Summen der von den Bauern fast mechanisch hergesagten Gebete begleiteten. Dann begann der Pfarrer von Rzeslewo seine Rede, aber, da er mit dem Verstorbenen nicht gut gelebt hatte, empfahl er ihn darin eher der göttlichen Barmherzigkeit, als daß er ihn gelobt hätte. Ringsum sah man die Gesichter der Verwandten Zarnowskis, die ernst und der Feierlichkeit des Augenblicks entsprechend gesammelt, aber nicht schmerzgebrochen und verweint, eher gleichgültig mit dem Ausdruck ungeduldiger Erwartung, ja sogar auch der Langeweile dreinsahen. Auch der Sarg schien nur auf die Beendigung der Zeremonie zu warten, als ob er es eilig hätte in diesen Keller und in diese Finsternis zu gelangen, für welche er eben bestimmt war. Doch begannen sich nach der Rede von neuem Gesänge über ihm zu wiegen. Von Zeit zu Zeit verstummten sie, dann hörte man nur das Heulen des Sturmes in den Pappeln. Am Schluß intonierte eine hohe, fast durchdringende Stimme: ‚Requiem aeternam‘ — und fiel plötzlich in sich zusammen wie eine vom Wind aufgewirbelte Staubwolke — aber nach augenblicklichem Schweigen tönte voll lindernder Milde: ‚Ewige Ruhe‘ — und die Feier war beendet.

Auf den Sarg warf jeder eine Handvoll Sand, dann schob man ihn in die Öffnung, die die Maurer hierauf zuzumauern begannen, indem sie einen Ziegel auf den andern legten und sie mit Kalk verschmierten.

Die Scheidewand, die ein für allemal Herrn Zarnowski von der Welt und vom Lichte trennen sollte, wuchs mit jeder Sekunde. Die Scharen der Landbevölkerung verließen allmählich den Friedhof. Der Frau Krzycka näherten sich die Nachbarinnen aus Gorki: Frau Wlocka, eine bejahrte, pathetisch angelegte Dame mit ihrer nicht mehr jungen Tochter, die sich verpflichtet fühlten, einige ‚Trostesworte‘ auszusprechen, die von niemandem erwartet wurden und ganz unnötig waren. Gronski begann ein Gespräch mit Wladyslaw:

‚Blick hin,‘ sagte er leise, der Arbeit der Maurer zusehend. ‚Noch einige Ziegel — und dann, wie Dante sagt, aeterna silenza. Kein Schmerz und keine Träne, und niemand wird ausschließlich um seinetwillen hierherkommen. Auch mich erwartet ein ähnliches Los, und du denk daran, daß man alte Junggesellen so begräbt. Deine Mutter hat recht, wenn sie dich verheiraten will.‘

Krzydi antwortete: ‚Der Verstorbene war aber nicht bloß ein alter Junggeselle, sondern auch ein Menschenfeind, und ist das nicht schließlich alles eins?‘

‚Nach dem Tode sicher. Aber wenn man bei Lebzeiten daran denkt, keineswegs. Vielleicht ist dieses Sehnen, nach dem Tode betrauert zu werden, unlogisch und dumm — aber es ist doch da.‘

‚Woher das wohl kommt?‘

‚Aus dem gleicherweise unklugen Wunsche, sich selbst zu überleben. Sieh, die Arbeit ist nun vollendet und Zarnowski eingeschlossen. Gehen wir!‘

Beim Tor ließ sich der Lärm der vorfahrenden Wagen hören. Die Gesellschaft begab sich zum Ausgang. Die Damen gingen jetzt, eine Gruppe bildend, voran, die Geistlichen und die Herren folgten ihnen mit Ausnahme Dolhanskis, der mit der Engländerin plauderte.

Plötzlich wandte sich Krzydi zu Gronski und fragte: ‚Wie lautet der Vorname des Fräulein Anney?‘

‚Solange wir auf dem Friedhof sind, könntest du an anderes denken. Sie heißt Agnes.‘

‚Ein schöner Name.‘

‚Der in England ziemlich häufig ist.‘

‚Ist sie reich?‘

‚Auch diese Frage könntest du aufschieben, aber wenn du es eilig hast, frage Dolhanski. Er weiß solche Dinge am besten.‘

‚Ich frage eben deshalb, weil ich ihn neben ihr sehe und dabei höre, daß er bemüht ist, sich englisches Wesen anzueignen.‘

‚Ein um seiner selbst willen geübtes Kunststück, denn er hält sich an Frau Otocka.‘

‚Ach?!‘

‚Ebenso lange schon als erfolglos. Denn, siehst du, es ist sogar noch schwer, genau zu wissen, wieviel Fräulein Anney besitzt, während das Testament, das der selige Direktor Otocki zugunsten seiner Frau machte, genau bekannt ist.‘

‚Ich hoffe, daß mein schönes Cousinchen ihm einen Korb geben wird.‘

‚Der die schöne Sammlung vermehren wird. Und was sagst du nun zu deinen Cousinen?‘

‚Nun . . . Frau Otocka . . ., die schon, ja. Beide haben, wie die Galizier sagen, „etwas Nobles“ an sich. Aber Fräulein Marynia ist noch ein reines Kind.‘

Gronski ließ seine Blicke über die schlanke Gestalt des vor ihnen gehenden jungen Mädchens gleiten und sagte: ‚Das ist so ein Kind, das ebensogut in der Luft fliegen könnte, wie es auf Erden wandelt.‘

‚Ein Flugapparat, oder was sonst?‘

‚Ich teile dir warnend mit, daß sie der Gegenstand meiner größten Anbetung ist.'

‚Ich hörte davon. Das weiß man schon.'

‚Nur weiß man nicht, daß diese Anbetung keine rote, sondern himmelblaue Farbe trägt.'

‚Das ist mir nicht gerade verständlich.'

‚Wenn du sie näher kennen lernst, wirst du mich verstehen.'

Krzycki, den Fräulein Anney mehr interessierte, wollte das Gespräch wieder auf sie lenken, aber inzwischen gingen sie schon aus dem Tore, vor dem die Pferde warteten. Der junge Mann brachte die Damen zum Wagen, dabei blickte er nochmals in den hellblauen Streifen der ihm auf einen Augenblick zugewandten Augen der Engländerin. Bei der Abfahrt fragte ihn die Mutter, ob er alle Angelegenheiten des Begräbnisses erledigt habe und ob er gleich nach Jastrzab heimkehre.

‚Nein,' sagte er. ‚Ich verabredete mit dem Pfarrer, daß er mir erlaube, die Geistlichkeit auf den Pfarrhof zu bitten, und muß sie dort empfangen. Aber ich begrüße sie bloß, esse etwas und rede mich dann mit den Gästen aus, um möglichst schnell heimkehren zu können.'

Dann verbeugte er sich vor den Damen, zog sich vom Wagen etwas zurück, warf einen Blick auf den in die Deichsel eingespannten Braunen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, und rief: ‚Abfahrt!'

Die Wagen fuhren auf demselben Weg, den früher der Trauerzug genommen hatte. Von den vornehmeren Teilnehmern der Leichenfeier blieb außer Wladyslaw nur Dolhanski, der als Verwandter des Verstorbenen sich ebenfalls verpflichtet fühlte, die Geistlichkeit, die beim Begräbnis anwesend gewesen war, zu empfangen, und außerdem noch andere Gründe hatte, weshalb er beschloß, Krzycki Gesellschaft zu leisten. Kaum waren sie in den leichten offenen Wagen gestiegen, als er sich schon unter den Bauern umzusehen begann, die noch hier und dort in Gruppen standen, dann fragte er: ‚Und wo ist der Notar Dzwonkowski?'

Krzycki lächelte und erwiderte: ‚Er fuhr zunächst mit der Geistlichkeit, aber abends wirst du ihn in Jastrzab sehen, denn er lud sich selbst zu mir ein.'

‚So? Dann bedaure ich, daß ich nicht mit den Damen zurückkehrte. Ich wollte aus Dzwonkowski eine Nachricht über das Testament herausholen und dachte, es werde später nicht möglich sein.'

‚Nur Geduld! Dzwonkowski sagte mir, daß das Testament übermorgen in seiner Kanzlei eröffnet werden soll und daß wir dazu hinfahren müssen.'

‚Ich wollte es eben heute wissen, ob es sich verlohnt, sich morgen oder übermorgen hinzubemühen. Wenn Onkelchen uns, wie man sagt, „schwimmen" ließ, dann kam Frau Wloda mit ihren Trostworten zurecht. Ich wenigstens werde sie dann längere Zeit brauchen.'

‚Wie kannst du so etwas sagen?‘

‚Ich sage offen das, was Ihr alle in der Stille denkt. Ich hab’ es eilig, zu dem Testament zu gelangen, und Dzwonkowski geht mich augenblicklich mehr an als der ganze Erdball mit den fünf Weltteilen, und das um so mehr, als ich sah, daß er einige Papiere herbrachte.‘

‚Was das betrifft, kannst du ruhig sein. Dzwonkowski ist der größte Musiknarr, den ich kenne, der Fräulein Marynia Zbyltowska, die er in Krynica kennen lernte, vergöttert. Ich weiß von Gronski, daß er zur Mondscheinsonate, in der Ausgabe Benois für Geige, die Flötenbegleitung hinzukomponierte und sie ihr nach Warschau schickte. Heute möchte er sehen, wie das gehen wird; also lud er sich zu mir nach Jastrzab ein und brachte die Sonate mit und überdies ganze Pakete voll anderer Noten. Ich versichere dich auch, daß er über nichts anderes wird hören oder reden wollen.‘

‚In dem Fall zum Teufel mit der Flöte Dzwonkowskis, der Geige des Fräulein Zbyltowska, eurem Klavier in Jastrzab und der Musik überhaupt!‘

Darauf blickte ihn Krzycki mutwillig an und sagte: ‚Vorsicht mit unserem Klavier in Jastrzab, denn wenn wir abends ein Terzett zu hören bekommen, wird sich Frau Otocka zum Klavier setzen.‘

‚Ich hoffe, daß es wenigstens so gestimmt sein wird, wie ich es im Augenblick bin, und in dem Fall beneide ich weder sie noch die Zuhörer. — Aber ich sehe, daß Gronski dir schon eine Klatscherei zugetragen hat. Gut! Ich empfinde dafür nicht wie er den eines alten Junggesellen würdigen Zug zu Backfischen, und liebe junge Enten nur auf der Schüssel. Mag er seine Augen zu seiner Marynia erheben, mag er zu ihr beten, mir soll er Ruhe geben. Sie sind dort alle an der Musik verrückt geworden und bereit, auch euch in Jastrzab anzustecken. Das einzige Fräulein Anney spielt auf keinem Instrument und hat etwas Vernunft.‘

‚Ah, Fräulein Anney spielt auf keinem Instrument?‘

‚So ist’s. Was nicht hindert, daß sie gegebenenfalls nicht auf mir oder auf dir spielen könnte und noch leichter auf dir als auf mir.‘

‚Warum leichter auf mir?‘

‚Weil ich ein so eigenartiges Instrument bin, das von vornherein wissen will, wieviel das Konzert einträgt.‘

Krzycki, der längst an den Zynismus Dolhanskis gewöhnt war, zuckte mit den Achseln, hatte aber keine Zeit zur Antwort, weil sie einstweilen vor dem Pfarrhof vorgefahren waren.

III.

Aus Dzwonkowski konnte Dolhanski wirklich nichts anderes herausholen als gereizte Antworten. Dafür wurde der alte Notar nach dem

Empfang im Pfarrhof sehr gesprächig, sprach jedoch mit Krzycki nur über Fräulein Marynia, für die er grenzenlose Verehrung hegte. Gegenwärtig fürchtete er auch, ob Frau Krzycka mit der Veranstaltung eines musikalischen Abends am Begräbnistage einverstanden sein würde, und diese Furcht quälte ihn unaufhörlich. Von dem Gedanken befangen begann er den Beweis zu führen, daß die Musik ebensogut den Tod als das Leben begleiten könne, daß ernste Musik immer die Leichenfeiern begleite — und daß man, da die Menschen selbst zur Ehre Gottes nichts besseres als sie ersonnen hätten, daher vermuten könne, daß sie den Flug der Seelen zum Himmel, ja selbst die Erlösung erleichtere. Krzycki kaute an seinem Barte und war mit diesen Ausführungen ganz einverstanden, da er wußte, daß der Alte die Gewohnheit hatte, seine Gegner ohne Mitleid auszuzanken, — und unter solchen Reden, in denen zum größten Ärger Dolhanskis des Testamentes keine Erwähnung geschah, verfloß ihnen die Zeit der Heimfahrt. In Jastrzab wartete man mit dem Tee auf sie, aber weil der Wind vor Sonnenuntergang aufgehört hatte und ein herrlicher Frühlingsabend herrschte, waren die Damen mit Gronski im Garten.

Als Krzycki und seine Gefährten sich dorthin begeben hatten, trafen sie Frau Krzycka und Frau Otocka am Ufer des Teiches und Fräulein Anney mit Marynia im Kahn auf dem Teiche. Die Luft war ganz von rötlichem Glanze durchsättigt; der Duft der Fliederbüsche, die nicht weit vom Ufer wuchsen, mischte sich mit dem Geruch von Torf, Wasserlinsen und Fischen. Das Wasser war an den Rändern von Erlen und Weiden, die es abgrenzten, dunkelgrün, in der Mitte aber, beim Ausfluß goldgelb mit dem Abglanz von Purpur und Pfauenfedern. Der Kahn schwamm im Lichte dem Sandboden zu, dessen schmaler Streifen von der Seite des Gartens als Landungsplatz diente. Fräulein Zbyltowska saß in der Mitte des Kahnes und Fräulein Anney führte ihn rückwärts stehend, indem sie das Fahrzeug mit einem Ruder vorwärtstrieb und zugleich auch mit ungewöhnlicher Übung steuerte. Auf dem Grunde des Wassers und des Himmels spiegelte sich von Kopf zu Fuß ihre starke, schlanke Gestalt, wie sie sich, den Oberkörper nach vorn geneigt, in Übereinstimmung mit der Bewegung des Ruders neigte und wiegte. Von Zeit zu Zeit hörte sie zu arbeiten auf, und als der Kahn, der immer langsamer dahinglitt, endlich auf der glatten Fläche anhielt, konnte man in der durchsichtigen Spiegelfläche einen zweiten Kahn, ein zweites Fräulein Marynia und Fräulein Anney sehen. Über diesem Bilde lag große ländliche Ruhe. Der Glanz am Himmel wurde immer röter, wie wenn ein Feuerstrom den ganzen Westen erfaßt hätte. Hoch über dem Teiche unter der brennenden Himmelskuppel zeigten sich ganze Reihen von Wildenten. Die Bäume standen unbewegt, und die Stille wurde nur vom Geräusch der Sägemühle unterbrochen, das von der Seite des Teichdammes her ertönte.

Nach einer Weile kam Fräulein Anney ans Ufer. Gronski, dem es darum ging, daß sein ‚Gegenstand der Anbetung' sich nicht die Füße naß machte, half ihr aus dem Nachen steigen; die Engländerin sprang ohne Hilfe auf den Sand, näherte sich der Gesellschaft und sagte: ‚Wie hübsch ist's hier in Jastrzab!'

‚Weil schönes Wetter ist,' sagte herzukommend Krzycki. ‚Gestern herrschte Bewölkung, aber heute ist ein schöner Abend.' Und am Himmel Umschau haltend fügte er als richtiger Landwirt hinzu: ‚Wenn es so fortdauert, werden wir uns bald zur Heuernte rüsten.'

Und Fräulein Anney blickte auf ihn, wie wenn sie etwas Ungewöhnliches im Klang dieser Worte fände, und begann sie so zu wiederholen, wie man unbekannte Ausdrücke wiederholt, die man sich einprägen will: ‚Zur Heuernte, zur Heuernte . . .'

Die Gesellschaft kehrte ins Haus zurück, das weiß oder eher rosenfarben inmitten der Linden hervorleuchtete, indem sie etwas über das Begräbnis und den seligen Zarnowski sprach, aber mehr über das Land, die Frühjahrsabende und die Musik. Frau Krzycka versicherte den neu angekommenen Damen, daß in Jastrzab auch vor ihrer Ankunft an Musik kein Mangel gewesen sei, weil es so viel Nachtigallen im Parke gebe, daß sie einen zuzeiten nicht schlafen ließen.

Darauf begann Gronski, der ein großer Gelehrter war, über das ländliche Leben zu sprechen: daß es doch in Wahrheit seit undenklichen Zeiten allein für ein wirkliches normales Leben gegolten habe; dabei erinnerte er an die homerischen Könige, ‚die sich im Herzen erfreuten, wenn sie mit dem Zepter die Garben zählten', und verschiedene lateinische Dichter. Am Schluß erklärte er, daß seiner Ansicht nach der Sozialismus am Ackerbau und an der Erde Schiffbruch leiden werde, deshalb, weil er letztere nur als Wert betrachte, während sie auch Gegenstand der Liebe sei, oder — anders ausgedrückt — man schätze sie nicht bloß, man liebe sie auch. Die Leute wüßten, mit welchen Sorgen das Landleben verbunden sei, und doch schätzten sie eigentlich nur diese eine Lebensweise, wie wenn darin sogar die Vogelmilch nicht fehlte.

Frau Krzycka, die sogleich nach den Kindern Jastrzab über alles in der Welt liebte, war mit Gronskis Worten vollauf einverstanden, doch Dolhanski, der sich an sein Dörfchen erinnerte, das er einst besessen und vergeudet hatte, sagte, wie gewöhnlich die Worte übertrieben langsam vor sich hinsprechend:

‚Vogelmilch fehlt vielleicht nicht, aber Geld. Unterhaltend ist es überdies, daß dieses Lob des Landlebens von einem reichen Mann gesungen wird, der sich ein Landgut kaufen und auf dem Land wohnen könnte, und den man doch mit Haken aus der Stadt herausziehen muß.' Dann

wandte er sich an Gronski. ‚Was deine homerischen Könige und zugleich die verschiedenen Virgile und Horaze betrifft, nun so gab es zu ihrer Zeit gewiß keine solchen Hotels an der Riviera noch auch solche Klubs in Nizza.‘

Man überging diese Bemerkung mit Stillschweigen oder, besser gesagt, es unterbrachen sie musikalische Laute, die der Notar Dzwonkowski dem Fräulein Marynia mit alter, hölzerner Stimme vorsang, um ihr auf diese Weise die Verbindung zweier Sätze in einem Konzerte Bruchs zu erklären. Darauf ließen sich, solange die Gesellschaft nicht ins Haus zurückkehrte, unaufhörlich verschiedene andere Sätze hören. Gronski kannte die Manie des alten Mannes und beneidete ihn darum, daß er etwas im Leben gefunden hatte, was ihn so ganz ausfüllte. Er war ein sehr gebildeter Dilettant, aber er verknüpfte sein Leben mit gar nichts dauernd und widmete keinem Ding ausschließlich alle seine geistigen Kräfte. Daran waren teils die Umstände, teils er selbst schuld. Der tiefste Inhalt seiner Seele war trauriger Skeptizismus. Einer seiner Freunde, Kloczewski, nannte ihn einen Ekklesiasten im Frack. Das letzte Resultat der Betrachtungen Gronskis über die Zukunft und das Leben der Menschen, sowohl des einzelnen als auch der Gesamtheit, war gewissermaßen die Überzeugung, daß die Zukunft und das Leben mit der Zeit anders werden können, nie aber besser. Er dachte, es sei der Mühe wert, sich anzustrengen, damit es besser werde, — keineswegs aber sei es Anstrengungen wert, damit es bloß anders werde. Folgender Gedanke schützte ihn jedoch vor dem äußersten Pessimismus: er verstand nämlich, daß das Maß von Glück und Unglück nicht draußen, sondern im Menschen selbst liege, und daß ein ‚anderes‘ zwar kein ‚besser‘ bedeutet, doch ebensowenig ein ‚schlechter‘ bedeuten könne. Im Grunde war er überzeugt, daß eines wie das andere nur Irrtum und Täuschung sei, und alles zusammen, das Leben nicht ausgenommen, eine große Eitelkeit. Auf diese Weise stimmte er über das Meer der Jahrhunderte hinweg dem wahren Ekklesiasten zu.

Aber da er zugleich ein Gefühlsmensch war, verfiel er in einen unausgesetzten Zwiespalt mit sich selbst, denn das Gefühl will immer etwas — während ihm sein trauriger Skeptizismus sagte, daß kein Ding wert sei, begehrt zu werden. Seine Seele quälte auch noch der Gedanke, daß seine Anschauungen lebensfeindlich seien, während doch das Leben eine Notwendigkeit ist, und daß deshalb jeder den Menschen schadet, der mit seinem Zweifel die Wurzeln des Lebens benagt. Gronski wollte niemandem schaden — vor allem den Seinen nicht, und deshalb stritt sich der Ekklesiast, der behauptete, daß alles Eitelkeit sei, in ihm mit dem Patrioten, der erwiderte, daß z. B. das Leiden einer Nation das nicht sei. Aber der so geartete Stand der Dinge erzeugte einen beständigen Kampf in ihm, so daß er die Menschen der Tat beneidete, die ohne jedes ‚wozu und

weshalb?' durchs Leben gehen — wie auch die Menschen, die einem großen Gefühl ganz hingegeben sind.

Für den alten Notar Dzwonkowski und für Fräulein Marynia war ein solches großes Gefühl die Musik, sie hatte auch Gronski, so oft er sie zugleich sah, als lebendes Beispiel vor Augen, daß es doch Dinge gebe, mit denen man sein Leben von der Morgenfrühe bis zum letzten Augenblicke erfüllen könne — wenn man sie nur nicht zu sehr analysiert.

IV.

Am Abend war der alte Notar ebenso in weiterer Fortsetzung nur mit Musik und Fräulein Zbyltowska beschäftigt. Den andern antwortete er, mit Ausnahme der Dame des Hauses, von der die Erlaubnis zum Konzert abhing, mit ziemlicher Gereiztheit und besonders dem Dolhanski, als dieser noch einige Male bemüht war, aus ihm eine Nachricht über das Testament herauszuholen. Sein zorniges und unfreundliches Gesicht heiterte sich erst auf nach der Erklärung der Frau Krzyda, daß sie nichts dagegen habe, wenn der Rest des Abends ernster Musik gewidmet würde, und daß sie selbst gern dem Fräulein Marynia zuhören werde, die sie seit dem letzten Wohltätigkeitskonzert in Krynica nicht gehört hätte. Gegen Ende des Abendmahls begann der Alte jedoch wieder ungeduldig zu werden und zu bemerken, daß es schade sei um die auf Essen und Reden, ja selbst auf leichte, wertlose Musik verbrauchte Zeit, wenn letztere durch uneingeweihte Menschen, die keinen Begriff von Musik haben, gemacht werde. Erst Gronskis Ausführung interessierte ihn ein wenig, der von den Anfängen der Musik zu sprechen und die Darwinsche Theorie zu bekämpfen anfing, daß Gesang und Musik in einer in tiefes Dunkel gehüllten Periode des Menschheitslebens entstanden seien aus den der Verständigung dienenden Rufen der Liebenden in den Wäldern — der Männer und Frauen. Gronski teilte die Ansicht derer, welche ähnlichen Anschauungen die Tatsache gegenüberstellten, daß sich gerade bei den wildesten Völkern keine Spur von Liebesliedern finde, wohl aber Kriegsgesang und Kriegsmusik. Die Theorie des Zurufens in den Wäldern erschien den Damen poetischer. Doch beruhigte sie Gronski, daß das die zivilisatorische Bedeutung der Musik nicht mindere, sondern im Gegenteil sogar beweise, daß sie zugleich mit dem Tanz einer der ersten Faktoren sei, die in die zerstreuten Menschenmassen eine gewisse Organisation gebracht hatten.

‚Die Papuas,' sagte er, ‚die sich zur Ausführung eines kriegerischen oder ritualen Tanzes nach dem Rhythmus ihrer, wenn auch noch so wilden Musik verbinden, ordnen sich schon einer Sache unter, führen schon eine gewisse Ordnung ein und knüpfen das erste gesellschaftliche Band.'

‚Das will sagen,' bemerkte Dolhanski, ‚daß auch alle Nationen aus

einem ursprünglichen: „Schlüpfte das Kätzchen in die Umzäunung ...“ entstanden.‘

‚So ist's ja!‘ antwortete zornig der alte Notar. Dann sich zu Gronski wendend: ‚Sprechen Sie doch weiter! Wenigstens kann man da etwas erfahren.‘

‚Sprechen Sie!‘ wiederholte Fräulein Marynia.

So sprach also Gronski weiter über die Geschichte der Musik: wie sie durch eine ganze Reihe von Jahrhunderten dem Kriege und ebenso den staatlichen Gebräuchen wie den weltlichen und denen der Religion gedient und überaus spät erst ihre eigenen Flügel entfaltet hätte, auf welchen sie sich jetzt wie ein Adler über die ganze Menschheit erhebe.

‚Eine sonderbare Kunst,‘ endete er, ‚die ursprünglichste und heute mehr als andere auf der Theorie fußend — am strengsten durch gewisse technische Bedingungen wie durch Dämme und Deiche eingeengt und doch am uferlosesten, am mystischsten, diejenige Kunst, die sich am meisten irgendwohin über die Grenzen des Daseins und des Lebens ergießt, was ihr vielleicht eben diese unbegriffene Herrschaft über Menschenseelen gibt — diejenige, die die unverständlichste Sprache spricht und die idealste, die am nachdrücklichsten zu Taten aufruft ... Ja! Preußische Kapellen spielten bei Gravelotte den polnischen Abteilungen vor: „Noch ist Polen nicht verloren!“ Und überall kann man dasselbe beobachten. Spielt den Franzosen die „Marseillaise“, den Deutschen die „Wacht am Rhein“ vor — und ihre Hände werden zu zittern beginnen. Sogar den phlegmatischen Engländern und Amerikanern leuchten die Augen, wenn sie hören: „Rule Britannia!“ oder „Yankee Doodle“ ... Eine sonderbare Kunst! ... die kosmopolitischste und die nationalste zugleich — allgemein und individuell.‘

‚Eines haben Sie noch nicht gesagt, daß sie nämlich die reinste aller Künste ist,‘ fügte Frau Otocka hinzu.

‚Man hat auch das zu widerlegen versucht,‘ erwiderte Gronski, ‚aber die Ausschweifung kann nicht rhythmisch noch harmonisch sein, und deshalb erstand aus diesen Versuchen nur ein Antichrist der Musik.‘

Aber Krzycki, der sich ein wenig langweilte und lieber mit dem hellblonden Fräulein Anney geplaudert hätte, rief mit dem offenkundigen Wunsche, das Gespräch zu enden: ‚Ja, das ist klar, daß nicht bloß jede Nation, sondern auch jeder Mensch seine Musik hat. Ich z. B. bin immer bereit, ein Konzert oder eine Oper anzuhören, aber ich bekenne, daß gerade das meine Lieblingsmusik ist, wenn bisweilen bei der Feldarbeit die Burschen und Mädchen so singen, daß davon sogar die Heugabeln und Harken erklingen.‘

‚O du Sohn des Slaventums, Pole, Piaste — komm' in meine Arme!‘ erwiderte Dolhanski langsam ...

Krzycki errötete etwas aus Furcht, der jungen Engländerin und den feinen Verwandten allzu bäuerisch zu erscheinen, aber sie blickten ja mit einer gewissen Teilnahme auf ihn, und nur bei dem alten, klassisch angelegten Notar begannen sich der Bart und die Nase in einer Weise zu bewegen, die nichts Gutes prophezeite, und aus seinem Munde kam als halblautes Gebrumm: ‚Manchen genügt es auch, wenn es ihnen in den Ohren zu läuten beginnt.‘

Aber er überlegte sich, daß der Frau Krzycka Angriffe auf ihren Sohn nur unangenehm sein könnten, warf einen unruhigen Blick auf sie und schwieg.

Das Abendmahl war beendet. Die Gesellschaft begab sich in den Salon, in dem Kühle herrschte und leichter Jasminduft die Luft schwängerte, den der Abendwind aus dem Garten angeweht hatte, bevor man die Fenster schloß. In der Glastür stand der große Vollmond, der sich vor kurzem über den Erlenwald hinter dem Teich erhoben hatte und sich allmählich am Himmel abzeichnete, noch gerötet vom Bade in dem Abendlichte. Frau Otocka setzte sich zum Klavier, daneben begann der Notar fast wütend Flöte zu blasen; hinter ihnen aber stand Fräulein Marynia, die Geige im Arm. Gronski blickte mit Entzücken auf ihr reiches dunkles Haar, auf die ruhigen Bogen ihrer Brauen unter der vollkommen unbefleckten Stirn, auf das schmale Gesicht und ihre zarte, aber aufgeschossene, kindliche Gestalt und dachte, daß ein solcher Anblick allein Musik sei, wenigstens daß eine solche Geigerin als die Verkörperung und das Symbol der Musik gelten könnte. Krzycki konnte sein Auge ebenfalls von ihr nicht losreißen, obwohl er sich früher schon zur englischen Partei geschlagen hatte. Nach der Beendigung seiner Universitätsstudien hatte er die Mutter auf ihrer Reise nach Italien begleitet; er besuchte damals verschiedene Galerien, und jetzt ging ihm, obwohl ihm gründliche künstlerische Ausbildung fehlte, doch der Gedanke durch den Kopf, daß dieses Mädchen mit dem hellen, ruhigen Gesicht, wie es auf die Geige gebeugt dastand, einem der alten Meister als Modell zur hl. Zäzilia hätte dienen können — oder zu einem der spielenden Engel, die er auf den Bildern Fra Angelicos oft gesehen hatte.

Andere Zuhörer, wie Frau Krzycka und ihre Kinder, auch die Lehrerin und Fräulein Anney blickten ebenfalls auf sie wie auf ein Zauberbild. Das allgemeine Entzücken teilte bloß Laskowicz nicht, der Lehrer des kleinen Stas. Er war ein Student der Medizin, der der Schließung der Universität wegen sich durch einen Hofmeisterposten Mittel für die Fortsetzung der Studien erwarb, — und der mit seinem unerbittlichen Haß gegen die ‚Satten‘ dieser Welt so in dieses Landhaus paßte wie Pilatus ins Kredo. Seine Überzeugungen waren in Jastrzab niemandem mehr ein Geheimnis,

aber man duldete ihn doch mit der ganzen unvorsichtigen Nachsichtigkeit, zu der nur der polnische Adel fähig ist, im Gedanken an den Grundsatz, daß auch ‚der größte Radikale essen muß‘, und in der Hoffnung, Stas wäre noch allzu klein, als daß der Lehrer in ‚schlechtem Geiste‘ auf ihn einwirken könnte.

Als Laskowicz auf dieses ausgesucht vornehme Mädchen blickte, kam ihm der Gedanke, daß das eine Blume sei, die höher wachse, als die Hände eines Proletariers reichen könnten, und die daher zum Schaden des Proletariats gezüchtet sei. Das genügte für ihn, um widerwillig und haßbereit auf die beiden Schwestern zu blicken.

Aber inzwischen kam der Augenblick, das Konzert zu beginnen. Einige Zeit noch strich Fräulein Zbyltowska mit dem Bogen über die Saiten, drehte die Wirbel der Geige zurecht oder zeigte, den Finger über die Noten führend, der Schwester und dem Notar etwas, dann trat Stille ein, die bloß durch das undeutliche Gespräch der hinter den Fenstern versammelten Dienerschaft unterbrochen wurde, die zum erstenmal im Leben eine geigenspielende junge Dame sehen sollte.

V.

Die ersten Klänge der Mondscheinsonate ertönten, und die Vision begann. Der bleiche Strahl schleicht sich durch die Spalten und berührt die Stirn des Schlafenden, als wollte er den Gedanken erwecken, und dann den Mund, als wollte er das Wort erwecken, und dann die Brust, als wollte er das Herz erwecken. Aber der ermüdete Körper schlief schwer; statt dessen entrinnt die Seele seinen Fesseln wie ein Schmetterling dem Kokon und fliegt in den freien Raum. Die Nacht ist hell und still. Im Tal träumen die Erlen in dem duftigen Nebel. In den Waldesgründen tanzen Nymphenscharen ihren Reigen; ihnen bläst ein Faun auf der Flöte vor, und ringsum stehen die Hirsche in ihren Geweihkronen mit blau leuchtenden Augen.

Im Heidekraut glimmen Johanniswürmchen, im Moos phosphoreszieren die Fliegenschwämme, und unter ihren Baldachinen sehen winzige Waldelfchen dem Reigen zu. Aus dem Sumpfboden und den Pfützen steigen Irrlichter auf und hüpfen leicht, geheimnisvoll dahin, als suchten sie etwas vergeblich. Der Mond steigt immer höher am Himmel auf, und reichlicher Tau fällt zur Erde.

◆ ◆ ◆

Durch die weiten Strecken der Felder windet sich das silberne Band des Flusses, und man sieht die Spuren der Wege, die zu Burgen und Schlössern führen. Durch die engen gotischen Fenster fällt in die stillen Schloßsäle der Mondesglanz, in dem die Geister der verstorbenen Ritter

und Jungfrauen schweben. Am Fuße der Schlösser schlafen die Städte. In ruhigem Lichte erglänzen weiß die Dächer der Häuser und blitzen die Kreuze der Türme. Aus den blühenden Obstgärten steigen Düfte auf und die Wohlgerüche von Blumen und Gräsern. Aber leichter als Duft und Licht entfaltet die Seele ihre Flügel — höher und weiter. Rasch entschwinden unten die menschlichen Wohnsitze, die Wälder, die Täler und die funkelnden Flächen der Teiche und die weißen Fäden der Ströme. Die Landschaft steigt allmählich empor.

* * *

Und da die Höhen! Mitten unter schwarzen Felsen schläft die durchsichtige Scheibe des Sees. In den Schluchten verbirgt sich die kühle Dämmerung. Die Gletschernadeln leuchten grün. In den Winkeln und Höhlen der Felsen nächtigen übermüdete Wolken und Nebelschlangen, und auf den Gipfeln, auf dem ewigen Schnee lagert das Mondlicht. Auch der Wind entschlummerte. Wie ruhig, luftig und breit hier alles ist! Der Mond ist hier der einzige Wächter des Schweigens und die Menschenseele das einzige lebende Wesen. Frei wie der Bergadler, losgerissen vom Leibe, voll Liebe zum Weltenraume, zur Einöde, zum Schweigen und zu den Höhen, — glücklich und traurig gestimmt durch eine Art überirdischer Traurigkeit, — aufgelöst in der Stille — schwebt und kreist sie über den Abgründen und fliegt dann wieder weiter, ganz hingegeben der Lust des schnellen Fluges . . .

* * *

Und die Berge verschwanden schon unter ihr, aber jetzt erheben sich Stimmen und fliegen aus der Tiefe herzu, als ob sie sie zu sich riefen. Da ist das Meer! — Das Meer allein wird nie einschlummern und schlaflos, ungeheuer schlägt es Wogen auf Wogen an die Ufer wie der unermeßliche Pulsschlag des Lebens. Seine ungeheure Brust hebt und senkt sich ewig und stöhnt bisweilen wie zur Klage über endlose Mühe.

Die gewölbten Meereswogen erzittern unter den Opalschuppen des Mondes, unter den silbernen Bändern der Sterne, — und auf diesen erhellten Pfaden sieht man im Hintergrund — ebenso schlaflos wie das Meer — ein Segelschiff mit blutigem Glanz in den runden Fenstern.

Du aber, o Seele, fliegst höher und höher. Schon blieb die Erde irgendwo auf dem Grunde eines Abhangs, aber du fliegst durch Federwölkchen, leicht wie Flaum, die in den Höhen irren, in einen glanzerfüllten, leeren, kühlen Raum. Dort legst du dich auf die eigenen Flügel und schwimmst im lichtreichen Nichts — höher und höher! . . . Jetzt leuchten und funkeln die Kleinodien des Himmels in Gold und Purpur über dir, und du wiegst dich spielend inmitten des unermeßlichen Äthers, zur Ruhe gekommen in dir, von der Last der Materie befreit, — gleichsam jenseits der Grenzen von Zeit und Raum, halb schon in den Himmel entrückt.

Die Himmelsdecke wird immer schwärzer, aber der Mond, groß wie eine Welt, leuchtet immer greller. Man sieht schon aus der Nähe seine hell leuchtenden Gefilde, zerrissen wild, mit emporstrebenden Bergspitzen, durchlöchert vom Dorn der Krater, taub, finster, tot — — — So erhebt sich in den Abgründen des Weltenraumes dieser silberne Hüter, der wie durch ein Gottesurteil zu ewiger Eile verurteilt die Erde umfliegt. Über ihm und um ihn brütet die Unendlichkeit, die der ohnmächtige Gedanke nicht umspannt. Neue Lager von Sternen blinzeln blutigrot und fahl wie ferne Feuer. Horch, die Sphärenmusik! Der Atem der Ewigkeit weht schon über diesen Gegenden der Ewigkeit mit allen ihren überweltlichen Schauern — — —

Kehre zurück, du schweifender Schwan, kehre zurück, o Seele, bevor geheimnisvolle und gewaltige Wirbel sich erheben und dich auf immer von der Erde losreißen!

* * *

Du kehrst zurück aus den Höhen des Weltalls, gebadet in den Wogen der Unendlichkeit, reiner und vollkommener. Ach, schon hast du deine Flügel abgelegt — — — Sieh, dort im Hintergrund unter dir von neuem diese leichten Federwölkchen, die du jetzt als etwas dir nah Verwandtes grüßest! Dort unten die Erde! Schon siehst du die zum Mond emporleuchtenden Bergrücken, zu deren Füßen das Meer weint. Und noch niederer — schlummern von neuem die grünen Laubwälder, von neuem erglänzen weiß die Städte mit den stillen Türmen und die Dächer schlafender Dörfer. Die Nacht wird immer bleicher. Auf den Wiesen haben die Pferdeknechte bereits ihre Feuer entzündet und spielen auf ihren Hirtenpfeifen. Die Hähne krähen. Es tagt! es tagt! . . .

* * *

Die Klänge wurden immer leiser, und es trat Schweigen ein. Fräulein Marynia stand beim Klavier, und ihr immer heiteres Antlitz sah jetzt aus, als wäre sie jäh aus dem Schlafe geweckt worden.

Der alte Notar Dzwonkowski saß eine Zeitlang mit gesenktem Haupte da, die zahnlosen Kinnladen in ständiger Bewegung; dann stand er auf, und als das Mädchen seine Geige neben das Klavier hinlegte, küßte er feurig ihre Hände; hierauf warf er herausfordernde Blicke auf die Anwesenden, als ob er einen suchte, der gegen dieses Zeichen der Huldigung Protest einzulegen oder es als überflüssig anzusehen wagte. Doch widersprach niemand; denn unter dem Zauberbann dieser Musik geschah mit den Zuhörern, was immer mit Menschen geschieht, wenn sie der Hauch des wirklichen Genies streift. Wie es bisweilen im Schlafe dem Menschen scheint, daß er, wenn er die Erde mit dem Fuß zurückstieß, dann lange in der Luft Kreise ziehen kann, so wurden auch ihre Körper gleichsam

leichter, weniger von der Materie beschwert, gleichsam von diesen schweren, groben Elementen befreit, die sie an die Erde heften. Die Nerven wurden eindrucksfähiger und feinfühliger, und die Seelen flogen leichter der Grenze zu, hinter der die Ewigkeit beginnt. Es war das ein unbekanntes Gefühl; wenn es vorübergegangen war, sollte sie zwar das Alltagsleben wieder umfangen und hinabführen, aber während dieser augenblicklichen Entzückung erwachte in ihnen eine ihnen selbst unbekannte Macht, die Schönheit und überhaupt alle die Dinge zu fassen, zu begreifen und zu fühlen, die sie in der Alltagsstimmung nicht empfanden — und von denen sie nicht einmal wußten, daß sie sie empfinden könnten.

Diesem Einfluß widersetzte sich trotz aller Vorurteile nicht einmal der unreife Mediziner Laskowicz. Von dem Augenblick an, als Fräulein Marynia zu spielen begann, fing er an, aus seinem finsteren Winkel im Salon zuzusehen — und wie ein Anatom ihre Gestalt zu durchforschen. Er fühlte, daß etwas Brutales darin liege, aber ein solcher Standpunkt bereitete ihm eben als einem Forscher und einem Menschen von seinen Überzeugungen Befriedigung. Er unternahm es, sich einzureden, daß dieses Mädchen aus der sogenannten höheren Gesellschaftsschichte für ihn nur ein Objekt sei, das er genau durchforscht, so wie er oft im Prosektorium eine Leiche durchforschte. Als sie daher beim Stimmen der Geige den Kopf senkte, sprach er im Geist die lateinischen Namen ihrer Wirbelknochen aus, indem er den Gedanken, der sich ihm wider Willen aufdrängte, energisch zurückwies, nämlich daß das doch ein außergewöhnlich edelgeformtes Haupt sei. Dann in den ersten Minuten nach Beginn des Konzerts beschäftigte er sich mit der Nomenklatur der Muskeln ihrer Hände, ihrer Arme, ihrer Brust, ihrer Füße, die sich unter dem Kleide abhoben, und ihrer ganzen Gestalt. Weil er jedoch nicht bloß Student der Medizin und Sozialist, sondern auch ein junger Mensch war, endete diese anatomische Betrachtung mit dem unerwarteten Schluß, daß sie zwar ein noch nicht völlig entwickeltes, aber äußerst hübsches und verlockendes Mädchen sei, ähnlich einer Frühlingsblume.

Von da an begann er ihr bis zu einem gewissen Grade zu verzeihen, daß sie den Schichten angehörte, die ‚von der Schädigung des Proletariats' leben, — und konnte den Gedanken nicht los werden, daß, wenn ihm infolge einer unerhörten gesellschaftlichen Umwälzung ein solches ‚heiliges Püppchen' auf Gnade und Ungnade angehörte, dies ihm unaussprechliche wilde Lust verursachen würde.

Aber als Beethoven ihm seine Hand aufs Haupt legte, erwachten doch auch in ihm bessere und höhere Gefühle. Er sah, wie sich während des Spieles der Mund und die Brauen des Mädchens zusammenzogen, und kam auf die Vermutung, daß ‚sie doch etwas fühle'. Infolgedessen zerschmolz sein Widerwille gegen sie in ihm noch mehr, denn — wenn auch

allmählich und schwer — so wurde er sich doch halb erkennend, halb ahnend bewußt, daß hier nicht bloß die Hände spielen, sondern auch die Seele. Er besaß nicht genug Bildung, daß die Musik so zu ihm hätte sprechen können wie z. B. zu Gronski, aber in ihm erwachte doch ein unklares Gefühl, daß sie etwas wie Luft sei, die jedes Menschen Brust atmen kann ohne Rücksicht darauf, ob er liebt oder haßt. Und in Gedanken verwunderte er sich, daß es Dinge gebe, die über das Gewimmel menschlicher Leidenschaften erhaben sind. Am Schluß identifizierte er die Musik soweit mit der Gestalt des spielenden Mädchens, daß er, als der alte Notar ihr nach beendigtem Konzert die Hand küßte, — fast Lust hatte, dasselbe zu tun.

Inzwischen sagte Wladyslaw Krzycki zu Fräulein Anney: ‚Solange Jastrzab Jastrzab ist, hörte noch niemand solche Musik hier. Ich bin kein Kenner, aber ich muß zugeben, daß mich das ergriff. Überdies traf es sich trotz meines ziemlich häufigen Aufenthaltes in der Stadt stets so, daß ich niemals eine geigenspielende Frau sah. Und das ist so hübsch. Ich habe jetzt den Eindruck, daß nur Frauen Geige spielen sollten.‘

‚Man hat einen solchen Eindruck, wenn man Marynia spielen sieht.‘

‚Gewiß. Ich beginne sogar Herrn Gronski zu verstehen. . . . Sie wissen ja doch, daß sie der Gegenstand seiner Anbetung ist.‘

‚Der größten auf Erden. — Und meiner und aller, die sie kennen, — und bald auch Ihrer.‘

‚Ich widerspreche dem nicht, doch weiß ich nicht, ob meiner größten . . .‘

Für einen Augenblick trat eine Unterbrechung im Gespräche ein, dann fügte Krzycki, der nicht wollte, daß Fräulein Anney seine Worte für ein unzeitgemäßes Kompliment nehme, hinzu:

‚Jedenfalls bin ich ihr Dank schuldig für eine Musik, die ein wenig anders ist als die, die wir im Frühjahr und Sommer jeden Abend hören.‘

‚Was ist das für eine Musik?‘

‚Von der Dämmerung bis zum Aufgang des Mondes das Froschorchester und dann Nachtigallenkonzert, das ich übrigens gewöhnlich nicht höre, denn nach der Tagesarbeit liege ich in bleiernem Schlafe. Die Froschkapelle hat schon begonnen. Auch das hat seinen Reiz. Wenn Sie zuhören wollen, gehen wir auf die Veranda. Der Abend ist fast so warm wie im Sommer.‘

Fräulein Anney stand auf und ging auf die Veranda, von der sich die Dienerschaft, die früher unter dem Fenster dem Spiel des Fräulein Marynias gelauscht hatte, schon entfernt hatte. In der Ferne leuchtete der blühende Jasmin weiß aus der Dunkelheit hervor. Vom Teich her quackten ganze Haufen von Fröschen wie im Schlafe, was zugleich an ein Chorgebet erinnerte. Fräulein Anney hörte eine Weile den Lauten zu, dann sagte sie: ‚Ja, das hat auch seinen Zauber und besonders in solcher Nacht.‘

,Gibt es in England oft ähnliche Nächte?'

,Keine so stillen. Es gibt fast keinen Winkel, in den nicht der Pfiff der Lokomotiven oder die Signale der Fabrik dringen. Ich liebe dieses Land hier eben um seiner Stille und um seiner Entfernung von der Stadt willen.'

,Also sehen Sie nicht zum erstenmal ein polnisches Landgut?'

,Nein. Ich verweilte jetzt einen Monat lang bei Zosia Otocka.'

,Ich wünschte, daß auch unser Jastrzab Gnade fände in Ihren Augen. Nur schade, daß Sie gleich ein Begräbnis antrafen. Das ist immer traurig. Ich sah sogar, daß Sie gerührt waren.'

,Ich erinnerte mich an etwas —' erwiderte Fräulein Anney.

Dann wollte sie offenbar das Gesprächsthema wechseln und blickte wieder in die Tiefe des Gartens.

,Wie hier alles blüht und duftet,' sagte sie.

,Das besorgen Jasmin und Flieder. Haben Sie auf dem Waldweg, als Sie nach Jastrzab fuhren, bemerkt, daß die Waldesränder mit Flieder besetzt sind? Das ist mein Werk.'

,Ich bemerkte es erst bei der Brücke, dort wo ein altes Gebäude steht. Was ist das für ein Bau?'

,Die frühere Mühle. Einst war dort im Flüßchen viel Wasser, aber dann ließ der verstorbene Onkel Zarnowski es zu den Fischteichen in Rzeslewo ableiten, und die Mühle stand still. Jetzt dient sie als Scheune, in der wir schon seit einigen zehn Jahren Heu aufbewahren, statt es in Schobern zu halten. Man sagt, daß es dort spukt, aber ich habe diese Fabel seinerzeit selbst erzählt.'

,Weshalb?'

,Zunächst, damit sie mir kein Heu stehlen, und dann lag mir daran, daß niemand dorthin kommt.'

,Was haben Sie ersonnen?'

,Ich erzählte, daß die Pferde in der Nacht neben der Brücke scheu werden und daß etwas in der Mühle lacht, was übrigens wahr ist, denn dort lachen die Eulen.'

,Man hätte erzählen sollen, daß dort jemand weint.'

,Warum?'

,Des größeren Eindrucks wegen.'

,Weiß nicht. Lachen in der Nacht an wüster Stätte macht doch den größeren Eindruck. Die Leute fürchten das mehr.'

,Und niemand kommt dorthin?'

,Niemand. Jetzt ist mir übrigens alles eins, wenn sie mir nur kein Heu stehlen, aber seinerzeit wollte ich mich vor den Augen der Menschen sichern . . .'

Krzycki biß sich dann auf die Zunge, denn er bemerkte beim Mondlicht, daß Fräulein Anney die Brauen leicht zusammenzog. Er verstand, daß er dadurch, daß er zweimal wiederholte, wie sehr ihm daran gelegen sei, daß niemand in die Mühle komme, eine gesellschaftliche Unart begangen hatte und, was schlimmer war, sich der jungen Engländerin als provinzlerischer Prahlhans gezeigt hatte, der zu verstehen gibt, daß er manchmal verschiedene Schlupfwinkel aufsuchen mußte. Er fügte also, um den schlechten Eindruck zu verwischen, schnell hinzu:

‚Als Student schrieb ich Verse und suchte deshalb die Einsamkeit, aber das ist jetzt vorbei.‘

‚Das geht gewöhnlich vorüber,‘ erwiderte Fräulein Anney.

Und sie wandte sich zur Tür des Salons, aber ohne allzu große Eile, als ob sie Krzycki zeigen wollte, daß sie seine Erklärung für bare Münze nehme und daß ihre Rückkehr keine Protestkundgebung bedeute. Krzycki blieb eine Weile, böse auf sich und noch mehr auf Fräulein Anney eben deshalb, weil bloß er den Taktfehler begangen hatte und ihr nichts vorwerfen konnte. In jedem Fall, sagte er sich, ist sie wahrscheinlich eine verfluchte Puritanerin. Und er begann gewissermaßen beleidigt ihre letzten Worte zu widerholen: ‚Das geht gewöhnlich vorüber . . .‘

Wollte sie mir, dachte er, zu verstehen geben, daß niemand aus solchem Mehl, wie es in mir ist, einen Dichter bäckt? Kann sein, und ich weiß das am besten, aber ich bedarf dessen nicht, daß mir es jemand bestätigt.

Unter dem Einfluß dieses Gedankens kehrte er nicht ganz heiter gestimmt in den Salon zurück, aber dort riefen ihn seine Pflichten als Wirt zu seinen Cousinen, und er sprach diesen Abend mit Fräulein Anney nicht mehr.

Der Notar Dzwonkowski reiste noch dieselbe Nacht ab, da er seines Amtes halber früh morgens in der Stadt sein mußte. Dafür machten sich Gronski, den Frau Otocka bat, sie in der Kanzlei zu vertreten, Krzycki und Dolhanski erst am zweiten Tage darnach auf den Weg. Alle drei waren unruhig und neugierig, wie dieses Testament denn lauten würde, das der Notar mit keinem Worte erwähnt hatte. Dolhanski machte gute Miene zum bösen Spiel und scherzte und zeigte mehr Kaltblütigkeit, als er in Wirklichkeit besaß; denn ihm hauptsächlich lag daran, daß für ihn etwas ‚abfiele‘. Er hatte ein bedeutendes Vermögen verloren, da er aber seine Gewohnheiten nicht änderte und weiter so lebte, als ob er es nicht verloren hätte, konnte er sich nur mit Hilfe außerordentlicher, fast akrobatischer Anstrengungen oben erhalten, woraus übrigens auch er selbst gar kein Geheimnis machte. Im allgemeinen war er ein Schmarotzer und hatte Millionen Fehler, aber auch einige gesellschaftliche Vorzüge, um derentwillen man ihn schätzte. Im aristokratischen Klub, dessen Mitglied er war,

spielte er mit äußerst glücklichem Erfolg Karten — doch vorwurfsfrei. Niemals lieh er von Leuten seiner Gesellschaftsschichte Geld; er stiftete keine Klatschereien an und war ein ganz treuer Freund. Den Mangel an Bildung ergänzte er durch Geist und eine gewisse leichte Fassungskraft seines Verstandes. Er spottete über sich, soviel es nur ging, aber er ließ sich nicht ungerächt von anderen ausspotten, und weil er dabei Witz und eine gewisse an Zynismus grenzende Offenheit besaß, ertrug man ihn nicht bloß, sondern sah ihn sogar gerne. Gronski, den Dolhanski besonders achtete, so daß er ihm allein erlaubte, einen Scherz über ihn zu machen, sagte über ihn, er wäre Millionär, wenn er so viel Talent besäße, Geld zu erwerben wie zu vergeuden.

Aber in der Erwartung auf diese Änderung kamen für Dolhanski bisweilen schwere Augenblicke und besonders im Frühjahr, wenn man im Klub weniger spielte und die Leute abzureisen begannen. Dann fühlte er nach der Anstrengung des Winters Ermüdung und seufzte darnach, daß ihm von Zeit zu Zeit mühelos eine Erbschaft zufiele. Das Testament Zarnowskis konnte ein solches Nebeneinkommen sein, und obwohl Dolhanski nicht viel Hoffnung hatte, da er zu Lebzeiten des Seligen wirklich nicht um ihn verdient und sogar offen wiederholt gesagt hatte, daß Onkelchen ihn langweile, rechnete er doch darauf, daß er dabei etwas verdienen werde — wenigstens zur augenblicklichen Beruhigung der Gläubiger oder, noch besser, für ein in Mode stehendes französisches Weltbad.

Übrigens hatte er bei der Abreise aus Warschau im Klub verlauten lassen, er würde wiederkehren auf einem Polster sitzend, der mit Versatzscheinen ausgestopft wäre. Gegenwärtig versuchte er mit einem gewissen erkünstelten Humor Gronski und Krzycki zu überzeugen, daß eigentlich weder Frau Otocka mit der Schwester noch die Krzyckis, sondern er Universalerbe sein sollte.

‚Die eine Cousine', sagte er, ‚ist eine reiche Witwe, die vom Manne ein großes Vermögen geerbt hat, und die zweite ist eine heranwachsende Muse, der Ambrosia genügen sollte. Wie schade, daß ich nicht des Seligen einziger Verwandter bin!'

Dann wandte er sich an Wladyslaw: ‚Die Krzyckis sind mir auch im Weg. Weil ihr aber, wie ich hörte, mit Rzeslewo Grenzstreitigkeiten hattet, so hoffe ich, daß ihr nichts erhalten werdet.'

‚Was nützt dir diese Hoffnung?' sagte Gronski. ‚Lerne vor allem deine Bedürfnisse einschränken.'

‚Du erinnerst mich an meinen seligen Vater,' erwiderte Dolhanski.

‚Das muß er dir gewiß oft wiederholt haben.'

‚Nur allzu oft, und überdies wies er mich auf sich als Vorbild hin,

aber ich bewies ihm, wie zweimal zwei vier ist, daß ich auf größerem Fuß leben müsse als er.'

‚Was sagtest du ihm?'

‚Ich sagte ihm folgendes: Erstens, Papa hat einen Sohn, und ich bin kinderlos, und zweitens bin ich auch von besserem Adel als Papa.'

‚Und wieso?'

‚Ganz einfach, da meine Ahnenreihe um eine Generation älter ist.'

‚Bravo!' rief Krzyđi. ‚Was sagte der Vater darauf?'

‚Er nannte mich einen Dummkopf, aber ich sah, daß es ihm gefiel. Ach! wenn meine Einfälle der Frau Otoćka nur ebenso gefielen wie einst meinem Papa! Aber ich bin überzeugt, daß auch meine Beständigkeit und mein Verlangen nichts nützen werden. Mein Cousinchen ist im übrigen praktischer als es scheint. Man könnte denken, daß beide nur vom Duft der Blumen leben, und doch reisten sie, als sie von der Möglichkeit einer Erbschaft erfuhren, in größter Eile nach Jastrzab.'

‚Ich kann dich versichern, daß du irrst. Meine Mutter lud die Damen schon voriges Jahr in Krynica ein und jetzt, wenigstens eine Woche vor dem Tode des Onkels Zarnowski, erinnerte sie sie an ihr Versprechen. Sie schrieben zurück, daß sie nicht kommen könnten, da sie einen Gast hätten. Da lud die Mutter auch den Gast ein.'

‚Wenn es sich so verhält, dann ist es etwas anderes — und ich verstehe nicht bloß deine Mutter, sondern beginne mich auch um das Vermögen meiner Cousine Otoćka zu ängstigen, das nach Fug und Recht mir zufallen sollte, weil du ein stattlicher Junge bist und überdies jünger als ich.'

‚Du brauchst nichts zu fürchten' — erwiderte Krzyđi trocken.

‚Soll das heißen, daß du die Pfunds den Rubels vorziehst? Mit Rücksicht auf ihren Kurswert täte ich das auch, ich fürchte nur, daß auf dem Wege aus England zu viele im Kanal versinken.'

‚Wenn es dir darum geht,' sagte Gronski — ‚so kannst du ja Fräulein Anney um die genaue Zahl fragen. Sie ist so aufrichtig, daß sie sie dir sicher angibt.'

‚Ja, aber ich müßte ihr auch Glauben schenken können. Wenn du dich nur ein wenig auf Menschen verstehst, müßtest du ihr glauben.'

‚Jedenfalls würde ich ein Mißverständnis fürchten, denn wenn sie mir polnisch antwortete, könnte sie sich selbst irren, und wenn englisch, könnte ich sie vielleicht nicht ganz verstehen.'

‚Sie spricht besser polnisch als du englisch.'

‚Und ich bekenne, daß ich mich darüber stets wundere. Woher sie das wohl kann?'

‚Ich sagte dir doch,' entgegnete Gronski mit einer gewissen Ungeduld,

‚daß sie es von Kindheit an lernte, weil ihr Vater ein Engländer war, der große Sympathie für die Polen hatte.‘

‚De gustibus non est disputandum,‘ erwiderte Dolhanski.

Und dann begann er wieder über den seligen Zarnowski zu sprechen und über den alten Notar, die Bewegung seiner zahnlosen Kiefer, seine wütenden Blicke zu verspotten — und schließlich zu verkünden, daß er sich, falls nichts für ihn ‚abfiele‘, vor der Schwelle der Frau Otocka erschießen würde, oder nach Górki fahren, um sich die Hand des Fräulein Wlocka zu erbitten.

Aber Gronski dachte zur Zeit dieses Geplauders an anderes, und Krzycki hörte zerstreut zu, weil seine Aufmerksamkeit eine bedeutende Anzahl bäuerischer Fuhrwerke auf sich lenkten, die unaufhörlich vorbeikamen. In der Meinung, er habe vielleicht einen Markttag in der Stadt vergessen, wandte er sich an seinen Kutscher:

‚Andreas,‘ fragte er, ‚wozu fahren so viele Wagen in die Stadt?‘

‚Das sind Bauern aus Rzeslewo, Euer Gnaden!‘

‚Aus Rzeslewo? Was für Arbeit haben sie dort?‘

‚Euer Gnaden, nach dem Testament des verstorbenen Zarnowski soll, wie es heißt, Rzeslewo auf sie übergehen.‘

Krzycki wandte sich zu Gronski. ‚Ich hörte,‘ sagte er, ‚daß jemand eine solche Nachricht unter ihnen verbreitete, doch dachte ich nicht, daß sie daran glauben würden.‘

Und dann wieder zum Kutscher: ‚Wer hat ihnen das gesagt?‘

Der alte Wagenlenker zögerte ein wenig mit der Antwort: ‚Die Leute sagen, der Herr Hofmeister.‘

Krzycki begann zu lachen. ‚O, ihr dummen Bauern!‘ sagte er. ‚Herr Laskowicz hat doch nie im Leben Herrn Zarnowski gesehen. Woher sollte er das Testament kennen?‘

Aber nach einer Weile Überlegung sagte er halb zu den Gefährten, halb zu sich: ‚Alles muß einen Zweck haben, wenn also Laskowicz das tat, so soll mir einer sagen, wozu?‘

‚Mutest du ihm das zu?‘ fragte Gronski.

‚Ich weiß nicht, denn bisher vermutete ich, daß man Sozialist sein und doch seinen Kopf in Ordnung haben kann . . .‘

‚Ach! Also aus dem Nest stammt der Vogel? Sag' mir, wie lange er bei euch ist und was für eine Erscheinung er ist?‘

‚Er ist seit einem halben Jahre bei uns. Wir brauchten einen Lehrer für Stas und man empfahl ihn uns. Man sagte uns, daß er auf eine Zeit aus Warschau verreisen müsse, um der Polizei aus den Augen zu kommen — und natürlich nahm ich ihn um so eiliger, weil ich dachte, es handle sich um eine patriotische Sache. Später, als sich schon zeigte, daß es sich

um ganz anderes handelte, verbot die Mutter doch, ihn wegzugeben, in der Hoffnung, ihn zu bekehren. — Anfangs zog sie ihn zu langen, herzlichen Unterredungen heran, und mir empfahl sie, mich mit ihm zu befreunden. Wir behandelten ihn wie ein Glied der Familie, und das Resultat war, daß er uns haßt, nicht bloß als Menschen, die einer ihm verhaßten Klasse angehören, sondern, wie es scheint, auch persönlich.'

‚Ganz einfach,' sagte Dolhanski. ‚Er verübelt es euch, daß ihr nicht so seid, wie er sich euch vorstellte, d. h. weder so schlecht noch so dumm. Und ihr könnt sicher sein, daß er euch das nie verzeihen wird.'

‚Kann sein. Jedenfalls wird er uns bald aus der Ferne hassen, denn nach einem Monat werden wir auseinandergehen. Ich verstehe es, daß man jede Überzeugung dulden kann und soll, aber bei ihm findet sich neben seinen Grundsätzen und seinem Haß etwas allen unseren Gewohnheiten so Entgegengesetztes und Fremdes, daß wir von ihm schon genug haben.'

‚Mein guter Wladek,' entgegnete Dolhanski, ‚bezieh' das nicht durchaus auf dich, denn ich rede im allgemeinen, aber da du die Toleranz erwähnt hast, so muß ich sagen, daß meiner Meinung nach die Toleranz in Polen nichts anderes war und ist als bloßes Schlafmützentum, und zwar historisches Schlafmützentum.'

‚Von einem gewissen Standpunkt aus hat Dolhanski recht,' sagte Gronski. ‚Es kann sein, daß wir im Laufe unserer Geschichte verschiedene Ideen und Elemente duldeten, nicht bloß aus großdenkender Aufgeblasenheit, sondern auch, weil unsere Faulheit sich mit ihnen nicht entsprechend auseinandersetzen wollte.' . . .

Darauf sagte aber Krzycki, der sich nicht gerne auf allgemeine Ausführungen einließ:

‚Wohl, aber das alles erklärt mir nicht, warum Laskowicz unter die Bauern die Nachricht gesprengt hat, daß Onkel Zarnowski ihnen Rzeslewo verschrieben habe?'

‚Bis jetzt weiß man ja nicht sicher, ob er es war', erwiderte Gronski. ‚Wir werden das bei dem Notar erfahren, und jedenfalls in nicht allzuferner Zukunft.'

(Fortsetzung folgt.)

Leonardo da Vinci/Charakterkopf eines Greises



Der Monismus in der Gegenwart

Von F. X. Kiefl

I.

Über den augenblicklichen Stand einer seit Jahrtausenden verhandelten Frage wollen die folgenden Zeilen kurz berichten.

Wer an die heutige monistische Literatur herantritt, könnte zunächst den Eindruck gewinnen, das Einheitsbedürfnis der menschlichen Vernunft, ihr Bestreben, die verwirrende Fülle der Erscheinungen auf ein gemeinsames Prinzip zurückzuführen und so als ein übersichtliches Ganzes darzustellen, sei erst in unseren Tagen hervorgetreten. Und doch ist dieses Bestreben und dieses Bedürfnis so alt wie das philosophische Denken selbst. Die spärlichen Reste, welche von den älteren griechischen Systemen der Philosophie auf uns gekommen sind, genügen zum Beweise dafür, daß jede der Formen, in denen der heutige Monismus ausgeprägt erscheint, weit kraftvoller, schärfer, konsequenter bereits vor Jahrtausenden ausgebildet war. Von den Eleaten zu Spinoza, von Heraklit zu Fechner, von Anaxagoras zu Helmholtz laufen feine Fäden, welche eine frappante Gedankenverwandtschaft in der Frage nach der Einheitlichkeit des in uns und in den Tiefen der Natur webenden und wogenden Lebens herstellen, mit dem Unterschiede, daß bei den alten Hellenen geniale Intuition die Perspektiven eröffnete, welche in neuerer Zeit durch die Triumphe der Naturwissenschaft aufgetan wurden. Wenn aber niemals in der Geschichte der Philosophie ein spekulativer Begriff so gewaltig auf die Massen des gebildeten Volkes gewirkt hat wie in den letzten Dezennien der Name Monismus, so erhebt sich die Frage: Was ist das Charakteristische an diesem modernen Monismus? Die Antwort lautet überraschend. Was heute als die Weltanschauung der Zukunft auf dem großen Markte ausgerufen wird, ist kein Monismus und keine Philosophie, sondern Eklektizismus, und kann deshalb keine Zukunft haben. Wenn wir Arthur Drews ausnehmen, welcher mit Eduard von Hartmanns konkretem Monismus ein in allseitiger Orientierung an der philosophischen und naturwissenschaftlichen Arbeit des letzten Jahrhunderts ausgebautes System übernommen hat, so wird kaum einer der Rufer im Streit mit seinem Monismus die kritische Probe auch nur an den philosophischen Fragestellungen in der großen Zeit des deutschen Idealismus bis auf Kant zurück bestehen. So ziemlich alle aus Naturforscherkreisen hervorgegangenen Systeme scheitern an dem modernen Zentralproblem, daß sie in erkenntnistheoretischem, naivem Realismus die Vorstellungen ohne weiters mit den Dingen unmittelbar identifizieren, ein Standpunkt, der durch Kants Kritizismus unrettbar überwunden ist, ja welchem schon in der aristotelischen Lehre vom intellectus agens der Todesstoß versetzt war.

Das Geburtsjahr des Monismus im modernsten Sinn ist 1890; damals gründete Paul Carus in Chicago die Vierteljahrschrift: „The Monist". Der Deutsche Monistenbund, der im Gegensatz zu seinem reichen, amerikanischen Bruder von Eintrittsgeldern lebt, ist bekanntlich im Jahre 1906 unter der Ägide Häckels entstanden; er will mit seinem Organ ‚Der Monismus, Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik' (herausgegeben von Körber und Unold) ‚die Anhänger einer einheitlichen Lebensanschauung sammeln und in Verbindung setzen'. Bis Amerika, Asien und Afrika hat der Bund seine Ortsgruppen vorgeschoben. Eine gewaltige Pionierarbeit hat dem Bunde dabei Häckels Welträtselbuch geleistet, welches in fünf-

zehn fremden Sprachen und in nahezu 300 000 Exemplaren der deutschen Ausgabe verbreitet ist, ein bei einem philosophischen Werke auch in moderner Zeit unerhörter Erfolg, welcher Häckel noch immer als den ersten Namen erscheinen läßt, soweit es sich um den Monismus als Kulturbewegung handelt. Charakteristisch freilich für die ganze Bewegung ist die Tatsache, daß Häckels System nichts weniger als Monismus ist. Zu der einschneidenden Kritik, welche von theistischer Seite (Loofs, Wobbermin, Schell, Reinke) und von idealistisch-kritizistischer Seite (Paulsen, Adickes, Hönigswald, Eisler) an diesem System geübt wurde, kam in neuester Zeit ein heftiger Vorstoß aus monistischen Kreisen selbst in dem bei Diederichs in Jena erschienenen zweibändigen Sammelwerke von Arthur Drews: ‚Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter'. Das Werk wendet sich in schärfster Weise gegen den Monismus Häckels und anderer Naturforscher und erblickt in einer Emanzipation von der philosophischen Prinzipienlosigkeit dieser Kreise das einzige Heil der monistischen Bewegung. Abgesehen von der materialistischen Grundthese Häckels, wonach die Natur die gesamte wissenschaftlich erkennbare Welt umfaßt und die Physik alle menschliche Erkenntnis einschließt; abgesehen von dem naiven, nicht kritischen Realismus, mit welchem er gegenüber Kant die Transzendentalität unserer Anschauungsformen endgültig bewiesen zu haben glaubt, klaffen durch die Grundmauern seines Gedankenbaues, wie W. von Schnehen wieder besonders scharf hervorgehoben hat, unversöhnliche Widersprüche. Neben der rein materialistischen Auffassung, es gebe nichts, was der naturwissenschaftlichen Erkenntnis unerreichbar wäre, und Dubois-Reymonds Anerkennung des Bewußtseins als unübersteiglicher Grenze des Naturerkennens sei ein verwerfliches testimonium paupertatis, erhebt sich in Häckels ‚System' unvermittelt der agnostizistische Standpunkt, daß wir nur die Erscheinungen der Dinge, nicht ihr innerstes, unbekanntes Wesen erkennen können, daß wir der Erkenntnis des innersten Wesens der Natur heute noch ebenso fremd gegenüberstehen wie vor 2000 Jahren Empedokles und Anaximander. Neben dem Schlachtrufe von der Einheit der Substanz als dem alleinseligmachenden Glauben der Naturforschung ertönt der Zweifel, ob die Substanz überhaupt existiere. Neben der Kraftstofflehre Büchners, die Häckel nur durch den Entwicklungsgedanken ergänzt, mit dem er das Wunder der Entstehung des Bewußtseins in die Vergangenheit zurückverlegt, blitzt der Gedanke vom Lieben und Hassen der Atome auf, d. h. es wird der ganzen Natur bis zum letzten Atom hinab eine wenn auch nur unbewußte Empfindung zugeschrieben; soll letzteres Wort überhaupt einen Sinn haben, dann ist damit die materialistische Grundvoraussetzung des Systems, daß alles Geschehen in der Welt nur nach mechanischen Gesetzen sich vollziehe und alles Seelische nur die Resultante mechanischer Atombewegung und bloßer Lagerungszustände der organischen Moleküle sei, radikal umgestürzt. Treffend bemerkt Schnehen: ‚Also da, wo der Geist uns als etwas mehr oder weniger Einheitliches unmittelbar in der Erfahrung gegeben ist, in unserem eigenen Bewußtsein, da wird er als solcher geleugnet und als falscher Schein einer gar nicht vorhandenen Einheit entweder in eine Summe von getrennten Atomempfindungen oder gar in bloße Bewegungen einzelner stofflicher Teile aufgelöst. Da aber, wo wir ihn durch einen recht kühnen Analogieschluß hineintragen: in den unsichtbaren, nicht einmal mit ihrer stofflichen Außenseite jemals wahrgenommenen Atomen, da erhält er sein Heimatrecht!'

Wenn also Häckel behauptet, sein schon in der ‚Generellen Morphologie' 1866 entwickeltes und seitdem in mehr als vierzigjähriger Arbeit weitergebautes System sei aus einem Guß und verdiene allein den Namen reiner Monismus, so darf demgegenüber als feststehend gelten, daß an diesem System nur eines charakteristisch ist, die prinzipienlose Verschmelzung von Gedanken, deren innere Unversöhnlichkeit durch die jahrtausendjährige Geschichte der Philosophie erwiesen ist. Wenn aber Häckel beifügt, der Monismus in diesem bestimmten Sinne werde heute von den meisten Naturforschern geteilt, so ist das bis zu einem gewissen Grade richtig, soweit es sich nämlich um die in der monistischen Propaganda im Vordergrunde stehenden Kreise handelt. Von diesen Kreisen, welche speziell im Monistenbund, seinem Vereinsorgan und seinen Flugschriften repräsentiert sind, urteilt der Führer des Jungmonismus, Drews:

‚Wären darüber die Naturforscher sich klarer, als sie leider meistens sind, so würden sie bald davon zurückkommen, sich selbst für die alleinigen Vertreter eines wissenschaftlichen modernen Monismus auszugeben. Oder was führt bei ihnen diesen Namen? Wir finden bei ihnen einen qualitativen, pluralistischen Monismus, der sich doch nicht enthalten kann, gelegentlich nach dem ganz anders gearteten, ontologischen Monismus hinüberzuschielen. Wir sehen diesen Monismus sich bald als kosmonomischen, bald als identitäts-philosophischen drapieren, wobei er noch dazu unterläßt, die pluralistische, Leibnizische Auffassung der Identitätsphilosophie von der ontologischen des Spinoza zu unterscheiden. Jetzt stützt sich dieser Monismus darauf, daß es nur eine Art der Weltgesetzlichkeit, nämlich bloßen Mechanismus, gäbe; jetzt darauf, daß Kraft und Stoff, oder Materie und Geist, oder Dasein und Bewußtsein, oder Gott und Natur, oder Organisches und Unorganisches, oder Naturwissenschaft und Naturphilosophie eins seien, jetzt endlich darauf, daß die Vielheit der Körperatome aus dem einheitlichen Äther hervorgegangen oder der Mensch ein Entwicklungsprodukt der Natur sei. Und alle diese verschiedenen Behauptungen, die sich zum Teil auf ganz entgegengesetzte Daseinssphären beziehen und miteinander unvereinbar sind, werden lediglich durch das eine Wort Monismus zusammengehalten, das hier somit die verschiedenartigsten Bedeutungen hat und zu allen möglichen Zwecken herhalten muß.'

Die Tatsache, daß unter der Flagge des Monistenbundes eine radikale Konfusion in bezug auf die philosophischen Grundfragen der Weltanschauung herrscht, ist so einleuchtend, daß über die Wertlosigkeit eines solchen Kulturprogramms unter philosophisch Gebildeten eine Diskussion sich fernerhin erübrigen wird.

Dem unter Drews' Führung marschierenden Jungmonismus ist es vollständig feststehend, daß der Monismus des Monistenbundes ein lucus a non lucendo ist. Auch Rudolf Eucken hat ja energisch darauf hingewiesen, daß Naturalismus und Monismus unversöhnliche Gegensätze sind. Der Materialismus läßt nirgends ein Ganzes und ein Wirken aus dem Ganzen zu, sondern kennt nur individuelle und elementare Kräfte. Was sich an Einheit findet, ist nur Einheit der Zusammensetzung (unitas compositionis) und daher nicht Prinzip, sondern Ergebnis; eine Einheit haben die Dinge nicht an sich, sondern nur im Verhältnis zu andern, indem sich die Wirkungen benachbarter Elemente summieren und so dem Fremden wie ein Ganzes entgegentreten. Wo das geschichtliche Leben andersartige und anspruchsvollere Gebilde aufweist, müssen

sie sich als Verirrungen diskursiven Tuns herausstellen, ihre Beseitigung aber eine Befreiung und Steigerung der ersten Kräfte verheißen.

Der innere Widerspruch liegt dem ganzen naturalistischen Monismus seit Kant im Blute. Die Physiologie der Sinnesorgane, d. h. die naturwissenschaftliche Betrachtung der Empfindungsprozesse in ihrem Zusammenhange mit der Natur und Wirkungsweise der Sinnesorgane, führte dazu, die naive Auffassung der älteren Materialisten von der Wirklichkeit der Sinnenwelt zu zerstören. Helmholtz machte seine Entdeckungen, indem er sich der Kantischen Anschauung von der Subjektivität der Sinneswahrnehmung als heuristischen Prinzips bediente. Johannes Müller hat von einem winzigen Problem aus (dem des Aufrechtsehens) helle Strahlen über die Natur unserer Sinnenerkenntnis verbreitet. Mit den Fortschritten der Physiologie ist der materialistischen Metaphysik der Boden untergraben. Dies macht sich bei allen führenden Geistern des Materialismus im 19. Jahrhundert geltend. Die Tatsache, daß in jeder einfachen Sinneswahrnehmung eine Riesenmasse geistiger Arbeit steckt, mag man diese Arbeit mit Kant oder Aristoteles werten, hat die extremsten Materialisten in Widerspruch mit ihren Grundvoraussetzungen gebracht. So sagt von der Erkenntnistheorie Moleschotts ein so wohlwollender Beurteiler wie F. A. Lange: ‚An welcher Stelle des philosophischen Urwaldes befinden wir uns hier? Sind wir bei den extremsten Idealisten, welche überhaupt nicht annehmen, daß unseren Vorstellungen von den Dingen irgend etwas außer uns entspricht? Oder sind wir bei den pantheistischen Schwärmern, welche sich einbilden, daß der menschliche Geist das Absolute fassen kann? Ist das grüne Blatt eben deshalb an und für sich grün, weil es auf das menschliche Auge diesen Eindruck macht, während Spinnen-, Käfer- und Engelaugen minder maßgebend sind? In der Tat wird es wenige philosophische Systeme geben, welche nicht in jenen Sätzen (Moleschotts) eher gefunden werden können als der Materialismus.‘

Und wenn Büchner nicht müde wird, zu betonen, daß die letzten Rätsel des Daseins und des Lebens nicht zu lösen sind, daß die dem Stoffe inhärierende Kraft etwas denselben Regierendes, Immaterielles sei; ja wenn ein so radikaler Materialist wie Czolbe nur durch einen neuen kategorischen Imperativ: ‚Begnüge dich mit der gegebenen Welt‘ den Materialismus auf sittlich-ästhetischer Begründung retten zu können glaubt, ist denn das alles noch Materialismus? Wenn wir nach Du Bois-Reymond von der toten, stummen und schweigenden Welt der Atome nichts wissen, als daß sie eine notwendige Vorstellung für uns ist; wenn, wie der Geschichtschreiber des Materialismus es ausdrückt, die Frage an die Atome berechtigt ist, was sie außer der Erscheinung, außer der Vorstellung, was sie an sich seien, was in ihnen von Ewigkeit her zum Ausdruck gelangt sei; wenn uns gerade die Zurückführung alles Psychischen auf Hirn- und Nervenmechanismus als der sicherste Weg zu der Einsicht gepriesen wird, daß sich hier der Bogen unserer Erkenntnis schließt, ohne das, was der Geist an sich ist, zu berühren, ist damit nicht wenigstens der Möglichkeit nach der Bestand einer transzendenten Weltordnung anerkannt, und ist nicht damit die erste Voraussetzung des Materialismus aufgegeben, daß es außerhalb der mechanisch erfaßbaren Wirklichkeit nichts geben könne?

Damit ist aber auch dem Monismus in all seinen naturalistischen Formen der Boden entzogen. Dies gilt auch von jenen Formen des Naturalismus, welche unter dem unwillkürlich aufgenommenen Einfluß der neueren Philosophie

auch in der Naturforschung mehr und mehr an die Stelle des älteren Materialismus getreten sind. Kraft und Stoff im Sinne des griechischen Hylozoismus, an welchen gerade Häckel wieder angeknüpft hat, freilich ohne die volle Konsequenz zu ziehen, in monistischem Sinne zu einer Einheit zu verschmelzen, ging nicht an, weil es keinen Sinn hat, mit Fechner ausdehnungslose Atome zu postulieren. Also mußte eines der beiden Glieder fallen. Geht nun die Naturforschung prinzipiell darauf aus, allen passiven Stoff in aktive Bewegung aufzulösen, die qualitativen Unterschiede der Erfahrungswelt auf quantitative Unterschiede sich bewegender kleinster Teilchen zurückzuführen, wofür die Strukturchemie eines van t'Hoff das schlagendste Beispiel ist, hat die Physiologie in Übereinstimmung mit Kant die sekundären Qualitäten der Naturdinge, wie Farben, Töne, in bloß subjektive Bewußtseinserscheinungen aufgelöst, warum sollte man vor den primären, vor allem der Ausdehnung, Halt machen? Dann wird der Stoff zu einem Komplex sinnlicher Empfindungen, zum bloßen Sinnenschein, und kann nicht mehr als Träger und Ursache des Bewußtseins gelten. Dann wird eine monistische Weltauffassung möglich, ein Materialismus ohne Materie; an Stelle der Atome tritt ein System von Zentralkräften, Dynamiden, punktuellen Fernkräften, wie sie Newton in der Astronomie entdeckt hat.

Allein das ergibt nur einen qualitativen Monismus, nur eine Einzigartigkeit der Substanzen, nicht eine Einheit der Substanz. Die vielen Kräfte ergeben ebensowenig eine wirkliche Einheit als die vielen Atome. Wie nun die neueren Vertreter des atomistischen Monismus mit Häckel darauf bedacht sind, in dem unwägbaren, nicht atomistisch gegliederten Äther den erzeugenden Grund und das einheitliche Band der in Atome differenzierten Materie zu suchen, so mußte der Naturalismus der Dynamik, sofern er wirklich Monismus werden wollte, darnach streben, die Vielheit der Kräfte aufzuheben. Es ist dies die von dem Chemiker Ostwald in Leipzig inaugurierte Richtung. Wie der Begriff der Materie, so ist auch der der Kraft nur ein Relationsbegriff; die Idee einer absoluten Kraft ist wie die einer absoluten Materie als metaphysischer Götze zu eliminieren. ‚Energie' ist das Zauberwort; die Substanz der Dinge ist ‚Arbeit und alles was aus Arbeit entsteht oder sich in Arbeit umwandeln läßt'. Hatte die Biologie die ‚Lebenskraft' längst in Verruf gebracht, so dehnt Ostwald diese Ablehnung auf alle Kräfte aus; die Arbeit selbst ist die Substanz des Geschehens, das wirklich Reale, welches keines weiteren Trägers bedarf, ebensowenig als die Erde eines Elefanten und dieser einer Schildkröte als Trägerin bedarf im Sinne der indischen Mythologie. Ostwald und eine ganze Reihe mit ihm übereinstimmender Naturforscher verwirft den Materialismus, bleibt aber im Naturalismus befangen. Auch nach dieser Auffassung existieren die sinnlichen Qualitäten in derselben Weise unabhängig von unserem Bewußtsein wie im Sinne des naiven Materialismus. Das Bewußtsein ist nur die Umsetzung von Nervenenergie (der Form des organischen Lebens) in psychische Energie. Der Geist geht also aus der Materie, oder vielmehr beide gehen aus einer gemeinsamen Wurzel hervor. Jedenfalls wird damit der Geist der Materie untergeordnet. Allein mit Recht hat Drews dieser mächtigen, philosophischen Richtung entgegengehalten, daß der Umsatz von anorganischer Energie in Nervenenergie und gar der letzteren in psychische Energie dem Gesetze der Erhaltung der Kraft widerspricht, weil sonst beim Umsatz der einen in die andere die erste abnehmen müßte; diese Theorie versagt also gerade da, wo sie den Gegensatz von Natur und Geist überwinden und zum wirklichen Monismus werden will.

Aber wäre auch wirklich ein solcher Umsatz möglich, und wäre also die Energie, das heißt die Arbeitsleistung, selbst das Letzte und Ursprüngliche, nicht eine dieser Leistung zugrunde liegende Kraft, so ist es schon an und für sich unmöglich, die Vielheit der Energien auf eine metaphysische Einheit zurückzuführen und so eine monistische Auffassung zu erreichen.

Dieser Mangel scheint nun allerdings überwunden in einer älteren, der merkwürdigsten aller Formen des Materialismus, bei Schopenhauer. Eine einheitliche Substanz erscheint bei ihm als Urgrund der ganzen Welt, der physischen und geistigen, nämlich der Wille. Alle Kraft ist Wille; aller Wille ist einer. Alles Reale ist Wille. Der Wille, dem gemeinen Verstande bekannt als ein Moment des Geistes, also als ein immaterielles Prinzip, ist nach Schopenhauer unvernünftig, blind, sinnlos; also nur ein anderes Wort für das Prinzip des Materialismus. Der Leib ist Produkt des Willens, das Bewußtsein ist aber Produkt der Nervenmaterie ebenso wie bei Moleschott, Büchner und Vogt. Der panthelistische Monismus geht deshalb insofern über den energetischen hinaus, als er in der Tat ein einheitliches Grundprinzip der Wirklichkeit, den Willen, postuliert. Allein die Entstehung der Welt daraus kann er nicht erklären. Der Weltprozeß bleibt ein Spiel blinden und tauben Zufalls. Die furchtbare Kluft zwischen dem Unvernünftigen des vorgeblichen Weltgrundes und der Zweckmäßigkeit, Gesetzlichkeit und Vernünftigkeit der Welt, zwischen der Materie und dem Geiste, kann auch dieser Naturalismus wie der konsequente Materialismus nicht überbrücken, sondern nur überspringen. Er kann es also schon deshalb nicht zu einer monistischen Erklärung der Wirklichkeit bringen.

Schon aus dieser knappen Übersicht läßt sich ein Urteil über die letzte Quelle der oben erwähnten Widersprüche in allen Formen des modernen, naturalistischen Monismus gewinnen, für welche Häckels System das klassische Beispiel ist. Die Naturwissenschaft führte immer weiter von dem Begriff einer Materie weg, wie sie das Alpha und Omega des konsequenten Materialismus ist. Helmholtz führte die Sinnestätigkeit selbst auf eine Art von Schluß zurück. Blieb es nun die unüberwindliche Klippe für jede Form des Naturalismus, zu erklären, wie aus bloßer stofflicher Bewegung Bewußtsein resultieren könne, dann lag es näher, die Einheit des Bestehenden auf umgekehrtem Wege zu erstreben, den Geist statt zum Produkt zur Wurzel der Materie zu machen und unsere ganze Vorstellung vom Stoff und seinen Bewegungen als Resultat einer Organisation von rein geistigen Empfindungsanlagen aufzufassen. Wurde dabei der Naturforschung zum Bewußtsein gebracht, daß sie statt der Hegelschen Begriffsromantik ihre exakten Methoden beibehalten könne, daß die Forschung nach einem physikalischen Mechanismus des Empfindens wie des Denkens nicht überflüssig wird, daß es bei hinlänglichem Fortschritt der Physiologie gelingen müsse, die mechanischen Bedingungen des Bewußtseins zu entdecken, so mußte der von einem Teil der Schule Kants und Fichtes betretene Weg auch exakte Forscher anlocken. Es handelt sich um die Richtung des erkenntnistheoretischen Monismus, der sich in die Abarten von Bewußtseinsmonismus und Empfindungsmonismus (Empiriokritizismus) teilt und von dem Bonner Physiologen Verworn, einem Anhänger der letzteren Auffassung, zutreffend Psychomonismus genannt wurde. Überwiegend ist hierin die zweite Richtung, welcher dabei die doppelte Sisyphusarbeit obliegt, erstens mit Condillac nachzuweisen, daß unsere ganze geistige Welt in Sinneserscheinungen auflösbar sei, zweitens darzutun, daß unsere Sinne ein lückenloses Bild der

Wirklichkeit geben, während doch die Naturwissenschaft es nicht mit den Sinneserscheinungen zu tun hat, sondern mit dem mathematischen, algebraischen Gerippe, das hinter den Sinneserscheinungen liegt.

Es gibt nach Verworn nur eines, den reichen Inhalt der Psyche. Das Sein der Dinge geht zwar nicht in der bloßen Empfindung auf, sondern schließt eine absolute Gesetzlichkeit ein, kraft welcher nach bestimmten Umständen bestimmte Empfindungsinhalte bewußt werden. Die Dinge existieren nur, soweit sie im Bewußtsein gegenwärtig sind, sei es in einem Individualbewußtsein (Schubert-Soldern), sei es als Inhalt und Faktoren eines Allgemeinbewußtseins (Lipps). Außen- und Innenwelt sind nur die beiden Stücke einer einzigen in der Seele enthaltenen Welt. Die Seele ist kein Ding hinter dem Bewußtsein, sondern das konkrete Bewußtsein selbst. Eine phänomenologische Physik ist das Schlagwort dieser Richtung. Speziell der Empfindungsmonismus betrachtet die Dinge nur als Abbreviaturen für Erlebnisse, für Gruppen von Empfindungen. Das Ich ist nur eine stärker zusammenhängende Gruppe von Empfindungselementen, wie der Wiener Physiker Mach in einer vielgelesenen Schrift über die Analyse der Empfindungen ausführt. Dabei tauchen Forscher auf, welche ihrem Prinzip sofort wieder flagrant untreu werden, indem sie einerseits die Welt als Komplex von Empfindungen auffassen, die ohne substantielle Grundlage existieren, anderseits die primären Qualitäten unabhängig vom Erleben des Individuums fortdauern lassen. So Petzold, der die Behauptung gewagt hat, niemals habe ein Irrsinniger etwas Tolleres erdacht als die Metaphysik. Die Welt ist vorübergehendes Erlebnis der Menschheit, das uns allen gemeinsame Grunderlebnis. Wir selbst sind begrenzter Erlebniskomplex (R. Willy). Panpsychismus und Pantheismus lehnt diese Richtung in der Regel ab.

Als einen Pendant zu dieser Richtung führt Eisler in seiner Geschichte des Monismus, wo er auch die übrigen Vertreter derselben charakterisiert, den Gesetzesmonismus von Arndt an. Wenn der Naturalismus in Häckel sich einen kosmonomischen Monismus nennt, d. h. die Einheit der Weltgesetzlichkeit behauptet, neben der mechanischen Kausalität eine irgendwie geistige Sondergesetzlichkeit, vor allem die Teleologie, nicht gelten läßt, muß der Bewußtseinsmonismus von selbst dazu fortgetrieben werden, eine geistige Weltgesetzlichkeit als die höchste, reinste Kraft der Natur, als ihr feinstes Leben aufzustellen. Der Geist waltet auch in der Materie und schließt den physischen Substanzen erst das Leben auf. Die Charta magna des Weltalls ist die Liebe, das universale Lebensgesetz. Jede Erscheinung ist eine Geburt der Liebe. Attraktion, Polarität, Kreislauf, Identität sind nicht gesonderte Gesetze, sondern nur Teilstücke des Lebenszeugungsgesetzes. Als Zweck im Lebensgesetz liegt Schaffung und Erhöhung des Lebens. Eine ähnliche Konstruktion versucht Max Dreßler.

Die Vertreter des Bewußtseinsmonismus sind der Meinung, die allein wahren Monisten zu sein, weil sie alles Geschehen auf das uns unmittelbar gegebene Bewußtsein zurückführen. Allein Drews hält ihnen mit Recht entgegen, daß dies eine grobe Selbsttäuschung ist. Unmittelbar gegeben ist uns nur das eigene Ich, nicht ein fremdes Ich. Der Monismus wäre also erst im Solipsismus erreicht, welcher nur die Existenz des eigenen Ich anerkennt. Zu dieser Konsequenz haben aber nur wenige Psychomonisten wie Schubert und Heim einen Anlauf genommen. Andere wie Verworn nehmen unbekümmert Dinge

und Personen außerhalb des individuellen Ich an und rühmen sich, daß sie innerhalb der einzelnen Forschungsgebiete alles beim Alten lassen, vergessen aber dabei, daß sie dieses nur tun können, indem sie ihr ‚monistisches' Grundprinzip stillschweigend aufgeben. Denn wenn Verworn sagt, das Individuum stirbt, die Empfindungen aber (d. h. die Welt) leben weiter in anderen Individuen und weben am ewigen Webstuhl der Seele, so ist klar, daß dieser ewige Webstuhl, der Wirklichkeit letzte Wurzel, nicht mehr zu den unmittelbar in unserem Bewußtsein gegebenen Daten gehört, sondern das absolute Ich, das Allgemeinbewußtsein Fichtes ist, ohne daß das Bedürfnis empfunden wird, den Schlußapparat nachzukonstruieren, der bei Fichte dem Älteren zu dieser Annahme geführt hat. Der Psychomonismus führt also konsequent zum individuellen Solipsismus, d. h. zum philosophischen Wahnsinn. Fichte ist einen radikal entgegengesetzten Weg gegangen.

Es ist von vornherein klar, daß zwischen der naturalistischen und psychomonistischen Richtung, von denen die erstere das geistige, die zweite das körperliche Gebiet in Nichts, beziehungsweise in ein bloßes Summationsergebnis der Funktionen des anderen Gebietes auflösen wollte, eine Art Mittelstraße gesucht werden mußte, auf der man den Monismus zu erreichen hoffte, ohne daß man eines der beiden Glieder gewaltsam wegdekretierte. Schon vor dem Ausbau der zwei erstgenannten Richtungen wurde diese Mittelstraße eröffnet durch den Begründer der Psychophysik, Gustav Theodor F e c h n e r, einen der geistvollsten Schriftsteller des letzten Jahrhunderts. Fechner, nach seinem eigenen Geständnisse ‚mit seiner ganzen Philosophie ursprünglich von Schellings Stamme gefallen', mit seiner monistischen Grundanschauung auf den durch Hegel scheinbar veralteten Spinoza zurückgreifend, stellte die Thesis auf, Leib und Seele seien nur die äußere und innere Erscheinungsweise eines und desselben Wesens, geistige und körperliche Vorgänge nur zwei Seiten eines und desselben Vorganges. Zwischen Physischem und Psychischem besteht dasselbe Verhältnis wie zwischen der konkaven und konvexen Seite eines Kreises. Es ist ein Gegenstand, von zwei Seiten angeschaut. So hatte schon Spinoza das Geistige und das Körperliche als die zwei Offenbarungsarten der einen Substanz hingestellt. Auf dieser Grundlage baut Fechner mehrere folgenschwere Sätze auf: Geistiges und Körperliches können nicht aufeinander einwirken, sondern laufen nebeneinander parallel. Deshalb muß jedem körperlichen Vorgang ein geistiger entsprechen, d. h. die ganze Welt ist beseelt (Panpsychismus). Auch die Erde hat eine Seele und die Gestirne, welche die wahren Engel sind. Der Stamm des göttlichen Geistes treibt die Geister der Gestirne wie Äste hervor, diesen entsprießen die Geister ihrer Geschöpfe wie Zweige, diesen die Gedanken wie Blätter. Gott sieht mit dem Lichte und hört mit dem Schalle seiner Welt alles, was in der Welt ist und geschieht. Er ist und wirkt alles in allem wie die Natur, der göttliche Leib. Die Welt der Körper alle ist gebunden zum e i n e n Körper Gottes durch ein Gesetzesband, die Welt der Geister alle zu einem Geiste Gottes durch ein Gesetzesband. Wie Schelling leitet Fechner nicht das Lebendige vom Toten ab, sondern das Tote ist Niederschlag des Lebendigen, das Unbewußte ein Residuum früheren Bewußtseins, wie er in seinem Zend Avesta eingehend darzutun sucht. In seinem anziehenden Büchlein vom Leben nach dem Tode entwirft Fechner ein reizendes Bild von dem naturwissenschaftlich umgedeuteten Himmel. Aber das Individuum ist nicht substantial, sondern nur aktual unsterblich in der Sphäre seiner Wirkungen. Er sucht in beiden Werken ferners nachzuweisen, daß

zwischen seiner Lehre und dem Christentum innere Verwandtschaft bestehe, und in diesen Geleisen sucht Bruno Wille ein monistisches Christentum zu begründen, ohne über die seichten Umdeutungen Kalthoffs hinauszukommen.

Bis in die unmittelbarste Gegenwart herein hat Fechners schon in Heraklits Lehre vom Weltfeuer wurzelnde Gedankenmasse Philosophen und Naturforscher angezogen. Das Individuum wird aufgefaßt als Aufblitzen des Seelenstromes; wir sind Glieder des Seelenflutens, das man Welt nennt; was wir sind, sind unsere Vorfahren in uns; es ist eine gewaltige Kette, die vom Unendlichen herkommt und ins Unendliche weiterreicht. Francé mit seinen Forschungen über das Liebesleben der Pflanzen, Pauly u. a. hoffen ein Wiederaufleben der Allbeseelung in Gesellschaft und Kultur, eine Erneuerung des uralten, deutschen Gottnaturbegriffes. Auch Philosophen wie Wundt, Paulsen, Lipps, Eucken haben die Grundsubstanz ihrer Weltanschauung von Fechner und — Heraklit aufgenommen, wenn auch in wesentlicher Um- und Neubildung.

Zwei Formen des psychophysischen Monismus haben sich von Fechners Lehre abgezweigt; nach der einen hängt nur das Physische unter sich kausal zusammen, während die psychische Reihe in sich selbst keine Kausalität besitzt, wie die Schatten- und Spiegelbilder nicht aufeinander wirken. Nach der anderen Auffassung bildet auch das Psychische eine kausal ununterbrochen zusammenhängende Entwicklungsreihe. Daß die erstere Form ohne weiteres auf den Standpunkt des Materialismus zurücksinken muß, ist klar.

Aber auch die ungleich mehr verbreitete zweite Form hält der Kritik nicht stand. Der berühmte Berliner Tonpsychologe Karl Stumpf, Schüler Franz Brentanos, wirft mit Recht die Frage auf, ob denn das Rätsel des Zusammenhanges zwischen Physischem und Psychischem durch Ausdehnung auf die ganze Welt geringer würde, und ob die Worte Empfindung und Wille, angewandt auf das angebliche, gänzlich unbewußte Seelenleben der anorganischen Materie, noch irgend einen Sinn besäßen. Alle bisherigen Versuche, auch nur rein hypothetisch die physischen Parallelvorgänge zu intellektualen Vorgängen in einer glaubhaften und nicht sofort den psychischen Tatbeständen widersprechenden Weise zu konstruieren, seien gescheitert. Stumpf kann in der Parallelitätslehre statt des gepriesenen Monismus nur einen Dualismus finden, wie er krasser noch niemals aufgetreten ist. Die Ungleichartigkeit der Gebiete ist beibehalten, die Wechselwirkung geleugnet. Von der einheitlichen Substanz, die ohnedies nur ein Scheinbehelf war, ist nicht mehr die Rede, und so erscheint auch das Parallellaufen der zwei Welten unfaßlicher als selbst nach der verrufenen Lehre der Geulincx und Malebranche. In der Tat, wenn jede der beiden Welten so verläuft, als wenn die andere überhaupt nicht existierte, ist das nicht eine radikale Spaltung der Wirklichkeit, und wo ist auch nur der Versuch gemacht, die Einheit dieser Doppelheit verständlich zu machen? Zwei Parallelen kreuzen sich niemals, und wenn die Parallelisten sich auf die konkave und konvexe Krümmung einer Fläche, auf die Spiegelung usw. berufen, so sind das nur Bilder, die zudem auf einen wirklichen Dualismus zurückweisen.

Man mag zu den großen Systemen des deutschen Idealismus nach Kant sich stellen wie man will, eines wird niemand bestreiten können, daß sie die einzigen konsequenten Versuche sind, eine wirkliche Einheit des Weltgeschehens vom nicht theistischen Standpunkte aus darzustellen, und daß alle neueren Systeme, welche das gleiche Ziel auf anderen Wegen erstrebten, sich unentrinnbar in den idealistischen Fragestellungen verfangen und dadurch in Wider-

spruch zu ihren naturwissenschaftlichen Ausgangspunkten geraten. Diese älteren Systeme des Idealismus (Fichte, Schelling, Hegel und zum Teil Schopenhauer) erblicken ebenfalls im Psychischen das wahre Sein der Dinge und suchen eine monistische Weltauffassung herbeizuführen, indem sie das Physische zu einer bloßen Erscheinung oder Vorstufe des Geistigen herabdrücken. Die wahre Wirklichkeit wird in die absolute Substanz hineinverlegt. Menschliches Bewußtsein und göttliches Sein fließen unmittelbar ineinander. Die Erscheinungswelt wird in bloße Traumwelt aufgelöst, wenn auch etwa Fichte ihre Bedeutung zu retten suchte, indem er sie das ‚versinnlichte Material unserer Pflicht‘ nannte, d. h. sie vom Ur-Ich produziert sein ließ, damit der individuelle Geist sich sittlich an ihr betätigen könne. Gerade deshalb hat die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den Zusammenbruch des Idealismus herbeigeführt, weil nicht bloß die Triumphe der Naturwissenschaften und der Technik, sondern die ganze Wendung des modernen Lebens ihren Gravitationspunkt in die uns unmittelbar umgebende Erscheinungswelt verlegte. Von dem, was dem modernen Menschen in Kunst, Literatur, Industrie, Technik alles ist, hat der Idealismus ‚abstrahiert‘; er hat die Erscheinungswelt unerklärt liegen gelassen, um eine gigantenhafte, nur wenigen nachkonstruierbare Begriffsarbeit dem ‚Absoluten‘, d. h. dem der Erscheinungswelt zugrunde liegenden ‚Alleinen‘ zuzuwenden. E. v. Hartmann erfand deshalb für den deutschen Idealismus den wenig treffenden Namen ‚abstrakter Monismus‘ und setzte ihm seinen ‚konkreten Monismus‘ gegenüber, für welchen die um Drews eine zielbewußte Propaganda machen.

Hartmann ist der Führer derjenigen Kantianer geworden, welche das Sphinxrätsel des Kritizismus nach der Seite des transzendentalen Realismus lösen wollen. Unsere Anschauungs- und Denkformen kommen auch einem Ding an sich unabhängig von unserem Bewußtsein zu. Das Ding an sich, der gemeinsame Grund des Physischen und Psychischen, ist Geist, aber unbewußter Geist, und als solcher die Synthese von Logischem und Alogischem.

Drews erblickt den radikalen Fehler alles bisherigen Monismus darin, daß er die unmittelbare Identität des Seins und Bewußtseins behauptet hat ohne Zwischenglieder und Unterschiede. So hat er die Welt für Gott angesehen oder umgekehrt die Natur in den Geist verflüchtigt. Er wurde zum geistlosen Materialismus oder zum übertriebenen Spiritualismus. Beides ist der Tod jeder Religion. Denn auch wenn nur Gott und die Welt nicht ist, wird durch Vernichtung des einen der beiden Glieder die Möglichkeit des religiösen Verhältnisses zwischen Gott und den Menschen aufgehoben und die Religion in ihrem Kern vernichtet, wie Drews in einem eigenen Buche ‚Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes‘ darzutun sich bemühte. Hartmann habe diese Einseitigkeit überwunden mit der Einsicht, daß das Bewußtsein ebenso wie die Materie der Sphäre der Erscheinung zuzuweisen sei, daß Bewußtsein und Sein nicht unmittelbar, sondern nur in einem Dritten identisch sein können, und daß dieses Dritte weder Natur noch Bewußtsein sei, mit einem Worte, daß der unbewußte Geist die gemeinsame Grundwurzel des bewußten Geistes wie der unbewußten Natur sein müsse. Deshalb muß neben der mechanischen Gesetzlichkeit in der Welt (neben den Zentralkräften der Materie) auch eine objektive Zielstrebigkeit anerkannt werden, weil Mechanismus und Teleologie für sich allein nur unselbständige Abstraktionen sind und erst in ihrer konkreten Zusammenfassung das wirkliche Ganze der Weltgesetzlichkeit ausmachen.

Von Hartmanns Monismus rühmt Drews, daß derselbe die Wahrheit

aller anderen Formen des Monismus konserviert und als Moment in sich aufhebt. Daran ist nur richtig, daß Hartmann eine Synthese zwischen den drei großen deutschen Philosophen Schelling, Hegel und Schopenhauer zu einem organisch zusammenhängenden Ganzen versucht hat, daß er gegenüber dem Absoluten die Rechte des Individuums wirksamer zu wahren strebte und auf das Verhältnis des Einzelgeistes zum Allgeiste den Nachdruck legte, indem er auf Leibniz als den ‚größten aller zum Individualismus neigenden Philosophen' die Aufmerksamkeit zurücklenkte, und daß er endlich die letzten Resultate der deutschen Philosophie durch Berücksichtigung der empirischen Realwissenschaften, insbesondere der aufblühenden Naturwissenschaften, zu ergänzen bemüht war. Ist Hartmann in der Tat der erste von den deutschen Fachphilosophen gewesen, welcher, wenn auch aus zweiter Hand, das ganze naturwissenschaftliche Material der Zeit in sein System verarbeitet hat; rühmt er sich auch, daß fruchtbare Synthesen wie sein System ganz wo anders herkommen müssen als aus zerlesenen Büchern und aus zerkauten Schreibfedern, und daß ein dunkles Gehirn durch ein außerhalb des Schädels brennendes Licht nicht erleuchtet werden könne, so ist es ihm doch bei Lebzeiten nicht gelungen, z. B. die Vertreter der mechanischen Naturauffassung auf seine Seite zu ziehen und so der Welt, wie Drews meint, des monistischen Rätsels wahre Lösung darzubieten. Der Geschichtschreiber des Materialismus, welcher selbst eine Art von Teleologie für untrennbar auch von der atomistischen und darwinistischen Weltauffassung erklärt und die Teleologie Kants und Fechners für naturwissenschaftlich nicht anfechtbar hält, nennt Hartmanns Ableitung der Teleologie aus dem Unbewußten eine flagrante Durchbrechung des strengen Kausalzusammenhanges der Natur; ja er tadelt, daß dessen ganzes Denken vollständig auf den Standpunkt des Köhlerglaubens und der rohen Naturvölker zurückkehre. Ist es auch sicher zu weitgehend, wenn Hartmanns Rekurs auf das Unbewußte zur Erklärung rätselhafter Vorgänge einfach mit der Berufung des Australnegers auf den ‚devil-devil' verspottet wird, so ist doch methodisch Hartmanns Grundsatz verwerflich, daß da, wo nicht in engem örtlichem Umkreise die genügende materielle Ursache eines Ereignisses gefunden werden kann, sofort eine geistige Ursache gesucht werden müsse, die nur im Gebiete des Unbewußten liegen kann. Der Naturforscher wird hier mit Recht auf die Unendlichkeit von Kräften und Einrichtungen verweisen, die auch in begrenztem örtlichem Umkreise wirksam sein können, und wird, wo er die materielle Ursache noch nicht gefunden hat, mit nichten die Zuflucht zu einem ganz andersartigen Prinzip nehmen, das ihm, wie das ‚Unbewußte', nur einen leeren Namen bietet. Die Art und Weise, wie Hartmann die Wirkung des Unbewußten durch Wahrscheinlichkeitsrechnung zu demonstrieren sucht, ist jedenfalls verfehlt, und nach derselben Methode, meint Lange mit Recht, könnte man beweisen, daß ein Mensch ohne Hilfe der Fortuna oder eines Spiritus familiaris nicht zehnmal nacheinander im Würfelspiel gewinnen könnte. Wenn sich in einer Urne eine Million Kugeln befinden, so ist die Wahrscheinlichkeit auch für jene Kugel, welche gezogen wird, nur ein Milliontel, also fast Null, und doch ist die Sache wirklich, und der Wahrscheinlichkeitsbruch bedeutet gar nichts als den Grad unserer subjektiven Ungewißheit über das, was geschehen wird.

Unsere Aufgabe ist es indes hier nicht, die metaphysischen Grundlagen des Hartmannschen Monismus zu prüfen. Wenn aber ein Kritiker, wie Lange, behauptet, die Philosophie des Unbewußten stelle sich zu den positiven Wissenschaften in einen schrofferen Gegensatz als irgend ein früheres System und wie-

derhole in dieser Beziehung alle Fehler eines Schelling und Hegel in weit gröberer Form, so ist der Monismus Hartmanns noch weit davon entfernt, die sämtlichen monistischen Richtungen der Gegenwart unter seinem Maste zu sammeln, und die Rührigkeit der Gruppe um Drews kann die Tatsache nicht umstoßen, daß die Philosophie des Unbewußten bisher einen auffallend geringen Sukkurs aus Naturforscherkreisen gefunden hat, wenn man ins Auge faßt, daß die mit dem Unterbewußtsein als Quelle der Religion arbeitenden englischen und amerikanischen Psychologen von ganz andersartigen Voraussetzungen ausgehen. Vertritt doch der Berühmteste der Letzteren, der Amerikaner William James in seinem neuesten Werke (‚A pluralistic Universe', New-York 1909) mit aller Verve ein pluralistisches Weltbild und tritt hierin in scharfen Gegensatz zu seinem romantisch adspirierten Landsmann Ralph Waldo Trine, der in seinem Werke ‚Harmonie mit dem Unendlichen' (deutsch von Christlieb) einen religiösen Monismus zu begründen sucht, welcher sich von dem landläufigen philosophischen vielfach nicht unvorteilhaft unterscheidet.

Aus diesem kurzen Überblick über die bis in die unmittelbare Gegenwart hereinragenden Richtungen des Monismus ergibt sich folgendes Resultat:

Der Name Monismus bedeutet durchaus keine einheitliche Weltanschauung, sondern er befaßt unter sich Gedankensysteme, von denen kein einziges wesentlich neu ist, und welche seit Jahrtausenden einander in radikalem, direkt ausschließenden Gegensatze sich gegenüberstanden. Die Frage, ob religiöser oder philosophischer Monismus, und wenn letzterer, welche von seinen vielen Arten und Unterarten, diese Frage wäre nur dann eine für den Monismus lösbare, wenn wirklich im Sinne der Drewsschen Richtung die Philosophie des Unbewußten die höhere Synthese aller vorbezeichneten Standpunkte wäre. Eine Neigung zu dieser Lösung ist aber in den Kreisen des Monistenbundes nicht stark bemerkbar, und wenn in letzteren Kreisen etwas als monistische Weltanschauung angepriesen wird, was wie ein buntes Mosaikpflaster von ziemlich jeder der vorerwähnten philosophischen Richtungen ein Stückchen in sich enthält, so ist ein solcher Monismus philosophisch nicht diskutierbar.

II.

Wesentlich einfacher ist die Sachlage, wenn wir nach der Stellung des Monismus zu den höchsten religiösen, sittlichen und ästhetischen Idealen der Menschheit fragen. Der landläufige Naturalismus aller Formen wirft diese Frage gar nicht auf. Entweder eifert er mit Schopenhauer dagegen, daß der Name Gottes überhaupt in irgend einer Form, auch in der pantheistischen Auffassung als Absolutes, noch genannt werde oder gar Gegenstand eines Kultes sei; oder er setzt etwas anderes an Stelle der Religion, wie denn A. Döring mit Recht betont, daß die Substitute und Umbildungen, welche das moderne Bewußtsein für die ursprüngliche Ausdrucksweise des religiösen Gefühls geschaffen habe, den Namen Religion nicht mehr verdienen. Unter den neueren, nachhegelianischen Monisten hat nur Fechner es unternommen, einen prinzipiellen Ausgleich der Grundlagen seiner Weltanschauung mit der christlichen Religion selbst zu versuchen.

Drews dagegen behauptet, der naturalistische Monismus der Naturforscher habe keine Aussicht obzusiegen, so lange nicht der Nachweis erbracht ist, daß das religiöse Bewußtsein keinen Anspruch auf Befriedigung hat oder aber der naturalistische Monismus selbst imstande ist, ein haltbares Ver-

hältnis zwischen Gott und dem Menschen zu begründen. Diese Begründung sei aber ebensowenig wie jener Nachweis möglich, und daher sei es zu bedauern, daß der Lärm, den der naturwissenschaftliche Monismus in der Gegenwart verursache, den Monismus überhaupt in Verruf gebracht habe.

In dem Programmwerk von Drews unternimmt es Friedrich Steudel, den Nachweis zu erbringen, daß Monismus und Religion wohl vereinbar seien, daß die bisherigen Religionsformen der unter dem jeweiligen geistigen Horizont allein mögliche Ausdruck jener sich stets gleichbleibenden seelischen Anlage seien, die als Religionsbedürfnis schöpferisch sich geltend mache, und daß das seelische Erlebnis, welches die Religion erzeugt, im modernen Menschen noch ebenso wirksam sei und bei verfeinerter und verschärfter Urteilskraft auch höhere religiöse Vorstellungs- und Empfindungskomplexe schaffen müsse.

Steudel geht aber dabei von einer sehr morschen Grundlage aus, die sich weder zur Kritik der bisherigen Religionsformen noch zum Aufbau einer modernen Religion eignet. Die Begriffsbestimmung der Religion entnimmt er nicht etwa dem Gottesbegriff eines Augustinus oder Thomas, wo der Theismus in seiner ganzen Tiefe grundgelegt und innerlich durchlebt ist, sondern dem seichten Rationalismus eines Feuerbach. Er nennt Religion den ‚in der Phantasie befriedigten Glückseligkeitstrieb des Menschen'. Diesen Begriff glaubt Steudel von den bisherigen Religionsformen abstrahiert zu haben, vergißt aber dabei, daß der Theismus sich entschiedenst dagegen verwahren muß, Feuerbachs Religions- und Gottesbegriff als den eigenen gelten zu lassen. Denn nach Feuerbach ist Gott nur ‚das aus sich und der Welt hinausprojizierte Selbst des Menschen, die feierliche Enthüllung der verborgenen Schätze des Menschen, das offene Bekenntnis seiner Liebesgeheimnisse, der Selbstgenuß des Egoismus; die Selbstbefriedigung der eigenen, gegen alles andere mißgünstigen Selbstischkeit'.

Das Gefühl für den Beglückungswert einer religiösen Vorstellung, so folgert der Kritiker von seiner falschen Prämisse aus, sei die geheime Triebfeder für die Erhaltung von Vorstellungsgebilden, über die eine bessere Erkenntnis längst weggeschritten sei, z. B. für den Glauben an eine auch nach Auflösung unseres Organismus noch fortexistierende Seele. Nun bedeute Monismus nichts anderes als die radikale Leugnung des Wunders, die radikale Ausschaltung des transzendentalen Faktors aus jedem Versuch, eine Einzelerscheinung innerhalb der erfahrbaren Welt erklären zu wollen. Damit sei das Zugeständnis vereinbar, daß das Wesen der Einheit, die uns in unendlicher Vielheit erscheint, für immer unzugänglich bleiben muß. Das Monon, das wir bei der denkenden Verarbeitung des Wirklichen abstrahieren, bleibt superrational. Transzendent bleibt auch der Grund, warum das Vielfache der Beziehungen, worin die Dinge uns erscheinen, nicht bloß als endlose Variation gleichartiger Phänomene, sondern vielmehr als ein Wille zum Aufbau immer höher gearteter Erscheinungsformen sich uns darstellt. Unsere exakt bestimmbare Erkenntnis der chemischen und physikalischen Eigenschaften des Stoffes reicht nur an die Oberfläche des Wesens der Dinge hinan. Der Aufbau der organischen Welt bis herauf zum Menschen läßt sich daraus nicht ableiten. Alles Nachdenken hierüber muß immer wieder bei der Transzendenz der Ursächlichkeit dieser Erscheinung landen. Natur ist, das erleben wir in uns selbst, Vernunft, ist Wille zu immer reicherer Formentfaltung durch Organisation der lebendigen Kräfte, die das Wesen aller Dinge ausmachen. Wenn ich

mich retrospektiv als Endglied einer Entwicklung erlebe, muß ich unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit, der ich als zeitlich bedingte Erscheinung angehöre, mich auch wieder als Anfang einer weitergehenden Entwicklung auffassen.

Dies ist der Punkt, wo die Religion im Monismus einsetzt. Indem der individuelle Glückswille schon auf der niedrigsten Stufe des instinktiven Wollens, im Genusse der Liebe, an ein anderes Wesen gebunden ist, weitet er sich notwendig zum Kulturwillen aus, d. h. zu den bewußt gewollten, sozialen Assoziationen verwandter Wesen. Der Zwang hiezu erscheint nach Steudel als dieselbe Realität, die den Stoff zwang, die erkenntnisfähige Zelle aufzubauen. Was also der Mensch als Glückswillen in sich erfährt, fällt mit der durch die ganze Natur nachweisbaren Finalität superrationaler, transzendenter Art zusammen. Die Einzelziele, die er sich dabei durch die schöpferische Kraft seiner Phantasie setzt, sind ihm zwar klar bewußt; will er aber ihre Genesis bis auf den letzten Grund zurückverfolgen, so stößt er auf eine transzendentale Größe. So ist Religion Bejahung der Entwicklung, Kulturwille, Bejahung der sittlichen, d. h. schöpferischen Kräfte im Menschen, Bejahung des transzendentalen Untergrundes im Menschen. ‚Die Religion des Monismus ist eine Religion der Kraft und der Lebensbejahung.‘

Religion ist, sagt Steudel, der durch alle Widersprüche der Erfahrung hindurch sich behauptende Lebens- und Zukunftsglaube. Dieser Glaube ist kein Wunderglaube, sondern gründet sich auf die erfahrbare Tatsache, daß wir mitten im Strom der ewigen Lebensentwicklung uns bewegen, daß auch unser Einzeldasein an dem ewigen Geschaffenwerden der Welt teilnimmt. So steckt uns das Leben selbst immer neue Ziele und begrüßt uns mit neuen, uns an sich bindenden Verheißungen. Mit der Kraft der Phantasie greifen wir das Werdende vor seiner Verwirklichung liebend voraus und erfahren so seine aufrichtende, Kräfte auslösende und von allem Druck der Gegenwart befreiende Wirkung. Der ewige Fluß der Dinge, in dem wir treiben, läßt uns hoffen, daß, so viel Glück wir auch schon begraben mußten, doch immer wieder vorgesorgt ist für eine neue Liebe, ein neues Leben, eine neue Schaffenslust im Angesichte neuer Ziele. Jede Niederlage wird zu einer Station auf unserem Siegeszug, jedes Grab unseres Lebens die Hoffnung eines neuen Lebens, wie Kalthoff sagt. Ein Gebet kennt die Religion des Monismus nicht. Unser Gebet ist Arbeit. Das hindert aber nicht, daß wir vor der Größe und Unbegreiflichkeit der Gottnatur stehend und von ihr im Innersten ergriffen und erschüttert dem Sturm unserer erregten Innenwelt in einem ‚Du‘ Ausdruck geben, darin wir uns andächtig und demütig die überwältigende Größe vergegenwärtigen, der wir als Teil unterworfen sind. In dem ungeheuren Vertrauen, das diese Stellung zum Leben uns sichert, in dem positiven Verhältnis, in das sie uns zur Natur versetzt, in der total veränderten Stellung dem Bösen gegenüber, dessen Relativität wir unter dem Entwicklungsgedanken begreifen gelernt haben, beweist die monistische Religion als Glaube an eine göttliche Entwicklung ihre Überlegenheit über jede dualistisch bestimmte Religion.

Prüfen wir die Grundlagen dieser neuen monistischen Religion, von welcher Steudel behauptet, sie sei die Religion schlechthin, welche der philosophische Materialist so gut bekennen könne wie der Theist, so erleben wir seltsame Überraschungen. Von Spinoza bis Schopenhauer und Hartmann hörten wir den lauten Ruf des Monismus, wer das Glücksverlangen des Menschen in seine sittlichen und religiösen Vorstellungen mit aufnehme, bleibe

im Vorhofe der edlen Sittlichkeit stehen, und nun soll der nackte Egoismus die innerste Wurzel der wahren Religion sein, auch die sympathischen und altruistischen Gefühle sollen auf diese Wurzel zurückgehen, nämlich auf die Erfahrung, daß der Mensch des Menschen zu seiner Lust bedarf und die in der natürlichen Liebe als lusterzeugend sich manifestierenden Sympathieregungen in den bewußt gewollten sozialen Ordnungen und sittlichen Gesetzen einer gewaltigen Steigerung fähig sind. Dieser Standpunkt ist doch schon dadurch gerichtet, daß Feuerbach ihn benutzte, um die Unmöglichkeit und Unvernünftigkeit jeder Religion zu behaupten.

Noch schärfer springt ein anderer Widerspruch in die Augen. Die theistische Religion wird deshalb abgelehnt, weil der Monismus die radikale Ausschaltung des transzendentalen Faktors aus der Erklärung einer Welterscheinung fordere, und weil die Wissenschaft die lückenlose Geschlossenheit des Kausalzusammenhanges im Geschehen fordere. Abgesehen davon nun, daß der Theismus letztere durchaus nicht ausschließt, wie später näher darzulegen sein wird, nimmt gerade unser Kritiker einen transzendentalen Faktor im Naturgeschehen zum Ausgangspunkt der Religion. Transzendental ist ihm dabei nicht bloß die Substanz der Welt, sondern ein transzendentaler Faktor steckt nach ihm dem Naturgeschehen mitten im Fleische. Er liegt im Entwicklungsgesetze selbst. Auch wenn man mit Darwin und Häckel die Zuchtwahl als die Lösung aller Rätsel fasse, müsse man, um den Aufbau einer einen denkenden Organismus grundlegenden Zelle begreiflich zu machen, hinter dem Atomgewicht, der elektrischen Eigenschaft und chemischen Affinität verborgene Beziehungskräfte annehmen, welche nie bestimmt werden können, transzendentaler Natur sind. Steudel aber zieht es vor, mit Hartmann neben den physikalisch-chemischen Kräften eine finale Verknüpfung der Dinge als mitwirkend zu denken. Wer Vorgänge wie die minutiöse Identität einer mikroskopisch kleinen Spermazelle mit dem künftigen Gesamtorganismus jemals auf dem Wege kausaler Erklärung rational bestimmen zu können hoffe, sei um seine Gottähnlichkeit zu beneiden. Wenn deshalb Dubois-Reymond mit Recht vom theistischen Gottesbegriff des Leibniz, mit dem schon Augustin übereinstimmt, sagt, daß er den Gedanken strenger Kausalität durch das ganze Naturgeschehen gelten lasse, und daß vom Augenblicke der Schöpfung an jeder innere Unterschied zwischen ihm und der modernen Entwicklungslehre schwinde, so richtet dagegen Hartmann und mit ihm Steudel die Schranken der kausalen Erklärung mitten im ureigensten Gebiete der Naturwissenschaft auf. Denn seine finale Wirkungsweise ist etwas Superrationales, aus dem absolut Unbewußten Stammendes und in Ewigkeit nicht Erklärbares.

Einen ungeheuren Gedankensprung vollführt sodann der Konstrukteur der monistischen Religion dadurch, daß er das Hartmannsche Mysterium der finalen Kausalität ohne weiteres mit dem Zwang identifiziert, mit welchem unser individueller Glückswille zum Kulturwillen sich ausweitet, d. h. zur altruistischen und sozialen Sittlichkeit. Eine logische Vermittlung der beiden so heterogenen Sphären wird gar nicht angedeutet. Das Überraschendste aber ist folgendes: Steudel geht ohne Zweifel von den metaphysischen Prinzipien Hartmanns aus, speziell von dessen letzter Schrift über ‚das Problem des Lebens‘. Und von dieser Grundlage aus gelangt er zu einer Religion der Lebens*bejahung*, und unter dem Schilde von Drews geht diese ‚chemisch reine‘ Religion des Monismus in die Welt hinaus. Und doch ist Drews mit Hartmann der Meinung, die er namentlich in seinem großen Werk über die deutsche Spekulation seit Kant

zu begründen suchte, der letztentscheidende Grund gegen einen persönlichen Gott sei das Weltelend; mit dem Pessimismus habe Schopenhauer die gefährlichste, eine ethische Waffe gegen den Theismus geschärft und gegen denselben einen Schlag geführt, von dem er unfähig sei, jemals sich wieder zu erholen; damit sei der große Wendepunkt in der Entwicklung der religiösen Anschauungen innerhalb der christlichen Kulturnationen eingetreten, welcher die bisherige Herrschaft des Theismus unmöglich mache. Und nun wird uns mit der Philosophie Hartmanns, welcher den Pessimismus die Inauguration einer neuen Kulturperiode nannte, bewiesen, daß es nichts mit dem Pessimismus sei, daß ein ungeheures Vertrauen zum Leben jede monistische Religion auszeichnen müsse. Lebensbejahung ist nach Steudel der Herzschlag jeder monistischen Religion, nach Hartmann hingegen ist die Erlösung Lebensverneinung. Dadurch wird Gott selbst aus einem ihm unerträglichen Zustand erlöst. Denn abgesehen davon, daß Gott als absolutes Subjekt in und mit den endlichen Subjekten in der Erscheinungswelt leidet — und Leben ist nach Schopenhauer und Hartmann Leiden — müssen wir Gott auch eine außerweltliche Unseligkeit zuschreiben. Denn der Wille ist potentiell unendlich, und es bleibt deshalb neben und außer dem erfüllten Weltwillen ein unendlicher Überschuß des hungrigen, leeren Wollens bestehen, welcher bis zur Rückkehr des gesamten Willens zur reinen Potentialität rettungslos der Unseligkeit verfällt. Gerade diese absolut unbestimmte, transzendente Unseligkeit des leeren unendlichen Wollens ist es, welche als der zu negierende Zustand den notwendigen Ausgangspunkt der unbewußten teleologischen Tätigkeit, als das Nichtseinsollende die feste Grundlage des Weltprozesses bildet. Gott nimmt das immanente Weltleid auf sich, um durch die Universalerlösung in der Welt sich nicht bloß von der immanenten, sondern auch von der transzendenten Unseligkeit zu erlösen. Die Endlichkeit des Weltschmerzes erhebt sich so zur Unendlichkeit des Gottesschmerzes. Religion ist die Teilnahme des individuellen Mitgefühls an diesem unendlichen Gottesschmerze, vor dem aller endliche Schmerz in das Nichts relativer Bedeutungslosigkeit versinkt, und der Mensch, der sich mit diesem Träger der absoluten Tragik wesenseins weiß, streift in dem Mitgefühl mit dem unendlichen Gottesschmerz die letzten Schlacken egoistischer Feigheit und Trägheit ab und gibt sich mit seinem ganzen Wollen und Vermögen dem teleologischen Erlösungsprozesse hin. Das reale Dasein ist die Inkarnation der Gottheit, der Weltprozeß die Passionsgeschichte des fleischgewordenen Gottes und zugleich der Weg zur Erlösung des im Fleische Gekreuzigten, die Sittlichkeit aber ist die Mitarbeit an der Abkürzung dieses Leidens- und Erlösungsweges. Einen Gott, dem nicht bloß, wie beim Persönlichkeitspantheismus, alles Weh und Seufzen der Kreatur durch sein Herz zieht, aber nur in unfruchtbarem Mitleid, in indirekter Resonanz des wirklichen Leides, einen Gott, der selbst alles Leid der Welt tragen muß, ist der leidende Mensch nicht gehindert zu lieben. So meint Hartmann.

Soviel ist sicher, daß von dem metaphysischen Unterbau der Philosophie des Unbewußten, namentlich von der als unbewußt aufgefaßten Zielstrebigkeit des Naturgeschehens aus, welche Steudel ausdrücklich von Hartmann übernimmt, nur ein Standpunkt des eudämonologischen Pessimismus wie der zuletzt entwickelte möglich ist, und dieser Standpunkt ist in Hartmanns Begriff der Teleologie so fest verankert, daß eine Ableitung eines eudämonologischen Optimismus aus seinen Prinzipien beinahe mehr verwundern muß, als wenn wir an einem Rosenstrauche Trauben wachsen sähen.

Leonardo da Vinci/Bianca Sforza.



Daß man in der Annahme, das Wesen, welches im Sinne des Monismus Hartmanns das unermeßliche Weltleid trägt und durch den teleologischen Weltprozeß nach der Aufhebung dieser namenlosen Unseligkeit trachtet, sei dem Grunde, wenn auch nicht der Erscheinung nach unser eigenes Wesen, alles aufbieten kann, um den Weltprozeß zu befördern und den Leidensweg des Absoluten abzukürzen, ist begreiflich. Wie aber der einzelne in dem Anblick der stets aufsteigenden Lebensentwicklung des Universums eine Befriedigung seines individuellen Glücksbedürfnisses finden soll, wie z. B. der an einem unheilbaren qualvollen Leiden Darniederliegende von dem ewigen Fluß des Lebens im monistischen Sinne neues Leben hoffen soll, ist unverständlich.

Zu den unanfechtbarsten Gedankenketten Hartmanns gehört ohne Zweifel der Nachweis, den er Hegel gegenüber führte, daß eine als ewig gedachte Entwicklung eine Tretmühle ist, bei der jedem gesunden Verstande schwindeln muß, daß der Weltprozeß deshalb nach vorwärts und rückwärts zeitlich begrenzt sein muß, daß jede Entwicklung einen Endzweck fordert, und daß eine vom Alogischen ausgehende Entwicklung nur zu einem negativen Endziel, zu einer Universalwillensverneinung, zu einem Aufhören des Prozesses führen kann. Damit fällt der Grundsatz des spinozischen Monismus, daß Wirklichkeit gleich Vollkommenheit sei, und die daraus gezogene Folgerung Hegels, daß jede Stufe der Entwicklung in sich einen absoluten Wert und absolute Befriedigung habe, eine Behauptung, von der Hartmann mit Recht sagt, daß sie jedem unbefangenen Hineinblicken in den Jammer der Welt Hohn spricht; dieser Standpunkt ist seit Schopenhauer nicht mehr möglich. Auch würde, wie Hartmann mit Recht sagt, dieser Standpunkt zu einem optimistischen Quietismus führen, während nach Steudel es gerade der Vorzug der monistischen Religion sein soll, daß sie alles, was an Kräften und Möglichkeiten im Menschen ruht, zu höchster Aktualität auslöst.

Es ist dem neueren Monismus mit Steudel andererseits nicht übelzunehmen, wenn er, um ein religiöses Verhältnis zwischen Gott und Mensch herzustellen, die religiöse Gemütswelt aus dem Theismus möglichst herüberzunehmen sucht, von einer inneren Ergriffenheit und Erschütterung durch die überwältigende Größe der Gottnatur spricht, worin der Mensch dem Sturm der erregten Innenwelt in einem ‚Du' Ausdruck gibt. Allein der Sturm dieser religiösen Gefühle bleibt ein Sturm im Wasserglase; er reicht bis an die wahre Lebenssubstanz der Gottnatur nicht heran, um Einflüsse dort auszuüben oder aufzunehmen. Das religiöse Verhältnis bleibt ein durchaus einseitiges. Auf jeden Fall könnte von einer Verehrungswürdigkeit und Liebenswürdigkeit des Weltgrundes, wenn nach Steudel im Sinne des Monismus die Religion nur die in der Phantasie gegebene, Glücksgefühl schaffende Antizipation einer noch nicht gegebenen Wirklichkeit ist, nicht die Rede sein. Denn nicht nur vom Pessimismus, sondern von der gemeinmenschlichen Erfahrung muß der Monismus sich die Tatsache entgegenhalten lassen, wie die Wirklichkeit des Weltgrundes es ist, die den persönlichen Menschen bekämpft, verwundet, peinigt, drückt, unterdrückt, verkümmert, vergiftet, tötet und begräbt und nach sicherer Aussicht der Wissenschaft dereinst im ewigen Eise das ganze Leben und Hoffen der Menschheit samt allen Errungenschaften von Wissenschaft, Kunst und Recht erstarren lassen wird. Zwar wendet der Monismus von jeher ein, es liege an uns, ob wir in der Natur vorwiegend das Unvollkommene sehen oder das Vollkommene, ob wir unsere Idee des Schönen in sie hineintragen und sie dann tausendfältig zurückbekommen, oder ob uns überall die Spuren der Verwesung der

Verkümmerung, des Vernichtungskampfes entgegentreten; ob wir unser Auge auf dem jähen Untergang oder der schwellenden Lebensfülle ruhen lassen. Allein eine jede Teilung der Wirklichkeit widerspricht dem monistischen Prinzip. Gott als Objekt der monistischen Religion kann nicht ein Blütenstrauß des Schönsten und Liebsten sein, der je nach Geschmack aus der rauhen Gesamtwirklichkeit herausgehoben werden kann, sondern er ist das Alleine in einer Welt, in der das Böse keineswegs bloß die Rolle des dürren Flecks auf dem Blumenkelch spielt. Was hier vom Monismus vorgebracht wird, das hat auch Schopenhauer bestehen lassen: die Fähigkeit des Geistes, im Kunstgenusse auf Augenblicke über die Hölle der empirischen Wirklichkeit in ein erträumtes Paradies sich zu erheben, um alsdann das Trostlose des Daseins desto schärfer zu fühlen und desto kräftiger der Vernichtung entgegenzustreben. Um aber im Sinne Schellings die Gesamtheit der Natur und Geschichte in eine Werkstätte eines göttlichen Künstlers zu verwandeln und mit dem rosigen Verklärungslichte makelloser Schönheit zu umsäumen, dazu reichen Hartmanns metaphysische Prinzipien, von denen der konkrete Monismus ausgeht, schlechterdings nicht hin. Steudels Religion soll aber als Lebensglaube nicht bloß ästhetischen Genuß gewähren, sondern den ganzen Menschen zu höchster Aktualität entflammen.

Der konkrete Monismus legt großen Wert darauf, daß er in religiöser Beziehung dem Naturalismus überlegen sei, weil seine Allsubstanz Geist ist. Allein die edelste Prärogative des Geistes ist doch die Sittlichkeit. Kann aber der Mensch in der monistischen Weltsubstanz einen großen Antrieb und Zweck des sittlichen Handelns gewinnen, wie ihn die christliche Religion in Gott dem Allerheiligsten enthält? Hier treffen die Worte Schells zu: ‚Es wäre schlechthin unbegreiflich, wie das Urwesen in die verschiedenen Menschenseelen in einen so furchtbaren und unversöhnlichen Gegensatz von Sittlich und Unsittlich, von willkürlicher Grausamkeit und unerträglichem Schmerz, von gläubiger Frömmigkeit und leichtfertigem Unglauben, von Geilheit und Reinheit, von Sinnlichkeit und Weisheit, von wahnsinnigem Hochmut und edler Bescheidenheit, von aufopferndem Gemeinsinn und gewissenloser Selbstsucht, unbeschadet seiner Einheit hineingeraten konnte. Denkt man sich aber den Weltgeist so gleichgültig und unzugänglich für die sittlichen Gegensätze, wie das bunte Mosaikbild der sittlichen und unsittlichen Menschheit es fordert, dann unterscheidet er sich vom Urstoff des Materialismus in keiner Weise. Ein Geist, der keine Innerlichkeit und Persönlichkeit hat, der so wenig Interesse an der Wahrheit und am Guten hat, der in sittlicher Hinsicht seit Jahrtausenden im vollsten Sinne alles ist, der seit Jahrtausenden zu gleicher Zeit Kirchen und Lusthäuser, Tyrannenburgen und Sklavenhürden, Bankettsäle und Spitäler, Friedenskongresse und Schlachtfelder bewohnt, um fort und fort an allen diesen Orten seine Befriedigung und Lust zu suchen, ein solcher Geist wäre wohl unendliche Charakterlosigkeit, aber kein Geist.‘

So ergibt sich uns von allen Seiten her, daß sich von der metaphysischen Grundlage des konkreten Monismus aus durchaus keine Religion im Sinne eines alle Kräfte der Innerlichkeit anspannenden Lebens- und Zukunftsglaubens, eines eudämonologischen Optimismus gewinnen läßt, sondern nur ein teleologischer Optimismus, d. h. eine Weltansicht, welche das Leben verneint, in jedem Seienden ein Nichtseinsollendes sieht und im ganzen Weltprozeß als letztes Ziel eine möglichst hohe Steigerung des Bewußtseins zu dem Zwecke erblickt, um die Unseligkeit des Seins zu erkennen und den Willen zum Nichtsein auszu-

lösen. Ein Schattenspiel von Religion liegt allerdings in dieser Auffassung insofern, als auch auf seiten Gottes ein Mitfühlen des Weltelends angenommen wird. Allein die Rollen sind vertauscht. Der Mensch soll alle seine Kräfte anspannen, um Gott zu erlösen, um Leben, Kultur, Fortschritt zu verneinen. Zu einem solchen Ziele wird der gemeinmenschliche Verstand, was Hartmann bekanntlich nicht will, weit eher auf dem Wege des Selbstmords zu gelangen meinen. Zum Zwecke der Erlösung Gottes aus seiner transzendenten Unseligkeit seine sittlichen Kräfte aufs höchste zu spannen und zu erschöpfen, um die für den Weltuntergang erforderliche Steigerung des Bewußtseins herbeiführen zu helfen, wird er um so weniger Ansporn fühlen, als das von Hartmann fleißig verwertete Entropiegesetz ohnedies sicher zum Wärmetod der Welt führen wird und eine frühere Rückkehr in die Ruhe des Urstandes nur die Möglichkeit nahe rückt, daß der blinde und alogische Wille in seiner Torheit wiederum den Weltprozeß anfängt. So hat denn auch Nietzsche, der ursprünglich von Schopenhauer ausging, geendet bei der Annahme, von welcher er wie von einer Inspiration sich überwältigt fühlte, bei der Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen. Dann wird aber die Negativität des Endziels zur Unerträglichkeit und der Riesenkampf des Daseins zur entsetzlichsten Farce.

Es ist merkwürdig, mit welcher Oberflächlichkeit der Monismus über die Kernfrage aller Religion hinweggeht, die darin liegt, daß das menschliche Gemüt das unabweisbare Bedürfnis fühlt, an eine unendliche Kraft und Gnade, Liebe und Heiligkeit in persönlichem Herzensverkehr sich anzuschließen, um daraus die innere Befähigung für seine edelste Aufgabe, die Erfüllung eines heiligen Sittengesetzes, zu gewinnen. Was ist Sittlichkeit, wenn es nicht ein Ideal dieser Sittlichkeit gibt, ein unendlich ehrwürdiges, ewig verpflichtendes und beseligendes Gesetz und Zielgut, für welches der menschliche Geist mit seinem ganzen Denken und Lieben verpflichtet werden kann, weil er darin die edelsten Kräfte seines eigenen Wesens, die in der Persönlichkeit liegen, in unendlicher Vollkommenheit wiederfindet? Die Weltsubstanz des Monismus in irgend welchem Sinne kann dies Ideal nicht sein; denn ihr mangelt alles das, was der Geist Wertvolles in sich selbst findet, und was ihn zum Ideale drängt. Sie stürzt sich blind und gleichgültig in den Strudel der Wollust, Genußsucht und des Lasters. Und wo sollte der Antrieb zu heroischem, sittlichem Handeln herkommen, wenn mit der ewigen Gottespersönlichkeit auch die Grundlage für ein unsterbliches Persönlichkeitsleben überhaupt fällt? Dann sinkt nicht bloß die Bedeutung der menschlichen Einzelpersönlichkeit, sondern auch die Bedeutung des Menschengeschlechtes zu einem gleichgültigen Momente im großen Zeitenlauf, zu einem Wellenspiel in einem Winkel des Ozeans herab, welches in keinem ewigen Bewußtsein sich widerspiegelt und in keiner Erinnerung erhalten bleibt. Die Hoffnung auf eine steigende Erhöhung des Lebens im Universum kann das religiöse Ideal nicht ersetzen. Denn abgesehen davon, daß ein ewiges Fortschrittsideal ohne persönlichen Weltgrund widersinnig ist und der Naturwissenschaft widerspricht, warum sollte nicht die Vollentfesselung der Leidenschaft, der Sinnlichkeit, des Verbrecherischen im Menschen diese Lebenserhöhung der Gattung im Sinne Nietzsches eher erreichen als jede altruistische Sittlichkeit? Mit Recht sagt Lotze, es sei völlig gleichgültig, ob der wesentlichste Kern der Wirklichkeit, aus dem alles andere wie selbstverständliches Nebenwerk hervorsprießen soll, in seelenlosen Atomen, blinden Kräften und mathematischen Gesetzen des Wirkens, oder ob er in denknotwendigen Begriffen irgendwelcher Art, in relativen oder absoluten Ideen

und den Gaukeleien ihrer dialektischen Bewegung, gesucht wird; alle diese Ansichten (d. h. alle Formen des Monismus) würdigen ganz gleichmäßig die Natur und Geschichte dazu herab, Darstellungen des unbedingt Gleichgültigen und Wertlosen zu sein, dessen Vorhandensein in der Welt des Denkbaren nur begreiflich ist, wenn es als der letzte formelle Widerschein des lebendigen Geistes und seiner lebendigen Tätigkeit gedacht wird. Ungemein tief ist der Gedanke, in welchem Lotze sein letztes Forschungsresultat formuliert, auch die ewigen Wahrheiten könnten nur aus dem Grunde der ewigen Liebe erklärt werden, deren erste Gründung die einer allgemeinen Ordnung und Gesetzlichkeit sei. Läge der Welt nicht das ewig Wertvollste und Heilige der Liebe zugrunde, so wäre die Tatsache der Wahrheit unverständlich; auch der festeste Pfeiler aller Wahrheit, das Gesetz der Identität, sei nur die formale Abspiegelung der inhaltvollen Treue gegen sich selbst, in welcher die ethische Vollkommenheit des göttlichen Wesens liegt. Alle Güter, die wir so nennen, sind es nicht außerhalb des fühlenden, wollenden und wissenden Geistes.

Es ist also durchaus unangebracht, wenn der konkrete Monismus mit Drews es als Agitationsparole benützt, Hartmann habe den lange verhüllten Gegensatz zwischen dem persönlichen Gott und dem reinen Ideal des Sittlichguten ans Tageslicht gebracht und dadurch dem Christentum den Todesstoß ins Herz gegeben. Was der konkrete Monismus an sittlichen Idealen hat, ist das nachglühende Abendrot des von ihm aufgegebenen Christentums. Die Idee des Tragischen kann unmöglich der Maßstab des Sittlichen werden. Tragisch ist es freilich, wenn der Gott des Monismus eine Welt schafft, welche, falls er das Licht des Bewußtseins genösse, im monistischen Sinne ein unentschuldbares Verbrechen wäre, und wenn dann der ungeheure Apparat der Natur und Geschichte nur dazu dienen soll, jene göttliche Torheit wieder rückgängig zu machen. Allein eine solche Tragik würde nach den klassischen Regeln Lessings nicht einmal auf der Bühne auch nur eine Stunde lang Objekt reinen ästhetischen Genusses sein, geschweige denn Urbild sittlichen Handelns werden können.

Aber ist es nicht wenigstens das Verdienst der monistischen Religion, die Hauptanstöße der wissenschaftlichen Naturerklärung, Gebet und Wunder, beseitigt zu haben? Steudel meint, das ältere Christentum habe überhaupt keinen Begriff von Naturgesetz gehabt. Das setzt eine starke Unkenntnis der klassischen Quellen voraus, aus denen auch der Christ sein Gebetsleben schöpft. Wird nicht in den Psalmen die Ewigkeit und Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze als Garantie für die Treue und Heiligkeit des sittlichen Gotteswillens angerufen? Wölbt sich nicht im Buche Job über dem Erdenleid des Dulders in großartiger Tragik der majestätische Bogen der unabänderlichen Weltgesetzlichkeit, innerhalb deren das Wohl und Wehe der Geschöpfe von ewiger Weisheit und Liebe vorbedacht erscheint? Ja, so stark ist in den Schriften des alten Testamentes der Begriff der allwaltenden Weltgesetzlichkeit ausgeprägt, daß auf diesem Grunde, nicht aus der pythagoräischen Philosophie heraus, die rabbinische Ansicht von der Zahl als dem Wesen der Welt, ja sogar als Schlüssel des Geistes und aller Geheimnisse des Gottesreiches ersprießen konnte. Welcher vernünftige Christ hat jemals die Gebetserhörung als eine Gott zugemutete Abänderung der Naturordnung aufgefaßt? Eines setzt allerdings das Gebet voraus, daß nämlich die Schicksalslose des Menschen nicht aus dem dumpfen Nebelmeere des Alleinen aufsteigen, welches nach dem konkreten Monismus nicht einmal sein eigenes Schicksal voraussieht, sondern von der hellen,

klaren Sonne einer allmächtigen Intelligenz und Liebe, welche von Ewigkeit her von einem wahrhaft weltbeherrschenden Standpunkte aus die Bedürfnisse des Betenden in die Hierarchie ihrer Gesetze einordnet. Übrigens haben Leibniz und Lotze in einer von unseren modernen Monisten meist ignorierten Tiefe der Argumentation auch in einem streng mechanisch aufgefaßten Naturganzen die Möglichkeit eines Eingriffes einer höheren Macht in den Weltenlauf ohne Durchbrechung eines Naturgesetzes aufgezeigt. Gerade die vollendete Einheit des Naturgeschehens nötigt uns, keine ursprüngliche Bewegung des kleinsten Atoms anzunehmen, die nicht von Anfang an mit den Bewegungen aller übrigen, in deren Gemeinschaft sie an demselben Weltbau zu arbeiten bestimmt ist, zu einem harmonischen Ganzen abgeglichen gewesen wäre. Wenn nun alle Wirkungen der Elemente nach allgemeinen Gesetzen erfolgen, die sich nicht für eine besondere Form des herauskommenden Erfolges vorzugsweise interessieren, so ist es weder notwendig noch wahrscheinlich, daß ein System bewegter Teile, das in seiner Anfangsstellung irgend einem Plane entsprach, auch in dem ganzen sich selbst überlassenen Spiele seines Weiterwirkens denselben Plan innehalten oder wiederherstellen werde. Der Weltlauf aber kann weder stillestehen noch aufhören, dem Sinne des E i n e n zu entsprechen, von dem alle seine wirksamen Elemente nur abhängige Ausflüsse sind. In ihm muß deshalb diejenige Ordnung erfüllt sein, die in dem Sinne seiner ersten Schöpfung lag. Sie wird nicht erfüllt werden können, wenn nicht das automatische Fortwirken der ersten Weltlage, das an der Hand der allgemeinen Gesetze allein geschieht, eine beständige Einlenkung in die Bahn erfährt, die jener Sinn verlangt. Es ist aber dies nicht eine Änderung in den allgemeinen, mechanischen Gesetzen des Wirkens, sondern eine Änderung in den Trägern der Kräfte, die diesen Gesetzen gehorchen sollen. In dieser beständigen Ordnung, durch welche die Einheit des unendlichen Weltgrundes sich in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen betätigt, liegt auch die Möglichkeit des Wunders, während die Aufhebung eines Naturgesetzes, wenn sie auch nur für einen Augenblick stattfände, die Gesamtheit der Welt in Verwirrung bringen müßte. ‚Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Gültigkeit aufzuheben, sondern, indem sie die inneren Zustände der Dinge durch die Kraft ihres inneren Zusammenhanges mit ihnen ändert, verändert sie mittelbar den gewohnten Erfolg des Gesetzes, dessen Gültigkeit sie bestehen läßt und fortdauernd benützt. Der abgeschlossene und harte Kreis der mechanischen Notwendigkeit ist nicht unmittelbar dem wundertätigen Gebote zugänglich und darf es nicht sein. Aber die innere Natur dessen, was ihren Gesetzen gehorchen soll, ist nicht durch sie bestimmt, sondern durch den Sinn der Welt.‘

Wenn also Herolde der strengen und ausnahmslosen Naturkausalität, wie Leibniz und Lotze, allerdings von einem Standpunkte der Weltbetrachtung aus, welcher dem unserem irdischen Forschen erreichbaren Segment des Weltlebens nur die Bedeutung eines Tropfens im Meere zugesteht, eine Stelle für das Wirken des persönlichen Gottes offen zu halten wissen, so dürfte die monistische Agitation der Gegenwart sich doch mehr bescheiden. Dazu sollte vor allem nicht übersehen werden, daß das Ideal des christlichen Gebetes, wie es seine Hoffnung auf den überweltlichen Gott zurücklenkt bis zu dem majestätischen Augenblicke, da der ganze Weltplan durch das teilnahmsvolle, liebende Herz Gottes ging, so auch sein letztes Ziel nicht in der Bezwingung des irdischen Naturlaufes, sondern in einer übernatürlichen Vollendung des Geistes jenseits desselben sieht. Er-

kennt doch die christliche Weltbetrachtung es als den tiefsten Sinn des Lebens in der Natur von seinen untersten Gestaltungen bis zur höchsten Freiheitstat des Geistes, daß es in eigener, rastloser Mühe und Selbststeigerung zu immer höherer Vollendung sich emporringe, daß ein Gesetz des Leidens auf die ganze Natur gelegt ist als Bedingung jeder Vervollkommnung, daß nicht einmal eines jener wunderbaren Spermatozoen, von denen 500 Millionen auf eine Kubiklinie gehen, zum Müßiggang geschaffen ist, sondern dazu, daß es eine ebenbürtige Arbeit leiste im unendlichen Haushalte der Natur, oder zermalmt werde. Diese hohe Auffassung des religiösen Lebens ist nicht eine modernisierende, sondern findet sich in wunderbarer Kraft in den ältesten, geschichtlich überlieferten Gebeten, z. B. im Wessobrunner Gebet, welches J. N. Sepp 1875 in einem erratischen Block neben der Dorflinde von Wessobrunn einmeißeln ließ. Es lautet in neuhochdeutscher Form:

‚Das erfrug ich mit der Menschen Fürwitz meistem. Da die Erde nicht war noch Aufhimmel, noch Baum noch Berg nicht war, noch sonst einiges, auch die Sonne nicht schien noch der Mond leuchtete noch der Bergsee, damals da nichts nicht war Ende oder Wende, da war der eine allmächtige Gott, der Männer mildester. Und da waren auch manche mit ihnen göttliche Geister. Und Gott heilig. Allmächtiger Gott, du hast Himmel und Erde gewirkt, du hast den Menschen so manches Gut gegeben, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisthum und Spähsinn, und Kraft den Teufeln zu widerstehen, und Arges zu überwinden und Deinen Willen zu wirken.‘

Schließlich beruht die oberste Behauptung des Monismus, daß der Theismus im Dualismus von Gott und Welt befangen bleibe und so der wissenschaftlichen Grundforderung nach einheitlicher Welterklärung nicht entspreche, auf einer falschen Voraussetzung. Karl Wollf sucht im Drewsschen Sammelwerke nachzuweisen, die Allbeseelung sei der eigentliche Lebensnerv der Kunst. Das menschliche Denken zerschneide das blühende Leben, weil ihm nur die Bruchstücke faßbar sind, wo das ganze es verwirrt. Es riß von allen Abgründen den tiefsten auf — zwischen Gott und Welt. In der Kunst schmelze Körper und Geist, das Ich mit der Natur zusammen. Umfassende Gesetze durchwalten das All, und das kreisende Blut in meinen Adern gehorcht dem gleichen Antrieb wie der Gang der Planeten. Alles Leben will untertauchen in dem gemeinsamen Urgrund der Dinge, in dem ungebrochenen Einssein mit Gott. Dieser Gott des Schönen lasse sich nicht unter dem Bilde eines Wesens fassen, das, unnahbar über alles Irdische erhöht, aus unendlicher Ferne herüberwirkend, das Räderwerk in Schwung setzt und regiert. Das Mysterium der Schönheit wäre gleichsam obdachlos in einer solchen Welt. Sagte doch schon Goethe:

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
so daß, was in ihm lebt und webt und ist,
nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt?

Ist aber der christliche Gott wirklich ein von außen stoßender? Hier ist schon Goethe eine Verwechslung der hellenistischen Auffassung, die sogar im aristotelischen Gottesbegriff nicht völlig überwunden ist, mit der christlichen begegnet. Sogar nach Aristoteles bewegt Gott die Welt wie das Licht die Mücken. Diesem griechischen Gottesbegriff stellt Paulus den christlichen gegenüber in seiner

Areopagrede (Apg. 17, 28), und merkwürdigerweise lehnt Goethe selbst den Wortlaut seiner oft zitierten Verse an die Paulusrede an, daß wir in Gott leben, weben und sind. Und wenn Paulus im Römerbriefe 11, 36 Gott als den bezeichnet, aus welchem, zu welchem und in welchem alles ist, so meint Christoph Schrempf, der im Drewsschen Sammelwerke den Abschnitt ‚Monismus und Christentum' verfaßt hat, das sei ein Ausdruck für das monistische Programm, dessen Schärfe und Tiefe kaum übertroffen werden kann. Dabei wird nur übersehen, daß nach der paulinischen Terminologie, wie nach der neutestamentlichen Gräzität überhaupt, diese Formel schon in sich die Persönlichkeit des Weltgrundes auf das Schärfste hervorhebt, und wenn Schrempf sogar die Weltanschauung eines Augustinus in einigen Sätzen mit der Zensur einer auffallenden und geradezu lächerlichen Inkonsequenz abtut, so beweist das nur, daß er sich bei Augustin zu wenig umgesehen hat. Augustinus hat, wie ich in meiner vorjährigen Rektoratsrede nachgewiesen habe, die Einheitlichkeit der Kausalität im Naturgeschehen mit einer eisernen Konsequenz durchgeführt und selbst die Urzeugung behauptet, so daß sein System selbst für die modernsten Positionen der Entwicklungslehre Perspektiven offen läßt. Auf den schwierigsten Gebieten der Theologie, der Gnaden- und Prädestinationslehre, hat er den Gedanken der göttlichen Allwirksamkeit mit einer Schärfe durchgeführt, daß mehr als einmal die geschöpfliche Freiheit der Einheitlichkeit des Systems zum Opfer zu fallen droht. Allein dadurch überwindet er alle Gefahren dieser Auffassung, daß er das ganze Getriebe des Welt- und Heilsprozesses, in welches unser Leben wie in ein unentrinnbares Netz eingespannt ist, aufgehängt sein läßt an einem einzigen Punkte, welcher Licht und Hoffnung über das Universum ausstrahlt, an der göttlichen Liebe als dem letzten Grunde alles Seienden.

Die modernen Monisten haben davon keine Ahnung, daß das Problem der Einheitlichkeit des Weltwirkens seit Jahrhunderten Gegenstand heftigster Kontroversen in der Theologie gewesen ist. Während unsere Monisten leicht über die Frage weggleiten, wie das Alleine zu seiner Wirksamkeit in der Vielheit der Dinge kommt, haben die theologischen Schulen reichlichen Scharfsinn aufgewendet, um das Verhältnis aufzudecken, in welchem die eine, aller Weltwirklichkeit zugrunde liegende Allursächlichkeit Gottes zur Ursächlichkeit der Geschöpfe steht. Die meisten Systeme des Monismus (der sogenannte abstrakte Monismus) lösen die Wirksamkeit der Geschöpfe in Schein auf. Dagegen die christliche Auffassung macht Gottes Allwirksamkeit als eine nicht etwa von außen stoßende, sondern von innen ausgehende, wurzelhafte Tätigkeit der Erstursache in jeder geschöpflichen Tätigkeit geltend. Während nun die sogenannte molinistische Schule bei den Lebens- und Freiheitsakten, welche als immanente Akte aus dem eigenen Innern der Dinge als ihrem Prinzip ausgehen, nur einen mitwirkenden Einfluß Gottes annehmen, faßt die thomistische Schule die Tätigkeit der göttlichen Erst- und Allursache viel tiefer auf. Weil Gott als schöpferisches Prinzip die Wurzel der geschöpflichen Lebenskraft selbst ist, und eben deshalb im Innersten derselben ist und wirkt, weil nach Augustinus Gott der Seele innerlicher ist als sie sich selbst, so muß er nach thomistischer Auffassung auch die Lebens- und Willenskraft von innen, von ihrem Grunde aus zur Selbstbewegung antreiben und in wurzelhafter Weise Prinzip ihrer Akte sein. Speziell liegt nach dieser Auffassung der freien Willensentscheidung für das Gute ein aktueller, göttlicher Impuls zugrunde, so daß die geschöpfliche Willensentscheidung in jeder Beziehung nur als Ausführung und Durchführung

einer von Gott mitgeteilten Bewegung gelten muß, was bei der Entscheidung für das Böse nicht der Fall ist.

Mit den großen Systemen des Thomas und seiner Schule müßte der Monismus erst sich auseinandersetzen, ehe er die Behauptung wagt, der Theismus bringe es in seinem Denken nicht bis zu einem einheitlichen Grunde der Welt. Aber auch die übrigen theistischen Systeme des Christentums halten die Einheitlichkeit des Weltgrundes mit größerer Entschiedenheit fest als irgend ein monistisches System. So schreibt der Molinist Lessius in seinem Werke de perf. div. 7, 66:

‚Dein Gebilde sind wir und das Werk deiner Hände. Du bist unser Schöpfer und Bildner. Was wir sind, haben, können, haben wir von dir empfangen. Dein ist alles, der du der Künstler und Erfinder von allem bist. Alles hast du aus dem Nichts gezogen, aus der Tiefe der Finsternis, aus dem Abgrunde des Nichtseienden. Du hast es aufgehängt in der Welt des Seins, in dem Lichte deines Antlitzes, damit alles in seinen Arten und Formen leuchte für unseren Geist und deine Majestät verkünde. Aber weil es durch seine eigene Neigung und aus sich dem Nichts zustrebt, aus dem es gezogen ist, genügt es nicht, daß all das einmal geschaffen ist, sondern es muß fortwährend durch deine Hand gehalten und durch deinen wesenhaften Einfluß erwärmt werden, damit es die Wohltat, die es, als es zu sein anfing, erhielt, jeden Augenblick neu erhalte. Wie das in der Luft aufgehängte Gewicht beständig gehalten werden muß, und, wenn es einen Augenblick losgelassen wird, abwärts stürzt, so muß das All der Geschöpfe durch deine allmächtige Hand ununterbrochen in seinem Sein und seiner Natur erhalten werden, und würdest du einen Augenblick deine Hand zurückziehen, es würde sofort in sein Nichts zusammenstürzen und wie ein Schatten vergehen.‘

Die Relativität der vielheitlichen Erscheinungswelt gegenüber der Einheitlichkeit der göttlichen Allursache, des allbeherrschenden Weltgrundes, könnte gar nicht energischer geltend gemacht werden, als es von seite des Theismus geschieht. Der Unterschied zwischen dem Theismus und Monismus liegt erst in folgendem: Während in der theistischen Auffassung im Weltgrunde die beiden gewaltigen Grundkräfte des Geistes, Denken und Wollen, sich in unlösbarer Einheit verschlingen, während der göttliche Weltplan der reine Ausdruck des heiligsten, göttlichen Willens ist, sind im monistischen Weltgrund diese beiden Grundkräfte unversöhnlich auseinandergerissen, soweit nicht die eine oder andere von beiden glattweg gestrichen wird. Die göttliche Intelligenz ist bei der Schöpfung der Welt nach der Auffassung des konkreten Monismus nicht beteiligt gewesen, sondern nur der blinde, von keinem Lichtstrahl erhellte Wille. Indem er das Gegenteil seines Wollens, die Unseligkeit erreichte, gibt er dem Denken, der Idee, Anlaß zur Entfaltung. Allein Aufgabe der Idee ist es, sich gegen den Willen zu kehren und seine unselige Schöpfung aufzuheben. Gerade der konkrete Monismus ist es also, der die Welt vom krassesten Dualismus ausgehen läßt, der sie in der Entwicklung durch den tiefsten Zwist bis auf die Grundfesten ihrer Existenz hinein spaltet und der erst im Endziele die Einheit des Seins gewinnen kann — im Nichts.

Was soll die göttliche Immanenz dem Menschengeiste fruchten, wenn der Monismus diesen göttlichen Weltgrund in solcher Weise entblößt und ausgehöhlt hat? Was nützt es dem Menschen, wenn er in seinen Kämpfen und

Schmerzen einen solchen Gott in seinem Innern empfindet, der sich selbst nicht helfen kann und selbst nach Erlösung schreit?

Der christliche Theismus ist die einzige spekulative Grundlage der Persönlichkeit, die vom modernen Empfinden praktisch als kostbarster Kulturschatz hochgehalten und in der Kunst gefeiert, dagegen vom modernen Denken verleugnet wird. Als Hegel die Einheit des Christentums mit seiner Philosophie herstellen wollte, bestimmte er das Wesen des ersteren als Monismus, d. h. als Einheit des Göttlichen und Menschlichen, aber in einem, wie er meinte, verschwindenden Punkte, in der Persönlichkeit Christi. Die Persönlichkeit verglich schon er mit dem Punkt, also dem Beschränktesten im Raume, während tatsächlich das Wesen der Persönlichkeit in der Innerlichkeit liegt, in der schrankenlosen Anlage für das Wahre und Gute. Wie nun schon Hegel die Gottmenschheitsidee auf die ganze Gattung ausdehnte, so ist auch dem konkreten Monismus die Persönlichkeit, wie Leonh. Veeh verkündet, nur die Funktion des Alleinen, die zwar eine gewisse Beständigkeit hat, aber mit der Auflösung der auf sie gerichteten Strahlen des Alleinen wieder verschwindet. Mit Schelling vereinigt er in der Persönlichkeit ein leibliches und geistiges Prinzip. Aber das leibliche ist nur Bild der Atomtätigkeiten, das geistige nur Summationsphänomen der auf die organischen Individuen gerichteten psychischen Funktionen. Das Ich ist Pseudosubstanz, nur Abbild der Individualseele, die selber nur Bild der einen Substanz ist. Die Persönlichkeit ist also Abstraktion einer Abstraktion, Bild eines Bildes, also — nichts, wenn auch der konkrete Monismus ihm als relativ konstanter Tätigkeitsgruppe des Alleinen zu einer reellen Existenz verhelfen will. Ist also die Persönlichkeit auch nach dem konkreten Monismus kein schöpferisches Prinzip, sondern nur das Medium der vom objektiven Logos empfangenen, schöpferischen Ideen, dann ist dem in unserer Zeit, besonders auf religionsgeschichtlichem Boden, wieder zu Ehren gekommenen Prinzip Hegels die Tür geöffnet, wornach die Faktoren menschlicher Entwicklung lediglich die Ideen sind und die originale Kraft führender Geister keine Rolle spielt, wornach die Persönlichkeiten nur der Aufwuchs eines jungen Waldes sind, mit Notwendigkeit und Regelmäßigkeit auf großen Flächen zugleich aufgeschossen, und nicht die geheimnisvollen Quellen, die den Strom der Geschichte speisen. Von diesem Standpunkte aus muß für den Monismus immer wieder die Versuchung auftauchen, die geschichtliche Existenz jener Persönlichkeit zu leugnen, aus deren göttlichem Grunde die mächtigste geschichtliche Wirkung hervorgequollen ist. War schon Bruno Bauer, der kritische Herostratos, in der ersten, und Kalthoff, in der wiedererwachenden hegelianischen Ära dieser Versuchung erlegen, so hatte Hartmann so viel Achtung dem geschärften historischen Sinn der neueren Zeit entgegengebracht, daß die schon vor fast drei Jahrzehnten anonym erschienene Schrift, in der er einen Anlauf zu diesem Ziele nimmt, erst nach seinem Tode mit seinem Namen unter dem Titel: ‚Das Christentum des Neuen Testamentes' erscheinen konnte. Hartmann fühlte noch das Bedenkliche eines Schrittes, mit philosophischer Dogmatik in das Gebiet moderner, historischer Kritik einzudringen. Hartmanns Schüler Drews konnte der Sache des konkreten Monismus kaum einen schlimmeren Schaden zufügen, als dadurch, daß er auch hierin des Meisters Wege zu Ende gehen wollte, indem er dessen Zweifel an der Existenz Jesu zur Thesis erhob und sich so mit dessen Methode fröhlich in ein fremdes Gebiet wagte, wo alsbald selbst

Forscher wie Gunkel ihn strenge zurückweisen mußten. Indem derlei Fragen in Volksversammlungen ausgetragen werden wollen, ist zudem die von Drews so nachdrücklich erhobene Klage über die populäre Propaganda des naturwissenschaftlichen Monismus gegenstandslos geworden. Die daraus winkenden Lorbeeren hat übrigens schon vor sieben Jahren der Schriftsteller Tschirn in Breslau vorweggenommen.

Die Philosophen vom Fach stehen dem monistischen Tageskampf meist zurückhaltend gegenüber. Ja unter den Koryphäen der gegenwärtigen Philosophie und Kulturgeschichte macht sich eine rückläufige Bewegung zum Dualismus oder wenigstens zum Konformitätssystem oder Relativismus, einem abgeschwächten Dualismus, geltend (Chamberlain, James, Külpe, Erhardt, Busse, Windelband). Auch Naturforscher steuern wieder auf diesen Standpunkt los, wenn sie mit Volkmann behaupten, jedes wissenschaftliche Begriffssystem sei ein durch und durch gegenseitiges Bezugssystem, welches nach Art eines Gewölbes oder Brückenbogens sich selber trägt. Diese Tatsache widerspreche jedem monistisch vorausgesetzten Einheitsprinzip, weshalb Volkmann den Monismus überhaupt ein künstlerisches, kein wissenschaftliches Prinzip nennt.

Der Theismus braucht sich also über die verstärkte monistische Propaganda nicht aufzuregen, nachdem diese letztere ihre charakteristische Note darin hat, daß sie philosophische Probleme, welche seit Jahrtausenden verhandelt wurden, in prinzipienloser Mischung auf den großen Markt bringt. Daraus folgt aber nicht, daß das gewaltige Interesse, welches der Monismusstreit in der modernen Zeit erregt, nicht eine Stimmung voraussetzt, welche der Apologetik des Theismus neue Aufgaben setzt. Neben der intellektualistischen Strömung hat sich im kirchlichen Leben aller Jahrhunderte als gleichberechtigter Faktor die Mystik geltend gemacht, das Streben nach intuitiver Erfassung des Urgrundes alles Seins und alles Lebens über alle endlichen Formen hinaus. Das Sonnenlied des heiligen Franziskus hat als Weltanschauungsdokument die Bedeutung einer theologischen Summe. In der versteinerten Musik der gotischen Dome klingen Scholastik und Mystik innig ineinander. Nachdem in unserer Zeit, und zwar zuerst in antichristlichen Kreisen, das Interesse für die christliche Mystik des Mittelalters sich so mächtig geregt hat, wird die Apologetik mehr als bisher auf die Schätze, die hier auf dem ureigensten Gebiete des Theismus liegen, zurückgreifen müssen. Sie wird dann in der Lage sein, zu zeigen, daß der Gedanke der Immanenz, dieser leuchtende Stein in allen monistischen Systemen, allein echt und edel nur im christlichen Gottesideal der Dreieinigkeit liegt. An Vorgängern in dieser wichtigen Arbeit fehlt es dem modernen Apologeten nicht, angefangen von Nikolaus von Cusa bis Linsenmann, um nur zwei Namen zu nennen. Welche Wege hierin zu gehen sind, streng geschieden vom Modernismus, und mag auch mancher einseitige Neuscholastiker himmelweit von der verständnisvollen Duldsamkeit der Fürsten der Hochscholastik gegenüber diesen Wegen entfernt sein, wie man an der neueren Behandlung des edlen Cusaners sehen kann, diese Frage erscheint einer getrennten Behandlung würdig. Daß nicht bloß der Verstand, sondern auch das Gemüt in der Religion seine Nahrung finde, ist keine neue, aber eine berechtigte Forderung des modernen Geistes.

Deutsch-französische Erinnerungen aus den Jahren 1870–75 / Von Wilhelm Foerster

I.

Seit dem Frühjahr 1870 datiert der Beginn der offiziellen Verhandlungen über die internationale Organisation des Maß- und Gewichtswesens. Die entscheidende Anregung hierzu war durch die im Jahre 1867 in Berlin abgehaltene zweite Generalkonferenz der sogenannten Mitteleuropäischen Gradmessung gegeben worden. An diese Anregung schloß sich noch im Jahre 1867 ein Votum der Petersburger Akademie der Wissenschaften, welche auf Antrag ihres Mitgliedes, des Physikers Jacobi, den dringenden Wunsch aussprach, daß Frankreich als die Heimstätte des Metrischen Systems die Initiative zu der Begründung einer solchen Organisation ergreifen möge.

Die Akademie der Wissenschaften zu Paris und die französische Regierung begannen denn auch alsbald der Sache näherzutreten, und so ergingen denn im Frühjahr 1870 von seiten der französischen Regierung an die Regierungen aller anderen Kulturländer die Einladungen zu einem internationalen Kongresse, welcher in den ersten Tagen des August 1870 in Paris zusammentreten und die große Angelegenheit der Einheitlichkeit und der gemeinsamen Fundierung des Maß- und Gewichtswesens einer wissenschaftlichen und organisatorischen Beratung unterziehen sollte.

Diese Einladung gelangte auch an die deutschen Regierungen und an das Präsidium des Norddeutschen Bundes, welcher kurz vorher (im August 1868) beschlossen hatte, dem Maß- und Gewichtswesen innerhalb des Bundes einheitliche Gestalt auf der Grundlage des Metrischen Systems zu geben, und welcher alsdann im Frühjahr 1869 den Verfasser dieser Mitteilungen, damaligen Direktor der Königlichen Sternwarte und Professor der Astronomie an der Universität zu Berlin, dazu berufen hatte, die Organisation und Leitung der von der neuen Maß- und Gewichtsordnung eingesetzten Normal-Eichungskommission des Norddeutschen Bundes zu übernehmen und mit der Einführung des Metrischen Systems vorzugehen.

Als ich mich entschloß, dieser Berufung zu folgen, war es für mich einer der maßgebendsten Gedanken, daß ich in einer solchen Stellung dazu beitragen könnte, nicht bloß der Ausbreitung, sondern auch der inneren Vervollkommnung des Metrischen Systems förderlich zu sein. Seit den fundamentalen wissenschaftlichen Arbeiten, aus denen dieses System hervorgegangen war, hatte nämlich die Handhabung desselben in Paris, insbesondere auch die Herstellung und Prüfung von Kopien des Meter und des Kilogramm, bei den damit betrauten Institutionen sehr viel zu wünschen übrig gelassen, während sich seit Anfang des Jahrhunderts die feineren Messungsmethoden und -einrichtungen, besonders in Deutschland und England durch Bessel und Airy, erheblich vervollkommnet hatten.

In Paris war man stolz auf den sogenannten Naturmaßcharakter der Metrischen Einheiten, worin man, verbunden mit der konsequenten Durchführung des Dezimalsystems, einen immensen Fortschritt rühmen zu dürfen glaubte, während in der Tat der Sicherheitsgrad, mit welchem man die materiellen Verkörperungen der Maß- und Gewichtseinheiten festlegt und zum Ausgangspunkte der in alle Welt gehenden Kopien dieser Einheiten macht, von viel größerer Bedeutung ist, als es der bloße Anschluß der Meterlänge an den Erd-

quadranten sein konnte. Der Urmaßstab aus Platin, das sogenannte Archivmeter, entsprach aber in seiner Beschaffenheit und in der Art und Weise seiner Handhabung bei den Prüfungen und Vergleichungen von Kopien durchaus nicht mehr den fortgeschrittenen Anforderungen, welche man in Deutschland und England an eine solche Grundlage eines weit verbreiteten Maßsystems neuerdings auf Grund von tieferen Untersuchungen stellen zu müssen glaubte.

Die französische Berufung auf die Kontrolle, welche der Anschluß an den Erdquadranten für die Metrische Einheit gewähren sollte, erschien daher den deutschen und englischen Fachmännern als völlig illusorisch, weil sie zur Genüge wußten, daß jede erneute Vergleichung der Meterlänge mit dem Erdquadranten nur mit Unsicherheiten behaftet sein konnte, die jedenfalls erheblich größer sein würden als die Veränderungen, welche selbst ein ganz mittelmäßiger metallischer Maßstab im Laufe der Zeit erfahren könnte.

Die Einführung des Metrischen Systems in Deutschland geschah damals in der Tat gegen die Überzeugungen der auf diesem Gebiete leitenden wissenschaftlichen Männer in der Berliner Akademie der Wissenschaften, und es waren hauptsächlich die Fachmänner des Vermessungswesens an der Technischen Hochschule in Hannover und in Dresden, welche damals (bald nach 1866) bei der preußischen Regierung den Ausschlag für den Entschluß gaben, gegenüber dem Kampf zwischen den preußischen, den sächsischen und den hannoverschen Maß- und Gewichtseinheiten, die Begründung eines homogenen Maß- und Gewichtssystems in Deutschland an das sozusagen neutrale Metersystem anzuknüpfen.

Als ich nun die Einführung des Metrischen Systems in Deutschland zu übernehmen hatte, erschien es mir von bedeutender Wichtigkeit, wenigstens die nachträgliche Zustimmung jener hochwissenschaftlichen Kreise hierfür dadurch zu gewinnen, daß sich Deutschland jetzt, entsprechend dem oben erwähnten Vorgehen der Mitteleuropäischen Gradmessung, lebhaft beteiligte an der internationalen Reformbewegung auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens, um dadurch eine den berechtigten Ansprüchen der höchsten wissenschaftlichen Messungstechnik entsprechende Verbesserung der zentralen Verwaltung des metrischen Systems herbeizuführen.

Persönlich war ich nämlich hinsichtlich des inneren Wertes des Metrischen Systems anderer Meinung als die vorerwähnten wissenschaftlichen Kreise in Berlin; denn nicht bloß der dezimale Charakter dieses Systems, sondern auch die für viele praktische Näherungszwecke ausreichende und gerade für diese höchst nützliche zahlenmäßig einfache Beziehung seiner Einheit zu den Dimensionen der Erde, sowie die einfache Beziehung seiner Gewichts- und Masseneinheit zu einer Wassermenge von bestimmtem, in metrischer Raumeinheit einfach ausdrückbarem Raumgehalte waren mir stets als eminente Vorzüge dieses Systems erschienen, wenngleich auch ich den Anspruch, daß die Metereinheit ein Naturmaß bilde, wesentlich nur als eine Deklamation zugunsten seiner internationalen Einführung betrachten konnte.

In Betreff der Notwendigkeit, die zentralen Einrichtungen des Metrischen Systems den neueren Methoden, Erfahrungen und Einrichtungen im Gebiete der höchsten Messungspraxis entsprechender zu gestalten, hatte ich bereits brieflich volle Zustimmung bei dem damals leitenden Manne des britischen Maß- und Gewichstwesens, dem Direktor Airy der Sternwarte zu Greenwich gefunden, welcher zwar nicht unmittelbar für die Einführung des Metrischen Systems in England eintrat, aber die Vervollkommnung der Einrichtungen dieses Systems doch als ein gemeinsames wissenschaftliches Bedürfnis anerkannte.

Als nun die Einladung zu der internationalen Konferenz, welche diesem Zwecke dienen sollte, für den Anfang August 1870 ergangen war, hatte ich, entsprechend obigen Auffassungen, die Beteiligung des Norddeutschen Bundes lebhaft befürwortet und auch bei Airy volle Zustimmungserklärung zu der Mitwirkung Englands bei diesen Beratungen gefunden.

Bevor jedoch diese Konferenz zusammentreten konnte, war im Juli die französische Kriegserklärung erfolgt, wodurch meine in Aussicht genommene Beteiligung als deutscher Delegierter gänzlich in Frage gestellt wurde. Die Konferenz trat trotz alledem in den ersten Augusttagen 1870 in Paris zusammen.

Kurz bevor Airy London verlassen hatte, um der Konferenz beizuwohnen, richtete er ein ostensibles Schreiben an mich, in welchem er als die Ansicht seiner Regierung den Wunsch aussprach, daß der deutsche Delegierte, trotz der Kriegserklärung, zu jener internationalen Versammlung erscheinen möge, indem er zugleich seine Zuversicht aussprach, daß auch die französische Regierung und die französischen Fachgenossen diesen Wunsch lebhaft teilen würden.

Nachdem ich dieses Schreiben dem Präsidenten des Bundeskanzleramtes, Minister Delbrück, überbracht hatte, empfing ich jedoch fast umgehend die Mitteilung, daß an entscheidender Stelle irgend ein Vorgehen dieser Art gänzlich abgelehnt werde.

Natürlich ging die Konferenz am Ende der ersten Augustwoche, in welcher die ersten für Frankreich so ungünstigen Schlachten stattgefunden hatten, wieder auseinander, jedoch nicht ohne den einmütigen Wunsch ausgesprochen zu haben, daß nach dem Kriege baldmöglichst wieder eine Zusammenkunft stattfinden solle, und nicht ohne ein Komitee eingesetzt zu haben, welchem die Aufgabe erteilt wurde, diese Fortsetzung der Beratungen vorzubereiten, und zu dessen Mitgliede auch der abwesende deutsche Delegierte ernannt wurde.

Dieses internationale Komitee für vorbereitende Untersuchungen wurde dann zum Frühjahr 1872 von der französischen Regierung einberufen, und so begann meine Wirksamkeit für die internationale Organisation des Maß- und Gewichtswesens in Paris im April 1872.

Von meinen Erlebnissen bei dieser ersten Versammlung, welcher alsdann im Herbst 1872 die im August 1870 vertagte Zusammenkunft der Generalkonferenz nachfolgte, will ich nun einiges zu erzählen beginnen.

Es gab damals in Paris gegenüber dieser internationalen Entwickelung zwei verschiedene Auffassungen. Die eine hatte ihren Sitz in der Zentralstelle des französischen Maß- und Gewichtsdienstes, dem Conservatoire des Arts et Métiers, welches in sehr erklärlicher Weise dahin strebte, seine zentrale Stellung international zu erweitern und zu befestigen, sonst aber nichts wesentliches zu ändern und jedenfalls auch die wissenschaftliche Leitung der Zentralverwaltung in den Händen zu behalten. Die andere Auffassung, hauptsächlich vertreten und unterstützt durch den bedeutendsten damaligen metallurgischen Chemiker Henry Sainte Claire Deville, war mit uns der Meinung, daß die zentralen Einrichtungen des Metrischen Systems von Grund aus zu reformieren seien, und daß insbesondere die Verkörperung der Längeneinheit, das sogenannte Archivmeter, den Anspruch, ein möglichst unveränderlicher und mit größter Schärfe kopierbarer Vertreter der Metereinheit zu sein, gänzlich aufgeben müsse, und daß dann überhaupt auch die Wissenschaft der anderen Länder bei der Reform und der künftigen Überwachung der Zentraleinrichtungen des gemeinsamen Maß- und Gewichtswesens entscheidend vertreten sein müsse. Insbesondere wurde

von Henry Sainte Claire Deville die Ersetzung des viel zu weichen alten Platinmaterials durch eine Legierung aus Platin und Iridium befürwortet.

In dem internationalen Komitee, welches seine Sitzungen im April 1872 in dem vorerwähnten Conservatoire abhielt, entwickelten sich natürlich sehr lebhafte Diskussionen über diese Grundfragen, und mehrere nichtfranzösische, sehr kompetente und eifrige Mitglieder des Komitees empfingen den Eindruck, daß eine gründliche und dauernde Reformorganisation des internationalen Maß- und Gewichtswesens nur dadurch erreichbar sein würde, daß man den Mittelpunkt dieser fundamentalen Verwaltung nicht in Paris, sondern an einer anderen gänzlich neutralen Stelle domiziliere, da man sonst auf eine von den französischen Traditionen auf diesem Gebiete möglichst unabhängige und nicht bureaukratisch, sondern wissenschaftlich geleitete Ausführung der gemeinsamen, nicht bloß einmalig fundamentalen, sondern auch fortgehenden und periodisch wiederkehrenden Arbeiten nicht werde rechnen können.

Es gelang mir jedoch damals in näherer Gemeinschaft mit Henry Sainte Claire Deville eine vermittelnde Stellungnahme der nichtfranzösischen Komiteemitglieder herbeizuführen, gerade weil ich, was damals von besonderer Bedeutung war, als Delegierter Deutschlands von vornherein als franzosenfeindlich angesehen wurde. Ich hob hervor, daß die eminenten Verdienste Frankreichs um die Begründung des Metrischen Systems jedenfalls in den Vordergrund der internationalen Organisation die Pflicht stellten, den Mittelpunkt dieser gemeinsamen Einrichtungen in Frankreich zu domizilieren, diesen Mittelpunkt aber alsdann gänzlich unabhängig von der französischen Regierung und Verwaltung, insbesondere auch unabhängig von dem Conservatoire, unter einer streng internationalen Kontrolle und Verwaltung mit einem internationalen Budget in oder bei Paris zu begründen und bei dieser Organisation und ihrer Überwachung natürlich auch die bedeutendsten Männer der französischen Wissenschaft, wie Henry Sainte Claire Deville, gehörig zu Worte kommen zu lassen.

Auf dieser schließlich mit Einmütigkeit angenommenen Grundlage wurden dann auch die Aufgaben der im Herbst desselben Jahres einzuberufenden Generalkonferenz formuliert.

Sei es mir nun gestattet, zunächst aus den Tagen dieses Pariser Aufenthaltes, während dessen ich mit einigen der bedeutendsten französischen Fachmänner in nahe und dauernd freundschaftliche Beziehung kam, einige persönliche Mitteilungen zu machen.

Paris befand sich im Frühjahr 1872 noch stark bedrückt von den Nachwirkungen des Krieges und den damals noch ganz frischen Erinnerungen an die kaum ein Jahr zurückliegenden Ereignisse des Kommuneaufstandes. Die Tuilerien und das große Staatsratspalais am linken Seineufer lagen noch in Brandtrümmern. In den Vororten, zumal im Süden in der Nähe von Saint Cloud und Meudon, sah man noch einzelne ganz demolierte Häuser, und an den Türen zahlreicher anderer Häuser waren noch in groben Kreidestrichen die deutschen Quartierinschriften erhalten geblieben, z. B. ‚Reg. ... Batt. ... Comp. Unteroffizier Haversack mit 20 Mann'. Auf dem linken Seineufer der Stadt Paris, wo sich hauptsächlich die wissenschaftlichen Institute befinden, hatte man noch mehr als von der deutschen Belagerung gelitten durch Beschießungen, mit welchen die Regierungstruppen unter dem Regime des Präsidenten Thiers die Mannschaften der Kommune aus der Besatzung dieser Stadtteile vertreiben mußten. Ich erinnere mich noch, daß bei einem Frühstück, welches unser Freund

Henry Sainte Claire Deville den auswärtigen Komiteemitgliedern in dem chemischen Laboratorium der École Normale gab, am Schluß auf einer großen Schüssel unter einer Metallglocke ein verdecktes Gericht zum Nachtisch serviert wurde. Als dann die Glocke abgenommen wurde, erblickte man auf dem Teller eine Bombe von etwa 20 Zentimeter Durchmesser, welche aus einzelnen Sprengstücken wieder zusammengesetzt war. Unser liebenswürdiger Wirt erzählte uns hierzu, daß diese Bombe in dem Garten der École Normale explodiert sei, und daß man dieses Belagerungsdokument aus den zerstreuten Sprengstücken zusammengesetzt habe. Begütigend fügte der große Chemiker sich gegen mich verbeugend hinzu: ‚Das kam aber nicht von Ihnen, sondern von Herrn Thiers.'

Obgleich das Andenken an jene düsteren Zeiten damals in Paris noch so frisch war, muß ich doch sagen, daß ich weder damals noch bei meinen späteren Aufenthalten in Paris jemals als Deutscher irgend eine feindselige Begegnung oder Äußerung erlebt habe. Im Gegenteil bin ich stets mit echt französischer Feinheit, ich darf wohl sagen, mit ganz besonderer Zartheit behandelt worden. Man legte förmlich Wert darauf, jeden Eindruck zu vermeiden, als ob man den wissenschaftlichen Mann, überhaupt die einzelne Persönlichkeit, irgend etwas von den Leidenschaften des Völkerkampfes fühlen lassen wollte.

Einen fast rührenden Eindruck empfing ich auch eines Tages in dem ganz französischen Hotel, in dem ich wohnte. Ich hatte schon bemerkt, daß einer der Hausdiener dieses Hotels sich in besonderer Weise mir mehrfach zu Besorgungen und Hilfeleistungen eifrigst anbot. Als ich dann bei der Abreise seine Hilfe zur Fertigmachung meines Koffers annahm, löste sich ihm auf einmal, während er auf dem Koffer kniete, die Zunge, indem er zu mir aufblickend fragte, ob ich Magdeburg kenne, und, als ich dies bejahte, dann unter Tränen sich gar nicht genugtun konnte mit der Versicherung, wie viel Güte meine Landsleute bei seiner Gefangenschaft in Magdeburg ihm erwiesen hätten. Ich habe dann später einmal an höchsten Stellen in Berlin von diesem Vorgang Mitteilung gemacht, dem sich übrigens bei diesem Pariser Aufenthalte und in den folgenden Jahren eine nicht geringe Anzahl von ähnlichen Begegnungen anschloß, wie unter anderen in den offiziellen Kreisen, z. B. bei den Réceptions nach ministeriellen Diners u. dgl., sich mir mit deutschen Redewendungen (z. B. ‚Gesegnete Mahlzeit!') französische Herren vorstellten, welche das Bedürfnis fühlten, von ihren Erlebnissen während der Gefangenschaft und von ihren dabei erlangten Beziehungen zu seinen deutschen Landsleuten dem Berliner Professor bewegte Mitteilungen zu machen.

Es ist mir späterhin in Deutschland, wenn ich hievon erzählte, manchmal begegnet, daß mir meine lieben Landsleute zuriefen: ‚Da sieht man ja recht deutlich die menschenverbindenden Wirkungen des Krieges', worauf ich dann stets erwiderte: ‚Das sind ja doch nur Balsam*tropfen*, verglichen mit dem *Ozean* des Kriegselends. Aber jene Balsamtropfen lassen doch gerade am allerdeutlichsten die tieferen Mächte der Menschenseele erkennen, durch welche dem Völkerkampfe sicherlich bald und definitiv ein Ende gesetzt werden wird.'

Eine besonders innige Gemeinschaft wissenschaftlicher und internationaler Auffassungen verband mich seit jenen Frühjahrstagen von 1872 mit Henry Sainte Claire Deville. Mit ihm kam ich auch auf die politische Tagesgeschichte vertraulich zu sprechen, was ich sonst mit den französischen Fachgenossen gänzlich vermied. Er war natürlich eifriger französischer Patriot, aber doch völlig einig mit mir in der Verurteilung jeglicher nationalen Leidenschaft und Über-

hebung. Vieles erzählte er mir im Frühjahr und im Herbst 1872 über die Entwickelung der französischen Stimmungen und über den entscheidenden Anteil am Kriege, den er hauptsächlich der Umgebung der Kaiserin zuschrieb. Deville war mit dem Kaiser Napoleon intim befreundet gewesen und hatte ihm in den letzten Jahren bis kurz vor der Abreise zum Kriege fortlaufend kleine Vorträge über die Fortschritte in der Chemie gehalten. Von einer Unterredung, die er bei seinem letzten Besuch in Saint-Cloud mit dem Kaiser gehabt hatte, machte er mir damals die folgende ganz vertrauliche Mitteilung, die ich jetzt nach dem schon vor langer Zeit erfolgten Tode des edlen Freundes zur Geschichte jener Tage beitragen zu dürfen glaube: Er habe den Kaiser, der über seine Gesundheit schmerzlich geklagt habe, zu trösten gesucht mit einem Hinweis auf die Genesungswirkungen des Sieges, etwa mit den Worten: ‚Mais la victoire vous guérira.‘ Darauf aber habe der Kaiser traurig mit dem Kopf geschüttelt und sodann wörtlich folgendes gesagt: ‚Oh non, non! Nous ne nous reverrons pas. Mon entourage ne connait pas l'Allemagne. Adieu, mon cher ami.‘

Man darf wohl annehmen, daß diese Worte des Kaisers sich hauptsächlich darauf beziehen, daß seine Ratgeber anfangs nicht nur auf Österreichs Bundesgenossenschaft für Frankreich, sondern auch auf eine mehr oder weniger neutrale, gegen Preußen abgeneigte Haltung Süddeutschlands, besonders Bayerns, gerechnet hatten, und daß gerade in der letzteren Hinsicht die französische Politik eine verhängnisvolle Enttäuschung erleben sollte, auf deren Wahrscheinlichkeit der Kaiser wohl selber schon in der ganzen Entwicklung der Dinge hingewiesen hatte.

Den vorstehenden Mitteilungen über vertrauliche Erlebnisse aus jener Zeit möchte ich auch noch eine Begegnung anreihen, welche ich im Jahre 1872 mit dem General Jarras gehabt habe, der, wenn ich mich recht entsinne, Generalstabschef des Marschalls Bazaine in den Tagen von Metz gewesen war. Es kam bei einer der geselligen Veranstaltungen von irgend einer Seite die Wahrnehmung zur Sprache, daß die deutschen Kellner, welche im Kriegsjahre scharenweise Frankreich hatten verlassen müssen, bereits wieder in Scharen in Paris eingerückt seien. Diese Gesprächswendung illustrierte General Jarras mit der kurz hingeworfenen Bemerkung: ‚Oui, c'est le génie allemand.‘ Ich sah ihn darauf etwas erstaunt an, beschloß aber sofort, diese kriegerische Bemerkung zu ignorieren. Am nächsten Morgen jedoch erschien in ganz früher Stunde in meinem Hotel der liebe Herr General Jarras und konnte gar nicht genug demütige Worte der Selbstanklage finden, um meine Verzeihung für sein ‚übereiltes und unfeines‘ Wort zu erbitten.

Im Herbst 1872 trat nun die internationale Generalkonferenz zusammen, welche die von dem Komitee im Frühjahr formulierten Organisationsvorschläge diskutieren und in definitive Gestalt bringen sollte. Die überaus zahlreich von wissenschaftlichen Männern aller Kulturländer besuchte Konferenz wurde in der Tat der Ausgangspunkt einer Entwicklung, aus welcher dann im Jahre 1875 in der Convention du Mètre die vertragsmäßige Begründung einer der bedeutsamsten und wirkungsvollsten internationalen Organisationen hervorgegangen ist. Ganz im Sinne des von dem Vorbereitungskomitee aufgestellten Programms wurde schließlich ein permanentes internationales Komitee eingesetzt, bestehend aus 14 von denjenigen Fachmännern der verschiedenen Nationen, welche bis dahin in den Beratungen am wirksamsten hervorgetreten waren oder in den Maß- und Gewichtseinrichtungen ihrer Länder schon be-

Leonardo da Vinci/Studienkopf



sondere Vertrauensstellungen besaßen. Diesem permanenten internationalen Komitee wurde der Auftrag erteilt, auf baldigste Begründung einer internationalen Zentralstelle in Paris hinzuwirken, deren Aufgaben in den wesentlichen Zügen von der Konferenz vorgezeichnet wurden, und für deren Einrichtungen, Personal und fortlaufende Arbeitstätigkeit ein internationales Budget aufgestellt werden sollte. Zugleich wurden für die grundlegenden neuen Einrichtungen, die von dieser Zentralstelle verwaltet werden sollten, insbesondere für das neue Urmaß und Urgewicht im wesentlichen die Vorschläge von Henry Sainte Claire Deville als Norm angenommen. Dieses erfreuliche Ergebnis war aber nicht zustande gekommen, ohne daß die bereits oben charakterisierte monopolistisch-französische Auffassung der Herren vom Conservatoire mit der ideal-wissenschaftlichen und konsequent internationalen Auffassung, deren Hauptvertreter Deville war, in harte Konflikte geraten war, bei denen es schließlich noch nahe daran war, daß die Versammlung ergebnislos auseinanderging und daß sich eine Sonderorganisation außerhalb bildete, welche eine metrische Zentralstelle in Bern begründen wollte. Der deutsche Delegierte hat in jenen Tagen, unterstützt durch die höchst intelligente und großmütige Auffassung, mit welcher Delbrück und Bismarck die historischen Ansprüche Frankreichs auf eine zentrale Stellung innerhalb einer internationalen Maß- und Gewichtsorganisation anerkannten, vermocht, in den letzten Phasen der Konferenz die akuten Konflikte beendigen zu helfen und einer höheren Gemeinsamkeit der Entwicklung die Bahn frei zu machen. Leider mußten noch mehr als zwei Jahre vergehen, bevor auf der Grundlage der Konferenzbeschlüsse die vertragsmäßige Begründung der internationalen Einrichtungen seitens der französischen Regierung wirksam in die Wege geleitet wurde. Innerhalb dieser Zeit erfolgte allerdings der technische Fortschritt, daß mit der Ausführung des Konferenzbeschlusses, betreffend die Herstellung des neuen Urmaßes und des neuen Urgewichtes aus einer Legierung von 90 Prozent Platin und 10 Prozent Iridium nach den Vorschlägen von Henry Sainte Claire Deville, im Conservatoire ein Anfang gemacht wurde, obwohl dieses einseitige Vorgehen eigentlich gegen den Geist der Konferenzbeschlüsse war und sich schließlich auch in technischer Beziehung infolge der Unvollkommenheiten des Zusammenwirkens der Gruppe Deville mit den Herren von der Partei des Conservatoire als unzureichend erwies.

Das internationale Komitee wurde allerdings zweimal zusammenberufen, aber da die Voraussetzung für eine gedeihliche Aktion desselben, nämlich die vertragsmäßige Begründung der ständigen internationalen Zentralstelle, von seiten der französischen Regierung hinausgeschoben wurde, geschah es, daß eine ansehnliche Minderheit der Komiteemitglieder, unter ihnen die wissenschaftlich eng verbundenen Delegierten von Deutschland, Österreich und Rußland jede weitere Beteiligung bis zu der vollen Verwirklichung der Konferenzbeschlüsse mit Zustimmung ihrer Regierungen — es waren damals die Zeiten des Drei-Kaiser-Bundes — ablehnten.

Während dieses Interims war es, neben den die zentrale Verwaltung des französischen Maß- und Gewichtswesens leitenden Männern des Conservatoire, hauptsächlich der berühmte Astronom Leverrier, dessen ganz besondere Art von chauvinistischer Energie die vernünftige Entwicklung der Dinge hemmte. Er ist damals soweit gegangen, gegen die Begründung einer internationalen Zentralstelle feinsten Messens und Wägens in Paris die Warnung auszusprechen, daß dies nichts anderes sein würde als ‚mikrometrische Spionage‘. Zwischen der

mit solcher leidenschaftlichen Kurzsichtigkeit geführten spezifisch französischen Partei und den um Henry Sainte Claire Deville sich sammelnden Freunden und Vertretern der rein wissenschaftlichen, wahrhaft völkerverbindenden Bestrebungen stand damals ein Mann von hoher wissenschaftlicher und staatsmännischer Stellung und Gesinnung, ein früherer Minister von Napoleon III., nämlich der berühmte Chemiker J. B. Dumas, dem ich gern hier ein bescheidenes Denkmal setze. Er war es, der schließlich mitten durch die vielartigsten politischen und nationalen Schwierigkeiten hindurch die Entwickelung der internationalen Organisation bis zu dem Meter-Vertrage vom 20. Mai 1875 durchführen half, wobei er auf diplomatischem Felde in entscheidender Weise durch den damaligen deutschen Botschafter Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst und auf international-wissenschaftlichem Gebiete durch die charaktervolle Energie des Mitgliedes der Petersburger Akademie der Wissenschaften und russischen Delegierten, Prof. Wild, unterstützt wurde. Dumas, der damals sich schon dem 80. Lebensjahre näherte, ist mir ein unvergeßliches Beispiel gewesen von jener französischen Geistesart, in welcher sich die Eigenschaften hoher und weitblickender Intelligenz mit einer Lebenserfahrung und Geschicklichkeit der Menschenbehandlung verbanden, die zwar nicht immer den höchsten Gesichtspunkten die Ehre gab, aber es in einer wunderbaren Weise verstand, im rechten Augenblicke einem ehrlichen Mitarbeiter gegenüber ein fast rührendes Peccavi zu sagen und alsdann dauernd dem freundschaftlichsten und reinsten Zusammenwirken zu dienen.

Anschließend an diese kurze Charakterisierung einer übrigens spezifisch südfranzösischen Persönlichkeit habe ich das Bedürfnis, die Gesamtheit dieser Mitteilungen über meine französisch-deutschen Erlebnisse in den Jahren 1870 bis 1875 noch durch die Zusammenfassung einiger Erinnerungen an die besonderen Feinheiten zu vervollständigen, mit denen ich von französischer Seite gerade deshalb behandelt wurde, weil man glaubte, daß ich bei der erklärlichen Abgeneigtheit, welche im allgemeinen dem Deutschen gegenüber vorwaltete, irgend welche peinliche Behandlung von seiten französischer Leute erleiden könnte. So hatte z. B. der berühmte Historiker der Mathematik, M. Châsles, die Gepflogenheit, jedesmal, wenn ich in diesen Jahren in Paris erschien, mich zuerst in meinem Hotel aufzusuchen und mir jedesmal eine ganz besondere gesellige Veranstaltung anzubieten, welche er kurz sein ‚Dîner prussien‘ nannte. So war es Henry Sainte Claire Deville, welcher seiner immer gleichbleibenden Freundschaftsgüte für mich einmal bei meiner Abreise von Paris nach einer sehr bewegten Aufenthaltszeit die ungewöhnliche Veranstaltung hinzufügte, daß er mich auf dem Ostbahnhofe (er war Mitglied der Direktion der Ostbahn) zusammen mit einem der anderen Direktionsmitglieder zeremoniell empfing, mich nach einem von der Direktion mir offerierten besonderen Schlafcoupé geleitete und bis zur Abfahrt mit den liebenswürdigsten und wertvollsten Mitteilungen bei mir verweilte. Erst im letzten Moment flüsterte er mir dann ins Ohr einen besonderen Dank dafür, daß ich diesmal nicht in seinem Hause erschienen sei. Ich hatte nämlich von anderer Seite erfahren, daß bei einzelnen seiner Familienmitglieder damals eine besondere nationale Erregtheit obwaltete, und daß es daher besser sein werde, diesmal mit einem Familienbesuch zu pausieren.

Ein anderes Mal wurde ich von der Gemahlin eines Akademiemitgliedes zu einem nachmittäglichen musikalischen Damentee eingeladen, wo ich beim Eintritte in den edlen Kreis einfach als ‚le maudit Prussien‘ (der verdammte Preuße) vorgestellt und demgemäß mit holdester Güte behandelt wurde.

Zum heutigen Stand der Luftschiffahrt

Von Rogalla von Bieberstein

Die Luftschiffahrt hat unverkennbar im Jahre 1909 große Fortschritte gemacht. Dies gilt sowohl von der Konstruktion von Luftfahrzeugen, wie auch von ihren tatsächlichen Leistungen. Dabei ereigneten sich jedoch zum Teil sehr schwere Unfälle. Die jüngsten Katastrophen der Ballons ‚Pommern‘ und ‚Schlesien‘, die älteren der ‚République‘, eines deutschen Ballons in Dalmatien, der Verlust der ‚Iduna‘ in Skandinavien, die den Führern verhängnisvolle Landung eines deutschen Ballons in Norwegen, die wiederholten Havarien des ‚Zeppelin‘ bei der Fahrt nach Berlin, die verunglückte Fahrt des Erbslöhschen Ballons und des deutsch-dänischen Wettflugs, und neuerdings die unfreiwillige Landung eines der besten Luftschiffe, des Militärballons III, sowie die der ‚España, bei Pau, und der Unfall der Lenkballons ‚Clouth‘, ‚Tarbic‘ und ‚Ruthenberg‘ bei Köln bezw. London und Hamburg sind noch in schmerzlicher Erinnerung. Ferner haben eine ganze Anzahl von Aeroplanen Unfälle erlitten und dabei 6 Aviatiker in den letzten anderthalb Jahren die Ausübung ihrer Kunst mit dem Leben bezahlen müssen. Dessen ungeachtet beginnt die Luftschiffahrt sich zu einer Wissenschaft zu entwickeln, der bekanntlich bereits an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ein Lehrstuhl und die Luftschiffahrtsschule in Friedrichshafen gewidmet sind. Die Erforschung der Polarzone ist das erste große wissenschaftliche Ziel, das sie sich zu stecken beginnt, dem die mit dem 1. Mai geplanten Aufstiege mehrerer amerikanischer Astronomen zur Beobachtung des Halleyschen Kometen und dessen photographischer Aufnahme schon vorausgingen. Im deutschen Reichstag wurde die Errichtung einer Versuchsanstalt für Luftschiffahrt bei Friedrichshafen oder Tegel bei Berlin vorgeschlagen, der die Regierung aber vorerst noch ablehnend gegenübersteht, und in Paris findet demnächst eine Luftschiffahrtskonferenz statt, während in London am 11. März eine Luftschiffahrtausstellung eröffnet wurde. Die Kodifizierung des Luftrechts, ähnlich der des Seerechts, ist vor längerer Zeit schon angeregt worden. Ferner ist die Herstellung von Luftverkehrslinien zwischen Ludwigshafen und Luzern, Baden-Baden—Frankfurt a. M., Düsseldorf und Berlin, Köln—Hamburg und London, Paris—London, München und der bayerischen Alpenwelt in der Vorbereitung begriffen und geplant. Allein der künftige Luftverkehr mit Lenkballons und Aeroplanen hat bis jetzt noch immer mit den mannigfachen Unfällen und Katastrophen und mit der Tatsache zu rechnen, daß bei ungünstigen Witterungsverhältnissen keine guten Leistungen der Luftschiffe, und nur bei sehr günstigen solche der Aeroplane zu erwarten sind, während erhebliche technische Havarien sie ganz in Frage stellen.

Von besonderer Bedeutung waren die im November von Köln ausgehenden Probe- und Versuchs-Übungsfahrten der verschiedenen Luftschifftypen; sie ergaben zwar im ganzen gute Resultate, doch versagten beim ‚Parseval I‘ und ‚Zeppelin II‘ die Motorapparate, und ohne Notlandung mit kleinem Unfall ging es nicht ab. Sie brachten in meteorologischer Hinsicht wichtige Aufschlüsse. Das Meteorologische Observatorium und die öffentliche Wetterdienststelle zu Aachen hatten einen besonderen meteorologischen Dienst eingerichtet. Während der Zeit der Übungen wurde zur Luftschiffhalle selbst eine besondere Dienststelle verlegt; hier wurden auf Grund der Wettertelegramme der Deutschen Seewarte 8 Uhr vormittags und 2 Uhr nachmittags zweimal täglich Wetterkarten entworfen und außerdem mehrmals täglich Messungen der Luft-

strömungen durch Pilotballons vorgenommen. Erfolgreiche Fahrten von Luftschiffen setzen eine genaue Kenntnis der Windverhältnisse in den in Frage kommenden Luftschichten voraus. Bei dem heutigen Stande der Motorluftschiffahrt wird als durchschnittliche Geschwindigkeit eines Luftschiffs 12 Sekundenmeter angenommen; dies entspricht einer stündlichen Geschwindigkeit von rund 45 km. Nun können aber in den Luftschichten, die das Luftschiff in der Regel benutzt, Windgeschwindigkeiten von mehr als 20 Sekundenmeter vorkommen, d. h. von mehr als 70 km stündlich. Hierdurch wird für ein Luftschiff die Möglichkeit, einen bestimmten Ort zu erreichen, sehr erschwert; tritt ein derartig starker Wind beispielsweise als direkter Gegenwind auf, so kann das Luftschiff sich nicht nur nicht vorwärts bewegen, sondern es wird sogar, selbst wenn es mit voller Kraft vorwärts fährt, noch etwa 25 km stündlich zurückgetrieben. Bei Mitwind wird die Fahrtgeschwindigkeit vergrößert; beträgt beispielsweise die Geschwindigkeit des Windes in der Fahrtrichtung 10 Sekundenmeter, die der Schiffe 12 Sekundenmeter, so ergibt sich hier eine Fortbewegungsgeschwindigkeit des Schiffes von 22 Sekundenmetern oder 80 km in der Stunde (Fahrt des ‚Z II' auf der Rückfahrt von Bonn nach Frankfurt in rund 2½ Std.). Die Vorhersagen, die während der Kölner Übungen gegeben wurden, traten, abweichend von den Wettervorhersagen für den landwirtschaftlichen Wetterdienst, sofort in Kraft, und ihre Geltungsdauer wurde auf 6—8 Stunden beschränkt, wodurch sie sich bedeutend zuverlässiger gestalteten.

Wird nun auch die Verwendung der Luftschiffe durch derartige, praktisch verwertbare meteorologische Beobachtungen erheblich erleichtert, so kann sich dieselbe jedoch selbstverständlich im Frieden in militärischer Hinsicht nur auf Vorbereitung für den Krieg, namentlich während der Luftschiffahrtübungen und Manöver, im Kriege aber bis jetzt nur auf die Zwecke der strategischen und vor allem der taktischen Aufklärung erstrecken. In nicht militärischer Hinsicht kommen vorderhand nur Vergnügungs-, Verkehrs- und Sportreisen in Betracht, denen sich demnächst Fahrten für wissenschaftliche Zwecke, Erforschung der Polarregionen u. ä. anschließen werden. Von der Erzielung eines regelmäßig funktionierenden Verkehrsdienstes der Luftschiffe sieht man als undurchführbar in den Luftschifferkreisen selbst ab, und die Anregung, die Einrichtung eines derartigen Dienstes auf kürzere Strecken zwischen Städten mittlerer Größe anzustreben, hat bis jetzt keine Folge gehabt, von den schon genannten Luftverkehrslinien abgesehen.

Das im Bau begriffene Luftschiff ‚Z IV', das dem Personenverkehr dienen soll, wird 20 000 Kubikmeter fassen und mit drei Motoren ausgerüstet sein. Dieses Schiff wird etwa 20 Personen aufnehmen können, wobei natürlich die Mitnahme von Betriebsmitteln für einen gewissen Zeitraum in Betracht gezogen ist. Der Komfort der Reisenden ist bei ihm in jeder Hinsicht berücksichtigt. Er enthält einzelne wohnlich und bequem ausgestattete Passagierkabinen und getrennte Aufenthaltsräume, darunter einen Leseraum. Die Festsetzung der Verkehrslinien, die zuerst eröffnet werden sollen, hängt von dem Bau der Hallen ab. Vorläufig ist nur eine Halle, die in Friedrichshafen, vorhanden. Mindestens während des ersten Vierteljahres werden daher die Zeppelinschiffe auf ihren von Friedrichshafen ausgehenden Fahrten auch wieder dorthin zurückkehren. Nach Ablauf dieser Zeit wird die zweite Halle in Baden-Baden soweit fertiggestellt sein, daß sie ein Zeppelinluftschiff aufnehmen kann. Auch für Düsseldorf und Hamburg ist die Herstellung

einer Halle beschlossen. Damit ist dann eine weitere Ausdehnung des Luftlinienverkehrs gegeben. Die Hamburger Halle, die als eine Riesenprunkhalle gedacht ist, dürfte frühestens im Frühjahr 1911 bereitstehen.

Da sich der Privatluftschiffbau, wie nahe liegt, zunächst auf die Herstellung von Verkehrsluftschiffen richtet und erst später sich zur wissenschaftlichen Forschung bestimmten Luftschiffen zuwenden dürfte, so ist es erklärlich, daß mannigfache neue Luftschiffmodelle entstanden und entstehen, wie das mit einem Holzgerippe statt des Aluminiumgerippes ausgestattete Luftschiff Schüttes in Danzig, ferner das eines wurmartigen, aus drei voneinander gesonderten Gliedern bestehenden Ballons des Ingenieurs Zorn, das pilzförmige Luftschiff Gans und Rodecks, das geplante eiserne Boerdersche Luftschiff u. a. mehr. Unter ihnen beansprucht das neue Wetzelsche Luftschiff in Anbetracht seiner gewaltigen Dimensionen, namentlich aber seiner auf die Beförderung von 300 Passagieren berechneten Transportfähigkeit, besondere Beachtung, so daß einige nähere Angaben darüber angezeigt erscheinen. Dieser neue, 300 Meter lange, 20 Meter breite Lenkballon soll einen Inhalt von 86 090 Kubikmetern und einen Gesamtauftrieb von 103 580 Kilogramm erhalten. Nach Abzug des Gewichts für die Konstruktion des Tragkörpers, der Motore, Bedienungsmannschaft, Gondel, Benzin usw. verbleibt ein für Personen und Frachten frei verfügbarer Nutzauftrieb von ca. 26 000 Kilogramm. Entgegen den bisherigen Stoffhüllen gedenkt der Konstrukteur seinem Luftschiff eine Hülle aus Blech zu geben, und zwar soll das hier in Frage kommende Metall eine Magnesiumlegierung sein, deren spezifisches Gewicht noch um ein Drittel geringer ist als das des Aluminiums. Bei 0,65 mm Stärke soll die Hülle an den Nähten und undichten Stellen autogen verschweißt werden, und so eine absolute Gasundurchlässigkeit garantieren; ein weiterer Vorteil besteht dann auch darin, daß Wind und Wetter, Regen und Schnee seine Metallhülle nicht so nachteilig beeinflussen können wie eine Stoffhülle. Direkt am Ballonkörper befestigte Benzinmotoren in Verbindung mit Propellern bewegen das Luftschiff. Die Motoren sind vorn, und zwar vier je oben und unten in der Richtung der Längsachse am Luftschiff angebracht; jeder Motor entwickelt 200 Pferdestärken und treibt mit direkter Stahlbandübertragung vier Propeller. Die Zugkraft der Propeller ist im Querschnittsmittelpunkt des Fahrzeuges vereinigt. Diese enorm starken acht Motoren von insgesamt 1600 Pferdekräften, mit ihren 32 Propellern, sollen dem Luftschiff eine äußerst große Eigengeschwindigkeit geben, welche es ihm ermöglicht, auch starke Stürme (?) zu überwinden. 25 m in der Sekunde, also 90 km in der Stunde, soll nach den Berechnungen des Konstrukteurs die Eigengeschwindigkeit des Fahrzeuges betragen, wobei es 300 Passagiere befördern soll. Wie gewaltig die Dimensionen dieses Riesenluftschiffs werden, erhellt am besten daraus, daß die Zeppelinschiffe, die größten bisher gebauten Luftfahrzeuge, bei 136 m Länge und 13 m Durchmesser etwa nur $1/6$ des Kubikinhaltes dieses neu projektierten Lenkballons besitzen; dabei erzielen sie mit zwei Motoren von je 120 PS. eine Höchstgeschwindigkeit von nur 60 km in der Stunde und vermögen etwa 16 Personen zu befördern. Was den Erfinder dazu bewog, einen solchen gewagten Schritt zu tun, und sein Luftschiff so groß zu gestalten, war vornehmlich der Gedanke, die Luftschiffahrt auch wirtschaftlich auszunützen, und sie nicht nur, wie das bisher lediglich der Fall war, Kriegs- und Sportzwecken dienen zu lassen. Der Konstrukteur trägt sich ebenfalls mit dem Gedanken, einen mög-

lichst regelmäßigen Verkehr zwischen den Weltstädten Berlin und London einzurichten, und gedenkt dabei jährlich 350 Fahrttage (?) durchschnittlich, trotz der Äquinoktialstürme, zu erreichen. Das Luftschiff soll dabei 100 Passagiere erster und 200 zweiter Klasse befördern; eine Fahrt erster Klasse würde sich auf 80 M. und eine solche zweiter Klasse auf 60 M. stellen. Diese Preise decken sich ungefähr mit denen der Eisenbahnen; dabei rechnet der Erfinder trotz der für den Bau und den Betrieb des Luftschiffs erforderlichen großen Kapitalanlage auf eine gewaltige Rentabilität aus dem Betrieb der Luftschiffahrtsgesellschaft. Erscheint das Projekt auch manchen auf den ersten Blick gar zu kühn und phantastisch, so läßt sich im Prinzip kaum etwas dagegen einwenden. Auf der internationalen Luftschiffahrtausstellung in Frankfurt a. M. war ein Modell dieses Luftschiffes ausgestellt. Das Projekt fand sehr viel Beachtung und in Fachkreisen lobende Anerkennung. Indes nur die gründlichste Erprobung in der Praxis wird das Endurteil bringen.

Weiterhin sind zu nennen: das im Frühjahr fertig werdende, 145 m lange Siemens-Schuckertsche unstarre Luftschiff, das vier Daimlermotoren von je 125 PS. erhält und in seinen mittleren Gondeln 40—50 Personen aufnehmen soll, dann das demnächst zur Ausführung gelangende Wallachsche Stahlluftschiff, das nach einem neuen System gebaut, den größten Zeppelin noch weit übertreffen soll, so daß 30 Personen in seiner Gondel Platz finden können. Das Luftschiff erhält einen besonderen Höhestandsregulator und wird mit allen technischen Neuerungen auf dem Gebiet der Luftschiffahrt, mit Funkenspruchapparat, elektrischem Scheinwerfer, sowie besonderen Abteilungen für Navigation und Maschinen usw. ausgestattet und der österreichischen Heeresverwaltung als vollkommenstes Kriegsluftschiff der Gegenwart angeboten werden. Neue Ziele strebt ferner das Wagner-Radingersche Luftschiffprojekt an; dasselbe soll die Vorteile der starren Bauart mit denen der unstarren vereinen, ohne jedoch ihre Nachteile in den Kauf zu nehmen. Es soll die unabänderliche, in vieler Beziehung vorteilhafte äußere Form der starren Bauart, die bequeme Transportfähigkeit der unstarren Luftschiffe, die Ausführbarkeit in kleinen Dimensionen, den Verzicht auf Ballonhallen und manche ersehnte sonstige technische Fortschritte erhalten. So soll das Ballongerüst nicht aus den vielen teuren, gegen Verbiegen und Knicken nur geringe Sicherheit bietenden Aluminium-Gitterträgern wie beim ‚Zeppelin‘, sondern aus verhältnismäßig wenigen, dafür um so kräftigeren Bauteilen in Rohrform von einem neuen technischen Material bestehen. Es ist in eine Reihe hintereinander gekuppelter, trommelförmiger Einzelbehälter mit den darin befindlichen Gashüllen zerlegt, die Behälter sind durch Spannteile versteift und zusammengehalten. Das zu dem Rohrgerippe verwandte neue Material besteht aus langfaserigem Papier und papierähnlichen Stoffen, wie z. B. Papyrolin, in Verbindung mit Geweben aus Leinen, Baumwolle, Seide usw. und eventuell mit Einlagen von feinem, hochwertigem Tiegelstahldraht. Seine Hauptvorzüge sind größere ‚Reißlänge‘ und Ermöglichung größerer Konstruktionsstärke; auch ist dasselbe wasser- und säurefest, feuersicher imprägniert, hitze- und kältebeständig und dient als elektrischer Isolator. Das Luftschiff vermag mit Hilfe seines Rohrgerippes bei 9000 Kubikmeter Verdrängung etwa 700 Kubikmeter Traggas als eine sehr wertvolle Reserve in den Rohren mit sich zu führen, wodurch seine Fahrtdauer auf etwa 50 Tage verlängerbar sein soll. Daher würde es sich besonders für weite wissenschaftliche Reisen

und für die Zwecke der strategischen Aufklärung, den erforderlichen Benzinvorrat oder dessen Ergänzung vorausgesetzt, eignen. Das Luftschiff ist für den Transport in den Zellengerippenteilen zusammenklappbar und bedarf für denselben nur weniger Wagen. Bei einem derartigen Ballon von 9000 Kubikmeter Inhalt bleibt ein für Personen, Brennstoff, Gepäck, Vorratsgas usw. verfügbarer freier Nutzauftrieb von etwa 32 % des Gesamtauftriebs, bei den bisherigen Zeppelins nur ein solcher von 25 %. Die ebenfalls erheblich größere Maschinenleistung mit Benzinmotoren beträgt etwa 240 PS., so daß sich eine Geschwindigkeit von 65—70 km in der Stunde für das neue Luftschiff, und somit eine weit größere als die der bisherigen Konstruktionen ergibt. Die Herstellungskosten werden auf nur 150 000 M., die Unterhaltungs- und Tilgungskosten, zumal die Luftschiffhallen fortfallen, nur gering veranschlagt, so daß das geplante neue Luftschiff in mannigfacher Hinsicht erhebliche Fortschritte bringen würde.

Bei der bisher überwiegenden Richtung des Privatluftschiffbaus auf Luftreiseverkehrszwecke ist es begreiflich, daß nicht nur die Deutsche Luftschiffahrts-Aktiengesellschaft in Friedrichshafen, die die Zeppelin-Luftschiffe vertritt, die Benutzung der die meiste Rentabilität versprechenden Verkehrslinien anstrebt, sondern daß sich auch zur Vertretung des unstarren Parsevalsystems eine Münchener Parseval-Verkehrsgesellschaft bildete, und daß diese Gesellschaft möglichst regelmäßige Nah- und Fernfahrten, darunter auch nach Oberammergau, veranstalten wird. Ob der für die Nahfahrten der Münchener Gesellschaft auf 200 M., für die Fernfahrten, wie nach Oberammergau, auf 500 M. kalkulierte Fahrpreis sich als rentabel erweisen wird, steht dahin. Immerhin bietet die bayrische und die benachbarte Welt der Zentralalpen eine Fülle derart schöner Ziele und Fahrtstrecken, daß auch ein lebhafter Betrieb der Münchener Gesellschaft zu erwarten ist. Für beide Arten von Fahrten eignen sich hinsichtlich ihrer Streckenleistungsfähigkeit die Luftschiffe beider Systeme gleich gut für weite Fernfahrten von größerer Dauer und daher für solche zu wissenschaftlichen Zwecken, das Zeppelin-Luftschiff jedoch besser, namentlich in seiner hiefür geplanten Konstruktion. Überdies trägt es etwa die dreifache Personenzahl des Parseval-Ballons. Hingegen besteht sein Nachteil darin, daß es zur längeren Unterbringung besonderer Hallen bedarf, während die Luftschiffe des unstarren und halbstarren Systems keiner solchen Hallen bedürfen, sondern überall landen und länger verweilen, überdies aber schnell gefüllt, entleert, zusammengepackt und auf Wagen fortgeschafft werden können. Für wissenschaftliche Erkundungen auf weite Strecken ist das Zeppelinluftschiff bis jetzt das geeignetste, setzt jedoch für alle Fälle für seine Fahrten in der Nordpolarregion eine Unterkunftshalle, sei es auf Spitzbergen, wo sie geplant ist, oder an einem Punkte der norwegischen oder finnischen Küste voraus. Die Besprechung der Vorbereitungen für jene Fahrten fand bekanntlich zwischen dem Grafen Zeppelin, Professor Hergesell und dem Prinzen Heinrich in Hamburg statt. Am 1. Juli d. J. wird sich in Bremerhaven auf dem Norddeutschen Lloyddampfer ‚Mainz‘ die Vorexpedition einschiffen, die im Juli und August bei Spitzbergen die Möglichkeiten des für den Sommer 1912 geplanten Zeppelin-Ballonflugs zum Nordpol studieren will. An der Expedition nehmen teil: Prinz Heinrich von Preußen, Graf Zeppelin, die Geh. Regierungsräte Lewald und Miethe, die Professoren Hergesell und v. Drygalski, u. a. Die Expedition wird 24 Köpfe stark sein. Auf

Spitzbergen, wo später ein Ballonhaus gebaut werden soll, geht Prinz Heinrich auf den ebenfalls der Expedition zur Verfügung stehenden norwegischen Eisdampfer ‚Königs' über und will auf der Weiterfahrt nach Norden eine geeignete Basis für die spätere Hauptexpedition erkunden. Um zunächst zu forschen, ob eine Landung von Luftschiffen mit eigener Mannschaft auf der Polarreise möglich ist, werden in diesem Jahre die Versuchnavigationsfahrten und später erst die eigentlichen arktischen Fahrten beginnen, mit denen man an die Grenze des ewigen Eises dringen und zunächst die Meeresküste von Grönland, weiterhin die Meere und die unbekannten Ländermassen, die eventuell nach dem Pol hin liegen, erkunden will.

Die Polarforschung hat durch die Eroberung des Nordpols durch Peary, falls sich dieselbe bestätigt, namentlich aber durch die großen Erfolge der Engländer Shakleton und Scott am Südpol einen neuen, mächtigen Impuls erhalten. In der wissenschaftlichen Welt gilt einstweilen die Bestätigung der vorherrschenden Ansicht, daß am Pol selbst wie auch in den von der ‚Fram' passierten Gebieten keine ausgebehnten Ländermassen, sondern ein von Treibeis bedecktes Meer sich befindet, als das geographisch wichtige Hauptergebnis dieser Expeditionen. Dagegen gelten die Ergebnisse der Nansenschen Expedition für die Entwickelung und Fundamentierung unserer Kenntnis von der Erdoberfläche für ungleich wertvoller, sowohl dadurch, daß die räumliche Erforschung sich auf ein ungleich größeres Gebiet erstreckte, als auch dadurch, daß sie zur Förderung wichtiger Wissenszweige, wie der Klimatologie, der Ozeanographie u. a. m. beitrug. Als eine der wichtigsten Forderungen der heutigen wissenschaftlichen Polarforschung wird neben der Feststellung der Meeres- und Landgrenzen in unbekannten Gebieten das eingehende Studium der Festland- und Wassermassen selbst, sowie der sie umgebenden Lufthülle betrachtet. Hier bieten sich noch gewaltige Aufgaben für künftige Expeditionen, so u. a. hinsichtlich des Problems der Witterungsvoraussage für längere Zeiträume, das viele Beziehungen zu den unbekannten Polarregionen einschließt. Bis jetzt weisen die Untersuchungen auf den Zusammenhang zwischen dem Wechsel in längeren Witterungsepochen und Änderungen in den Wärmeverhältnissen des Meeres hin, die wiederum von der wechselnden Intensität der äquatorialen und polaren Strömungen abhängen. Die genaue Kenntnis der polaren Meeresströmungen und der sie im hohen Norden beeinflussenden Windsysteme gilt als erforderlich, um die ursächlichen Beziehungen und den dominierenden Einfluß der einzelnen Faktoren ermitteln zu können. Ähnlich liege das Problem in der Südpolarregion. Ferner sei für die Aufstellung eines vollständigen Lehrgebäudes der Meteorologie und der Ozeanographie die Kenntnis der einzelnen Elemente dieser Wissenschaften in den Polargegenden notwendig. Daher wird der Gedanke, ein in langen Dauerfahrten erprobtes Luftschiff in den Dienst der Polarforschung zu stellen, in den Kreisen der Wissenschaft sehr willkommen geheißen. Das Luftschiff Zeppelins aber gilt als das beste Werkzeug für diese Forschung, vorausgesetzt, daß es sich auch bei hohen Kältegraden und in den oft tagelang anhaltenden Schneestürmen der Polargebiete widerstandsfähig erweist. Denn das Luftschiff werde die räumliche Erkundung der noch unbekannten Gebiete vornehmen, überdies aber als Transportschiff für Beobachter, die im hohen Norden ausgeschifft werden, dienen können, und durch Funkspruch die Verbindung mit ihnen aufrechterhalten. Seine große Tragfähigkeit werde es ermöglichen,

kleine Lotmaschinen mitzunehmen, um die Tiefen der Polarmeere und ihre physikalischen Verhältnisse zu erforschen. Eine Ausrüstung mit Drachen und ‚ballons sondes' werde den Teilnehmern gestatten, auf dem Eise oder auf den nördlichen Inseln die höheren Schichten der Atmosphäre zu studieren, Studien, die dann in letzter Linie der Luftschiffahrt selbst wieder zugute kommen. Wenn ein wirklich sicher funktionierendes Verbindungsmittel für die Polarwelt geschaffen werde, dann könne man die Idee wieder aufnehmen: Ein Netz von gleichzeitig beobachtenden meteorologischen und erdmagnetischen Stationen für eine gewisse Zeit über die Polarkappe auszubreiten, um Einblick in die noch unbekannten zeitlichen und räumlichen Zusammenhänge der einzelnen Elemente dieser Wissensgebiete zu erhalten.

Was näherhin den Stand der Luftschiffahrt in den verschiedenen großen Armeen betrifft, so gilt zwar in den deutschen Heereskreisen das Luftschiff als ein bei günstigen Witterungsverhältnissen gut brauchbares Kriegsmittel; allein selbstverständlich bleibt dessen Verwendbarkeit nach wie vor bei Nebel, Sturm, starkem Gegenwind, starkem Regen und Schneefall und Havarien des Motorapparats unsicher. Bis jetzt beabsichtigt man seine militärische Verwendung deutscherseits nur für den Aufklärungs- und Nachrichtendienst. Seine Verwendung als Kampfmittel, als Waffe, wurde noch nicht näher geprüft, und Geschoßwurfübungen aus Luftballons wurden, soweit bekannt, bis jetzt nur aus Fesselballons und Freiballons mit Handgranaten unternommen. Ein Hinabwerfen großer Sprenggeschosse und brisanter Sprengladungen fand jedoch bisher nicht statt, während dagegen in Frankreich und anderwärts nähere Versuche in dieser Richtung unternommen wurden. Grundsätzlich wird deutscherseits an der Verwendung der verschiedenen Luftschiffsysteme, des starren, halbstarren und unstarren festgehalten, von denen das starre der Zeppelinschiffe in Anbetracht seines großen Aktionsradius als das für die strategische Aufklärung geeignetste gilt, während die beiden anderen ebenso wie die für die Nahaufklärung und Gefechtsbeobachtung im Feld- und Festungskriege nach wie vor sehr wichtigen Fesselballons der taktischen Aufklärung dienen sollen. Die Aufklärungsergebnisse der Luftschiffe im jüngsten Kaisermanöver sind zwar durch Havarien an zwei Tagen ganz verhindert worden, an den übrigen Tagen aber gute gewesen. Ob sie jedoch einen erheblichen Einfluß auf den Gang der Operationen hatten, wurde bis jetzt nicht bekannt. Auch fanden sie infolge des vielfach nebligen, unsichtigen Wetters nicht in der Höhe von 1300 m statt, die für Geschosse als nicht mehr erreichbar gilt. Immerhin genügt die bis jetzt erzielte Fahrtleistung der unstarren Luftschiffe auch für die sehr beträchtliche Strecke der strategischen Fernaufklärung von 540 km bei 45 km stündlicher Durchschnittsgeschwindigkeit, die den Flugstrecken von Metz bis unweit des Ostgürtels von Paris und zurück, und nach Belfort, Besançon und selbst Dijon, von Cöln aber nach Lille und La Fère entspricht. Die deutsche Heeresverwaltung verfügt bis jetzt über 3 starre, 3 halbstarre und 3 unstarre Lenkballons, die z. T. in Metz und Cöln, z. T. bei Berlin und Bitterfeld stationiert sind. Es könnte auffallen, daß im Osten, etwa in Königsberg und Posen, gegenüber den weiten Räumen des russisch-polnischen Kriegstheaters keine Luftschiffe stationiert sind, allein man glaubt, den Osten von der Berliner Zentrale des Luftschifferbataillons aus versorgen zu können, zumal dessen transportable Ballonhalle bald verwendet werden kann, da Posen nur 30 deutsche Meilen von Berlin entfernt ist. Eine Vermehrung der Luftschiffe ist vorderhand

nicht beabsichtigt, da die vorhandene Anzahl für den Bedarf genügt, und es sich nicht empfiehlt, eine große Luftflotte zu unterhalten, deren einzelne Teile infolge der Fortschritte der Technik und der dadurch bedingten Verbesserungen bald veraltet sein würden. Jedoch ist neuerdings der Ankauf eines neu zu erbauenden Clouthschen Luftschiffes ins Auge gefaßt, wenn es den gestellten Bedingungen entspricht.

Während Versuche mit Sprengkörper- und Sprengstoffwürfen aus Luftfahrzeugen deutscherseits bis jetzt nur unzureichend gemacht wurden, verspricht man sich anderwärts besondere Erfolge von ihnen. Es sei daher des Versuchs gedacht, den kürzlich in Kalifornien ein amerikanischer Offizier mit dem Aeronauten Curtiß in dessen Aeroplan unternahm. Dabei wurden aus einer Höhe von nur 250 Fuß Sandsäcke von der Größe und Schwere einer für Demolierzwecke konstruierten Granate auf markierte, eine Befestigungsanlage und eine marschierende Truppe darstellende Ziele hinabgeworfen. Trotzdem trafen sie diese Ziele nicht, sondern fielen 15—20 Fuß von ihnen entfernt nieder. Immerhin hätten sie dort erhebliche Wirkung gehabt. Allein in einer Höhe von nur 250 Fuß ist kein noch so schneller Aeroplan vor dem Herabschießen sicher. Andererseits erschwert die Schnelligkeit, mit der er zu fliegen gezwungen ist, das Treffen des Ziels aus Höhen von 1300 und 1500 m außerordentlich, ja dürfte es ganz ausschließen.

Während man sich in Frankreich infolge der Katastrophe der ‚République' mit größtem Eifer den Aeroplanen zuwandte und an ihre Verwendung zur Aufklärung, zum Nachrichtendienst, zum Sprengkörperwurf und namentlich zur Bekämpfung der Luftschiffe große Hoffnungen knüpft, steht man in Deutschland den Aeroplanen, ohne sie etwa zu vernachlässigen, überwiegend skeptisch gegenüber. Obgleich die neue Konstruktion der Drachenflieger mit ebenen oder leicht gekrümmten, stets mit geringer Neigung gegen die Flugrichtung eingestellten Flugflächen beim Versagen des Motors im Gleitfluge niederzugehen gestattet, und obgleich dieselben auch zwei, selbst drei Personen, darunter einen Beobachter, aufzunehmen vermögen, bezweifelt man doch, daß dessen Beobachtungen bei der Schnelligkeit des Fluges in der erforderlichen, bis jetzt noch von keinem Aeroplan* erreichten, schußsicheren Höhe über dem Dunstkreise der Erde genügend exakte sein können, und verweist darauf, daß der Aeroplan weit mehr vom Wetter abhängig ist als das Luftschiff. Überdies ist das Fliegen mit dem Aeroplan eine wahre Kunst, die nur mit geraumer Zeit und bei großem Körpergeschick erlernt und ausgeübt werden kann, während der Ballonfahrer dessen nicht bedarf, sondern mehr Techniker und guter Wetterbeobachter sein muß. Aeroplankonstruktionen sind zwar in großer Anzahl vorhanden, allein es mangelt an geübten Fliegern. Ferner entspricht die Startfähigkeit der Aeroplane mit einzelnen Ausnahmen noch nicht dem praktischen, namentlich dem feldmäßigen Bedürfnisse. Wright hat zwar seine komplizierte Fallgewichtstartmethode aufgegeben, bedarf aber zum Start noch 100 m Chausseestrecke. Die persönliche Gefährdung der Aeroplanflieger und ihrer Flugapparate hat sich, wie die in letzter Zeit ungemein zahlreichen Unfälle bewiesen, erheblich gesteigert, und das ist ein Moment, welches ihre militärische Verwendbarkeit offenbar sehr beeinträchtigt, wenn sich auch stets die nötigen

* Mit einziger Ausnahme desjenigen des Kapitän Gibbs, der die Höhe von 1520 m erreichte.

Wagehälse für ihre Führung finden dürften. Allerdings sind die Aeroplane weit billiger, schneller herstellbar, leichter transportierbar und schwerer verwundbar als die Motorluftschiffe, aber nach überwiegender Ansicht der deutschen Militärs kommen sie doch vorderhand für militärische Zwecke wegen der geschilderten Nachteile — ihrer großen Abhängigkeit vom Wetter, ihrer Gebrechlichkeit, Gefährlichkeit, geringen Beobachtungsfähigkeit und ihrer durchschnittlich nur geringen und daher exponierten Flughöhe — nicht in Betracht. Die zwei einzelnen Fälle, in denen von besonderen Flugkünstlern eine Höhe von 2000, ja angeblich von Rougier über 3000 Fuß (1000 m) erreicht wurde, sind bis jetzt größte Ausnahmen und entziehen die Aeroplane nicht einmal der vom Feuer bestrichenen Zone. Immerhin verfolgt die deutsche Heeresverwaltung die Fortschritte der Aeroplane mit Aufmerksamkeit und hat selbst einen solchen herstellen lassen. Bis jetzt hatte dieser jedoch nur einen verunglückten ersten Start und letzthin einen verunglückten Flug zu verzeichnen. Jedoch werden auf Veranlassung der Heeresverwaltung zwei Offiziere mit dem Wrightschen und Farmanschen Aeroplan ausgebildet, und sind Preise für die besten Flieger im Gesamtbetrage von 18 000 M. ausgesetzt.

Auf der internationalen Luftschiffahrtausstellung in Frankfurt a. M. waren drei Modelle von Ballonabwehrkanonen von Krupp zu sehen, die auf Feldlafette, Kraftwagenlafette und Schiffslafette montiert ein Kaliber von 7,7, 7,5 und 10,5 cm aufweisen, und für die als besonderes Ballongeschoß eine mit einem Rauchsatz versehene Brisanzgranate konstruiert ist, der beim Schuß einen Zünder in Brand setzt, so daß die Geschoßflugbahn bei Tage durch den Rauch, bei Nacht durch den Feuerschein erkennbar wird. Ein besonderer Zünder bringt im Moment des Durchschlagens der Ballonhülle die Sprengladung der Granate zur Explosion, die sich dem Ballongase mitteilt und den Ballon vernichtet, während Shrapnellkugeln nur geringe Risse erzeugen, die sich wieder schließen. Die Schußweite der Ballonabwehrkanone für Landzwecke beträgt 9100 m bei einer Maximalleistungssteighöhe von 6300 m, für Bordzwecke 13 500 m bezw. 11 400 m. Ferner wurden auf dem Meppener Schießplatz Schießversuche mit dem Lufttorpedo des schwedischen Oberstleutnants Unge veranstaltet. Der Lufttorpedo ist mit 3 Kilogr. Sprengstoff geladen, erreichte bis jetzt 5000 m Flugweite und soll 10 km erreichen können. Er ist gegen Luftschiffe, und angeblich gefahrlos auch zum Kampf von Luftschiff gegen Luftschiff bestimmt.

Der Ansicht, daß jedes Luftschiff, das heute in Sicht von Aeroplanen aufsteigt, der unmittelbaren Gefahr ausgesetzt sei, von diesen erst überhöht, dann eingeholt und schließlich durch ein paar Handgranaten vernichtet zu werden, können wir nicht beipflichten. Denn die Luftschiffe werden in der Regel außerhalb des heute sehr weittragenden feindlichen Geschützfeuerbereichs und sehr schnell auf 1300 und 1500 m aufsteigen, um sich ihm für die Fahrt zu entziehen. In diese Höhe aber vermögen ihnen die Aeroplane mit der erwähnten einzigen Ausnahme bis jetzt nicht zu folgen, und bevor sie starten und die 7—9 km (bei vorhandenen Haubitzen 12 km) zum Luftschiff zurücklegen können, somit, die Startvorbereitung eingerechnet, frühestens in 10—12 Minuten, hat dasselbe schon jene Höhe erreicht. Auch kann der Führer eines Aeroplans, der in die Nähe des Luftschiffs kommt, von diesem aus abgeschossen werden. Lufttorpedos indessen, die wie Raketen einen Feuerstrahl nach rückwärts ausstoßen, erscheinen für mit Gas gefüllte Ballons zu gefährlich.

Was die für die schnelle Nachrichtenübermittelung so wichtige Funkentelegraphie betrifft, so ergab deren Anwendung schon bei den ersten Versuchen beim ‚Zeppelin‘ gute Resultate. Nunmehr soll bei den diesjährigen Kaisermanövern zwischen dem I. und XVII. Armeekorps eine ausgedehnte Verwendung der Luftschiffe stattfinden, und dabei sollen zum erstenmal umfassende Versuche mit der Funkentelegraphie gemacht werden. Die bisherigen Versuche mit der drahtlosen Telegraphie auf ‚Zeppelin-Luftschiffen‘ ergaben, daß die metallischen Luftschiffe sich für Funkentelegraphie am besten eigneten. Es wurde mit der Funkentelegraphie von Luftschiffen aus auf Entfernungen von 800—1000 km telegraphiert, ohne daß die größtmögliche Energie angewandt wurde. Aus den bisherigen Operationen ergab sich, daß die übrigen Landstationen und die anderen Luftschiffe keine so große Reichweite erzielten wie das metallische Zeppelin-Luftschiff. Der Nutzen, den die Luftschiffe durch die Verbindung mit der Funkentelegraphie für die militärischen Operationen haben, wird sich im diesjährigen Kaisermanöver besonders klar erweisen können.

Von der Verwendung der Photographie für die Ermittelung von Truppen und Befestigungsanlagen erwarten einige selbst für die Aeroplane gute Ergebnisse; allein diese harrt noch der Entwickelung, Erprobung und Bewährung und ist bei unsichtiger Luft ausgeschlossen.

Die neuesten Anforderungen der deutschen Militärverwaltung an die Motoren der Luftschiffe betreffen namentlich eine Steigerung ihrer Kraftäußerung und der Fahrtgeschwindigkeit auf 16 m in der Sekunde. Von den Luftschiffen selber wird eine glatte und sichere Landung verlangt. Für die Luftschrauben, deren Aluminiummaterial sich bei der ‚République‘ als verhängnisvoll erwies, und die beim ‚Parseval‘ aus Gummi, bei einigen anderen Luftschiffen aus Holz hergestellt sind, hat das Kriegsministerium einen Preis von 6000 M. für deutsche Konstruktionen ausgeschrieben, und zwar wird je eine Art für Luftschiffe und eine für Flugmaschinen von 300 bezw. 150 kg Zugkraft und 5 bezw. 3 m Durchmesser verlangt.

In Frankreich hat die Katastrophe der ‚République‘, die sich in einwandfreiem Zustande befunden habe, nebst den großen Fortschritten des deutschen Luftschiffbaus eine Panik hinsichtlich seiner aeronautischen Ausrüstung hervorgerufen. In der Kammer wurde von namhafter Seite die Überlegenheit Deutschlands in den Lüften als eine dringende Gefahr für Frankreich bezeichnet. Beim Ausbruch des Krieges würden die deutschen Lenkballons ihren Aufklärungsdienst verrichten, und Frankreich hätte ihnen nichts Ähnliches entgegenzusetzen. Ja man ging so weit, zu behaupten, die genaue Ausforschung aller französischen Stellungen und Streitkräfte beim Aufmarsch an der Grenze würde einer ersten verlorenen Schlacht gleichkommen, und trat nunmehr für die staatlichen Subventionen des Privatbaues von Luftschiffen und Luftschiffhallen ein. Allein der Kriegsminister, General Brun, hatte anfänglich das Vertrauen zu den Lenkballons verloren und erklärte, daß die 20 lenkbaren Luftschiffe, die Deutschland zur Verfügung habe, auf ihn keinen Eindruck machten. Seiner Ansicht nach würden sie für den Fall eines Krieges wertlos sein. Die bei den letzten Manövern mit Luftschiffen vorgenommenen Übungen hätten ergeben, daß die Luftschiffe nicht in der Lage seien, die von ihnen verlangte Aufgabe zu erfüllen. Sie seien ein ausgezeichnetes Ziel für feindliche Artillerie, falls sie nicht bis zu einer Höhe von mindestens 1500 m emporstiegen, und in diesem Falle könnten sie für Rekognoszierungsaufgaben kaum in Betracht

kommen. Aeroplane dagegen könnten sich bis zu einer Höhe von 375 m erheben und von dort aus mittels Maschinengewehren (?) die feindlichen Stellungen beschießen, ohne selbst ein wirksames Ziel zu bieten. Das Luftschiff sei demgegenüber veraltet. Es sei sicher, daß das langsam fahrende Schiff von einer Anzahl Aeroplane, die viel größere Geschwindigkeit entwickeln, überholt und umzingelt werden könne. Die Vernichtung des Lenkballons sei in einem derartigen Kampfe unvermeidlich. Die französische Kriegsverwaltung würde daher keine Lenkballons mehr bauen, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit der Entwicklung der Flugmaschine widmen. Allein der Minister fügte dieser Erklärung bald darauf im Senat hinzu, er habe alle zweckdienlichen Anweisungen gegeben; trotz der Ereignisse der letzten Jahre werde Frankreich in kurzer Zeit verschiedene lenkbare Luftschiffe in den Dienst stellen können. Mehrere Lenkballons würden jetzt abgeändert und könnten sofort felddienstfähig sein. Mehrere andere lenkbare Luftschiffe befänden sich im Bau, würden noch 1910 in den Dienst gestellt und würden die militärische Luftschiffahrt Frankreichs in eine glänzende Stellung bringen. Das erste starre Luftschiff, das Frankreich erhält, wird ein Luftschiff vom System Spiers sein, mit Stahlgerippe und zwölf einzelnen Gasabteilungen.*

Über die strategische und taktische Verwendung der Lenkballons von französischer Seite haben sich der Präsident der französischen Luftschiffliga, General Bonnal, und der frühere französische Generalissimus, General de Lacroix, geäußert. Man könne annehmen, erklärte General Bonnal, daß von den 900 000 Mann, die Deutschland in einem Kriege gegen Frankreich in die erste Linie stellen würde, 450 000 Mann die Front Diedenhofen, Metz, Saarburg bilden, 150 000 Mann voraussichtlich im oberen Elsaß und 300 000 Mann in der Gegend von Aachen, Koblenz und Köln konzentriert würden. Von den 12 deutschen Luftschiffen würden wahrscheinlich 6 in Köln, 3 in Metz und 3 in Tegel stationiert. Diese Aufstellung würde die Franzosen zwingen, ihre Luftstreitkräfte in Reims und Verdun zu konzentrieren. Die am meisten gefährdete Zone für sie sei die Gegend zwischen der Mosel und der Maas unterhalb Diedenhofens und Givets. Hier müsse man versuchen, sofort das Übergewicht in den Lüften zu erringen, und der empfindlichste Punkt sei der linke Flügel. Man werde sich vielleicht viele Tage lang auf der Front Verdun-Epinal ohne große Resultate schlagen; der Sieg aber werde sich im Norden entscheiden, und Sieger werde der sein, dem es gelinge, durch Angriffe oder Gegenangriffe mit überlegener Macht einen schwächeren Gegner überraschend zur Schlacht zu zwingen. Frankreich werde in wenigen Monaten 10—12 Kriegsluftschiffe von 6000—8000 cbm besitzen, die in windstiller Atmosphäre eine Geschwindigkeit von 60—70 km entwickeln und 15 Stunden in der Luft manövrieren können. Man werde Luftschiffflotillen von je drei oder vier Fahrzeugen bilden. Alles werde darauf ankommen, die einmal errungene Fühlung mit dem Gegner unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Das taktische Verhalten der Luftschiffe bei einem Zusammenstoß mit dem Gegner werde in dem Bestreben gipfeln, den Feind zu überfliegen und durch Ge-

* Inzwischen hat Frankreich in aller Heimlichkeit ein großes Luftschiff des starren Systems ‚Die Fregatte‘ von 12000 cbm Inhalt durch den Ingenieur Labo bauen lassen, das 80 km Geschwindigkeit in der Stunde erreichen soll. Es besitzt 6 Schrauben und seine beiden Gondeln sind starr mit dem Luftschiff verbunden. Bei den nächsten großen Manövern soll es verwendet werden.

schosse zu vernichten. Dazu sei überlegene Schnelligkeit erforderlich. Ob in solchen Fällen die Anwendung von Feuerwaffen eintritt, könne erst durch praktische Versuche entschieden werden. Es fehle nicht an Fachleuten, die die Anwendung von Feuerwaffen bei einem mit Gas gefüllten Ballon für gefährlich halten, aber andererseits entwickelten auch die Motoren Flammen, ohne daß bisher dadurch eine Katastrophe herbeigeführt wurde. Das sicherste Angriffsmittel bleibe in allen Fällen, in denen man dem Feinde nicht erheblich an Schnelligkeit überlegen sei, der Angriff von Luftschiff auf Luftschiff, und darum sollten die neuen französischen Luftschiffe ausnahmslos mit einem Rammsporn versehen werden. Allein die Idee des Rammstoßes hat man neuerdings wieder aufgegeben, weil man dabei Gefahr laufe, von seinen Opfern nicht schnell genug loszukommen.

In Übereinstimmung mit General Bonnal geht General de Lacroix von dem Grundsatz aus, daß die ganze Rheingegend zu überwachen und in 3 Abschnitte einzuteilen sei, von denen der nördlichste die Maas und Mosel in der Richtung auf Cöln, der mittlere die Mosel in der Richtung auf Straßburg, der südliche die Gegend zwischen Straßburg und Basel umfassen soll. Die Taktik des Ballons hänge mit der Ausrüstungsfrage zusammen; Lufttorpedos sind für sie und für die Aeroplane in Aussicht genommen. Ferner fordert der Ausschuß der Luftschiffliga eine Vergrößerung des Rauminhalts der Lenkballons von 6400 cbm auf 7000—8000 cbm, um eine genügende Menge von Sprengstoffen mitführen und mit deren Hilfe wichtige Kunstbauten, wie große Eisenbahnbrücken usw., zur Lähmung der Mobilmachung und des strategischen Aufmarschs des Gegners zerstören zu können. Er arbeitet auch am Modell eines Ballonabwehrgeschützes, das an den betreffenden Punkten dauernd postiert werden soll, eine Maßregel, die sich auch für die deutschen Rheinbrücken empfehlen würde. Inzwischen scheinen die Vorschläge von General de Lacroix und General Bonnal, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, bereits feste Umrisse zu gewinnen. Denn die französische Heeresverwaltung wird die Besetzung der französischen Ostgrenze durch Luftschiffe und durch Truppen erheblich verstärken. An den wichtigsten Grenzorten sollen Luftschiffe stationiert werden, sowie eine Anzahl tüchtiger Luftschiffe zur Verfügung steht. Der Ersatz der ‚République‘, der ‚Capitaine Marchal‘ wird in Toul, der Ersatz der ‚Liberté‘ durch ein leistungsfähiges Luftschiff in Epinal, und je ein Luftschiff in Verdun, Belfort und Moisson, wo sich die Luftschiffabrik der Gebrüder Lebaudy befindet, stationiert. Ferner wird die ganze Grenzlinie Saint Dié-Epinal-Gerardmer mit 4 Infanterie-Bataillonen mehr wie bisher belegt, und es soll darauf gedrungen werden, daß eine ständige Verbindung mit der Luftschiffbesatzung in Epinal aufrecht erhalten bleibt. Zu diesem Zwecke sollen die betreffenden Abteilungen und Luftschiffe ständig Aufklärungsübungen veranstalten. Die Luftschiffstationen bilden insofern eine zusammenhängende Aufklärungskette, als sie voneinander nur 50 bis 70 Kilometer entfernt sind. Die Entfernung der Stationen von der deutschen Grenze beträgt auch nur durchschnittlich 25 Kilometer, so daß die französische Aufklärungstätigkeit im Falle eines Krieges schnell und leicht von statten geht. Zu gleichen Zwecken werden in den Luftschiffstationen noch je 2 Flugapparate stationiert werden, die zur Unterstützung der Luftschiffe dienen. Der heutige Stand der im Heeresdienst befindlichen französischen Militärlenkballons stellt sich auf je 2 Ballone des halbstarren und des unstarren Systems, und zwar den ‚Lebaudy‘, ‚Liberté‘, ‚Ville de Paris‘ und

‚Renard'; zu Ende des Jahres wird er im ganzen 7 lenkbare von 3500 cbm, 4000 cbm und von 7—8000 cbm und den ‚Zodiak' von 1400 cbm betragen, ferner ist eine beträchtliche Anzahl Privatballons vorhanden; allein es mangelt an einer Reserve von in der Bedienung ausgebildetem Personal. An Luftschiffhäfen ist ein ganzes Netz geplant, 5 sind vorhanden, 13 neue werden gebaut und Ende ds. Js. werden 20 vorhanden sein nebst 11 lenkbaren Luftschiffen.

In England zeigt sich neuerdings, wie die Londoner Luftschiffahrtausstellung beweist, eine weit regeres Interesse an der Luftschiffahrt wie bisher. Eine Luftschiffahrtliga wurde gegründet und Meetings zu ihrer Förderung abgehalten. Ihr Zweck ist die Errichtung eines aeronautischen Instituts für die theoretische und praktische Ausbildung im Luftschiffahrtswesen, während die schon bestehende wissenschaftliche Luftschiffahrtsgesellschaft die wissenschaftliche Autorität für die Liga bildet. Im physikalischen Laboratorium in Teddington wird eine Abteilung für das Studium der Luftschiffahrtzeuge errichtet. Man will sich in der Aeronautik nicht von anderen Mächten noch mehr überholen lassen, und weist darauf hin, daß, wenn Deutschland Luftschiffe für 200 000 M. herstellen könne, man 25 dieser Fahrzeuge für die Kosten eines ‚Dreadnoughts' haben werde, von denen jedes außer dem Brennmaterial, der Bemannung und dem Ballast 1 Tonne Gewicht tragen könne; und man betont die Wichtigkeit der Beherrschung der Luft für die Landesverteidigung und für den Verkehr. Auch den Aeroplanen wendet man neuerdings großes Interesse zu, und Hiram Maxim hat einen solchen originellster Konstruktion hergestellt; desgleichen Oberst Cody und manche andere. Auf der Londoner Ausstellung sind über 60 englische Firmen mit Aeroplanen und ihrem Material vertreten. Autoritäten ersten Ranges wie Lord Roberts und General Baden-Powell treten für den großen Kriegswert der Lenkballons und Aeroplane ein, wenn sie nicht einzeln, sondern gleich zu Hunderten verwandt werden. Die modernen Kriegsmethoden würden durch die neuen Kampfmittel zweifellos modifiziert, die Operationen beschleunigt und die Kriege schneller gewonnen und verloren werden. Nach den verunglückten Versuchen mit den in der Konstruktion verfehlten beiden ‚Nulli Secundus' verhielt man sich abwartend und beobachtete die Erfolge des Auslandes. Hierauf aber wurden in Paris ein halbstarrer ‚Clement-Bayard' und 2 andere kleinere Lenkballons bestellt, von denen der eine kleinere, zur taktischen Aufklärung bestimmte, bereits gute Flugergebnisse bei Farnborough hatte. Die erste Konstruktion eines starren Luftschiffs Hiram Maxims erwies sich als in ihren Berechnungen und Versuchen verfehlt. Nunmehr aber geht ein großes, 600 Fuß langes starres Luftschiff nach dem System Zeppelin bei Vickers Sons und Maxim in Barrow im Auftrag des Kriegsministeriums der Herstellung entgegen. Es ist für die Verwendung in See bestimmt, soll die Nordsee beobachten, weite Kreuzfahrten zurücklegen und die Ergänzung seines Betriebsmaterials und sonstigen Bedarfs auf seinem Stapelplatz Barrow an der irischen See vornehmen. England hat sich somit für beide Systeme, das halbstarre und nunmehr auch das starre, entschieden, da der ‚Zeppelin' bisher die besten Resultate ergeben habe. Für die ungehinderte Aktion der starren Luftschiffe gilt aber die Errichtung zahlreicher Schutzhallen, Docks und anderer geschützter Landungsstellen als unabweislich; die Errichtung eines Luftschifferkorps und die Schaffung einer Luftflotte sind beabsichtigt.

Besondere Aufmerksamkeit wird auch in Österreich dem Luftschiffahrtswesen zugewandt. Es hat einen ‚Parseval'-Ballon erworben, und wird

noch im Laufe des Jahres 2 französische Luftschiffahrzeuge vom Lebaudy-Typ und Patrie-Typ erhalten. Der ‚Parseval' wird der neuen Luftschifferabteilung in Fischamend überwiesen, wo bereits eine Ballonhalle errichtet ist. Bisher hatte man nur Kugel- und Drachenballons. Große Erwartungen knüpfen sich an das Wallachsche Projekt, das die Herstellung eines halbstarren Ballons von 7000 cbm Inhalt bezweckt, während die beiden vorerwähnten Ballons nur 3000 und 3700 cbm Inhalt haben.

Italien besitzt in seinem bereits auf der Fahrt vom See von Bracciano nach Neapel bewährten Armeelenkballon Ia ein sehr leistungsfähiges Luftschiff; dasselbe hat nur 3000 cbm Inhalt. Sein System ist besonders durch eine beide Enden verbindende Gelenkkette aus Stahl — das Rückgrat des Ballons — charakterisiert. Italien beabsichtigt, die Ballons namentlich auch im Seekriege zu verwenden.

In Rußland hatte der Luftschiffkonstrukteur Tartarinow völlig Fiasko gemacht. Es bezog dann einen ‚Lebaudy'-Ballon aus Frankreich, verlor ihn jedoch durch eine Brandkatastrophe. Der erst jüngst in Frankreich erbaute neue Lenkballon ‚Lebaudy' bewährte sich nicht, so daß er neu gebaut werden mußte. Die russische Heeresverwaltung will daher von jetzt an deutsche Luftschiffe verwenden, solange sie noch einen eigenen leistungsfähigen Typ besitzt, und Großfürst Alexander Michailowitsch, der Präsident des russischen Luftflottenkomitees, begab sich nach Deutschland, um dort die Entscheidung zwischen dem Parseval- und dem Zeppelintyp zu treffen. Der Großfürst verfügt für den Bau einer Luftflotte bis jetzt über 900 000 Rubel, der vorhandene Militärluftschiffpark nur über einige veraltete Freiballons. Der Kaiserliche Aero-Klub veranlaßte den Aufstieg eines derselben, wobei ein Mann der Bemannung tödlich verunglückte und 2 schwer verletzt wurden. Ungeachtet der bisherigen ungünstigen Erfahrungen soll eine Kriegsluftflotte beschafft, eine Luftschiffertruppe errichtet und die einheimische Luftschiffindustrie möglichst gefördert werden. Für Flugmaschinen sind bedeutende Preise bestimmt, und eine besondere Kommission soll die mit der Luftschiffahrt verknüpften staatlichen Fragen beraten. Das Kriegsministerium erwägt zurzeit die Fragen der Verwendungsweise und Taktik der Flugapparate, sowie die Auswahl und Verwendung ausländischen Materials bei der Konstruktion eigener Apparate und die Vorbereitung einer geschulten Luftschiffertruppe. Im Mai finden bei Petersburg systematische Probeflüge lenkbarer Luftschiffe statt, die darauf, entsprechend der Verteilung der Armee, an verschiedenen Orten des Reiches stationiert werden sollen. Ein Gesetz verbietet den Verkehr von Luftschiffen im Rayon von Ortschaften, in denen sich kaiserliche Schlösser befinden, und ein Geheimbefehl legt fremdländischen, auf russischem Gebiet landenden Luftschiffen möglichste Schwierigkeiten in den Weg, jedoch dürfen solche, die sich der Grenze nähern oder sie passieren, nicht beschossen werden. Alle Erfindungen, die für die Landesverteidigung von Bedeutung sind, können überdies von Staats wegen enteignet werden.

Spanien erwarb ein halbstarres französisches Luftschiff, die ‚España' das bei seiner Fahrt bei Pau zu einer Notlandung gezwungen war.

Belgien hat ebenfalls ein halbstarres Luftschiff in Frankreich bestellt. Somit behaupten durchschnittlich die halbstarren Fahrzeuge den Vorrang vor den kolossalen, an Lufthallen gebundenen, weit kostspieligeren ‚Zeppelins', und sie erscheinen, da sie leicht an- und abmontierbar und darum transportfähig sind, im allgemeinen kriegsbrauchbarer als der unbehilflichere ‚Zeppelin'.

Leonardo da Vinci/Der heilige Hieronymus.



Abermals neues Licht auf den heutigen Stand der Luftschiffahrt werfen die Geschehnisse der jüngsten Wochen und Monate:

Nach den 8 Menschenleben zum Opfer fordernden Katastrophen der Freiballons bei Saßnitz, Köslin und Delitsch hat auch die zweite Luftschiffahrtübung bei Köln nicht nur durch die neue Katastrophe des ‚Zeppelin‘, sondern auch durch andere Vorkommnisse bewiesen, wie sehr die Luftschiffe noch von den Witterungsverhältnissen und technischen Störungen abhängig sind; der gleichzeitige Niederbruch des englischen Armeeluftschiffs bei Farnborough hat dies bestätigt. Schon der Beginn der Kölner Übungen mußte infolge eines Defekts im Gaserzeugungsapparat um zwei Tage verschoben werden, und die Verspätung der Rückfahrt des ‚Zeppelin‘, welcher die günstige vom ‚Parseval‘ benutzte Wetterpause versäumte, scheint, wie fachmännischerseits verlautet, ihre Ursache im mangelhaften Funktionieren des Gasersatzes gehabt zu haben. Bei Beginn der Kölner Übungen hat überdies Regen und Wind wiederholt den Aufstieg der Luftschiffe verhindert. Die Fahrten verliefen darauf, mit kleinen Touren beginnend und sich allmählich zu zweien von 7- und 8stündiger Dauer steigernd, durchweg günstig, und erst auf dem Rückweg von der Fahrt zur Luftschiffparade bei Homburg trat bekanntlich die Katastrophe des ‚Zeppelin‘ ein. Überdies wird in der ‚Rheinisch-Westfälischen Zeitung‘ behauptet, daß das ‚Militärluftschiff‘ trotz aller offiziösen Ableugnungen einen schweren Motorschaden erlitten hatte und nur mit den größten Anstrengungen und mit klappernden Motoren landete, und daß auch der ‚Parseval II‘ bei der Landung in Köln große Schwierigkeiten zu überwinden hatte und fast wie durch ein Wunder heil in die Halle gelangte. Jedenfalls haben die erwähnten Katastrophen und die vielen früheren Unfälle bewiesen, daß von einer Sicherheit ihrer Verwendung im Kriege noch nicht die Rede sein kann. Nur bei genügend günstigen Witterungsverhältnissen kann zu wissenschaftlichen und Vergnügungsreisezwecken auf ihre Friedensleistungen gerechnet werden.

Wenn von fachmännischer Seite erklärt wurde: ‚Im Kriege würden die Schiffe in dem gegebenen Falle (dem Homburger) ihre militärische Aufgabe richtig erledigt und ihre Nachrichten durch Funkenspruch an ihre Aufgabe telegraphiert haben; wenn dann ein Luftschiff zugrunde gehe, so habe es eben seine Aufgabe erfüllt wie jedes Kriegsschiff, das etwa bei Erkundigungen auf eine feindliche Mine gerät und zerstört wird, so ist darauf zu erwidern, daß der Verlust eines Luftschiffs in Anbetracht der vorläufig vorhandenen geringen Anzahl für die Aufklärung weit empfindlicher wie der eines Kriegsschiffes zu werden vermag, zumal Luftschiffe ebensowenig wie Kriegsschiffe schnell zu ersetzen sind. Bei Friedensübungen muß daher jedenfalls in erster Linie auf die Wetterlage und nicht auf die fingierte, militärische, Rücksicht genommen werden. Im Kriege aber wird es von der Wichtigkeit der einzuholenden Nachrichten abhängen, ob man dabei das für geraume Zeit unersetzliche Aufklärungswerkzeug aufs Spiel setzen soll oder nicht. Was die Vorbeugungsmaßregeln gegen ähnliche Katastrophen wie die bei Weilburg und Echterdingen betrifft, so steht in erster Linie die Forderung einer stärkeren Verankerung, die auch bei heftigem Sturm dem Luftschiff genügenden Halt gegen das Losreißen bietet. Auf das Vorhandensein einer genügenden Anzahl von Stahlseilen in der Nähe der Landungsstelle ist nicht zu rechnen, und selbstverständlich stellt sich eine Ballonhalle als das bestschützende Mittel dar. Was die vom Ablatus Zeppelins, Dr. Eckener, für den vorliegenden

Fall als angezeigt bezeichneten Verhütungsmaßregeln betrifft: und zwar Abfahrt schon am 23. abends wie der ‚Parseval‘, beim Abflauen des herrschenden Windes und damit Vermeidung eines neuen Unwetters, vor dem schon vor Antritt der Reise die Meteorologen der Aachener Wetterwarte und Kölner Fachleute warnten, Mitnahme mit dem Luftschiff vertrauter Steuerleute, Wahl eines völlig routinierten Führers, geschicktere technische Durchführung der Fahrt, der Landung, Verwendung der üblichen kurzen und nicht einer 20 m langen Stahldrahttrosse, schnelleres Nachgeben der die Seile haltenden Mannschaften bei dem seitlichen Sturmstoß und Vermeidung der Landung während des Sturmes überhaupt, oder doch Aufsuchen eines geschützteren Ankerplatzes im Windschatten des Taunus, so verdienen diese Maßregeln, namentlich die Vermeidung der Landung, für künftige Fälle alle Berücksichtigung. Ferner aber auch beständige Bemannthaltung der Gondel mit einem Personal, das mit der Führung des Luftschiffs vertraut ist. Allein, da nicht abzusehen war, wohin — vielleicht aufs Meer — der gewaltige, mit 18 Sekundenmetern wehende Südweststurm das Luftschiff führe, und ob man eine günstige Landungsstelle in der Nähe von Truppen und technischem Personal finden würde, so dürfte auch das Vermeiden der Landung bei Limburg keine günstige Beendigung der Fahrt verbürgt haben.

Die nunmehr von vielen Seiten geforderte Anlage eines ganzen Systems von Ballonhallen für Deutschland, zu der wir in den Ballonhallen bei Tegel, Köln, Metz, Friedrichshafen, Bitterfeld und künftig in München, Hamburg und Königsberg schon den Anfang erblicken können, und wie ein solches in England, von London radial ausgehend, geplant ist, kann zwar die rechtzeitige Bergung der Luftschiffe bei Sturm und sonst erforderlichen Notlandungen ganz wesentlich fördern; allein bei dem 540 743 Quadratkilometer umfassenden Gebiet des Deutschen Reiches vermag jenes Netz nicht dicht genug zu sein, um die Luftschiffe bei plötzlich einbrechendem, überwältigendem Sturm stets rechtzeitig zu sichern. Vielleicht aber kann eingehendere Schulung der Luftschiffer in der Meteorologie und meteorologischen Beobachtung, sowie ein ebenso gefordertes weitverzweigtes System meteorologischer Beobachtungsstationen und die Verbindung mit ihnen durch Funkspruch mehr zu jener rechtzeitigen Sicherung beitragen. Mit der Herstellung beider Systeme aber würden dem Reiche und den Privatluftschiffahrtsgesellschaften ganz gewaltige Kosten erwachsen. Denn eine allen Anforderungen entsprechende Luftschiffhalle veranschlagt Zeppelin auf 700 000 Mark, dazu kämen die Unterhaltungskosten für das erforderliche Personal, sowie die Kosten für die Einrichtung und Unterhaltung der meteorologischen Beobachtungsstationen. Es erscheint somit verfrüht, jenes kostspielige Netz in Angriff zu nehmen. Es dürften vielmehr weitere Erfahrungen mit den Luftschiffen in Deutschland und anderwärts abzuwarten sein. Die Katastrophe des englischen Militärluftschiffs sofort beim Aufstieg hätte auch die nächste Luftschiffhalle und hat der Schuppen, aus dem er aufstieg, nicht verhindert. Wenn daher auch bei günstigem Wetter vom Luftschiff gute Erfolge für die Aufklärung im Kriege erwartet werden können, so kann dasselbe jedoch bei seiner noch vorhandenen Empfindlichkeit als ein zuverlässig brauchbares Kriegsmittel noch nicht gelten.

Das Ruhrkohlenrevier / Von Georg Siemens

(Schluß.)

Da der Bergbau wohl nicht mit Unrecht als die älteste Industrie im engeren Sinne betrachtet werden kann, liegt die Annahme nahe, daß sich in ihm auch zuerst die traurige Erscheinung gezeigt hat, die wir heute als die Proletarisierung der Arbeiterschaft bezeichnen. Das ist aber nicht der Fall, wenigstens nicht für Deutschland und insbesondere den Ruhrbezirk. Die eigenartige Gesetzgebung, die vor dem Erlaß des allgemeinen Berggesetzes im Jahre 1865 die Verhältnisse der rheinisch-westfälischen Gruben regelte, unterstellte nach dem Direktionsprinzip die Annahme und Entlassung der Arbeiter sowie die Festsetzung des Gedinges der staatlichen Aufsichtsbehörde. Da außerdem die patriarchalen Verhältnisse des alten Ruhrbergbaues, in dessen ‚Erbstollen' früher der Unternehmer vielfach höchsteigen als Bergmann tätig war, die Entstehung einer privilegierten Arbeiterklasse mit kleinem Grundbesitz und mancherlei Vorrechten begünstigt hatten, so war vielfach dem Ruhrbergbau die proletarische Entwickelung noch zu einer Zeit fremd, als sich in andern Industrien, insbesondere dem Textilgewerbe, bereits ein landfremdes Proletariat mit dürftigster Lebenshaltung und ungewisser Existenz heranzubilden begann.

Die Gesetzgebung der Sechzigerjahre, die den privaten Bergbau von der staatlichen Bevormundung entband und eine ganz neue Ära voll kapitalistischer Unternehmungslust schuf, legte auch die bisherigen Schranken um die eingesessene Bergarbeiterschaft nieder und führte den ‚freien' Arbeitsvertrag zwischen Unternehmer und Arbeiter ein. Und wenn bereits in andern Industriezweigen der Vertrag zwischen den kapitalstarken Unternehmern und den einzelnen Arbeitsuchenden in der Regel eine einseitige Festsetzung der Bedingungen seitens des Arbeitgebers vorstellte, so wurde durch die Eigenart des Betriebes diese Situation im Bergbau noch erheblich verstärkt.

Diese durchgreifende Umbildung des früher patriarchal angehauchten Arbeitsverhältnisses wurde nun dadurch noch bedeutend verschärft, daß sich in der Zusammensetzung der Arbeiterschaft selbst eine einschneidende Wandlung vollzog. Während die älteren Zechen am Südrande des Reviers zum größten Teil ihren alteingesessenen Arbeiterstamm behielten und auch für den durch die allmähliche Vergrößerung des Betriebes notwendig gewordenen Belegschaftszuwachs nur in geringem Maße fremde Zuwanderung in Anspruch zu nehmen brauchten, drangen die neugegründeten nördlichen Zechen in ein Gebiet vor, das so gut wie gar keine alteingesessene bergmännische Bevölkerung besaß. Mit dem rapiden Wachstum jener Zechen und der immer weiter um sich greifenden Ausbreitung des Bergbaues überhaupt entstand daher bald ein Arbeitermangel, der nur durch massenhaften Zuzug auswärtiger Kräfte einigermaßen gedeckt werden konnte. Als Hauptauswanderungsgebiete kamen für das Ruhrkohlenrevier die Provinzen Ost- und Westpreußen sowie Posen in Betracht; daneben erfolgte auch, allerdings in weit geringerem Maße, Zuzug aus Süddeutschland sowie den benachbarten österreichischen Kronländern. Dieser ‚Zug nach dem Westen', der die schlecht bezahlte Landarbeiterschaft der östlichen Provinzen in großen Scharen nach Westfalen führte und zum großen Teil die ständige Leutenot der ostelbischen Landwirtschaft verschuldete, hat zu gewissen Zeiten ganz ungeheueren Umfang angenommen: wenn man liest, daß die gesamte Belegschaft der rheinisch-westfälischen Zechen im Jahre 1880 noch 80 000, im Jahre 1890 125 000, im Jahre 1900 225 000 und im Jahre 1907 über 300 000 Mann betrug, so bekommt man eine Vorstellung davon, welche Menschenmassen diese moderne

Völkerwanderung in Bewegung gesetzt hat. Kein anderer Industriezweig hat auch nur annähernd derartige Bevölkerungsverschiebungen hervorgerufen.

Die Zugewanderten waren zwar ihrer politischen Zugehörigkeit nach Reichsdeutsche, setzten sich aber, was ihre Nationalität anlangt, doch vielfach aus fremdsprachlichen Elementen zusammen: neben den (protestantischen) Masuren aus Ostpreußen erschienen vor allen Dingen massenhaft Polen aus Westpreußen und Posen; der Sprachgebrauch des Reviers faßt diese ganze buntgewürfelte Masse der Fremden unter dem Sammelbegriff ‚Poladen‘ zusammen.

Diese Durchsetzung, vielfach sogar Überwucherung der alteingesessenen Arbeiterschaft mit Elementen, die größtenteils die deutsche Sprache unvollkommen oder gar nicht beherrschten, häufig sogar direkte Analphabeten vorstellten und den Arbeitskameraden als minderwertig erscheinen mußten, war natürlich ein ungeheueres Hindernis für das Eindringen eines schärferen Standesbewußtseins und für die Schaffung von großzügigen Organisationen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen. Es ist ganz eigentümlich, aber nach dem vorher Angeführten durchaus erklärlich, daß eine eigentliche Gewerkschaftsbewegung im Ruhrkohlenrevier erst sehr spät — Ende der Achtziger Jahre — festen Fuß fassen konnte; alle bis dahin gemachten Anläufe waren nach mehr oder weniger hoffnungsvollen Anfängen ergebnislos geblieben.

Daß dieses späte Erwachen des Organisationsgedankens nicht etwa in einem freundlicheren Verhältnis zum Unternehmertum begründet war, dafür sind die zahlreichen kleineren, meist ziemlich kopflos begonnenen Streiks Beweis genug, die seit dem Beginne der liberalen Gesetzgebung bis zum Ende der Achtzigerjahre immer wieder die ruhige Arbeit unterbrachen. Aber sie blieben lokale Erscheinungen, auf eine einzelne Zeche oder eine zusammengehörige Gruppe von Betrieben beschränkt und endeten, wie alle planlos begonnenen Arbeiterbewegungen, nur selten mit einem Erfolge der Streikenden. Mangelndes Solidaritätsgefühl, das Fehlen großer Organisationen und nicht zuletzt das zeitweise bestehende Sozialistengesetz erschwerten ein gemeinsames Vorgehen der Bergleute sehr.

Diese Mißerfolge, die in der Regel den alten, Unzufriedenheit erregenden Zustand wieder herstellten, sowie die Tendenz der Werksbesitzer, die Verluste der mehrfachen Wirtschaftskrisen in diesem Zeitraume durch Verminderung der Arbeitslöhne wieder auszugleichen, hatten anderseits aber doch allmählich soviel Mißstimmung in den Kreisen der Arbeiterschaft aufgehäuft, daß ein Funke genügte, um das ganze ausgedörrte Land wie in einem Präriebrand aufflammen zu lassen.

Der Mai des Jahres 1889 sah den ersten großen Bergarbeiterausstand, der sich, ohne daß vorher eine bestimmte Parole ausgegeben worden wäre, in wenigen Tagen von Zeche zu Zeche mit rasender Schnelligkeit ausbreitete und die Produktion des wichtigsten deutschen Kohlenbezirks auf drei Wochen stillegte.

Der Erfolg des Streiks, dessen Beilegung in erster Linie durch eine Vermittelungsaktion des Königs eingeleitet wurde, war in rein formaler Beziehung für die Bergleute recht gering. Zwar hatten die Unternehmer, die auf einen derartigen Umfang der Bewegung nicht vorbereitet gewesen waren, doch eingesehen, daß ein Überspannen des Bogens untunlich sei, und bemühten sich daher, einige besonders verhaßte Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen, aber ihren Herrenstandpunkt, daß die Bergleute erst die Arbeit wieder aufnehmen müßten, ehe über weiteres verhandelt würde, hatten sie doch durchgesetzt. Dagegen brachte die Bewegung den Arbeitern einen gewaltigen, ideellen

Vorteil: zum erstenmal war der bunt zusammengewürfelten, von den verschiedensten politischen Parteien beeinflußten großen Masse eine Ahnung von ihrer inneren Zusammengehörigkeit aufgedämmert; sie hatte zum erstenmal gesehen, welche Aufregung sich des ganzen Landes bemächtigte, wenn alle Fördermaschinen gleichzeitig stillstanden, und die Erkenntnis begann sich langsam zu verbreiten, daß man künftig noch viel mehr erreichen würde, wenn festgeschlossene Organisationen einer neuen Bewegung Ziel und Richtung vorschrieben. Der große Streik des Jahres 1889 war die Geburtsstunde der Bergarbeiterverbände.

Formell schloß sich die Gründung des ersten Gewerkvereins an die Personen der drei sogenannten Kaiserdelegierten an, die während des Streiks dem Monarchen die Beschwerden der Arbeiterschaft vorgetragen hatten. Ursprünglich war der ‚Alte Verband' in der Absicht gegründet worden, eine rein gewerkschaftliche Vertretung der wirtschaftlichen Arbeiterinteressen unter Ausschluß aller konfessionellen oder parteipolitischen Bestrebungen zu bilden. Es dauerte aber nicht lange, bis immer unverhüllter sozialdemokratische Tendenzen hervortraten, die den Verband schließlich in eine Reihe mit den freien Gewerkschaften anderer Industriezweige stellten. In der größtenteils katholischen Arbeiterschaft stieß diese Entwicklung aber auf erheblichen Widerspruch, so daß zahlreiche Absplitterungen erfolgten und im Anfang der neunziger Jahre die Existenzfähigkeit der Gewerkschaft ernstlich in Frage stand. Sie erhielt eigentlich erst wieder neues Leben durch die Gründung einer zweiten Arbeiterorganisation auf christlich-sozialer Grundlage: den Gewerkverein christlicher Bergarbeiter. Das unerwartet rasche Anwachsen des neuen Gewerkvereins spornte nun auch den alten Verband zu vermehrten Kraftanstrengungen und einer vollkommenen inneren Reorganisation an, und das Ergebnis dieser durch die gegenseitige Konkurrenz bis aufs äußerste angespannten Gewerkschaftsarbeit ist, daß sich heute annähernd die Hälfte aller im Ruhrrevier befindlichen Bergarbeiter in den beiden genannten großen Verbänden vereinigt. Daneben gibt es noch einen der Zahl nach ziemlich unbedeutenden Bergarbeiterverband Hirsch-Dunckerscher Observanz, sowie eine erst in den letzten Jahren hervorgetretene Vereinigung polnischer Bergleute, die aber auch Arbeiter aus andern Berufsklassen aufnimmt und überhaupt durch ihre nationalpolnischen Nebenziele nicht als Gewerkschaft im engeren Sinne anzusprechen ist.

So waren etwa 15 Jahre organisatorischer Kleinarbeit ins Land gegangen, als die Verbände im Anfang des Jahres 1905 ihre Feuerprobe in dem zweiten großen Bergarbeiterstreik zu bestehen hatten. Die vergangene Zeit verhältnismäßiger Ruhe war lange genug gewesen, um wieder allerlei Mißstimmung und Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen aufkeimen zu lassen. Neben den üblichen Lohnforderungen waren es diesmal allerlei Verwaltungsmaßregeln der Zechen (das ‚Nullen'), die von der Arbeiterschaft als ungerecht und provozierend empfunden wurden. Während die Organisationsleiter noch eine Zusammenstellung der im Laufe der Zeit entstandenen Forderungen zu formulieren suchten, löste das eigenmächtige Vorgehen einer Zeche in der Frage der Arbeitszeit eine partielle Arbeitsniederlegung aus, die sich trotz der dringenden Abmahnungen der Führer auch auf eine Reihe von Nachbarzechen ausdehnte. Da der Bergbauverein als Vertreter der Arbeitgeber die inzwischen von der ‚Siebenerkommission' der Arbeiter überreichten Forderungen ablehnte, wurde nunmehr ein allgemeiner Ausstand proklamiert und auch sofort durchgeführt.

Die Einleitung und der weitere Verlauf der Bewegung ließ deutlich erkennen, daß der Organisationsgedanke unter den Bergleuten gegenüber dem ersten großen Streik zwar bedeutsame Fortschritte gemacht hatte, daß aber die Führer ihre Leute doch noch nicht fest genug in der Hand hatten, um ein vollkommen geschlossenes Vorgehen nach einheitlicher Parole zu ermöglichen. Sehr zum Schaden der Arbeiter selbst; denn das war die Hauptbegründung, mit welcher der Bergbauverein die verschiedenen Versuche der Siebenerkommission, Friedensverhandlungen einzuleiten, rundweg abschlägig beschied: man versteifte sich auf seiten der Zechenbesitzer darauf, daß die Führer, wie ja der Verlauf der Bewegung deutlich bewiesen habe, nicht Autorität genug besäßen, um eventuell getroffene Abmachungen auch restlos zur Durchführung zu bringen. Im übrigen rechnete man in der Zechenpartei nicht mit Unrecht damit, daß bei den ungeheuren Kosten des Kampfes den Organisationen bald die Mittel zur Weiterführung des Streiks ausgehen würden.

Die Niederlage der Bergleute wäre vollständig gewesen, wenn nicht das große Aufsehen, das der Streik weit über die Grenzen des Reviers hinaus hervorrief, zu ausführlichen Erörterungen im Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause geführt hätte. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung, über die weiter unten noch etwas näheres gesagt werden soll, entschloß sich das preußische Staatsministerium dazu, eine Novelle zum Berggesetz vorzulegen, die den Hauptbeschwerden der Bergarbeiter entgegenkam und diese bewog, den im übrigen aussichtslosen Kampf aufzugeben und wieder zur Arbeit anzufahren. Formell hatten die Zechenherren auch diesmal wieder ihren Willen durchgesetzt.

Die bisherige Entwickelung der Gewerkschaften im Ruhrrevier zeigt deutlich, daß das Endziel einer vernünftigen Organisationsarbeit nur im weiteren Ausbau der Verbände und einer möglichst straffen Disziplin liegen kann. In diesem Sinne wird auch durch die gegenseitige Anfeindung der Gewerkschaften und die persönliche Verunglimpfung der leitenden Personen noch manches gesündigt. So lange die Führer die Massen nicht ganz fest in der Hand haben, kann es den Unternehmern nicht verdacht werden, wenn sie sich auf den viel angefeindeten Standpunkt stellen: ‚Wir verhandeln nicht‘, und so lange die eine Partei vor der andern keinen Respekt hat und mit Unbesonnenheiten und Massenstimmungen rechnen muß, ist an friedenstiftende feste Verträge nicht zu denken. Auch in den gewerblichen Kämpfen gilt die alte Wahrheit, daß die beste Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens die Angst ist, die der eine vor dem andern hat.

Es ist bereits vorher erwähnt worden, daß in den beiden großen Bergarbeiterstreiks die öffentliche Meinung eine ausschlagende Rolle gespielt und die gesetzgebenden Faktoren teilweise mit zu ihrem Eingreifen veranlaßt hat. Die Stellung der breiten Öffentlichkeit den Bergleuten gegenüber ist überhaupt eine sehr interessante sozial-psychologische Erscheinung. Es sind gewerbliche Kämpfe in Deutschland ausgefochten worden, die prinzipiell sowohl wie in bezug auf die Berechtigung des Streiks eine viel größere Bedeutung hatten wie die Bergarbeiterausstände, die aber lange nicht in demselben Maße die öffentliche Meinung beschäftigt haben. Dabei ist für die Arbeiterbewegung im Ruhrrevier besonders charakteristisch, daß sich die Bevölkerung mit ihren Sympathien sofort und ohne weitere Überlegung auf die Seite der Arbeiter stellte. Das Los des in dunkler Nacht und häufiger Lebensgefahr arbeitenden Berg-

manns erschien dem harmlosen Bürger derartig beklagenswert, die Profitwut der selbstherrlichen Schlotbarone derart ungeheuerlich, daß man nach näheren Einzelheiten über die Gründe des Ausstandes gar nicht fragte. Soweit die politischen Parteien die schwebenden Streitfragen im Kohlenrevier grundsätzlich erörtern, und solange die ernsthafte politische Presse, je nach ihrem Parteistandpunkt, sachlich dazu Stellung nimmt, ist eine solche Anteilnahme der Allgemeinheit gewiß nur zu begrüßen; auch dagegen ist nichts einzuwenden, wenn die Arbeiter als die zweifellos von Haus aus schwächere Partei von vornherein einen gewissen Sympathievorschuß erhalten. Aber es muß ernste Bedenken wachrufen, wenn eine gewisse Sensationspresse, wie sie namentlich in der Reichshauptstadt heimisch ist, die gewerblichen Kämpfe im Kohlenrevier und überhaupt alle die Bergarbeiter betreffenden Fragen nach demselben Schema wie den ‚gräßlichen Leichenfund‘ und den ‚neuen Skandalprozeß‘ behandelt, und dem staunenden Spießer beim Morgenkaffee nach bewährten Rezepten ein angenehmes Gruseln nach dem andern über den Leib jagt. Wenn eine auf diese Weise aufgepeitschte öffentliche Meinung jemals auf den Gang der Gesetzgebung Einfluß bekommen sollte, so wäre das nicht zuletzt im Interesse der Bergarbeiter selbst auf das tiefste zu bedauern, denn die einschlägigen Fragen sind viel zu ernsthaft, als daß sich Zeitungsschreiber der angedeuteten Richtung damit befassen könnten, die wahrscheinlich noch nie die Luft einer westfälischen Grube gerochen haben und einen Schacht nicht von einem Schornstein unterscheiden können.

* * *

Das Hineinfluten großer Proletariermassen in ein ursprünglich nicht sehr dicht bevölkertes Gebiet mit ausgesprochen agrarischem Charakter mußte natürlich die Physiognomie des Landes zwischen Ruhr und Lippe vollkommen verändern. Die älteren Zechen in der Nähe der Ruhr konnten ihre allmählich steigende Belegschaft noch in den nahegelegenen Städten und Landgemeinden unterbringen, bewirkten aber hierdurch schon eine ziemliche Umwälzung der ganzen kommunalen Verhältnisse. Die rasch anschwellende Bevölkerungsziffer erweiterte das Weichbild der Gemeinde in ungewohntem Maße, die Zwischenräume zwischen den benachbarten Siedelungen wurden immer enger, die Landstraßen nahmen immer mehr städtischen Charakter an. Die alten Bauernhöfe, die sich gegen die von allen Seiten anrückende Stadtkultur noch eine Weile wehren wollten, nahmen sich sonderbar altväterisch neben den städtischen Mietkasernen aus, und eine rapide Steigerung der Grundstückpreise ließ einen nach dem anderen von ihnen verschwinden. Alte Herrensitze, einstmals zwischen ausgedehnten Feld- und Weideflächen malerisch an Wald und Wasser gelegen, wurden von dem alteingesessenen Adel aufgegeben und von den benachbarten Zechen als Verwaltungsgebäude oder Kasino beschlagnahmt. Die eigenartigsten Verhältnisse aber bildeten sich bei denjenigen Zechen heraus, die, am weitesten nach Norden vorgeschoben, ihre Schächte in rein landwirtschaftlicher Gegend weit ab von jeder größeren Siedelung niederbrachten. Um eine Belegschaft von zwei- bis dreitausend Mann, die mit Familienanhang 12—15 000 Köpfe darstellte, einigermaßen menschenwürdig unterzubringen, blieb nichts anderes übrig, als daß die Zeche eine Kolonie mit allem Zubehör: Kirche, Schule usw. aus dem Boden wachsen ließ. Wo die montan-industrielle Entwicklung sich besonders energisch und plötzlich vollzog, wie namentlich in der Nähe des Rheins, sind hierdurch Bilder entstanden, die an amerikanische Städtegründungen im

wilden Westen erinnern. Provisorische Bogenlampenmaste am Kartoffelacker entlang, Allerweltsbazare mit riesigen Spiegelscheiben an der Landstraße, ein gewaltiges Rathaus im Barockstil auf freiem Felde, und alles das in einem ‚Dorf' von annähernd hunderttausend Einwohnern; um so etwas zu sehen, brauchte man nicht mehr nach Amerika zu reisen. Und wenn man weiter überlegt, daß sich solche Entwicklungen häufig im Verlaufe weniger Jahre vollzogen haben, und was für ein Menschenmaterial in der neuen Gemeinde seßhaft gemacht und zu Bürgern erzogen werden mußte, dann bekommt man ungefähr eine Vorstellung davon, welche Aufgaben in solchen Fällen den Kommunalpolitikern gestellt wurden. In einer langsam sich entwickelnden alten Gemeinde mit ererbter Kultur geht es im allgemeinen doch etwas behaglicher her.

Eine besondere Komplikation erhalten diese Verhältnisse dadurch noch, daß die Montanindustrie, der ja der Ausdehnungsdrang und die Tendenz zum Großbetriebe im Blut steckt, auf alle möglichen ihr zugänglichen Gebiete übergreift. Die Zeche oder das Hüttenwerk ist Haus- und Grundbesitzer im großen Stil, gründet Siechenhäuser und Konsumanstalten, gibt den Ton an auf dem Rathaus und in der Gesellschaft. Die zuletzt genannte Wirksamkeit, die etwas an die patriarchalen Vorläufer der Großindustrie mahnt, ist früher vielleicht in einzelnen Fällen etwas prägnanter zum Ausdruck gekommen wie heute; als charakteristisches Beispiel ist da öfters ein großes Werk genannt worden, das ehedem überhaupt als das größte industrielle Unternehmen in Deutschland galt und seinen Weltruf hauptsächlich der Fabrikation von mustergültigem Kriegsmaterial verdankte. Ein solches Unternehmen konnte, zumal wenn seine Inhaber durch Generationen hindurch die persönliche Note und ihre bevorzugte gesellschaftliche Stellung zu wahren verstanden, eine große Stadt in vielen Fragen vollständig beherrschen und an jene Zeiten erinnern, in denen die Abhängigkeit der Stadt von der hochragenden Burg schon äußerlich angedeutet wurde.

Demgegenüber hat die neuere Entwicklung mehr das formell unpersönliche Kapital in den Vordergrund geschoben. Wohlgemerkt, formell unpersönlich; denn wenn schon eben ein amerikanischer Vergleich herangezogen wurde, so ist dies noch viel mehr naheliegend bei den Persönlichkeiten, die als Manager hinter den großen, sich polypenartig ausdehnenden Industriekonzernen stehen. Sie haben nicht so sehr den Ehrgeiz, ihre aus dem Besitz resultierende Macht staatlich abgestempelt der ehrfürchtigen Mitwelt möglichst eindringlich vor Augen zu führen; der Fremde ahnt vielleicht gar nicht, wo die Wasser alle zusammenfließen, die in zahlreiche Adern aufgelöst das ganze Land durchziehen. An ein paar Beispielen läßt sich das wohl etwas leichter verfolgen.

Abgesehen davon, daß jedem modernen Großbetriebe eine starke Expansionskraft innewohnt, ist bei der Montanindustrie vielfach noch ein ursächlicher technischer Zusammenhang gegeben, der dem Unternehmer nahelegt, auch auf allerhand Nachbargebieten sich spekulativ zu betätigen. Mit dem immer rascheren Vordringen der elektrischen Kraftübertragung zum Beispiel wuchs der Verbrauch an elektrischer Energie ganz ungemein, es war also naheliegend, am Gewinnungsorte der Kohle, die ja doch das Rohmaterial für die Elektrizitätserzeugung bildete, die notwendigen Zentralstationen zu schaffen. So entstanden teils auf der Kohlenzeche selbst, teils in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft die großen Kraftwerke, die jedes für sich ein abgegrenztes Versorgungsgebiet beherrschen und den Gedanken an kleinere Konkurrenzunternehmungen,

die lange nicht so wirtschaftlich arbeiten könnten, gar nicht erst aufkommen ließen. Und dieselben Männer, deren Unternehmungsgeist die einzelnen Bergwerke zu immer größeren Gruppen zusammenballte, standen natürlich auch als Gründer und Hauptbeteiligte hinter den Riesenzentralen der Elektrizitätswerke.

Von den elektrischen Kraftwerken griff es über auf die Straßenbahnen. Die zahllosen, das ganze Revier kreuz und quer durchziehenden Kleinbahnlinien waren in einer Anzahl Gesellschaften zusammengefaßt, die entsprechend dem geschichtlichen Werdegang des einzelnen Unternehmens ziemlich unabhängig nebeneinander standen und wenig Rücksicht auf ein gemeinsames, verständnisvolles Zusammenarbeiten nahmen. Je mehr sich das Land zu einem einheitlich organisierten Wirtschaftskörper entwickelte, um so stärker machte sich die Notwendigkeit geltend, die verschiedenen Kleinbahnen verwaltungs- und betriebstechnisch einander näher zu bringen, wodurch denn auch gleichzeitig die Rentabilität der einzelnen Gesellschaften sich günstiger gestalten mußte. Da die Montanindustrie schon mit Rücksicht auf die von ihr beschäftigten Arbeitermassen ein naheliegendes Interesse am weiteren Ausbau des Bahnnetzes hatte, und da anderseits bei dem häufig vorkommenden Strombezug der Straßenbahnen aus dem Kabelnetz der Elekrizitätswerke der Zusammenhang zwischen beiden Gruppen immer enger geworden war, ergab sich ganz von selbst und zwanglos eine weitere Ausbreitung der großindustriellen Machtsphäre.

Es wurde fernerhin schon vorher erwähnt, daß bei den Kokereianlagen der großen Zechen neuerdings das entstehende Gas genau so rationell wie bei einer besonders für diesen Zweck gebauten Gasanstalt ausgenutzt wird. Da anderseits aber ein solcher Zechenbetrieb bei dem ungeheueren Umsatz, den er tagtäglich bewältigt, und den niedrigen Gestehungskosten der Kohle wesentlich billiger produzieren kann wie die Gasanstalt einer mittelgroßen Stadt, so sind einzelne Großunternehmer bereits an die Gemeinden herangetreten mit dem Vorschlage, daß sie der Stadt das Gas aus ihren Kokereien liefern, wogegen das kommunale Werk einfach stillgelegt wird. Umfangreiche Projekte dieser Art mit meilenweiten Rohrleitungsanlagen sind bereits der Verwirklichung nahe.

Da Kohlenproduktion und Kohlenhandel wirtschaftlich nahe verwandte Gebiete sind, ist es schließlich natürlich, daß sich auch in den Organisationen des Großhandels der Einfluß der alles beherrschenden leitenden Persönlichkeiten geltend macht. Große Handels- und Reederei-Gesellschaften unter farblos erscheinender Firma leiten die Ruhrkohle rheinaufwärts und -abwärts, über die Westgrenze und ins Binnenland, schaffen Verladeeinrichtungen und Stapelplätze an den großen Wasserstraßen und an der Nordseeküste. Und auch hier stößt der spürende Blick, der die Liste der Geschäftsleiter und Aufsichtsräte durchblättert, wieder auf die ihm schon bekannten Namen der großen Industriekapitäne.

Es erscheint eigentlich selbstverständlich, daß in denjenigen Kommunen, die nicht lediglich von Proletariermassen bevölkert werden, sondern dank den täglich sich vermehrenden Erwerbsmöglichkeiten auch einen breitern, unabhängigen Bürgerstand aufzuweisen vermögen, daß in diesen Gemeinden sich allmählich der Drang regt, den immer weiter sich ausbreitenden Machtbezirk des Großunternehmertums einzudämmen und auch der Allgemeinheit den ihr gebührenden Einfluß auf die Verwaltung der großen wirtschaftlichen Korporationen zu verschaffen. Und es ist ein weiterer Beweis für die Klugheit und den weitschauenden Blick der angegriffenen Partei, daß sie diesen Wünschen kein Unannehmbar

entgegensetzte und es auf eine Kraftprobe kommen ließ, die möglicherweise die Aufmerksamkeit der außenstehenden Volkskreise auf diese Vorgänge gelenkt und die gesetzgeberische Tätigkeit der Parlamente ausgelöst hätte. Sie haben es vielmehr vorgezogen, in verschiedenen Fällen, namentlich bei den Elektrizitätswerken und Straßenbahnen, etwas zusammenzurücken und dem Bürgermeister oder Landrat bereitwilligst einen Platz auf der Bank des Aufsichtsrats einzuräumen; denn sie wissen sich gegenüber den an den komplizierten Verwaltungsapparat gebundenen Gemeindevertretern immer noch stark und schlagfertig genug, um ihre Interessen erforderlichenfalls mit Nachdruck vertreten zu können. Auf der andern Seite zeigen diese Vorgänge aber doch deutlich, wo die anscheinend ins Unendliche sich ausbreitende Macht der großen Unternehmer zusammenstößt mit einer entgegengesetzt gerichteten Entwickelungstendenz von mindestens derselben inneren Berechtigung, und welche Bedeutung das oft angezweifelte Wort besitzt, daß nämlich der Kapitalismus in Verbindung mit der modernen Technik der wirksamste Vorkämpfer für die unaufhaltsame Sozialisierung der menschlichen Gesellschaft sei.

Wer im Kohlenrevier öfter die großen, durchgehenden Schnellzüge benutzt, die den Verkehr der Reichshauptstadt mit dem Rhein, der Hansastädte mit dem Süden vermitteln, der wird sich schon häufig über die Gesichter der Reisenden belustigt gefühlt haben, die mit einem Gemisch von Staunen und Abscheu die Nase dem Wagenfenster nähern und ihrem Empfinden mit den Worten Ausdruck verleihen: ‚Schreckliche Gegend.' Ein bekannter Dichter, der im Schatten der Schornsteine aufgewachsen ist, hat gelegentlich sein Gefühl dem Lande gegenüber sogar als Haß gegen die Heimat charakterisiert. Als lyrischen Ausdruck einer augenblicklichen Stimmung mag man so etwas hingehen lassen; als allgemeines Werturteil dagegen kann eine derartige Auffassung nicht bestehen. Es soll hierbei ganz davon abgesehen werden, daß für einen, der sich schaffensfreudig mit beiden Füßen auf den Boden seiner Zeit stellt, die Formen des umgebenden Lebens an künstlerischem Reiz ebenbürtig sein müssen denen der Vergangenheit, daß es im Grunde genommen naiv erscheint, wenn jemand willkürlich gerade das rauschende Mühlrad als den Schluß einer ästhetischen Entwicklung bezeichnet: über die Schönheit der modernen Großstadt zum Beispiel sind doch in den letzten Jahren auch schon trotz ihrer Dickleibigkeit feinsinnige Bücher geschrieben worden. Wer dem noch ablehnend gegenübersteht, der mag sich von einem Kundigen einmal an eine bekannte Stelle des Reviers führen lassen, an der er von der Höhe der Landstraße aus ein großes Hüttenwerk den Horizont in machtvoller Perspektive abschließen sieht: vielleicht erklingen ihm dann auch etwas vernehmlicher die Akkorde der Zeit, in die ihn das Schicksal nun einmal hineingestellt hat. Und dann denkt er vielleicht auch einmal darüber nach, daß in diesem Lande jahraus, jahrein Tausende, nein Millionen von Menschenkindern leben müssen, die sich niemals den Luxus einer Sommerreise in freundlichere Gefilde leisten können, und deren Los nicht durch entsetztes Naserümpfen geändert werden kann, sondern nur durch Arbeit mit und unter ihnen.

Kleine Bausteine

Die Bedeutung der Renaissance für die Musikgeschichte / Von Eugen Schmitz

Die ‚Renaissance‘, jene gewaltige Umwälzung im Geistesleben der gebildeten Nationen, die die vergessenen Ideale des klassischen Altertums neu erstehen ließ und die engbeschränkte mittelalterliche Kultur durch eine neue Zeit mit ungeahnt erweitertem Gesichtskreis ablöste, war auch in der Entwicklung der Künste von markantem Einfluß. Die Literatur schöpfte nach Inhalt und Form neue Anregung aus den zum Leben erweckten Schriften der Antike, die bildende Kunst gewann in den glanzvollen Resten der alten Architektur und Skulptur neue Vorbilder von unerreichbarer Großartigkeit: nur die Musik, so scheint es auf den ersten Anblick, blieb von der gewaltigen neuen Strömung zunächst unberührt. Das gewaltige reformatorische Wirken der Florentiner Vertreter der bildenden Künste um 1400, die bahnbrechenden literarischen Schöpfungen und Entdeckungen eines Petrarca und Gianfrancesco Poggio haben in der Tonkunst jener Zeit kein Seitenstück; zwei Jahrhunderte mußten noch vergehen, bis auch die Musik sich aufmachte, der Renaissancebewegung Folge zu leisten; dann kam es allerdings hier zu einem Umschwung, wie ihn gleich einschneidend keine der Schwesterkünste erfahren hatte. Der Grund für diese Nachzüglerschaft der Musik ist aus dem Verhältnis dieser Kunst zum Altertum unschwer zu verstehen. ‚Die bildenden Künste‘, sagt Ambros in seiner Geschichte der Musik, ‚brauchten . . . das ihnen vom Altertume hinterlassene Erbe nur kurz anzutreten — noch standen die Trümmer der einstigen Herrlichkeit Roms mit ihren Formen und Verhältnissen der zeichnenden und messenden Hand des Architekten zur Verfügung; die Marmorgestalten der Antike feierten eine nach der andern ihre Auferstehung aus dem Trümmerschutt, in welchen die Verwüstungen, die über Rom hingegangen, sie begraben hatten. Die Dichter, die Geschichtschreiber, die Redner des Humanistenzeitalters fanden ihre Muster in den Dichtern, Geschichtschreibern und Rednern des Altertums, deren Werke . . . aus vergessenen Winkeln, aus düsteren Klosterbibliotheken und woher sonst gezogen worden und seit der Erfindung des Buchdrucks . . . für jedermann zugänglich geworden waren. Ganz anders die Musik. Die schwierigen Theorien, welche sie bei völligem Mangel an wirklichen Musterwerken aus dem Altertum überkam, waren weit eher geeignet, sie zu verwirren und in ihrer Entwicklung zu hemmen, als sie zu fördern.‘ Während also die anderen Künste bei ihrer Nachahmung des Altertums sich an *praktischen* Mustern bilden und schulen konnten, *fehlten* solche der Musik gänzlich. Die Musik war auf unklare, mit der derzeitigen Praxis unvereinbare theoretische Überlieferungen beschränkt. Zwar hatten des Boëtius fünf Bücher über die Musik, jene klassische Kodifikation der antiken Musiklehre, seit den Anfängen der christlichen Tonkunst als Urgrund aller musikalischen Weisheit gegolten, aber mit der Musikpraxis des 15. und 16. Jahrhunderts hatten die Spekulationen des großen Mathematikers ebensowenig etwas gemein, als Platons ästhetische Phantasien über Wesen und Wert der Musik und als die zahllosen immer wieder nacherzählten antiken Musik-

legenden und Musikanekdoten anderer Schriftsteller. Nicht hier konnte also eine nach praktischen Ergebnissen strebende Renaissance der Musik ihren Anknüpfungspunkt finden; die Anregungen mußten aus dem Gebiete der Musikpraxis selbst kommen, in der sich die allgemein kulturellen Einflüsse der Renaissancezeit natürlich ebenfalls alsbald geltend machten.

‚Der Entdeckung der Welt fügt die Kultur der Renaissance noch eine größere Leistung hinzu, indem sie zuerst den ganzen vollen Gehalt des Menschen entdeckte . . . Der Mensch wird ein geistiges Individuum und entdeckt sich als solches'; so charakterisiert Burckhardt in seinem berühmten Geschichtswerk ‚Die Kultur der Renaissance in Italien' den leitenden Grundgedanken, der den Geist jenes seltsamen triebkräftigen Zeitalters erst voll verständlich macht. Kam für das Mittelalter der einzelne stets nur als Teil eines übergeordneten Ganzen, der Kirche, der Klasse, der Interessentengruppe, der er angehörte, in Betracht,* so wird der Mensch der Renaissance zu einer zentralen Macht mit mächtig erstarkter Subjektivität. Diese alle Phasen des Lebens durchdringende Subjektivität prägt alsbald auch der zeitgenössischen Musikübung ihren Stempel auf. Die Kultur des Individuums führt naturgemäß zu dem Bestreben, alle im Menschen schlummernden Fähigkeiten zu entfalten, ihr Ideal ist der uomo universale, der Alleskönner und -wisser, der Virtuose auf allen Gebieten.** In genialen Erscheinungen wie Bojardo, Pico della Mirandola, Michelangelo, Raffael, Machiavelli, Cellini, Leonardo da Vinci fand dieses Ideal großartigste Verwirklichung; der Durchschnittsmensch der Renaissance suchte sich ihm wenigstens in seinem Streben nach möglichst vielseitiger Betätigung zu nähern: Die Folge war ausgebreitetster Dilettantismus auf allen Gebieten des praktischen und geistigen Lebens. Diesem Universaldilettantismus verdankt auch die Musik die wichtige Rolle, die ihr das Zeitalter der Renaissance in Erziehung und Leben zuwies. ‚Offenbar ist dieser Dilettantismus sowohl der vornehmeren als der mittleren Stände in Italien verbreiteter und zugleich der eigentlichen Kunst näher verwandt gewesen als in irgend einem anderen Lande. Wo irgend Geselligkeit geschildert wird, ist auch immer und mit Nachdruck Gesang und Saitenspiel erwähnt; hunderte von Porträts stellen die Leute, oft mehrere zusammen, musizierend oder doch mit der Laute usw. im Arm dar, und selbst in Kirchenbildern zeigen die Engelkonzerte, wie vertraut die Maler mit der lebendigen Erscheinung der Musizierenden waren' (Burckhardt, a. a. O. II. Seite 124).

So tritt also mit der Renaissance die Musik aus dem engen Kreis der Berufsmusiker, der weltlichen Spielleute wie der geistlichen Kapellsänger, hinaus ins allgemeine Gesellschaftsleben, wobei ihr namentlich als Erziehungselement in den höheren und höchsten Kreisen große Bedeutung zuerkannt wird.*** — ‚Wißt, daß ich mich mit einem Edelmann nicht zufrieden stelle, wenn er nicht auch Musiker ist; er muß die Musik nicht nur verstehen und nach Noten ausüben können, sondern auch verschiedene Instrumente spielen. Denn wir finden kein Labsal nach den Mühen und keine Medizin für traurige Stimmungen, welche edler und lobenswürdiger wäre als die Musik; und besonders bei Hofe, wo man der Musik nicht nur als Erfrischung in der Langweile bedarf, sondern

* F. Arnold, Die Kultur der Renaissance (Leipzig 1904). Seite 76.
** Arnold a. a. O.
*** Vgl. A. Gaspary, Geschichte der italienischen Literatur II. Seite 448.

wo man vieles tun muß, um den Damen zu gefallen, deren zarter, weichlicher Geist sich gern von Harmonien umstricken läßt und sich an Süßigkeiten labt.' So sagt Baldassar Castiglione (gest. 1529) in seinem Libro del Cortegiano in einem ausführlichen Dialog über Wert und Bedeutung der Musik. Von besonderer Bedeutung ist dabei weiterhin seine Äußerung über die Art der Musikübung, die ihm als die beste und vornehmste erscheint: ‚Schöne Musik', sagt er, ‚scheint mir, sicher und mit schönem Vortrag aus Noten zu singen; aber noch viel schöner, zur Viola zu singen, denn hier besteht alle Süßigkeit gleichsam in einem Solo; und man verfolgt und versteht den schönen Gesang und die Weise mit mehr Aufmerksamkeit, da die Ohren nur einer einzigen Stimme folgen müssen . . .'

Im 15. und 16. Jahrhundert, als der Geist der Renaissance auch auf musikalischem Gebiete sich geltend machte, herrschte in der Tonkunst beinahe ausschließlich die mehrstimmige Vokalmusik. Der geistliche und weltliche Chorgesang war das α und ω des ganzen Musiklebens. Hier war natürlich dem Individualisierungsbestreben der Zeit kein Raum gegönnt. Es ist daher höchst bemerkenswert, daß unsere zitierten Renaissanceschriftsteller in ganz tendenziöser Weise auf den Sologesang hinweisen. Wie für das Mittelalter der Mensch nur als Glied der Gesellschaft in Betracht kam, so war auch der Sänger in der alten Chormusik nur ein Teil des Ganzen, dem Gelegenheit zum individuellen Hervortreten nicht gegeben war. Viel besser als diese Art der Ensemble-Musik mußte dem Zeitgeist, der wie überall so auch hier die Herrschaft des Individuums verlangte, der musikalische Solostil entsprechen. So sehen wir die Neigung zum solistischen Musizieren, die sich vom 16. Jahrhundert an in der Musikgeschichte regt, aufs engste verwachsen mit der führenden Idee der Renaissance. Diese Neigung aber führte gegen Ende des Jahrhunderts zu einer vollkommenen Umwälzung in der Entwicklung der Musik und schuf die Grundlagen unserer gesamten modernen Tonkunst.

Zunächst machte sich die solistische Neigung lediglich in der ausübenden Musik geltend, indem die Renaissancezeit den Typus des modernen Virtuosen (in erster Linie auf dem Gebiete der Gesangskunst) schuf, der natürlich im Rahmen des alten chorischen Musizierens keinen Raum gefunden hatte. Das ganze 16. Jahrhundert hindurch gab es namentlich an den Höfen Italiens Gesangsvirtuosen, die sich großen Ruhmes erfreuten, wobei die Damenwelt besonders stark vertreten war. Ferner ist es der Musikdilettantismus, welcher, wie wir hörten, ohnedies vom Zeitgeist der Renaissance gefordert, im solistischen Musizieren erst sein wahres Feld der Betätigung fand; war der Sologesang, soferne er nicht auf Virtuosität Anspruch machte, von vorneherein technisch leichter als der Chorgesang, so förderte schon auch seine bequemere Ausführungsart, die nicht einen komplizierten Chorapparat wie die alte Musik forderte, seine Verbreitung als Hausmusik in Dilettantenkreisen. Auf kompositorischem Gebiete hatte die solistische Neigung in den ersten beiden Dritteln des 16. Jahrhunderts aber noch keine Pflege gefunden, die Komponisten schrieben vielmehr nach wie vor ihre drei-, vier-, fünf- und mehrstimmigen Gesänge, und die Solo musizierenden Virtuosen und Dilettanten sahen sich im wesentlichen auf entsprechende Bearbeitungen dieser mehrstimmigen Stücke angewiesen. Zwar soll Italien schon im 14. Jahrhundert namentlich in den weltlichen Kunstformen des Rondeaus und der Ballade so-

listische Gesangsmusik besessen haben, doch sind die diesbezüglichen hauptsächlich von Hugo Riemann vertretenen Forschungen vorläufig noch ziemlich problematischer Natur. Wäre die Anwendung dieser Frühmonodie wirklich eine so verbreitete und künstlerisch befriedigende gewesen, wie Riemann will, so wäre ihr Verschwinden im Hinblick auf die solistischen und individualistischen Neigungen der Renaissancezeit eigentlich ganz unverständlich. Jedenfalls war sie bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts wieder außer Übung gekommen, sonst hätten Arrangements wie Petruccis siebzig Frottolen für Gesang und Lautenbegleitung (1509) schwerlich ihr Publikum gefunden. Vereinzelte Originalkompositionen für begleiteten Sologesang bieten indessen im 16. Jahrhundert französische und namentlich spanische Gitarre- und Lautentabulaturen, und bei den engen politischen, schöngeistigen und künstlerischen Beziehungen zwischen Spanien und der Apeninnenhalbinsel ist derartiges sicher auch in Italien bekannt und verbreitet worden. Ein ganz interessanter Beleg für das Vorkommen des begleiteten Sologesangs in Bearbeitungen ist z. B. nachstehendes Gedicht, das sich in den ‚Villotte alla padoana' von Filippo Azzaiolo (1557) und in den ‚Canzoni villanesche' von Giov. Nasco (1565) findet:

Vorrei tu cantass' una canzone
Quando mi stai sonando ea viola
E che dicessi: fa mi la mi sol la
Vorrei lo basso far co'l violone (Instrumentalbegleitung!)
Tutto di contrapunt' a la spagnola
E che dicessi: fa mi la mi sol la.

Auch zu didaktischen Zwecken diente der Sologesang im 16. Jahrhundert gelegentlich. Allein erst dem Ende des 16. und dem Beginn des 17. Jahrhunderts war es vorbehalten, einen neuen originalen Solostil mit neuen Tonfarben zu schaffen und zur Weltherrschaft zu erheben.

Florenz, die alte Renaissancestadt, war der Geburtsort der neuen Musikgattung; im Schoße des von der Renaissancezeit geschaffenen Dilettantismus erstand sie zum Leben, die Begeisterung für das klassische Altertum hatte sie erzeugt. Um das Jahr 1580 pflegte sich in Florenz im Hause des Grafen Bardi eine Anzahl geistvoller Männer, Künstler und Gelehrte zu versammeln, um schöngeistige Unterhaltung zu pflegen. Eines der Lieblingsthemen war die Diskussion über das Wesen der Musik, und als echte Geisteskinder der Renaissance kamen alle Teilnehmer jenes Kreises darin überein, daß die gegenwärtige mehrstimmige Musik an Bedeutung und Wirkung nicht zu vergleichen sei mit den Wundern der antiken Musik, von denen die Schriftsteller der Alten soviel zu erzählen wußten. Hatte man auch wegen mangelnder praktischer Denkmäler von der Art dieser Musik nur eine sehr dunkle Vorstellung, so strebte man dennoch aufs eifrigste, den verlorenen Kompositionsstil der Antike wieder neu zu beleben. Die ersten praktischen Versuche machte Vincenzo Galilei, der Vater des berühmten Astronomen; er komponierte eine Szene aus Dantes Hölle (die Episode des mit seinen Kindern im Hungerturm schmachtenden Grafen Ugolino) für eine Singstimme mit Instrumentalbegleitung; der Erfolg des Werkes veranlaßte ihn zu einem zweiten Versuch, einige Stücke aus Jeremiä Klageliedern in gleicher Weise zu vertonen. Damit waren die ersten praktischen Beispiele solistischer Gesangsmusik geschaffen. Die durch diese Neuerung bewirkten Folgen waren ungeahnt weittragende. An sie knüpft sich zunächst einmal die Entwicklung des modernen

begleiteten Kunstliedes; an sie knüpft sich teilweise aber auch die Entwicklung der neueren Instrumentalmusik, indem man die Prinzipien des solistischen Vokalstils alsbald auch auf instrumentales Gebiet übertrug; an sie knüpft sich vor allem die Entstehung der Oper und des Oratoriums, da man die neue Gesangsweise von Anfang an dramatisch nutzbar zu machen suchte. So sehen wir also die wichtigsten, ausschlaggebenden Formen der modernen Musik aus dem Geiste der Renaissance hervorgehen. Am interessantesten ist dieser Entwicklungsprozeß bei der Oper, in deren weiterer Geschichte Renaissance-Momente auch in bemerkenswerter Weise von Zeit zu Zeit wieder hervortreten und an den Ursprung der Kunstform gemahnen. In ihr läßt sich der Einfluß der Renaissance bis zur Gegenwart verfolgen. Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ersteht ihr ein Renaissancekünstler *κατ' ἐξοχήν* in Gluck, wie sich auch in Wagners Schaffen mannigfache Einflüsse einschlägiger Art nicht verkennen lassen, und selbst im modernen Musikdrama, wenn auch in stark dekadenter Form (Bungerts ‚Homerische Welt'), gelegentlich anzutreffen sind. Vielleicht bietet sich später einmal Gelegenheit, dies in einer kleinen Spezialstudie näher darzulegen.

Künstlerin und Hausfrau / Von Hedwig v. Soyters

Künstlerin und Hausfrau, — etliche Kraftnaturen gibt's, die beides vorzüglich aus sich bewältigen, von diesen hören wir zu unserer Erbauung, und wieder gibt es welche, die über die Wirrnisse ihres verwahrlosten Haushaltes hinweg, als Sieger über Leichen, zur Kunst schreiten; von jenen hören wir so manches zu unserer Belustigung; viele aber gibt's, die sich im Kampf zwischen beiden Mächten aufreiben, im Häuslichen steckend klagen — sich ihrer Kunst widmend zagen, und derer bemächtigt sich der gute Rat der Philister:

Wer eben nicht beides kann, der tue bescheiden seine Hausfrauenpflicht, darin allein liegt die wahre Befriedigung. — Bei vielen, deren Begabung nur eine begrenzte ist, hat frühzeitige Vernichtung eitler Hoffnungen, schon allein aus wirtschaftlichen Gründen, gewiß oft ihr Gutes getan, und nachdem die Ohnmacht der Enttäuschung überwunden war, hat sich wohl schon manches kleine Talent ganz friedlich mit dem Praktischen verbunden und zu kunstgewerblichen oder erzieherischen Vorteilen entwickelt. Eine ausgesprochene Kunstbegabung aber läßt sich nicht so ohne weiteres durch die Pflicht unterdrücken. Mag sein, daß die Frauen von heute — selbstbewußter und dadurch auch egoistischer geworden — weniger freudig mehr derlei Lebensopfer bringen, wie sie in guten alten Romanen zu lesen stehen, aber ich vermochte auch in ihnen nie so recht an die Dauer der Freudigkeit zu glauben, denn es ist immer nur von dem ersten generösen Entschluß die Rede, nicht aber von der endlos dahinschleichenden Alltäglichkeit, die er bestimmte. Der generöse Entschluß ist gerade, wenn es sich um ein reiches, edles Gemüt handelt, aus einem gewissen Hang zum Heroischen begreiflich, ebenso begreiflich wie, daß er zur Tragik führen muß, wenn ihm nichts folgt als ein allzu leichtes, blasses Leben. Eine reiche Natur erträgt das Zuviel besser als die Beschränkung, so auch die künstlerisch veranlagte Frau,

nur muß sie, um Liebe, Sorge, Pflicht und Kunst, dies alles auf sich zu nehmen, sehr nach einer klaren Einteilung streben, damit sie mit ihrer geistigen und körperlichen Kraft haushalten kann, denn — jede menschliche Unzulänglichkeit hemmt ihren freien Aufschwung in der Kunst.

Für die Künstlerin ist es so besonders wichtig, wie sie sich selbst empfindet — kein anderes Weib fühlt sich so beschmutzt durch kleinlichen Ärger, keines so arm, wenn Zwang und Ermüdung ihm früh die Blüte raubten, denn wessen Beruf es ist, in allem Harmonie und Schönheit zu suchen, dem steht eine Disharmonie des eigenen Wesens besonders im Wege.

Körperliche Schwäche bildet am häufigsten die Veranlassung hiezu, und es ist darum für die Künstlerin Notwendigkeit, ihre Kräfte nach Möglichkeit zu stählen, um nicht im Gang der Arbeit die augenblicklichen Kräfte allzuoft überschreiten zu müssen. Bei Ausnützung einer mächtigen Konzeption ist dies zuweilen kaum zu vermeiden und hat die darauf folgende Ruhe viel wieder gut zu machen. Es tritt dann oft ein Zustand geistiger Erschlaffung und Leere ein, wie ihn sich der ausgeglichenere Normalmensch kaum vorzustellen vermag. Gewiegte Künstler kennen ihn und ergeben sich seiner Heilwirkung, während sich Anfänger höchlichst erschreckt zu weiterer Leistung zwingen. Auch eine Hausfrau kannte ich, die, wenn sie den Morgen der Kunst gegeben, den Nachmittag doppelt gewissenhaft für Häusliches verwenden wollte und bald an heftiger Überreizung litt. Auch häusliche Arbeit fordert einen ganzen Kopf, besonders die, welche die Hausfrau zu leisten hat. Dazu kommt, daß gerade Künstlerinnen häufig noch eine ganz ausgesprochene praktische Begabung besitzen. Am nächstliegenden ist der Farbensinn und die geschickte Zeichenhand der Malerin, welche sich beide im Schneiderhandwerk vorteilhaft verwenden lassen. Hat solche Frau ihre Freude daran, sich und vielleicht auch ihre Babys selbst zu kleiden, so ist das eine Tätigkeit, die in ihrem Kontrast gewiß wohltuend wirkt, nicht aber in Tagen künstlerischer Arbeit mit bewältigt werden darf.

Auch schreibende Frauen sollten ihre Konzeption, wenn sie in Tage häuslicher Anstrengung trifft, nur in Form einer Tagelese im Notizbuch niederlegen und geduldig jener Zeiten freien Ausblicks warten, in denen sie ein Überfluß an Empfindung und Lebensgefühl drängt, ihren heiligen Hain zu betreten, denn, sagt Hebbel:

‚Nur vom Überfluß lebt das Schöne,
Dies merke dir, Dichter,
Hast du nicht etwas zu viel —
Hast du mitnichten genug.'

Ist dann wirklich in solchen Weihestunden einmal eine häusliche Pflicht unwiderruflich versäumt, so möge das Kunstwerk seiner Schöpferin Absolution erteilen, und wohl ihr, wenn es ihr gestattet, daran zu glauben. Zuweilen aber hält ihr, bei jenem objektiven Schauen der Ernüchterung nach dem Schaffenstaumel, die körperliche Ermattung eine düstere Brille vor, und Zweifel entstehen an Wert und Berechtigung der Arbeit. Dies sind schwere — dunkle Momente, und ihnen kann nichts leuchten als ein Fünkchen göttlicher Leichtsinn.

Gehen nicht männliche Kunstbeflissene zum ruhigen Fördern eines Werkes wochen- und monatelang auf Reisen, um sich den Zerstreuungen der Familie zu entziehen? Für eine Gattin und Mutter käme bei solchem Rigorosum wohl kaum eine fruchtbare Stimmung zustande — dafür ist sie eben eine Frau. Ihr aber kann, nachdem die erste Abspannung in völliger Ruhe überwunden, der

Umgang mit ihren Kindern zur Erholung werden, vorausgesetzt, daß sie es vermag, selbst nur ein heiter tändelndes Kind unter ihnen zu sein. Dann sind solch müßige Stunden keineswegs verlorene Stunden, Kindern tut eine heitere Atmosphäre so wohl und entschädigt sie am besten für die Zeit, in welcher sich ihnen die Mutter nicht widmen konnte. Ihr selbst aber wird ein köstlicher Austausch von Lebensschätzen zuteil, der wiederum ihrer Kunst zugute kommt. Und diese Kunst wird sein wie ein Quell: Eine Zeitlang fließt er verborgen dahin und läßt nur das Erdreich gedeihen, das ihn bedeckt, dann aber bricht er hervor — nicht breit, nicht flach, doch klar und lebensvoll, — ein immer frischer Trunk.

Björnstjerne Björnson / Ein Epilog von F. Carlsen

‚Er war unser!' — Goethes einfaches, großes Wort bei Schillers Tod wird gewiß jeder Norweger, jeder Skandinave an Björnstjerne Björnsons Bahre nachempfinden und verstehen.

In etwa kann Europa es sagen. Denn zu allen sprach er, zu den Deutschen wie zu den Ungarn, zu den Franzosen wie zu Italiens Söhnen: alle sahen zu ihm auf, alle kannten ihn.

Am besten kannten ihn natürlich seine Eigenen, die drei nordischen Stämme, zumal das ‚Klippenfolk', zu dessen Geschichte er jetzt gehört.

Seit 50 Jahren stand er auf der Warte. Als Dichter, Redner und Politiker trat er jeder Frage nahe, die in sein weites Bereich kam. Überall war er dabei — galt's die republikanischen Ideen von 1848 zu verbreiten, galt's dem schwedischen Brudervolk einen Rippenstoß zu versetzen, galt's Schulfrage, Frauenbewegung oder irgend eine akute Kultur-Rechtsfrage zu erörtern, Björnson sprach seine Meinung aus, ob es andern zu laut klang oder nicht. Darum hatte vieles, was er sprach und schrieb, nur sehr relativen Wert, und vieles sehr vieles von ihm wird untergehen.

Aber manches wird bleiben ‚aere perennius'!

Bleiben wird seine Volkspoesie, bleiben werden manche seiner Dramen und Schauspiele, bleiben werden seine Lieder, und Nordraaks herrliche Töne werden das norwegische Nationallied weitertragen von Geschlecht zu Geschlecht.

‚Ja, vi elsker dette Landet.'*

Ja wir lieben, Felsenland, dich,
Wie im Sturmgebraus;
Flutgepeitscht du hebst am Strand dich,
Bergend Haus an Haus.
Lieben, lieben dich und denken
Unsrer Eltern treu,
Und der Vorzeit Träume senken
Sich zu uns aufs neu . . .

* Nach ‚Nordische Fahrten' v. A. Baumgartner S. J.

Bauern ihre Streitaxt schwangen,
Wo ein Heer zog aus.
Tordenskjolds Geschütze zwangen
Rasch den Feind nach Haus.
Frauen standen auf und stritten
Für des Landes Glück.
Wich ihr Geist aus unsern Mitten?
Nein, er kehrt zurück . . .

Normann auf! In Haus und Hütte,
Dank dem großen Gott!
Er erhörte unsre Bitte,
Riß uns aus der Not;
Seine Hände segnend leiten
Unsrer Mütter Pein,
Unsrer Väter mutig Streiten,
Um uns zu befrei'n!

Man muß dieses Lied in Christiania gehört haben, wenn am 17. Mai jährlich vor der Universität die Studenten abwechselnd mit dem ganzen Volk dieses feierliche Bekenntnis der Vaterlandsliebe ablegen. Es ist Björnstjerne Björnsons Geist, der es umschwebt.

Ja, Dichter war er, und nichts Dichterisches war ihm fremd. Auch nichts Menschliches. Es irrt ja der Mensch so lang er lebt, und Björnson hat lange gelebt und oft geirrt. Seine Impulsivität, seine Unbeständigkeit und seine Sprechlust haben ihm und andern manchen Ärger bereitet.

So ist es bezeichnend, daß gerade er, der doch in seinem Drama ‚Der König' das moderne Königtum mit Hohn übergossen hatte und stets für die Republik eingetreten war, zur Zeit der Trennung Norwegens von Schweden, sehr ‚königstreu' und ein Herz mit Oskar II. war. Gerade Michelsen, der große norwegische Staatsmann, stand bei der Verabschiedung König Oskars sozusagen geistig auf Björnsons Schultern, während dieser selber Michelsens Konsequenz im Augenblicke der Tat mißbilligte.

Konsequenz war niemals Björnsons starke Seite.

Das zeigt sich auch in seinem Herumtasten und Mitsprechen auf religiösen und philosophischen Gebieten. Doch dies gehört jetzt nicht hierher. Denn hoffentlich findet auf ihn das Wort im ‚Faust' Anwendung, daß die guten Mächte den erlösen können, der nur immer ‚strebend sich bemüht'. — Bemüht hat er sich ja, und um vieles Gute!

Ja, in so einem kleinen demokratischen Land wie Norwegen ist jede Persönlichkeit doppelt groß — ein Björnson eine Großmacht. Er war ein Volksmann in des Wortes reichstem Sinn — dem Volke entstammt, zum Volke redend.

Auch hierin war er das größte Gegenstück zu Ibsen. Letzterer hält sich in olympischer Ferne, und wenn man ihm mal begegnete auf dem Wege zum Grand Hotel, glaubte man einen Geheimen oder Wirklichen Geheimen Rat vor sich zu sehen. Vorsichtig schritt der sorgfältig gekleidete alte Herr in seinem schwarzen Gehrock daher, ein ernstes abgemessenes Äußere, durch Brille und buschige, weiße Bartkotelettes verstärkt.

Ganz anders Björnson! Eine große, breite Gestalt, hell gekleidet, immer in Bewegung, das weltbekannte Gesicht nur wenig von einem kurzen Backenbart umsäumt.

Und dann die scharfe, klare, singende Sprache!

So stand er einst neben Fridtjof Nansen auf der Rednerbühne und sollte reden.

‚Norweger! Ich glaube, wenn Nansen die Wahl hätte zwischen einer Rede und einem Stück Eisbärfleisch — er würde das Fleisch vorziehen! Doch sehe ich mich trotzdem genötigt, zu reden . . .‘

Er hatte urwüchsigen Humor, er hatte Sonne mit sich, die selbst in Regentagen aus seinen witzigen Worten leuchtete, als er z. B. meinte, die Norweger könnten wohl mal die Regenschirme zumachen aus Liebe zum Vaterlande — damit er — Björnson nämlich — im Freien besser gehört werden könne.

Nun ist diese mächtige Gestalt dahingeschwunden . . .

Er konnte sich trösten mit Annette v. Drostes Trost:

‚Meine Lieder werden leben,
Wenn ich längst entschwand;
Mancher wird vor ihnen beben,
Der gleich mir empfand.‘

Und noch manches Mal wird ‚Sigurd Jorsalafar‘, wird ‚Paul Lange und Tora Parsberg‘ in Christiania gespielt werden, wird ‚Ein Fallissement‘ die Zuhörer — oder auch die Leser ergreifen! Das sind die besten Sachen mit, die er uns dargeboten.

Noch vor kurzem überraschte er die Bühne mit dem Schauspiel ‚Wenn der junge Wein blüht‘. Es gehört gewiß nicht zu seinen großen Leistungen, aber man muß sich über die Jugendfrische des greisen Dichters wundern und seinen ehrlichen Willen anerkennen, Recht und Moral zu lehren.

Moral und Recht sind in den Kreisen skandinavischer Bühnen- und Literaturfreunde und im modernen Norwegen speziell begrifflich im Schwanken. Vieles wird diskutiert, was auf christlichem Boden undiskutierbar wäre. Das muß man bedenken, um Björsons ehrlichen Willen auch im letzten Stück anzuerkennen.

Sein Sinnen war stets auf Positives gerichtet, seine Kritik nie so trostlos wie Ibsens, sein Glaube an das Gute im Menschen, sein Respekt vor dem Wirklichen, seine Liebe zur Tat stets rege und unerschütterlich! — Das will schon einiges sagen in unserer Zeit!

Mit ihm ist der letzte Große aus Norwegens klassischer Literatur dahingegangen. Jetzt steht er, der große Parteimann, über den Parteien. Und wenn seine Leiche aus der Weltstadt Paris feierlich nach Christiania gebracht wird, werden die Norweger allesamt ‚vor diesem Toten den Degen senken‘, denn: ‚er war unser!‘



Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

An Spätnachmittagen, im regenschweren Vorfrühling, wenn man die neuen Kräfte der mütterlichen Erde ahnungsvoll empfindet, muß man Max Geißlers gedämpfte Kunst genießen. Dann wird man erstaunen, wie innig verwandt seine besten Bücher dem geheimnisvollen und fernen Urgrund des Lebens sind, wie die Melodie seines Stils mit der des mehr geahnten als erkannten Lebens zusammenklingt. Wenn wir uns dessen bewußt werden, kennen wir zugleich die Grenzen dieser Kunst. Menschen, mit klopfenden Pulsen, deutlichen Gebärden und selbsterkämpften Gedanken vermag Geißler nicht zu schaffen. Auch Begebenheiten nicht, deren Folgerichtigkeit und Gewalt uns bezwingt. Das harte und klare Licht der Wirklichkeit wird nie aus seinen Schöpfungen strahlen und nie werden wir den Schicksalen nahekommen, die er schildert. Und doch sind seine Bücher nicht weniger lebendig. Denn er ist zu den Müttern herabgestiegen und seine Stimme hat den seherischen Klang angenommen. Er hat den mystischen Zusammenhang mit den geheimnisvollen Kräften der Natur sich bewahrt, und die Wirkung seines Gesanges wird immer wie das Wehen des Windes in einsamen Bäumen, wie das Lied der Amsel im dämmernden Wald, wie der Geruch regennassen Laubes, Träume in uns erregen — Träume, die uns dem innersten Leben der Natur ('dem großen Pan') näherbringen. Wie Märchen auf Kinder, so werden seine Bücher auf uns wirken. Wie Kinder aufhorchen und mit großen Augen in das Dunkel schauen, das fließende Formen und ein leises Licht anzunehmen beginnt, so werden wir tun. Nur wenn man Geißler so erfaßt, kann man ihm gerecht werden und nur wenn er das Gestalten muskelvolleren Händen überläßt und sich seiner Eigenart als Märchenerzähler reifer Menschen, als Mittler zwischen ihnen und der Natur bewußt wird, kann er Bedeutendes geben: sozusagen wie Schwind in der Malerei, der letzten Endes uns mehr von der Natur zu künden wußte, als alle Freilichtmaler, die am farbigen Abglanz sich genügen ließen. Und es ist erfreulich, daß 'Die Glocken von Robbensiel', Geißlers neuer Roman, diese seine Eigenart am deutlichsten offenbaren, eben wie seine Lyrik und seine viel zu wenig beachteten 'Märchen von der Frau Holle'. Deshalb aber ist es auch natürlich, daß es mir unmöglich ist, zu sagen, was in diesem Roman eigentlich vorgeht. Denn die Menschen, die Geißler nennt, sind gar keine Menschen, sondern Stimmungselemente, sind musikalische Linien, die durchaus zu diesem sinfonischen Gemälde gehören, darin aber auch untergehen. Wir genießen das Ganze wie die Natur selbst; wir haben einen weiten und segensreichen Gang über die Heide und an das Meer gemacht, sind innerlicher und stiller geworden, haben hie und da mit Menschen gesprochen, deren Besonderheit in der Erinnerung verblaßt und deren Schicksale nur gedämpft zu uns sprechen. Unvergeßlich aber bleibt uns so ein Gang, weil wir das große Lied der Natur vernommen haben.

* * *

Was uns vor allem fehlt, sind gute Volkserzählungen, die, herzhaft und gesund, geeignet sind, einfachen und geraden Gemütern zu gefallen. Geißlers 'Musikantenstadt',

---

* Max Geißler, 'Die Glocken von Robbensiel' (L. Staackmann, Leipzig). Konrad Fischer, 'Der Schatzgräber' (E. F. Thienemann, Gotha). Heinrich Sohnrey, 'Grete Lenz' (Wilhelm Baensch, Dresden). Ernst Brausewetter, 'Der Herr von Borkenhagen' (Otto Janke, Berlin). Charles de Coster 'Tyll Ulenspiegel' (Eugen Diederichs, Jena).

‚Hütten im Hochland' und ‚Inseln im Winde' konnten als solche Volksbücher bester Gattung gelten. Sein neuer Roman wächst aber bereits über diesen Rahmen heraus, da, wie gesagt, weniger noch als in seinen früheren Büchern nicht mehr der Charakter der Held ist, sondern die Natur. Der Mangel an Gegenständlichem — so sehr er gerade den feinsten Reiz dieses Buches ausmacht — wird die Mehrzahl der Leser an ihm vorbeigehen lassen. Deshalb griff ich mit einem gelinden Verlangen nach einem Buch, das ausdrücklich als ‚Volkserzählung' bezeichnet war: ‚Der Schatzgräber' von Konrad Fischer. Nun brachten zwar schon die ersten zwei Seiten die Überzeugung, daß hier kein Dichter sprach. Aber die etwas tapfere Schreibweise, die nicht ohne Saft und Kraft, wenn auch hie und da lehrerhaft unbeholfen war, ließ doch Erträgliches hoffen. Aber —. Ja, da wird nun eine Geschichte erzählt von einem goldbraven Müller, der sich eben in einem Tale seßhaft gemacht hat, und dem nun das Pech wiederfährt, 3000 Taler zurückzahlen zu müssen. Hätte doch die Witwe, deren Kinder Teilung fordern, noch ein paar Jahre länger gelebt! Dann wäre der arme Kerl über den Berg gewesen, wie man so sagt. Aber nun geht der Jammer an. Die großen Bauern halten den Daumen auf ihre Beutel. Niemand will bei den schlechten Zeiten mit Geld herausrücken. Schließlich fällt der Arme in die Klauen eines Wucherers, und diese Klauen beginnen nun den Hals des Müllermeisters immer enger zu umspannen, bis es mit dem Atemholen vorbei ist. Aber Gott verläßt die Seinen nicht. Der Fuchsmüller findet auf seinem Grund und Boden einen alten Franzosenschatz, hebt ihn und wirft dem teuflischen Wucherer seine 9000 Mark vor die Füße, daß er schnaubend und mit Gestank abfährt. Nun könnte die Geschichte eigentlich zu Ende sein und in einem Kalender erscheinen. Doch nein. Jetzt kommt der ‚Graf' und behauptet, der Franzosenschatz sei auf seinem Boden gefunden. Wie er das sagen kann? Er ist eben ein Schurke, und Zeugen hat der Fuchsmüller ja nicht, der nun vors Gericht muß und der Anklage der Fundunterschlagung sich zu erwehren hat. Schon beginnt er zu verzweifeln, schon frohlocken die Schurken, schon schwebt das Urteil drohend über dem Unschuldigen. Da —. Aber lassen wir den Verfasser reden: ‚Da schritt ein schönes schlankes Mädchen durch die Menge der Schranke zu, den Blick zu Boden gesenkt... Zitternd tat sie ein paar Schritte in den Zeugenraum und blieb dann stehen. Das liebreizende Gesicht war mit Purpurglut übergossen; die Linke umkrampfte den Sonnenschirm, die Rechte hing herab.' Und dieser ‚Engel' mit den ‚großen blauen Augen' bezeugt nun vor Gott und den Menschen, daß sie den Fuchsmüller beim Ausgraben des Franzosenschatzes beobachtet habe, und daß dies auf des Müllers eigenem Boden geschehen sei. Zum zweitenmal also triumphiert die große Gerechtigkeit, und da die Retterin zum Glück nicht bucklig ist und keine Schielaugen hat, heiratet der Müller diesen Engel. (Was ein richtiger ‚Volkserzähler' ist, scheut übrigens auch davor nicht zurück, seinen Helden mit einer schielenden Buckligen zu verheiraten, um seinen Lesern zu beweisen, daß noch Edelmut in der Welt ist.) —

Weshalb ich etwas total Mißlungenem gegenüber so ausführlich geworden bin? Einmal weil diese Volkserzählung ein Muster ist, wie man es nicht machen muß, und zweitens weil Konrad Fischer nicht ohne Qualitäten ist, die er vielleicht, wohl belehrt, einmal besser anwenden kann. Was soll denn das ‚Volk' aus diesem Buche lernen? Daß es nichts Größeres gibt als einen Franzosenschatz, und daß dem das Glück blüht, der solchen Schatz hebt? Aber wir vergiften ja mit solchen Lehren das Volk, vermaterialisieren es, geben ihm den ekelsten Hunger nach Gut, machen seine Instinkte häßlich und lehren ihm, Armut als das größte Elend zu empfinden! Wo ist in diesem Buche Aufopferung, Gottvertrauen, sieghafte Kraft, Liebe, die über alles triumphiert, wo ist der Elan einer gediegenen und freudigen Persönlichkeit, daß er die Stumpfen zu Taten echter Menschlichkeit hinreiße?

Da ist doch das ‚Leben eines Großstadtkindes, Grete Lenz' von Heinrich Sohnrey ein anderes Buch. Der Dichter sah mit Erbitterung und Schmerz, wie viele junge Menschenkinder in den Wildnissen der Großstadt sich verlieren und als Ausgestoßene und Verachtete enden. Er beschloß, nicht Mitleid und Verständnis zu predigen, sondern an einem Beispiel zu zeigen, wie ein tapferes Mädel sich allein durchzuschlagen vermag und wie es bei allem Wissen von lockenden und gefährlichen Dingen des Lebens ihnen nicht anheimzufallen braucht. So schrieb er seine ‚Grete Lenz', ein Buch, das man in die Hände recht vieler Mädchen des Proletariats und des kleinen Mittelstandes wünscht in der Überzeugung, daß es Gutes zu wirken geeignet ist. Wie die moderne und materialistische Gestaltung des Daseins es mit sich gebracht hat, daß der heranwachsenden Jugend Gott und das Christentum leere Begriffe bleiben, so schildert Sohnrey seine Heldin, ohne ihr den starken Beistand einer glaubensvollen Überzeugung zu verleihen. Das mag ein Mangel sein, kann uns aber von dem Wohlgefallen an dem Buch nicht zurückhalten. Denn unsere Ziele sind die gleichen, und unsere Wege dahin führen uns auf weite Strecken zusammen. Auch die katholische Erziehung neigt ja neuerdings immer mehr dazu, die Jugend selbständig zu machen, sie innerlich zu stärken, sie abzuhärten, daß sie über die schwülen Lockungen des Lebens hinlächelt. Und Grete Lenz kennt von frühester Jugend an die Gefahr, die ihr als schutzlosem Mädchen droht, kennt sie und meidet sie infolgedessen. Und wenn das junge Blut und die Jungmädchenschwärmerei sie auch einmal dem Abgrunde nahe bringt: ihr kühler Verstand warnt sie zur rechten Zeit, und ihr im Feuer des Lebens gestählter Charakter entreißt sie in letzter Stunde dem drohenden Verderben. Und dabei steckt so viel tüchtiger Ehrgeiz in dem jungen Ding; sie will vorwärts und hinauf. Und nach der Entwicklung, die ihr Charakter genommen hat, glaubt man es dem Dichter gern, daß sie sich aus den Tiefen des Ladenmädchendaseins einst zu höheren Daseinsformen durchringen wird. Die Innerlichkeit, mit der Sohnrey auch dieses Schicksal wie das seines ‚Friedesinchen' erzählt, läßt uns vergessen, daß ihm keine besonders starken schriftstellerischen Fähigkeiten eigen sind. Aber die Glut seiner Überzeugung, sein soziales Mitempfinden (das kein unfruchtbares Mitleid ist), seine ehrliche Begeisterung für tapferes Ringen, — alles das ist so prächtig, daß wir ihm von Herzen gut sein können.

* * *

Ernst Brausewetter ist einer der Wenigen, die uns den vertieften Unterhaltungsroman zu schaffen verstehen. Seine Bücher werden immer einen starken Eindruck hinterlassen, weil eine gediegene und starke Persönlichkeit in ihnen sich mit modernen Fragen auseinandersetzt. Es ist selbstverständlich, daß bei der Durchführung einer bestimmten Absicht immer eine geringe Einseitigkeit zum Ausdruck kommen muß. Aber so, wie Brausewetter seinen Standpunkt zu behaupten weiß, vermögen es wenige: so ganz ohne Verstöße, Übertreibungen, ohne Lehrhaftigkeit und Unduldsamkeit. Wenn er z. B. Glaubensfragen behandelt wie in seiner ‚Halbseele', so ist es uns, als habe er alle die Zweifel und Nöte selbst bitter durchlebt, und er vermag von diesen Kämpfen im Roman selbst einen so kräftigen Niederschlag zu geben, daß er uns zuweilen künstlerisch anmutet. Denn er scheint nicht ein festes Ziel zu haben, zu dem zu gelangen die Hauptsache ist, sondern er zeigt eben den Weg dahin, das Psychologische einer Entwickelung, und überzeugt uns damit auch vom Ziel. Deshalb können unsere Schriftsteller, die eine bestimmte Tendenz in ihren Arbeiten zum Ausdruck bringen wollen, von ihm, dem protestantischen Geistlichen, gerade in der Hauptsache vieles lernen. Denn man überzeugt nicht, indem man seine Absicht von vornherein laut herausschreit, sondern indem man die Entwicklung zu dieser Absicht darstellerisch überzeugend macht. — In

seinem neuen Roman ‚Der Herr von Borkenhagen‘ schildert Brausewetter einen Menschen, der, wie es seelisch einsamen Menschen geht, zu hohe Anforderungen an das Leben stellte und im Suchen nach irgend einem unklar geschauten hohen Ziel an den schattigen Wiesentälern und den blühenden Hecken des Lebens vorbeigeht. Also eigentlich ein Fontanesches Problem. Und es ist durchaus reizvoll, wie der Verfasser seinen Helden zu der Erkenntnis bringt, daß wir mit unseren beschränkten Fähigkeiten doch einmal irgendwo Halt machen müssen, und daß es gut so ist. Die Wahrheit ist nicht eine Erkenntnis, sondern ein Erlebnis. Wir sollen weniger nach der Wahrheit suchen, als in der Wahrheit leben. Dann segnet sie unsere Arbeit und unser Streben, sonst — leicht — vernichtet sie Arbeit und Streben.

* * *

Kann man im sicheren und innerlichen Besitz der Wahrheit das Schwert ziehen und auf seinen Nächsten losschlagen, um ihn mit Gewalt zur Erkenntnis zu bringen? Ach nein, der Besitz der Wahrheit macht still. Die Menschen, die in de Costers großem Roman ‚Tyll Ulenspiegel‘ sich gegenseitig martern, verbrennen und morden, haben alle von der Wahrheit kaum ein Zipfelchen erwischt. Weder die spanischen Katholiken, die de Coster schmäht, noch die protestantischen Geusen, die er verherrlicht. Allerdings würden wir falsch belehrt werden, wenn wir bei dem vlämischen Dichter Geschichtsunterricht nehmen wollten. Denn er verzerrt, er will verzerren. Sein Haß gegen den Katholizismus, dem er die Expedition Albas in die Niederlande schuld gibt, ist so maßlos, daß er ihn sogar zum Dichter macht. Die ungeheure Steigerung seiner Gefühle hat es ihm erst ermöglicht, seinen Roman zu schreiben, neben dem das Wenige, was er sonst geschrieben, gänzlich bedeutungslos ist. Was für Dante der katholische Glauben, was für Goethe das Suchen nach dem Gott in der Welt ist, das bedeutet für de Coster sein Haß gegen den Katholizismus: eine nie versiegende Begeisterungsquelle. Wenn wir das wissen, können wir seinen Ulenspiegel auch recht würdigen als ein Tendenzwerk grandiosester Art. Wir können sein titanisches Gemälde betrachten als das Werk eines maßlos irrenden Geistes, ohne auch nur in Versuchung zu kommen, an die Frage nach der historischen Richtigkeit seiner Gestalten und Zustände einen Gedanken zu verschwenden. Wenn man so diesen Ulenspiegelroman lediglich als eine dichterische Realität ansieht, wird er unser ästhetisches Gefühl stark erregen, und wir brauchen nicht anzustehen, ihn als eine erstaunliche Leistung zu bezeichnen. In diesem wilden Gewimmel von Personen ist keine, die nicht mit kraftvollen und leichten Händen gestaltet wäre. Eine beschwingte Phantasie schafft eine drängende Fülle von Bildern, und die suggestive Kraft seiner Kunst ist so groß, daß es uns einfach überwältigt, wenn immer wieder das düstere und machtvolle Leitmotiv ertönt: ‚Klasens Asche brennt auf meiner Brust.‘ Wenn diese Asche auf Ulenspiegels Herzen brennt, dann kennt er keine Überlegung, keine Vernunft, dann kennt er nur seinen Haß. Ist Ulenspiegel da nicht ein Abbild de Costers selbst? Auch ihm verdunkelt sein Haß den Blick, er selbst ist nur dieser Haß. Und wie Ulenspiegel in diesem Haß die große Tat vollbringt, Niederland zu befreien, so schafft der Dichter ein geniales Werk. Gott führt seine Menschen wunderbare Wege.



Hochland-Echo

Volkswirtschaftliche Zukunftsmusik

Es mag eine unfruchtbare Sache scheinen, auf Gebieten, wo nur die Gegenwartsleistung etwas gilt, sich mit fernen Zukunftsaussichten zu beschäftigen, wobei der Phantasie mindestens so viel Anteil zukommt als der Berechnung. Aber es ist ein eingeborener Trieb des menschlichen Geistes, den Blick über die eigene Zeit hinaus und nach vorwärts zu richten. Die Phantasie ist nicht die undankbarste Quelle menschlicher Inspiration, und wo sie gar, von Gegebenem ausgehend, sich mit Erwägungen verbindet, die der wissenschaftlichen Arbeit entspringen, da ist sie, darf man sagen, überhaupt die Triebfeder alles Großen. Wer unsere heutige volks- und weltwirtschaftliche Entwicklung nicht ganz gedankenlos betrachtet, wird wie von selbst zu Fragen gedrängt, die auch die Wissenschaft zum Teil nur mit Hilfe der Phantasie beantworten kann. Da diese Antwort aber im selben Maße an Wert gewinnt, in welchem die Intuition durch ein exakt wissenschaftliches Denken vor blindem Schweifen behütet, dieses selbst hinwiederum durch die Beimischung intuitiver Begabung belebt wird, so ist es von Interesse, zu erfahren, wie sich ein in wissenschaftlicher Arbeit grau gewordener Volkswirt vom Ansehen eines Wilhelm Lexis gewisse Zukunftsaussichten ausmalt. Es geschieht in der kürzlich erschienenen ‚Allgemeine Volkswirtschaftslehre‘,* einer durch möglichsten Realismus orientierenden theoretischen Darstellung unserer volkswirtschaftlichen Einsichten, bei der durch die Berücksichtigung der wirtschaftlichen Motive der sich immer gleichbleibenden menschlichen Natur eine gewisse lebendige Einheitlichkeit erzielt wird, die einen Hauptreiz des Werkes ausmacht.

Wer sich nun, angeregt etwa durch Darstellungen wie die unseres Heftes über das Ruhrkohlenrevier, mit Fragen über die mutmaßliche Entwicklung unserer heutigen Produktions- und Wirtschaftsordnung an das genannte Werk wendet, der wird mancher Antwort begegnen, die dem vorwärtsdringenden Geiste des Menschen willkommene Nahrung bietet.

Daß die kapitalistische Produktionsweise unserer Tage an großen Unvollkommenheiten leidet, ergibt sich aus den Darlegungen des Verfassers. Trotzdem, so meint Lexis, werde sie sich in ihrem spezifischen Wesen auf alle unserer Voraussicht einigermaßen geöffnete Zeit behaupten.

> ‚Am wenigsten hat sie von gewaltsamen Umsturzversuchen zu fürchten. Gerade weil sie eine bestehende und das ganze Gesellschaftsleben durchdringende Ordnung ist, setzt sie dem Ansturm zerstörender Kräfte, die eine neue, vorerst nur als Phantasiegebilde existierende Ordnung erst schaffen wollen, einen unüberwindlichen Widerstand entgegen. Ja, selbst wenn es gelänge, sie momentan zu erschüttern und zu zertrümmern, so würden doch die Elemente der alten Formen in dem Chaos von selbst wieder die gewohnten und allein bekannten Bahnen einschlagen und den zerstörten Organismus wieder aufbauen ... Die kapitalistische Produktionsweise kann nur

---

* ‚Kultur der Gegenwart‘, Teil II, Bd. X, 1. Herausgeg. von P. Hinneberg. Teubner, Leipzig.

durch allmähliche, aus der wirtschaftlichen Entwicklung hervorgehende Umgestaltungen im Interesse der Arbeiterklasse unter Wahrung des Eigentumsrechts verbessert werden.'

Diese Umgestaltungen äußern sich zunächst in der Tendenz zu immer weiterer Ausdehnung des industriellen und kommerziellen Großbetriebs. Daß dadurch die Zahl der ‚selbständigen' Existenzen vermindert werde, könne vom sozialen Standpunkt nicht als ein Nachteil angesehen werden, soweit diese Selbständigkeiten nur auf Kosten der Masse der Arbeiterbevölkerung möglich waren, die höhere Preise bezahlen mußte, als bei rationelleren Betriebsformen nötig gewesen wäre. Wohl aber werde es eine Hauptaufgabe der Zukunft sein, dem Mittelstand im sozialen Sinne einen möglichst breiten Raum im Aufbau der Gesellschaft zu geben. Begünstigt werde dies durch die gesellschaftliche Form der großen Unternehmungen, die es auch den kleinen Kapitalbesitzern und selbst den besser gestellten Arbeitern ermöglicht, Anteil an dem Kapitalgewinn der Großbetriebe zu gewinnen. Die Konzentrierung der Unternehmungen wäre dann der weiterhin vorauszusehende Gang der Dinge. Es werden infolge davon Riesenunternehmungen entstehen, ‚die sowohl in „horizontaler" Richtung, d. h. auf demselben Produktionsgebiet, als auch in „vertikaler", durch mehrere Produktionsstufen hindurch, eine gewaltige Kapitalkonzentration darstellen'. Den Gefahren solcher Riesenkonzerns verschließt sich Lexis keineswegs. Nicht nur wird eine geradezu monopolistische Beherrschung der Preisbildung, sondern auch ein Druck auf das politische Leben zu befürchten sein, denen schließlich nur durch staatliche Maßregeln begegnet werden kann. Das Ende wird Verstaatlichung sein.

‚Daß die Leitung eines Betriebes, in dem 20 000 Arbeiter beschäftigt werden, ebensogut von öffentlich bestellten Beamten wie von bezahlten privaten Angestellten übernommen werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Einen Vorzug kann aber die öffentliche Unternehmung vor der privaten nur dann beanspruchen, wenn sie in dem richtigen sozialpolitischen Geist mit ausschließlicher Rücksicht auf das allgemeine Wohl betrieben wird.' — (Beispiel: Die Verstaatlichung der preußischen Eisenbahnen.)

Doch sollen solche öffentlichen Unternehmungen nicht auf Kapitalgewinn verzichten, noch ihn in privatwirtschaftlich unhaltbaren Lohnerhöhungen aufgehen lassen, sondern nach Verzinsung und Amortisation des Anlagekapitals zur Entlastung des Volks von Verbrauchssteuern und zu Wohlfahrtseinrichtungen verwenden. Staatliche Unternehmungen werden jedoch nur auf Gebieten Erfolg haben, wo weder starke Schwankungen noch Wechselfälle möglich, noch kühne, auf persönlicher Verantwortung ruhende Initiative, spekulative Voraussicht oder rasche Ausnutzung der Konjunkturen nötig sind. Die Notenbanken, manche Zweige des Versicherungswesens und der Bergbau sind solche Gebiete. Auf Produktion von Waren, die für den Weltmarkt bestimmt sind, wird sich die staatliche Unternehmung niemals einlassen können. Hier hat der private Wagemut freies Feld. Weltwirtschaftliche Arbeitsteilung wird eine Parole der Zukunft sein. Denn die Entwicklungsfähigkeit jeder einzelnen Volkswirtschaft ist schon jetzt verhältnismäßig begrenzt. Aber damit müssen wir uns auf eine neue Situation vorbereiten lernen.

‚Es ist zwecklos, Vermutungen darüber aufzustellen, wie durch neue Erfindungen die Herrschaft des Menschen über die Natur noch weiter ausgedehnt und zu seinem Vorteil verwertet werden könne. Immerhin aber kann gesagt werden, daß wir allmählich in eine zweite Periode des Maschinenzeitalters eintreten, die in wirtschaftlicher Beziehung sich von der ersten in einem wesentlichen Punkt unterscheidet. In dieser, die mit voller Ausprägung ihres Charakters gleichzeitig mit dem

Eisenbahnbau ihren Anfang nahm, ist das stehende Kapital in einem starken, die Bevölkerungszunahme erheblich übertreffenden Verhältnis angewachsen ... Jetzt aber ist ein bedeutender Grundstock von stehenden Kapitalanlagen vorhanden, der allerdings in den alten Kulturländern noch vermehrt wird, aber voraussichtlich in einem allmählich abnehmenden Verhältnis. Das Netz der vollspurigen Eisenbahnen wird in Deutschland und anderen europäischen Ländern in nicht allzulanger Zeit vollständig ausgebaut sein. Den Klein- und Straßenbahnen aber erwächst in dem Kraftwagenbetrieb, der ein weit geringeres stehendes Kapital erfordert, ein gefährlicher Wettbewerb, der ihnen vielleicht sogar einen Teil des bisher gewonnenen Bodens wieder entziehen wird. Die drahtlose Telegraphie wird vielleicht so weit vervollkommnet, daß ein Teil der jetzt vorhandenen Drahtleitungen erspart werden kann.'

Die Folge hiervon wäre für die Kapitalbesitzer eine Verminderung der Gelegenheiten zu neuen gewinnbringenden stehenden Kapitalanlagen. Sie müßten sich an junge Länder wenden, die ihre wirtschaftstechnische Ausstattung erst zu beschaffen haben. Aber auch die werden allmählich ihr wirtschaftstechnisches Inventar auf einen solchen Stand bringen, daß sie es zwar noch zu ersetzen, zu verbessern und zu ergänzen haben, aber nicht mehr in dem früheren Maße neuer Kapitalanlagen bedürfen. Unter solchen Umständen müßte das angesammelte Kapital in entsprechend größerem Verhältnis in der Form des umlaufenden erscheinen. Dadurch würde leicht eine Überproduktion an Konsumtionsgütern entstehen, der gegenüber es fraglich wäre, ob die wirtschaftliche Konsumtionsfähigkeit der Arbeiter, d. h. ihr Lohn steigen würde. Neue Krisen stünden in Aussicht. Wie durch staatliche Eingriffe in die Regelung des Arbeitsverhältnisses hier vorgebeugt werden könnte, deutet Lexis an. Aber selbst bei erträglicher Regelung wäre doch kein dauernder Zustand erreicht.

‚Es steht vielmehr, wenn auch in einer für unser Zeitmaß noch fernen Zukunft, eine neue Periode in Aussicht, in der der Kampf ums Dasein durch die fühlbar werdende Abnahme der Bodenschätze und bei fortwährend zunehmender Bevölkerung durch die Knappheit des Bodens für die Kulturmenschheit immer schwieriger werden muß.'

Die Übervölkerungsfrage erhebt drohend ihr Haupt. Ist hier wirklich eine Gefahr zu befürchten? Lexis scheint es ernstlich zu glauben, und wer nur vom Boden einer rein natürlichen Weltbetrachtung an diese Frage herantritt, wird schwerlich einen andern Ausweg finden als Lexis. Die Voraussagen des Malthus nennt er zwar übereilt. Denn die Bevölkerung von England und Wales hat sich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts vervierfacht, während der Weizenpreis dort in den letzten Jahren um zwei Drittel gesunken ist. Aber die Einfuhr von Nahrungsmitteln aus wenig bevölkerten überseeischen Ländern wird ‚in einigen Jahrzehnten aufhören, wenn die Volkszahl jener Länder in dem bisherigen Tempo fortschreitet'.

‚Man schätzt, daß der anbaufähige Boden der Erde zum Unterhalt von 6 Milliarden Menschen ausreicht. Wenn die Bevölkerung sich aber auch nur in einem Jahrhundert verdoppelte (im Gebiet des deutschen Reiches ist dies in 70 Jahren geschehen), so würde jene Ziffer in 200 Jahren erreicht sein und nach einem weiteren Jahrhundert würde sie, wenn nicht Hemmungsursachen wirken, auf 12 Milliarden gestiegen sein. Welcher Art aber könnten solche Hemmungen sein? Wären es „regressive Checks" im Sinne von Malthus, insbesondere Hunger und Elend der Massen, so wäre die Aussicht auf eine nachhaltige Besserung der sozialen Zustände vernichtet: Oder soll man auf Seuchen rechnen, die, wie einst der schwarze Tod, von Zeit zu Zeit die halbe Bevölkerung eines Weltteiles wegraffen könnten? Kriege werden unter den Kulturvölkern wohl nie mehr auf solche Art geführt werden, daß

dadurch eine nachhaltige erhebliche Herabdrückung der Menschenzahl entstehen könnte. Wenig tröstlich wäre die Aussicht auf allgemeine Verbreitung des „Rassenselbstmordes". Oder sollte die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung vielleicht infolge einer durch unnatürliche Überkultur und neurasthenische Erschöpfung herbeigeführten physiologischen Degeneration beschränkt werden? Das wäre die Bekämpfung eines Übels durch ein anderes, vielleicht noch schlimmeres. Die befriedigendste Aussicht wäre wohl, daß unter dem Druck der Bodenknappheit durch soziale Motive eine Art von „moral restraint" hervorgebracht würde.'

Es ist bezeichnend für diese rein rationale Weltbetrachtung, daß das, was hier zur Vorbeugung gegen die Übervölkerungsnot als die ‚befriedigendste Aussicht' erklärt wird, in das Gebiet der moralischen Utopien gehört. Im übrigen verlaufen so weit ausgreifende Betrachtungen in Unfruchtbarkeit und Trostlosigkeit, sobald man das religiöse Moment und den Glauben an eine die Menschheitsschicksale leitende Vorsehung ausscheidet.

Schneller jedoch als hier wird sich auf einem anderen Gebiet ein Notzustand entwickeln. Er erscheint berechenbar ‚aus der Erschöpfung der unter den heutigen Bedingungen zugänglichen Vorräte nutzbarer Mineralvorräte'.

‚Es gibt keine anderen Energiequellen, die mit auch nur annähernd so geringen Kosten in gleichem Umfange ausgenutzt werden könnten, wie die chemische Verwandtschaft des atmosphärischen Sauerstoffs zu dem gegenwärtig noch in so großer Masse zur Verfügung stehenden freien Kohlenstoff. Wie Ersatz geschaffen werden soll, wenn die erreichbaren Lager erschöpft sind, können wir hier nicht erörtern. Wahrscheinlich werden in erster Linie die natürlichen Wassergefälle, außerdem auch wohl mit Hilfe großer Konstruktionen die Flutwelle zur Erzeugung von Elektrizität benutzt werden, die dann durch ein außerordentlich ausgedehntes und verwickeltes Leitungssystem den Bedarfsstellen zuzuführen wäre. In den heißen Ländern würde man auch die Sonnenwärme in größerem Maße zur Kraftgewinnung verwerten. In jedem Falle aber wird nach der praktischen Erschöpfung der Kohlenlager der für die Kulturwelt immer mehr steigende Bedarf an mechanischer Kraft nur mit einem weit größeren Aufwand an Arbeit wie auch an Produktionsmitteln gedeckt werden können, so daß die stehenden Anlagen in einer ferneren Zukunft wieder eine stark fortschreitende Ausdehnung erlangen werden, und demnach auch das für sie aufzuwendende Geldkapital eine relative Zunahme erfahren muß. Solche werden auch für den Bergwerksbetrieb und die Bodenmeliorationen in immer größerem Umfange erforderlich werden. Die Technik wird vielleicht die Aufgabe zu erfüllen haben, Metallerze aus siedendheißen Tiefen hervorzuholen, Eisen aus Felsarten, die jetzt gar nicht zu den Erzen gerechnet werden, Alluminium aus Lehm zu gewinnen, die Sahara durch Bewässerung fruchtbar zu machen, überhaupt Werke zu schaffen, wie sie die Phantasie jetzt den hypothetischen Bewohnern des Mars als eines gealterten Weltkörpers zuschreibt. Solche Leistungen aber würden nur durch die Zusammenfassung der gesellschaftlichen Kräfte zu großen öffentlichen Unternehmungen ausführbar sein und das Gebiet des Privatbetriebs würde daher eine beträchtliche Einengung erfahren.'

Zustände dieser Art, so meint Lexis, lägen keineswegs in Zeitfernen von geologischer Größenordnung; sie würden in vier bis fünf Jahrhunderten zu erwarten sein, wenn die Bevölkerung der Erde auch nur halb so schnell wie in dem oben angenommenen Verhältnis immer weiter wachsen sollte. Dennoch dürfe die Menschheit auf ein goldenes Zeitalter trotz aller Kulturfortschritte nicht rechnen. ‚Mühe und Arbeit wird für ihre Gesamtheit, wie für den einzelnen das Losungswort bleiben.' M.

Rundschau

Zeitgeschichte

Das Ideal demokratischer Kultur, das den Jakobinern von 1793 schon vorgeschwebt hatte, sollte durch die dritte Republik endlich verwirklicht werden. Aber immer mehr unbefangene Betrachter, darunter namentlich auch solche, die an einer von religiösen Ideen oder aristokratischen Tendenzen beherrschten Kultur kein Interesse haben, kommen zu dem Resultat, daß die Organisation einer Laienkultur bis jetzt nicht gelungen ist. Insbesondere haben die Lösungsversuche, die die französische Demokratie den politisch-sozialen Problemen angedeihen ließ, zu bedenklichen Verfallerscheinungen geführt. Den Fanatismus und Despotismus dieser Kulturpolitik hat niemand mehr gebrandmarkt als der unabhängige Literarhistoriker Emile Faguet (von der Académie française) in seinem Buche ‚Der Antiklerikalismus' (1906). Und jetzt, nach kaum vier Jahren, erscheint er schon wieder auf dem Plane, um von einem anderen Standort aus den nämlichen Feind zu bekämpfen.*

Er stellt zunächst nach Montesquieu, der überhaupt reichlich zitiert wird, das Prinzip der verschiedenen politischen Systeme fest. Was die Demokratie anlangt, ‚so hat es keiner sehr großen Anstrengungen bedurft, um zu sehen, daß in Sachen der inneren Regierung der Kultus der Inkompetenz ihr Prinzip ist'. ‚Eine Gesellschaft steht um so höher auf der Stufenleiter der menschlichen Gesellschaften, je mehr die soziale Arbeitsteilung durchgeführt, je genauer die Spezialisierung der Organe ist, je sorgfältiger die Kompetenz bei der Übertragung der Funktionen berücksichtigt wird.' Faguet läßt uns nun einen Einblick tun in die verschiedensten Gebiete demokratischer Kulturarbeit, um nachzuweisen, daß ‚die Demokraten zum wenigsten eine starke Tendenz haben, der gegenteiligen Meinung zu sein'.

Volkssouveränität und Gleichheit sind die Grundlagen dieses Regimes. Die Nation regiert sich selbst durch direkt gewählte Vertreter. Besitzen diese Deputierten irgend welche Kompetenz in den juristischen, politischen und soziologischen Fragen, die sie entscheiden müssen? Nein; denn selbst wenn das Volk wollte, könnte es diese Kompetenz nicht beurteilen. Es kümmert sich aber gar nicht um die Kompetenzfrage; wenigstens nicht in wissenschaftlich technischer, höchstens in moralischer Hinsicht. Aber auch für die Beurteilung der moralischen Kompetenz hat es ein recht eigentümliches Kriterium: die Gefühlsgemeinschaft. Aus Sentimentalität, Nivellierungssucht und Omnipotenzgelüsten wählt es Vertreter, ‚die keinen selbständigen Gedanken und nur mittelmäßige Bildung haben, die die allgemeinen Gefühle und Leidenschaften der Menge teilen, die kein anderes Handwerk als die Politik haben, und die daher vor Hunger sterben müssen, wenn sie keine politische Karriere machen'. So kommt Faguet zu der Schlußfolgerung, daß ‚das Volk bei der Wahl instinktiv die intellektuelle und sogar die moralische Inkompetenz sucht'.

Die demokratischen Abgeordneten sind aber nicht bloß wegen ihrer Herkunft, sondern auch wegen ihrer vielgestaltigen Tätigkeit inkompetent. Sie sind ‚das Faktotum der ganzen Welt'. Sie müssen ‚Gesetze machen, die Minister interpellieren, ihnen die Regierungsmaßnahmen diktieren, d. h. die innere und äußere Politik leiten; sie müssen verwalten dadurch, daß sie die Verwaltungsbeamten auswählen und ihre Tätigkeit überwachen und inspirieren. Ganz zu schweigen von den kleinen Diensten, die sie in ihrem eigenen Interesse ihren Wählern leisten müssen'. So können sie zu keiner Kompetenz gelangen, und wenn sie zufällig irgendwo

* Le Culte de l'Incompétence, Paris, Bernard Grassel (1910).

kompetent waren, ‚werden sie nach mehrjähriger Tätigkeit wunderbar inkompetent‘.

So kommt es, sagt Faguet weiter, daß die Gesetze, die ‚die Volksleidenschaften zurückdrängen und zügeln‘ sollten, ‚der Ausdruck eben dieser Volksleidenschaften werden‘. Sie sind nicht mehr der Niederschlag uralter Weisheit mit der Funktion, regulierend in das Tagesgetriebe einzugreifen (Aristoteles, Montesquieu). Sie werden zu Dekreten und enthalten nichts weiter als den jeweiligen Volkswillen.

Aber auch bei den Beamten wirkt der Geist der Demokratie kompetenzzerstörend. Besonders der Richterstand hat viel von seiner Kompetenz, namentlich der moralischen, verloren. ‚Der Staat hat sie in seiner Hand.‘ ‚Sie werden immer versucht, nur zu sehr versucht sein, zu richten, wie es die Regierung haben möchte.‘ ‚Der schlimmste Fall der Inkompetenz ist vielleicht der, kompetent zu sein und nicht zu glauben, daß man es ist. Wenigstens in den Kriminalprozessen ist dies die Geistesverfassung der meisten Richter.‘ (!?)

Sogar bei der Bildung der Kabinette ‚ist es selten, daß ein Portefeuille dem zugewiesen wird, der kompetent ist‘. Der Berufende ‚will jeder Mehrheitsgruppe, auf die er sich zu stützen gedenkt, Anteil an der Macht geben‘. ‚Da aber nicht jede Gruppe einen Spezialisten liefern kann, gibt sich der Politiker gar nicht mit Spezialitäten ab, sondern verteilt den Ministerposten nach politischen und nicht nach beruflichen Gesichtspunkten.‘ Demokraten, so meint Faguet, können kompetente Männer nicht ertragen, weil sie Aristokraten des Geistes sind und eine Kaste bilden. Früher wurden sie in die Fremde, jetzt werden sie ‚ins Innere verbannt‘. ‚Der Ostrazismus ist sozusagen ein physiologisches Organ der Demokratie.‘

Diese Mißachtung der Kompetenzen bleibt aber doch auf das öffentliche Leben beschränkt! Durchaus nicht, fährt Faguet fort. In der Familie begünstigt die Demokratie die mechanische Gleichheit der Geschlechter und die Respektlosigkeit der Frau dem Manne gegenüber. Sodann erzieht sie die Kinder in der Mißachtung ihrer Väter und Mütter, indem sie dem Grundsatz huldigt, daß jede Generation frei auf sich selbst gestellt ist, daß die vorangegangenen Generationen nicht das Recht haben, die Jugend zu leiten. Diese ist ja von dem allgemeinen Vorurteil der modernen Menschheit, dem Glauben an endlosen Fortschritt, erfüllt. Ihm ist alles Gestrige durch Definition schon immer minderwertig gegenüber dem Heutigen. Außerdem leugnet der demokratische Staat die Kompetenz der Eltern in Fragen der Erziehung, ‚indem er die seinige dafür einsetzt und versichert, daß nur sie Wert hat.‘ (Vgl. Laienschule und Laienmoral, die Gefahren der Monopolisierung!) Weil aber auch der Lehrer dem Schüler vielfach Vergangenheit ist, bekommt die Jugend nur zu oft gar keine Erziehung.

Überall ist ‚der Grundfehler der, daß man Geschicklichkeit und Gewandtheit über die Kenntnisse stellt‘. ‚Die, welche einen Beruf ausüben, glauben es, und die, welche sich an ihn wenden, regen sich nicht auf, daß es so ist.‘ ‚Die Demokratie achtet nicht die Kompetenzen; sie wird sie aber auch nicht mehr lange zu achten brauchen. . . . Die Mißachtung zerstört nach und nach die Kompetenzen, und diese kommen der Mißachtung entgegen, indem sie sich aufgeben.‘ ‚Und so kommt denn gerade jene wirkliche Gleichheit zustande, nach der die Demokratie instinktiv strebt.‘

Drei Gegenmittel wurden versucht. Der Senat wirkt äußerst schwach im antidemokratischen Sinn. Die Prüfungen und Konkurse ‚sind auf einen Widersinn, der Verwechslung von Wissen und Kompetenz, gegründet‘. Die ‚Examinomanen‘ unterdrücken die Originalität und das Autodidaktentum, um alles auf das Prokrustesbett einer von ihnen geleiteten Mittelmäßigkeit zu schrauben. Der Volksschule, auf deren Ausbau man so viel Mühe verwandt und so große Hoffnungen gesetzt hat, ist es zwar zu danken, ‚daß das Volk viel mehr weiß als früher‘, was auch

ein großartiger Erfolg ist, wie Faguet zugibt. Aber das Resultat ist weiterhin, daß ‚das Volk mit falschen Ideen gesättigt ist, und das ist weniger erfreulich'. Die Erziehung sollte in erster Linie ‚ein gewisses seelisches Gleichgewicht' erstreben. Die Demokratie aber macht ‚die meisten Lehrer zu Demagogen', die als Halbgelehrte zur Maßlosigkeit im Denken und Handeln neigen. In ihren Köpfen wird die Volkssouveränität zur despotischen Unterdrückung der individuellen, assoziativen und familiären Freiheiten, das Gleichheitsprinzip zu Antipatriotismus und Kollektivismus. Vom Präfekten nach politischen Grundsätzen angestellt, vom Deputierten im Avancement abhängig, wird er im Dorfe ganz von selbst zum Gegenpfarrer, der, wie übrigens die ganze Demokratie, zum Atheismus hinneigt. Ni Dieu, ni maître que le peuple. Das ist die Losung. Kann man bei einer solchen Geistesverfassung der meisten Lehrer noch von der Volksschule als einer Schutzwehr gegen die destruktiven Tendenzen der Demokratie reden? fragt Faguet.*

Im letzten Kapitel (‚Le Rêve') macht er positive Vorschläge. Dem Volke muß die Überzeugung beigebracht werden (ja kein anderes Mittel in einer Demokratie!), daß die Kompetenz eine soziale Notwendigkeit ist. Mag die Volkssouveränität dadurch eingeschränkt werden, mag die Gleichheit darunter leiden! Monarchische Restauration ist nicht notwendig. Wie Aristoteles entscheidet er sich für eine gemischte Konstitution. Die Aristokratie des Geistes, die Kompetenz, muß führen; die Demokratie ist aber nicht weniger notwendig, damit das Volk nicht rein passiv ist, damit es den Machthabern kein Rätsel bleibt, was immer gefährlich ist. Die Liebe zum gemeinsamen Ganzen muß die auseinandergehenden Interessen und Neigungen überwinden und zur sozialen Zusammenarbeit befähigen.

* Vgl. dazu: ‚Die französische Laienschule und der christliche Gottesglaube' im Januarheft des ‚Hochland'.

Den Gehalt des Schriftchens zu skizzieren, schien mir zweckdienlich. Nun zum Schluß noch ein paar Worte der Kritik. Ich glaube, sachlich kann man in den meisten Punkten Faguet getrost beipflichten. Die Auslassungen überzeugter Demokraten wie Fouillée (Rev. des deux mondes, 15 nov. 1909), Poincaré (Rev. de Paris abgedr. Bull. de la Semaine 20 avril 1910), P. Bureau (ebd.), Charmes (Rev. des deux mondes 1 avril 1910), um nur einige politische Stimmungsbilder der allerjüngsten Zeit zu erwähnen, sind kaum optimistischer. Freilich schiebt Faguet der Demokratie manches in die Schuhe, was Zeitkrankheit ist. Auch wäre es durchaus im Interesse der Arbeit gewesen, wenn er die Einschränkungen, wie sie methodisch exakte Soziologen, wie z. B. Bureau, immer anbringen, nicht dem Leser überlassen hätte. Daß die ganze Betrachtung unter den Gesichtspunkt der Kompetenz gebracht ist, gibt der Gedankenentwicklung etwas Gezwungenes. Erheiternd liest es sich, wenn Faguet behauptet, der Klerus verliere durch Vernachlässigung dogmatischer Predigten seine Kompetenz als ‚gelehrte Körperschaft'. Der Schluß wirkt überraschend. Die Formel vom aristokratischen Volk und von der demophilen Aristokratie trägt in der Tat stark ‚traum'-haften Charakter.

Dr. Herm. Platz.

Naturwissenschaft

Die Notwendigkeit heimischer Naturschutzparks, in denen die bereits selten gewordenen Arten der Tier- und Pflanzenwelt vor der gänzlichen Ausrottung bewahrt werden, sollte dem Deutschen, der sich einer besonderen Freude an seinem herrlichen Wald und edlem Waidwerk rühmt, eigentlich gar nicht erst bewiesen werden müssen. Zum Schutze des Wildes, zur Erhaltung mancher Vogelarten und Alpenpflanzen ist denn auch schon hie und da bei uns seit einiger Zeit das Nötigste geschehen. Aber zu wirklich umfassenden Maßnahmen haben erst die Amerikaner das aneifernde Beispiel geben müssen in ihrem 8671 qkm weit ausgedehnten Yellowstonepark, dieser

größten und imposantesten Wildreservation der Welt; dort findet neben allen auch anderwärts gehegten Wildarten außerdem noch das sonst schonungslos ausgerottete ‚Raubzeug‘ seinen Schutz; unweit der letzten Büffelherden trollen sich ungefährdet und ungefährlich die Bären, und über allem bunten Reichtum der Vogelwelt herrscht im Lande der Freiheit unentthront der Goldadler. Wohl können wir in Deutschland keinen so mächtigen Flächenraum jungfräulichen Bodens mit all seiner Lebewelt vor der ausnutzenden Entvölkerung oder richtiger uniformierenden Nutzbevölkerung schützen. Aber im kleineren Maßstab wenigstens ähnliches zu schaffen, ist's höchste Zeit. Neben der rücksichtslosen Seltenheitsjägerei mancher Tier- und Pflanzensucher ist es vor allem die oft mit Unrecht ‚amerikanistisch‘ genannte Betrachtung des Grundes und Bodens einzig und allein nach seinem wirtschaftlichen Nutzbarkeitswert, die uns höherer, unersetzbarer Werte zu berauben droht. Nicht jede Landesstrecke darf nur nach ihrem unmittelbaren land- oder forstwirtschaftlichen Ertrag gewertet werden, nachdem uns die fortschreitende Industrialisierung schon Flüsse und Bäche genug reguliert und ausgetötet, Waldbestände genug zerstört oder mit lärmenden Verkehrsstraßen durchzogen hat. Am nächstliegendsten und leichtdurchführbarsten erscheint es, noch manchen unberührten Winkel der Hochgebirgswelt in seiner ganzen Schönheit und mit all seiner reichen Lebensmannigfaltigkeit zu erhalten. Darin sind ja auch die Schweizer unlängst bereits dem amerikanischen Beispiel gefolgt und haben das 22 qkm ausgedehnte Val Cluoza im Unterengadin zum Nationalpark erklärt; im gebirgsreichen Skandinavien war es das schwedische Landwirtschaftsministerium, das der Volksvertretung die unversehrte Erhaltung von Gegenden besonderen ästhetischen oder wissenschaftlichen Interesses vorschlug. Bei uns zulande ist, abgesehen von einzelnen Maßnahmen preußischer und bayrischer Behörden, die umfassendere Initiative ganz dem freien Vereinswesen überlassen geblieben. Und so ist endlich am 23. Oktober 1909 aus der verdienstvollen Initiative dreier schon bestehender Organisationen: der populärwissenschaftlichen Gesellschaft ‚Kosmos‘, des Dürerbundes und des österreichischen Reichsbundes für Vogelkunde und Vogelschutz der gänzlich unabhängige und jede Einseitigkeit vermeidende Verein Naturschutzpark erwachsen, dessen Förderung jedem Naturfreund anempfohlen sei (Geschäftsstelle: Stuttgart, Pfizerstraße 5; Jahresbeitrag M. 2.— oder einmaliger Beitrag M. 100.—). In einem von zahlreichen Naturforschern, Behörden, Künstlern und Schriftstellern unterzeichneten Aufruf wirbt diese Organisation, in der hoffentlich der kurz danach zu Berlin gegründete ‚Bund zur Erhaltung der Naturdenkmäler aus dem Tier- und Pflanzenreiche‘ aufgehen wird, um die erheblichen Mittel zur Verwirklichung seiner weittragenden Pläne. Denn allein mit einem Hochgebirgspark, zu dessen baldiger Schaffung bereits gute Aussichten bestehen, kann es für Deutschland nicht getan sein. Nur ein flüchtiger Blick auf so viele bereits fast ausgerottete Tierarten wie Biber, Elch, Bär, Wolf, Luchs, Wildkatze, Nörz, Fischreiher, Kormoran rc. beweist zur Genüge, daß wir mehrerer Parks zur Darstellung der verschiedenen Grundtypen bedürfen; mindestens noch eines zweiten Naturschutzparks im Mittelgebirge und eines dritten in der Tiefebene, zu welchem Gesamtziele denn auch um so eher Süd-, Mittel- und Norddeutsche einträchtig zusammengeführt werden können. Auch darin kommt es dann aufs schönste zum Ausdruck, daß die Naturschutzparkbewegung keineswegs nur wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken dient, sondern zugleich Kraftquellen schafft und erhält für deutsche Heimat- und Vaterlandsliebe.

Dr. Max Ettlinger.

Galvano-Therapie und funktioneller Kopfschmerz. Von verschiedenen Gesichtspunkten aus suchte man von jeher lindernd auf das Nervensystem zu wirken. Von den physikalischen Heilmethoden sind es wohl drei, die hauptsächlich in allen möglichen Formen bei den verschiedensten nervösen Lei-

den Eingang gefunden haben: Massage, Hydrotherapie und der elektrische Strom.

Was die Massage anlangt, so findet dieselbe sowohl in allgemeiner Weise als auch in spezieller Form von ‚Nervenpunkt-Massage' und direkter ‚Kopfmassage' reichlich Anwendung wohl mit mehr oder weniger Erfolg. Die Anwendung hydrotherapeutischer Prozeduren in Form kühler Kompressen oder der Winternitzschen Kühlschläuche, in Form von feuchtkalten, ausgewundenen Baumwollstrümpfen oder dem fließenden Fußbad, sind bekannte, ableitende Anwendungsweisen, die, zur rechten Zeit angewandt, oft ihren Zweck erfüllen und als leicht beschaffbare Mittel häufig am Platze sind, besonders bei hyperämischem (kongestivem) Kopfschmerz.

Ein Mittel indes, das für Neurasthenie im allgemeinen leider in der Hand meist mehr oder minder Heilbeflissener wirklich oft überraschende Wirkungen erzielt, ist der elektrische Strom, der indes bedauerlicherweise ärztlicherseits vielfach etwas stiefmütterlich behandelt wird.

Die wie Pilze aus der Erde schießenden elektrischen und elektromagnetischen Institute, die sich meist noch durch einen imponierenden Phantasienamen hervortun, versprechen in marktschreierischer Weise **Heilung aller nervösen Beschwerden durch die gleiche Methode**; indes konstatiert man als Arzt leider nur allzuoft, daß hiebei nicht die Nerven im allgemeinen eine Förderung erhalten, sondern daß sich der Einfluß meist nur auf Erleichterung eines einzigen Nervs bezieht: nämlich des ‚Nervus rerum'!

Es möge mir dieser Wortscherz verziehen sein, um so mehr, als meist die Verhältnisse, in denen dieser Nerv getroffen wird, nicht so übertrieben glänzende sind. Ich habe mich als Arzt wirklich verpflichtet gefühlt, bei dieser Gelegenheit einmal ein Streiflicht auf diese Art der Elektrotherapie zu werfen, nachdem es ungeahnt oft passiert, daß sonst leidlich gescheite Menschen in ihrer neurasthenischen Verzweiflungsstimmung nach dieser vermeintlichen Hilfe greifen wie Schiffbrüchige nach der Rettungsplanke.

Dennoch hieße es das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man den Erfolgen einer individuell angewandten Elektrotherapie allen Glauben versagen. Im rechten Falle, sowie in richtiger Form und Dosis angewandt, kann man oft frappante Einwirkungen elektrischer Ströme bei nervösen Leiden erleben! Aber zu glauben, daß der elektrische Strom ein nervöses ‚Universalheilmittel' darstellt, ist eine mehr wie laienhafte Auffassung.

Die unzweckmäßige Anwendung des elektrischen Stromes ist unter Umständen sogar geeignet, Beschwerden bei sehr sensiblen Menschen noch zu steigern. Man kann nicht genügend vor einer kritiklosen Anwendung dieses therapeutisch hochwichtigen Faktors warnen. Wenn Autoritäten, wie Erb, Remak, du Bois-Reymond und viele andere, in streng wissenschaftlicher objektiver Kritik die segensreichen Wirkungen elektrodiagnostischer und elektrotherapeutischer Maßnahmen befürworten, so lag es dem wissenschaftlichen Elektrotherapeuten sicher jederzeit fern, den elektrischen Strom zu einem ‚Universal-Nervenheilmittel' vorrücken zu lassen.

Es mag bei der angedeuteten Sachlage wirklich nicht wundernehmen, daß die Beurteilung der Elektrotherapie eine oft extrem verschiedene ist; während der eine Arzt und auch Laie in ihr — man könnte fast sagen geradezu ein Wundermittel der Natur sieht, steht eine große Zahl von Ärzten auf dem entgegengesetzten Standpunkt, sprechen der Elektrizität überhaupt mehr oder minder jeden günstigen Einfluß ab, indem sie viel mehr der Ansicht sind, daß die Wirkungen, die mit der Elektrizität erzielt werden, lediglich rein suggestiv sind.

Nun spielt ja die Suggestion speziell bei Nervösen eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Aber diese rein suggestive Wirkung wurde auch lange Zeit angenommen bei der sogen. zentralen Galvanisation, bei der es sich darum handelt, galvanische Ströme in der Stärke von 1 bis 4 Milli-Ampere durchs Gehirn zu schicken. (Galvanotherapie.)

Es würde weit über den Rahmen dieser

Arbeit hinausgehen, wollte ich mich darüber verbreiten, wie selbst viele namhafte Autoren lange Zeit der Ansicht waren, daß das Schädelinnere durch den elektrischen Strom überhaupt nicht treffbar sei, und ich glaube wohl, daß viele Ärzte speziell eben solche, die praktisch und theoretisch über die Wirkungsweise des elektrischen Stromes nur so vom Hörensagen unterrichtet sind, auch heute noch diese Ansicht teilen.

Ich habe bereits an anderer Stelle in induktiver Weise darauf hingewiesen, daß auch nicht der geringste Zweifel darüber bestehen kann, daß bei richtiger Applikation Stromschleifen das Gehirn (Gehirn = Zentralnervensystem) treffen müssen. Als Beweis hiefür mag in Kürze folgendes angeführt werden: 1. Wenn man auch noch so schwache Ströme vorne an der Schläfengegend appliziert und rasch die elektrischen Platten entfernt, so entstehen unter allen Umständen durch den Reiz, den die Unterbrechung des Stromes direkt auf die im Gehirn gelegenen Sehnerven ausübt, entoptische (Gefühl von Licht und Blitz) Erscheinungen. 2. Beim Wenden der Richtung des Stromes entsteht unmittelbar das Gefühl von sogen. galvanischen Schwindel, das sich beim Wenden starker Ströme — selbstverständlich nur zu Versuchszwecken — zu direkter Eingenommenheit, Übelkeitsgefühl, ja sogar Brechreiz steigern kann. 3. Entsteht sehr häufig, wohl auch zweifellos als zentrales Symptom aufzufassen, galvanischer Geschmack auf der Zunge.

Und selbst wenn wir diese klaren, objektiven Beweise für den Stromdurchgang nicht hätten, spräche die Erfahrung der Wirkungsweise galvanischer Ströme bei nervösen Kopfbeschwerden unzweideutig für eine direkte günstige Beeinflussung des Gehirns in diesem Sinne.

Wenn man sich tagtäglich mit dieser Methode eingehend befaßt, so hat man Gelegenheit, scheinbar elektrische ‚Wunderwirkungen' zu erleben. Es gibt Fälle von heftigem, bereits jahrelang währendem, intensivem, nervösem Kopfschmerz, bei denen schon nach einigen wenigen Sitzungen eine wesentliche Linderung der zentralen Beschwerden empfunden wird. Das ist aber nicht etwa so aufzufassen, daß nur unmittelbar nach der Durchströmung das Gefühl des ‚freieren Kopfes' auftritt. In einer großen Anzahl von Fällen sah ich, daß das funktionell geschwächte Gehirn im ganzen auf ein höheres Niveau kam.

Am interessantesten dünkt es mir, daß nicht nur die etwa als ‚Kopfschmerz' empfundenen Sensationen bei der Kopfgalvanisation eine fast stets auftretende sofortige Erleichterung erfahren, sondern auch die höheren — wenn ich so sagen darf — komplizierten psychischen Ausfallserscheinungen, als da sind: Mangel an Konzentration, Gedankenflucht, Stimmungsanomalien, Zwangsweinen, Depressionszustände, sowie überhaupt das große Heer fixer Ideen auf rein funktioneller Basis. Mit anderen Worten: nicht nur der funktionelle Kopfschmerz als solcher, sondern die funktionellen Störungen des Gehirns werden äußerst günstig durch den lokal angewandten galvanischen Strom beeinflußt. Eine diesbezügliche, mir äußerst interessante Beobachtung ist ferner die, daß auch der bei Arterienverkalkung vorhandene Schwindel bei der von mir angewandten Methode meist eine wesentliche Erleichterung erfährt! Ferner ist es äußerst interessant, zu sehen, daß man durch galvanotherapeutische Beeinflussung des Gehirns auch sehr häufig eine schlafanregende Wirkung erzielen kann. Die innersten Wesensvorgänge hiebei sind uns allerdings nicht bekannt, aber unzweideutig stellt der galvanische Strom für das funktionell geschwächte Zentralnervensystem einen äußerst günstigen, elektro-tonisierenden Faktor dar, der bisher im allgemeinen nicht genügend berücksichtigt wird.

In Kürze möchte ich noch bemerken, daß es natürlich bei derartigen Applikationen vielleicht nirgend mehr wie hier auf die Art und Weise der Stromapplikation ankommt. Es ist unbedingt erforderlich, daß der Stromdurchgang ein absolut gleichmäßiger ist, was nur ermöglicht wird, wenn die Übergangswiderstände von den elektrischen Plat-

ten zur Haut gänzlich in Wegfall kommen. Ich habe ein diesbezügliches Instrumentarium konstruieren lassen,* das auf diese und andere noch wesentliche Gesichtspunkte ganz besonders Wert legt, das nebenbei die Vorzüge absoluter Gefahrlosigkeit und leichter Handhabung hat. Es würde viel zu weit führen, wollte ich an dieser Stelle technische Einzelheiten auseinandersetzen, aber es steht unzweifelhaft fest, daß es auf diese relativ einfache Weise, die sämtliche wissenschaftliche Voraussetzungen erfüllt, gelingt, nicht nur den funktionellen Kopfschmerz als solchen, sondern überhaupt die zentralen, funktionellen Beschwerden bei Erschöpfungszuständen des menschlichen Gehirns günstig zu beeinflussen. Dr. med. Aub.

* Vgl. meine Schrift: ‚Wirkung des galvanischen Stromes bei Erschöpfungszuständen des menschlichen Gehirnes'. München 1910 bei Otto Gmelin.

Literatur

Sienkiewiczs neuer Roman ‚Lebenswirbel', dessen ausdrücklich vom Verfasser autorisierte Übersetzung wir in dem vorliegendem Heft den Lesern darbieten, erfordert einige Vorbemerkungen. Zwar besitzt das Werk soviel rein menschlichen Gehalt, daß sein Genuß an keine Voraussetzungen besonderer Art gebunden ist. Aber der Dichter hat dieser ganz konkreten gesellschaftlichen Welt eine gewisse symbolische Bedeutung geben wollen, die sich nur dem Verständnis desjenigen Lesers erschließt, welcher die kulturpolitischen Ideen der Großpolen im Zusammenstoß mit der Wirklichkeit des gegenwärtigen Zustandes wenigstens in den Hauptlinien kennt. Sie zu zeichnen, geben wir das Wort der Übersetzerin Maria Norbert:

‚Die „Wirbel", das heißt die allgemeine Gärung, die Polen, vor allem das Königreich Polen erfaßt haben, und deren Herd Warschau ist, bilden den Untergrund zu diesem erschütternden Zeitgemälde. — Polen war seit jeher das Land der schroffsten Gegensätze, das nur einen allmächtigen Adel und einen demütig unterworfenen Bauernstand besaß, während das eigentliche nationale Bürgertum, der Träger des Handels, der Industrie und der großen geistigen Bewegungen fast völlig fehlte. Darin sind wohl die tiefsten Wurzeln von Polens Untergang zu suchen. Aber über diesen Gegensätzen herrschte versöhnend und einigend ein Doppelgestirn: der polnische Katholizismus in seiner engen Verbindung mit dem nationalen Gedanken des Polentums, eine Union, die in der Muttergottes von Czestochau, der „Königin von Polen", ein ergreifendes Symbol gefunden hat.

In diese eigenartigen Verhältnisse Polens, in denen nur der verklärende Jenseitsglaube der katholischen Kirche den Frieden und die Ruhe erhalten konnte, stürmten die Wirbel der neuen Philosopheme, die Wirbel des gewaltig sich hebenden Industrialismus hinein. Der „neue" Glaube gewann Anhänger, der Industrialismus schuf rasch einen völlig traditionslosen Mittelstand und einen ebensolchen vierten Stand, die als neugeborene Kinder des stürmenden Jahrhunderts nichts von der Einheit zwischen Polentum und Katholizismus wußten und mit der der Nation eigenen Begeisterungsfähigkeit die neuen Gedanken des Jahrhunderts aufgriffen. Die Kluft erweiterte sich . . . Auf der einen Seite die aus alter Tradition am Katholizismus und am nationalen Gedanken festhaltenden Scharen des Adels und des Bauernstandes, auf der andern die wilden Fluten des polnischen Sozialismus und Radikalismus. Ein Kampf aller gegen alle, während die russische Regierung dieser Selbstzerfleischung des Polentums stillvergnügt zusieht. Und darum gibt es nur ein einigendes Band zwischen den Polen Rußlands, den Haß gegen das russische Joch . . .

Der Dichter, der Polens Vergangenheit so glorreich besungen hat, feiert sein Volk diesmal mit dumpfen Gegenwartsgesängen, wie ja überhaupt die furchtbaren Zustände in Russisch-Polen die bedeutendsten Dichter Polens zur Schilderung in Romanen veranlaßten. Zeromski hat sie in seiner berühmten Erzählung „Sünden" vom aller-

modernsten Gesichtspunkt aus beleuchtet, vom Standpunkt des radikalen Bürgertums und der sozialistischen Massen; der Dichter-Aristokrat Sienkiewicz tritt an diese Zeitströmungen mit der Frage heran, was sie an Positivem, Aufbauendem zu bieten haben, er tritt ihnen kritisch sichtend gegenüber mit der Überzeugung, daß das nationale Heil auf dem Doppelpfeiler des Katholizismus und des nationalen Gedankens ruhe oder mit ihm für immer stürze.

In all den Gestalten, welche die „Wirbel" der Zeitereignisse aneinanderwehen, lebt und webt eine seltsame, geheime Symbolik, die in die lebendige Darstellungskraft des Meisters, seine Bodenständigkeit und urwüchsige Sicherheit wie ein Ton aus fernen, überirdischen Welten hineinklingt.

Die weiße, unschuldige Mädchengestalt Marynias, die ganz Kunst und ganz Caritas ist, zerschellt an der gierigen Liebe des sozialistischen Studenten Laskowicz, der dann selbst den Tod sucht. Sie geht durch das Stück wie ein Symbol aller höheren Kulturkräfte der Menschheit, wie ein Idealbild des alten Polens. Dem feinen, abgetönten und doch seelisch kranken Kulturmenschen Gronski hat der Dichter manchen Zug verliehen, der an den arbiter elegantiarum aus „Quo vadis?" erinnert. Ihm steht der jugendlich schöne „Herrenmensch" Krzycki gegenüber, den seine äußerliche Religiosität nicht hindert, seinen wilden Begierden mit naiver Selbstverständlichkeit nachzugehen, an denen schließlich sein tiefstes Glück, seine Verbindung mit dem früheren Bauernmädchen Hanka Stiba zugrunde geht. In seiner Gestalt liefert Sienkiewicz eine ungeheuere Kritik des polnischen Adels, wie umgekehrt Hanka Stiba, die, einst noch fast als Kind von Krzycki mißbraucht und dann schmählich vergessen, sich zu höchster seelischer Reinheit und Feinheit erzieht und von neuem von seiner wilden Leidenschaft gemartert, sich für immer von ihm abwendet, die Verkörperung des schlichten, treuen Volkstums bietet.

Durch die ganze Dichtung aber zieht der eine Gedanke, der Tolstois „Auferstehung" wie Glockenklang durchtönt und dem Schiller mit den herrlichen Worten Ausdruck verliehen hat:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld."

Die „Wirbel" verrauschen im Frieden eines strengen, aber gerechten Gottesgerichtes . . .'

Maria Norbert.

Zu Ferdinand Freiligraths hundertstem Geburtstage (17. Juni). ‚Die überraschende Wirkung der Freiligrathschen Gedichte (1838) auf die deutsche Kritik und Lesewelt', die Julius Schwering in seiner literarhistorisch gründlichen, ästhetisch trotz sichtlicher Sympathie gerecht und richtig abwägenden Einleitung zu Freiligraths Werken mehrfach betont, bestätigt auch eine Stelle in einem Briefe Annette von Droste-Hülshoffs an ihre Schwester (7. Juli 1839): ‚Hier in Norddeutschland sind die Leute ganz betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst'. Das angehängte Urteil war zum Teil Ausfluß einer üblen Laune, die sich gegen Freiligrath, der kurz zuvor in Münster gewesen war, Luft machte. Er hatte durch Schücking eine Einladung in das bekannte ‚Kränzchen' bekommen. Annette wollte oder konnte nicht kommen, da sie ‚den ganzen Tag dunsch' war. Es ist begreiflich, daß Freiligrath, dem es hauptsächlich um ihre Bekanntschaft zu tun war, es da vorzog, sich ‚statt dessen einen lustigen Abend mit einigen Freunden' zu machen, wie sie an ihre Schwester berichtet. Am andern Morgen ließ Freiligrath ihr durch Schücking zu tausend Grüßen sagen: ihre Gedichte seien ‚wunderschön', da sie aber habe absagen lassen, ‚möge der Henker das ganze Kränzchen holen'. In ihrer ungeschminkten Art donnert sie darüber los: ‚Es freut mich, ihn nicht gesehn zu haben, er muß ein completer Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu thun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte! Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht.' Die rauhe, der Augenblickserre-

gung entsprungene Absprache ist allmählich ruhiger und gerechter Würdigung und freundlicheren Beziehungen gewichen, doch glaube ich, aus dem Wesen der Droste heraus, nicht, was Schücking an Freiligrath am 12. Mai 1840 berichtet, daß sie, ‚das gnädige Reichsfräulein‘, wirklich ‚aufs ernsteste‘ den Plan gemacht hat, mit Schücking, Freiligrath und Adele Schopenhauer zusammen in ein Landhaus am Rhein ‚überzusiedeln‘. Das Diktum: ‚schön, aber wüst‘ mag sich übrigens mehr äußerlich auf das stofflich Wilde und Exotische der Gedichte bezogen haben, für ausgeschlossen halte ich es jedoch nicht, daß darin bereits ein feinerer Vorwurf eines ästhetischen Mangels instinktiv wach geworden ist, der Freiligraths Gedichte wirklich trifft, im Gegensatz zu Annette von Drostes eigenen Dichtungen, weshalb ich denn auch gerade diese Stelle herangezogen habe. Auch aus Schwerings Darstellung, bei aller entschiedenen und berechtigten Wertung der Freiligrathschen Vorzüge, ergibt sich ein solcher Mangel deutlich genug, ja es zeigt sich, daß Freiligrath selbst sich nicht im Unklaren über die Grenzen seiner Begabung war.

Freiligrath besaß nicht jene schöpferische Phantasie, die nicht nur Anschauung, reproduktive Belebung von Vorstellungen ist, sondern in der sinnlichen Anschauung zugleich die seelische Anschauung gewinnt, nicht nur ein Erleben von Eindrücken und deren bloßem Stimmungsgehalt, sondern mittels der Eindrücke ein Erleben der Seelenvorgänge ist, indem jeder neue Eindruck zum Ausdruck der durch ihn ‚an inneren geistigen Lebensmomenten der Seele‘ vermehrten Welterfahrung wird. Wenn Goethe dem Sinne nach sagt: es dichtete mich, so soll das heißen, an dem äußeren Erlebnis wurde er ein neues Moment seiner eigenen Wesenheit gewahr; es vermehrte also seine innere Kultur, indem es ihm ein noch unentdecktes Gefühl oder eine noch nicht gewonnene geistige Erfahrung, Schiller würde vielfach sagen, eine Idee erst zum Bewußtsein brachte; aber ebenso hätte er sagen können, ich dichtete es, denn er hatte damit jeweils auch das Wesen des Objektes durch eine neue geistige Beziehung geklärt, er hatte nicht nur in sich neue Aufschlüsse über Welt und Leben gewonnen, und nicht nur für sich und seine Eigenkultur, sondern für die menschliche Geistesentwicklung und Gemütsbildung überhaupt. Eine solche innere Kultur, geistige Entwicklung, wie sie Goethe, Schiller, die Romantiker für die deutsche Kultur in sich vollzogen, wie sie sich in Eichendorff, Uhland, Kerner nach der mehr gemütlichen Seite wenigstens offenbart, am prächtigsten in Mörike, um die Lenau und die Droste sich innerlich verzehrten, die Hebbel trotzig, jäh dem Leben abrang, eine solche Blüte der Kräfte des Geistes und Gemütes vermissen wir bei Freiligrath, bei den sogenannten Zeitdichtern überhaupt.

Dieses Fehlen kann man nicht allein historisch begründen. Goethe, Schiller, die Romantiker, später Hebbel waren auch Zeitdichter, aber im absoluten Sinne, sie lösten, förderten auch und wie die Fragen der Zeit, aber nicht aus der Zeit und ihrem engen Begriff heraus, sondern aus dem zeitlos ewig Gesetzmäßigen heraus für die Zeit und die Zukunft, während die Zeitdichter in Anführungszeichen sich nicht sonderlich über das Niveau ihrer Zeit erhoben, sondern darin beengt blieben. Man muß diese Tatsache so hervorkehren, nicht daß die politischen und sozialen Zustände hier dichterische Genies behindert, beschränkt hätten, sondern daß die betreffenden Dichter über den äußeren Anschein ihrer Zeit nicht erheblich hinaussahen, daß also jener Mangel in ihrem eigenen Charakter lag. Das ist auch bei Freiligrath der Fall. Er bedurfte wie Anastasius Grün, Herwegh, Prutz, Kinkel u. a. geradezu der äußeren Zeitumstände, um eine gewisse dichterische Bedeutung zu erlangen, die darin besteht, daß in ihren Dichtungen uns ein Spiegelbild jener Zeittendenzen erhalten bleibt. Immerhin ist das ein bleibenderes Verdienst als das der sogenannten Bildungsdichtung, die ein bloßer Reflex einer starken Kulturdichtung war; sofern nicht auch sie Zeitdichtung war, schmeckt uns der immer mattere Aufguß aus

anempfundenen Gefühlen und Gedanken nicht mehr, wogegen die eigentliche Zeitdichtung immer ihren wenn auch mehr zeitkoloristischen als absolut dichterischen Eigenwert behalten wird. Und so ist es auch heute oder gerade heute, wo mit der Entwicklung des Reiches nach außen die Aufgaben im Innern ständig wachsen, und wir uns von der politischen Politik bereits sichtbarlich zur Kulturpolitik wenden, von Interesse und Genuß, jene Spiegelung der Zeit einmal wieder zu betrachten, uns in die Abbilder jener Zeit zu versenken.

Dafür ist Freiligrath vielleicht der geeignetste Mann. Zunächst, weil ihn seine ganz auf äußere Anschauung gestellte Phantasie, die sich zuerst in exotischen Bildern befriedigte, die für uns zum größten Teil, wie Schwering sagt, ‚verblaßte Tapeten' sind, die sich dann in Holland und England am Selbstgeschauten zu prachtvollen Gemälden aus dem Handel und Wandel erwerbstüchtiger Völker entwickelte und gleichsam den kommerziellen Aufschwung Neudeutschland vorausschaute, weil diese scharfe Anschauung ihn befähigte, auch das politische und soziale Ringen seiner Zeit am deutlichsten auszuprägen, nicht zuletzt auch deshalb, weil er im Grunde seines Herzens viel weniger als andere reiner ‚Tendenz'-Dichter und auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei zu stehen bestrebt war. Doch muß man sich immer vor Augen halten, daß hier im wesentlichen nur Zeitkolorit ist, daß hier ‚Ideale' wohl glanzvoll rhetorisch bedichtet werden, daß hier laute Begeisterung spricht, die um so lauter spricht, je weniger sie selbst die Probleme innerst erkennt und ihre Lösung mehr als durch äußeren Nachdruck zu fördern imstande ist, was wie in der Kunst so auch im ganzen übrigen Leben nur von den Menschen, die nicht nur des Zeitgeistes, sondern vor allem des Geistes der Zeiten voll sind, bewirkt werden kann, daß ein Goethe, Schiller, Stein, Bismarck, ja selbst kleinere Talente in der Richtung auf innere problematische Lösung die eigentlichen Träger der Entwicklung sind, gegenüber den die Zeitforderungen nur vertretenden und die Zeitstimmung mehr äußerlich repräsentierenden Politikern, Diplomaten und Dichtern.

Christoph Flaskamp.

Kunst

Neues über Leonardo da Vinci

(1452—1519). Bekanntlich fußen alle neueren Biographen dieses wundersamen, unergründlichen Genius auf J. P. Richter, welcher mit jahrelang ausdauernder Opferwilligkeit das ganz unschätzbare, grausam verwirrte und zerstreute Material von Leonardos handschriftlichem Nachlaß wie mit Röntgenstrahlen kritisch zu durchleuchten, zu ordnen und exegetisch auszukunden bestrebt war und der überraschten Welt sein wirklich bahnbrechendes zweibändiges Werk (London 1883 und 1894) bot. Auf diesen Fährten gingen Müller-Walde (München 1889), E. Müntz (Paris 1899) und G. Gronau (London 1902) weiter, während viele Fachschriftsteller bereitwillig die gewonnenen Resultate zu popularisieren begannen, darunter der feinempfindende Rosenberg in einer reich illustrierten Monographie (1898) und Marie Herzfeld, welche eine Auswahl von Leonardos Abhandlungen, philosophischen Aphorismen, Entwürfen, Ideen, köstlichen Fabeln, Schwänken, erzählenden Berichten ins Deutsche übertrug (Jena 1904 bei E. Diederichs), worauf eine neue Übersetzung des ‚Traktat über die Malerei' (ebendaselbst 1909) folgte.

Ein reichdurchdachtes Werk mit wertvollen Nachträgen lieferte der Italiener Edm. Solmi (Florenz 1900)* nebst weiteren ergänzenden Exkursen (Modena 1898, 1905 und 1908), manch' gewagte Konjekturen seiner Vorgänger vorsichtig eindämmend, trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit leicht lesbar, ohne einem allzu didaktischen Ton zu verfallen.

Den Clou deutscher Forschung aber bildet Woldemar von Seidlitz, welcher mit voller Beherrschung des ungeheuren Mate-

* In deutscher, etwas ängstlicher Übersetzung von Emmi Hirschberg. Berlin 1908 bei Ernst Hofmann. 291 S. 8°.

rials die schwierigsten Fragen in anmutender Form, in klarer, streng historischer Gliederung und meisterlicher Durchführung behandelte. In plastischer Weise gelingt ihm die detaillierteste Gestaltung dieses komplizierten Charakters, ohne glorifizierende Effekte, im scharfen Sonnenlicht der Forschung. Trotz aller Eigenheiten tritt die imposante Erscheinung mit stets wechselndem, höchste Hochachtung gebietendem Interesse hervor, ein Markstein aller Zeit und Spiegelbild gründlichster Forschung. So erscheint Leonardo dem ernsten Albrecht Dürer innigst verwandt, aber an Schönheit, Grazie und Wohlklang überlegen.

Man hat ihm übrigens auch manches in sein Leben hineingeheimnißt und imputiert, beispielsweise Reisen und artistische Bautätigkeit in Ägypten und Kleinasien, ein Freidenkertum, die Entdeckung Amerikas und Erfindung des Dampfschiffes, allerlei Exzerpte heranziehend aus seiner Lektüre oder andern Äußerungen seiner Mitlebenden, die ihn ob ihrer Seltsamkeit zu einer Annotation veranlaßten; gewiß manches, was ihm phantastische Autoren, wie etwa Richard Muther, zuversichtlich in die Schuhe schoben oder allzubereitwillig auf sein Konto setzten und eigenwillig verbuchten: Dinge, auf welche die neuere Kritik in besonnener Ruhe wieder gerne verzichtete.

•

Die Wiege dieses Weltwunders stand im schönen Arnothale zu Anchiano oder in der Nähe des mit seinem Namen unlösbar verbundenen Kastell von Vinci. Seine Mutter war, wie die Dokumente besagen, ‚ein armes Landmädchen‘ oder ‚eine Jungfrau aus edlem Geschlechte‘, der Vater ein blutjunger Jurist und nachmaliger Florentiner Notar, der nachmals noch vier Frauen zum Altar führte. Vom fünften Lebensjahre in Florenz erzogen, erhielt der aufgeweckte Knabe gute Lehrer, die er bald durch überraschende Fragen interpellierte und verblüffte; sein Sinn stand auf ungewöhnliche Dinge, wie Rechnen und Mathematik, ebenso aber auf Nachbilden von Eindrücken, Festhalten und zeichnerischer Wiedergabe. Erstaunt über den Flügelschlag des im Entenhofe zur Welt gekommenen Schwans — man denkt unwillkürlich an die Jugend Andersens — mag der Vater, wie nachmals der kaiserliche Rat im Hause zu den drei Leyern in Frankfurt, über den ‚singulären Jungen‘ die Hände gerungen haben. Glücklicherweise brachte er die unbegriffenen Federproben seines ‚figliuolo‘ vor die rechte Schmiede, den vielseitigen Andrea Verrocchio,* der staunend von den sicheren Strichen, ‚ex ungue leonem‘, die reiche Begabung des Knaben erkennend, denselben freudig in die eigene Pflege nimmt und in die richtige Bahn leitet. Alles weitere ergibt sich von selbst. Als Lehrling und Geselle assistiert dieser seinem Meister bei dessen großen Werken, dem Tafelbilde der ‚Taufe Christi‘ und dem Riesenmodell der hinreißenden Reiterstatue des Bartolomeo Colleoni — ein wahres Programm für den später sich ganz in Mathematik, in Mechanik und technische Studien, als die Fundamente alles Denkens und Schaffens vergrabenden Schüler, dessen Geiste nichts zu schwer schien, der überall, wohin er sich wandte, das Schwierigste mit Leichtigkeit zu lösen wußte, der unaufhörlich experimentierte und kalkulierte, wobei sich jedoch schon frühzeitig die immerdar stärker anwachsende Unlust ergab, das Begonnene zu vollenden. Mit Feuereifer unternahm er alle möglichen Dinge, trieb sie bis auf einen gewissen Punkt, um, wenn die Aussicht auf Lösung des Problems dämmerte, sie wieder liegen zu lassen. Dieser ‚punctum saliens‘, welchen er nie überwand, wurde die Irrwurz seines Lebens; diese Unlust, eine Sache zu vollenden, trägt die Schuld, daß in der Folge seine größten Entwürfe nicht zu Ende kamen. Seine ungestüme Hast zu zügeln war er niemals imstande.

Als weiteres Charakteristikum erscheint seine Linkshändigkeit. Gleich geschickt, wie Adolf Menzel, mit beiden Händen zu malen

* Eigentlich Andrea di Michele di Francesco, der in dankbarer Erinnerung an seinen Lehrer, den Goldschmied Giuliano de Verrochio, den Namen weiter führend, als Maler und Bronzegießer zu hohen Ehren brachte (1435—88).

und zu zeichnen, liebte er die Spiegelschrift, von der Rechten zur Linken zeitlebens beizubehalten, ahnungslos, welche Unsumme von Mühe seinen späteren Biographen daraus erwachse. Als Quell jeden Wissens und Könnens betrachtete Lionardo die Mathematik und Mechanik, als wichtigsten Faktor der Malerei und jeglicher Technik.

Die Natur hatte den herrlichen Jüngling auch äußerlich reich bedacht, mit einnehmender Wohlgestalt, anmutigen Zügen, blitzend hellen Augen und einer bezaubernden Rednergabe, so daß er mittelst seines klaren Verstandes und umfangreichen Wissens jeden, der sein Redegeselle wurde, zu besiegen vermochte. Seine Liebenswürdigkeit zog die Menschen an; ein Meister in allen freien Künsten, trefflicher Reiter, nie versagender Improvisator, Dichter, Sänger und nach dem Vorgange des Atalante bei Migliarotti ein vorzüglicher Lautenspieler. Als solcher führte er sich auch am herzoglichen Hofe des Ludovico Sforza zu Mailand ein und zwar mit seinem aus Silber gegossenen Instrument, welches an Stärke und Wohlklang alle Lauten übertraf. Nur nebenbei zählt er in einem Memoire alle seine Fähigkeiten als Ingenieur auf, wie er transportable Kriegs- und Belagerungsmaschinen zu machen versteht, das Anlegen von Wassergräben und Schleusen, Kanonengießerei, Wurfmaschinen und Feuerwagen; nur nebenbei gedenkt er seiner Kunst in Marmor, Erz oder Ton und in Farben zu arbeiten und jedem die Wette zu bieten.

Er mußte sich in Florenz trotz den Medicis nicht an seiner Stelle fühlen. Ob er inzwischen in Ägypten dem Khedive gedient und in Kleinasien Brücken gebaut habe, wie J. P. Richter glaubhaft zu machen suchte, wurde von den neueren Biographen als mehr denn unwahrscheinlich abgelehnt.

Jedenfalls gelangte Leonardo am Hofe zu Mailand ein volles Dezennium lang zu vielseitiger ehrenreichster Tätigkeit, wie allein schon die Reiterstatue für Sforza und das Abendmahlbild* beweisen.

Neben zahllosen Zeichnungen und Projekten entstand während des Mailänder Aufenthaltes auch das Malerbuch ('Trattato della pittura', sorgfältig erläutert bei Seidlitz I, 297—374, und in Übersetzung von M. Herzfeld. Ausführlich schildert Seidlitz den Zusammenbruch von Lodovicos Herrlichkeit, den Einmarsch der Franzosen, Leonardos Aufenthalt zu Mantua, Venedig (wo der Künstler Taucherapparate ersann zur Anbohrung der türkischen Flotte) und Florenz, die neue Kartonzeichnung zum 'S. Annabilde selbdritt', seine Reisen zur Besichtigung von Cesare Borgias Festungen (Mai 1502 bis Anfangs 1503), wo er überall neue Erfahrungen einheimst über die Gesetze der Wellenbewegung, die Befestigung des Klöppels in der berühmten Glocke des Mangiaturmes zu Siena und die Entfernungen und Stationen nach Foligno verzeichnet (II, 38), die Bibliothek zu Pesaro besucht und in Rimini den Wohlklang des aus drei Röhren in den Brunnentrog fallenden Wassers erklärt. Im Sommer 1503 begann das Riesenprojekt, den Arno von Florenz bis Pisa zu kanalisieren; ebenso das große Schlachtgemälde im Rathaussaale zu Florenz. Abermals zu Mailand beschäftigt ihn außer den Johannes-, Bacchus- und Leda-Bildern die Anatomie im weitesten Sinne mit Einschluß des Kehlkopfs. Außerdem führen den hochbetagten Mann große Wanderungen auf alle Berge des Comersee, und im Monte Rosagebiet besteigt er den Monte Bô (oder Monboso, 2556 m),

* Zur Geschichte des Abendmahlbildes und dessen Reproduktionen sei der Nachtrag gestattet, daß Frl. Emilie Linder (1797—1867), die sinnige Malerin und großmütige Kunstfreundin, 1834 den Münchener Historienmaler Jos. Schlotthauer mit sechs seiner besten Schüler nach Mailand sendete, um einen großen Karton, eine kleine Farbenskizze und Kopien der einzelnen Köpfe anzufertigen (heute im Museum zu Basel; vgl. Franz Binder: Emilie Linder. München. 1897); ferner zu erinnern an die durch den Düsseldorfer Maler J. Rietzen nach den Weimarer Pastellen gemachten und durch Bruckmann photographisch reproduzierten Kreidezeichnungen derselben (München, 1867, mit Text von J. Sighart), und an die feinfühlige Monographie von Erich Frantz (Freiburg, 1885). — Die neueste Untersuchung bei Cavenagnis Restauration (1904—08) ergab, daß Leonardo nur reines Öltempera in Anwendung brachte, wodurch die Angabe Lomazzos ganz hinfällig wird (Seidlitz I, 208).

wobei Lionardo auch naturwissenschaftliche und touristische Beobachtungen einflicht, die ihn als einen der besten Alpenkenner des Renaissancezeitalters kennzeichnen. Bald darauf überrascht uns der freilich mißglückte Bau einer — Flugmaschine. Die Zeit von 1513—16 gastete der Unermüdliche bei Giuliano de Medici in Rom, dann als ehrenreicher Pensionär des Königs Franz I. seit 1516 zu Amboise, wo der mit allen Tröstungen und Segnungen der Kirche versehene Greis am 2. Mai 1519 seine reichbegabte große Seele veratmete. Daß er, wie die holde Märe behauptet, in den zärtlich um ihn bemühten Armen des Königs verschieden, ist unmöglich, da der ‚ritterliche Herr' gerade zu St. Germain die Geburt seines zweiten Sohnes feierte. Die Ente von der Entdeckung seines Grabes zu Saint-Cloud machte in neuerer Zeit, vielfach immer wieder seeschlangengleich auftauchend, die Runde durch aus- und inländische Zeitungen. Sein in Röthel wunderbar gezeichnetes Selbstbildnis mit dem langen, ehrwürdigen Haupthaar und dem prachtvoll niederwallenden Barte (Turin) zeigt den aller Äußerlichkeit abgewendeten, ganz nach Innen gekehrten Geist. Schließlich beleuchtet Seidlitz (II, 197) auf das eingehendste den nach allen Radien ausstrahlenden ‚Forscher', welchen schon Alexander von Humboldt als ‚den größten Physiker' ehrte.

Hier sind vielleicht noch einige Züge zur Vervollständigung seines äußeren Porträts gestattet.

Er kleidete sich in würdevoller, aber immer gewählter Einfachheit (hielt auch, selbst in weniger günstigen Zeiten, schöne Pferde und stattliche Diener), ohne dem Wechsel der Mode zu frönen. Heiter klingen seine Aufzeichnungen über den tollen Wechsel der Ärmel (vgl. Solmi-Hirschberg 1908, S. 173); durch gleichzeitige Denkmale belegbar, sind selbe ebenso von kunsthistorischem Interesse wie die in Harsdörffer's ‚Frauenzimmergesprächspielen' (Nürnberg 1641, I, 96) einer Matrone in den Mund gelegten Klagen über den heillosen Wirrwarr von Hüten, Beinbekleidung und Schuhen. So bieten Lionardos Lucubrationen allen Zweigen der Forschung unerschöpfliche Fundgruben. — Die Schönheit und Anmut seines ganzen Wesens ist bekannt; seine Kraft war so gewaltig, daß er Münzen und Hufeisen zerbrach, jeden Klöpfel einer mäßigen Glocke zu einer Schraube drehen konnte, einzig durch den Gebrauch der Finger, welche das Saitenspiel ebenso wie den Pinsel, den Meißel und das anatomische Messer zu meistern wußten, so daß ihn Marx nächst Antonio della Torre als den Begründer der bildlichen Anatomie erklärte. Alle Erzeugnisse der Natur zog er in den Kreis seiner philosophischen Sonde und Lupe, selbstverständlich die Botanik und ‚Beschaffenheit der Kräuter' ebenso wie die astralen Erscheinungen des Himmels. Nichts schien seinem erhabenen Geiste zu schwer; je subtiler der Gegenstand, desto mehr wurde sein Sinn gereizt. Der nicht zu tiefsinnig veranlagte Vasari bezeichnete dergleichen freilich nur als zeittötendes Narrenwerk; darunter das Zeichnen der sogenannten Knoten, Labyrinthe oder logisch durchfugierten Schnurgeflechte, womit auch Dürer seinen Geist erfreute.

In seiner Universalität erscheint Leonardo als Vorläufer unserer, Berge durchbohrenden, den Blitz dienstbar machenden, das Luftmeer erobernden Zeit, und das ‚Plus ultra' als seine Devise.

Die Gegenwart hat diese Erbschaft mit neuen Potenzen angetreten. Ehre und Dank seinem Namen — immerdar!

Leonardo war der erste von den drei größten Meistern Italiens, welcher aus dem Leben gerufen wurde. Schon ein Jahr später folgte dem siebenundsechzigjährigen Manne der jugendliche Raffael, indes der ungebeugte Buonarroti in seiner einsamen Größe noch eine Reihe von Jahren an seiner titanischen Schöpfung, dem Bau der Peterskirche, auf allen weltlichen Lohn verzichtend, arbeitete, einzig ‚zu St. Peters Ehre und seiner eigenen Seele Trost', bis der hochbetagte erblindete Greis, längst mit der Welt und dem Himmel versöhnt, sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe legte.

Über die Priorität und Ächtheit vieler

Bilder hat ein heißer Kampf begonnen, z. B. über das zweimal in London und Paris befindliche Bild der ‚Madonna in der Felsengrotte‘, wobei endlich die Stimmung für Paris überwog, obwohl bei kühlerem Denken beide Ebenbürtigkeit behaupten könnten, gleich der in Darmstadt und Dresden befindlichen Holbein-‚Madonna mit der Familie des Bürgermeister Meyer‘. Ähnliche Anfechtungen wagten sich an Leonardos ‚Anna Selbtritt‘, item eine ganze Kunstreiterei von Konjekturen über die wahre Persönlichkeit und Namengebung jener ‚Bianca Sforza‘, ‚Mona Lisa‘ oder ‚Belle Ferronniere‘ betitelten Damen. Ebenso beliebte man das wunderbar fein empfundene Christushaupt (Brera) als Cesare da Sesto zu signieren und den benachbarten Medusenkopf als bare Fälschung zu entlarven. Sehr vorsichtig und rückhaltend bewährten sich Solmi und Seidlitz. Bei aller Achtung vor der besonnenen Tätigkeit der philologischen wie artistischen Kritik bleibt das Graswachsenhören doch kein untrügliches Prärogativ und auch hier gilt das Sprichwort, daß allzuviel meist ungesund sei. Nicht mit Unrecht spottete ehedem schon Clemens Brentano: ‚Es ist gut, daß die Bilder nicht hören können, sie hätten sich sonst schon längst verschleiert; die Leute gehen gar zu unzüchtig mit ihnen um und sind fest überzeugt, sie ständen am Pranger wegen eines geheimen Verbrechens, welches die Beschauer durchaus entdecken müßten.‘ Man denkt doch unwillkürlich dabei an unsere sachverständigen und allweisen Kunstverein- und Ausstellung-Rezensenten! Neu ist, daß Leonardo auch als Fabeldichter zu Ehren kommt. Die vierundvierzig Erzeugnisse dieser Art hat zuerst E. Solmi (Leonardo d. V., Frammenti litterari e filosofici, Florenz 1904) zusammengestellt, erläutert, ihre Originalität nachgewiesen (Le Fonti dei Manoscritti di L. da Vinci, Turin 1908 S. 308 ff.) und Marie Herzfeld (1904 S. 230—48) übersetzt. Manche sind von epigrammatisch überraschender Kürze (wie Lessings ‚Vogel Strauß‘, der ‚Geizhals‘ oder der von Kaulbach so kongenial illustrierte ‚Dornstrauch‘), z. B. der lange unbeachtete ‚Feigenbaum‘, welcher ob seiner köstlichen Früchte von den Undankbaren gefällt, zersägt und als Holz verarbeitet wird; oder vom ‚Nußbaum‘, der an der Straße den Vorübergehenden seinen Reichtum vor die Füße warf und dafür von jedermann mit Steinen beworfen wird. Andere sind sprechende Stimmungsbilder und Paramythien, dergleichen auch Herder zu schaffen liebte.

So nahe der Anlaß lag, es dauerte doch lange, bis ein phantasiebegabter Dichter mit der sprühenden Kraft der Erfindung solch ein dankbares Thema in die Form eines kulturhistorischen Romans spannte. Was Ludwig Tieck mit seiner nie nach vollem Verdienst gewürdigten, den Lusiadensänger Camoens schildernden Novelle ‚Tod des Dichters‘ (zuerst 1834 bei Reimer in Berlin) wagte, der Ägyptolog Georg Ebers mit großem Glück und J. V. Scheffel im ‚Ekkehard‘ mit beispiellosem Erfolg erreichten, fand einen kühnen Nachfolger in Dmitry Sergewitsch Mereschkowski. Dieser, 1866 geboren, antichambrierte zuerst mit ‚Gedichten‘, dann mit dem biographischen Roman ‚Julian‘, in welchem mit universeller Rundschau der Untergang des Hellenismus und der siegreiche Eintritt des Christentums gefeiert wird. Die köstliche Gabe, den Leser unmittelbar ‚in medias res‘ zu setzen, bekundete der junge Autor mit dem alle Radien der Renaissance wiederstrahlenden ‚Leonardo da Vinci‘, welcher den Namen des Verfassers durch Übersetzungen in alle europäischen Sprachen* buchstäblich in die weite Welt trug. Eine überraschende Fülle von Bildern tut sich auf in einer blühenden Sprache bei virtuosem Vortrag. Neben den farbenglühenden, lebensprühenden Szenen weiß er scharf akzentuierte Porträts, Formen und Skizzen herauszumodellieren und sozusagen kinematographisch vorüberzuführen. In toller Folge drängen sich die markantesten Charaktere, wie in den Schöpfungen des idealen Henry Sienkie-

* Deutsch von Carl von Gütschow. Leipzig 1903 und 1909 bei Schulze u. Co.

wicz, alle Bestrebungen ihrer Zeit vollauf repräsentierend: die tonangebenden Humanisten, die Träger der Mediceerherrschaft, der divinatorische Prediger von San Marco, der seine Prinzipien verfechtende leichtlebige Niccolo Machiavelli; — als eine Meisterleistung mag die Szene gelten in der Nachtherberge bei Novilara mit dem kunterbunten Soldatentrouble — ferner der durch sein ‚unerhörtes Glück und übermenschliche Zuversicht' alle faszinierende Cesare Borgia, dazwischen andere Glücksjäger, Schwindler, der ganze Troß und Menschenschutt fragwürdiger Gestalten; die holdseligen, durch Lionardos Kunst verewigten Frauen und die übrigen ‚ewig weiblichen' Erscheinungen, zwischendurch in unantastbarer Hoheit der wunderwürdige unergründliche Maler-Magus, als Mittelpunkt des im vollen Herzschlag durch Florenz, Rom und Mailand fieberhaft pulsierenden Lebens und Treibens. Dabei hat der Romanzier den Vorteil, ebenso wie Gobineau u. a., alle Hauptpersonen wörtlich aus ihren Schriften sprechen zu lassen. Freilich verlangt der Autor von seinen Lesern unbedingten Glauben — sie folgen ihm gewiß ohne den leisesten Zweifel, unbedingt, obwohl er von dem Rechte des gestaltenden Dichters ebenso weitläufigen Gebrauch macht wie etwa Schiller als Historiker und Dramatiker. Wenn Scheffel mit seinem gründlichen Wissen durch angehängte Zitate fast jedes Wort belegt, so fordert und genießt unser Russe infallible Autorität. In Summa, bleibt seiner Leistung doch der Reiz einer mächtig und prachtvoll vorüberrauschenden symphonischen Dichtung! Prof. H. Holland.

Andreas Achenbach †. Die Nachricht von dem Tode des berühmten Landschafters und Marinemalers am 1. April wirkte fast wie ein Anachronismus, so sehr ist die Art seiner Palette in der Vorstellung des realistischen Kunstablaufs an die Anfänge zurückgeschoben, speziell in seinem Fache, das ja den Tummelplatz für die ganzen künstlerischen Umwälzungen seiner und unserer Zeit abgab. Im Katalog der 1906 veranstalteten Jahrhundertausstellung stand sein Name an der Spitze, gefolgt von dem seines bereits 1905 verstorbenen Bruders Oswald. Diese Ausstellung umfaßte programmatisch nur die Kunst bis 1875, bis zum Eintritt des Impressionismus, dieser auch ‚schon historisch gewordenen Phase in der Entwicklung der modernen Malerei'. Diesem voraus geht die ganze wichtige Phase der deutschen Malerei mit so tüchtigen Meistern wie Leibl, die im Zusammenhang mit Courbet und den Meistern von Fontainebleau steht. Auch diese gilt es noch zu überschlagen, um auf Achenbach und jene wackeren selbständigen Talente zurückzukommen, von denen etliche durch die Jahrhundertausstellung neu entdeckt wurden. Achenbach brauchte nicht entdeckt zu werden, sein Ruhm war bald und dauernd begründet. Aber es war schon lange nicht mehr der Ruhm des Vorbilds — dies vielleicht bei seiner spröden Art nie gewesen —, sondern der Ruhm des Gedenkens an einen aufrechten deutschen Meister.

Achenbach ist im gleichen Jahre wie ein anderer spröder, aber ungleich malerischer veranlagter deutscher Meister, Adolf Menzel, im Jahre 1815 in Kassel geboren. Einer langjährigen Studienzeit an der Düsseldorfer Akademie, in der er den Einfluß Schirmers und des ihm in der Naturtreue verwandten Lessing erfahren hatte, folgten größere Reisen nach Holland, England, die nordischen Küsten und nach Italien, wo er 1843 zum Katholizismus übertrat, ein Nachklang zu der romantischen Bewegung, der an den acht Jahre früher erfolgten Übertritt eines seiner Zeit vorauseilenden malerischen Talentes, Friedrich Wasmann, in Fühlung mit Overbeck, erinnert. Eine reiche, fruchtbare Tätigkeit, die sich nicht nur auf sein Spezialfach, Meeres- und Uferbilder, sondern auch auf die Schilderung von Binnenlandschaften erstreckt, füllte dann sein langes, meist in Düsseldorf verbrachtes Leben aus.

Wenn wir heute durch die Museumssäle gehen, in denen Bilder Achenbachs und ihm gleichzeitiger Meister hängen, so müssen wir uns absichtlich daran erinnern, daß wir noch Zeitgenossen sind. Die Bilder erinnern uns

nicht mehr daran. Es erscheint als eine kleine, fremdgewordene Welt, noch ein Stück Biedermeierei, was uns daraus anspricht. Und doch hat jene Malerei sich ihre Grenzen gar nicht eng gesteckt, einmal stofflich nicht, indem sie den Bildgegenstand mit Vorliebe großen Naturszenerien, womöglich noch dazu fremden Ländern entnahm und die Motive in einem und demselben Bild häufte, sodann auch formal nicht, indem man Kompositionen von fast barocker Lebhaftigkeit mit starken farbigen Gegensätzen gestaltete. Das ist es eben, was die Bilder jener Zeit uns heute klein erscheinen läßt. Die erhabenen Motive waren zu reichlich verwendet, so daß sie sich gegenseitig beeinträchtigten, die Lebhaftigkeit der Komposition war mehr konstruiert als von innen gefaßt oder jäh erhascht, und den Farben fehlt die Tiefe und Überzeugungskraft. Sie sind eine trockene Decke.

Auch Achenbachs Marinen und hügelige Landschaftsbilder haben für uns heute oft eine Starre angenommen, weil die lebhafte Bewegung und die komponierten Motive mehr Selbstzweck sind, als von einem inneren Rhythmus gleich dem barocken seiner holländischen Vorbilder Ruisdael u. a. belebt werden. Auch seine Farbengebung erscheint modern gewohnten Augen nicht selten bleiern und glasig. Und doch darf seine Kunst nun deshalb nicht unterschätzt werden. Was wir heute an formalen Pointen und erzählendem Detail bei ihm sehen, das ist der Tribut, den er seinem romantischen Zeitalter zollte. Er ist immerhin klein genug. Wer so wie Achenbach sich in seiner Zeit selbständig hinstellen und eigene Wege gehen konnte, war eine kräftige künstlerische Persönlichkeit. Sein Werk war so viel wie ein neues Programm; allerdings kam das Neue für die deutsche Malerei dann doch meist auf dem Umweg über Frankreich. Achenbach hat sich für seine Malerei die erweichenden Einflüsse von Frankreich her, vom gleichzeitigen Paysage intime, nicht zu Nutzen gemacht. Er hat sich unmittelbar an die Holländer gehalten. Im übrigen ist er eigene Wege gegangen. Seine Gemälde sind in starken Kontrasten doch harmonisch ausgeglichen und zeugen von einer reichen Palette. Die Farbe ist, wenn ihr auch oft die Wärme fehlt, breit hingestrichen und in kleinen Teilchen glänzend aufgesetzt und geschmeidig behandelt, die Staffage insbesondere ist ohne Peinlichkeit mit sicherm Gefühl für ihren Zweck und Farbenwert hingesetzt. In seinen Seebildern, in denen das Tonige noch mehr überwiegt, erinnert er an den wenig älteren Franzosen Eugène Isabey, erscheint aber voller und fortschrittlicher. Kurz, ist Achenbach auch ein spröder, so ist er doch ein ausgesprochener deutscher Maler gewesen, und zwar einer von der kleinen Schar derer, denen ein sachlicher Realismus über eine gemütvolle Subjektivierung geht, und zu denen auch Menzel gehört. Für seine Zeit war er ein Bahnbrecher, und uns ist er ein Markstein einer Phase selbständiger deutscher Kunst.

Konrad Weiß.

Musik

Von der Münchener Hofoper. Die volle Erschließung des Schaffens und der Bedeutung von Hektor Berlioz ist zweifellos eine der dankenswertesten Errungenschaften der Neudeutschen auf musikalisch-kulturellem Gebiet gewesen. Daß man dabei neben dem Sinfoniker auch dem Musikdramatiker gerecht zu werden suchte und sucht, ist nur zu begrüßen, selbst wenn man von vornherein anerkennt, daß in dieser Sphäre dauernde Erfolge für den französischen Meister nie zu holen sein werden. Nun ist zwar der ‚Benvenuto Cellini‘, mit dem es unsere Opernleitung nach längerer Pause wieder einmal versuchte, zweifellos das vielleicht bühnenfähigste Werk seines Schöpfers; zwar gibt sich die in dem legendären Perseusguß gipfelnde Intriguengeschichte aus dem Leben des großen Renaissanceplastikers dichterisch reichlich verworren und unklar, aber es fehlt ihr doch nicht an dramatischer Bewegung und Abwechslung. Berlioz' Musik hat aber daraus kaum Nutzen gezogen; in ihr pulst kein wirkliches Bühnenblut, dramatische Schlagkraft und Gedrungenheit ist ihr versagt. Sie reiht ohne Rücksicht auf

breite dramatische Linienführung ein Miniaturbild ans andere, wobei all die üppig ausgestreuten intimen musikalischen Schönheiten fast wirkungslos im weiten Kulissenraum verhallen. Dem vermag selbst ein so suggestionsgewaltiger Dirigent wie Mottl nicht abzuhelfen, dessen Name im übrigen in der Geschichte der Berliozbewegung, gerade was die ‚Rettung' des Musikdramatikers Berlioz anlangt, stets einen Ehrenplatz behaupten wird. Auch die neuerlichen Cellini-Aufführungen erhob er zu so großzügigem Schwung, daß man darüber manche Schwächen der kompositorischen Arbeit vergessen konnte. — Ganz ähnlich verhielt es sich mit seiner Neueinstudierung des Mozartschen ‚Titus'. Auch bei diesem Werk weiß Mottl mit Einsatz seiner ganzen starken Künstlerschaft alle irgendwie positiven Momente mit stärkster Unterstreichung ins rechte Licht zu setzen und das Ganze mit einem Hauch wirklich antiker Größe zu beleben. Und das will viel heißen; denn Mozarts ‚Clemenza di Tito', vom kränkelnden Meister in kaum drei Wochen zwischen den Arbeiten an ‚Zauberflöte' und ‚Requiem' auf Bestellung für die Prager Krönungsfeier Leopolds II. geschrieben, verrät trotz genialer Einzelzüge wie des Gluckschen ersten Finales, des berühmten Terzetts im zweiten Akt und ähnlichem, doch etwas sehr die flüchtige Gelegenheitsmache. Auch liegt uns das Werk seiner ganzen Gattung nach als veritable altitalienische opera seria Metastasianischer Provenienz ziemlich ferne. Übrigens soll ja Titus heuer im Sommer auch als Festspieloper figurieren, wobei Veranlassung gegeben sein wird, näheres über die fraglichen Probleme zu sagen. Unsere Besetzung ist in den Hauptpunkten sehr gut. Die Inszenierung im Rahmen der neuen Shakespearebühne bewährte sich in den intim dimensionierten Szenen vorzüglich, versagte jedoch gänzlich bei den breiteren Evolutionen. Hier zeigte sich wieder einmal deutlich, daß der dem Prinzip der Reliefbühne sich nähernde ‚Künstlertheaterstil' keineswegs in allen Situationen mit dem Wesen der Oper sich verträgt. Welch reizvolle Wirkungen er aber auch hier unter günstigen Umständen zu erzielen vermag, das zeigte vor kurzem die Wiederaufnahme von Glucks ‚Maienkönigin' in der von der Ausstellung 1908 her bekannten Einrichtung. Das nach wie vor entzückend wirkende Schäferstückchen bildete das Dritteil eines Einakterabends, der im übrigen noch eine Neueinstudierung von Webers ‚Abu Hassan' und als Novität Leo Blechs ‚Versiegelt' brachte. Die Webersche Jugendoper kann nächstes Jahr das hundertjährige Jubiläum ihrer Münchener Uraufführung feiern (4. Juni 1811). Ihr lustiges Libretto, nach einem Märchen aus ‚Tausend und eine Nacht', mutet mit den Abenteuern des Schuldenmachers Abu Hassan teilweise wie ein Stückchen ‚Dichtung und Wahrheit' aus Webers eigenem Leben an; hat der junge, leichtlebige Künstler doch in seiner Stuttgarter Zeit als Privatsekretär des arg verschuldeten Herzogs Ludwig Friedrich Alexander von Württemberg manche ähnliche Situationen wie sein verschwenderischer Opernheld Abu Hassan durchmachen müssen. In der Musik zeigt sich noch verhältnismäßig wenig von dem Romantiker Weber; sie spricht vorwiegend Mozartsches Idiom, und zwar hat dem jüngeren Künstler naturgemäß die ‚Entführung', das unerreichte Meisterwerk des Türkensingspiels als spezielles Vorbild gedient. Nicht alles wirkt mehr gleich frisch und unmittelbar, aber Stücke wie der drastisch lebenswahre Gläubigerchor: ‚Geld! Geld! Geld! ich will nicht länger harren', das Buffoduett zwischen Fatime und Omar, das ‚Schlüsselterzett' und ähnliches, haben auch heute noch nichts an Reiz verloren. In durchweg trefflicher Besetzung und abermals von Mottl zum Siege geführt fanden Gluck und Webers reizende Miniaturen freudigste Aufnahme seitens des Publikums. Eine gute Aufführung und freundliche Aufnahme fehlte auch der von Röhr geleiteten Blechschen Novität nicht. Leo Blech ist unter den deutschen Jungwagnerianern einer derjenigen, die am intensivsten das Bedürfnis unserer Zeit, von dem gewaltigen

Geisteserlebnis der Wagnerschen Kunst sich in schlichteren, bescheideneren Sphären zu erholen, erkannt haben. So wurde er ein besonders typischer Vertreter der modernen deutschen Spieloper. Nach den vielversprechenden Ansätzen in seinem Erstlingswerk, der Dorfidylle ‚Das war ich', und dem volkstümlichen Märchenstück ‚Alpenkönig und Menschenfeind' (nach Ferdinand Raimund) hat er mit dem komischen Einakter ‚Versiegelt' nun einen bereits ziemlich weit reichenden Bühnenerfolg zu verzeichnen. Das Werkchen kann schon in erster Linie dank der lustigen, bühnenwirksamen Dichtung von Batka und Pordes-Milo (nach Raupach) auf die Gunst des Publikums rechnen. Mit Ausnützung aller sich bietenden Situationskomik wird da die Geschichte eines heiratslustigen Bürgermeisters vorgeführt, der sich bei seiner Erwählten in einen Schrank verstecken muß und nun samt diesem alsbald von seinem übereifrigen Amtsdiener gepfändet und — versiegelt wird. Der flotte Konversationston dieser echten Biedermeierfabel findet in Blechs fließender, anmutiger Musik die beste Resonanz. Die Tonsprache in ihrer gewissermaßen modernisiert Lortzingschen Volkstümlichkeit harmoniert vortrefflich mit dem ganzen Milieu, technisch ist alles ungemein geschickt, ja glänzend gemacht, — Blech hat nicht umsonst als Schüler zu Füßen Humperdincks gesessen! — nur fehlt es leider dem Ganzen an wirklich individueller melodischer Erfindung. In dieser Hinsicht fällt beispielsweise der für das Münchener Opernpublikum ja besonders naheliegende Vergleich mit Wolf-Ferraris ‚Susannens Geheimnis' sehr zum Nachteil der Blechschen Novität aus. Freilich legt ja der ganze Verlauf des Stückes mit seinem rasch dahineilenden Konversationston im Vokalpart vorwiegend rezitativischen Sprachgesang — der sich sogar teilweise mit dem direkten, der Tonhöhe nach nicht mehr fixierten Sprechton mischt — und im Orchester die Entwicklung flüchtiger Figurationsmotive nahe, allein auch bei diesem Stil ist wirkliche Erfindungskraft durch keine noch so glänzende technische Gewandtheit zu ersetzen. Daß Blech übrigens doch auch wenigstens einzelne recht glückliche melodische Gedanken kommen, sei nicht verkannt.

Dr. Eugen Schmitz.

Felix Weingartner und die ‚Musikführer'. Zur vielerörterten, auch in ‚Hochland' schon mehrmals gestreiften Frage nach Wert und Bedeutung der neuerdings in Mode gekommenen, unter dem Namen ‚Musikführer' bekannten populären technisch-ästhetischen Erläuterungsschriften von Tonwerken ergreift neuerdings auch Felix Weingartner, der geniale Dirigent und derzeitige Leiter der Wiener Hofoper, das Wort. In der jüngst erschienenen zweiten Auflage seiner manche Anregung bietenden Schrift ‚Die Sinfonie nach Beethoven' (Breitkopf & Härtel, Leipzig 1909) finden sich darüber folgende Äußerungen: ‚Eine mit Notenbeispielen versehene, von einem guten Musiker geschriebene Einführung ist, vor allem bei neuen Werken, gewiß dankenswert; doch kann dem Publikum gar nicht genug eingeschärft werden, sie vor, eventuell auch nach den Aufführungen in Verbindung mit dem Studium der Partitur oder eines guten Klavierauszuges, keinesfalls aber während der Aufführungen zu lesen. Man betrachte eine mit Programmbüchern (Musikführern) versehene Gruppe von Zuhörern, die dem Vortrag eines Stückes darin zu folgen versuchen. Aus Sparsamkeit sehen zwei oder drei in ein Buch. Ist es nicht possierlich, wie die Köpfe zusammengesteckt werden und die Finger auf das Buch deuten, wenn die Stelle kommt, die als Notenbeispiel abgedruckt ist? Gleich darauf wird der Text so hastig als möglich weiter gelesen, damit man den Eintritt des nächsten Notenbeispiels nicht versäumt. Welchen Wert kann ein derartiges zerstreutes Zuhören mit gleichzeitigem ungenügendem Nachlesen haben. „Die Programmbücher machen es so bequem", lautet die Antwort. Schließlich könnte es durch dieses „Bequemmachen" noch soweit kommen, daß der Dirigent nur nötig hätte, die in den Programmbüchern aufgeführten Stellen möglichst pointiert „her-

auszuholen", um des Lobes der „Klarheit in der Herausarbeitung des Orchestervortrages" sicher zu sein, und der Hörer nur jene Stellen kennen müßte, um immer ein Zitat bei der Hand zu haben, mitreden und sich ungeniert als Kenner gebärden zu können. Wie würde dann wohl allmählich das Bild aussehen, das eine jüngere Generation etwa von einer Beethovenschen Sinfonie erhielte.' — Diesen Ausführungen, die die unrichtige Benützung der Musikführer als Unfug stempeln, ist in allen Punkten zuzustimmen. Hervorgehoben werden muß aber, daß, wie aus den einleitenden Worten zu entnehmen ist, auch hervorragende Praktiker wie Weingartner sich über den Wert der Musikführer bei entsprechender Verwertung vollkommen klar sind. Wer eine gute Analyse zu einem Tonwerk schreibt, übt eine ganz ähnliche reproduktive Kunstleistung aus, wie etwa der die Aufführung leitende Dirigent; beide ergänzen sich gegenseitig mit der Erreichung des Ziels, dem Kunstwerk zu möglichst tiefgreifendem Eindruck zu verhelfen. Beide aber müssen, um dies zu können, ‚gute Musiker' sein, wie Weingartner sagt. Wenn es soweit kommt, daß nur solche Berufene als Verfasser von Musikführern hervortreten, dann werden die Musikführer ihre Kulturmission erst voll erfüllen können.

Dr. Eugen Schmitz.

Neues vom Büchermarkt

Geschichte und Biographisches

So viel Gediegenes, Unvergängliches, inbezug auf einzelne Gebiete auch vielleicht Abschließendes, über die Zeit der italienischen Renaissance geschrieben worden ist, von einer einheitlichen Gesamtwürdigung sind wir doch noch weit entfernt. Die Hauptschwierigkeit liegt wohl in dem engen Ineinandergreifen der religiösen und weltlichen Lebensmächte, die zu keiner anderen Zeit sich so aufeinander angewiesen fühlten und dabei doch so häufig im Wege standen wie gerade in der Zeit des wiederbelebten Humanismus in Italien. Dies ist denn auch der Punkt, wo der deutsche Altmeister der Renaissance-Geschichtschreibung, der Schweizer Jak. Burckhard, seinen Nachfolgern Aufgaben hinterlassen hat, die zu lösen immer neue Versuche unternommen werden müssen. Karl Brandi ist zwar weit entfernt, in seinen Vorträgen ‚Die Renaissance in Florenz und Rom' (3. Aufl. Teubner, Leipzig 1909) einen solchen Anspruch zu erheben. Aber auch er erkennt als lockendes Ziel die Aufgabe, in einer Darstellung des Zeitalters der Renaissance neben dem Thema ‚Der Staat als Kunstwerk' das andere notwendig ergänzende ‚Die Religion als Kunstwerk' durchzuführen. Dazu gehörte allerdings eine große Kenntnis der theologischen Ideen und Bestrebungen jener Zeit, und über diese Kenntnis verfügten die Kultur- und Kunsthistoriker bis jetzt nicht. Aber schon der Umstand, daß Brandi diese Notwendigkeit einsieht, ist geeignet, ein erhöhtes Interesse für seine Arbeit zu wecken. Ihr Hauptvorzug besteht in einer sehr ruhigen, billig abwägenden Herausarbeitung der großen Linien, und zu diesem Zweck hat er sich auf Florenz und Rom beschränkt, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Geschichte dieser beiden Staaten eine gewisse Abgeschlossenheit zeigt und sich alle großen Ereignisse des Zeitalters irgend einmal mit ihrer Geschichte berühren. Zu dem genannten Vorzug gesellt sich ein zweiter, der in der deutschen Geschichtschreibung nicht allzu häufig anzutreffen ist: die sorgfältige und feine sprachliche Durchbildung dieser ‚Vorträge', die damit zu kleinen Kunstwerken werden. In dieser Hinsicht berührt sich das Buch mit dem ähnlichen Werk von Robert Saitschick, ‚Menschen und Kunst der italienischen Renaissance' (Hofmann, Berlin), das allerdings noch tiefer in das innere Leben der einzelnen Gestalten eindringt, dafür aber auf die rein geschichtlichen Zusammenhänge geringeren Wert legt, so daß beide Werke sich ganz vortrefflich ergänzen. — Eine sehr interessante Spezialarbeit, die sich aber ebenfalls an weitere Kreise wendet und daher auf den gelehrten Apparat verzichtet, ist Alfred Semraus Monographie ‚Die Condottieri' (Jena 1909, Diederichs). Über die italienischen Söldnerführer, deren geschichtliche Bedeutung allein schon durch die Namen Guido der Alte, Gattamelata, Coleoni, Sforza, Cesare Borgia illustriert wird, ist eine irgendwie ausreichende deutsche Arbeit nicht vorhanden gewesen. In Anbetracht der großen Rolle, welche die Condottieri auch als Mäcene gespielt haben, — waren unter ihnen doch gutgebildete Kenner des Altertums, — kann daher einer Darstellung, wie sie Semrau hier bietet, das Interesse nicht versagt bleiben. Er hat die Form des Charakterbildes gewählt, um das Menschlich-Persönliche um so wirksamer herauszuarbeiten

zu können. Sein Streben nach ‚Objektivität‘ wird man nicht verkennen dürfen; doch vergreift er sich in den Mitteln, wenn in der Studie über Cesare Borgia Alexander VI. damit gegen übertriebene Urteile in Schutz genommen wird, daß Semrau den Päpsten überhaupt Skrupellosigkeit in der Wahl ihrer Mittel nachsagt. Da wir bis heute eine deutsche Monographie über Cesare nicht besitzen, wurde diesem besondere Aufmerksamkeit zugewendet, wodurch die Studie die größte des Bandes wurde. Das Buch ist fein geschrieben und verdient die ausgezeichnete Ausstattung, die ihm der Verleger hat zuteil werden lassen.

Ein Werk von hochaktueller Bedeutung, das eine große und prinzipiell weittragende Streitfrage zu schlichten unternimmt, liegt nun abgeschlossen vor: es ist die in zwei selbständige Teile zerfallende Arbeit über Galileo Galilei von P. A. Müller S. J., Direktor der päpstlichen Sternwarte in Rom. Der erste Teil: ‚Galileo Galilei und das kopernikanische Weltsystem‘ (Herder, Freiburg 1909) sucht ein Bild der geschichtlichen Vorgänge zu entwerfen. Der wissenschaftliche Stand der Frage im Beginn des Auftretens von Galilei wird zunächst klargelegt. Das Pro und Contra, wie es in den Kontroversen der Zeit sich immer schärfer zuspitzt, tritt in helles Licht. Galileis schwankendes Verhalten wird sichtbar. Wir erkennen, daß der Widerstand seiner Gegner sich aus den nicht immer glücklichen Argumenten des leidenschaftlichen Gelehrten herleitet, die in das theologische Gebiet übergreifen und dadurch einer in biblischen Fragen noch sehr konservativen Zeit Angriffsflächen bieten, die durch Beschränkung auf rein wissenschaftliche Darlegung vermieden worden wären. Bei der Charakteristik Galileis laufen hin und wieder Wendungen unter, die beweisen, daß in einer so durch Parteileidenschaft getrübten Frage auch der ruhige Forscher Mühe hat, den menschlichen Bedingtheiten in jeder Hinsicht gerecht zu werden. Die wissenschaftliche Voraussetzung dieser Darstellung ist die große kritische, vom italienischen Staat unterstützte Gesamtausgabe der Werke Galileis durch Antonio Favaro, in der auch zum erstenmal die sämtlichen römischen Prozeßakten über Galilei aus den päpstlichen Archiven zum Abdruck kamen. Somit konnte P. Müller in dem zweiten Teil: ‚Der Galilei-Prozeß (1632—1633) nach Ursprung, Verlauf und Folgen‘ (ebenda 1909) zum erstenmal eine aktenmäßig gehaltene Darstellung geben, die von einem geradezu dramatischen Interesse genannt werden muß und aus der gleichwie aus den früheren erhellt, daß nicht nur Galileis temperamentvolle Art, deren Vorzüge für die Erfassung seiner Aufgabe indes nicht zu unterschätzen sind, sondern ebenso sehr die durch die theologisierende Richtung der ganzen Zeit bedingte Methode seiner Beweisführung die Ursache der Schwierigkeiten wurden, in die er sich verwickelte. Eines geht mit Klarheit aus der Untersuchung hervor, daß Galileis wissenschaftliche Beweise für das heliozentrische System nicht derart waren, ehrliche Gegner, die der intuitiven Erkenntniskraft Galileis nicht gewachsen waren, schlechthin zu überzeugen. Tatsächlich handelte es sich ja nicht bloß um gelehrte, sondern auch um religiöse Bedenken der kühnen Hypothese gegenüber. Es war also doppelte Vorsicht am Platze. Mit Recht tadelt der Verfasser das unbillige Verfahren, solche Wahrscheinlichkeitsmomente, die im Laufe der folgenden Zeit sich mehrten und allerdings zum schließlichen vollgültigen Beweise allmählich hinführten, als in sich siegreiche Beweise schon für Galileis Zeit darzustellen‘. Nach dieser Seite kann das Buch auf jeden ehrlichen Wahrheitsfreund nur überzeugend wirken. Auch wird man den Eindruck aus dem Buche mitfortnehmen, daß die Galileifrage ‚selbst in theologischer Hinsicht ein Prüfstein geworden ist, wie weit die von Christus seiner Kirche verheißene Gabe der Unfehlbarkeit reicht und was erforderlich ist, damit ein Katholik zu einem wirklichen inneren Glaubensakt verpflichtet sei gegenüber einer dogmatischen Erklärung‘. Was indes das psychologische Charakterbild Galileis anlangt, so hätte es den Zwecken des Buches gewiß besser gedient, wenn die Auslegung mancher Handlungsweise mit schonender Berücksichtigung all der Umstände erfolgt wäre, die — das bringt das Buch auch zur Evidenz — es wirklich unendlich schwer gemacht haben, stets mit vollkommener Ruhe und Offenheit, die auch bei den Gegnern nicht immer vorhanden waren, zu Werk zu gehen.

Ersieht man schon aus dem Werke P. Müllers, wie sehr einst Mitglieder des Jesuitenordens in großen wissenschaftlichen und Kulturaufgaben früherer Zeiten führend beteiligt waren, so bietet eine Veröffentlichung ‚zur Erinnerung an den 200. Gedenktag des ersten Ballonaufstiegs (8. Aug. 1709 bis 8. Aug. 1909)‘ weitere sehr merkwürdige Belege. Wie nämlich Balthasar Wilhelm S. J. in dem Buche ‚Die Anfänge der Luftschiffahrt — Lana-Gusmao‘ (Breer und Thiemann, Hamm i. W. 1909) dartut, ist der Schöpfer des ersten wissenschaftlich begründeten Gedankens der Luftschiffahrt der Jesuit Franzisko Lana (1631—1687), der erste Luftschiffer der Exjesuit und spätere brasilianische Priester Bartholomeu Lourenço de Gusmâo (1685—1724). Mit bei-

den Männern stehen wir in der Tat ‚an der Wiege der Luftschiffahrt', wie derselbe Verfasser zwei kleinere Darstellungen des nämlichen Stoffes in der Sammlung der ‚Frankfurter zeitgemäßen Broschüren' (ebenda 1909) überschreibt, an denen dann das ausführlichere Werk herauszuwachsen ist. Es gibt einen interessanten Überblick über die älteren Versuche, das Flugproblem zu lösen, stellt bezüglich der genannten zwei Erfinder einige Irrtümer richtig und schildert besonders lehrreich das Schicksal Gusmâos und dessen Echo in der Volksdichtung der Zeit. Zeitgenössische Abbildungen lassen die Flugapparate und ihre Verwendung deutlich erkennen.

Die Willensfreiheit und ihre Gegner. Von Dr. Constantin Gutberlet. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Fulda 1908. Aktiendruckerei. VIII u. 458 S. 5 M.

Die Bedeutung Gutberlets liegt vor allem in zwei Punkten: 1. daß er mit immensem Fleiß das ganze einschlägige Material beherrscht und wie kein anderer Apologet die Gegner bis ins einzelne kennt und verwertet; 2. daß er mit scharfer Logik und Dialektik ihre Einwände kritisiert und die katholische Wahrheit verteidigt. Seine Stärke sind nicht die neuen schöpferischen Ideen, die innere Überwindung des Gegners, sondern die Apologetik im engern Sinne des Wortes; aber darin steht er unbedingt obenan und ist unentbehrlich für denjenigen, der sich über die betreffenden Fragen eine allseitige Kenntnis verschaffen will. Auch das vorliegende Werk ist wiederum ein Meisterstück seiner Art. Zunächst wird die Willensfreiheit begrifflich haarscharf erläutert und kurz bewiesen. Dann marschieren die Gegner der Reihe nach auf, bringen mit großer Ausführlichkeit ihre Gegengründe vor und werden dann ebenso ausführlich widerlegt, wie gesagt, am meisten durch die logische Methode der scholastischen Schule, daß die angeführten Beweise nicht stichhaltig sind, dann natürlich auch durch Beibringung realer Gegengründe. Besonders instruktiv und aktuell sind die Kapitel 3—6, die vor allem das neue Stadium, in die das Freiheitsproblem seit der 1. Auflage 1893 getreten ist, behandeln: Freiheit und Moralstatistik, Freiheit und Anthropologie (Lombrosos Verbrechertheorie), Freiheit und Psychopathologie, Freiheit und Strafmaß (Lisztsche Schule). Es ist das beste, was wir in kurzer Darstellung über diese Fragen besitzen. Interessant sind als Ergänzung dazu die Ausführungen Rudolf Euckens in seinen ‚Geistigen Strömungen der Gegenwart' und ‚Wahrheitsgehalt der Religion', die vor allem das Freiheitsproblem als Aufgabe erfassen. L.

Unsere Kunstbeilagen

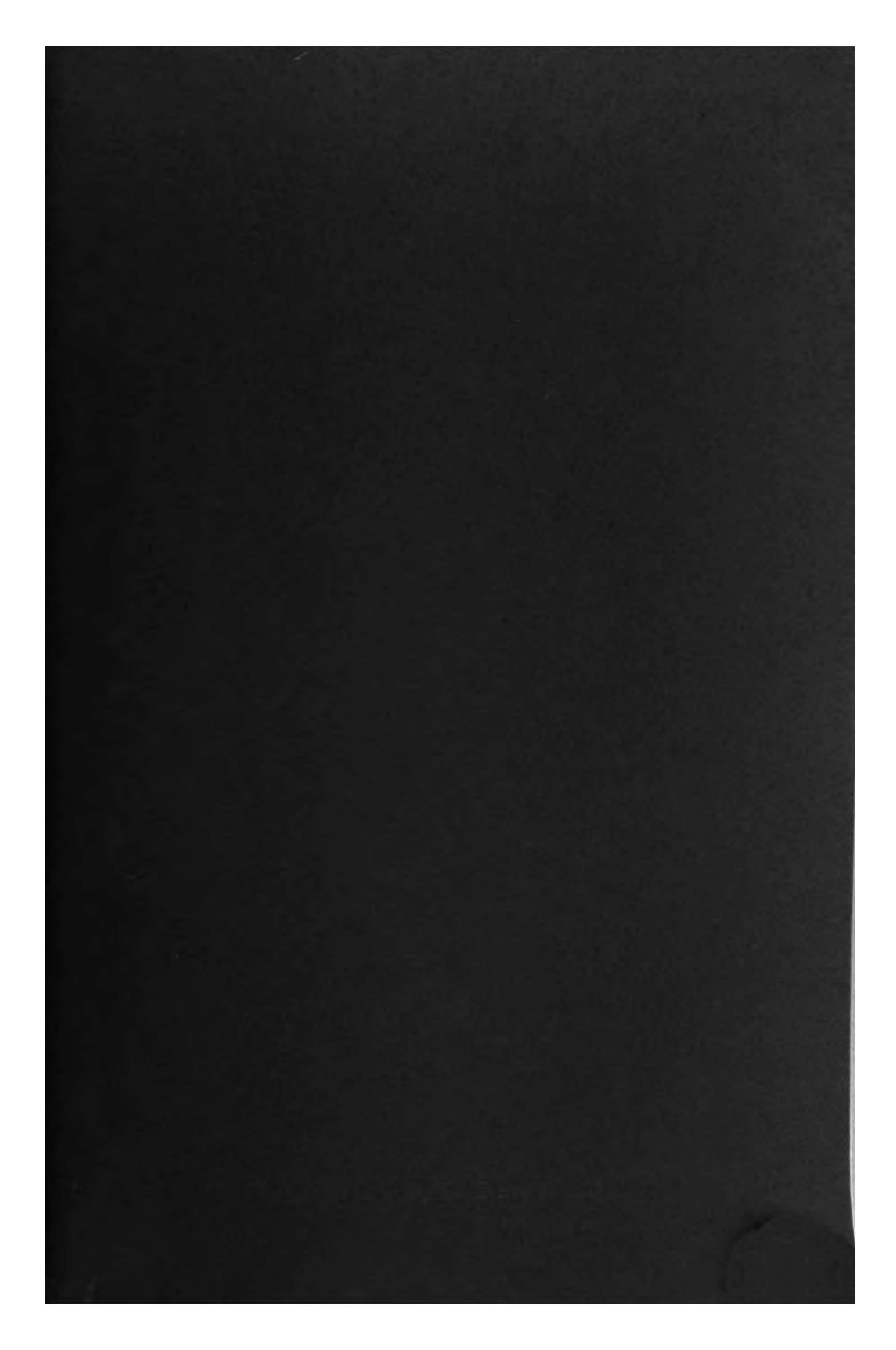
Die Reproduktionen nach Werken Leonardos finden ihre Rechtfertigung im Zusammenhang mit dem Rundschauartikel ‚Neues von Leonardo da Vinci' von Prof. Dr. Hyazinth Holland.

Offene Briefe

An die Redaktion des ‚Gral'. In Heft 5 vom 15. Februar 1910 tadeln Sie es, ‚daß die Wiener Filiale des Köselschen Verlags (G. Schöpperlsche Buchhandlung) der Weihnachtsnummer des „Hochland" einen „Illustrierten Weihnachtskatalog 1909" beilegte,' den Sie für ungeeignet halten, in katholischen Kreisen verbreitet zu werden. Wir bemerken, daß Herr Georg Schöpperl in Wien zwar unser Geschäftsvertreter, dabei aber selbständiger Buchhändler ist, auf dessen Geschäftsführung wir keinen Einfluß haben. Sie dürfen es also nicht uns zum Vorwurf machen, wenn er Ihr Mißfallen erregt. Nach unsern Feststellungen ist übrigens jener Katalog von 15 erstklassigen katholischen Sortimentsbuchhandlungen, bei denen wir Umfrage hielten, in 2744 Exemplaren verteilt worden. Manche dieser Firmen bemerken ausdrücklich, daß sie durch die Zusammensetzung ihres Publikums gezwungen seien, sich eines solchen Kataloges zu bedienen. Der Verlag des ‚Hochland'.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59





Eduard von Steinle / Die tiburtinische Sibylle



Siebter Jahrgang Juli 1910

Die Unzulänglichkeit des Intellektualismus in Moral und Religion / Von Bischof O. Prohászka

Der Schwerpunkt des Lebens liegt nicht in der Erkenntnis, sondern in der daraus folgenden Tat, der spezifisch menschlichen, d. h. bewußten, persönlichen, moralischen Tat. Der Fehler alles einseitigen Intellektualismus liegt darin, daß er auch das moralische Leben ausschließlich auf Begriffe zurückführt und Definitionen an Stelle des Lebens setzt, ohne gewahr zu werden, daß Abstraktionen nicht imstande sind, das warme pulsierende Leben mit allen seinen Werten zu erfassen. In der Ethik haben Begriffe und Definitionen ihren gebührenden Platz; aber die Moral ist nicht Lehre, sondern Tat, man darf in ihr nicht lediglich den abstrakten Begriff, den abstrakten Menschen hinstellen, sondern muß die konkrete Wirklichkeit, den Menschen wie er leibt und lebt ins Auge fassen. Der eigentliche Inhalt der Moral ist die Tat, mit Begriffen allein läßt sich das Leben aber nicht deuten. So gibt z. B. die schulmäßige Definition des Menschen in der Begriffsbestimmung ‚animal rationale' (vernünftiges Lebewesen) nichts als eine blutleere Abstraktion, die nicht ausreicht, das einzelne, aus tausend Fasern gewobene Menschenkind zu erklären, noch auch auf die Gesamtheit der Faktoren, welche sein moralisches Handeln bestimmen, genügend Licht zu verbreiten. Das vernünftige Lebewesen ist auch ein empfindendes, ein Gemütswesen, dem viel Unbewußtes, Triebhaftes innewohnt, in dem Überlieferung und Gewohnheiten mitsprechen; es ist in seinen Entschlüssen frei, aber gar vielfach beeinflußt. Der Mensch urteilt vernunftmäßig, doch wird der Inhalt, die Färbung seiner Gedanken und Urteile in hohem Grade von den genannten Elementen mitbestimmt. Gefühle, Stimmung, Anlagen, all das schwingt mit, all das spielt hinein in die konkrete Wirklichkeit, deren begriffliche Fassung die Definition des Menschen ist. Man sieht, die lebendige Wahrheit ist darin nur eben angedeutet, aber keineswegs voll ausgedrückt. In Wirklichkeit

ist der Mensch eben nie in dem Maße losgetrennt als seine Abstraktion, sondern ein integrierender Bestandteil der Gesellschaft; seine Triebe, Neigungen, Geschmacksrichtungen werden durch Geburt, Erziehung und Gewöhnung, durch Sitte, Sprache, Kunst und Arbeit der Umgebung beeinflußt. Wer wollte die allgemeine Meinung, die Massengefühle als mächtige Faktoren unseres moralischen Lebens übersehen, oder leugnen, daß die Geschichte einer Rasse, das Leben früherer Generationen dem Individuum charakteristische Merkmale aufdrücken! Auf diese unpersönlichen Elemente lassen sich die Unterschiede in den Urteilen und den persönlichen Werten der Einzelnen, der Familien, wie auch der Völker und Zeitalter zurückführen, sie geben gleichsam die geistige Atmosphäre, das Klima, deren Einfluß die Seele unbewußt unterliegt, und bedeuten ein gut Teil Irrationales im animal rationale.

Es ist klar, daß die Summe dieser innern Tatsachen nicht durch einen Begriff ausgeschöpft, noch in einer Definition ausreichend gefaßt werden kann; so geht es aber auf der ganzen Linie. Betrachtet man nun einerseits die dürftigen Begriffe, die sich uns in den Definitionen der Moral, des Bewußtseins, der Freiheit bieten, andererseits das vielfach irrationale Leben mit seiner Fülle von Stimmungen, von halb oder ganz wachen Wahrnehmungen, triebhaften oder freiwilligen Strebungen, mit seinen Bedürfnissen und Neigungen, so liegt es nahe, zu fragen: was ist nun das, was auf die Wage fällt, was in der innern Welt die entscheidende Rolle spielt? Mir ist die Antwort klar: das kann nur die Tat sein, die Tat meines Willens, durch die sich mein Ich, meine persönliche Welt vom Nicht-Ich, vom Unpersönlichen und rein Triebhaften differenziert und Gestalt annimmt.

Durch die eigene Tat baue ich meine innere Welt, die nicht Gedanke und Vorstellung, sondern eine wirkliche Tatsache ist, nicht vernunftmäßige Spiegelung, sondern konkret vom Willen erfaßte, innerlich erlebte Wahrheit. Hier also liegt der Schwerpunkt des Lebens. Es ist ein durchaus ungesundes Beginnen, welches wir auf das Schuldkonto des Intellektualismus schreiben müssen, sich mit Spitzfindigkeiten abzugeben und diese persönliche moralische Betätigung in den Hintergrund zu weisen. Die Menschheit findet instinktiv keine innere Ruhe in den verschiedenen Philosophien, deren Weisheit sich mannigfach widerspricht; trotzdem erhoffen wir immer noch zuviel von dieser Seite; wir grübeln, suchen und warten, und vernachlässigen darüber die wahre Lebenskunst, die innere Tat, welche den Gedanken im Gemüte und Willen verwertet und erlebt. Unsere moralische Welt ist nichts von der Natur fertig gegebenes, sie ist das Reich der freien Formen, die wir selbst schaffen und ausgestalten müssen. Das vegetative und tierische Sein spielt sich in gebundenen Formen ab, auf der spezifisch menschlichen Daseinsstufe aber beruht das Leben nicht auf bloßen Reaktionen, es geht darüber hinaus und erhält seinen Wert vom Grade der freien Selbstgestaltung. Kant sagt: ‚Was das Leben für uns einen Wert hat, wenn dieser bloß nach dem geschätzt wird, was man genießt, ist leicht zu entscheiden, er sinkt unter Null. Es bleibt also wohl nichts übrig als der Wert, den wir unserm Leben selbst geben, durch das, was wir nicht allein tun, sondern so unabhängig von der Natur zweckmäßig tun, daß selbst die Existenz der Natur nur unter dieser Bedingung Zweck sein kann.‘ Während auf den untern Lebensstufen alle Aktion nur vom Triebe ausgelöst wird, befreit die Vernunft den Menschen von der Tyrannei rein triebhafter Lebensäußerungen, eröffnet ihm weite Perspektiven, setzt ihm Ziele und Aufgaben, damit er sich betätige und seinem Leben selbst Form und Gehalt verleihe.

Das Prinzip dieser gestaltenden Tätigkeit ist die individuelle Freiheit. Ein ganz unvergleichliches Prinzip, das auf Erden einzig der Menschenseele eigen ist; Träger und Verwalter desselben ist das Ich und verdankt ihm die Herrschaft über die Innenwelt.

Die Freiheit des Willens auf triebhafte, tierische Elemente zurückführen oder in die Bande des Determinismus schlagen, heißt eine rein intellektualistische Metaphysik betreiben, die sich zumal bei jenen übel ausnimmt, die sonst die Erscheinungen dieser Welt auf mechanisch-monistische Weise deuten; es heißt mit Begriffen operieren, denen die Erfahrungen des eigenen Bewußtseins geradezu widersprechen. Diese Erfahrungen setzen uns in den Stand, ruhig zuzugeben, daß wir wohl die Wurzel der Freiheit nicht erklären können — da wir überhaupt in die Wesenheit der Dinge nicht einzudringen vermögen — und dennoch die individuelle Freiheit kühn zu behaupten, denn in der Aktion enthüllt sich diese innere Freiheit als eine Tatsache und erweist sich ganz unleugbar als frei formendes und schaffendes Prinzip. Das ist der Empirismus, dem wir huldigen. Wozu endlos auf den abstrakten Begriff der Freiheit zurückkehren und über ihre Möglichkeit fortgesetzt disputieren, wenn uns die Aktion das Bewußtsein der Freiheit, also mehr Wahrheit vermittelt als die Spekulation? Die Aufgabe des Menschen ist folglich die Tat, die freie Willenstat, welche die eigene innere Welt schafft, die Schwere passiver Unbewußtheit, die hemmenden Einflüsse der Gewohnheiten und überkommenen Anlagen überwindet und das Bewußtsein wertvoller, reicher, edler gestaltet. Der auf das Gute gerichtete Wille, die innere moralische Gesinnung verleiht der Einzeltat Gehalt und Wert und führt zu jener Moral, die nicht nur Wissen und Erkenntnis, d. h. Abstraktion ist, sondern konkret durchgeführte, persönlich erfaßte Wahrheit. Das persönliche Empfinden und Wollen, die selbstgeschaffene Form, die eigene Initiative, mit einem Worte die ganze Persönlichkeit und ihre bewußt betätigte Gesinnung sind hier inbegriffen.

Die innere Welt ist des Menschen eigenstes Werk; d. h.: er kann seine Seele verkümmern lassen oder in göttliche Schönheit und Kraft kleiden durch die eigene Tat. ‚Die Schönheit — vor allem die schöne Seele — ist unser Zustand und unsere Tat' und zwar mehr noch Tat als Zustand, weil dieser der Tat entspringt und der Mensch darauf angewiesen ist, sich selbst in Schönheit auszugestalten, wenn er der eigenen Natur gerecht werden will.

Die Seele, welche nur passiv schaut und betrachtet, erwartet Licht und Wärme, Ordnung und Harmonie von der Außenwelt; wenn sie sich der Tat zuwendet, muß sie inne werden, daß sie sich selbst Leben oder Tod formen kann und die Welt nur das Material, den Rohstoff dazu bietet. Die untätige, passive Seele ist selbst noch formloses Objekt; erst bis sie selbsttätig und gestaltend auftritt, steigt sie in der eigenen Erkenntnis zur Krone der Schöpfung empor und beherrscht die Welt. Nun erhebt sie sich von Höhe zu Höhe, schreitet von einer Aufgabe zur andern; im Maße ihres Fortschrittes wird ihr klar, daß der Strom einer ins Unendliche gehenden Tätigkeit sie trägt, daß sie ein ewiges Leben lebt.

Erkennen und Schauen sind nur Zwischenstadien, die uns zur Tat führen sollen; der Mensch ist dazu geboren, daß er den Gedanken in Taten umsetze, verwirkliche. Auf moralischem Gebiet heißt dies, daß er die Abstraktionen der Wahrheit, Güte und Schönheit in seiner persönlichen Innenwelt, seinem Leben ausgestalte. Nur indem er dies tut, ist das Leben seine eigene, siegreiche Tat,

worin er die Werte der eigenen Persönlichkeit hebt und die bewußte Herrschaft über die Welt erlangt; nur so ist er im vollen Sinne des Wortes ein Mensch. Heutzutage erwartet man den allseits vollkommenen Menschen fast wie ein notwendiges Produkt von der wachsenden Aufklärung und der Kulturentwicklung, wodurch die Massen in Bewegung gesetzt werden und der soziale Fortschritt geschaffen wird. Man glaubt, auf diesem Wege eine erfolgreichere Erziehungsarbeit am Menschengeschlechte zu leisten, als durch Anleitung des einzelnen zur Hebung und zum Ausbau der eigenen inneren Werte, durch die persönliche Tat. Diese beiden Richtungen dürfen nicht als einander ausschließende Gegensätze aufgestellt werden, sie haben die Arbeit gemeinsam zu leisten und sind auf einander angewiesen. Der Fortschritt in der Wissenschaft, die Massenbewegungen, gehen mit großen Erschütterungen einher, sie befreien neue Kulturelemente, nachdem sie alte Anschauungen und Einrichtungen in Trümmer verwandelten, und verursachen mächtige Erregungen in der Psychologie der Massen. Dies ist besonders das Werk des technischen Fortschrittes und der wirtschaftlichen Entwicklung in der von ihnen angebahnten sozialen Ausgestaltung; doch auch die Wissenschaft ist Ursache großer Bewegungen nach neuentdeckten Zielen und Idealen. All das ist notwendig und auch gut. Wer möchte das Weltbild, wie es die altägyptische Kultur, das Römische Reich oder das Mittelalter darstellte, festhalten? Es hieße das auf alle fortschrittliche Betätigung, auf die lebenspendende Durchdringung der konkreten Welt mit den Anregungen der zunehmenden Erkenntnis verzichten. Inmitten der großen Bewegungen muß man aber stets dessen eingedenk bleiben, daß jegliche Aktion notwendigerweise konkret ist, d. h. durch die *bewußte, freie Betätigung der Einzelwesen*, deren *persönliche Ziele, Werte und Taten bestimmt wird*. Man darf nicht vergessen, daß große soziale und kulturelle Ausblicke der Allgemeinheit das Gesetz nicht außer Kraft setzen, demgemäß der einzelne die eigene Persönlichkeit selbst gestalten muß; die Massenbewegung ist nicht imstande, die persönliche Tat des Individuums zu ersetzen. Jeder einzelne Mensch bleibt schließlich immer das Produkt der eigenen Taten, die Massenbewegung bringt die menschliche Rasse, nicht aber das Individuum zur Geltung. Die Ausbreitung des sozialen Gefühles schafft z. B. in unserer Zeit eine geistige Atmosphäre, ein günstiges Milieu, doch ist sie noch nicht gleichbedeutend mit der tugendhaften Tat des einzelnen; man kann den allgemein anerkannten Idealen zum Trotz in der wirklichen Durchführung des sozialen Programmes weit zurückbleiben. Das soziale Gefühl gleicht vorläufig zum Teil einer dunklen Erwartung der Massen von etwas, dem sie noch keinen Namen, keine Form zu geben wissen, wovon sie aber große, tiefgehende und heilsame Veränderungen erhoffen. In den sozialen Träumen und Utopien offenbart sich das Unfertige, vielfach nur nach außen Gerichtete der allgemeinen Gesinnung. Von ihr allein ist keine kräftige, gesunde Entwicklung der sozialen Ethik zu verlangen, die hängt zu jeder Zeit in erster Linie davon ab, daß jeder einzelne über die Unfertigkeit der Allgemeinheit hinaus seine eigene innere Welt ausbaue. Alles, was sich im vollen Sinne menschlich nennen will, muß eben vom einzelnen bewußt erlebt, muß seine persönliche Tat sein; ohne dies bleibt auch alles soziale Gefühl gebunden und geht nicht über den Zustand des Programmes hinaus. Erst die freie persönliche Tat löst die latenten Kräfte und schafft daraus menschliche Werte.

* * *

Je höher und entwickelter das individuelle Leben, um so größer ist darin die Rolle der Tat. Auch bei Erkenntnis der tiefsten, metaphysischen Gründe des menschlichen Daseins trifft dies zu. Hier ist es die große Tat der religiösen Hingabe, die unsern Verstand am sichersten zum ersten Prinzipe, zum Urgrund alles Seins führt, indem sie unsere Seele mit dem Ewigen und Unendlichen in Verbindung setzt. Religion ist ja vor allem Hingabe an den Unendlichen durch eine Willenstat, welche die höchsten Werte der Seele auslöst. Die verstandesmäßige und metaphysische Gotteserkenntnis bleibt dabei zu Recht bestehen, denn die Religion kann sich nicht von Begriffen emanzipieren. Das Netz der metaphysischen Verbindungen umschließt alles Erkennbare und scheidet überall den Teil vom Ganzen, das Relative vom Absoluten, das Wesentliche vom Zufälligen. Das Endliche erschließt den Begriff des Unendlichen, das Zufällige, Relative die Idee des absolut notwendigen Seins, obwohl keine physische Abstufung, keine mathematische Ausrechnung die Entfernung, welche diese Begriffe voneinander scheidet, überbrücken kann. Wenn wir an dem Prinzip festhalten, daß durch die Abstraktionen des Verstandes nur der Antrieb gegeben werden soll, der Wahrheit auch von anderer Seite, d. h. durch die freie Willenstat näher zu treten, müssen wir sagen, daß gerade in den abstraktesten Kategorien dieser Grundsatz am meisten zur Geltung gebracht werden muß, daß die auf Gott gerichtete Erkenntnis mehr denn jede andere zur Tat drängt und den Menschen auffordert, sich vertrauensvoll und freudig in die Tiefen der transzendentalen Wahrheit hinab zu lassen.

Darauf führt uns die Einsicht, daß der Inhalt unserer Erkenntnis des Unendlichen tatsächlich ein sehr geringer ist; wir können ja unsere Begriffe nur als Analogien und Gleichnisse auf Gott anwenden. ‚Nichts kann gleicherweise von Gott und den Geschöpfen ausgesagt werden‘, sagt der hl. Thomas.* Das erstreckt sich bis auf die Behauptungen, daß Gott ist, daß er die Wahrheit ist. Das Sein, die Wahrheit in unserm Sinn sind unendlich weit vom Sein und der Wahrheit Gottes; das Endliche ist keine Abstufung des Unendlichen, es ist eine durchaus andere Welt. Es folgt daraus, daß unsere schattenhafte, auf Gleichnissen aufgebaute Erkenntnis wenig Absolutes vermittelt und ihre Wichtigkeit vornehmlich darin liegt, die Tat anzuregen. Unsere gesamten transzendentalen Begriffe bezeichnen verborgene Wahrheiten, sie bleiben kalte Hieroglyphen, wenn nicht die Betätigung des Willens, die Hingabe an Gott sie in uns zum Leben erweckt. In diesem Punkt sind wir alle darauf angewiesen, Mystiker zu sein. Nicht aus Verachtung der Erkenntnis, nicht weil wir die Begriffe selbst oder den objektiven Wert der Kategorien leugnen, sondern weil unendlich mehr hinter den Begriffen liegt, als was sie andeuten, unendliche Realität, mit der uns die Tat in Berührung setzt.

Die Theologie selbst verkündet, wie schwach es um die begriffliche Erkenntnis Gottes bestellt ist, sie nennt ihn ‚incomprehensibilis‘ und ‚ineffabilis‘. Pseudodionysius steht nicht an, zuzugeben, das Sein und die Wahrheit bildeten den Inhalt der Erkenntnis, Gott aber sei über alles Sein, alle Wahrheit erhaben. Und der hl. Thomas von Aquin sagt: ‚Wir wissen über Gott eher was er nicht ist, als was er in sich ist.‘** Gott ist einfach und ohne jede Zusammen-

* Nil dicitur univoce de Deo et creaturis. Summa theol. P. 1. 2. XIII art. 15.

** Non enim de Deo capere possumus, quid est, sed quid non est et qualiter alia se habeant ad ipsum. Contra gent. 1. 1. cap. XXX.

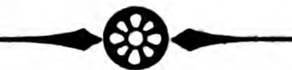
setzung, seine Wesenheit ist in ihm gleichzeitig das Sein; in ihm ist Wesen, Sein, Dauer, Eigenschaft alles einfache, unteilbare, absolute Notwendigkeit — die Wahrheit, Güte, Schönheit, Ewigkeit, das Erkennen und Wollen ein und dasselbe unteilbare Sein. Unsere Begriffe hingegen müssen unbedingt einen abgegrenzten Inhalt haben, sonst werden sie unverständlich. Wir sind gezwungen, die Attribute Gottes getrennt aufzuzählen, obwohl wir wissen, diese Auseinanderhaltung bestehe in Wahrheit nicht, sondern nur in unsern Begriffen, die an die Wirklichkeit nicht hinanreichen, sie nicht adäquat auszudrücken vermögen.

Wir erkennen Gott nur soweit, daß wir unser Verhältnis zu ihm verstehen; im übrigen ist er über jeden unserer Begriffe erhaben, sie können uns nicht mehr bieten als Anhaltspunkte, auf welche die Theologie sich stützt, als Wegweiser zur Tat. Sie sagen nicht, was Gott in sich ist, sondern was er mir ist und in welche Beziehung ich mich zu ihm setzen muß. Diese Beziehung schafft die Tat der Hingabe, durch die ich mich ihm nähere und seinen Willen als die Richtschnur meiner Selbstbestimmung anerkenne. Der Begriff bezeichnet die Unendlichkeit, die Tat setzt damit in Verbindung, sie durchbricht die Eisrinde der Abstraktion und bringt zum lebendigen Strom der Wahrheit vor. Mit anderen Worten: Der Begriff zeigt die Wirklichkeit an, der Wille, die Hingabe, die Liebe ergreifen sie. Doch auch alle unsere Tätigkeit wird die unendliche Wahrheit nie ausschöpfen, es ist unser Los, ewig in den Vorhallen der Unendlichkeit zu bleiben, wie das rollende Sonnensystem an der Schwelle des unermeßlichen Raumes. Ewige Tätigkeit ist das Merkmal unseres ewigen Lebens.

Der Intellektualismus vergißt über den logischen Begriffsinhalt den Lebensinhalt, identifiziert das Leben mit dem Begriff. Wissenschaft und Begriffsbestimmung sind ihm die Hauptsache; er vergeudet seine Kraft auf abstrakte Thesen und Theorien. Darin ist er lebensfeindlich. Das religiöse Leben besteht ja nicht darin, daß wir je mehr über Gott wissen, sondern daß wir in lebendiger Beziehung zu Gott stehen, in der Art wie meine Lungen sich mit der Luft in Beziehung setzen, wenn ich atme, das Auge mit dem Licht, wenn ich sehe. Atmen und Leben nennt man nicht das Wissen über die Sinnesorgane und ihre Tätigkeit, sondern die Tätigkeit selbst, die Beziehungen, Eindrücke und Gegeneindrücke dieser Lebensfunktionen. Glauben heißt in diesem Sinne im Lichte Gottes sein, ihn genießen und in ihm ruhen. Wenn wir aus dem Glauben leben, ist unser Glaube nicht Wort und Lehre, sondern lebensvolle Wahrheit, also nichts Fernstehendes, in den Wolken einer andern Welt Schwebendes, sondern etwas, das uns ganz nah berührt, ja in uns ist und wahrhaftig uns gehört, mit einem Worte, das uns Gott nahe bringt, der in uns wohnt. Durch Grübeleien erfaßt man ihn nicht, man wird seiner inne, indem man ihn umfängt und erlebt. Wenn wir ihn nur hinter blassen Begriffen suchen, bleibt er uns unermeßlich ferne. So geht es uns auch mit den Vollkommenheiten Gottes; wir können sie nicht in Definitionen fassen, ohne aus einer Schwierigkeit in die andere zu geraten, doch können wir diese lösen, besser gesagt vermeiden, wenn wir trachten, den großen Gott zu erleben, d. h., wenn wir nicht versuchen, das Unbegreifliche seiner Allmacht, Unendlichkeit und Ewigkeit zu erfassen, sondern uns vor ihm anbetend niederwerfen, uns tief demütigen, uns an ihm erfreuen und in ihn versenken. Wenn ich mich frage, was es heißt, der Unendliche ist persönlich, so übersteigt dies mein Verständnis, doch ich finde mich zurecht, wenn ich bedenke, daß eine Person jemand ist, mit dem ich sprechen, den ich bitten und lieben, zu dem ich mich

flüchten kann. Es knüpfen uns verschiedenartige persönliche Bande an Eltern und Verwandte, Gatten und Kinder, auch zum unendlichen Gott kann ich Beziehungen pflegen, und das bedeutet echtes, warmes Leben, Annäherung, Vereinigung, Austausch des besten und süßesten in uns. Darin enthüllt sich mir der hohe, unvergleichliche Wert meiner Seele; je mehr ich mich in das Verständnis dessen einlebe, was er mir ist und ich ihm, desto reicher gestaltet sich mein inneres Leben; ich komme zum Bewußtsein des wahren Wertes meiner Seele und finde mich selbst in Gott.

Es ist klar, daß diese Überzeugung nicht aus dem Gedanken quillt, sondern auf der Tat beruht, auf dem lebendigen und erlebten Glauben, an dem sich das Wort des hl. Bernhard bewahrheitet: ‚Attingit inaccessa, deprehendit ignota, comprehendit immensa.' Durch die Hingabe an Gott reicht der Mensch an das heran, was sich den Begriffen entzieht, er erfaßt durch die Tat, was der Verstand nicht begreift, und umfaßt das Unbeschreibliche.



Reife

In Mittagsgluten zittert rings die Juliluft,
Sacht über blonde Ähren wogt ein schwerer Duft.

Ein Ruch von reifem Roggen füllt die heiße Runde,
Ein heller Sensenklang durchschwirrt die schwüle Stunde.

Ein fernes Mäherlied. — Sonst rings, sonst rings kein Ton.
Wie rote Mädchenlippen leuchtet tief der Mohn.

Ich wandle still auf ernteschweren, stillen Wegen
Und spür' des Sommers Hand mit seinem tiefen Segen.

Und meine Seele atmet tief, so tief und weit,
Sie fühlt erschauernd eigne, sel'ge Erntezeit.

Was zwischen Saat und Sichel träumend hat gelegen,
Weckt leis ihr Sommer auf mit leidgereiftem Segen.

Die heißen Träume meines Lebens leise starben,
Doch meine Seele liegt erfüllt von goldnen Garben . . .

Bruno Pompecki.



Lebenswirbel / Roman von Henryk Sienkiewicz

VI.

Es war fünf Uhr nachmittags. Die Damen saßen auf der Veranda beim Tee, als die jungen Leute aus der Stadt heimkehrten. Fräulein Anney stand bei ihrem Anblick auf und ging unter dem ersten besten Vorwand in ihr Zimmer, um als Fremde bei dem Familienrat nicht gegenwärtig zu sein. Frau Krzycka begrüßte sie mit ein wenig erkünstelter Ruhe; denn im Grunde verließ sie der Gedanke an das Testament auch nicht für einen Augenblick. Sie war durchaus nicht geldgieriger, als im allgemeinen gewöhnliche Sterbliche sind, aber es lag ihr unendlich viel daran, daß Wladyslaw nach ihrem Tode bei der künftigen Teilung des Vermögens soviel besäße, um den jüngeren Geschwistern ihren Teil auszuzahlen, und daß er sich im Besitz von Jastrzab erhalten könnte. Eine größere Verschreibung hätte diese Auszahlung bedeutend erleichtern können. Überdies herrschte irgendwo im Grunde der edlen Seele der Frau Krzycka der verborgene Glaube, daß doch die Vorsehung bis zu einem gewissen Grade größere Pflichten gegen die Familie Krzycki hätte als gegen die andere erste beste. Deshalb hätte sie sich dem Urteil der Vorsehung mit völliger williger Bereitheit ergeben, wenn auch ganz Rzeslewo dieser Familie zugefallen wäre. Schließlich entstammte sie der Gattung Menschen, die gegebenenfalls ihr Vermögen zu opfern verstehen, aber äußerst gerne leicht dazu gelangen wollten; deshalb schmeichelte sie sich den ganzen Tag mit dem Gedanken, daß sich eben jetzt eine so leichte Gelegenheit, zu Geld zu kommen, darbiete.

Aber aus den Gesichtern Wladyslaws und Gronskis konnte sie sogleich herauslesen, daß sie eigenartigere Nachrichten brächten. Dolhanski, der als erster aus dem Wagen gestiegen war, begann auch als erster den Bericht:

‚Ich komme der Frage zuvor, was es Neues gebe,‘ sagte er langsam mit kalter Ironie, ‚und erwidere, daß alles ausgezeichnet steht, denn die Macki und Bartki aus Rzeslewo werden Geld haben zur Reise nach Karlsbad.‘

Frau Krzycka erblaßte ein wenig und fragte, sich an Gronski wendend: ‚Nun im Ernst, was bringt ihr Herren denn?‘

‚Das Testament ist in seinen Einzelheiten recht sonderbar,‘ erwiderte Gronski, ‚aber in ehrenwerter Gesinnung verfaßt. Rzeslewo ist für eine bäuerliche Ackerbauschule bestimmt, und die Prozente von den Kapitalien dafür, daß die Zöglinge der Schule nach Beendigung des Kurses auf ein- oder zweijähriges praktisches Studium in die böhmischen Landwirtschaften gesandt werden.‘

‚Oder, wie ich sagte, nach Karlsbad, Marienbad, Teplitz und andere derartige Orte‘, erklärte Dolhanski.

Ein Augenblick trat Schweigen ein. Fräulein Marynia, die Tee einschenkte, begann, die Teekanne in der Hand, mit fragender Miene die Anwesenden zu mustern, offenbar um zu erraten, ob sie das lobten oder tadelten und ob ihnen das Annehmlichkeit oder Widerwärtigkeit bereite; Frau Otocka blickte mit gleichsam strahlenden Augen auf Gronski, und Frau Krzycka stützte sich mit beiden Händen auf den Stock, den sie ihrer rheumatischen Füße wegen verwendete, und fragte nach einer gewissen Pause mit etwas klangloser Stimme: ‚Also für öffentliche Zwecke?‘

‚Ja‘, erwiderte Gronski. ‚Mit der Organisation der Schule und dann mit der Verteilung des Geldes für den Aufenthalt in Böhmen soll sich die hiesige Gouvernementsdirektion des Kreditorenvereins beschäftigen, und zum Kurator der Schule ist Władek ernannt.‘

‚Schade, daß ich's nicht bin‘, warf Dolhanski wieder ein, ‚ich hätte sie rasch eingerichtet.‘

‚Es sind auch einzelne Legate ausgesetzt‘, fuhr Gronski fort, ‚auch die sind sehr sonderbar. Der Verstorbene verschreibt vor allem der Dienerschaft des Hauses verschiedene kleine Geldbeträge, und 10 000 Rubel einer gewissen Skibianka, der Tochter des Schmiedes vom Gutshof in Rzeslewo, der seinerzeit nach Amerika auswanderte.‘

‚Einer Skibianka?‘ wiederholte verwundert Frau Krzycka.

Dolhanski kaute an den Enden seines Bartes, lächelte und begann zu brummen, daß der Adel sich stets durch seine Liebe zum Volk ausgezeichnet hätte, aber Gronski blickte ihn streng an, nahm ein Notizbuch aus der Tasche und sagte:

‚Diese Stelle des Testamentes lautet folgendermaßen: Weil die Eltern der Hanka Skiba oder Skibianka auswanderten, während ich mich zum Kurgebrauch im Ausland aufhielt und ich keine Möglichkeit hatte, zu erfahren, wo sie sich befinden, deshalb verpflichte ich meinen Verwandten Władysław Krzycki, in allen polnischen Zeitungen, die in den Vereinigten Staaten und in Panama erscheinen, Ankündigungen zu veröffentlichen. Sollte sich jedoch die Erbin zum Empfange des Legats im Laufe der Jahre nicht melden, so geht die ganze Summe zugleich mit den Prozenten ins Eigentum des genannten Władysław Krzycki über.‘

‚Aber ich habe schon erklärt, daß ich nicht daran denke, das anzunehmen‘, rief empört der junge Mann.

Aller Augen richteten sich auf ihn, er aber wiederholte: ‚Ich denke nicht daran!‘

‚Aber warum?‘ fragte nach einer Weile die Mutter.

‚Weil ich nicht kann. Was dann, wenn sich die Erbin z. B. nicht nach zwei, sondern nach drei Jahren meldet? Da soll ich wohl das Legat

nehmen und sie zur Tür hinausjagen? Nein! Das tu ich nicht! Übrigens gibt es auch andere Rücksichten, über die ich nicht sprechen will . . .'

Da man nur durch diese ‚anderen Rücksichten' erklären konnte, daß einem einfachen Landmädchen ein so stattliches Legat ausgesetzt worden war, verstummte Frau Krzyda und sagte erst nach einer Weile: ‚Mein lieber Wladek, es wird dich ja gewiß niemand dazu zwingen oder auch nur überreden.'

Aber Dolhanski fragte: ‚Sag mir, ist das fabelhafte Selbstlosigkeit oder Ärger, weil du kein größeres Legat erhieltst?'

‚Beurteile mich nicht nach dir', entgegnete Krzycki. ‚Ich will dir etwas sagen, woran du sicher nicht glauben wirst, daß ich mich nämlich darüber freue und eine um so größere Hochschätzung für den Verstorbenen deswegen empfinde, daß dieses Vermögen für eine so gute Sache wie eine Ackerbauschule für Bauern verwendet wird. Und mein Wort, daß ich ganz aufrichtig spreche.'

‚Bravo', rief Frau Otocka. ‚Wie gut sich das anhört.'

Und Frau Krzyda blickte voll Stolz zuerst auf den Sohn, dann auf Frau Otocka — und, obwohl sie im Herzen noch Enttäuschung empfand, sagte sie: ‚Möge es also meinetwegen für eine Schule sein, wenn nur auch unsere Bauern aus Jastrzab berechtigt sind, ihre Söhne hinzuschicken.'

‚Zweifellos', erklärte Gronski. ‚Es werden soviele Schüler sein, als sich Plätze finden werden, aber sie können aus allen Gegenden kommen, wenn auch die Bauern von Rzeslewo die erste Anwartschaft auf Aufnahme haben werden.'

‚Und was sagen die Bauern zu dieser Testamentsbestimmung?'

‚Es waren ihrer über zehn bei der Eröffnung des Testamentes, da sie geradezu die Schenkung der Grundstücke des Gutes erhofften. Irgendjemand hatte ihnen eingeredet, daß der Verstorbene ihnen alles vermacht hätte, damit sie es unter sich verteilten. Als sie den Tatbestand erfuhren, entfernten sie sich sehr unfroh. Wir hörten, wie sie sagten, daß das nicht das rechte Testament sei — und daß sie keine Schule brauchten.'

‚Ich bin ganz ihrer Meinung', sagte Dolhanski, ‚und diesmal rede ich meinem sonstigen Naturell entgegen im Ernste. Es herrscht nämlich jetzt eine Epidemie, Schulen zu gründen, doch niemand fragt um das „Was und Wie" des Unterrichtes und wer darin lehren wird, noch weniger, was schließlich aus ihnen wird. Ich bin für meinen Teil ein freier Himmelsvogel, der selbst nichts tut, nur alles beobachtet, wenn auch nicht von der Höhe, so doch von der Seite — aber er sieht vielleicht eben deshalb Dinge, die andere nicht sehen. Da habe ich nun bisweilen den Eindruck, daß wir wie die Kinder sind, die z. B. in Ostende am Meere Festungen

aus Sand aufbauen. Täglich errichten sie sie an der Küste und täglich spülen die Wogen sie fort, so daß auch keine Spur davon zurückbleibt.'

,In gewisser Beziehung hast du recht', sagte Gronski, ,jedoch mit dem Unterschied, daß die Kinder voll Freude bauen und wir — nicht.'

Dann dachte er nach und fügte hinzu: ,Doch bringt es das Naturgesetz mit sich, daß die Kinder wachsen und als Erwachsene Dämme aufrichten, die dann nicht mehr aus Sand, sondern aus Stein sind und an denen sich die Fluten brechen.'

,Mögen sie sich doch möglichst bald brechen', rief Krzydi.

Aber Dolhanski gab seine Sache nicht verloren. ,Erlaube deshalb', sagte er, ,daß ich Pessimist bleibe, solange wir nicht erwachsen sind und nicht aus Steinen zu bauen anfangen.'

Aber Gronski blickte eine Weile in die Tiefe des Gartens hinaus, wie ein Mensch, der über etwas nachdenkt, und antwortete dann: ,Pessimismus, Pessimismus! ... Das hört man jetzt immer. Wenn es jedoch etwas Dümmeres als den Optimismus gibt, der oft als Dummheit gilt, so ist es vor allem der Pessimismus, da er als Vernunft gelten will.'

Dolhanski lachte ein bitteres Lächeln und sagte, zu den Damen gewendet, indem er auf Gronski hinwies: ,Nehmen sie ihm das nicht übel. Er sagt oft Impertinenzen aus bloßer Zerstreutheit. ... Er ist ein guter und sogar auch intelligenter Mensch, aber er hat die unerträgliche Gewohnheit, jedes Ding nach allen Seiten umzuwenden, es zu betrachten, darüber nachzudenken und dabei Selbstgespräche zu führen.'

Aber Marynia wurde plötzlich heftig und schlug sich auf die Seite ihres Freundes; in ihrer Hand erzitterte die Teekanne, die sie gerade aufnahm, und sie begann mit großem Feuer: ,Das ist eben gut, das ist eben vernünftig, das sollte eben jeder!'

Dolhanski heuchelte große Bestürzung und rief, den Kopf neigend: ,Ich nehme Reißaus, ich ziehe mich zurück und gebe die Verteidigung auf.'

Gronski küßte ihr lachend die Hand, sie aber schämte sich sehr über ihre Heftigkeit und fragte, über und über rot werdend: ,Nicht wahr? Ich habe doch recht?'

Aber Dolhanski hatte seine Fassung schon wiedererlangt. ,Das beweist nichts', sagte er.

,Wieso?'

,Gronski hat nämlich einmal ein aphoristisches Wort ausgesprochen, das lautet: „Man soll sich niemals nach der Meinung einer Frau richten, und besonders nicht, wenn sie ausnahmsweise recht hat."'

,Ich?' rief Gronski. ,Niemals habe ich Ähnliches gesagt, glauben Sie ihm nur nicht.'

,Ich glaube Ihnen', erwiderte Marynia.

Das weitere Gespräch unterbrach Frau Krzyda mit der Bemerkung, es sei Zeit für die Maiandacht. Auf dem Gute von Jastrzab befand sich ein ausschließlich dafür bestimmtes Zimmer, das man als ‚Kapelle‘ bezeichnete. An der Hauptwand, die den Fenstern gegenüberlag, erhob sich eine Art Altar und darin das Bild der Gottesmutter aus Czestochau. Die Wände, der Altar, das Bild und selbst auch die Kerzen waren mit grünen Girlanden umkleidet, und sehr große Sträuße aus Flieder und Jasmin, die in den Ecken aufgestellt waren, erfüllten das ganze Zimmer mit ihrem Duft. Bisweilen, wenn der Pfarrer von Rzeslewo hinreiste, dann hielt er die Andacht, in seiner Abwesenheit aber die Frau des Hauses. Alle Hausbewohner — Laskowicz ausgenommen — gingen den ganzen Mai hindurch zur Abendandacht in die Kapelle. Gegenwärtig gingen hinter den Damen auch die Herren hin, und Wladyslaw Krzydi begann auf dem Wege Gronski auszufragen: ‚Ist Fräulein Anney Katholikin?‘

‚Genau weiß ich es nicht, doch glaube ich es‘, erwiderte Gronski. ‚Aber halt! Sie kommt auch her, also muß sie wohl Katholikin sein. Ihr Name kann irländisch sein.‘

In der Kapelle brannten schon die Kerzen, obwohl die Sonne noch nicht ganz untergegangen war. Sie stand niedrig in den Fenstern und warf ihren goldenen und roten Glanz auf das weiße Linnen, mit dem der Altar bedeckt war, und auf die Köpfe der Frauen. Beim Altar selbst kniete die Herrin des Hauses, in der zweiten Reihe die zugereisten Damen, und nach ihnen die weibliche Dienerschaft und der alte asthmatische Lakai. Die Herren standen an der Wand zwischen den Fenstern. Die gebräuchlichen Gesänge, Litaneien und Gebete begannen.

Ihre Süßigkeit ergriff Gronski. Es lag in ihnen etwas, was zu dem Frühjahrsabend paßte. Frühjahrsstimmung brachten die Blumen, und Abendstimmung der rote durchs Fenster strahlende Glanz und die weichen Frauenstimmen, die im Chor die Worte der Litanei wiederholten und dadurch an das letzte Gezwitscher der Vögel erinnerten, das vor Sonnenuntergang verstummt. ‚Heil der Kranken, Zuflucht der Sünder, Trösterin der Betrübten‘, wiederholte Frau Krzyda, und jene weichen, gedämpften Stimmen antworteten ihr: ‚Bitte für uns‘ — und so betete diese ländliche Familie am Maienabend. Gronski, der Skeptiker, aber kein Atheist war, fühlte als feiner Kulturmensch zuerst die ästhetische Seite dieses Gute Nacht-Grußes heraus, der der sanften Gottheit durch Frauen dargebracht wurde. Dann begann er, wie um zu beweisen, daß Dolhanski recht hatte, wenn er von seiner Gewohnheit sprach, jedes Ding nach allen Seiten zu wenden und über jede Erscheinung nachzusinnen, über die Offenbarungen der Religion nachzudenken. Es ging ihm durch den Kopf, daß diese der Gottheit gezollte Ehrung doch ein rein ideales Element sei, zu dem sich erst der Mensch emporgeschwungen habe.

Er erinnerte sich daran, daß ihm jedesmal der unüberbrückbare Abgrund, der die Menschenwelt von der Tierwelt trennt, deutlich vor Augen getreten war, so oft er sich in einer Kirche befand und betende Menschen sah. In der Tat hat erst der höhere und vollkommenere Organismus religiöse Begriffe geschaffen, woraus man folgern kann, daß zehnfach intelligentere Wesen, falls es solche gäbe, in ihrer Weise auch zehnmal religiöser sein müßten.

‚Ja! Aber in ihrer Weise', wiederholte Gronski, ‚die vielleicht von der unseren ganz verschieden wäre.' Seine geistige Tragödie lag darin, daß sich ihm das Absolute als ein Abgrund darstellte, als synthetisches Gesetz aller Daseinsgesetze, und oft dachte er, daß auch die seelische Tragödie vieler ihm ähnlicher Menschen darin begründet sei. Da meinte er denn, daß es unvereinbar sei mit einem gewissen Grade geistiger Entwicklung, sich dieses Gesetz unter der Gestalt des gutmütigen Alten oder des Auges im strahlenden Dreieck vorzustellen — außer man fasse das als Symbole auf und denke, daß dieses Alte oder dieses Auge in der Weise das Allgesetz des Daseins zum Ausdruck bringt wie die horizontal aufgezeichnete Ziffer acht die Unendlichkeit. Aber was wird in diesem Falle dieses Allgesetz für den Menschen bedeuten? Immer die Nacht, immer den Abgrund, immer etwas Unermeßliches — kaum ein dumpfes Gefühl, keineswegs aber helles Erkennen, aus dem heraus man die Lebenserscheinungen verstehen und auf verschiedene ‚Warum?' antworten kann. ‚Der Mensch', sagte sich Gronski, ‚ist zugleich intelligent und zu wenig intelligent. Denn schließlich muß man, um einfach zu glauben, bedingungslos verschiedene Läden der geistigen Fenster schließen und darf sich nicht gestatten hindurchzusehen — und wenn man sie öffnet, sieht man nur eine sternenlose Nacht.' Deswegen blickte er mit aufrichtigem Neide auf die Menschen des Mittelalters, deren Intelligenz ihre Geistesbauten auf dem felsenfesten Grund der Dogmen aufbauen konnte, so wie man im Meere Leuchttürme auf Felsen baut. Dante konnte den ganzen Umfang des gleichzeitigen Wissens umspannen und gleichwohl durch die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel pilgern. Der heutige Gelehrte könnte diese Fahrt kaum mehr unternehmen, und wollte er seine Gedanken über die Welt der stofflichen Erscheinungen erheben, so würde er Ähnliches sehen, wie der von seinem Rumpf abgehauene Kopf auf dem bekannten Gemälde von Wirtz, nämlich gewisse Elemente, die so unbegrenzt waren, daß sie dem Nichts gleichen.

Aber nach Gronskis Ansicht bestand die Tragödie nicht bloß in der Unfaßbarkeit des Absoluten, in der Unmöglichkeit, seine Gesetze zu verstehen, sondern zugleich in der Unmöglichkeit der Eintracht mit ihnen und ihrer Anerkennung vom Standpunkt des Menschenlebens aus. — Es bestehe ja doch das Übel und das Leiden. Das alte Testament erklärte sie

einfach mit dem beinahe fortwährenden Zorne seines Jahve: ‚Domine, ne in furore tuo arguas me, neque in ira tua corripias me', und dann: ‚Sagittae tuae infixae sunt mihi et confirmasti super me manum tuam.' Und wenn man einmal diesen Zorn und dieses ‚Auflegen der schweren Rechten' aus irgend einem Grunde annahm, war es leicht, sich das Unglück ganz einfach zu erklären. Aber auch schon im Alten Testamente zweifelt der Ekklesiast, ob alles auf Erden in Ordnung sei. Das Neue Testament sieht das Übel im Gegensatz der Materie zum Geiste — und das ist klar. Absolut genommen ist aber alles eine strenge Kette von Ursachen und Wirkungen und deshalb logisch; als logische Folge ist es aber an und für sich weder schlecht noch gut, sondern kann sich bloß als günstig oder ungünstig im Verhältnis zum Menschen zeigen. Außerdem kann das, was wir Übel und Leid nennen, nach den absoluten Lebensgesetzen und in den Tiefen ihrer klugen, menschliche Begriffe übersteigenden Gerechtigkeit eine notwendige Bedingung der Entwicklung sein und deshalb eine an und für sich positive Erscheinung.

Ja, aber woher hat denn dann der Mensch die Kraft, seinen eigenen Gedanken und seine relativen Begriffe dieser allgemeinen Logik gegenüberzustellen? Wenn nicht alles Täuschung ist, weshalb ist der menschliche Gedanke eine gleichsam außerhalb der allgemeinen Daseinsgesetze bestehende Kraft? Darin liegt etwas Unerhörtes und zugleich Tragisches, daß der Mensch diesen Gesetzen unterliegen muß und doch gegen sie protestieren kann. Auf der Welt besaßen nur die Götter den Seelenfrieden, und es besitzen ihn jetzt nur die Tiere. Der Mensch ist immer angriffslustig und schreit: veto! Solch ein Veto ist ja jede menschliche Träne.

Hier gewannen Gronskis Gedanken persönlichere Färbung. Er blickte auf das betende Fräulein Marynia hin und empfand im ersten Augenblick eine Erleichterung; es fuhr ihm nämlich die ästhetische Bemerkung durch den Kopf, daß Carpaccio dieses Mädchen neben seinen Guitarrespieler hätte stellen können und daß Botticelli es hätte ahnen sollen. Aber sogleich dachte er daran, daß auch solch eine Blume welken müsse — nichts aber auf Erden welkt und stirbt ohne Schmerz. Und plötzlich erfaßte ihn Furcht vor der Zukunft, die in ihrer Reisetasche immer Unglück und Übel verborgen halte; wohl erinnerte er sich an das vor kurzem ausgesprochene Wort über den Pessimismus, fand jedoch darin keinen Trost, da er verstand, daß der Pessimismus, der einer Anstrengung des Geistes entspringt, etwas anderes ist als der dem Leben entstammende, der, auf dessen Kosten sich Dolhanski in den vom Kartenspiel freien Augenblicken erlaubte, über alles die Achseln zu zucken. Aber er legte sich die Frage vor, ob auch dieser erzwungene Pessimismus sich irgendwie begründen ließe, und da trat ihm unverhofft ein zweiter Freund vor Augen, der dem Dolhanski ganz unähn-

lich war, obwohl er ein großer Skeptiker und zugleich Hedoniker war — Doktor Pozebskie. Er war Gronkis Schulkollege gewesen und hatte in den letzten Jahren sein Nervenleiden geheilt, er kannte ihn also ausgezeichnet. Als der einmal seine verschiedenen Betrachtungen und Klagen über die Unmöglichkeit, auf die wichtigsten Lebensfragen Antwort zu finden, angehört hatte, sagte er ihm: ‚Das ist ein Spiel, für welches man Zeit und Mittel braucht. Wenn du um dein Brot arbeiten müßtest wie ich, würdest du dir und anderen nicht den Kopf wirr machen. All das erinnert an die Jagd eines Hundes nach dem eigenen Schwanz. Ich sage dir: Schau auf deine Umgebung, nicht auf den eigenen Nabel, und wenn du gesund sein willst — carpe diem!‘

Seinerzeit hatte Gronski in diesen Worten einen etwas brutalen, mehr ärztlichen als philosophischen Rat gesehen, als er sich aber jetzt daran erinnerte, sagte er sich: ‚In der Tat, der Weg, den ich stets gleichsam aus schlechter Gewohnheit gehe, führt nirgends hin, und wer weiß, ob diese jetzt so gläubig betenden Frauen nicht unvergleichlich vernünftiger als ich sind, ganz davon abgesehen, daß sie ruhiger und glücklicher sind.‘

Inzwischen begann Frau Krzycka: ‚Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o heilige Gottesgebärerin‘, und die Frauenstimmen antworteten ihr sogleich: ‚Wolle unsere Bitte nicht verschmähen, sondern bewahr uns immer von allem Übel.‘ Gronski empfand unendliche Sehnsucht nach einer so süßen, schirmenden Gottheit, die die Bitten nicht verschmähen will, sondern von allem Übel errettet! Wie gut es mit ihr leben wäre, wie ruhig man um die Häupter der Teueren sein könnte, wie einfach im Denken! Zum Unglück hatte er sich davon schon zu weit entfernt — und konnte bloß ebensolche Sehnsucht, aber nicht ebensolchen Glauben empfinden wie diese Frauen.

Gronski durchmaß im Geiste die Reihe seiner Bekannten und bemerkte, daß unter ihnen sehr wenige innig und tiefgläubige Seelen waren, wohl aber solche, die gar nicht glaubten, solche, die glauben wollten, aber nicht konnten, solche, die, selbst ungläubig, aus sozialen Rücksichten den Glauben für notwendig hielten, und endlich solche, die einfach in anderen Dingen aufgingen. Zu der letzten Gattung gehörten Leute, die z. B. die Gewohnheit des sonntäglichen Besuches der Messe wie die Gewohnheit des täglichen Frühstücks einhielten, wie die Gewohnheit des Fracktragens bei Soireen oder des Handschuhtragens. Es war dies einfach als Sitte in den Kramladen ihres Lebens übergegangen und damit basta! Hier blickte Gronski unwillkürlich auf Krzycki, denn der junge Mann erschien ihm eben als Vogel aus diesem Hain.

So waren sie wirklich. Und doch war Krzycki weder stumpf noch gedankenlos. Auf der Universität trieb er ein wenig Philosophie wie andere,

aber dann trieb ihn der Strom des Lebens und der Arbeit anderswohin. Wohl gab es neben Jastrzab und den damit verknüpften täglichen Angelegenheiten Dinge, die ihn ungeheuer interessierten; seine aufrichtige Teilnahme besaß das Land, seine Zukunft, alle Vorfälle, die so oder anders auf das Land einwirken konnten — schließlich auch die Frauen und die Liebe, — aber über seinen Glauben dachte er ebensowenig nach wie über den Tod, an den er gar nicht dachte, gleichsam überzeugt davon, daß man an sie nicht denken solle, weil sie selbst zur geeigneten Zeit an jeden denken.

Und jetzt war er der in Jastrzab weilenden Gäste wegen noch hundert Meilen mehr von ähnlichen Fragen entfernt. Einst, als er noch als Student während seiner Ferien mit der Mutter zum Hochamt nach Rzeslewo fuhr, nährte er im Grunde der Seele die poesievolle Hoffnung, daß sich eines Sonntags vor der Kirchentür das Rollen einer Kutsche werde vernehmen lassen, daß eine junge, wunderschöne Fürstin, die sich auf der Durchreise von irgend einem Orte am baltischen Meere nach Kyow befände, eintreten werde, und daß er sie nach Jastrzab bitten, liebgewinnen und heiraten werde. Jetzt erfüllten sich nun gewissermaßen unverhofft diese jugendlichen Träume, denn nach Jastrzab kam nicht bloß eine, es kamen sogar drei Prinzessinnen, über die er nach Herzenslust träumen konnte — und hier knieten sie vor dem Hausaltar, ins Gebet versunken. Er blickte also bald auf Frau Otocka, bald auf die einem Tanagrafigürchen ähnliche Gestalt des Fräulein Marynia und wiederholte sich: ‚Die Mutter will mich mit einer von ihnen verheiraten.‘ Und er hatte gegen diese Idee an und für sich nichts einzuwenden, aber sogleich dachte er in bezug auf Frau Otocka: ‚Die ist ein Buch, in dem schon einer gelesen hat, und diese zweite ist noch ein junges Ding, und sogar wörtlich genommen: der Fidelbogen * einer Geige!‘

Krzycki befand sich in dem Alter, in dem man mit Frauen unter zwanzig Jahren nicht rechnet. Nach einer Weile richtete er fast unwillkürlich seine Blicke auf Fräulein Anneys Kopf, und wohl deshalb unwillkürlich, weil er der leuchtendste Gegenstand im Zimmer war; denn die untergehende Sonne, die die blonden Haare des Mädchens bestrahlte, übergoß sie mit solchem Glanze, daß ihr ganzes Haupt zu brennen schien. Fräulein Anney erhob von Zeit zu Zeit ihre Hand und beschattete sich damit, wie um diesen Glanz zu unterdrücken. Aber weil die Sonnenstrahlen immer weniger heiß brannten, hörte sie schließlich damit auf. Manchmal wurde ihre kniende Gestalt überdies von einem jungen, schwarzhaarigen Mädchen verdeckt, das Krzycki nicht kannte, und von dem er nur vermutete, es müsse

* Im Polnischen ein Wortspiel, in dem ‚smyk‘ sowohl ‚Windbeutel‘ als auch ‚Fidelbogen‘ bedeutet. Im Deutschen kaum wiederzugeben.

irgendeine Dienerin dieser Damen sein. Aber gegen Schluß der Andacht neigte sich das Mädchen ganz so, daß sie Krzydi den Ausblick nicht mehr verdeckte, weder den auf das blonde Haar, noch den auf die junge, starke Brust.

‚Das wäre die größte Versuchung!‘ sagte er sich, ‚aber die Mutter wäre dagegen, weil sie eine Fremde ist.‘

Aber plötzlich kamen ihm wie zum Vorwurf die traurigen Augen und die schmalen Schultern des Fräulein Stabrowska in Erinnerung. Ach! Wenn ihm doch Rzeslewo und die Kapitalien zugefallen wären! Aber das Onkelchen hatte Rzeslewo der Schule vermacht und die Kapitalien für eine Reise der Madi nach Karlsbad, wie Dolhanski bemerkt hatte — nun, und einige Tausend einer Hanka Skibianka.

Bei der Erinnerung daran legte Krzydi seine Stirn in Falten und fuhr mit der Hand darüber hin.

‚Ich habe mich unnötigerweise vor der Mutter und den Damen aufgeregt gezeigt‘, sagte er sich im Innern. ‚Aber Gronski muß diese Sache aufklären.‘

Kurz nach Beendigung der Andacht wandte er sich an ihn: ‚Ich möchte unter vier Augen mit Ihnen über Verschiedenes sprechen. Ja?‘

‚Ja!‘ erwiderte Gronski. ‚Wann denn?‘

‚Heute nicht, denn ich muß vorher in Rzeslewo sein, die Leute über etwas auszufragen; dann hindern mich auch wirtschaftliche Angelegenheiten, die Gäste. Am besten ist's morgen abend oder übermorgen. Wir wollen die Gewehre mitnehmen und in den Wald gehen; dort geht jetzt der Zug der Waldschnepfen. Dolhanski liebt die Jagd nicht, wir werden ihn also bei den Damen lassen.‘

‚Gut,‘ erwiderte Gronski.

VII.

Gleich am folgenden Tage gingen beide gegen Abend mit ihren Gewehren und einem Hunde der alten Mühle zu, und Krzydi erzählte auf dem Wege alles, worüber er sich gestern erkundigt hatte. ‚Ich war in Rzeslewo,‘ sagte er, ‚aber dort hört man nichts Gutes. Die Bauern erzählen, daß das Testament gefälscht sei und daß die Herren es verdreht hätten, um über die Gelder und Grundstücke nach eigenem Vorteil verfügen zu können. Ich weiß es nunmehr fast sicher, daß Laskowicz dieses Öl ins Feuer gießt. Weshalb? — das verstehe ich nicht, doch ist es so. Besonders die Leute ohne Feldbesitz sind empört und sagen, daß sie selbst eine Einlage für die Schule leisten würden, wenn man das ganze Vermögen unter ihnen verteile. Sie haben offenbar überhaupt keinen Begriff, um was für eine Schule es dem Zarnowski ging und wie viel eine solche kosten kann.‘

‚Was willst du dagegen tun?‘ fragte Gronski.

‚Ich weiß nicht, ich werde erst sehen und einstweilen meine Überredungs-

kunst anwenden. Ich bat auch den Pfarrer, ihnen auseinanderzusetzen, worum es sich handelt. Ich habe mit einigen alten Landleuten gesprochen. Es schien mir, daß ich sie überzeugt habe. Unglücklicherweise ist bei ihnen jeder, allein genommen, vernünftig und verständig; spricht man aber zu allen zusammen, so ist es, als ob man mit seinem Kopf gegen eine Wand schlüge.‘

‚Ganz natürlich,‘ erwiderte Gronski. ‚Nimm zehntausend Doktoren der Philosophie, und es entsteht daraus eine Menge, die mit dem Strom läuft.‘

‚Vielleicht,‘ sagte Krzycki, ‚doch möchte ich nicht bloß über das Testament reden. Ich sah auch den alten Scheunenaufseher von Rzeslewo und erfuhr äußerst sonderbare Dinge. Denken Sie doch, unsere Vermutungen waren falsch; Hanka Skibianka ist nicht Onkel Zarnowskis Tochter.‘

‚Und das schien schon so klar? Aber welche Beweise gibt es denn?‘

‚Sehr einfache. Skiba war aus Galizien gebürtig und wanderte mit seiner Frau und seiner Tochter, die ungefähr fünf Jahre alt war, in Galizien ein, und Zarnowski saß, solange er gesund war, hinter seinen Mauern auf dem Lande und war damals, wenigstens seit zehn Jahren, niemals verreist gewesen; daher kann er nicht der Vater des Mädchens sein.‘

‚Das entscheidet in der Tat. Nur verstehe ich nicht, warum er ihr zehntausend Rubel verschrieben hat.‘

‚Ach, das ist eine ganze Geschichte!‘ erwiderte Krzycki. ‚Sie müssen wissen, daß der Verstorbene, wie es sich jetzt zeigt, die Bauern liebte, jedoch seine Leute furchtbar streng hielt. Er wirtschaftete auch nach altem Muster, das heißt: dachte nur vom Morgen bis zum Abend. Man erzählte, daß man ihn im halben Dorfe hören konnte, wenn er in der Einfahrt zu fluchen begann. Einmal also kam er zum Schmiede, fand etwas nicht in Ordnung und begann ihn mit den schimpflichsten Worten auszuschelten. Der Schmied ließ es über sich ergehen und hörte demütig zu; aber zufällig war die kleine Hanka damals vor der Schmiede und nahm, als sie sah, was geschah, einen Stecken und ein Messer und strich damit Zarnowski über die Füße: „Ich will dir zeigen, was es heißt, den Vater auszuzanken!“ Der Verstorbene war wahrscheinlich im ersten Augenblick sprachlos, aber dann begann er zu lachen, und so war ihm zugleich der Zorn über den Schmied vergangen . . .‘

‚Diese Hanka gefällt mir,‘ sagte Gronski.

‚Das gefiel auch dem Onkel so sehr, daß er der Schmiedin noch am selben Tag einen Rubel schickte und ihr befahl, mit dem Mädchen auf den Gutshof zu kommen. Von da an gewann er es ungeheuer lieb. Er befahl der alten Wirtin, es lesen zu lehren, und schaute auch selbst darauf. Das Kind hing sich auch an ihn, und das dauerte so ganze Jahre lang. Am Schluß begann man darüber zu reden, daß der Herr die Schmiedstochter

ganz auf den Gutshof nehmen und als Fräulein erziehen wolle, doch das war wohl nicht wahr. Er wollte sie gewiß nur zu einer tüchtigen Bauernfrau erziehen und ausstatten. Die Eheleute Skiba, deren einzige Tochter sie war, sagten wohl auch, daß sie sie um keinen Preis hergeben würden. Im Grunde weiß ich nur das, was mir der Scheunenaufseher erzählte, denn unsere Beziehungen mit dem Verstorbenen waren damals so gut wie zerrissen, eben der Mühle wegen, aus der er uns das Wasser in seine Teiche ableitete.'

,Und hierauf wanderten die Skibas aus?'

,Ja. Aber vorher erkrankte Zarnowski, übersiedelte nach Warschau, dann saß er im Ausland, und diese Beziehungen schwanden gleichsam von selbst. Als die Skibas auswanderten, zählte das Mädchen schon 17 Jahre. Der Onkel kehrte nach Rzeslewo zurück, um dort zu sterben, sehnte sich nach ihr und erwartete Nachricht von ihr. Aber weil er früher sogar die Möbel aus Rzeslewo in die Stadt hatte übertragen lassen, vermutete sie also offenbar seine Rückkehr nicht und wußte keine Adresse.'

,Das Legat beweist am besten, daß er sie nicht vergaß,' sagte Gronski. ,Und das ganze Testament zeigt ihn doch als hochherzigeren Menschen, als man dachte.'

,Sicher,' erwiderte Krzycki.

Sie gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander, dann sagte Wladyslaw von neuem: ,Mir für meinen Teil ist es doch lieber, daß sie nicht des Verstorbenen Tochter ist.'

,Warum? Hat das einen Bezug auf das Legat?'

,Nein. Das Legat nehme ich auf keinen Fall an, niemals!'

,Gut, aber sag mir, warum du dich so scharf dagegen wehrtest, daß es alle wundernahm.'

,Es existiert nämlich ein Umstand, den weder die Mutter noch sonst jemand ahnt und den ich Ihnen aufrichtig bekenne. Ich habe das Mädchen seinerzeit betört.'

Gronski blieb plötzlich stehen, blickte auf Krzycki und rief: ,Da hat man's!'

Und weil er selbst solche Dinge nicht leicht nahm und überdies die vorhergehende Erzählung Krzyckis in ihm Teilnahme für diese Hanka erweckt hatte, runzelte er seine Augenbrauen und fragte: ,Um Gottes willen! Ein Kind hast du verführt? Was nennst du „seinerzeit"?'

Aber Krzycki antwortete ganz ruhig: ,Bleiben wir nicht stehen, denn der Hund läuft zu weit fort (und dabei zeigte er auf den vor ihnen laufenden weißen Spürhund). Ich habe kein Kind verführt, denn sie war damals sechzehn Jahre alt; es geschah dies vor sieben Jahren, als ich noch Student war und auf Ferien nach Jastrzab kam.'

‚Hatte das Verhältnis Folgen?'

‚Soviel ich weiß, nicht. Sie verstehen, daß ich, als ich die nächsten Ferien herkam und weder sie noch die Skibas mehr antraf, nicht zu fragen wagte, denn dem Dieb brennt der Boden unter den Füßen. Aber heute fragte ich unwillkürlich den Scheunenaufseher, ob nicht die Skibas deshalb auswanderten, weil dem Mädchen etwas zugestoßen sei. Er verneinte es.'

‚Um so besser für sie und für dich.'

‚Gewiß ist es so besser, denn sonst hätte die Sache sich verbreitet und wäre der Mutter zu Ohren gekommen.'

‚Und in dem Fall hättest du Unannehmlichkeiten gehabt?'

In Gronskis Tonfall lag leise Ironie, aber Krzydi, der in seine eigenen Gedanken vertieft war, achtete gar nicht darauf und sagte: ‚Natürlich hätte ich Unannehmlichkeiten gehabt, denn die Mutter ist darin ungeheuer streng. Auch ich bin heute bei reiferer Überlegung wie ein Wolf, der in der Gegend, wo er sein Nest hat, niemals Schaden anrichtet. Damals war ich dümmer und unvorsichtiger.'

‚Der Teufel soll dich holen!' rief Gronski.

‚Wie?'

‚Nichts. Sprich weiter!'

‚Ich habe nichts weiter zu erzählen. Doch begreifen Sie jetzt, warum ich das Legat nicht annehmen kann?'

‚Vielleicht, aber „nenne mir deine vortrefflichen Gründe", wie Shakespeare sagt.'

‚Ein Mädchen verführen, das kommt auf dem Lande vor, aber ihr dann das nehmen, was für sie bestimmt war, — das wäre zu schlecht. Vielleicht leidet sie irgendwo in Amerika Not?'

‚Alles ist möglich,' erwiderte Gronski.

‚Wenn also meine Ankündigungen nicht zu ihrer Kenntnis gelangten, so sollte ich ihr Geld verwenden, während sie vor Hunger stirbt? Nein! Alles hat seine Grenzen. Ich bin kein besonderer Skrupulant, aber gewisse Dinge könnte ich keineswegs vollbringen.'

‚Sag mir — aber aufrichtig! —: hegst du eine Neigung zu ihr?'

‚Ich bekenne dir offen, daß ich sie völlig vergessen hatte. Jetzt erst gedenke ich ihrer, und, in der Tat, Widerwillen empfinde ich keinen gegen sie. Sogar das Gegenteil! . . . Solche Erinnerungen können doch nicht bitter sein, außer es verbindet sich irgend ein Kummer mit ihnen. — Aber wir waren beinahe Kinder, — und der reine Zufall brachte uns zueinander.'

‚Dann gestatte mir noch eine Frage. Wenn der verstorbene Zarnowski ihr ganz Rzeslewo und alle Kapitalien vermacht hätte und wenn sie sich innerhalb der Jahre nicht meldete, würdest du diese Schenkung zurückweisen?'

‚Ich vermag es nicht, auf Fragen zu antworten, über die ich nicht nachgedacht habe. Ich möchte mich Ihnen weder besser noch schlechter zeigen als ich bin. Sicherlich jedoch würde ich es ankündigen lassen zwei volle Jahre. Was liegt Ihnen übrigens an meiner Antwort?‘ . . .

Plötzlich brach er ab, denn vom nahen Ufer aus traf sie ein sonderbarer, fast schnarrender Laut, und zugleich zeigte sich über den Gipfeln der Buchen auf dem Grunde der Abendröte ein ziemlich großer grauer Vogel, der in gerader Linie dem Dickicht auf der anderen Seite der Wiese zuflog.

‚Waldschnepfen!‘ rief Krzycki. Und er sprang vorwärts.

Gronski aber dachte, indem er ihm nacheilte: ‚Der hat Nietzsche sicher nicht gelesen, und doch fließt in seinen Adern zugleich mit dem Blute irgend ein adeliges Übermenschentum. Wenn ihm jemand seine Schwester verführte, würde er ihm wie einem Hunde eine Kugel durch den Kopf jagen; aber weil es sich um ein Landmädchen handelt, läßt er sich keinen Augenblick von Sorge anfechten.‘

Sie stellten sich beide am Rande des Birkenwaldes auf. Eine Zeitlang herrschte völlige Stille, dann ließ sich die sonderbare Stimme zum zweiten Male über ihren Häuptern vernehmen, und eine zweite Waldschnepfe zeigte sich. Gronski zielte und verfehlte das Ziel, Krzycki machte seinen Fehler wett — und man sah, wie die Schnepfe mit gesenktem Flug in ein ziemlich entferntes Strauchwerk fiel. Der weiße Hund irrte eine Weile im Dunkel der Büsche umher und kehrte dann unverzüglich mit dem erlegten Vogel im Maule zurück.

‚Er war bereits angeschossen,‘ rief Krzycki, ‚Sie haben ihn erlegt.‘

Gronski erwiderte: ‚Du liebenswürdiger Wirt!‘

Und von neuem trat Stille ein, die nicht einmal das Rauschen der Blätter störte, weil kein Lüftchen wehte. Aber nach einiger Zeit schnarrten gleichzeitig zwei Waldschnepfen über ihren Häuptern, eine unmittelbar nach der andern, die Gronski nicht treffen konnte, die aber Krzycki mit zwei Schüssen sehr geschickt herabholte. Schließlich erbarmte sich eine lebensmüde Waldschnepfe auch Gronskis; denn sie zog so bequem über ihm hin, als wollte sie ihm alle Schwierigkeiten beseitigen. Er selbst schämte sich fast über die Freude, die er empfand, als er nach dem Schusse den Vogel auf die Erde aufschlagen hörte, und nach seiner schlimmen Gewohnheit, über jede Erscheinung nachzudenken, kam er zu dem Schlusse, daß das ein Erbe aus der Urzeit Tagen sei, in denen die Geschicklichkeit des Jägers über die Existenz des Menschen und seiner Familie entschied.

Aber dank diesen Gedankengängen zielte er gar nicht und ließ einen Vogel nahe dem Rande der Büsche vorbeistreichen, der offenbar der letzte des Zuges war, da sie längere Zeit vergeblich harrten. Einstweilen wurde

es ganz finster — und nach einer Weile tauchte der weiße Spürhund und hinter ihm Krzyçki aus der Dunkelheit auf.

‚Wir kamen zu spät,‘ sagte er, ‚aber es tut nichts. Jedenfalls sind vier Stück für die vier Damen vorhanden. Morgen wollen wir uns um mehr umsehen.‘

‚Das war bloß eine kleine Unterbrechung in deinen Bekenntnissen,‘ erwiderte Gronski, das Gewehr über die Schulter hängend.

‚In meinen Bekenntnissen?‘ fragte Krzyçki. ‚Aha! — ja —‘

‚Du sagtest, daß euch der reine Zufall einander nähergebracht hätte.‘

‚So war es wirklich. Doch jetzt muß ich vorausgehen, und Sie gehen meinen Spuren nach, denn hier ist es stellenweise naß. Auf diese Weise gelangen wir zur Brücke und bei der Brücke ist ein Weg.‘

Erst als sie sich auf dem Wege befanden, antwortete er: ‚Es begann und endete alles in der Mühle, die schon damals als Aufbewahrungsort für das Heu diente — und dauerte nur zwei Wochen. Das kam folgendermaßen: Ich ging einmal mit dem Gewehr auf die Jagd nach einem Rehbock, den ich aus dem nahen Holz erwartete; denn hierher zu dem Wässerchen kommen abends häufig Böcke aus dem Wäldchen. Der Himmel war an diesem Tage sehr bewölkt, aber ich dachte, es werde vorübergehen, weil der Himmel im Westen rein war. Ungefähr einige hundert Schritt und sogar weiter von der Mühle entfernt ließ ich mich nieder, denn näher der Mühle zu lag Leinwand auf dem Rasen, vor der sich die Böcke hätten fürchten können — und eine halbe Stunde später erlegte ich wirklich einen Bock. Aber inzwischen begann es zu regnen und bald entstand ein solcher Gußregen, daß ich mich an keinen ähnlichen in Jastrzab erinnere. Ich packte meinen Bock an seinen Hinterläufen und eilte, so schnell ich konnte, nach der Mühle. Auf dem Wege merkte ich, daß jemand die Leinwand weggenommen hatte. Ich stürze in die Mühle und vergrub mich bis in die Ohren ins Heu, bis ich höre, wie dicht neben mir jemand atmet. Ich frage: „Wer da?“ Eine dünne Stimme antwortet mir: „Ich.“ „Wer ich?“ „Hanka.“ „Was tust du hier?“ „Ich kam um die Leinwand.“ Es begann so stark zu donnern, daß ich dachte, die Mühle müsse bersten, — und erst als sich der Donner ein wenig gelegt hatte, erfuhr ich durch fortgesetztes Fragen, daß meine Gefährtin aus Rzeslewo stamme, daß sie Skibianka heiße und am Fest der hl. Anna ihre sechzehn Jahre vollendet habe. Da sage ich zu ihr: „Aber du gestattest mir ein Küßchen?“ — aber ich versichere Sie, noch ganz ohne böse Absicht, bloß weil es mir so einfiel und weil man mit Landmädchen so spricht. Sie antwortete nicht, aber weil in diesem Augenblick unter donnerndem Krachen ein Blitzstrahl niederfuhr, schmiegte sie sich an mich — vielleicht aus Schreck. Und ich küßte sie auf ihre Lippen — und Gott weiß, es schien mir, als ob ich eine duftende Blume küßte, und so tat

ich es ein zweites und drittes Mal, und sie erwiderte mir zwar nicht den ersten, wohl aber den zehnten oder zwanzigsten Kuß — und als der Sturm vorbei war und wir uns trennen mußten, da lag ihr Arm um meinen Hals und ich fühlte zugleich ihre tränennasse Wange ... Denn sie weinte, ich weiß nicht, ob über ihren verlorenen Kranz oder über die Trennung von mir.'

Gronski dachte unwillkürlich an das Liedchen der wahnsinnigen Ophelia:

,Er springt schnell auf, öffnet die Tür, zieht an sein Morgenkleid;
Er ließ sie wohl als Mädchen ein, doch nicht als Mädchen heraus.'

Aber Krzycki redete weiter: ,Beim Abschied sagte sie mir, daß sie wisse, ich sei der junge Herr aus Jastrzab, daß sie mich jeden Sonntag in Rzeslewo gesehen und auf mich wie auf ein Zauberbild geblickt habe ...'

,Ach, du bist freilich hübsch bis zur Abscheulichkeit,' unterbrach ihn Gronski mit gewisser Erregung.

,Bah! ich habe schon drei oder vier graue Haare.'

,Sicher schon von deiner Geburt her. Wie oft saht ihr euch denn?'

,Bevor ich wegging, fragte ich sie, ob sie am nächsten Abend herschlüpfen könnte. Sie bejahte es, weil sie abends immer die bleichende Leinwand von der Wiese wegnehme aus Furcht, es könnte sie jemand stehlen, und überdies im Sommer nicht mit den Eltern in der Hütte, sondern im Stall auf dem Heu schlafe. Und so trafen wir uns dann täglich. Ich mußte mich vor den Nachtwächtern verbergen und stahl mich daher durch das Fenster in den Garten, obwohl das eine unnötige Vorsicht war, da die Wächter so fest schliefen, daß ich einmal einem seine Trompete und seinen Stock fortnehmen konnte. Sonderbar war es auch, daß ich Hanka stets nur in der Dunkelheit traf und deshalb nie genau wußte, wie sie aussieht, obwohl sie mir bei Mondschein hübsch erschien.'

,Und in der Kirche?'

,Unsere Patronatsbank steht vorn im Choraltare und die Mädchen knien hinten. Dort gibt es soviel rote und gelbe Kopftücher, die sich alle gleichen, alle mit denselben Blumen gesprenkelt, daß es schwer ist, etwas zu unterscheiden. Zuweilen glaubte ich sie von weitem zu erblicken, aber ich konnte nie genau hinsehen. Die Ferien endeten auch bald, und als ich in den nächsten heimkam, waren die Skibas schon ausgewandert.'

,Du hast dich also nicht von ihr verabschiedet?'

,Ich bekenne, daß ich es nicht tat. Ich zog sogar vor, es zu vermeiden.'

,Und empfandest du niemals Sehnsucht nach ihr?'

,O ja. In Warschau sehnte ich mich ungeheuer nach ihr — und war in den ersten Monaten geradezu in sie verliebt. Nach Jastrzab zurück-

gekehrt auch noch, als ich die Mühle wiedersah, aber ich war zugleich froh, daß alles so verlaufen war und daß die Mutter nichts davon erfuhr.'

Unter solchen Gesprächen bogen sie vom Seitenweg in die Allee ein, die zum Gutshause führte, dessen niedrige Lichter in einer Entfernung von etwa einer Werst bald durch die Lindenzweige blickten, bald im Blätterdickicht verschwanden. Die Nacht war schon völlig hereingebrochen, eine sternenfunkelnde, heitere Nacht. Doch war es ziemlich dunkel; denn der Mond war noch nicht aufgegangen; nur ein kupfernes Leuchten im Osten des Himmels verkündete sein baldiges Kommen. Kein Lüftchen wehte. Nur kaum hörbares Hundegebell in dem fernen, schlafenden Dorfe störte das erhabene nächtliche Schweigen. Unwillkürlich begannen Gronski und Krzycki ihre Stimmen zu dämpfen. Doch schlief nicht alles, denn einige hundert Schritte von der Allee entfernt blinzelte auf der Wiese am Flusse ein Feuer.

‚Hier weiden die Knechte die Pferde und fangen Krebse beim Schein des Kienholzes,' sagte Krzycki. ‚Ich höre sogar, wie einer wegreitet.'

Und im selben Augenblick ließ sich auf der Wiese durch das Gras gedämpftes Pferdegetrappel vernehmen und fast unmittelbar darauf ertönte die weithin vernehmbare Stimme eines zweiten Hirten, der dem Wegreitenden inmitten der nächtlichen Stille unaufhörlich nachschrie: ‚Wojtek! . . . Bring' diese und noch mehr Zangen, denn ich komme nicht aus damit!'

Der nächtliche Reiter hatte sich auf den Weg gemacht und huschte plötzlich wie ein Schatten an den im Gespräch begriffenen Herren vorüber. Er erkannte offenbar den jungen Erben, denn er zog im Vorüberreiten die Mütze und sagte: ‚Gelobt sei Jesus Christus!'

‚In alle Ewigkeit!'

Und sie gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander. Krzycki pfiff leise vor sich hin, dann rief er den Hund, aber Gronski, der unaufhörlich über die Ereignisse in der Mühle nachdachte, sagte: ‚Wenn du z. B. ein Engländer wärst, so hätte euere Idylle wahrscheinlich anders geendet — und du wärest durch eine reine, unendlich poetische Erinnerung für dein ganzes Leben bereichert . . .'

‚Wir essen weniger Fische, haben also ein anderes Temperament als die Engländer — und übrigens war doch auch so etwas von Poesie dabei.'

‚Nicht so sehr ein anderes Temperament als andere Sitten, und dabei mehr Schonung. — Ihre Seelen sind gesünder und zugleich selbständiger, sie entlehnen ihre Moral nicht französischen Romanen —'

Dann überlegte er eine Weile und sprach weiter: ‚Du behauptest, daß auch in euerem Verhältnis ein wenig Poesie gelegen sei. Gewiß! — aber nur auf Seite Hankas, nicht auf deiner. In ihr liegt wirklich etwas Poetisches, denn aus deinen eigenen Worten zu schließen, liebte sie dich wirklich.'

‚Ganz sicher,‘ unterbrach Krzycki. ‚Wer weiß, ob ich noch einmal im Leben so heiße Liebe finden werde.‘

‚Ich glaube auch nicht. Deshalb wundere ich mich auch, daß dieser Stein so in den Abgrund deines Vergessens gesunken ist und daß sich danach die Wogen in dir so ganz geglättet haben.‘

Krzycki machten diese Worte ein wenig betroffen, er antwortete daher darauf: ‚Offen gestanden habe ich Ihnen alles das nur in der Absicht erzählt, um zu erklären, warum ich das Legat nicht annehme — und in meiner Unschuld dachte ich, Ihr Lob zu finden. Sie aber suchen nur die Stellen heraus, die mich schmerzen. Schließlich wünschte ja auch ich, es wäre nicht geschehen — aber da es nun einmal geschehen ist, so denke ich lieber nicht daran. Hätte ich nämlich so viele Millionen, als jährlich auf dem Lande Mädchen verführt werden, so würde ich nicht bloß Rzeslewo, sondern den halben Kreis kaufen können. Ich kann Sie jedoch versichern, daß sie es weder selbst als Tragödie betrachtet, noch auch daß die Sache unglücklich abläuft. Es wäre doch lächerlich, wollte ich es mir mehr zu Herzen nehmen als Hanka, die es sich wahrscheinlich gar nicht zu Herzen genommen hat und — nicht zu Herzen nimmt.‘

‚Woher weißt du das?‘

‚Es ist ja gewöhnlich so. Und wenn auch das Entgegengesetzte stattfände, was kann ich da tun? Ich kann sie doch nicht jenseits des Ozeans aufsuchen. In einem Roman würde sich das sehr romantisch ausnehmen, aber in Wirklichkeit, — ich habe eine Wirtschaft, die ich nicht von mir weisen kann, und eine Familie, die ich nicht aufopfern darf. Diese Hanka, deren Erinnerung Sie mir übrigens, offen gesagt, ein wenig verbittert haben, kann das beste Mädchen sein, aber heiraten — heiraten werde ich sie doch nicht, also was kann ich zu guter Letzt tun?‘

‚Das weiß ich allerdings auch nicht. Aber du mußt doch zugeben, daß eine gewisse moralische Ungehörigkeit in einer Lage steckt, in der der Mensch sich oder andere nach vollbrachter schuldvoller Tat fragen muß: Was kann ich tun?‘

‚Ach, das ist nur eine Redensart,‘ erwiderte Krzycki, ‚denn im Grunde weiß ich es sehr genau. Ich erlasse die Ausschreibung, und damit Schluß. Die Buße, die mir der Geistliche seinerzeit auferlegte, habe ich auf mich genommen, und mehr will und werde ich dafür nicht büßen.‘

Aber Gronski sagte darauf: ‚Sero molunt deorum molae. Verstehst du, was das auf polnisch heißt?‘

‚Als ich die Wirtschaft in Jastrzab übernahm, habe ich mein Latein aufs Feld gesät, es ist aber nicht aufgegangen!‘

‚Es heißt: Gottes Mühlen mahlen langsam.‘

Krzycki aber begann zu lachen und sagte mit der Hand auf die alte Mühle weisend: ‚Die wird nicht mehr mahlen, gewiß nicht.‘

Ihr weiteres Gespräch unterbrachen zwei undeutliche Gestalten, die ihnen schon nah dem Tore entgegentraten und mit denen sie beinahe zusammengestoßen wären, weil in der alten Lindenallee fast völlige Finsternis herrschte, obwohl der Mond schon aufgegangen war.

Krzycki war überzeugt, daß das die zugereisten Damen seien, die einen nächtlichen Spaziergang unternähmen; aber er fragte der Gewißheit halber: ‚Wer dort?'

‚Wir,' antwortete eine unbekannte weibliche Stimme.

‚Wer sind die „Wir"?'

‚Frau Otockas und Fräulein Anneys Dienstmädchen.'

Der junge Mann erinnerte sich an das Mädchen, dessen schwarzes Köpfchen ihm bei der Maiandacht das leuchtende Haar der Engländerin verdeckt hatte.

‚Aha!' sagte er. ‚Fürchtet ihr euch nicht, bei solcher Finsternis auszugehen? Wenn nun ein Wolf käme?' —

‚Wir fürchten uns nicht,' sagte dieselbe Stimme.

‚Aber vielleicht bin ich der Wolf!'

‚So sieht kein Wolf aus.'

Die zwei Mädchen begannen zu lachen, aber sie zogen sich doch beide ein wenig zurück und im selben Augenblick beleuchtete ein Lichtstrahl, der durch die Blätter gedrungen war, die weiße Stirn und die schwarzen Brauen der einen und ließ das grünliche Weiß ihrer Augen erschimmern.

Krzycki, dem die Worte schmeichelten, daß er nicht wie ein Wolf aussehe, blickte in diese Augen und sagte: ‚Gute Nacht!'

‚Gute Nacht!'

◆ ◆ ◆

Die Damen und Dolhanski weilten schon im Speisezimmer, da man mit dem Beginn des Abendessens nur noch auf die Jäger wartete, die sich nach der Rückkehr erst umkleideten. Fräulein Marynia setzte sich zu den Kindern ans Ende des Tisches und unterhielt sich ein wenig mit ihnen, ein wenig mit Laskowicz, der ihr mit größter Lebendigkeit etwas erzählte, indem er sie hartnäckig, aber vorsichtig anblickte, um niemandes Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Gronski jedoch bemerkte das vom ersten Augenblick seines Eintrittes an, und weil ihn der junge Student seit der Zeit, da er von seiner Agitation unter den Bauern von Rzeslewo erfahren hatte, interessierte und beunruhigte — wünschte er, sich in das Gespräch zu mischen. Aber Marynia unterbrach es fast im selben Augenblick und schloß sich, als sie den letzten Satz vernommen hatte, den anderen Damen an, die sich um das Ergebnis der Jagd erkundigten, da sie vorher vom Balkon aus Schüsse in der Richtung der alten Mühle vernommen hatten. Dabei zeigte es sich, daß Fräulein Anney und die beiden Schwestern

Waldschnepfen stets nur auf der Schüssel gesehen hatten; als daher der alte Diener auf Krzyckis Befehl die vier toten Opfer brachte, betrachteten sie dieselben voll Neugierde, wobei sie verspätet ihr Mitgefühl für deren tragisches Schicksal aussprachen und sich nach ihrer Lebensweise erkundigten.

Wladyslaw Krzycki, dessen lebhaftes Interesse die Tierwelt seit früher Jugend in Anspruch genommen hatte, sprach beim Abendmahl über die seltsamen Gewohnheiten dieser Vögel und über ihre geheimnisvollen Züge. Er wandte sich dabei besonders an Frau Otocka, weil ihm zum ersten Male ihre ungewöhnliche Schönheit auffiel. Im allgemeinen zog er zwar eine andere, weniger zarte Art von Schönheit vor und schätzte vor allem frische Frauen, doch bemerkte er, daß Frau Otocka diesen Abend geradezu außerordentlich schön aussah. Ihre äußerst zarte Gesichtsfarbe erschien bei dem schwarzen, spitzenbenähten Kleid noch zarter, und in ihren Augen, in der Form ihres Mundes, im Ausdruck ihres Gesichtes und in ihrer ganzen Gestalt lag etwas so Sonderbares, daß jeder, der von ihrer Witwenschaft nichts wußte, sie für ein Mädchen gehalten hätte und sogar für ein ganz junges Fräulein aus einem guten Gutshause. Wladyslaw hatte sich zwar vom ersten Augenblick der Ankunft dieser Damen an auf Fräulein Anneys Seite geschlagen, mußte jetzt jedoch heimlich anerkennen, daß die junge Engländerin gerade kein Prachtstück ihrer so verfeinerten Rasse sei — und, was schlimmer war, daß sie ihm heute viel weniger hübsch erschien als seine ‚feine Cousine'.

Aber er machte zugleich eine sonderbare Entdeckung, daß nämlich diese Beobachtung seine Sympathie für das blonde Mädchen nicht minderte, sondern ihn gewissermaßen rührte und noch freundlicher stimmte. Er hatte das Gefühl, als ob er der Engländerin durch den Vergleich mit Frau Otocka ein unverdientes Unrecht zufüge, für das er sie um Verzeihung bitten müsse: ‚Ich muß mich in acht nehmen,' dachte er, ‚sonst gerate ich in ihre Netze.' Er begann aber dennoch, den himmelblauen Streifen ihrer Augen zu suchen, und als er ihn gefunden hatte, seinen gedämpften Schmelz Tropfen für Tropfen einzusaugen.

Inzwischen begann Frau Krzycka, um die nächsten Pläne der Schwestern zu erfahren, Frau Otocka auszufragen, ob sie diesen Sommer ins Ausland fahren würden, und wohin.

‚Mich', sagte sie, ‚sendet der Arzt meines Rheumatismus wegen ins Moorbad, aber es würde mich freuen, noch einen Sommer mit euch irgendwo zu verbringen.'

‚Auch in uns hinterließ der gemeinsame Aufenthalt in Krynica die angenehmsten Erinnerungen,' erwiderte Frau Otocka. ‚Eigentlich sind wir ganz gesund und weilten gern auf dem Lande, oder noch lieber bäten wir Tantchen mit der ganzen Familie zu uns, wenn die Zeiten nicht so unruhig

wären, daß man nicht weiß, was morgen geschieht. Aber wenn sie sich beruhigen, dann müssen Sie, Tante, nach der Kur durchaus zu uns kommen.'

Nach diesen Worten küßte sie sehr herzlich Frau Krzyckas Hand, die erwiderte: ‚Wie gut und lieb du bist. Ich würde von Herzen gern zu euch kommen, nur darf ich bei meinem Gesundheitszustand nicht auf das Herz hören, sondern muß meinen verschiedenen verborgenen Nöten folgen. Überdies sind die Zeiten wirklich unruhig, und ich verstehe, daß der Aufenthalt auf dem Lande für Frauen allein ein wenig unheimlich ist. Hast du sichere Leute in Zalesin?'

‚Ich fürchte unsere Leute nicht; sie waren meinem Manne sehr anhänglich und hängen jetzt an mir. Mein Mann hat ihnen viel Gutes getan. Er lehrte sie vor allem das Vaterland lieben und führte zugleich verschiedene Einrichtungen ein, die sonstwo nicht existieren. Wir haben ein Asyl, ein Spital, Bäder, Läden, Obstbauschulen für die Pflanzung der Bäumchen. Sogar artesische Brunnen ließ mein Mann anlegen, damit das Dorf genügend gesundes Wasser besäße.'

Dolhanski neigte sich, als er das hörte, zu Krzycki und flüsterte:

‚Phantasien eines Kapitalisten. Er betrachtete seine Frau und Zalesin als zwei Spielzeuge, die er liebkoste, und spielte sich auf den Menschenfreund heraus, weil er das Geld dazu hatte.'

Aber Frau Krzycka fragte von neuem: ‚Wer verwaltet Zalesin jetzt?'

Die junge Witwe schüttelte ihre momentanen traurigen Erinnerungen ab und antwortete lächelnd: ‚In der Gegend heißt es: Zalesin beherrscht Dworski, der alte Rechenmeister meines Mannes, der uns sehr zugetan ist. Dworski beherrsche ich und mich Marynia.'

‚Das ist richtig', warf Fräulein Anney ein, ‚mit dem Zusatze, daß sie auch mich beherrscht.'

Daraufhin schüttelte Fräulein Marynia ihr Haupt und sagte: ‚Wüßte die Tante nur, wie ihr bisweilen mit mir umgeht!'

‚Das sehe ich nun wirklich nicht, aber ich denke, daß auch dich seinerzeit jemand beherrschen wird.'

‚Die Zeit ist schon da!' entfuhr es Marynia.

‚So? Da bin ich neugierig. Wer ist dieser Despot?'

Und die kleine Geigenspielerin zeigte mit einer schnellen Bewegung ihres Fingers auf Gronski und sagte: ‚Dieser Herr da!'

‚Jetzt versteh ich,' sagte Dolhanski, ‚warum er sich damals, als wir vom Notar heimkehrten, benahm, als trüge er eine Kanne voll heißen Wassers auf dem Kopfe.'

Gronski aber zuckte die Achseln wie jemand, dem man geradezu Unerhörtes einzureden versucht, und rief: ‚Ich? ein Despot? Aber ich bin doch das am allermeisten hypnotisierte Opfer!'

‚Herr Laskowicz hypnotisiert, nicht ich,‘ entgegnete Marynia. ‚Er hat mir das vor dem Nachtmahl selbst erzählt und erklärt, was Hypnotismus ist.‘

Gronski blickte nach dem andern Tischende auf den Studenten hin und sah, wie dessen Blicke unaufhörlich, hartnäckig und voll Glanz auf Marynia hafteten. Da dachte er: ‚Er versucht in der Tat seine Macht an ihr.‘ Er runzelte also die Brauen, wandte sich zu ihr und sagte: ‚Niemand weiß wirklich so recht, was Hypnotismus ist. Man besieht sich die Erscheinungen, nichts weiter. Aber wie hat denn Herr Laskowicz ihn erklärt?‘

‚Er sagte, daß — wie ich auch schon früher hörte — die in hypnotischem Schlaf befindliche Person alles ausführen müsse, was der Hypnotiseur befiehlt — und daß sie ihm auch nach dem Erwachen immer unterworfen bleibe.‘

‚Das ist nicht wahr!‘ entgegnete Gronski.

‚Das meine ich auch. Er behauptete überdies, daß er auch mich sehr leicht hypnotisieren könnte, ich fühlte aber, daß er es nicht vermöchte.‘

‚Trefflich. Und solche Dinge erregen Ihr Interesse?‘

‚Hypnotismus weniger. Wenn es schon etwas Geheimnisvolles sein soll, dann will ich lieber von Geistern hören, und ganz besonders gefallen mir die Geschichten, die mir einer unserer Nachbarn in Zalesin von den kleinen Geisterchen erzählt. Er sagt, sie hießen Kobolde, spukten in alten Häusern und man könne sie sehen, wenn man bei Nacht durchs Fenster in ein Zimmer schaue, in dessen Ofen Feuer brennt. Dann fassen sie sich an den Pfötchen und tanzen vor dem Feuer.‘

‚Welch lustige Geisterchen!‘

‚Und nicht bösartig, wenn auch mutwillig. Unser Nachbar, ein ganz alter Mann, glaubt heilig an sie und streitet ihretwegen mit dem Pfarrer. Er sagt, daß es bei ihm von ihnen wimmle, und daß sie ihm fortwährend Streiche spielen: bald ziehen sie am Uhrgewicht, daß die Uhr schlägt, bald verstecken sie seine Pantoffel oder andere Dinge, lärmen des Nachts, spannen Grillen vor Nußschalen und fahren auf ihnen durch die Zimmer; in der Küche trinken sie das Beste von der Milch ab und werfen Erbsen ins Feuer, daß es prasselt. Aber wenn ihnen niemand zusieht, dann sind sie sogar hilfsbereit, vertreiben Spinnen und Mäuse und hüten den Boden vor dem Schwamm. Dieser Nachbar war einst ein hochgebildeter Mann, aber in seinen alten Jahren wurde er ein Sonderling und erzählt das alles ganz im Ernst. Wir lachen ihn natürlich aus, doch muß ich bekennen, daß ich die Existenz einer solchen anderen sonderbaren und geheimnisvollen Welt sehr wünschte. Da wäre dann das Leben angenehmer und hübscher und weniger traurig —‘

Bei diesen Worten blickte sie mit etwas verträumten Augen vor sich hin, dann fuhr sie fort: ‚Wie ich mich erinnere, habe ich auch immer be-

dauert, daß es das alles nicht auch in Wirklichkeit gebe, wenn wir manchmal mit Ihnen über die Gemälde Boecklins, diese Faune, Nymphen und Dryaden sprachen, die er malte. Und manchmal schien es mir doch, daß diese Welt vielleicht besteht, daß nur wir sie nicht sehen. Denn wer weiß denn, was zu Mittag oder nachts im Walde geschieht, wenn niemand dort weilt, oder bei Mondschein im Nebel oder auf den Teichen? Der Glaube an diese Welt ist doch durchaus keine Kinderei, da wir ja an Engel glauben.'

,Ich glaube auch an Geisterchen, an Nymphen, Dryaden und Engel,' erwiderte Gronski.

,Wirklich?' fragte sie, ,Sie reden ja freilich immer zu mir wie zu einem Kinde.'

Aber er antwortete ihr nur in Gedanken: ,Ja, aber wie zu einem vergötterten Kinde.'

Das weitere Gespräch unterbrach der Diener, der Krzycki mitteilte, es sei der Ökonom aus Rzeslewo gekommen und wünsche den ,jungen gnädigen Herrn' in einer eiligen Angelegenheit zu sprechen. Krzycki bat die Gesellschaft um Entschuldigung und ging mit den bei Landwirten nicht ungewöhnlichen Worten: ,Was gibt's dort wieder?' aus dem Zimmer. Aber weil das Abendessen beinahe vollendet war, erhoben sich bald alle dem Beispiel der Hausfrau folgend, die sich jedoch eine Weile vergeblich abmühte, aufzustehen, da sie seit zwei Tagen der Rheumatismus wieder heftiger quälte. Ähnliche Anfälle ereigneten sich häufig, und dann führte sie gewöhnlich der Sohn aus einem Zimmer in das andere. Diesmal kam ihr das ihr zunächst stehende Fräulein Anney zuhilfe, umfaßte sie mit dem einen Arm und hob sie leicht, geschickt, ohne jede Anstrengung auf.

,Tausend Dank,' erwiderte Frau Krzycka, ,ich hätte sonst auf Wladek warten müssen. Ach Gott, wie gut ist es, so stark zu sein!'

,Ich bin ein richtiger Samson,' sagte Fräulein Anney mit ihrer angenehmen, gedämpften Stimme.

Aber in dem Augenblick kam Wladyslaw eilig ins Zimmer, da er sich offenbar an seine Pflicht, die Mutter hinüberzuführen, erinnert hatte, und rief, als er sah, was geschah: ,Erlauben Sie. Das ist meine Pflicht. Sie ermüden sich.'

,Keineswegs.'

,Ach, Wladek,' sagte Frau Krzycka, ,ich weiß wirklich nicht, wer von euch beiden stärker ist.'

,Wirklich?' fragte er, mit entzückten Blicken die schlanke Gestalt des Mädchens messend.

Und sie blinzelte ein wenig mit den Augen zum Zeichen, daß es wirklich so sei, errötete jedoch dabei, als ob sie sich ihrer unweiblichen

Stärke schäme. Krzycki jedoch half ihr die Mutter vor den Tisch setzen, auf dem sie gewöhnlich abends im kleinen Salon Patience legte. Bei dieser Gelegenheit berührte sein Arm wider Willen den Fräulein Anneys — und als er den jungen, gleichsam stahlharten Körper fühlte, da übergoß ihn plötzlich heißes Verlangen; es erfaßte ihn aber zugleich auch das Gefühl einer elementaren, unerhört beglückenden Kraft. Wenn er Gronski gewesen wäre und einmal im Leben den Hymnus des Lukrez auf Venus gelesen hätte, so hätte er sich über diese Kraft Rechenschaft geben und sie benennen können. Weil er aber ein siebenundzwanzigjähriger gesunder Edelmann war, so dachte er bloß, daß ein Augenblick, in dem er ein solches Mädchen ganz an seine Brust drücken dürfte, mit Jastrzab, Rzeslewo, ja selbst mit dem Preis des Lebens nicht zu teuer erkauft sei.

Aber er mußte wieder zu dem Ökonomen von Rzeslewo zurückkehren, der mit seiner wichtigen Angelegenheit in der Kanzlei wartete. Das Gespräch mit ihm dauerte so lange, daß sich bei seiner Rückkehr in den Salon die jungen Damen sich schon in ihre Zimmer begeben hatten, so daß er nur die Mutter antraf, die absichtlich auf ihn gewartet hatte, um zu erfahren, was vorgehe, und mit ihr Gronski und Dolhanski, der allein für sich Bakarat spielte.

‚Was gibt es Neues?‘ fragte Frau Krzycka.

‚Gar nichts Gutes. Nur sorg dich nicht, Mama, denn hier ist Jastrzab, nicht Rzeslewo — und schließlich können wir über all das ein Kreuz machen. Aber ich muß sagen, es geschehen dort wunderliche Dinge, und Kapuscinski hatte in jedem Fall recht, herzukommen —‘

‚Um Gottes willen, wer ist Kapuscinski?‘ rief Dolhanski, das Monokel aus dem Auge fallen lassend.

‚Der Ökonom aus Rzeslewo. Er erzählt, daß dort einige unbekannte Gestalten, wahrscheinlich aus Warschau, erschienen seien wie graue Gänse am Himmel. Sie teilten Befehle aus, riefen die Bauern zusammen, wiegelten sie auf, versprächen ihnen das Gut, hießen sie selbst das Inventar in Anspruch nehmen und verhießen ihnen, daß es bald in ganz Polen so gehen werde wie in Rzeslewo —‘

‚Und was sagen die Bauern? Was sagen die Bauern?‘ unterbrach Frau Krzycka.

‚Die einen schenken ihnen Glauben, die anderen nicht. Einige klugere Bauern versuchten, Widerstand zu leisten, aber denen droht man einfach mit dem Tode. Die Gutsknechte wollen bereits auf Kapuscinski nicht mehr hören und sagen, daß sie nur das Vieh weiden und füttern, sonst aber keine Arbeit anrühren würden. Über zehn Einlieger begeben sich schon mit Äxten in den Wald, und sie erklären, daß sie die Forstleute töten würden, falls sie das Holzhauen hindern sollten. Kapuscinski hat

seinen Kopf ganz verloren und kam zu mir als zu einem der Testamentsvollstrecker, um sich Rat zu holen.'

‚Und was rietst du ihm?'

‚Weil er mir erklärte, daß er in Rzeslewo seines Lebens nicht sicher sei, riet ich ihm vor allem, die Nacht über bei uns in Jastrzab zu bleiben. Ich wollte zuerst mit der Mutter und mit euch Rat pflegen, denn guter Rat ist hier in der Tat teuer, und die Lage ist schwierig. Dieser Stand der Dinge ist ja doch auf die Dauer nicht haltbar, und früher oder später werden die Bauern dafür büßen müssen. Das muß durchaus verhindert werden. Offen gestanden dachte ich schon zwei Tage daran, auf das Amt eines Kurators der künftigen Schule und überhaupt der Angelegenheiten von Rzeslewo zu verzichten. Ich zögerte nur, weil es sich um einen Dienst für die Allgemeinheit handelt; doch habe ich wirklich in Jastrzab so viel zu tun, daß ich nicht weiß, was ich zuerst anpacken soll. Aber jetzt, da es um die Rettung der Bauern geht und mit gewisser Gefahr verbunden ist, kann ich mich nicht mehr zurückziehen.'

‚Ich werde um dich in Angst sein, aber ich verstehe dich,' sagte Frau Krzycka.

‚Ich denke also, daß man vor allem gleich morgen nach Rzeslewo fahren muß. Wenn ich aber dort kein williges Gehör finde, was dann?'

‚Das findest du gewiß nicht,' sagte Dolhanski, ohne sich dadurch im Kartenlegen stören zu lassen.

‚Wenn du hinfährst, fahre ich mit dir,' erklärte Frau Krzycka.

‚Das fehlte noch! Denk' doch nur, Mama, in dem Fall wäre ich ja schrecklich behindert und würde sicher nichts ausrichten.'

Dann küßte er ihr die Hand und wiederholte: ‚Nein, nein! Du verstehst, Mama, daß das noch ärger wäre, und wenn du darauf beständest, würde ich lieber gar nicht hinfahren.'

Gronski stützte seinen Kopf auf die Hand und dachte, daß es doch leichter sei, die verschiedenen Lebenserscheinungen beim Schreibtisch zu analysieren, als bei plötzlichen Ereignissen einen guten Rat zu finden. Dolhanski aber endete schließlich sein Bakaratspiel und sagte: ‚Unsere unangenehme Lage übersteigt wirklich alle Begriffe. Denn in jedem andern Lande würde man doch die Polizei holen, und alles wäre noch am selben Tage beendet.'

Ihm rief Krzycki fast zornig entgegen: ‚Oho, erlaub' mal! Ich werde die Polizei dort weder gegen unsere Bauern noch auch gegen diese verdächtigen Gestalten holen, die sich jetzt in Rzeslewo befinden. Was das betrifft — niemals!'

‚Ein Hoch also auf unsere wirklich freiheitliche Zeit!'

Edward von Steinle/Die fahrenden Musikanten

(Unveröffentlichte Zeichnung.)



Aber Gronski hob seinen Kopf und rief: ‚Wer weiß; ob diesen Herrschaften die Anrufung der Polizei nicht erwünscht wäre!‘

‚Wieso?‘

‚Sie selbst können ja dann zur rechten Zeit von der Bildfläche verschwinden und später das Volk aufwiegeln und durch ganz Polen rufen: „Seht doch, wer die Polizei auf die Bauern hetzt.“‘

‚Das ist eine richtige Bemerkung,‘ sagte Krzyđi. ‚Jetzt beginne ich verschiedenes von dem zu verstehen, was ich früher nicht verstand.‘

‚Mich‘, sagte Dolhanski langsam, ‚interessiert seit der Testamentseröffnung gar nichts, weder Rzeslewo noch seine Bewohner. Doch kam mir während des Kartenlegens der eine Gedanke: Wladek fährt morgen ganz unnötigerweise hin. Er kann sich bloß Beulen dort holen, ohne irgend jemandem zu nützen —‘

‚So weit ist es noch nicht gekommen, und ich fürchte das auch gar nicht. Unsere Familie sitzt seit undenklichen Zeiten in Jastrzab, und die Bauern der Umgebung wagen es nicht, gegen einen Krzyđi die Hand zu erheben —‘

‚Unterbrich mich vor allem nicht,‘ erwiderte Dolhanski. ‚Wenn du dir keine Beulen holst — und ich glaube das vielleicht ebenfalls nicht — so wirst du doch, wie du es selbst vor einem Augenblick vorausgesehen hast, kein Gehör finden. Wenn wir zwei hinführen — ich und Gronski nämlich, — so würden wir auch nichts ausrichten, da die ehrenwerten Slaven von Rzeslewo uns beim Begräbnis sahen und uns deshalb als Leute betrachten, die in der Sache eigene Interessen vertreten. Es muß ein ihnen Unbekannter hinfahren und muß den Bauern als ein Mann, der das Recht und die Stärke auf seiner Seite hat, befehlen — Überredung nützt in dem Falle nicht viel, — sich ruhig zu verhalten. Wenn euch so viel an ihnen liegt, nun, das ist der einzige Weg. Dank der unerforschlichen Ratschlüsse der Vorsehung gibt es ja in dem lieben Lande auch Nationaldemokraten, die ich, offen gesagt, ebensowenig ausstehen kann wie die Treffsieben beim Kartenspiel, die aber, wenn auch nicht weniger schweißige, so doch auch nicht weniger wuchtige Fäuste haben sollen als die Sozialisten. Könnte man die Angelegenheit mit den letzteren nicht mit Hilfe der ersteren erledigen?‘

‚Aber gewiß! gewiß!‘ rief Gronski, ‚schließlich haben ja auch die Bauern mehr Zutrauen zur nationalen Partei.‘

‚Ich gehöre ihr auch mit ganzem Herzen an,‘ sagte Krzyđi, ‚da ich aber in Jastrzab festgelegt bin, weiß ich nicht, wohin mich wenden.‘

‚Jedenfalls nicht an mich,‘ entgegnete Dolhanski.

Aber Gronski, der zwar keiner Partei angehörte, doch die ganze Stadt kannte, vermochte leicht, Adressen nennen und die Art und Weise

anzugeben, wie man die Partei benachrichtigen könne — hernach sagte er: ‚Und jetzt will ich noch einen Rat geben, denselben, den du, Wladek, dem Kapuscinski gabst, nämlich schlafen zu gehen; die gnädige Frau vor allem — hiemit wandte er sich an die Hausfrau — hätte das schon längst tun sollen. Einverstanden?‘

‚Einverstanden,‘ erwiderte Wladyslaw, ‚aber wartet noch einige Minuten. Ich führe zuerst die Mutter weg, dann geleite ich auch euch hinauf.‘

Nach ungefähr zehn Minuten kehrte er zurück, aber statt den Gästen der Verabredung gemäß ‚Gute Nacht!‘ zu wünschen, setzte er sich näher zu ihnen und begann von neuem das unterbrochene Gespräch: ‚Ich wollte vor der Mutter nicht alles sagen, um sie nicht zu beunruhigen,‘ sagte er. ‚Im Grunde genommen steht die Sache weit schlechter. Um zunächst darüber zu reden, was uns persönlich angeht: denkt nur, diese Fremden fragten gleich nach ihrer Ankunft vor allem nach Laskowicz, und Laskowicz war heute nachmittags in Rzeslewo und kehrte erst eine Stunde vor unserer Rückkehr von der Jagd heim. Jetzt ist es schon ganz sicher, daß wir hier in unserer Mitte einen Agitator beherbergen —‘

‚So weis' ihm doch die Tür!‘ unterbrach Dolhanski. ‚Ich hätte das an deiner Stelle schon längst getan, wenn auch nur deshalb, weil seine Augen dicht nebeneinander stehen wie bei einem Pavian. Beim Menschen deutet das auf Fanatismus und Dummheit hin.‘

‚Morgen werde ich sicher mit ihm ein Ende machen. Ich täte es heute noch trotz der späten Stunde, wenn ich mich nicht zuerst beruhigen wollte, um keinen dummen Zwischenfall heraufzubeschwören. Ich liebe derartiges nicht; im übrigen rate ich aber diesen Aposteln aus Rzeslewo entschieden davon ab, nach Jastrzab herzukommen. Weiß Gott, ich rate ihnen ab!‘

‚Beabsichtigen sie denn, dich zu besuchen?‘

‚Es scheint so. Und wenn nicht mich persönlich, so doch meine Knechte. Sie erklärten in Rzeslewo, daß sie in der ganzen Gegend landwirtschaftliche Streiks in Szene setzen würden.‘

‚Um so nützlicher ist mein Rat, Gleichem mit Gleichem zu begegnen.‘

‚Ganz sicher. Ich werde mich ohne Verzug daranmachen.‘

‚Ich weiß es,‘ sagte Gronski, ‚daß sie landwirtschaftliche Streiks im ganzen Lande veranstalten wollen. Das wird ihnen nicht gelingen, da die Bauern diese Zumutung entrüstet abweisen werden. Diese Leute geben sich, weil sie größtenteils Städter sind, keine Rechenschaft über das Verhältnis des Bauern zu seinem Grund und Boden. Dennoch wird hier und dort Schaden angerichtet und die Verwirrung noch größer werden, und darum geht es ihnen einzig und allein. Ach! — die Shakespearesche „Sonne der Dummheit“ leuchtet nicht bloß über unserem Lande, sie steht sogar im Zenith.‘

‚Wenn von einer solchen Sonne die Rede ist, so können wir wie einst die spanischen Könige sagen: „Sie geht auf unseren Besitzungen nie unter.“‘

Und Gronski zog die Augenbrauen in die Höhe, drückte die Augen nachdenklich zu und sprach weiter: ‚Sozialismus — gut! Es gibt aber doch ein Ding, das älter ist als Menenius Agrippa. Dieser Fluß fließt schon ganze Jahrhunderte lang. — Von Zeit zu Zeit, wenn ihn andere Ideen verdrängen wollen, wühlt er unterirdisch weiter, dann aber tritt er wieder ans Tageslicht. — Bisweilen fällt er, bisweilen steigt er und überflutet die Ufer. — Gegenwärtig haben wir eine Überschwemmung, und zwar eine sehr drohende Überschwemmung, die vielleicht nicht bloß Fabriken, Städte und Länder, sondern sogar die ganze Zivilisation in ihren Fluten ertränken wird. Vor allem ist Frankreich davon bedroht, weil dort Wohlleben und Geldgier alle anderen Ideen verdrängt haben. — Der Sozialismus ist die notwendige Folge. Das Kapital konnte in seiner Ehe mit der Demagogie kein anderes Kind zeugen; daß jedoch dieses Kind den Kopf eines Ungeheuers und eines Blödsinnigen trägt, ist für den Vater recht schlimm. Es erhellt daraus, daß allzugroßer Reichtum eine nationale Gefahr werden kann. Aber daran ist nichts Wunderliches. Jedes Privilegium ist eine Ungerechtigkeit, mit der die Menschen seit Jahrhunderten kämpften. Früher besaßen die Fürsten, die Geistlichkeit und der Adel Privilegien. Heute hat niemand mehr irgendwelche — das Geld besitzt alle. So ist es denn die natürliche Folge, daß die Arbeit gegen letzteres den Kampf aufnimmt.‘

‚Das riecht mir nach einer Verteidigung des Sozialismus,‘ bemerkte Dolhanski.

‚Nein, das ist keine Verteidigung. Was ist denn — von oben gesehen — diese neue Strömung anders als eine Täuschung mehr im Kampf der Menschheit um das Glück. Ich behaupte bloß, daß der Sozialismus, oder besser gesagt, seine ungeheuere Verbreitung in unserer Zeit daher kam, weil er sich verbreiten mußte. Es handelt sich bloß darum, wie er sich darstellt und ob er nicht ein anderes Gesicht haben könnte. Und hier beginnt meine Kritik. Ich rechne den Sozialisten nicht den Sozialismus selbst als Sünde an, sondern nur eben den Umstand, daß die Idee in ihrer Schule immer mehr die Züge eines bösartigen Idiotismus annimmt. — Unseren werfe ich geradezu fabelhafte Dummheit vor, denn was könnte man zum Beispiel von Ameisen sagen, die die Angelegenheit ihrer Arbeiter in den Vordergrund drängten und sich darum herumbissen in dem Augenblick, da ein Ameisenbär auf dem Ameisenhaufen liegt und sie zu Tausenden verschlingt.‘

‚Richtig!‘ rief Krzycki.

‚Und doch liegt auf unserem Ameisenhaufen eine ganze Herde von Ameisenbären,‘ endete Gronski.

Dolhanski ließ in dem Augenblick wieder sein Monokel aus dem Auge fallen und sagte: ‚Damit ihr nicht mit einem unangenehmen Eindruck schlafen geht, will ich euch eine Anekdote erzählen, die einen gewissen Zusammenhang mit dem hat, was Gronski sagt. Zur Zeit der letzten Pariser Ausstellung erklärte ein schwarzer König im französischen Kongo, der von der Ausstellung gehört hatte, er beabsichtige, sie zu besuchen. Die Kolonialverwaltung, der daran lag, soviel exotische Gestalten als nur möglich nach Paris zu schicken, war damit nicht nur einverstanden, sie sandte dem besagten Monarchen sogar einige Hemden mit der Erklärung, daß diese Kleidung für den Aufenthalt in Frankreich notwendig sei. Natürlich erregten die Hemden allgemeine Verwunderung und allgemeines Erstaunen. Der König berief seine Minister, Priester und Parteihäupter, um mit ihnen darüber zu beraten, wie man diese Maschine anlegt. Nach langen Beratungen, bei denen es an Streitigkeiten zwischen den dortigen „Realisten" (Konservativen), Nationalen und Fortschrittlern nicht fehlte, wurden schließlich alle Zweifel beseitigt. Der König steckte seine Füße in die Hemdärmel, so daß die Manschetten an den Knöcheln saßen. Den unteren Hemdsaum, der in dem Fall nach oben zu liegen kam, zog man mit einer Schnur unter der Achselhöhle in der Weise zusammen, daß ihm der obere Vorderteil auf dem Rücken lag und die Öffnung am Halse . . . etwas tiefer vielleicht. Erfreut über die Lösung der Schwierigkeiten erkannte der Herrscher sogar an, daß diese Kleidung, wenn auch nicht durchaus, so doch in gewisser Hinsicht sehr praktisch sei und vor allem sehr effektvoll.‘

‚Gut,‘ sagte Gronski lachend, ‚aber wie hängt das mit dem Gegenstand meiner früheren Rede zusammen?‘

‚Mehr als du denkst,‘ antwortete Dolhanski. ‚Denn verschiedene Slaven sind wirklich bereit, die Freiheit so zu tragen, wie der Negerkönig das europäische Hemd, und unsere Sozialisten tun es so mit dem Sozialismus.‘

Nach diesen Worten klemmte er das Monokel wieder ins Auge und erklärte, daß er sich verabschiede und schlafen gehe, da ja in dem tugendhaften Jastrzab zumal in solcher Gesellschaft von einem nächtlichen ‚Spielchen‘ gar keine Rede sein könne. Seinem Beispiel folgten Gronski und Krzycki. Wladyslaw nahm die Lampe und leuchtete seinen Gästen, wandte sich jedoch auf der Stiege nochmals an ihn mit einem Gesicht, auf dem sich Mißmut malte und sagte: ‚Zum Teufel, daß alle Geschichten sich gerade abspielen müssen, wenn in Jastrzab so liebe Frauen weilen!‘

‚Hüte dich,‘ erwiderte Dolhanski, ‚und sei überzeugt, daß mir nichts

verborgen bleibt. Als du dem Fräulein Anney die Mutter führen halfst, sahst du wie eine Elektrizitätsmaschine aus. Wenn jemand durch dich Drähte gezogen hätte, hättest du nicht bloß das Haus, sondern auch die Umgebung beleuchten können.‘

Krzycki aber hob die Lampe höher, so daß das Licht nicht auf sein Antlitz fiel, da er fühlte, daß er in diesem Augenblick wie ein Student errötete.

VIII.

Wladyslaw Krzycki besaß die glückliche Naturanlage, sobald er sich niederlegte, innerhalb einiger Minuten in festen Schlaf zu fallen, der bis zum Morgen andauerte. Diese Nacht jedoch konnte er nicht einschlummern, weil ihn die Eindrücke des ganzen vorherigen Tages und zugleich auch Dolhanskis letzte Worte gereizt und erzürnt hatten. Er grollte Rzeslewo, den ‚Geschichten‘, die sich dort abspielten, Dolhanski, daß er den Eindruck bemerkt hatte, den die junge Miß auf ihn machte — und besonders, daß er darüber zu reden gewagt hatte, — und schließlich Fräulein Anney selbst, die fürwahr unschuldig war. Er wälzte sich lange von einer Seite auf die andere; nach einiger Zeit begann er ein Gespräch mit ihr, indem er die Rolle eines Menschen auf sich nahm, der es zwar nicht ganz leugnet, daß er gar sehr unter ihrem Zauberbann stehe, doch darum die Sachlage nicht weniger nüchtern und vernünftig betrachte. Er gestand also zunächst Fräulein Anney zu, daß sie hübsch und liebenswürdig und im Besitz einer äußerst sympathischen Stimme, selten anziehender Augen und eines marmorgleichen Körpers sei — ach, welch eines Körpers! — doch verwahrte er sich entschieden gegen jeden Gedanken ihrerseits, daß er sich sogleich in sie verliebt, und zwar bis zum Unverstand verliebt habe. Zugeben wollte er ihr alles, was sie nur wünschen konnte, aber vom Zugeben zum Verlieben sei noch ein weiterer Weg als vom Verlieben zum Heiraten, von welch letzterem ja gar nicht die Rede sein könnte. Vor allem sei sie ja eine Fremde, und die Mutter habe in dieser Hinsicht ihre Vorurteile, die übrigens begründet wären — denn auch er selbst wollte den Rest seines Lebens lieber eine Polin an seiner Seite haben als eine Fremde. Zwar war an ihr etwas sonderbar Vertrautes, aber darum war sie doch keine Polin. ‚Das Blut fordert seine Rechte, da ist alles umsonst!‘ Weiters sagte er zu Fräulein Anney: ‚Wenn du nun einmal Engländerin bist, so heirate einen Engländer oder Schotten, nur fordere von mir keine Freundschaft oder Bekanntschaft mit solchem Affen, da ich mir sehr gut ohne sie behelfen kann.‘ Und in diesem Augenblick erfaßte ihn ganz plötzlich und unvermutet eine heftige Abneigung gegen diesen etwaigen Engländer ‚mit hervorstehendem Kinnladen‘, oder den Schotten ‚mit entblößten Knien‘, so daß er sich bereit fühlte, jeden von beiden im

Fall irgendeines Mißverständnisses durchzuhauen. Aber dieser Zornanfall riß ihn völlig aus diesem Zustand zwischen Schlaf und Wachen, in dem sich die Wirklichkeit mit der Einbildung mischte — und er empfand nach dem Erwachen doch eine große Erleichterung bei dem Gedanken, daß jener überseeische Verlobte nur in seiner Phantasie bestehe; zugleich flutete in seinem Herzen eine Woge der Dankbarkeit für Fräulein Anney. ‚Ich zanke mich hier mit ihr und mache Bedingungen,‘ dachte er, ‚und sie drückt einstweilen dort ihren hellen Kopf in die Polster und schläft ausgezeichnet.‘ Dann erhitzte sich sein Blut wieder, aber er vertrieb die schlechten Bilder bald, was ihm um so leichter wurde, weil ihn eine nebelhafte Sehnsucht nach reiner Liebe erfaßte und nach dem zukünftigen, noch namenlosen Wesen, das sein Leben mit ihm teilen sollte. — Er nahm die Unterredung mit Fräulein Anney wieder auf — war aber schon demütiger — und versicherte sie gleichsam etwas schwermütig, daß es ihm nicht um sie selbst gehe, denn er wisse, daß im Falle des Fehlens anderer Hindernisse ihr Wille ein solches wäre. Aber er sagte ihr auch, daß diese künftige Lebensgefährtin ihr wenigstens ein wenig ähnlich sein müßte . . ., daß sie denselben Blick und dieselbe absonderliche magnetische Stärke besitzen müsse, der sich zu unterwerfen er nur durch ein Wunder verhindert worden sei. Fräulein Anney persönlich sei er, so gestand er offen, nur Dank schuldig. Er befinde sich ja niemals so wohl wie in seinem geliebten Jastrzab, aber er könne doch nicht leugnen, daß es seit ihrer Ankunft in dem verwünschten Loch so munter und hell geworden sei, wie wenn einer die Fenster geöffnet hätte, und daß nach ihrer Abreise wieder Finsternis, Öde und noch größere Langweile herrschen würden als früher. Für diese hellen Augenblicke würde er ihr auch gerne die Hände küssen und selbst die Füße, wenn ihr ersteres nicht genügte. Inzwischen möge sie ihm den Wahnwitz verzeihen, der ihm zu Kopf gestiegen sei, als er im Salon ihren Arm gedrückt habe, obwohl er ja immer der Meinung gewesen sei, daß man für ihre Gegenliebe das Leben opfern könne; dagegen behauptete er gleichzeitig mit Entschiedenheit, daß Dolhanski ein frecher Zyniker sei, der sich in fremde Angelegenheiten mische und mit dessen Worte man nicht zu rechnen brauche. Dann erfaßte ihn neuer Zorn gegen Dolhanski, und er warf sich wieder von einer Seite auf die andere, bis ihm endlich die späte Stunde, seine nach Schlaf gierige Jugend und die Ermüdung Mohn in die Augen streuten.

Im gastlichen Haus von Jastrzab lag jedoch noch ein anderer wach, der gleichfalls in eine Unterredung mit einer abwesenden Person vertieft war, Laskowicz nämlich. Nach alledem was vorgefallen und in den letzten Tagen ans Tageslicht gekommen war, war er bereit, sich zu guter Letzt mit der Familie Krzycki noch gründlich auseinanderzusetzen, da er einsah, daß

sein weiterer Aufenthalt in Jastrzab zu den Unmöglichkeiten gehörte. Und doch hätte er gegenwärtig wenigstens noch ein paar Tage hierbleiben mögen, um Fräulein Marynia Zbyltowska länger ansehen und sich länger — wie er es selbst nannte — narkotisieren zu können. Denn wirklich hatte sie vom ersten Augenblick, da er sie spielen hörte, seine Gedanken gefangen genommen wie bisher noch kein anderes Weib. Zunächst gehörte ja die Überzeugung, daß die Frauen der sogenannten ‚satten‘ Stände gedankenlose Wesen seien, zu den stets bereiten Formeln, deren er sich mit dogmatischer Gläubigkeit beim Urteil über Menschen bediente. Nun mußte er aber diese Formel fallen lassen, da durch ihr Geigenspiel ihre Seele zu ihm gesprochen hatte. Dann staunte er auch darüber, daß in diesem Mädchen gleichsam zwei Seelen lebten, deren eine sich bei der Musik als hohe Künstlerin, gesammelt, voll Begeisterung offenbarte, die bei ihrem Spiel in den Klangwellen derart unterging, als ob sie mit dem Bogen über ihre eigenen Nerven striche — während die zweite sich im alltäglichen Leben und im gewöhnlichen Verkehr mit Menschen zeigte. Diese zweite schien bei oberflächlicher Beobachtung, wenn auch nicht alltäglich, so doch gewöhnlich, einfach und sogar auch fröhlich, als Mädchen, das wie eine Katze pfauchen konnte, wenn ihm z. B. Dolhanski etwas Unangenehmes sagte, — das sich mit Gronski neckte, unreifes Zeug über Geister schwätzte oder in den Garten eilte, um zum großen Schrecken Gronskis und der älteren Schwester auf dem Teiche herumzugondeln. Laskowicz kannte die Welt auch nicht im geringsten und war durchaus kein feinfühliger Mensch, doch merkte auch er, daß in dem gewöhnlichen Mädchen etwas ruhte, das sie gleichsam zu einer kleinen, allseits still verehrten Gottheit machte. Sie selbst gab sich darüber offenbar keine Rechenschaft, sah den Stand der Dinge als selbstverständlich an und lebte dabei das Leben einer Blume oder eines Vogels. Voll Vertrauen darauf, daß ihr von niemandem Böses zustoßen könne, fröhlich und heiter lebte sie jenseits des Elends und der Schlechtigkeit, jenseits der Sorgen des Lebens, jenseits des kalten Lebenssturmes, der die Augen mit Tränen füllt, jenseits des Staubes, der beschmutzt, ähnlich der reinen Quelle, deren Segen die Menschen erkennen und deren Klarheit zu trüben sie sich scheuen. Es hatte den Anschein, als ob schon ihr bloßes Dasein alle Wünsche ihrer Umgebung erfüllte, — wie man auch von einem Kunstwerk nicht mehr fordert. So oft Laskowicz sie erblickte, erinnerte er sich an seine Kindheit. Er und sein älterer Bruder, der vor einigen Jahren an der Riviera einen Selbstmord begangen hatte, weil er schwindsüchtig war, — sie waren Söhne einer Händlerin, die geweihte Wachskerzen, Medaillen, Rosenkränze und Bildchen bei einer der Warschauer Kirchen feilbot. Beide Brüder wuchsen infolgedessen sozusagen in der Vorhalle der Kirche auf und kamen in ständige Berührung mit der

Geistlichkeit. Da ereignete es sich, daß der alte Kanonikus, der Pfarrer jener Kirche, bei einer Feilbietung ein Alabasterfigürchen erstand, das irgend eine Heilige darstellte, und sich aus unbekannten Gründen einbildete, ein Meisterwerk Canovas vor sich zu haben. Die kleine Statue, die wirklich hübsch und ein Kunstwerk war, wurde nach der Einweihung unter dem Namen der hl. Apollonia in einer besonderen Mauernische in der Nähe eines der Altäre angebracht — und von dem Augenblick an von dem alten Pfarrer als Heiligtum hoch in Ehren gehalten und als höchst seltener Kirchenbesitz mit aller Sorgfalt umgeben. . . Er führte seine Gäste und seine frömmeren Pfarrkinder zu ihr hin, ließ sie die Arbeit bewundern und zürnte, wenn sich jemand eine Kritik erlaubte. Natürlich teilten der Organist, der Glöckner, alle Kirchendiener und die beiden Knaben die Bewunderung des Kanonikus. Unwillkürlich mußte Laskowicz jetzt daran denken, daß Fräulein Marynia eine solche hl. Apollonia inmitten ihrer Umgebung sei. Deshalb nannte er sie, gleich dem ersten Eindruck folgend, ein ‚heiliges Püppchen'. Aber er erinnerte sich auch daran, daß er nach dem Verlust seines Glaubens, der noch auf dem Gymnasium erfolgt war, welches er, beiläufig bemerkt, mit Hilfe des alten Kanonikus beendete, — oft Lust empfand, jene Alabasterstatue zu zertrümmern. Jetzt brannte in ihm eine noch größere, an Leidenschaft grenzende Begierde, wenigstens diese lebendige Statue zu vernichten. Nicht daß sie ihm verhaßt gewesen wäre. Im Gegenteil. Er konnte sich dem Zauber dieses allseits geliebten Mädchens ebensowenig entziehen, wie jemand sich dem Zauber des Morgensternes oder des Frühlings entziehen kann. Das, was ihn an ihr erzürnte und empörte, — das trieb ihn zugleich mit unaufhaltsamer Macht zu ihr hin. So zog ihn ihre Zugehörigkeit zu der Welt an, deren Bestehen an und für sich er als gesellschaftliche Ungerechtigkeit betrachtete, als Verbrechen und Schädigung; es reizte ihn trotz seiner inneren Empörung auch sogar der Gedanke, daß das Proletariat für solche Blumen nur die Rolle des Düngers spiele. Ihre verfeinerte Kultur, ihr Künstlertum lockten ihn, obwohl er all das als überflüssigen und für das Volk unnötigen Schmuck des Lebens betrachtete. — Verlockend war ihm auch ihre völlige Verschiedenheit von den Frauen, mit denen er bis zu seiner Reise auf das Land zusammengetroffen war, — ihre ganze Erscheinung berauschte ihn. Niemals früher hatte er mit einem ähnlichen Wesen unter einem Dache geweilt; daher vergaß er sich, verlor bei ihrem Anblick gleich den Kopf, entbrannte im Laufe dieser wenigen Tage in der Tat wie ein Vulkan und verliebte sich auf Leben und Tod, obwohl er sich dessen noch nicht bewußt war und diese Mächte, die in seiner Brust walteten, nicht ‚Liebe' benannte. Doch fühlte er unklar, daß seine Leidenschaft an das Verlangen eines Schwarzen nach einem weißen Weibe erinnere, und noch mehr, daß in solch einer verkehrten Liebe

der Keim zur Abtrünnigkeit von seinen Grundsätzen liege. Deshalb vergiftete er sie auch im Entstehen durch das Gift des Hasses und den Wolfstrieb nach Vernichtung.

Und so rief er denn jetzt das ‚heilige Püppchen‘ zu sich. Da er kritiklos mit der ganz dem jugendlichen Fanatismus eigenen Übertreibung alles glaubte, was in den Büchern als die letzten Forschungsergebnisse oder als letzte Erscheinungen auf wissenschaftlichem Gebiet ausgegeben wurde, war er auch davon überzeugt, daß der Hypnotismus eine geheimnisvolle Riesenkraft sei, die, angewendet, unwiderstehlich wirke. Infolge einiger Versuche an Kollegen hielt er sich für einen Hypnotiseur, und das zarte, feinempfindende Mädchen für ein ausgezeichnetes Medium. Daher war er zutiefst davon überzeugt, daß er sie in magnetischen Schlaf versenken und ihr dann aus der Ferne Befehle erteilen könne. Zwar flüsterte ihm sein Gewissen zu, daß das, was er zu tun beabsichtige, einen Mißbrauch der Wissenschaft bedeute, aber er erstickte diese Stimme und redete sich ein, daß es zugleich ein Sieg des Proletariats über die Welt sei, derer man sich nicht erbarmen dürfe, — und daß ein Mann aus dem Lager, das der ganzen Gesellschaftsordnung den Krieg auf Leben und Tod erklärt und alle zurzeit kursierenden Werte ‚umgewertet‘ hatte, das Recht und die Pflicht habe, rücksichtslos zu sein. Vor allem aber begehrte er dieses vornehme, unbefleckte Mädchen für sich zu erobern, nicht bloß ihren Körper und ihre Seele, sondern auch ihren Willen zu beherrschen, sie zu seinem Eigentum zu machen, sie an sich zu ziehen, in ihr die schlafenden Instinkte des Weibes zu wecken, vor ihr die ihr noch verschlossene Tür der Leidenschaft zu öffnen, sie zu entflammen, zu umfassen, zu erdrücken, um sie dann für immer an seiner Brust zu halten. Beim Gedanken daran erfaßte ihn eine wilde Freude, ähnlich der, die Rasende bei der Entheiligung hochverehrter Heiligtümer empfinden; aber zugleich mit der Begierde wuchs in ihm auch die Liebe. Er fühlte, daß er seine Beute, sein Opfer nach alldem und dafür bis zum Wahnsinn lieben würde.

Da er jedoch nur ein Bachant mit fast noch jungfräulichem Herzen und kein verdorbener Mensch war, so erfaßte ihn von Zeit zu Zeit doch so tiefe Rührung, daß er, falls seine Rufe erfolgreich gewesen wären, das Verbrechen kaum gewagt hätte. Doch waren das flüchtige Augenblicke, nach denen er mit Anspannung all seiner Willenskraft, den Blick seiner nah aneinander sitzenden Augen dem Schlafzimmer Marynias zugewendet, ihr befehlend sagte: ‚Steh auf! — zünde kein Licht an, — weck die Schwester nicht, — öffne leise die Tür und geh in der Finsternis auf dem Pfad meiner Gedanken, bis du zu mir kommst, in meine Arme, an meine Brust!‘ Und er bildete sich ein, er werde sie, ähnlich jenem Alabasterfigürchen, nur mit dem Hembe bekleidet, mit dem mechanischen Schritt einer Nachtwand-

lerin, silbern, schlafend, mit nach rückwärts geneigtem Haupte und offenem Munde, trunken vom Glanz des Mondes, der durch die Fenster leuchtete, gleich kommen sehen. Dann horchte er in der Stille und wiederholte die Worte mit noch größerer Willensanstrengung von neuem mit solchem Nachdruck, wie wenn er jedes Wort aus Stein meißelte: ‚Steh auf! — zünd kein Licht an, — weck die Schwester nicht, — öffne die Türe, — geh auf dem Pfad meiner Gedanken und komme hierher!'

Es hätte in der Tat sehr schrecklich sein können, wenn nicht ein glücklicher Umstand alles zunichte gemacht hätte, — es fiel Marynia nämlich gar nicht im Traum ein, aufzustehen, die Tür zu öffnen, auf seinem Gedankenpfad zu gehen ꝛc. Ganz im Gegenteil. Sie schlief so ruhig, als ob ein über ihr wachender Engel mit dem Schlag seiner Flügel alle unruhigen, fiebrigen Träume von ihrem Lager scheuchte. Die kleinen Hausgeister von Jastrzab, von denen sie Gronski erzählt hatte, trübten ihre Ruhe gleichfalls nicht. Vielleicht vertrieben einige die Nachtschmetterlinge von den Fenstern, damit sie mit ihren Köpfen nicht an die Glasscheiben anprallten und so Lärm verursachten; vielleicht krochen andere auf die Vorhänge und die Rahmen und blickten aus der Ferne mit ihren scharfen Äuglein auf sie und flüsterten einander zu: ‚Das Mägdlein schläft, das uns auf der Geige spielt, — es schläft! — Still! — Wecken wir es nicht!' — Und trotz ihrer Lust, die Geigenwirbel zu drehen und mit den rauhen Fingerchen über die Saiten zu fahren, unterließen sie alles das aus ehrlicher Gastfreundschaft. — Durch die Öffnungen der Fensterläden drang der Mond, der helle, langsam wandernde Flecken an der gegenüberliegenden Wand erzeugte; es herrschte tiefe Stille, nur irgendwo hinter dem Haus pfiffen die Nachtwächter bei den Wohnstätten, und im Hause selbst sagte die alte Uhr im Gehäuse, die schon einigen Generationen ihr Leben zugemessen hatte, mit Resignation ihr ‚Tak! — Tak! — Tak!' den Augenblicken vor, die in den Abgrund der Vergangenheit fielen. Laskowicz aber schickte immer von neuem Befehle aus dem Zimmer, die niemandem zum Bewußtsein kamen. Sonderbar genug! Innerlich sagte ihm eine Stimme mit nüchterner, fast völliger Sicherheit, daß das Mädchen nicht kommen werde, und er glaubte doch, daß sie erscheinen müsse. Erst nach langer Zeit erwachte in ihm das Bewußtsein, daß er und sein Hypnotismus eine dumme Rolle spielten, wenn sie nicht erschiene. Schließlich wurde er müde, ärgerlich und bös auf sich selbst. Der Schlaf wollte nicht kommen. Eine Stunde verfloß nach der andern. — Hinter dem Fenster vertiefte sich der Himmel und verblaßte im Osten, um sich bald darauf unten mit dem rosafarbenen, durchsichtigen Bändchen der Morgenröte zu schmücken. Der junge Student öffnete in voller Kleidung das Fenster, um die frische Morgenluft einzuatmen. Im Garten begann schon das erste Vogelgezwitscher, und von dem nicht allzu fernen Teich

drangen zugleich mit dem Akazienduft die Stimmen der Reiher und das gedämpfte, gleichsam noch schlaftrunkene Schnattern der Wildenten herüber. Nach einiger Zeit knarrte im Dorfe der Brunnenschwengel.

Da kam es Laskowicz in den Sinn, daß er jetzt den letzten Tagesanbruch in Jastrzab erlebe, daß er morgen in der Stadt erwachen und weder Fräulein Marynia noch die kleine Anusia Krzycka sehen werde, die allein er unter den Bewohnern des Herrschaftshauses von Jastrzab liebgewonnen hatte. Das schmerzte ihn ein wenig. Aber da er einsah, daß dies nach Ankunft seiner Parteikollegen in Rzeslewo und nach dem gestrigen Besuch des Ökonomen Kapuscinski bei Krzycki unvermeidlich sei, zog er es vor, selbst seine Entlassung zu fordern, statt auf die Kündigung zu warten. Er beschloß, in dieser Absicht an Wladyslaw zu schreiben und zu erklären, daß er seine pädagogischen Pflichten schon satt habe; übrigens sah er voraus, daß sie einander trotz allem sehen müßten, wenn auch nur bei der Auszahlung des Honorars, und daß es sicher zu einer vielleicht weitgehenden grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen ihnen kommen werde; für alle Fälle hielt er sogar seinen Revolver bereit. Doch erkannte er, daß zunächst ein trockener, in entschiedenem Ton abgefaßter Brief seinem Ehrgeiz am besten zusage, — und er setzte sich, als es völlig hell wurde, sogleich zum Schreiben nieder.

Als Krzycki erwachte, war es zwar nicht mehr dunkel, aber doch die Sonne erst aufgegangen; denn auf dem Lande erwachte er immer um diese Stunde ohne Rücksicht darauf, ob er sich früher oder später schlafen gelegt hatte. Doch fühlte er sich noch nicht ausgeruht und sagte sich, indem er seine starken Arme streckte, daß sich der Aufwand nur lohnen würde, falls Fräulein Anney den Grund seiner Schlaflosigkeit gelegentlich erführe und ihn wenigstens ein bißchen bemitleidete. Unterdessen begann er sich vorzuhalten, was er heute zu tun habe, und legte sich folgenden Plan zurecht: vor allem eine Dusche zu nehmen, um die Müdigkeit aus den Gliedern zu vertreiben, sodann noch vor dem Frühstück nach Rzeslewo zu fahren, um ‚den Herrschaften ein wenig ins Aug zu schauen‘ und, wenn möglich, mit den Bauern zu verhandeln, dann umzukehren, nach dem Frühstück mit Laskowicz ein Ende zu machen und ihn zur Stadt fahren zu lassen mit den Pferden, die den Doktor herführen sollten, und die übrige Zeit der Korrespondenz, der Wirtschaft und den Gästen zu widmen. Nach Rzeslewo wollte er durchaus fahren, weil er sich, obwohl er Dolhanskis Überzeugung, es sei momentan doch nichts zu machen, teilte, doch vor den Damen nicht den Anschein der Furcht geben mochte.

Nachdem er sich alles derart zurechtgelegt hatte, warf er das nächstbeste Kleidungsstück um, steckte Pantoffeln an und begab sich ins Badezimmer, ohne zu ahnen, daß ihm dort ein außerordentliches Abenteuer begegnen

werde, und daß er nach einer Weile zwar nicht das Alabasterfigürchen, von dem Laskowicz die ganze Nacht geträumt hatte, aber doch jedenfalls eine Art Diana im Bade sehen werde. In dem Augenblick nämlich, als er die Tür öffnete, rauschten Wasserwogen herab, und er erblickte im hellblauen Glanz der Fenster des Badezimmers eine von blauen Wasserperlen überrieselte Frauengestalt, die mit etwas geneigtem Haupte, die Hände zu den Haaren erhoben, deren schwarze Flut ihr Antlitz verhüllte, unter der Dusche stand. Das dauerte nur einen einzigen Augenblick. Ein unterdrückter Schrei tönte zugleich mit dem Geräusch der zufallenden Türe. Krzycki jagte wie der Wind in sein Zimmer und ergriff aufgebracht und zugleich ängstlich mit zitternder Hand den Wasserkrug, goß sich Wasser in ein Glas, trank es aus und wiederholte ganz außer Fassung: ‚Was ist geschehen? Wer war das? Mein Gott, was ist geschehen!‘ Im ersten Augenblick meinte er, das könnte Frau Otocka oder Fräulein Marynia gewesen sein, in welchem Falle es ungeheure Unannehmlichkeiten für ihn geben würde. Die Damen reisten sicher von Jastrzab ab, und er müßte sich um die Hand derer bewerben, die er in solchem Aufzug erblickt hatte. ‚Aber ist das denn meine Schuld?‘ dachte er. ‚Warum hat sie die Tür nicht verschlossen? Es ist doch ein Riegel vorhanden!‘ Wieder trank er ein Glas Wasser aus, um seine Aufregung über den peinlichen Vorfall zu beschwichtigen und ruhiger darüber nachdenken zu können, was jetzt zu tun sei und wer die Nymphe gewesen sei. Nach einer Weile kam er zur Überzeugung, daß es doch keine der beiden Schwestern sein konnte; denn erstens: Weshalb sollte sie so zeitig aufstehen? Ferner waren beide schlank, während diese Gestalt massiver gebaut war. Und zuletzt fiel es ihm ein, wer das sein könnte: zweifellos keine andere als der Schwarzkopf, der ihm zur Zeit der Andacht Fräulein Anney verschleiert hatte und dem er in der dunklen Allee begegnet war, als er mit Gronski von der Jagd heimkehrte. Aber wenn dem so war, so war es nicht so schrecklich. Er dachte, daß die hellblauen Scheiben doch eine gute Erfindung seien, da die Erscheinung in dieser Beleuchtung ganz wie ein Wunderbild anzusehen gewesen war. Nach einiger Zeit ging er wieder ins Badezimmer, welches schon leer war, nahm ein Bad, zog sich an und eilte in die Ställe. Dort ließ er ein Pferd satteln und ritt im Galopp nach dem nahen Rzeslewo.

Das Wetter war schön, die Stunde noch sehr früh. Aber die ganze Natur erwachte bereits und schien — von Tau bedeckt, in den Sonnenstrahlen gebadet — geradezu zu jubeln vor Freude, ganz wie ein Landmädchen, wenn es aus Überschuß an Lebenskraft und Gesundheit mit geschlossenen Augen in Selbstvergessenheit ihr ‚Oj dana! oj dana!‘ singt. Die Vogelwelt ließ ihren Gesang so laut ertönen, daß selbst die Blätter auf den Bäumen erzitterten. Im fernen Eichwald tönte der Kuckucksruf;

die Pfingstvögel pfiffen inmitten hoher Baumkronen; in der Tiefe des Waldes schrie ein alter Rabe, der sein volles Nest behütete, mit einer Stimme, die dem Geräusch der Sägemühle glich, und von Zeit zu Zeit ertönte das dem Lachen ähnliche Geschrei des Eichelhähers.

Krzycki ritt aus dem Walde auf den freien Platz. Hier hatte er zur einen Seite die grüne Wintersaat, zur andern eine Wiese, die nach Torf und Frühling roch; sie war ganz mit goldigen Dotterblumen und roten Pechnelken bestanden und erbebte gleichsam vor Wonne in der Sonnenwärme und unter dem sanften Windhauch. Diese Wollust, diese allgemeine Freude und Üppigkeit des Lebens erfüllte auch Krzyckis Brust. Er fühlte in sich solche jugendliche Stärke, daß er bereit war, ganze Hunderte von Sozialisten zum Kampfe herauszufordern, aber zugleich auch die ganze Welt ans Herz zu drücken, vor allem aber alle Frauen unter dreißig Jahren. Die weiße Diana, die ihm, bedeckt von einer blauen Perlenhülle, erschienen war, trat ihm wieder vor Augen, aber er dachte auch, daß er sicher der Versuchung zum Opfer gefallen wäre, wenn er auf dem geneigten Haupt der Göttin statt der schwarzen Flechten goldblonde entdeckt hätte.

Unter solchen Visionen und Eindrücken gelangte er nach Rzeslewo, wo er jedoch, wie Dolhanski vorausgesehen hatte, nichts ausrichten konnte. Die ‚Apostel‘, denen er gegenübertreten wollte, waren nachts in die Stadt abgereist; die Landleute arbeiteten auf dem Felde, jeder auf seinem Acker; die Fenster des Pfarrhauses waren noch geschlossen, da sich der Pfarrer seit einigen Tagen unwohl fühlte. In den Nebengebäuden des Gutes hörte man noch keinen Laut, und erst der alte Scheunenaufseher benachrichtigte Krzycki, daß die Knechte das Vieh getränkt und dann auf die Weide getrieben hätten. Sodann seien sie, ohne jemanden um Erlaubnis zu fragen, nach Brzesnia zum Ablaß gegangen, wohin sich auch viele Landleute und Häusler begeben hätten.

Also ein Streik der Vorwerksleute und offener Ungehorsam; aber Krzycki konnte momentan nichts dagegen tun. Er ließ den Knechten nur durch den Scheunenaufseher sagen, daß Herren nach Rzeslewo kommen und Ordnung machen würden und daß die gestern anwesenden Tagediebe vor ihnen gleich ausgerissen wären, sobald sie davon erfahren hätten. Dann kehrte er heim und war eine halbe Stunde später in Jastrzab.

Dort verkündigte ihm der Diener, daß noch alle schliefen bis auf Herrn Laskowicz, der ihm einen Brief zur Abgabe anvertraut hätte. Krzycki nahm den Brief und begab sich damit in die Kanzlei. Nachdem er ihn gelesen hatte, läutete er dem Diener:

‚War Herr Laskowicz schon angekleidet, als er den Brief abgab?‘

‚Ja, — er packte.‘

‚Frag ihn, ob er zu mir in die Kanzlei kommen kann; wenn — so lasse ich bitten.‘

Nach einer Weile trat der junge Student ins Zimmer.

Krzycki wies ihm mit der Hand den Sessel neben dem Schreibtisch an und sagte:

‚Guten Tag! Aus Ihrem Brief erfahre ich, daß Sie Jastrzab sogleich verlassen wollen. Ich vermute, daß Ihre Gründe gewichtig sind und erachte es daher für überflüssig, sie zu erörtern. Ich werde Sie nicht halten. Hier ist Ihr Gehalt; die Pferde werden Ihnen in der gewünschten Stunde zur Verfügung stehen.‘

Laskowicz aber, der in Geldangelegenheiten von außerordentlicher Redlichkeit war, zählte das Geld und sagte dann: ‚Sie zahlen mir das ganze Honorar aus, während mir doch der Gehalt für den letzten Monat nicht gebührt, weil ich mich selbst vor dem Termin freimache.‘ Und er warf in ziemlich unhöflicher Weise das überzählige Honorar auf den Schreibtisch.

Krzyckis Wangen und Bart zitterten ein wenig; aber da er noch gestern in Gronskis Gegenwart versprochen hatte, jeden Zusammenstoß zu vermeiden, und sich dies überdies auch selbst vorgenommen hatte, antwortete er ruhig: ‚Wie Sie wünschen.‘

‚Und was die Abreise anbelangt,‘ sagte Laskowicz, ‚so möchte ich am liebsten gleich wegfahren.‘

‚Ganz nach Wunsch,‘ wiederholte Krzycki. ‚In einer Stunde lasse ich für meine Mutter den Arzt holen; wenn es Ihnen zusagt, können Sie diese Fahrgelegenheit benützen.‘

‚Gut.‘

‚Die Sache ist also geordnet. Ich werde sogleich die nötigen Verfügungen treffen.‘

Nach diesen Worten stand er auf und schloß den Schreibtisch, als ob er damit auch den Schluß der Unterredung andeuten wollte. Laskowicz blickte ihn haßerfüllt an. Er suchte keinen Zusammenstoß, aber er ahnte ihn voraus und war daher gespannt wie ein Bogen vor Krzycki hingetreten. Indessen geschah nichts dergleichen, und der auf alle Fälle bereit gehaltene Revolver war unnütz; nicht einmal des in hartem, schroffem Ton abgefaßten Briefes wurde Erwähnung getan. Und doch lag etwas Verletzendes in dem kalten Ton, den Krzycki anschlug, und eine gewisse Beleidigung lag auch in der Bereitwilligkeit, mit welcher er auf seine Abreise einging. Laskowicz, der alles aus seiner Stimmung heraus beurteilte, glaubte, daß in dieser eisigen Unterredung noch mehr zum Ausdruck komme, nämlich das Verhältnis des vermögenden Mannes, der Jastrzab, einen Geldkasten, Pferde und Wagen besitze, zu dem heimatlosen, armen Teufel. Daß er seinerseits nichts zur Verbesserung, wohl aber vieles zur Verschlimmerung dieses

Verhältnisses beigetragen hatte, und daß er sich seit seiner Ankunft in eine diesen Menschen feindliche Doktrin wie in ein Schneckenhaus eingeschlossen hatte, daran dachte er jetzt nicht. All das erbitterte ihn so sehr, daß er es beinahe bedauerte, daß es zu keinem Zusammenstoß gekommen war. Aber weil die Worte Krzyckis keinen Angriffspunkt boten, verließ er bloß ohne Abschied, doppelten Haß im Herzen, die Kanzlei.

Krzycki aber läutete und befahl, die Pferde in einer Stunde bereitzuhalten; ferner trug er dem Gärtner des Freitags wegen auf, Fische zu fangen; dann erst überlegte er, ob die Sache mit Laskowicz seinen Wünschen entsprechend erledigt worden sei. Er war mit sich zufrieden und doch wieder unzufrieden. Daß er lakonisch und entschieden, kalt aber höflich gewesen war und eine grobe Streiterei vermieden hatte, befriedigte ihn und erfüllte ihn fast mit Stolz. Dagegen konnte er sich ein gewisses unangenehmes Gefühl nicht erklären, das er trotz dieses Stolzes empfand; dazu war er zu wenig psychologisch geschult. Er wiederholte sich, daß solche Szenen ‚immer unangenehm seien — voilà tout'! In Wirklichkeit gab es jedoch auch einen anderen Grund dafür. Sein ganzes Betragen, das ihm sehr gemäßigt, vernünftig und äußerst diplomatisch erschien, war kein unmittelbarer und aufrichtiger Ausfluß seines Charakters, sondern seiner nicht allzu tiefen, aber aufrichtigen und ehrlichen Natur geradezu entgegengesetzt gewesen. Wäre er ihr gefolgt, so hätte er sich entweder mit dem jungen Studenten heftig auseinandersetzen oder ihm etwa folgende Worte sagen müssen: ‚Herr Laskowicz, Sie haben uns hier Unannehmlichkeiten beschert und den Leuten die Köpfe verdreht, aber da Sie jetzt abreisen, geben Sie mir die Hand und leben Sie wohl!' Das eine und das andere hätte seinem Charakter besser entsprochen, und Krzycki hätte dann nicht den ihm unerklärlichen Mißklang in seinem Innern empfunden.

Seine weiteren Gedanken unterbrach die Nachricht des Dieners, daß das Frühstück serviert sei und die Gäste bereits bei Tische warteten. Alle waren schon im Speisezimmer versammelt, in welchem der Kaffee duftete und der Samowar summte. Krzycki wurde beim Anblick der weißgekleideten Damen und ihrer frischen, ausgeruhten Gesichter plötzlich ganz fröhlich zumute, so daß er in einem Augenblick alle Vorfälle und Unannehmlichkeiten vergaß. Er begrüßte Frau Otocka mit einem Handkuß, dann küßte er gleichsam aus Zerstreutheit Fräulein Anney ebenfalls die Hand, aber so stark, daß sie dunkelrot wurde; dann drückte er Fräulein Marynia die Hand, begrüßte die Herren und rief fröhlich: ‚Kaffee, Kaffee! Seit Sonnenaufgang habe ich nur zwei Glas Wasser getrunken und spüre einen wahren Wolfshunger.'

‚Tatest du das zur Kur oder hattest du Fieber?' fragte Gronski.

‚Vielleicht hatte ich eins; übrigens bin ich nach Rzeslewo geritten und habe dort tausenderlei erledigt —'

‚Wie steht es im „himmlischen" Dörfchen Rzeslewo?' unterbrach Dolhanski.

‚Ach, schlecht! Diese polizeiwidrigen Gestalten, die ich mir ansehen wollte, sind schon fort. Aber jetzt will ich vor allem Kaffee, und antworte auf keine Frage mehr.'

Marynia schenkte ihm in Stellvertretung der Frau Krzycka, die infolge ihres Rheumatismus länger im Bette geblieben war, Kaffee ein; er küßte dafür auch dem jungen Cousinchen die Hand, worüber sie sich freute, weil sie meinte, daß es ihr Ansehen mehre.

‚Das kommt mir als Stellvertreterin der Hausfrau zu,' sagte sie mit dem Kopf nickend.

‚Besonders mit Rücksicht auf das Alter,' fügte Dolhanski hinzu.

Sie aber zeigte ihm nur deshalb nicht die Zunge, weil sie zu gut erzogen war.

Dolhanski aber, der an einem Magenkatarrh litt, schaute voll Neid zu, wie Krzycki aß, und sagte: ‚Hast du einen kannibalischen Hunger!'

‚Du wirst den nämlichen haben, wenn du vor dem Frühstück eine Meile weit reitest. Übrigens kannibalisch oder nicht, eines ist gewiß, daß ich beim Eintritt bereit war, etwas zu verschlingen, sei es auch das Bukett, das vor mir steht.'

‚Vielleicht wird auch der Landadel einmal nichts anderes zu essen haben —,' erwiderte Dolhanski.

Aber Marynia ergriff eilig das Bukett und rückte es lächelnd auf die andere Seite des Tisches.

‚Nach dem Kaffee ist kein Grund zur Furcht mehr,' rief Krzycki. ‚Aber welch schöne Feldblumen! Haben die Damen sie selbst gepflückt?'

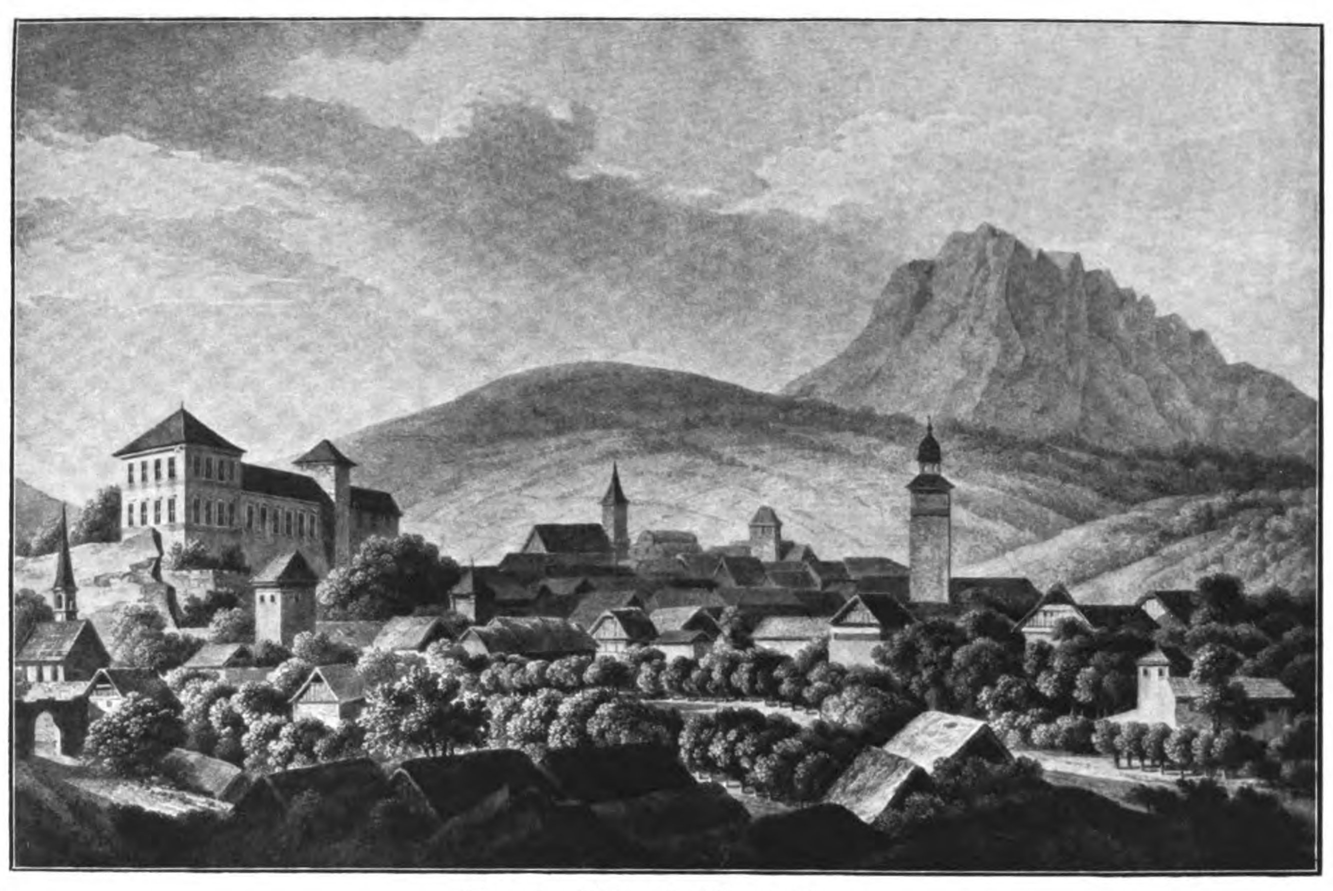
‚Wir sind Langschläfer,' erwiderte Frau Otocka. ‚Arminkas Dienstmädchen hat sie gepflückt.' Diese Zärtlichkeitsbezeichnung gebrauchten beide Schwestern für Fräulein Anney.

Krzycki blickte scharf auf die Damen, da aber ihre Gesichter ganz ruhig waren, dachte er: ‚Sie hat Blumen gepflückt und von dem Vorfall nichts erwähnt.'

Fräulein Anney drehte langsam das Bukett und betrachtete es genau; dann sagte sie: ‚In der Mitte ist eine Apfelblüte — dieser Tunichtgut hat ein Bäumchen geplündert, dafür verdient sie Schelte — Ranunkeln, Schlüsselblumen und eine schon welkende Taubnessel.'

‚Wunderbar, wie Sie polnisch sprechen,' bemerkte Dolhanski, ‚sogar die Pflanzennamen kennen Sie!'

‚Ich hörte sie von den Landmädchen in Zalesin bei Zosia,' erwiderte



Goethe/Bilin in Nordböhmen

Unveröffentlichte Zeichnung



Fräulein Anney. ‚Dabei besitze ich offenbar Sprachtalente, denn ich lernte von ihnen sogar den ländlichen Dialekt.‘

‚Wirklich?‘ rief Krzycki, ‚könnten Sie etwas im bäurischen Jargon sagen? Sagen Sie etwas! Sagen Sie etwas!‘ bat er mit gefalteten Händen.

Sie lachte und weigerte sich; dann aber senkte sie den Kopf, legte ihre Hand auf die Stirn, wie es schüchterne Bauernmädchen tun, und sagte, jedes Wort in die Länge ziehend: ‚I könnt's schon, aber i trau mi net recht —‘

Lachen und Bravorufe erschollen, nur Frau Otocka warf ihr einen sonderbaren Blick zu; sie wurde in der Tat verwirrt, war aber dabei so hübsch, daß Krzycki sie anstaunte.

‚Ach, da kann man den Kopf verlieren!‘ rief er voll ungezügelten Feuers. ‚Mein Wort, man kann den Kopf verlieren!‘

Gronski aber, der wie die anderen gut gelaunt war, sagte leise: ‚Was sogar schon geschehen ist!‘

Ihre weitere Unterredung wurde durch das Geräusch des Wagens unterbrochen, der auf dem Hofe rasselte und vor der Terrasse Halt machte.

‚Was gibt's?‘ fragte Gronski.

‚Ich sende um den Arzt für die Mutter,‘ erwiderte Wladyslaw, indem er aufstand. ‚Wer in der Stadt zu tun hat, soll es sagen.‘

Dolhanski und Gronski erhoben sich zu gleicher Zeit und gingen mit ihm ins Vorhaus.

‚Ich wollte dich eben um Pferde bitten,‘ sagte Gronski.

‚Ich weiß, daß Ihr in Jastrzab nur einen Damensattel besitzt, habe also einen zweiten bestellt und muß ihn von der Post persönlich abholen. Vor den Damen wollte ich nichts erwähnen, denn es soll eine Überraschung sein.‘

‚Gut,‘ erwiderte Krzycki, ‚aber ich will Ihnen einen andern Wagen geben, denn mit diesem reist Laskowicz ab, und sicher ziehen Sie es vor, nicht mit ihm zu fahren.‘

‚Er?‘ rief Dolhanski. ‚Da kennst du ihn schlecht! Er ist bereit, auch mit des Teufels Großmutter zu fahren, nur um sie zum Reden zu zwingen und selbst zu plaudern.‘

‚Etwas Wahres ist daran,‘ sagte Gronski. ‚Ich bin in der Tat geschwätzig. Ich fahre gerne mit Laskowicz, und will mich bemühen, mit ihm zu plaudern, denn er interessiert mich doch. Du hast ihn also heute morgen abgefertigt?‘

‚Ja. Ich muß sogar auf einen Augenblick zur Mutter, um es ihr mitzuteilen. Ich habe ihn abgefertigt, und zwar ruhig. Ich wenigstens war ganz ruhig.‘

‚Um so besser! Geh' zur Mutter, und ich will mir meinen Staubmantel holen, denn auf dem Wege muß es tüchtig stauben. Ich kehr' gleich zurück.'

Nach einer Weile kehrte er im weißen Leinenmantel zurück. Zugleich trug der Diener Laskowiczs Köfferchen hinaus und bald erschien er selbst, verschlossen, düster wie die Nacht, weil ihn der Gedanke, daß er sein ‚Alabasterfigürchen' nicht mehr sehen werde, mit Schmerz und Leid erfüllte, um so mehr, als er sich nach jenen hypnotischen Versuchen, vom Tag ernüchtert, ihr gegenüber fast schuldig fühlte. Freilich hätte er, statt in unnötiger Eile sein Frühstück oben in seinem Zimmer zu verschlingen, herunterkommen und noch eine halbe Stunde Marynia ansehen können; doch wollte er das vor allem deshalb nicht, um Krzycki nicht zu begegnen, und dann, weil er fühlte, daß er in der Gesellschaft die Rolle des Pilatus im Kredo spielen würde. Im Augenblick jedoch bedauerte er es, daß er nicht heruntergegangen war und seine Augen zum letzten Male an ihr erfreut hatte.

Aber es wartete seiner eine angenehme Überraschung, da auch die jungen Damen im Geleit Dolhanskis und Wladyslaws auf die Terrasse traten, und dann die kleine Anusia, mit der er in Freundschaft gelebt hatte, als sie von der Abreise des Herrn Laskowicz erfuhr, mit tränenerfüllten Augen gelaufen kam, das Mündchen zum Weinen verzogen, in der Hand einen Blumenstrauß, um Abschied zu nehmen. Der junge Student nahm ihre Blumen in Empfang, küßte ihr Händchen und setzte sich schweren Herzens in den Wagen neben Gronski, der inzwischen mit Frau Otocka plauderte.

Anusia stieg die Stufen der Terrasse herab und stellte sich dicht zur Wagentür; das sah Marynia und eilte ihr nach, offenbar voll Angst, der Wagen könne sie im Augenblick der Abfahrt umstoßen. Sie ergriff ihre Hand und sagte dann, sich tröstend über das Kind neigend: ‚Laskowicz wird dich doch nicht vergessen und wird dir gewiß schreiben, und wenn er starke Sehnsucht empfindet, zurückkehren.'

Dann erhob sie ihre Augen gerade zu Laskowicz: ‚Nicht wahr, Sie wollen sie nicht vergessen?'

Aber Laskowicz blickte tief in ihre leuchtenden Augensterne, als wollte er bis auf den Grund sehen, und erwiderte voll aufrichtiger Rührung mit Nachdruck: ‚Ich werde nicht vergessen.'

‚Siehst du!' beruhigte Marynia die kleine Anusia.

Aber im selben Augenblick näherte sich Krzycki. ‚Die Mutter läßt sich Ihnen empfehlen,' sagte er. Und sogleich rief er dem Kutscher zu: ‚Abfahrt!'

Der Wagen bewegte sich, machte die Runde im Hof und verschwand hinter dem Tore in der Allee.

Fräulein Anney und beide Schwestern begaben sich jetzt zu Frau Krzyda, um ihr beim Frühstück Gesellschaft zu leisten, das sie an besonders schmerzhaften Tagen im Bette trank. Krzydi erinnerte sich, daß er morgens hatte fischen lassen, und ging geradewegs zum Teich durch den Garten, um zu sehen, ob der Fang geglückt sei.

Aber bevor er zum Ufer kam, begegnete er unverhofft an einer Krümmung des schattigen Spaliers aus Weißbuchen seiner morgendlichen Erscheinung, seiner ‚Diana im Bade‘.

Das Mädchen machte bei seinem Anblick Halt; einen Augenblick überflammte eine Blutwelle ihr Antlitz, dann wurde sie so blaß, daß ganz deutlich ein schwarzes Bärtchen über ihren Lippen zum Vorschein kam. Bewegungslos, mit gesenkten Augen und wogender Brust stand sie voll Verwirrung und Scham vor ihm.

Er aber rief ganz harmlos: ‚Guten Tag, Fräulein, guten Tag! Wie heißen Sie?‘

‚Pauline,‘ hauchte sie, ohne die Augen zu erheben.

Da lächelte er ein wenig schelmisch und sagte: ‚Aber Fräulein Paulchen . . . das nächstemal . . . es ist ja ein Riegel vorhanden.‘

‚Ich werde mich ertränken,‘ rief das Mädchen mit hysterischem Weinen.

Er aber suchte sie sanft zu beruhigen: ‚Warum? Wozu? — Da ist doch niemand schuld daran — es ist ein reiner Zufall. Ich werde es niemanden erzählen; und daß ich solche Schönheit gesehen habe, ist nur mein Glück!‘

Und er ging weiter, nach den Fischen zu sehen. Sie aber folgte mit verträumten Augen seiner schönen Gestalt und stand noch lange in sich versunken da; es schien ihr, als ob infolge dieses nur ihm bekannten Geheimnisses zwischen ihnen ein Band bestände, das sie nunmehr für immer vereinen sollte.

Und als sie sich dann daran erinnerte, wie dieser wundervolle Herr von Jastrzab sie gesehen hatte, da erbebte sie vom Kopf bis zu den Füßen.

IX.

Gronski war ein Mann von mildem, sehr gütigem Charakter. Trotz einer gewissen Neigung zum philosophischen Pessimismus war er doch in seinem Verhältnis zu den Menschen und zum Leben kein Pessimist. Mit anderen Worten: in der Theorie dachte er oft wie der Ekklesiast, in der Praxis zog er es vor, Horazens Spuren zu folgen oder, besser gesagt, so zu leben, wie Horaz gelebt hätte, wäre er Christ gewesen. Seine ständige Berührung mit der Welt des Altertums gab ihm eine gewisse friedliche Stimmung, die zwar der Melancholie nicht entbehrte, aber ruhig und harmonisch war. Infolge seiner hohen Bildung und seiner Belesenheit,

die es ihm ermöglichte, alle Ideen in sich aufzunehmen, welche die Menschen bewegt hatten, und alle Formen des Menschenlebens kennen zu lernen, war er äußerst nachsichtsvoll geworden, und selbst die radikalsten Grundsätze brachten ihn nicht dazu, aus Empörung aufzuschreien wie etwa ein Pfau beim Anblick greller Farben. Diese große Nachsicht, diese Überzeugung, daß alles, was kommt, vorübergehen muß, raubte ihm zwar keineswegs die Energie der Gedanken und der Rede, wohl aber gewissermaßen die Fähigkeit zur Tat. Er war mehr Zuschauer als Schauspieler auf der Weltbühne, aber ein wohlwollender Zuschauer, der lebhaft mitempfand und sich für alles lebhaft interessierte. Er verglich sich auch selbst von Zeit zu Zeit mit einem Menschen, der an einem Flusse sitzt, seinem Laufe zusieht und dabei zwar weiß, daß der Fluß ins Meer fließen und in ihm aufgehen muß, sich jedoch für die Wellenbewegung, die Strömung, die Wirbel, den aus der Tiefe aufsteigenden Nebel und das Spiel der Lichter auf dem Wasser interessiert. Gronski besaß außer seiner aufrichtigen Liebhaberei für die klassischen Sprachen und Autoren auch Interesse für Politik, Wissenschaft, Literatur, Kunst, für die gleichzeitigen sozialen Strömungen und schließlich auch für die privaten menschlichen Verhältnisse, letzteres in dem Maße, daß ihm seine Feinde allzugroße Vorliebe für intime Nachrichten vorwarfen. Dieser allgemeinen Teilnahme am Leben entstammte auch seine Geschwätzigkeit und seine Lust, über alles zu reden, was ihm vor die Augen trat. Er wußte das übrigens ausgezeichnet selbst und rechtfertigte sich im Scherz vor seinen Freunden dadurch, daß er sich auf Cicero berief, der seiner Meinung nach einer der größten Vielredner und der naseweisesten Menschen gewesen war, von denen die Geschichte berichtete. Aber neben diesen Schwachheiten besaß Gronski eine hochentwickelte Fähigkeit, menschliche Schmerzen mitzuempfinden und menschliche Gedanken mitzudenken, und war im allgemeinen ein überaus großer Gefühlsmensch. Er liebte Polen sehr aufrichtig, so wie er es haben wollte, ein edles, gebildetes, kulturell hochstehendes, höchst europäisches Polen, das doch seinen altpolnischen Charakter nicht verloren hätte und die Fahne mit dem weißen Adler fest in der Hand hielte. Jener Adler schien ihm als eines der edelsten Symbole auf Erden.

Was nun das Bereich seiner persönlichen Gefühle betraf, so liebte er Marynia Zbyltowska als Mensch und als Ästhet, aber er liebte sie ‚himmelblau' und nicht ‚rot'. Von Anfang an bewunderte er nach seiner eigenen Aussage in ihr: ‚die Musik und die Taube', dann verband ihn, der keine näheren Verwandten hatte, die Liebe des älteren Bruders zur kleinen Schwester oder des Vaters zum Kinde mit ihr. Sie jedoch, die für diese Anhänglichkeit dankbar war und zugleich seinen Verstand und seinen Charakter schätzte, erwiderte diese Liebe von ganzem Herzen.

Gronski litt im allgemeinen an menschlicher Freundschaft und Sympathie keinen Mangel; denn selbst Fremde, selbst Menschen, die durch einen ganzen Abgrund von Meinungen und Überzeugungen von ihm getrennt waren — selbst solche, die seine Unart, bei jeder Gelegenheit den Finger an die Stirn zu legen und laut zu denken, ungeduldig machte, schätzten seine Fähigkeit des Mitfühlens, seine Menschlichkeit und seine Einsicht, die gleichsam eine offene Tür im gastlichen Hause bedeutete.

Auch Laskowicz fühlte das. Wenn er zum Beispiel mit Dolhanski hätte fahren sollen, so wäre er lieber zu Fuß gegangen und hätte seine Reisetasche lieber auf dem Rücken getragen. Dolhanski hatte ihn in Jastrzab völlig ignoriert, Gronski jedoch hatte ihn freundlich begrüßt und mit ihm einige Male ein Gespräch begonnen, das nur deshalb nicht länger währte, weil Laskowicz selbst es beendet und abgebrochen hatte. Als er jedoch jetzt neben Gronski saß, freute er sich fast über seine Gesellschaft. In der Tiefe seines Herzens hoffte er, daß Gronski beim Gespräch über die in Jastrzab gebliebenen Menschen etwas über Fräulein Zbyltowska sagen werde, und er sehnte sich, wenigstens ihren Namen nennen zu hören. Überdies hatte ihn der Abschied von der kleinen Anusia gerührt; denn zum erstenmal im Leben hatte jemand beim Abschied von ihm geweint. Auch war er dem Zufall dankbar, der es veranlaßt hatte, daß Fräulein Marynia im Augenblick der Abreise mit ihm sprach. Sein Herz taute also etwas auf und war zu offener Aussprache bereit, vor allem mit einem Menschen, der ihm keineswegs unsympathisch war.

Er mußte nicht lange darauf warten; denn sie hatten kaum das Ende der Allee erreicht, als Gronski ihm mit der gütigen, vertrauensvollen Sorge des älteren Mannes, der das Geschehene nicht begreift und zum Tadel bereit ist, die Hand aufs Knie legte und sagte: ‚Was haben Sie doch in Rzeslewo angerichtet, mein Lieber? Jetzt kann es dort zu sehr folgenschweren Ereignissen kommen. Ihr wollt wohl überall Ähnliches anrichten?‘

‚In Rzeslewo taten wir nur, was das Gedeihen unserer Idee forderte,‘ antwortete Laskowicz.

‚Aber es handelt sich um eine landwirtschaftliche Schule! Solche Schulen sind doch für das Volk absolut notwendig. Warum haben Sie die Nachricht unter die Bauern versprengt, daß die Grundstücke unter ihnen aufgeteilt werden sollen?‘

Laskowicz überlegte ein wenig, ob er die Fragen nicht ohne Antwort lassen sollte, aber Gronskis Antlitz entwaffnete ihn, weil es wohlwollend und bekümmert zugleich aussah. Er sagte also: ‚Jede Partei muß für alles Augen haben, um zu wissen, was im Lande geschieht, um die günstigen Gelegenheiten ausnützen zu können. Im Fall Rzeslewo war ich

das Auge der Partei und ging in der Folge nach der mir gesandten Ordre vor. Natürlich konnten wir nicht wissen, wie der Verstorbene über sein Vermögen verfügt. Aber das ist ja gleichgültig. Wir brauchen keine von unseren Gegnern gegründeten und in ihrem Geiste geleiteten Schulen.'

,Ihr braucht sie nicht, aber das Volk braucht sie . . .'

,Das Volk wird den Ackerbau auch ohne Hilfe des Adels erlernen, wenn es nur den Grund und Boden besitzt, auf dem es lernen kann. Der Grund und Boden des Adels wird ihm mehr nützen als dessen Schulen. Seit Hunderten von Jahren haben die Bauern von Rzeslewo das Land bearbeitet, und wenn man den Arbeitstag auch nur zu einem Heller rechnete, so hätten sie doch seinen Wert schon hundertfach überzahlt.'

,Aber ihr könnt doch nur die Begierde nach dem Landbesitz erwecken, geben könnt ihr ihn nicht. Überdies sind Sie — gestatten Sie die Bemerkung — Ihrer eigenen Lehre gegenüber unlogisch. Denn euer Ziel ist doch, den Boden zu verstaatlichen. Der für eine Schule bestimmte Grundbesitz in Rzeslewo ist gewissermaßen verstaatlicht, während er, falls er unter die Bauern aufgeteilt wird, doch nur zerstückeltes Privateigentum sein wird.'

,Die Verstaatlichung des Bodens ist unser letztes Ziel, dessen Verwirklichung jedoch noch fern liegt. Einstweilen wollen wir das Volk in unserem Lager haben, benützen also alle Mittel, die dazu führen. Wir können den Boden freilich nicht geben, aber das Volk wird ihn sich selbst nehmen.'

,Im besten Falle wird es ihn nehmen wollen. Nehmen wir an, daß die Bauern, die Häusler und die Knechte in Rzeslewo sich des Bodens bemächtigen und ihn untereinander aufteilen. Was dann? Sehen Sie nicht den Streit und dann die Kantschus, die Gerichtsverhandlungen und die blutigen Exekutionen, die darauf folgen?'

,Und ist das nicht Wasser auf unsere Mühle? Je mehr davon Gebrauch gemacht wird, um so schneller naht das Ende.'

,Also habe ich richtig geraten!' sagte Gronski, der sich an das erinnerte, was er Krzycki und Dolhanski gesagt hatte, daß nämlich das Herbeiholen der Polizei eigentlich eine Unterstützung der Agitatoren bedeuten könne.'

Laskowicz wollte schon fragen, was Gronski so trefflich erraten habe, der aber kam ihm zuvor, indem er weitersprach:

,Eines ist sonderbar! Wenn einer von euch ins Unglück gerät, wenn er in den Kerker kommt, verbannt oder mit dem Tode bestraft wird, dann sagen wir, die wir nicht zu eurem Lager gehören, wir, denen ihr Krieg auf Leben und Tod angekündigt habt: Schade um den Eifer, schade um das fruchtlose Opfer, schade um den jungen Kopf — und bedauern euch. Und ihr habt kein Mitleid mit dem Volk, für dessen Verteidiger ihr euch ausgebt. Ihr habt Streiks in den Fabriken organisiert und die Saite schon so gespannt, daß sie reißen muß. Wenn dann die Fabrikanten

sie anspannen, wird sie noch kürzer, als sie war. Schon sterben Tausende Leute vor Hunger. Und jetzt gelüstet euch auch noch nach landwirtschaftlichen Streiks, nach denen das Brot teurer wird, weil es weniger gibt. Und wer wird darunter leiden? Wieder das Volk. Man kann sich wirklich zuweilen nur schwer von dem Gedanken losmachen, daß ihr eure Doktrin mehr liebt als das Volk.'

Darauf erwiderte Laskowicz mit harter und dumpfer Stimme: ‚Das ist der Krieg. Da müssen Opfer fallen.'

Gronski aber blickte unwillkürlich auf ihn und dachte, als er seine dicht beieinander sitzenden Augen sah: ‚Nein! Solche Augen können wirklich nur gerade vor sich hinblicken und sind nicht imstande, einen weiteren Gesichtskreis zu übersehen.'

Eine Weile fuhren sie schweigend nebeneinander. Ein leichter Südwind hatte sich erhoben und trug Staubwolken und den Geruch von Pferdeschweiß zu ihnen herüber. Aus den am Wege wachsenden Büschen flogen ganze Scharen von Bremsen auf sie zu und stachen die Pferde so sehr, daß der Kutscher sie jeden Augenblick mit der Peitsche von ihrem Rücken vertreiben mußte und gewaltig fluchte.

Plötzlich fragte Gronski: ‚Opfer! Aber welcher Gottheit opfert ihr denn? Wonach strebt ihr, und was wollt ihr?'

‚Das tägliche Brot für das Volk und allgemeine Freiheit.'

‚Und einstweilen gebt ihr Steine statt Brot. Die Freiheit betreffend aber bitte ich Sie um Erwägung zweier Gedanken. Ihr erster läßt sich so ausdrücken: Wehe den Völkern, die die Freiheit mehr lieben als das Vaterland! Natürlich rede ich hier nicht von unterworfenen Völkern; denn in ihrer Lage sind die Begriffe Freiheit und Vaterland fast identisch. Aber denken Sie nur, was fürwahr hat Polen politisch vernichtet, und was vernichtet jetzt Frankreich, das vor unseren Augen zerfällt wie ein Faß ohne Reifen? Und der zweite Gedanke, der mir häufig kommt, ist folgender: Die Freiheit, welche die durch das Wohlergehen und die Sicherheit der Nation gesteckten Grenzen überschreitet, ist bloß für Landstreicher nötig. Sicherlich werden Sie diese Meinung als den Gipfelpunkt aller Reaktion ansehen, aber sie ist doch richtig.'

Auf dem Antlitz Laskowicz spiegelte sich Argwohn und Verletztheit, aber es war so offenbar, daß Gronski ihn nicht persönlich beleidigen wollte, sondern bloß im allgemeinen seine Meinung aussprach, daß er das weitere Gespräch doch nicht abbrach.

‚Die Freiheit der Gewerkschaften und Vereine,' sagte er, ‚mit deren Hilfe sich das Proletariat zu schützen sucht, duldet keine Einschränkungen. Übrigens werfen Sie die Begriffe „Volk" und „Staat" durcheinander,

— und als Realisten* geht es Ihnen natürlich vor allem um die Regierung.'

Gronski lachte auf: ‚Ich — ein Realist?' wiederholte er. ‚Ich gehöre nicht zu ihnen. Sie sind gescheite und zum größten Teil wohlwollende Leute, aber sie begehen einen Fehler: Sie wollen die Frühjahrssaaten im Dezember pflügen, dann, wenn die Pflugschar die erstarrte Erde nicht lockern kann. Oder wenn jemand einen anderen Vergleich vorzieht: Sie kaufen sich im strengsten Winter Sommerkleider. — Ich weiß es nicht, — vielleicht wird einmal die Sonne scheinen und Wärme verbreiten, — auf Erden ist ja alles möglich, — aber einstweilen frieren ihnen die Ohren ab, und ihre Kleider werden von Motten gefressen.'

Und nur mehr an die Realisten denkend sprach er weiter: ‚Die Realisten wollen mit der eben bestehenden Regierung rechnen, die doch weder mit ihnen noch mit einem anderen rechnen will. Nehmen Sie z. B. an, die Partei heiße Peter und dieser Peter wende sich — übrigens ganz aufrichtig — der Regierung zu und sage ihr folgendes: „Höre, Jungfrau! Ich bin bereit, dich anzuerkennen und sogar zu lieben, aber du erlaube mir dafür, mich ein wenig auf eigene Füße zu stellen, zu atmen und die schmerzenden Glieder zu dehnen." Die Regierung aber antwortet ihm darauf mit voller orientalischer Liebenswürdigkeit: „Peter, Sohn des Peter! Du sprichst nicht zur Tagesordnung; ich entziehe dir deshalb das Wort. Mir geht es doch nicht darum, von dir anerkannt oder geliebt zu werden, sondern darum, daß du deine Kleidung, die mir — nebenbei bemerkt — nützen kann, aufknöpfst und abwirfst und dich selbst zunächst auf die Bank legst; im übrigen aber vertrau ganz meiner Kraft und meiner Knute." — Wenn mich ein Realist reden hörte, könnte er mir zwar opponieren, würde mir im Innersten aber doch recht geben; denn so sehen die Dinge wirklich aus.'

‚Sie werden zugeben müssen, daß wir allein die Regierung vor den Kopf zu schlagen verstehen,' rief Laskowicz triumphierend.

‚Ihr schlagt sie, gewiß,' erwiderte Gronski, ‚aber eure Faust prallt an ihrem steinernen Schädel ab und trifft unsere Gesellschaft ins Herz, die dann den Atem völlig verliert und in Ohnmacht fällt. Und dadurch helft ihr sogar der Regierung.' Und hier erinnerte er sich seiner Äußerung über den Ameisenhaufen und die Ameisenbären und wiederholte sie vor Laskowicz. Aber Laskowicz war mit dem Vergleich nicht einverstanden und bemerkte, daß er bloß den Anschein der Wahrheit für sich habe, da man menschliche Verhältnisse nicht messen könne an den Zuständen in einem Ameisenhaufen. Wer die Machtstellung des Proletariats anstrebe, der

* In Rußland führt die Regierungspartei den Namen ‚Realisten', d. h. die mit den realen, wirklich bestehenden Verhältnissen Rechnenden. Für einen national gesinnten Polen bedeutet das Prädikat ‚Realist' fast eine persönliche Beschimpfung.

flöße damit der Nation neue, zur Abwehr von Überfällen und Angriffen genügende Stärke ein. Nur auf dem Wege sei alles zu erlangen, aus dem einfachen Grunde, weil man im Proletariat der Nachbarvölker Bundesgenossen haben werde, die aus Feinden Freunde werden.

‚Das bedeutet auch ein Kompromiß, nur daß er von unten ausgeht,‘ sagte Gronski.

‚Das aber eben deshalb unzerreißbar und wirkungsvoll ist, weil es von unten ausgeht. Fortwährend hört man: Polen, Polen! Aber die, welche das jeden Augenblick wiederholen, verbinden mit dem Begriff Polen verschiedene Anhängsel, die sich längst überlebt haben, wie Religion, Kirche, Konservatismus, — Anhängsel, die schon schimmelig sind, oder Leichen, die schon faulen. Wir allein impfen Polen eine mächtige, junge und lebensfähige Idee ein, der die Zukunft gehört, weil sich die ganze Jugend um sie schart.‘

‚Erstens ist es nicht die ganze, nicht einmal die halbe,‘ erwiderte Gronski. ‚Zweitens hat die Kirche schon manche soziale Strömung überdauert und tut es noch; drittens ist eure Idee so alt wie das Elend. Wenn Sie jedoch behaupten wollen, daß die Gestalt, die Lassalle und Marx ihr gaben, neu ist, so will ich Ihnen folgendes erwidern: Euer heutiger Sozialismus hat wirklich noch eine dichte Haarmähne; wenn er aber kahl wird, wird ihn die Jugend am meisten verspotten.‘

‚Sie reden fortwährend in Aphorismen; doch zum Glück gleichen Aphorismen papierenen Lampions, die auf den Bäumen der Dialektik hängen; man sieht sie nur im Dunkeln, im Sonnenlicht erlischt ihr Schein.‘

‚Aber das ist ja selbst ein fertiger Aphorismus,‘ antwortete Gronski lächelnd. ‚Nein, mein Lieber, was ich sage, hat ganz andere Bedeutung. Ich will nur sagen, daß euer sozialistischer Staat im Falle der Realisierung die menschliche Persönlichkeit so sehr in soziale Ordnungen einengen wird, daß er den Menschen derart in die Triebräder des ganzen Mechanismus hineindrängen, ihn unter solche Kontrolle und Unfreiheit zwingen wird, daß im Vergleich damit selbst die heutige preußische Regierung ein Heiligtum der Freiheit ist. Natürlich wird die Reaktion sofort beginnen. Die Presse, die Literatur, die Poesie, die Kunst werden euch im Namen der persönlichen Freiheit unerbittlich bekämpfen, — und wissen Sie, wer die Fahnen dieser Opposition tragen wird? Die Jugend! — Das ist so wirklich wie die dort über den Wiesen fliegenden Kiebitze.‘ Und er zeigte auf eine Kiebitzschar, die über die Wiese flog, auf der das Vieh weidete. Dann fügte er hinzu: ‚In Frankreich beginnt sie schon. Vor kurzem liefen einige Tausend Studenten durch die Straßen von Paris mit dem Rufe: „Fort mit der Republik!“‘

‚Das ist Drehkrankheit,‘ erwiderte Laskowicz. ‚Doch richtet sich der

Kampf gegen den Radikalismus, nicht gegen uns. Wir verachten ihn auch. Die Bourgeois denken, gegebenenfalls durch den Radikalismus vor der Rache des Proletariats sicher zu sein, doch täuschen sie sich. Einstweilen bahnen sie unwillkürlich der Revolution den Weg.'

,Darin haben Sie recht,' erwiderte Gronski. ,Ich sah in Kairo vor dem Wagen des Paschas Saisen laufen mit dem Ruf: „Aus dem Weg! Aus dem Weg!" Denselben Dienst leistet euch der Radikalismus.'

,So ist's!' bekräftigte Laskowicz mit fröhlicher Miene.

Gronski nahm sein Binokel ab, reinigte es vom Staub und sagte blinzelnd: ,Aber unter euch existieren auch schon Spaltungen. Einen anderen Charakter trägt der französische Sozialismus an sich, einen anderen der deutsche oder englische. Und auch in ihrer Mitte entstehen bereits feindliche Lager. Deshalb will ich nicht vom Sozialismus im allgemeinen reden. Mir geht es nur um unser — Landesprodukt, dessen Agent Sie sind. Denn aus Ihren Worten entnehme ich, daß Sie zur sogenannten polnischen sozialistischen Partei gehören.'

,Ja,' erwiderte Laskowicz energisch.

Gronski setzte den vom Staub befreiten Kneifer wieder auf und steuerte jetzt mit vollen Segeln: ,Sie behaupten also, daß ihr Polen mit einer jungen, kräftigen Idee erfüllt und dadurch frisches Blut in seine Adern gegossen hättet. Ich aber behaupte, daß diese Idee, sie mag an und für sich noch so edel sein, in euren Köpfen so sehr verwildert ist, daß sie aufgehört hat, eine soziale Idee zu sein, und zur sozialen Krankheit wurde. Diese Krankheit habt ihr Polen eingeimpft, nichts weiter. Das neue Polen muß mit Ziegel und Stein aufgebaut werden, nicht mit Dynamit und Bomben. Und ihr habt weder Ziegel noch Steine. Ihr seid bloß das Geschrei des Hasses. Ihr habt das alte Evangelium verworfen, ohne ein neues schaffen zu können; deshalb besitzet ihr auch kein Unterpfand des Lebens. Euer Name ist die Verblendung, — und deshalb wird das Ergebnis eures Strebens euren Hoffnungen stets feind sein. Denn ihr führt durch eure Streiks das Volk nur zur Schwäche und zum Elend; mit elenden Schwächlingen könnt ihr kein starkes Polen bauen. Das ist doch klar. Überdies kann ein und derselbe Kopf nicht zwei Mützen tragen, wenn nicht eine unten liegen soll. Da frage ich nun: Was ist hier unten und was oben? Ist euch der Sozialismus nur ein Mittel, Polen aufzubauen, oder ist euch Polen nur eine Lockspeise und ein Losungswort, welches das Volk in euer Lager locken soll? Den Sozialisten, die sich ohne weitere Attribute Sozialisten nennen und nicht behaupten, zugleich Fisch und Krebs zu sein, muß ich Konsequenz zuerkennen. Ihr aber täuscht euch selbst. Ihr könntet trotz eures besten Willens nichts Polnisches tun; denn ihr besitzt keine polnische Ader in euch. Die Schule, die ihr absolviert habt, nahm euch

die Sprache nicht, weil sie es nicht konnte; aber euren Geist und eure Seele hat sie so geformt, daß ihr keine Polen seid, sondern Russen, die Rußland hassen. Wie es dabei Polen und Rußland ergehen wird, das gehört anderswohin, aber so ist es. Ihr glaubt jetzt, daß ihr die Revolution ausmacht, — und doch ist das nur der Affe einer Revolution, die noch dazu fremden Charakter trägt. Ihr seid die Giftblüte eines fremden Geistes. Es genügt, eure Zeitungen, Schriftsteller, Dichter und Kritiker zu überprüfen! Ihr ganzes geistiges Rüstzeug ist fremden Ursprungs. Ihr wahres Ziel ist weder der Sozialismus noch das Proletariat, sondern die Vernichtung. In der Hand den Zunder und auf dem Grunde der Seele die Hoffnungslosigkeit und das große Nihil. Aber der Ursprung ist doch bekannt. Der galizische Sozialismus ist auch kein Apollo vom Belvedere, trägt aber doch schon andere Züge und besitzt weniger breite Wangenknochen. Er besitzt diese Wut nicht, aber auch nicht diese Verzweiflung und Trauer, die der lateinischen Kultur so entgegengesetzt sind. Ihr gleicht einer Frucht, deren eine Seite grün ist, während die andere fault. Ihr seid krank. Nur durch diese Krankheit erklärt sich euer grenzenloser Mangel an Logik, der sich darin äußert, daß ihr gegen den Krieg wettert, aber selbst Krieg entfacht, daß ihr gegen das Kriegsgericht donnert, aber ohne jedes Gericht verurteilt. Ihr protestiert gegen die Todesstrafe, drückt den Leuten den Browning in die Hand und sagt: „Töte!" — Diese Krankheit erklärt auch euer wahnwitziges Vorwärtsdrängen und eure völlige Gleichgültigkeit der Zukunft sowie auch dem Schicksal der Unglücklichen gegenüber, die ihr als Werkzeuge gebraucht. Wenn sie nur morden, Kassen erbrechen, — ob sie dann hängen oder Lumpen werden, das kümmert euch nicht mehr. Euer Nihil erlaubt euch, euch über das Blut und alle Ethik hinwegzusetzen. Ihr öffnet sogar bekannten Lumpen die Türe und erlaubt ihnen, nicht im Namen ihrer Lumperei, nein — im Namen eurer Idee öffentlich aufzutreten. Kurz, ihr tragt die Vernichtung in euch und reißt Polen mit. In eurer Partei sind zweifellos auch Leute, die opfern können und an die Güte ihrer Sache glauben, aber Blinde, die in ihrer Blindheit anderen dienen statt selbst zu denken.'

Gronski wußte, daß seine Worte vergeblich seien, aber er redete doch — entweder aus Gewohnheit oder weil er alles, was sich in ihm aufgehäuft hatte, entladen wollte, und hörte erst auf, als das Rasseln der Räder auf dem städtischen Pflaster seine Worte übertönte. Vor dem Hotel nahm er kühl von Laskowicz Abschied; denn seine Ausführungen hatten den jungen Mediziner tief verwundet. Er gab Gronski keineswegs recht, aber schon die Existenz solcher Meinungen über seine Partei erzürnte und empörte ihn. Er sagte sich zwar: Er ist keine Antwort wert, da nicht unsere Gedanken fremd sind, sondern nur unsere Idee neu ist, die Gesellschaft aber wie

ein Mensch, der lange Jahre in einem Hause wohnt, ungern in ein anderes übersiedelt, selbst wenn das andere besser wäre. Doch trafen ihn Gronskis Worte so tief, daß er ihn in dem Augenblick fast so wie Krzycki haßte und viel darum gegeben hätte, wenn er die ihm verhaßten Vorwürfe wie einen Wurm hätte zertreten können. Zum Unglück fehlte ihm die Zeit, und überdies begann sich bei ihm die Müdigkeit nach der schlaflos verbrachten Nacht immer fühlbarer zu machen.

X.

Gronski begab sich auf die Post, holte das Paket mit dem Sattel ab und fuhr dann zum Arzt; aber er erfuhr, daß jener erst in einer Stunde frei sein werde. Er ließ also den Wagen vor seiner Tür und ging den alten Notar Dzwonkowski zu besuchen und ihm Krzyckis Brief und Einladung nach Jastrzab zu übergeben.

Der Notar nahm die Einladung freudig an, da er auch ohne sie zu Krzycki gekommen wäre, um nach seinem ‚Augapfel' zu sehen und ihr wundervolles Geigenspiel zu hören. Einstweilen besprach er mit Gronski die Vorfälle in der Stadt und Umgebung. Er war davon so ergriffen und erregt, daß ihn seine gewöhnliche Bissigkeit verließ und statt dessen aus seinen Worten bittere Trauer und schwere Sorge um die Zukunft der Gesellschaft herausklang, die ihm den Kopf zu verlieren schien. Die Fabrikstreiks und zum Teil auch die landwirtschaftlichen Streiks verbreiteten sich immer mehr. In der Stadt hatte die Arbeit der Kalköfen aufgehört. Der Betrieb der Zementfabrik stockte. Vom ersten Augenblick an fehlte den Arbeitern das Brot, die ohne Ahnung von Sparsamkeit schon früher von einem Tag auf den andern gelebt hatten. Nach dem Muster Warschaus bildete sich ein Komitee, das Gaben sammelte, um dem Hunger vorzubeugen. Aber infolgedessen unterstützten die erklärten Feinde des Streiks diesen, indem sie den feiernden Arbeitern Brot gaben. ‚Ein richtiger circulus vitiosus!' sagte der besorgte alte Mann. ‚Gibt man nicht, so treiben Hunger und Verzweiflung den Arbeiter den Sozialisten in die Arme, — gibt man, so ist das auch Wasser auf ihre Mühle, weil die Sozialisten Mittel haben, den Streik aufrecht zu erhalten, und das Volk von ihrer Allmacht überzeugen.' Weiters sagte er, daß die Sozialisten auch außerhalb des Komitees Gaben sammelten oder eher durch Drohungen von Furchtsamen erzwängen; auch bei ihm seien sie gewesen, aber er hätte ihnen geantwortet, daß er wohl für Brot, aber nicht für Bomben gebe. Sie hätten ihm mit dem Tode gedroht; dafür habe er sie hinausgeworfen.

Er schwieg einen Augenblick, denn seine angeborene Lebhaftigkeit siegte über die Trauer; er blickte wütend um sich und bewegte die Kinnladen so hartnäckig, als wollte er alle Sozialisten samt ihren roten Fahnen verschlingen.

Als er sich von seiner Empörung etwas erholt hatte, fuhr er fort: „Jüngst sandten sie mir ein Todesurteil, das sie sicher vollführen werden, da sie nur zum Schein der Regierung den Krieg erklärten, in Wahrheit aber ihre eigenen Landsleute ermorden. Das ist übrigens nebensächlich. Vor drei Tagen hat man einen Klempnermeister und zwei Arbeiter der Zementfabrik in der Stadt getötet. In Wilczodoly, einige Werst von hier, hat man Herrn Baczynski angefallen und verwundet und zugleich einen Monopolladen ausgeraubt. Szremski, der Arzt, den Sie holen kamen und dessen Optimismus mich schon im Halse würgt, sagt, daß es nur ein vorübergehender Sturm sei. Ja, alles geht vorüber — einzelne Menschen und ganze Völker. Nur fürchte ich, daß dieses Schicksal gerade unser Volk trifft; denn wir sind Banditen geworden, und das Banditentum kann nicht lange währen. Nun! Offenbar sind es die Leute aus dem Kampfverein satt, auf Rechnung der Partei zu plündern, und wollen es lieber auf eigene tun. Kann ich denn wissen, ob wir heute noch lebend zu den Krzyckis kommen? Bah! Krzycki soll sich vor allen andern in acht nehmen. Er gilt als vermögend, also haben sie um so eher ein Aug auf ihn. Ich werde nach Jastrzab fahren; wenn es mir schon bestimmt ist, von ihrer Hand zu fallen, so will ich mir wenigstens früher noch unser Wunderkind anhören. Aber die Krzyckis täten klüger, ihre bisherigen Gäste fortzutreiben, als neue zu laden. Ist Szremski vernünftig, so müßte er sie schon morgen alle auseinandertreiben.'

‚Er soll ja sehr tüchtig sein,' sagte Gronski.

‚Ein rechter Teufel!' erwiderte der Notar. — ‚Denken Sie nur, wen Sie in Ihrer Mitte haben und daß es sich um sie handelt.'

Obwohl Gronski voll Unruhe und Besorgnis den Worten Dzwonkowskis gelauscht hatte, konnte er doch bei der letzten Warnung ein Lächeln nicht unterdrücken. Denn in gewöhnliche Worte übersetzt, hieß sie: ‚Hol euch alle der Teufel, wenn nur der kleinen Geigerin nichts geschieht!' Aber weil es um Marynia ging, dachte er ganz ähnlich; er versuchte also nur den Alten damit zu beruhigen, daß in Jastrzab, Gäste und Hofbedienstete zusammengenommen, zu viele Hände und Gewehre seien, als daß man einen Überfall fürchten sollte, — und daß überdies die geplante Abreise der Frau Krzycka dem Aufenthalt der Gäste ohnedies ein Ende machen werde.

Das Gespräch wurde beendet durch die Ankunft Doktor Szremskis, der wie eine Bombe ins Zimmer stürzte mit der Erklärung, daß er für den Rest des Tages frei sei und schon fahren könne.

Gronski betrachtete ihn mit großer Neugierde, weil er noch in Warschau viel über seine in des Wortes eigenster Bedeutung originelle, markante Persönlichkeit gehört hatte.

Er war noch ganz jung, von ganz hellem Haar und zigeunerhaft

dunkler Gesichtsfarbe, lebendig wie Feuer, von Gesundheit strotzend, etwas dazu geneigt, das große Wort zu führen, und ein wenig ausgelassen. In der Stadt und ihrer Umgebung spielte er eine ganz bedeutende Rolle, die er nicht bloß seiner großen ärztlichen Praxis, sondern auch seiner regen Tätigkeit auf allen Gebieten verdankte. Er stellte sich zu jeder Arbeit, als wenn es sich um Stürmung einer Festung handelte, und vollführte dank seiner nüchternen und trotz allem mit feurigem Temperament gepaarten Denkungsart alles, was er unternahm, äußerst vernünftig und gut.

Er war gleichsam die Inkarnation der in Polen so häufigen Erscheinung, daß ein energischer und denkender Mann inmitten einer nicht bloß gehinderten, sondern auch von Natur aus trägen, schwerfälligen Menge allein soviel zustande bringt, daß es ihm kein Deutscher, Franzose oder Engländer gleichtun könnte. Szremski griff selbst alles an und zwang auch andere mit solchem Ungestüm zur Arbeit, daß man ihn Doktor ‚Sporn' nannte.

Er gründete im Geheimen Schulen, Lesehallen, Kinderbewahranstalten, Gewerkschaften und ökonomische Vereine: er war bei allem und gab für alles Geld, da er viel verdiente, oder er heilte ganze Scharen armer Leute umsonst.

Die Sozialisten der Gegend haßten ihn, weil er sie durch seine Beliebtheit und seinen Einfluß oft in ihrer Arbeit hinderte. Die Behörden blickten mit unverhohlenem Mißtrauen auf ihn. Ein Mann, der sein Land liebte, die Leute organisierte, die Bildung förderte und Geld für öffentliche Zwecke gab, mußte in ihren Augen verdächtig scheinen und verdiente wenigstens die Verbannung in ‚entfernte Gouvernements'.

Zu seinem Glück bildete sich die Frau des Gouverneurs ein, sie sei nervenkrank, und der Gendarmeriehauptmann hatte wirklich Anfänge der Basedowschen Krankheit aufzuweisen. Die Frau Gouverneur, die ihren Mann durch ihre Verbindungen zum Gouverneur gemacht hatte und nach Willkür im Gouvernement schaltete, meinte, daß, falls l'homme qui rit — so nannte sie den Doktor — nicht wäre, den Gatten ein Unglück treffen könnte, und der Gendarmeriehauptmann fürchtete die Gouverneurin und die Basedowsche Krankheit. Zwar hatte er den Rapport, den er für das Meisterstück seines Lebens hielt, fertig — und war vielleicht auch deshalb erkrankt, weil er es nicht wagte, das Meisterwerk an seine Vorgesetzten zu senden.

Manchmal verhaftete er den Doktor im Traume, verhörte ihn, zwang ihn zur Angabe seiner Komplizen und träumte endlich, daß sein Meisterwerk endlich zur Geltung komme, da man zufällig den Gouverneur und ihn selbst in ein anderes Gouvernement versetzt hätte; aber das waren bloß Träume. In Wirklichkeit blieb der Rapport in der Tiefe seiner Schublade, und der Doktor lachte bei seiner Lektüre so hell und selbstgewiß auf — der

Hauptmann zeigte ihn nämlich her zum Beweise, was er tun könnte und doch nicht tue —, daß der Hauptmann selbst auf den Gedanken kam, daß mit der Gouverneurin und der Basedowschen Krankheit wirklich nicht zu spaßen sei.

Der Doktor aber lachte aus angeborenem Frohsinn. Zwar konnte er gegebenenfalls ernst denken und sprechen, aber bei kurzen Begegnungen und aphoristischen Gesprächen, in denen für gründliche Auseinandersetzung keine Zeit war, zog er es vor, auf der Oberfläche des Themas hinzugleiten, Einfälle aus dem Ärmel zu schütteln und Anekdoten zu erzählen, die man dann in der Stadt wiederholte und an denen er selbst immer seine Freude hatte. Ein unheilbarer Optimist, brachte er durch seinen Optimismus und durch sein strahlendes Gesicht überallhin Trost und Hoffnung, wo immer er sich zeigte. Mit den Kranken scherzte er über ihre Krankheit, und verjagte durch Witze ihren Schreck. Seine Heiterkeit nahm die Leute für ihn ein, und sein gründliches ärztliches Wissen und seine erfolgreiche Behandlung sicherte ihm eine Art Herrschaft über sie. Deshalb machte er sich nichts aus den ‚großen Tieren‘ der Stadt, und überhaupt aus niemandem. So war es auch mit dem Notar, dessen beständige Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit in der Stadt so bekannt waren, daß nur die ausgesprochenen Musikfreunde mit ihm verkehrten. Der Doktor, der auch über die Musik Witze riß, suchte absichtlich seine Gesellschaft auf, um mit ihm zu streiten, und dann zu seiner und seiner Zuhörer größten Freude von seinen Tobsuchtsanfällen erzählen zu können. Auch jetzt stürzte er geräuschvoll mit Windeseile ins Zimmer, begrüßte Gronski, fragte um Frau Krzydas Befinden und um die schönen Damen in Jastrzab, von denen er schon gehört hatte, dann rief er fröhlich mit einem Blick auf das bekümmerte Gesicht des Notars:

‚Welche Miene! Geht's Ihnen so schlecht, oder was gibt's? Fünfundsiebzig Jahre. Was weiter! Zwar nicht das Alter der Stärke, aber die Stärke des Alters! Ihren Puls!‘

Ohne zu fragen, ergriff er die Hand des Notars, nahm die Uhr heraus und zählte:

‚Eins, zwei! — Eins, zwei! — Eins, zwei! Schlimm! Der Puls eines Verliebten, und sicher ein wenig Sodbrennen. Ja, so geht's. Länger als fünfundzwanzig Jahre wird eine solche Maschine nicht mehr funktionieren. Höchstens dreißig! Danke!‘

Mit diesen Worten ließ er die Hand des Alten frei, dessen Miene sich sofort aufklärte, da er dachte, daß fünfundzwanzig Jahre, zu seinem jetzigen Alter addiert, eine ganz hübsche Zahl ergeben.

Doch heuchelte er Ärger und erwiderte: ‚Immer diese Witze! Glauben Sie denn, Doktor, daß mir an den elenden fünfundzwanzig Jahren etwas liegt? Steht nicht dafür, jetzt zu leben. Sie wissen doch, was sich

abspielt. Deshalb sehe ich so drein, weil ich mit Herrn Gronski darüber sprach. Sodbrennen habe ich auch — na! Aber ich frage Sie, was aus uns werden soll, wenn ihnen das ganze Volk nachfolgt?'

Der Doktor aber fuchtelte mit beiden Händen und bestritt das entschieden. Weder das ganze noch das halbe Volk, noch auch der hundertste Teil. Ja selbst die, welche sich zu den Sozialisten bekannten, sagten das unter dem Einfluß des Terrors, oder weil sie es nicht verständen. ,Ich will Ihnen die zwei folgenden Beispiele dafür geben', sagte er. ,Ich wohne im Parterre; unter mir im Souterrain ist eine Schlosserwerkstätte. Da hörte ich heute früh abgerissene Sätze eines Gespräches zwischen meinem Famulus und dem Schlosser. Der Schlosser sagt: „Ich bin Sozialist, da gibt's weiter nichts zu reden!" „Wieso?" sagt mein Diener, „Sie glauben nicht an Gott und lieben Polen nicht?" „Warum soll ich nicht an Gott glauben und Polen nicht lieben?" „Die Sozialisten glauben ja nicht an Gott und lieben Polen nicht!" Darauf sagte der Schlosser: „So? — Die Pest über sie!" So gehören die Leute zu den Sozialisten! Nicht alle, aber viele! Haha!' Er lachte auf.

,Der Doktor findet immer eine Anekdote', brummte der Notar, ,aber gestehen wir uns nur die Wahrheit: Tausende gehören ihnen an.'

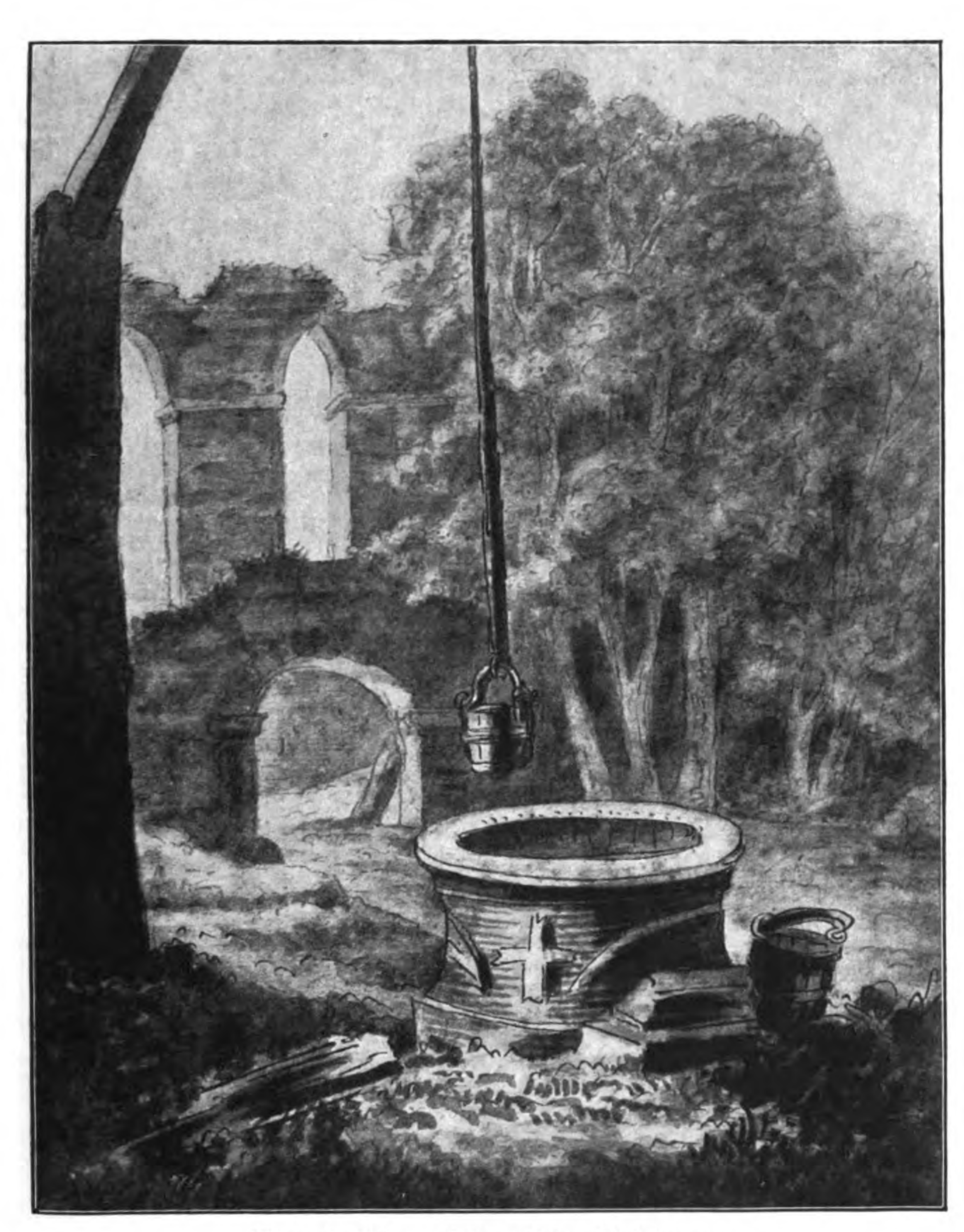
,So mögen sie wenigstens einen Abgeordneten im Königreich durchsetzen', erwiderte der Doktor. ,Die Bomben platzen laut, das hört man also besser als andere Arbeit. Aber wieviele Tausende nahmen an der Nationalfeier teil? Gehören die auch zu ihnen? Wenn zehn Leute in einer Fabrik die rote Fahne hissen, so scheint die ganze Fabrik rot, und das ist nicht wahr!'

,Warum reißen aber andere sie nicht herunter?'

,Ganz einfach, weil die Polizei sie herunterreißt.'

,Und weil diese keine Brownings haben wie jene', fügte Gronski bei.

,Zweifellos!' sprach der Arzt weiter. ,Ich verkehre mit den Arbeitern zehnmal mehr als jeder Fabrikdirektor. Ich betrete ihre Wohnungen, und betrachte ihr häusliches Leben aus der Nähe. Ich kenne sie. Der Sozialismus balgt sich mit der Bureaukratie, darum halten sich viele für seine Parteigänger. Aber zu den Kampfvereinen schlagen sich nur die dunkelsten und schlimmsten Elemente. Die verwandeln sich dann in Banditen — selbstverständlich! Man hat ihnen ja das Gewissen genommen — und Revolver gegeben. Aber der Mehrzahl — die bessere, ehrenhaftere Mehrzahl, der schlägt ein polnisches Herz unter den Rippen — und deshalb nannte sich der Teufel, der sie einfangen will, polnisch, um sie zu födern. Ach! Schulen her für sie! Bildung, polnischen Geschichtsunterricht, damit sie sich nicht betrügen lassen — das ist notwendig, ach!'



Goethe/Unveröffentlichte Zeichnung



Und er packte den Alten wild an der Schulter, und drehte ihn hin und her. ‚Um Gottes willen, Schulen, Notar, Schulen!'

Dem Notar stieg vor Empörung das Blut zu Kopf.

‚Sind Sie verrückt geworden!' schrie er. ‚Warum schütteln Sie mich wie einen Birnbaum!'

‚Richtig', sagte der Doktor, ihn freilassend, ‚richtig! Aber manche dieser Armen haben so gar keinen Begriff davon, daß man zugleich lachen und weinen könnte.'

‚Nein, zum Lachen wird man nicht versucht', sagte Gronski.

‚Bisweilen doch!' rief der Arzt. ‚Hören Sie nur mein zweites Beispiel. Vorigen Sonntag war ich hundemüde und fuhr in den Gorzczynskawald außerhalb der Stadt, um ein wenig aufzuatmen. Da begegnen mir im Walde einige zehn Arbeiter, die offenbar auch einen Ausflug machten. Ich sehe, daß einer auf einem frisch zugehauenen Stock eine rote Fahne trägt. Sicherlich trug er sie in der Tasche, und hat sie erst im Walde aufgesteckt. Gut, denke ich mir — Sozialisten! Aber da höre ich, als sie bereits ganz nahe waren, den Fahnenträger ohrenzerreißend nach der Melodie „Bartoszu! Bartoszu!" folgendes singen, was ich euch wiederhole — und mein Wort darauf, daß ich nichts weglasse und nichts hinzufüge:

„Kosciuszko war nur ein Schuster,
Doch die Deutschen schlug er, hurra!
Doch die Deutschen schlug er, hurra!
Schade nur,
Daß er ertrank!
Schade nur,
Daß er ertrank!"' — — —

‚Ein Prachtexemplar!' rief Gronski. ‚Ich möchte ihn umarmen und ihm ein Buch über die neuere polnische Geschichte schenken.'

‚Warten Sie nur!' rief der Arzt. ‚Ich störe also meine Sozialisten in ihrer sonderbaren Andacht — wie es sich zeigte, waren sie mir fast alle bekannt — und sage ihnen: „Mein Gott, Bürger Kosciuszko war doch kein Schuster, hat die Deutschen nicht geschlagen und sich nicht ertränkt, das war doch Fürst Josef Poniatowski. Kommt zu mir, ich will euch ein Buch geben über Kosciuszko, Kilinski und Poniatowski, ihr werft sie ja alle zusammen." Sie dankten mir; da frage ich wieder: „Und kein Adler auf euerer Fahne? Seid ihr Schwämme suchen gegangen, wie?" Sie waren eingeschüchtert, und der Fahnenträger selbst erklärte mir, warum kein Adler darauf sei. „Man hat uns folgendes gesagt: Nehmt keine Fahne mit dem Adler, denn wenn man sie euch nimmt, so wird der Adler schnöde mißhandelt und es bringt euch Schimpf und Schande." Ja! — so betrügt man unser polnisch gesinntes Volk.'

Aber der Notar wollte sich von seinen schwarzen Brillen nicht trennen:

‚Was?‘ fragte er. ‚Sie behaupten also, daß es bei uns keinen Sozialismus gäbe, wenn nicht das und jenes wäre?‘

‚Er ist überall, also auch bei uns‘, widersprach der Doktor, ‚nur würden dann nicht Plünderung, Verwilderung und Blindheit in seinem Gefolge sein, und er wäre nicht so wie der heutige Sozialismus, der sich „polnisch“ nennt, obwohl er eine Meile weit nach Pech und Schwefel riecht.‘

‚Bravo!‘ rief Gronski. ‚Dasselbe sagte ich mit anderen Worten jemandem auf dem Wege von Jastrzab.‘

‚Ach! Jastrzab!‘ sagte der Arzt mit einem Blick auf die Uhr. ‚Wir plaudern, statt zu fahren.‘

‚Vielleicht fährt der Herr Notar mit uns‘, fragte Gronski, ‚der Wagen enthält vier Plätze.‘

‚Gut. Ich nehme nur meine Flöte, na!‘ erwiderte der Notar.

‚Na!‘ wiederholte spottend Szremski. ‚Aha die Flöte. Da gibt es eine Serenade in Jastrzab, während die Sozialisten einstweilen die Kanzlei hier ausplündern.‘

Der Notar, der schon auf dem Wege war, seine Flöte zu holen, wandte sich plötzlich um und sagte keuchend: ‚Sie sandten mir heute ein Todesurteil!‘

‚Bah! Ich habe schon zwei‘ — antwortete Szremski fröhlich.

Eine Viertelstunde später fuhren sie nach Jastrzab, wobei Gronski und der Arzt einander näherkamen und auf dem Wege so viel plauderten, daß, wie Gronski selber später sagte, nicht einmal Zeit war, eine Stecknadel anzustecken. Die Entfernung zwischen der Stadt und Jastrzab betrug nicht mehr als 1½ Meilen. Gronski, der Notar und Szremski waren also schon gegen vier Uhr an Ort und Stelle. Man hatte mit dem Mittagessen gewartet; inzwischen hatte Wladyslaw die Damen zur Sägemühle geführt; der Arzt begab sich also zu Frau Krzyda, Gronski aber ließ den Sattel auspacken und ins Zimmer Marynias tragen. Nach einer halben Stunde kehrte die junge Gesellschaft zurück, begrüßte den Notar, versammelte sich im Salon und wartete auf das Mittagsmahl. Der Notar vergaß beim Anblick Marynias das Todesurteil, die Vorgänge in der Stadt, den Sozialismus und die ganze Welt — er küßte ihr die Hand und nahm sie ganz für sich in Anspruch. Gronski weihte Frau Otocka in die Veranlassung seines Ausflugs in die Stadt ein; Krzycki plauderte mit Fräulein Anney und unterhielt sich so gut mit ihr, als ob niemand sonst im Salon wäre. Man konnte erkennen, daß sein morgens getaner Ausruf: ‚Man könnte den Kopf verlieren!‘ nur die Bestätigung einer jeden Augenblick stärker auftretenden Erscheinung war. Sein wunderschönes junges Antlitz leuchtete wie im Glanz der Morgenröte, da er wirklich in seiner Brust die Morgenröte eines neuen,

freudigen Gefühles trug, das durch seine Augen, durch sein Lächeln, durch jede Bewegung und durch jedes Wort an Fräulein Anney durchstrahlte. Der Zauber umfing ihn immer mehr, eine geheimnisvolle Kraft zog ihn mit immer größerer Stärke zu dem blonden Mädchen hin mit den blauen, in einen Streifen verschwimmenden Augen, das so jung, so frisch und so anziehend war. Er versuchte nicht einmal mehr, Widerstand zu leisten. Gronski glaubte sogar zu merken, daß er sein Entzücken zu deutlich zeige — und daß er sich vor der Mutter sicher mehr zügeln würde. Das fühlte auch Fräulein Anney; denn von Zeit zu Zeit errötete sie und schob ihren Sessel etwas zurück, indem sie dabei etwas furchtsam umherblickte, ob nicht die allzugroße Liebenswürdigkeit des jungen Wirtes zu große Aufmerksamkeit errege. Doch sah man ihr an, daß es ihr lieb war — denn in ihren Augen leuchtete stille Freude. Im übrigen achtete nur Dolhanski von Zeit zu Zeit auf sie. Die anderen waren mit sich selbst zu beschäftigt.

Die Ankunft des Doktors unterbrach das Gespräch. Krzycki stellte ihn den Damen vor und fragte zugleich mit ihnen um das Befinden der Kranken; doch hatte der Arzt offenbar wenig Lust zu einem längeren Gespräch; er sagte nur einige Worte, die er, seiner Gewohnheit folgend, so laut sprach, daß Dolhanski verwundert sein Monokel ins Auge klemmte.

‚Nichts Arges! Monsummano! Monsummano; Oder so etwas! Ich werde alles aufschreiben! Nichts Arges, nichts!‘

‚Aber was ist denn das — Monsummano?‘ fragte Wladyslaw.

‚Ein warmes Nest in Italien, in dem der Rheumatismus heilt. Eine Art Fegefeuer, auf das die Erlösung folgt! Dabei Italien! Eine schöne Reise. — Ich werde alles einzeln aufschreiben.‘

Gronski, der in Italien viel gereist war, kannte auch diesen Ort und begann den neugierigen Damen über ihn zu erzählen. Einstweilen sprach Krzycki mit dem Arzt über das Befinden der Mutter; der hörte ihm jedoch nur zerstreut zu und wiederholte ‚Ich werde alles aufschreiben‘, indem er den Kopf wendete und mit gewissem Staunen auf ihn und dann der Reihe nach auf die Damen blickte. Plötzlich schlug er mit der Hand auf das Knie, daß es schallte und rief:

‚Was für sonderbare Gesichter in dem Jastrzab sind! Welche Köpfe! Haha!‘

Dolhanski ließ sein Monokel fallen, die Damen blickten verwundert auf ihn, Krzycki aber lachte.

‚Der Doktor denkt gewöhnlich laut‘, sagte er.

‚Und schreit noch lauter‘, brummte der Notar.

‚Ach, Ihre Flöte!‘ erwiderte lachend der Arzt.

Aber in dem Augenblick meldete der Diener, daß das Essen serviert

sei. Darauf wandte sich Frau Otocka mit eigenartigem Lächeln zur Schwester und sagte:

‚Marynia, du bist so zerrauft, daß du dir ein wenig das Haar richten mußt.‘

Das Mädchen hob die Hände zum Kopf; da sich aber im Salon kein Spiegel befand, sagte sie ein wenig verwirrt: ‚Verzeihung, ich komme gleich.‘

Und sie lief in ihr Zimmer, kehrte aber gleich noch zerraufter mit rotem, strahlendem Antlitz zurück: ‚Ein Damensattel!‘ rief sie, ‚ein wunderschöner Damensattel!‘ Und die Anwesenden musternd, zeigte sie auf Gronski. ‚Sie?‘

‚Ich muß bekennen‘, sagte Gronski, die Hände ausbreitend, mit geneigtem Haupte.

Sie hatte so große Lust, ihm die Hand zu küssen, daß sie es sicher getan hätte, wäre sie nicht durch die Anwesenheit des Doktors und des Notars behindert gewesen.

Einstweilen dankte sie ihm voll ungeheuerer, ganz kindlicher Freude.

‚Sie reiten wohl sehr gerne?‘ sagte Szremski.

Sie antwortete mit großem Feuer: ‚Ich habe zu allem Lust!‘

‚Da hat man's!‘ rief der Doktor amüsiert.

‚Wenn sich nur ein ruhiges Pferd findet, sonst kann etwas geschehen!‘ bemerkte der Notar.

Doch zeigte es sich, daß es aufzutreiben war, da bei der sparsamen Wirtschaft auf Jastrzab die Pferde das einzige waren, wobei man nicht so genau rechnete. An geeigneten Pferden war also kein Mangel, und das Gespräch über die Pferde und das Reiten währte zur großen Unzufriedenheit des Notars das ganze Mittagessen lang. Jetzt erfuhren sie auch, daß Marynia doch kein völliger Neuling in der edlen Kunst war, da sie bei der Schwester in Zalesin im Sommer fast täglich in Begleitung eines alten Verwalters auf einem sehr flachen Pony ausritt, das ‚Kloß‘ hieß. Die Schwester stellte ihr kein anderes zur Verfügung. ‚Aber ist denn das ein Vergnügen, auf dem ‚Kloß‘ zu sitzen?‘

Sie erzählte auch, daß ‚Kloß‘ die üble Gewohnheit habe, heimzukehren — nicht wann sie, sondern wann er selbst wolle, und daß ihn weder Zureden noch Drohungen von dem einmal gefaßten Entschluß abbringen konnten. Sie beneidete Fräulein Anney aus ganzem Herzen, weil ihr als einer vorzüglichen Reiterin alle Pferde in Zalesin zur Verfügung standen, selbst die, welche vorher noch nie unter einem Damensattel gegangen waren. ‚Aber in England reiten eben alle Damen, bei uns hat immer einer um den andern Angst.‘

Doch hoffte sie, daß Zosia in Jastrzab unter so vielen ausgezeichneten Reitern keine Angst um sie haben werde, und daß sie nach dem Essen sogleich einen Ausritt unternehmen würden, an dem auch sie teilnehmen dürfte, und — Gott sei Dank — nicht auf dem ‚Kloß‘.

Krzycki, dem weite Ausritte in Begleitung Fräulein Anneys verlockend erschienen, und den auch die Erzählung vom ‚Kloß‘ ebenso wie alle anderen sehr heiter gestimmt hatte, wandte sich an Marynia und sagte:

‚Ich stelle Ihnen ein Pferd mit eisernen Füßen zur Verfügung, das „Schwimmer“ heißt, weil es auch ausgezeichnet schwimmt. Es ist sechsjährig, ganz furchtlos, und hat Verstand für drei Pferde. Der Tag dauert noch lange, wir können also wirklich ausreiten, wenn uns nicht die Bewölkung daran hindert.‘

‚Es wird sich sicher aufheitern‘, erwiderte Marynia. ‚Ich werde mich gleich nach dem Essen anziehen.‘

Noch hatten die Gäste den schwarzen Kaffe nicht getrunken, da zeigte sie sich schon in einem schwarzen, eng anliegenden Amazonenkleid auf der Veranda. Sie sah darin ganz wundervoll aus, aber so schmal und schlank, daß Gronski, der sie mit der gewohnten Bewunderung anblickte, als erster zu scherzen begann.

‚Eine reine Flöte‘, sagte er. ‚Der Wind, der sich jetzt erhebt, wird solchen Halm fortwehen.‘

Und wirklich begann jetzt der warme Westwind stark zu wehen und die Baumkronen zu beugen; über den Himmel jagten Wolken, die hie und da schon große rote, zusammengeballte Massen auf blauem Grunde bildeten.

(Fortsetzung folgt.)



Der preußische Staat und die deutsche Nation
Von Martin Spahn

Ein alter und tiefer Gegensatz, der Widerspruch zwischen dem Wesen des preußischen Staates und dem Fühlen der deutschen Nation, ist in unserem Vaterlande mit neuer Macht lebendig geworden. Wo immer wir der Entwicklung Deutschlands zur nationalen Einheit in den letzten zwei Jahrhunderten auf den Grund gehen, begegnen wir ihm. Bald beherrschte er den Fortgang der Dinge, bald beeinflußte er ihn nur. Stets aber war er da, standen sich zwei in ihrem Ursprunge einander fremde Staatsanschauungen und Staatsgebilde mitten in unserem nationalen Leben gegenüber. Genau so wie sich Katholizismus und Protestantismus in ihrem nicht minder großen und ebenfalls noch unüberwundenen Gegensatze der Nation bei allen Wendungen und in allen Entscheidungen ihrer Geschichte schmerzlich fühlbar machen.

Den West- und Süddeutschen ist eine Staatsordnung um so lieber, auf je breiterer volkstümlicher Grundlage sie ruht, je mehr sie das Volk selbst in Bewegung setzt. Preußen aber ist ganz das Werk seiner Könige. Ihr Ehrgeiz und ihr Wille haben den preußischen Staat ins Dasein gerufen und vergrößerten ihn ununterbrochen. In der Zeit, als die monarchisch regierten Staaten überall in Europa dem Absolutismus verfielen, ist die Alleinherrschaft der Könige in Preußen besonders ausgeprägt und unduldsam gewesen. Da den Königen nicht der freie Trieb einer Bevölkerung, die Begeisterung einer ganzen Nation zu Hilfe eilte, sie jedoch Mitarbeiter zu ihrem Werke brauchten wie andere Staatsleiter auch, so ward ihnen ihr Staat mit der Zeit unter den Händen zum Beamtenstaat. Sie organisierten ihr Beamtenheer aber nicht nur straff, sondern erfüllten es auch mit starkem Selbstbewußtsein und Staatssinn. Das preußische Beamtentum entnahm aus den Verhältnissen, unter denen es wirkte, mehr noch als aus dem gewöhnlichen Geiste jeder Bureaukratie die Überzeugung, daß alles, was in Preußen gut gemacht werden sollte, von obenher angeordnet werden müsse. Die Neigung zu behördlichen Vorschriften, denen der beschränkte Untertanenverstand zu gehorchen hatte, das Mißtrauen gegen jede bürgerliche Initiative, der Glaube an die Notwendigkeit polizeilicher Überwachung und einschüchternder Strafe nistete sich in der Beamtenseele ein. Aus demselben Grunde, aus dem der Staat zu der Überspannung der Beamtentätigkeit und Beamtenmacht kam, entschloß er sich aber auch zu der ihn nicht weniger kennzeichnenden Entfaltung seiner militärischen Kräfte und zu seinem schwer auf der Bevölkerung lastenden Fiskalismus. Preußen hatte nun einmal keine Wurzeln in dem Zusammengehörigkeitsgefühl seiner Bevölkerung, keinen Halt an der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, den es politisch umspannte. Preußen war nichts Gewachsenes, sondern nur ein Gebild von Menschenhand, Quader um Quader von seinen Königen emporgeführt. Drangen die Feinde einmal sieghaft in den Staat ein, konnten sie ihn zerstören, so daß keine Spur mehr von ihm übrig blieb. Es galt darum, sie fernzuhalten. Aus allen diesen Gründen wurde im alten Preußen, dem friderizianischen Preußen, schließlich die erste wie die letzte Rücksicht der Staat. Fast nichts behielt Platz neben ihm, alles wurde widerspruchslos seiner Regierung untergeordnet und seinen Zwecken dienstbar gemacht.

Die Baumeister des preußischen Staates haben in jenen Gegenden, in denen sie die Fundamente ihres Baues legten, im Mittelalter schon einen bewunderungswürdigen Vorläufer gehabt, den Deutschen Orden. Auch der Or-

densstaat Preußen zeichnete sich durch ein kräftiger ausgebildetes Staatsgefüge, eine umfassendere Entwickelung der Staatsidee und der Staatsmacht aus, als sie den gleichzeitigen Staaten eigentümlich war. Dieselben Bedürfnisse hatten auf diesem Boden früher wie später dieselben Folgen. Vielleicht war deshalb auch ein anderes noch mehr als ein Zufall. Im Ordensstaat wurde weltliche und geistliche Gewalt von Anfang an durch dieselben Machthaber wahrgenommen. Politisches Machtverlangen und christlich-kirchlicher Eroberungsgeist stellten in gleichem Maße die Triebkräfte seiner Entwicklung dar. Auch im hohenzollerischen Preußen dauerte es nicht lange, bis daß der Staat sich ganz und gar mit konfessionellem Geiste durchdrang und die Ausdehnungspolitik der Könige sich mit dem Bewußtsein verband, daß Preußen die Vormacht des Protestantismus in Deutschland sei.

Dieses ihren Staats- und Kulturvorstellungen so widersprechende Staatswesen sahen die West- und Süddeutschen, nachdem es durch die Kriege Friedrichs II. dem alten römischen Reiche deutscher Nation im 18. Jahrhundert den letzten Stoß gegeben hatte, zu Beginn des 19. Jahrhunderts in ihr Gebiet eindringen und ein Stück davon nach dem andern verspeisen. Die Rheinlande und Westfalen, dann Hannover, Schleswig-Holstein und die meisten hessischen Territorien wurden seine Provinzen. Auch die süddeutschen Staaten galten nach 1866 dem Schicksal für verfallen, Hintersassen, wenn nicht ebenfalls Teile Preußens zu werden. Es war zur selben Zeit, da der nationale Einheitsgedanke im inneren Deutschland wieder erstarkte und mit ihm zusammen die Erinnerung an die einstige Führerrolle der innerdeutschen Stämme wieder emporstieg. Dadurch wurden sich die West- und Süddeutschen ihrer Gegensätzlichkeit gegen den übermächtigen Eindringling doppelt deutlich bewußt. Die Entwicklung des preußischen Staats war nicht von einem der alten deutschen Stämme ausgegangen, der preußische Staat nicht auf von alters deutschem Besitz erstanden. Das Land, worüber er ursprünglich seine Herrschaft aufrichtete, war vielmehr dem Deutschtum erst durch Kolonisation gewonnen worden; und wie das Nordamerikanertum von dem Engländertum der Heimatinsel abweicht, so hatte sich auch das Deutschtum der Kolonialgebiete über der Elbe von dem Deutschtum des alten Reichsgebiets in manchem augenfälligen Zuge entfernt. Tatkräftige wirtschaftliche Arbeit bei mangelndem Sinn für ideale Betätigungen, rücksichtsloses Vorgehen gegen Widerstände, Lust am Befehlen, Überhebung gegen nicht ebenso rührige und schroffe Nachbarn: alle diese Eigenschaften kehren wohl im Wesen aller Bevölkerungen wieder, welche sich ein Land mit Schwert und Pflug in hartem Ringen unterwarfen, sie eigneten auch dem Preußentum und unterschieden es von den Volksgenossen, die im Süden und Westen geblieben waren und es nun mit ungerechter Übertreibung als halbslavisch verschrien. Wie Fremde Fremden, traten die Bewohner der neuen Provinzen und des südlichen Deutschland den Preußen gegenüber. Keine Fäden seelischen Lebens, nicht die Gemeinsamkeit der Geschichte, nicht Stammesverwandtschaft und Übereinstimmung der sozialen Gliederung erleichterten jenen den Anschluß an den Staat der Hohenzollern. Einzig wirtschaftliche Beziehungen und die stille Arbeit der Schule bahnten allmählich den Ausgleich an.

• • •

Mehrfach kam es zu heftigen Ausbrüchen der gereizten Volksstimmung gegen das preußische Regiment. Das ‚Kölner Ereignis' vom Jahre 1837, die

Empörung über Friedrich Wilhelm IV., als er am 21. März 1848 die Führung der deutschen Bewegung übernehmen zu wollen erklärte, der Haß gegen Bismarck in den Jahren des preußischen Konflikts, erst recht nach den Annexionen des Jahres 1866 und wegen des Kulturkampfs stellen wohl die denkwürdigsten Vorfälle solcher Art dar. Aus Abneigung gegen Preußen wurde Österreich, die andere deutsche Großmacht, obwohl auch sie auf kolonialem Boden sich ausgebreitet und dort ihr Schwergewicht hatte, blindlings verherrlicht. Als Preußen und Österreich im Jahre 1859 gegen Napoleon während des italienischen Feldzugs nicht zusammengingen, glaubte man allenthalben im Süden und Westen den Ausstreuungen der von Österreich abhängigen Presse, daß Preußen allein die Schuld daran trage. Österreich trieb, nicht anders wie Preußen, nach seinen eigenen Bedürfnissen und Neigungen Ausdehnungspolitik, nur boten ihm Italien und der Osten das günstige Feld dar, während Preußen Deutschland einwärts um sich greifen mußte. Man gestand es sich nicht ein und lobte Österreich gar, weil es sich 1815 territorial aus Deutschland zurückgezogen hatte und seitdem die deutschen Interessen nachlässig wahrnahm. Auf Preußen dagegen schalt man, je mehr es durch das Anwachsen seines linkselbischen Besitzes in Deutschlands Sorgen und Wünsche verflochten wurde. Der österreichische Kaiser galt als Vorbild deutscher Rechtlichkeit, kraft der er keinem deutschen Fürsten etwas zu leide tue und die deutsche Stammes- und Einzelstaatsfreiheit verbürge. Preußen aber kam immer ärger in Verruf, weil es dem Vaterlande statt der Herrlichkeit eines neuen Deutschen Reichs das Schicksal einer Aufsaugung aller in einem zukünftigen Großpreußen bereite.

Nur die Liberalen hielten sich von der allgemeinen Verurteilung Preußens in der Regel fern. Nicht etwa, weil sie dem preußischen Staate, wie er in die Erscheinung trat, weniger gram gewesen wären als die Radikalen, Partikularisten, Demokraten und Katholiken. Aber sie lebten in der Vorstellung, daß hinter der häßlichen Larve ein freieres, volkstümlicheres Preußen stecke, auf das sie hofften wie die Juden auf den Messias. Kein geringerer wie der alte Görres hat diesen Glauben mit ihnen geteilt. Er hatte von früh auf manches gute Wort für Preußen übrig und war doch in immer schärferen Widerspruch gegen seine Handlungen geraten. Da unterschied er denn zwischen dem ‚besseren‘ Geist in der preußischen Regierung und dem ‚bösen Gespenst, das nicht ablassen will, im preußischen Staate umzugehen und Unheil anzurichten‘. ‚Dieser hat — das Zitat ist aus der Vorrede zum „Athanasius“ entnommen — damals die Säbel gewetzt und dann im Felde so meisterlich sich gehalten; zu der Urgroßväter Zeiten hat er den trefflich langen Stock geführt, damit sechs ihm verfallene Rücken zugleich bestreichend; derselbe, der den jungen Friederich genötigt, Augenzeuge der Hinrichtung seines Freundes zu sein, und den blutigen Rumpf dem Ohnmächtigen zur Seite hingelegt, damit der erste Blick des Erwachenden ihn wieder treffe.‘ Die Unterscheidung gehört zu denen, die die Geister leicht betören und lange in ihrem Banne halten. Bald redeten sich die Liberalen ein, daß, wenn sie Preußen erst einmal in feste staatliche Verbindung mit dem inneren Deutschland bringen könnten, das ‚Gespenst‘ für immer aus ihm weichen, und was übrig bleibe, mit Deutschland zusammenfließen, in Deutschland aufgehen werde. Zu dem Zwecke planten sie im Rausch der deutschen Bewegung des Jahres 1848, den preußischen Staat in Provinzen zu zerschlagen. 1861—66 versuchten sie durch den Konflikt, ehe sie die deutsche Bewegung wieder in Fluß brachten, den preußischen Staat zu parlamentarisieren

und dadurch der Krone die Herrschaft über ihn aus den Händen zu winden. Im Herbste 1866 sträubten sie sich dawider, daß der norddeutsche Reichstag geschaffen und der preußische Landtag gleichzeitig erhalten wurde. Das Nebeneinander der beiden Parlamente däuchte ihnen eine Verewigung des Nebeneinanders von Deutschland und Preußen. Entsprechend verlangten sie in den folgenden Jahren die Errichtung von Reichsministerien, die in Personalunion mit den preußischen Ministerien stehen sollten. Schlagend hat Bamberger in einer Flugschrift des Jahres 1866, sogleich nachdem sich Preußen die Führung Deutschlands erfochten hatte, die allgemeine Ansicht der Liberalen über Preußens künftiges Verhältnis zu Deutschland wiedergegeben. Er verglich den preußischen Staat nach Königgrätz dem Soldaten der einstigen Reichsarmee, den man rufen hörte: ‚Ich habe einen Gefangenen, er läßt mich aber nicht los.'

Es ist nicht zu verkennen, daß jene Süd- und Westdeutschen, die sich voller Entrüstung gegen das preußische Eindringen in das innere Deutschland wandten, schärfer als die Liberalen sahen. Es gab nur ein Preußen, und dieses Preußen ging nicht in Deutschland auf. Das aufgeklärte Preußen Friedrichs des Großen erwies sich als von derselben Art wie das Stockpreußentum Friedrich Wilhelms I., und das ostelbisch-junkerliche Preußen war kein anderes Preußen als das, dem die Arbeit der Reformer, Steins und Hardenbergs, gegolten hatte. Schon Goerres hatte sich zu seinem Verdrusse überzeugen müssen, daß sich das, was er das ‚böse Gespenst' nannte, ‚bei allen wichtigen Veranlassungen, in allen kritischen Augenblicken immer aufs neue aus seiner Modergrube' erhebe. Anderseits aber ist doch auch die Weissagung der Gegner Preußens zu schanden geworden. Aus Deutschland ist nicht Großpreußen geworden. Das Reich ist erstanden und aufgeblüht. Es führt sein eigenes, reiches Staatsleben. Die Einzelstaaten, die Bismarck 1866 bestehen ließ, fristen ihr Dasein nicht bloß mühsam weiter, sondern haben wieder Fülle und Kraft gewonnen. Preußen und das Reich bestehen seit 1871 nicht ohne Reibungen, aber doch ohne sich den Atem zu benehmen, auf eine staatsrechtlich wie geschichtlich gleich reizvolle Art neben- und ineinander. Bei allen Widersprüchen müssen also auch Voraussetzungen harmonischen Zusammenwirkens für den auf kolonialem Boden herangewachsenen Staat und die heimische Staatsentwicklung vorhanden sein. Dort aber, wo sie sich nicht ergänzen, kommt dem in seinem geschichtlichen Wesen nur wenig wandelbaren preußischen Staat eine geschmeidige Anpassungsfähigkeit zugute, woran es ihm von je nicht fehlte.

* * *

Der preußische Staat hat nicht nur erst sehr spät durch seine Verbindung mit Deutschland den Rückhalt an einer großen Nation gefunden, den Frankreich und England nie entbehrten. Auch seine territoriale Gestaltung war bis 1866 vorzüglich das Ergebnis zufälliger Ereignisse, sein Gebiet war nicht so geartet, wie etwa das des habsburgischen Hauses, daß die Bewohner die schützende Überdachung dieses Gebiets durch eine besondere Großmachtbildung als eine natürliche Notwendigkeit empfanden. Der Staat war zudem von Hause aus arm an Menschen, arm an Gütern, arm an Kultur. Er durfte sich deshalb nie brüsten, daß er lieber untergehen werde als nicht bleiben, was er sei. Er konnte sein Geschick nicht auf eine Karte setzen. Im Gegenteil macht es vielleicht den wesentlichen Inhalt der preußischen Politik aus, daß sie immerwährend neue Kräfte anzuziehen, anzuspornen und sich zu verpflichten suchte. Die Königsfamilie selbst,

deren Verdienste um den Staat unvergleichlich sind, ist in ihn eingewandert. Bismarck hat sie noch während des Feldzugs von 1870 einmal nicht ohne Betonung ‚die schwäbische Familie‘ genannt. Nicht zu zählen sind die aus der Ferne gekommenen Staatsmänner und Heerführer im preußischen Dienste. Von Schwarzenberg, Danckelmann und Knyphausen an führt ihre Reihe über Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau hinweg bis zu Moltke und den Vorfahren des jetzigen Reichskanzlers. Aber auch ganze Bevölkerungsschichten nahm der Staat in sich auf. Als er noch schwach war, bestimmte er sie zur Einwanderung in sein Gebiet. So kamen die Holländer, so vor allem die Hugenotten nach Preußen. Noch heute betreibt er in den polnischen Provinzen Ansiedlungspolitik auf die Weise seiner frühen Zeiten. In der Regel aber eroberte sich das erstarkende Preußen die Menschen und Güter, die ihm zur Aufblüte zu helfen vermochten. Lange schauten seine Könige nach dem nahen, reichen Sachsen aus. Sie haben durch Fügungen der Geschichte Sachsen zum großen Teile frei lassen müssen. Statt dessen nahmen sie das nicht minder gesegnete und gewerbefleißige niederrheinisch-westfälische Gebiet und die wohlhabenden Bauernlande Niedersachsens und Hessens an sich. Kaum minder oft wie als Kriegsherren in fremdem Land, erschienen sie als Menschenfänger von außerordentlicher Werbekraft im Reiche der Ideen. Für zugkräftige Gedanken, starke geistige Bewegungen, die über ganze Bevölkerungen Gewalt gewannen, hatten sie ein offenes Auge. Friedrich der Große machte sich zum Helden der Aufklärung. Bismarck, urpreußisch in seiner Art mehr noch wie der König, warf sich zum Vorkämpfer der deutschen Nationalidee und des allgemeinen Wahlrechts auf. Friedrich Wilhelm IV. hat die Huldigungen der deutschen Katholiken empfangen. Gleich viel hat kein anderer großer Staat für die Schule und Bildung geleistet, um sich die dankbaren Dienste der Lehrer, der Gelehrtenwelt und aller ‚Intellektuellen‘ zu sichern. Er hat die Schulmeister glauben lassen, daß sie den Krieg um die Vorherrschaft in Deutschland entschieden hätten, und sie haben mit verdreifachter Begeisterung in Dorf und Stadt den Kindern die Legende des preußischen Staates erzählt. Was aber die Wissenschaften für Preußens Ruhm zu tun vermochten, des sind Hegel und die Historiker des 19. Jahrhunderts die beredtesten Zeugen.

Hatte sich Preußen irgendwo der Herrschaft versichert und war Anwendung von Gewalt nicht ausgeschlossen, so strebte es anfangs immer danach, die Unterworfenen zu uniformieren, Geist und Art des altpreußischen Staats ihnen mitzuteilen. Zähe haben sich der Große Kurfürst und seine Nachfolger bemüht, in die ersten Territorien, die ihnen im Westen zufielen, die ostelbische Grundbesitzverfassung zu verpflanzen. Nicht minder eigenwillig arbeitete Friedrich Wilhelm III. mit seinem Beamtentum daran, am Rhein das öffentliche Leben zu bureaukratisieren, das Landrecht einzuführen, durch alle Poren des rheinisch-westfälischen Kultur- und Staatsdaseins den Protestantismus einsickern zu lassen. Da natürliche Bande die neuen Staatsgenossen mit dem alten Staate und seinen herrschenden Schichten nicht verknüpften, lag der Versuch nahe, sie ihrer bisherigen Art zu entfremden, sie dem auf Schwert und Pflug gestellten Dasein des Ostens zu assimilieren und dem altpreußischen Beamtentum und Staatskirchentum straff unterzuordnen. Wo aber der Versuch auf hartnäckigen Widerstand stieß, schickte sich die Regierung regelmäßig an, ihm Rechnung zu tragen. Denn eines war doch ihr höchstes Gesetz: Sie brauchte die Mitarbeit aller im Staatsbereich verfügbaren Kräfte, und nahm sie, wie sie sie bekam. Sie räumte

Schritt für Schritt dem Bürgertum die soziale Gleichberechtigung neben dem Adel und Beamtentum ein und ließ seine Söhne zum Verwaltungsdienste und in das Offizierkorps zu. Sie gewährte den Katholiken grundsätzlich die Freiheit ihres kirchlichen Lebens und machte es ihnen in den preußischen Grenzen wohnlich. Dieses Entgegenkommen gegen unwiderstehliche Zeitforderungen lief nicht auf ein Gehenlassen hinaus, sondern entsprang aus dem allmählichen Überwiegen höherer Staatseinsicht über natürliche Instinkte. Begreiflicher- und berechtigterweise hat es auch das Hauptthema der gedankenreichen und bedeutsamen Rede gebildet, worin Herr von Bethmann-Hollweg am 10. Februar dieses Jahres im Abgeordnetenhause Preußens Sonderart zugleich verteidigte und lobte. Der Ministerpräsident berief sich auf die ebenso den sozialen Bedürfnissen der Gegenwart entsprechende, wie technisch musterhafte preußische Steuergesetzgebung. Ausführlicher noch, als er es beliebte, hätte er schildern können, daß Preußen viele und gute Sozialpolitik auch im engeren Sinne des Wortes getrieben hat. Der friderizianische Bauernschutz des 18. Jahrhunderts fand im 19. ein Gegenstück in der dem Handwerk günstigen Gewerbegesetzgebung des Ministeriums von der Heydt. Das war zu einer Zeit, da sich die Politiker überall sonst auf die unbedingte Gewerbefreiheit einschworen. Bismarck machte sich an altpreußischen Überlieferungen die Gesichtspunkte klar, von denen aus er sich zur sozialpolitischen Gesetzgebung des Reiches entschloß, und der Hohenzoller sprach aus Wilhelm I., als er in der ‚Kaiserlichen Botschaft' vom November 1881 seinen Willen ankündigte, die soziale Frage fest anzufassen. Den Bestrebungen auf Selbstverwaltung hat der preußische Staat, wenn auch immer unter Wahrung seines Einflusses, ebenfalls hilfreiche Hand geboten, so oft er auf nachhaltige Äußerungen autonomen Lebens stieß. So ist der altpreußischen Ritterschaft die Ausbildung des Landratamts geglückt. Den Städten ist 1808 die Städteordnung verliehen, und in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts die Kreis- und Provinzialverfassung ausgebildet worden. Die Katholiken erreichten es, daß in der Verfassung bestimmt wurde: ‚Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.' Entwickelte sich die Selbstverwaltungstätigkeit irgendwo nicht kräftig genug, so trug die Mattherzigkeit der Selbstverwaltungsorgane und der Mangel der Bevölkerung an Selbstgefühl oft mehr als die Kleinlichkeit der Staatsbehörden die Schuld daran. Der gegenwärtige preußische Ministerpräsident scheint sich sogar schon von dem Nutzen überzeugt zu haben, den die freie Entwicklung der Hauptträger des Verfassungslebens im Volke, der politischen Parteien, für das Wohl des Staates haben kann. Hat er sich doch in seiner Rede an die Konservativen mit den Worten gewandt: ‚Je selbständiger Sie sich stellen, je mehr Sie Ihre Stärke allein auf die eigene Kraft und die Überzeugung Ihrer Angehörigen begründen, um so besser wird es nicht nur für die Regierung und den Staat, sondern auch für Sie selbst sein, eine um so stärkere Stütze Preußens werden Sie damit sein.' Wenige Minuten später fügte er hinzu: ‚Wenn . . . der Beamte seine Macht politisch mißbraucht, so könnte das für den Staat verhängnisvoll werden; es würde das die Initiative der Bevölkerung, ihre Freude an staatlicher Mitarbeit, also gerade diejenigen Eigenschaften lähmen, deren ein Staat wie Preußen, der sich nach einem beispiellosen staatlichen und wirtschaftlichen Aufschwung zu konsolidieren hat, in allererster Linie bedarf.' Nicht nur um eine persönliche Meinung auszudrücken, sondern mit dem Hinweise auf die ganze Vergangenheit seines Staats bezeugte der

Ministerpräsident der Unabhängigkeit der Richter seine Achtung. Er erinnerte nicht an die bekannte Anekdote von dem Müller zu Sanssouci und seinen Ausspruch: ‚Es gibt in Berlin noch ein Kammergericht'. Er legte den Finger ohne große Geste auf die Hauptsache, wie in Preußen der Willkür selbst in der Verwaltungsgerichtsbarkeit der Riegel vorgeschoben ist.

In allen diesen Fällen hat der preußische Staat jedoch nicht freiwillig gehandelt. Der Ministerpräsident glitt darüber hinweg. Für die Beurteilung Preußens aber ist es wichtig. Keine jener Handlungen erfloß aus dem Wesen des preußischen Staates. Keine ging über die Bedeutung von Zugeständnissen hinaus. Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß hat vor einiger Zeit in einem Buche an allerhand Beispielen gezeigt, wie sich der preußische Staat bei der grundsätzlichen Gewährung der Unabhängigkeit an seine Richter darauf verlassen durfte, daß sie in ihrer Rechtsprechung auch fortan aus Staatsgeist Rücksicht auf ihn nahmen. Im Kulturkampf ist auf die Gewährung der kirchlichen Freiheiten an die Katholiken ein schwerer Gegenschlag erfolgt, und jene Artikel der Verfassung, welche die Freiheit bestätigten, sind noch heute nicht wieder in Kraft gesetzt. Herr von Bethmann-Hollweg selbst und seine Rede liefern einen augenfälligen Beleg für unsere Behauptung. Mit abweisender Kühle erklärte der Ministerpräsident plötzlich den Gegensatz zwischen preußischer Monarchie und Demokratie für unüberbrückbar, ohne den Begriff der Demokratie einer Umgrenzung zu würdigen. Offenbar haben die aufgeführten Zugeständnisse an Zeitforderungen auch die preußische Staatsanschauung dieses verständigen und nachdenkenden Staatsmannes im innersten unberührt gelassen, kennt auch er noch im altpreußischen Sinne nicht Bürger, sondern nur Untertanen, die er sich nicht anders als in politisch-sozialen Abstufungen vorzustellen vermag. Der preußische Staat wandelt sich, wenn überhaupt, bloß langsam; er paßt sich an. Wenn er muß, kommt er entgegen, jedoch nur in dem, worin der andere nicht nachgibt. Die ungleichen Teile, womit Preußen in den Schwierigkeiten des Jahres 1848 die Liberalen und die Katholiken der westlichen Provinzen bedachte, beleuchten diese Wahrheit trefflich. Jene verlangten zur politischen Macht zugelassen zu werden und in die Verwaltungsstellen zu kommen. Diese waren politisch noch nicht organisiert. Ihre Wünsche galten der Befreiung ihrer Kirche von der Vormundschaft des Staates. Ihnen sind ihre kirchlichen Ansprüche befriedigt worden; an der Verwaltung haben sie noch heute keinen nennenswerten Anteil. Die Liberalen dagegen schwangen sich damals im Staate in den Sattel. Anfangs konnten sie nicht reiten und fielen herunter, kletterten wieder hinein, und allmählich blieben sie sitzen. Lehrreicher noch ist der Gegensatz zwischen der staatsmännischen Wirksamkeit des Freiherrn vom Stein und Bismarcks in Preußen. Stein hat unter allen, die nach Preußen kamen, mit dem größten Aufgebot politisch genialer Kraft, dem altpreußischen Wesen einen neuen Geist einzuhauchen unternommen. Er glaubte an die Möglichkeit, neues und altes Gut im preußischen Staat zu verschmelzen, und was er dem Staat an fremder Kraft zuführte, zum Übergewicht in ihm zu bringen. Daraufhin hat er aber auch nie den Weg in den preußischen Staatsdienst zurückgefunden, nachdem er einmal die leitende Stelle für Jahresfrist innegehabt und sie wieder hatte räumen müssen. Der Staat nahm Steins Aussaat wohl in sich auf, sog daraus frische Jugend; das Wachstum der Einrichtungen Steins aber formte er nach seinem eigenen, ihm innewohnenden Gesetz. Bismarck hingegen, der Altpreuße, lachte des Gedan-

kens, daß Fremdartiges des preußischen Staates mächtig werden könnte. Er traute sich zu, den Katholizismus kurzweg wieder abzustoßen und die katholische Kirche um ihre Selbständigkeit zu bringen; den Liberalismus aber ließ er, um dessen Einfluß in der Presse und im Parlament für die Staatszwecke auszunutzen, im Staate getrost sich ausbreiten. Beide galten ihm für unpreußische und deshalb in Preußen ewig schwache Mächte. Bismarck hielt sich an der Spitze Preußens ebenso lang, wie Stein nur kurze Zeit. Eine Täuschung unterlaufen ist doch auch ihm. Denn wenn der preußische Staat einerseits sein Wesen rein von Strömungen zu wahren sucht, die nicht von frühe in ihm wirksam sind, und gegen sie zu mehr als Kompromissen nicht bereit ist, so steht es anderseits erfahrungsgemäß nicht in seiner Macht, Zugeständnisse ganz und auf die Dauer zurückzunehmen. Wer in Preußen einmal stark geworden ist, vermag in ihm das erkämpfte Ansehen zu behaupten und zu mehren. Der Kulturkampf mußte abgebrochen werden; der Einfluß des Liberalismus in Preußen steigt. Damit erscheint die Formel festgestellt, nach der ein jeder sowohl die Art wie die Tragweite der Anpassungsfähigkeit des preußischen Staats an Volksbewegungen und Zeitforderungen, welche in seinen Grenzen emporkommen, bemessen und auf ihren politischen Wert abschätzen kann. ‚Rühret euch und rastet nicht, — so wird euch euer Teil in Preußen werden!' Die Gültigkeit dieser Formel hat der Ministerpräsident selbst in der Rede vom 10. Februar unwillkürlich durch die Aufstellung des Grundsatzes bekräftigt: ‚Preußen muß sich den Zusammenhang mit der gesamtdeutschen Entwicklung erhalten.' Trifft sie aber zu, so wird auch der Süd- und Westdeutsche den Fortbestand Preußens nicht unvereinbar mit dem Gedeihen des Reiches nennen können. Er wird vielmehr, so oft eine einzelne politische Forderung in Preußen praktisch wird wie gegenwärtig die des Reichstagswahlrechts, abwägen müssen, ob für ihre augenblickliche Befriedigung aufs Spiel gesetzt werden darf, was Preußen uns Deutschen in der Gegenwart als des Reiches Ergänzung bedeutet. Der Süden wollte dereinst nicht, daß aus Deutschland ein Großpreußen werde; er möge nun auch Preußens Eigenart nicht von Deutschland her bedrohen lassen. Noch brauchen das Reich und Preußen einander.

* * *

Unser Volk war allzeit reich an politischen Kräften und staatlicher Tüchtigkeit, leistungsfähig im wirtschaftlichen Leben und sozial wohl gegliedert. Aber seine Stämme verstanden nicht, sich politisch zusammenzuhalten und den Nachbarn die Stirn zu bieten. Im Wirtschaftsleben befehdeten sich die Stände und nutzten gern staatliche Machtmittel im Streite wider einander ab. Das römische Reich deutscher Nation leitete die Deutschen weder zur inneren noch äußeren Einheit an. Das Haus Habsburg, der frühere Träger der Kaiserkrone, hat auf unser inneres Dasein niemals einen großen Einfluß ausgeübt. Gegen unsere auswärtigen Feinde hat es sich mehr als einmal aufgeopfert. Aber wie der zwingende Nachdruck der innerstaatlichen Tätigkeit, so mangelte ihm auch die rasche Schlagkraft nach außen. Wir haben im Vorjahr das hundertjährige Gedächtnis an den hochherzigsten Krieg begangen, den Österreich je für Deutschlands Sache begonnen. Doch gewann es ihn nicht; und die Völker zählen nur die erfolgreichen Kriege. Die verlorenen bringen doppeltes Unglück über sie. Preußen dagegen verfügt über eine zur Bewunderung nötigende Geschlossenheit seines Staatsgefüges, über stählerne Tatkraft in der Verfolgung einmal aufgenommener Zwecke, über die sieghafte Gewalt der Kriegführung. Außer im Herbst 1806 hat es immer

erfolgreich gekämpft. Auch die innere Ruhe ist in seinen Grenzen, von einigen Tagen im Frühjahr 1848 und 1849 abgesehen, nicht ernstlich gestört worden. Seine Gesetzgebung hat es den Bedürfnissen gemäß gleichmäßig von Epoche zu Epoche entwickelt. Der stetige Fortschritt der wirtschaftlichen Leistungen seiner Bevölkerung, der Unternehmungsgeist seiner Industrie und seines Handels sind die besten und unwiderleglichen Zeugen dafür. Sein Anschluß an das Reich hat Deutschland geeinigt. Unter seiner Mitwirkung ist die Nation aller hohen Vorzüge, die sie auszeichnen, Herr geworden. Sie verdankt Preußen die Staatsmacht und den Zusammenhalt, wodurch sie mit ihren Gaben zu wuchern und die ihr gebührende Stelle in der Welt einzunehmen vermag.

Wenn Preußen morgen dahinschwände, wir würden es schwer vermissen. Gewiß entspricht die Staatsform des Reiches dem deutschen Volksempfinden mehr als die des preußischen Staates. Der demokratische Geist, der im Reich weht, ist der Bevölkerung genehmer als der bureaukratisch-autoritäre Preußens. Käme jener aber ausschließlich zur Herrschaft, so würde sich die Bevölkerung bald bewußt werden, daß auch ihm schwere Mängel anhaften. Heute leidet sie nur deshalb nicht unter ihnen, weil Preußens Eigenart sie ausgleicht. Wir haben in Deutschland keine politische Partei, die über die Mehrheit im Volke verfügt. Wer sollte unsere Führung übernehmen? Leidenschaftlicher Hader und Vorurteile trennen die Volksgenossen einstweilen immer weiter voneinander. Unduldsam ist einer gegen den anderen. Noch übertragen viele ihren politischen Streit aufs religiöse Gebiet oder lassen ihn gar die Formen des gesellschaftlichen Lebens und den geselligen Verkehr beeinträchtigen. Der Menge der Gebildeten ist wie den Massen des Volkes die Teilnahme an den öffentlichen Geschäften eine Sache der Stimmung mehr als des Verstandes. Scharfsinnig hat es der preußische Ministerpräsident den Deutschen gesagt, daß sich alle ihre aufgeregte Unzufriedenheit, die sie gegenwärtig an der preußischen und Reichspolitik auslassen, nur zufällig, dank dem allgemeinen Wahlrecht und der Presse, auf den Staat geworfen hat. In der Tat entspringe sie Kultursorgen, der religiösen Leere der Zeit, dem allmählich zerfließenden Bildungswahne und der Enttäuschung in den niederen Klassen, die auf die ihnen vorgespiegelte Verbesserung ihrer sozialen Verhältnisse vergeblich harren. Die politische Sachkunde in Deutschland ist gering. Das Urteil oberflächlich. Der Eifer unstet. Überaus langsam rückt die berufsgenossenschaftliche Organisation der erwerbenden Stände voran, die doch das Unterpfand erfolgreicher Betätigung der Nation im Staatsleben ist. Die Arbeiter ermatten über den Anläufen zu ihr. Im Handwerk ist das Verständnis für sie mühselig zu wecken. Der Radikalismus und die Sozialdemokratie predigen den Wählern unterdessen immer rücksichtsloser den Anspruch des einzelnen an den Staat, sein Wohlergehen zu fördern. Sie individualisieren das politische Empfinden der Bevölkerung Zug um Zug. Am Anfang alles staatlichen Leistens aber steht die Hingabe und der Gemeinsinn. Durch ethische Kräfte allein werden die Staaten mächtig und gesunden die Völker. In Wahrheit stehen in Deutschland die erst im Beginn ihrer Anstrengungen, welche die Massen ‚politisieren‘, sie zur regelmäßigen und aufmerksamen Wahrnehmung der öffentlichen Pflichten anleiten wollen. Ihr Erfolg steht noch völlig in Frage. Ließen sie zurzeit durch die revolutionär Gesinnten Preußen zertrümmern und hülfen ihnen aus falscher Wertschätzung bloßer Verfassungsformen gar dabei, so würde das deutsche Volk, der echte Bürgersinn und das gleiche Recht aller den meisten Schaden davon leiden. Verfassungsformen gelten nur,

wozu der Geist, der sie durchdringt, sie prägt. An dem starken und gerechten, dem politischen Geiste gebricht es der Demokratie des Zeitalters noch überwiegend. Erst wenn wir ihn nach langer rastloser Arbeit dem Volke einmal erwirkt haben werden, wird es ein Anrecht darauf haben, zu entscheiden, ob es Preußens Sonderart im Reiche auch fortan noch hegen mag. Bis dahin müssen wir beachten, woran schon Görres seine Zeitgenossen mit beredter Zunge mahnte, daß kein Staat, auch der fortschrittlichste nicht, konservativer Gegengewichte entbehren kann. Das Reich aber trägt derlei Gewichte nicht in sich selber, sondern hat sie an den Einzelstaaten, vor allem an Preußen. Mag gleich manchem dünken, daß sie dort zu zahlreich vorhanden sind, fehlten sie ganz, so würde es uns schlimm ergehen. Denn mit Preußen sänken alle Einzelstaaten in den Staub. Zwänge der Radikalismus heute dem preußischen Staat das Wahlrecht des Reichstags im Sturme auf, erschütterte er ihn dadurch bis ins Mark, und durchbräche er den Damm, den bisher das ungleiche Wahlrecht zwischen der gesetzgeberischen Tätigkeit des Reichs und seines größten Einzelstaats aufrichtete, so würden Reichs- und preußischer Landtag kaum noch lange nebeneinander zu erhalten sein, und mit dem bundesstaatlichen Dasein der Süddeutschen wäre es vorüber. Folgt man freilich dem Lauf der Dinge, so ist es wohl möglich, daß die bundesstaatliche Gliederung des deutschen Staates auch bei Preußens einstweiligem Fortbestand über die nächsten Geschlechter hinaus nicht zu retten sein wird. Allzu stark drängt die Weltgeschichte in der Gegenwart die kleinen Staatsgebilde in große zusammen. Dann aber sollten wir wenigstens hoffen dürfen, daß Deutschland eine Monarchie bliebe. Die Deutschen sind von Natur ein freies und vielleicht deshalb ein monarchisches Volk. Wegen der Vielzahl und Mannigfaltigkeit ihrer Stämme, wegen der Zwiespältigkeit ihrer politischen und kirchlichen Entwicklung haben sie von je nach einem Kaiser als Bürgen ihrer Einheit, als Schild wider das Ausland verlangt. Ihr tiefer nationaler Idealismus braucht die Verklärung alles dessen in dem einen Manne, was an Liebe zum Staat, an Treue gegen das Volk, an Kriegstüchtigkeit wie an Friedensfreude in der Gesamtheit lebendig ist. Ein Jubel ohnegleichen erschallte, als die Raben den Kyffhäuser nicht mehr umkreisten und sich Kaiser Rotbarts Herrlichkeit erneute. Das war erst jüngst, im Jahre 1871. Sollten Unholde in so kurzer Frist schon vermocht haben, den Idealismus der Deutschen zu zerstören? Schwer fällt es, zu glauben. Dann aber lasse man nicht an die preußische Krone tasten. Denn noch ist eine deutsche Monarchie erst wieder in der Bildung begriffen, und einstweilen übt jene die Statthalterschaft für sie aus. So braucht die deutsche Nation, wo man auch zusieht, die preußische Macht als Schutz gegen die schwächenden und auflösenden Begleiterscheinungen der noch jungen Demokratie, damit dem Staate werde, was des Staates ist, unsere kaum erlangte äußere Macht uns verbleibe und unser Zusammenhalt nicht jetzt schon wieder zerreiße.

Doch auch die deutsche Gesellschaft muß sich, der vielfach ausgezeichneten wirtschaftlichen und sozialen Leistungen der Mittelstaaten unbeschadet, darüber Rechenschaft geben, daß sie an Preußen vorerst noch ihren festesten Rückhalt gegen die Klassenherrschaft des Sozialismus besitzt. Vor reichlich einem Jahrzehnt kam der Münchener Professor der Theologie, D. Joseph Bach, eine der edelsten und reifsten Persönlichkeiten des katholischen Deutschland während der letzten fünfzig Jahre, ein Bayer durch und durch, zum ersten Male in die preußische Hauptstadt. Er stand schon an der Schwelle des Greisenalters. Auf-

merksamen Auges und schweigsam durchwanderte er die Straßen. Nur wiederholte er unwillkürlich alle hundert Schritte das eine Wort: Respekt, und begleitete es mit einer achtungsvoll grüßenden Geberde der Hand. Er erkannte an, was die Preußen selbst von ihrem Staate gerne rühmen, daß er in einem Staat der Arbeit weilte. Die preußischen Fürsten sind von dem Großen Kurfürsten an persönlich die Führer ihres Heeres und die ‚ersten Diener ihres Staats' gewesen. Männer wie Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. haben in unablässiger Arbeit fast die Grenze überschritten, innerhalb deren sich neben der Tätigkeit des Fürsten die Initiative des Beamtentums im Staate bewähren kann. Dieses Beamtentum war lange Zeit und ist vielfach heute noch barsch, befehlshaberisch und bureaukratisch. Doch hat es weder gegenüber den Königen Knechtssinn an den Tag gelegt, noch sich gegen die Bevölkerung gleichgültig gezeigt. Es hat sich in der Förderung der wirtschaftlichen Interessen ausgezeichnet und war auch zur Erfüllung der sozialen Aufgaben bereit, die der Staat übernahm. Einen Adel, der von seinen Renten lebt und das Dasein vergeudet, hat Preußen nicht gekannt. Seine Junker sind fast mehr ein Großgrundbesitzerstand als eine Adelsklasse. Sie haben sich nicht für zu gut gehalten, in den Staatsdienst zu gehen und ihre Laufbahn dort ebenso von vorn zu beginnen wie jeder andere. Tausende von ihnen haben als Offiziere dem Vaterlande gedient und sind für den König gestorben, so tapfer und selbstverständlich wie jeder gemeine Soldat. Daheim haben sie ihre Güter stets selbst bewirtschaftet, rücksichtslos und auf ihren Vorteil bedacht, aber auch mit außerordentlicher wirtschaftlicher Initiative. Wie sie nach der Verwüstung des dreißigjährigen Krieges die Landarbeiterfrage lösten, wie sie im 18. Jahrhundert ihre Betriebe kapitalistisch organisierten, um den Getreidebedarf des sich industrialisierenden England decken zu können, und wie sie im 19. Jahrhundert im rechten Augenblick vom Freihandel zum Schutzzoll übergingen und sich im Bund der Landwirte zusammentaten, hat Anspruch auf Achtung. Beherrschen sie noch heute den Osten, so hat sich in den jüngeren westlichen Provinzen der Bürgerstand dank seiner natürlichen Begabung und seinem Gewerbefleiße, sowie dank dem Reichtum der rheinisch-westfälischen Erde, der Gunst der Lage und der höheren Kulturbedürfnisse jener Teile des preußischen Staates zu wirtschaftlich-sozialer Macht emporgearbeitet. Eine nicht minder emsige und einflußreiche Stadt ist Berlin geworden. Bis in die polnische Bevölkerung der Ostmark, die noch unlängst kein Gewerbe trieb, hat sich die Bewegung fortgepflanzt, ihr einen Mittelstand geschaffen und sie damit in wirtschaftlich-sozialer Hinsicht wieder in eine Linie mit den fortgeschritteneren Nationen des Abendlandes gebracht. Das Werk der bäuerlichen Wirtschaftsverbesserung, des bäuerlichen Genossenschaftswesens und der bäuerlichen Selbstbehauptung in Preußen gegen die kapitalistische Entwicklung bleibt an Glanz gegen den Emporstieg des Bürgertums und an Eindruck gegen die sich an den Tag legende Macht des Großgrundbesitzes nicht zurück. Eine gewaltige Kraft offenbart sich auch in ihr. In jedem Stande ist es dieselbe Erscheinung: mit gleichmäßigem Nachdruck wird an den Aufgaben gearbeitet, die einem jeden gesetzt sind, in jedem ist der Wille wirksam, was die Stunde gebietet, zu leisten und was sie an Aussichten eröffnet, auszunutzen. Geht man aber daran, im einzelnen zu schildern, wie jeder Stand auf seine Höhe kam, überall war der Staat dabei, und verknüpfte seine Bemühungen untrennbar mit den Anstrengungen der einzelnen und des ganzen Standes. Das wertvollste jedoch hat er dadurch geleistet, daß er in seinem Bedürfnis nach den

Kräften aller allen gleichmäßig den Antrieb zur Tat mitteilte, die einen wie die andern förderte, keinen verkümmern, keinen einseitig das Übergewicht erlangen ließ. Als Friedrich II. am Schlusse seiner langen Regierungstätigkeit stand, schwebte ihm eine Staatsordnung vor, worin ihm die wirtschaftliche Arbeitsleistung eines jeden preußischen Untertanen als Pflicht des Untertanen gegen den Staat erschien, wie uns heute etwa die allgemeine Wehrpflicht als solche erscheint. Der ‚Junker', der Bürger und der Bauer sollten verpflichtet werden, ein jeder die ihm von der Natur vorbehaltenen wirtschaftlichen Aufgaben nicht nur zur Gewinnung seines Brotes und zur Erhaltung seines Standes, sondern auch zur Mehrung und Erhöhung des Staates zu erfüllen, und der Staat hinwiederum sollte einem jeden zum Entgelt nicht nur sein soziales Ansehen, sondern auch ein Recht auf Arbeit zusichern. Eine solche Staatsordnung war nicht durchführbar; aber ihr Grundgedanke zieht sich fortan durch die preußische Wirtschafts- und Sozialpolitik hindurch. Es ist eine Politik des Ausgleichs unter den verschiedenen Berufen und einer gleichmäßigen Förderung aller, wie dem Wirtschaftsideal des Sozialismus schärfer keine entgegengesetzt werden kann. Um so mehr entspricht sie den Anschauungen des deutschen Volkes vom Beruf des Staates und dem sozialen Empfinden unserer Nation. Auch hierin wird ein Deutscher, der geprüft hat, Preußens Führung nicht gegen die einer Parlamentsmehrheit vertauschen.

Dem deutschen Volk und Staate droht zur Stunde nur eine Gefahr, die uns verderben kann: der Radikalismus. Ihm müssen wir verwehren, daß er untergräbt, was noch stark und brauchbar von unseren staatlichen Einrichtungen ist, den vorwaltenden Einzelstaat aber dazu bewegen, daß er sich den Wünschen der deutschen Nation immer mehr und immer williger anpaßt, ohne daß wir die Hand dazu bieten, ihn zu schwächen. Verständigung, nicht Mehrung der Zwietracht, Entwicklung, nicht Revolution muß unsere Losung sein.



Hat Jesus Christus gelebt?
Von Wilhelm Koch, Tübingen

Die Leugnung der geschichtlichen Existenz Jesu Christi ist nichts Neues. Wenn sie trotzdem im letzten Halbjahr so viel Staub landauf landab wirbeln ließ, so muß es besondere Gründe dafür geben: Ist etwa die Art und Weise, in der die Leugnung erfolgt, heute aufdringlicher und eindrucksvoller geworden? Oder hat man neue und stärkere Beweise für die Ungeschichtlichkeit der Person und des Lebens Jesu gefunden? Oder haben sich diejenigen, die bisher Jesu Existenz bejahten, bloßgestellt und sich selbst entwaffnet? Die Antwort auf diese Fragen wird verschieden lauten müssen; ignoriert können sie nicht werden.

Hat Jesus Christus gelebt? — Die Frage ist ernstlich zum erstenmal in den Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts verneint worden.* Hatte noch D. Fr. Strauß in seinem ‚Leben Jesu' (2 Bände, Tübingen 1835 f.) bloß das Wunderbare in den biblischen Berichten über Jesu Kindheit, öffentliches Leben und über sein Grab als Mythus erklärt, so schritt der protestantische Theologe Bruno Bauer, freilich um den Preis seines akademischen Lehramtes in Bonn, zu der These fort, Jesus in den Evangelien sei höchstwahrscheinlich nur eine mythische Gestalt ohne geschichtliches Leben.** Zu dieser Skepsis glaubte er vor allem durch das völlige Schweigen aller nicht christlich interessierten Schriftsteller des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung über Jesus und das Christentum gezwungen zu sein. Die neutestamentlichen Schriften setzte er überdies samt und sonders erst nach dem Jahre 120 an, und da er in der hellenistischen Philosophie Parallelen zu sämtlichen religiös-sittlichen Gedanken des Christentums gefunden zu haben wähnte, so ward ihm schließlich das ganze Lebensbild Jesu und der Inhalt seiner Religion zu nichts anderem als einem Abklatsch griechisch-römischer Philosophie und einer mythischen Konstruktion des Evangelisten Markus, der ums Jahr 120 die neutestamentliche Schriftstellerei eröffnet habe. Bruno Bauer starb (1882), ohne in Deutschland weitere Gefolgschaft zu hinterlassen. Aber seine Skepsis war inzwischen auch in Frankreich erwacht. Der Orientalist Emile Burnouf,*** um nur ihn zu nennen, neigt zu einer starken Einschränkung der Originalität des Christentums und steht der Existenz eines historischen Jesus sehr skeptisch gegenüber. Mit dem neuen Jahrhundert beginnt auch in England und Amerika der Zweifel sich zu regen: bei John M. Robertson,† Th. Whittacker,†† bei dem amerikanischen Mathematiker Will. Benj. Smith an der Universität New-Orleans.††† Smith leugnet die Geschichtlichkeit Jesu Christi vollständig. Eine schon vor Beginn unserer christlichen Ära verehrte Gottheit sei zu einem Men-

* Vgl. H. Weinel, Jesus im 19. Jahrhundert. Neue Bearbeitung. (Tübingen 1907.) S. 55 ff. H. Jordan, Jesus und die modernen Jesusbilder. (Großlichterfelde-Berlin 1909.) S. 25 ff.

** Vgl. seine Werke: Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes (Bremen 1840); Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker (1841; [2]1846); Kritik der paulinischen Briefe (1850/52); Christus und die Zäsaren (1878).

*** La science des religions (Paris 1872; [4]1885).

† Christianity and mythology (London 1900); A short history of Christianity (1902); Pagan Christs. Studies in comparative hierology (1903).

†† The origins of Christianity (London 1904).

††† Der vorchristliche Jesus (Gießen 1906).

schen gemacht und ein menschliches Leben dieses Heiland-Gottes erdichtet worden. Mit demselben Radikalismus ward nun auch in Deutschland die Geschichte Jesu angefaßt, zumal da gerade hier die kritische Bibelforschung einer gänzlichen Auflösung der Evangelienliteratur vorgearbeitet zu haben schien. Unter dem Eindruck dieser Kritik, jedoch in erster Linie durch eine sozialistische Geschichtsbetrachtung bestimmt, hat der unterdes verstorbene Bremer Pastor und Vorsitzende des deutschen Monistenbundes, Albert Kalthoff,* an Bruno Bauer wieder angeknüpft und Jesus Christus als eine völlig erfundene Person bezeichnet. Nach Kalthoffs Geschichtsphilosophie sind es nicht Individuen, welche Geschichte machen, sondern die Massen. Das Christentum ist ihm daher Produkt einer sozial-religiösen Bewegung im Zeitalter der ersten römischen Kaiser. Wenn es je einen Menschen mit Namen Jesus am Anfang unserer Zeitrechnung gegeben habe, so rühre doch das Christentum nicht von ihm her; er sei höchstens ein Mitarbeiter bei jener Bewegung, aber nicht ihr Schöpfer gewesen. Im Geiste Kalthoffs sind auch die Schriften von C. Promus** (wohl Pseudonym) und K. Kautsky,*** dem Dogmatiker der deutschen Sozialdemokratie, gehalten; nur geht Kautsky nicht bis zu einer apodiktischen Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu. Vom religionsvergleichenden Standpunkt aus kamen der nun verstorbene Jenaer Orientalist K. Vollers† und der Marburger Assyriologe P. Jensen†† zu einer alles Geschichtliche so gut wie aufhebenden mythologischen Deutung des biblischen Jesusbildes. Und ihnen ist nun als Jüngster der Professor der Philosophie an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe, Arthur Drews,††† ein Anhänger Eduard von Hartmanns, der selbst schon zur Geschichte Jesu sich skeptisch gestellt hatte,§ nachgefolgt.

Drews ist in seinem positiven Beweismaterial ganz abhängig von Jensen, Kalthoff und Smith; eigen ist ihm nur das monistische Motiv und der philosophische Gedanke, den er aus dem Beweismaterial herausliest. Positiver Beweis für seine Leugnung des historischen Jesus ist ihm, wie seinen Vorgängern, in erster Linie die angeblich vorchristliche Jesusidee, die er in verschiedener Form bei den Kulturvölkern des Altertums finden will. Bei den Babyloniern, Persern und palästinensischen Juden reflektiert er auf den Glauben an einen bald göttlich, bald menschlich gefaßten Messias, verbunden mit dem bei den hellenistischen Diaspora-Juden, besonders bei Philo, ausgebildeten Gedanken an einen Mittler,

* Das Christusproblem. Grundlinien zu einer Sozialtheologie (1902; [2]1903); Die Entstehung des Christentums (1904); Was wissen wir von Jesus? Eine Abrechnung mit Prof. Bousset (1904).

** Die Entstehung des Christentums (Leipzig 1905).

*** Der Ursprung des Christentums (Stuttgart 1908).

† Die Weltreligionen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang (Jena 1907).

†† Das Gilgameschepos in der Weltliteratur I (Straßburg 1906); Moses, Jesus, Paulus. Drei Varianten des babylonischen Gottmenschen Gilgamesch (Frankfurt a. M. 1909).

††† Die Christusmythe (Jena 1909; [2]1910); Paulus und Jesus: Das freie Wort IX (1909) 674/80; Die Petruslegende. Ein Beitrag zur Mythologie des Christentums (Frankfurt a. M. 1910).

§ Das Christentum des Neuen Testaments ([2]1905), S. 44, 72. — Auch in Italien findet die Geschichtlichkeit Jesu Bestreitung: E. Bossi, Gesú Christo non mai essistio ([2]Mailand 1905).

den Logos. Bei jüdischen Sekten, wozu er die Essener, Mandäer und Therapeuten rechnet, will er den Kult eines Gottes ‚Jesus' finden, der nichts anderes sei als der angebliche Sonnengott Josua der mosaischen Zeit und unter verschiedenen Namen in der jüdischen Literatur erscheine. Auch die Idee eines sterbenden und wieder auferstandenen Gottes sei den vorchristlichen Religionen bekannt gewesen; nicht minder eine wunderbare Geburt, eine Taufe, ein Selbstopfer, ein Kultmahl des Messias und Heilsgottes. Selbst die christlichen Symbole Kreuz und Lamm glaubt Drews schon vor Christus nachweisen zu können.

Wie setzt er sich nun aber mit den christlichen Dokumenten des Lebens Jesu, den neutestamentlichen Schriften, auseinander? Der in den Paulusbriefen genannte Jesus Christus ist ihm keine geschichtliche Persönlichkeit; denn alle Aussagen des Paulus, die man ihm etwa entgegenhalten könne, ließen sich auch noch anders erklären. Die Evangelien sodann, macht Drews geltend, beabsichtigen gar nicht, Geschichte zu geben; sie wollen einzig und allein Glauben wecken, bestärken oder verteidigen. Das Leben Jesu, wie es die Synoptiker Matthäus, Markus und Lukas schildern, bringe nur in historischem Gewande die metaphysischen Vorstellungen, religiösen Hoffnungen, die äußeren und inneren Erlebnisse der auf den vorchristlichen Jesus als Kultgott gegründeten christlichen Gemeinde zum Ausdruck. Das Johannesevangelium vollends erklärt er für Theologie, nicht Geschichte. Bei dieser radikalen Leugnung der Geschichtlichkeit selbst des synoptischen Jesusbilds wendet sich Drews nun scharf gegen die modernste protestantische Evangelienkritik: sie sei unehrlich und inkonsequent, denn sie bleibe auf halbem Wege stehen. Wie doch Kalthoff ein ehrlicher und konsequenter Theologe gewesen sei! Da ist es nicht zu verwundern, wenn er gar die katholische Bibelkritik als gänzlich unbrauchbar ignoriert. — Die nichtchristlichen Zeugnisse für das Leben Jesu aus dem 1. und 2. Jahrhundert endlich werden samt und sonders als Interpolationen ausgeschieden. So kommt Drews zu dem Resultat: Der Jesus in den Evangelien ist kein vergöttlichter historischer Mensch, wie die kritische protestantische Theologie behauptet, sondern ein vermenschlichter Gott. Denn in der kurzen Frist von 20—30 Jahren, die zwischen Jesu angeblichem Tod und den Briefen des Paulus liegen, könne aus einem geschichtlichen bloßen Menschen nicht ein solch Himmelswesen geworden sein, wie die Kritik glauben machen wolle. Also könne dieser Jesus nicht — existiert haben.

Das positive Beweismaterial ist indes für den Philosophen Drews nur das Glas, durch das er seine monistische Weltanschauung in neuer Beleuchtung sieht. Arthur Drews ist zweifellos ein hervorragendes spekulatives Talent, konsequenter Vertreter und Verfechter des idealistischen Monismus E. v. Hartmanns* und ernst gesinnter Vorkämpfer für eine neue, monistische,

* Vgl. seine Werke: Die deutsche Spekulation seit Kant mit besonderer Rücksicht auf das Wesen des Absoluten und die Persönlichkeit Gottes, 2 Bde. (Leipzig 1893); Das Ich als Grundproblem der Metaphysik (Freiburg i. Br. 1897); Der Ideengehalt von Richard Wagners Ring der Nibelungen in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie (Leipzig 1898); Schellings Münchener Vorlesungen (Leipzig 1903); Nietzsches Philosophie (Heidelberg 1904); Ed. v. Hartmanns philosophisches System im Grundriß (²Heidelberg 1906); Das Lebenswerk E. v. Hartmanns (Leipzig 1907); Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung (Jena 1907); Der Monismus, dargestellt in Beiträgen seiner Vertreter, 2 Bde. (Jena 1908).

an wertvolle Ideen des Christentums anknüpfende, aber über das Christentum hinausführende Religion und Religiosität.* Wertvoll ist ihm am Christentum die Idee des Gottmenschen. Allein er will sie aus ihrem Dualismus umgestaltet wissen zu dem monistischen Grundgedanken eines unpersönlichen, als Welt lebenden und sich entwickelnden, in den Menschen Selbstbewußtsein gewinnenden, Freud und Leid durchkostenden, sterbenden, aber eben damit die Welt überwindenden Gottes, mit andern Worten zu einer monistischen Erlösungslehre: Im Bewußtsein Gottes, welches dein Selbst gewinnt, liegt für dich Erlösung von allem Leid und Tod, liegt Auferstehung und Leben.

Das ist die neue Religion, die Drews theoretisch feststellen will. Ihr galten in letzter Linie alle seine bisherigen Schriften. Da war es ihm nun willkommen, zu sehen, wie die religionsvergleichende Forschung der Gegenwart die Originalität des Christentums mehr und mehr einschrumpfen zu lassen schien zu der Idee der sich selbst erlösenden Gottmenschheit, willkommen auch die Arbeit der Evangelienkritik, von der er den Eindruck gewann, daß sie der Geschichtlichkeit Jesu ein Ende mache. Was liegt auch daran, ob Jesus gelebt hat, wenn Religion nichts anderes ist als Selbstbewußtsein Gottes? So schrieb er denn — nur ein anderes Mittel, um seine neue Religion zu propagieren — die ‚Christusmythe'. Max Schneidewin hat wohl diese Grundtendenz des Buches am richtigsten erfaßt.** Nicht bloß zerstören soll es, sondern zerstörend aufbauen helfen eine monistische Religion. Jetzt versteht sich auch, wie er den Vorwurf meint, das Christentum der ‚liberalen' protestantischen Theologie sei religiös völlig ungenügend: es verzichtet auf die Idee des Gottmenschen, die für A. Drews gerade die Hauptsache ist.

Die ‚Christusmythe' hätte indes kein weiteres Aufsehen erregt, wenn nicht der deutsche Monistenbund in aufdringlich-agitatorischer Weise für sie Stimmung zu machen unternommen hätte. Und Drews ließ sich herbei, durch öffentliche Versammlungen in einer Reihe deutscher Städte (Berlin, Frankfurt a. M., Plauen, Jena, Darmstadt, Augsburg u. a.), für seine Idee zu werben. Auch da verrät er sich wieder als den Propheten einer neuen Religiosität, den subjektiv die besten Absichten leiten mögen und auch im öffentlichen Vortrag der sittliche Ernst, wie man hört, nicht verläßt. Am bekanntesten ist sein von der Berliner Ortsgruppe des Monistenbundes veranstaltetes Auftreten im Zoologischen Gartensaal zu Berlin geworden, vor allem deshalb, weil es am folgenden Abend (1. Februar 1910) eine bis in den Tag sich hineinziehende Diskussion vor 2000 Zuhörern und am Sonntag den 20. Februar die zwei großen Protestversammlungen im Zirkus Busch und im Berliner Dom nach sich zog. War jenes ‚Religionsgespräch' vom 1. Februar besonders dadurch interessant, daß es einen Blick in die Reihen des deutschen Monistenbundes tun ließ und Männer wie L. Gurlitt, Penzig, Vielhaber, die beiden Bremer Pastoren und Schüler Kalthoffs Liz. Friedrich Steudel und Liz. Dr. Lipsius in ihrem monistischen Radikalismus zeigte,*** so machten jene Riesenversammlungen

* Vgl. seine Werke: Hegels Religionsphilosophie (Jena 1905) und besonders: Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes. Eine philosophische Untersuchung über das Wesen der Religion (Jena 1905).

** M. Schneidewin, A. Drews' ‚Christusmythe' und die religiöse Krise überhaupt (Preuß. Jahrbücher 1910, I, 393/453).

*** Hat Jesus gelebt? Reden gehalten auf dem Berliner Religionsgespräch des deutschen Monistenbundes am 31. Januar und 1. Februar 1910 über die ‚Christusmythe' (Berlin 1910).

am 3. Februarsonntag mehr durch die Stimmungswerte Eindruck, die sie im christlichen Milieu der Reichshauptstadt auslösten. Wissenschaftlich betrachtet ist freilich der Ertrag solcher Diskussionen und Demonstrationen nicht bedeutend. Aber daß die an Jesu Existenz Glaubenden der Antwort nicht überhaupt sich entzogen, ist nur zu begrüßen. Hermann v. Sodens Nachweis, daß am Buche von A. Drews eigentlich nichts neu ist als die Zusammenstellung, hat beim Berliner Gespräch seine Wirkung nicht verfehlt. Und wenn H. Weinel-Jena zu Plauen mit zwei Paulusstellen A. Drews derart in die Enge trieb, daß er so gut wie nichts erwidern konnte, ja sich direkt widersprach, wenn H. Gunkel-Gießen, unterstützt von seinen Kollegen G. Krüger und S. Eck, ihm völlige Unkenntnis der hebräischen Sprache nachwies, so daß Drews sich als Dilettanten auf diesem Gebiet bekennen mußte, dann dürften solche Diskussionen für die Agitation mit der ‚Christusmythe‘ denn doch gefährlich werden, also ihren Zweck nicht ganz verfehlen. Es war darum gut, daß Drews in Augsburg auch von katholischer Seite wenigstens nachträglich (24. April) eine glückliche Antwort erhielt durch Meyenberg. Wissenschaftlichen Wert gewinnt jedoch die Diskussion erst, wenn sie Anlaß zu tiefergehenden, von Stimmungen unbeeinflußten Studien gibt. Und dazu haben in der Tat die Agitationsreisen von A. Drews beigetragen.* Sind die Aufstellungen von Drews bisher nur auf protestantischer Seite widerlegt worden, so darf man wohl erwarten, daß auch die katholische Theologie sich bald mit der aufgeworfenen Frage befassen wird.**

Hier ist jedoch nicht der Ort, in eine lange wissenschaftliche Untersuchung des Problems einzutreten. Aber d i e Frage muß gelöst werden: Ist d i e

* Ich zähle hier die wissenschaftlich wertvollsten Gegenschriften gegen Drews auf: K. Beth, Hat Jesus gelebt? (Berlin 1910); W. Bornemann, Jesus als Problem (Frankfurt a. M. 1909); D. Chwolson, Über die Frage, ob Jesus gelebt hat (Leipzig 1910); A. Jülicher, Hat Jesus gelebt? (Marburg 1910): Der Vortrag Jülichers ist zwar gegen P. Jensen gerichtet, trifft aber damit auch Drews; H. v. Soden, Hat Jesus gelebt? (Berlin 1910); H. Weinel, Ist das ‚liberale‘ Jesusbild widerlegt? (Tübingen 1910) S. 87 ff.; Joh. Weiß, Jesus von Nazareth, Mythus oder Geschichte? (Tübingen 1910). Mehr populär sind: C. Delbrück, Hat Jesus gelebt? (Berlin 1910) und B. Kühn, Ist Christus eine geschichtliche Person? Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr. 290 (Halle a. d. S. 1910). — Weniger gegen Drews als gegen die ‚liberale‘ Theologie wendet sich: K. Dunkmann, Der historische Jesus, der mythologische Christus und Jesus der Christ (Leipzig 1910). — W. Bousset, Was wissen wir von Jesus? (²Tübingen 1906) polemisiert zwar direkt gegen Kalthoff, ist aber auch für den Streit um Drews von nicht geringem Wert. — Aus Zeitschriften seien nur genannt die Aufsätze von R. Steck, Das Leben Jesu und die vergleichende Religionsgeschichte (Protest. Monatshefte XIII, 1909, S. 329 ff., 379 ff., 412 ff., 447 ff.) und besonders H. J. Holtzmann, Paulus als Zeuge wider die Christusmythe von A. Drews (Christl. Welt 1910, Sp. 151 ff.).

** Ohne Rücksicht auf Drews sind geschrieben die beiden Aufsätze von J. Pernoud, Un historien de Jésus: Rev. du clergé français 50 (1907) 589/606, 365/98, und von Fillion, L'existence historique de Jésus: Rev. des questions historiques 1908, II, 5/32. — Populär, aber heute nicht mehr genügend ist die Schrift von Fr. Meffert, Die geschichtliche Existenz Christi (M. Gladbach 1904) und die kleine Broschüre: Hat Christus jemals gelebt? (Apologet. Volksbibliothek Nr. 14.) Gegen Drews richtet sich kurz und verständlich A. Seitz, Arthur Drews' ‚Christusmythe‘ (Apologet. Rundschau V, 1909/10, 223/31).

Geschichtlichkeit der Person und des Lebens Jesu im neuesten Streit irgendwie erschüttert worden? Und darauf ist ruhig mit Nein zu antworten. Smith, Jensen und Drews legen größten Wert auf eine angeblich vorchristliche Jesusidee und einen Jesuskult bei jüdischen Sekten, auf Analogien und Parallelen der babylonischen, persischen, ägyptischen und hellenistischen religiösen Vorstellungswelt mit dem Ideenkreis des Christentums. Was an diesen Aufstellungen wahr ist, das ist nicht neu, und was an ihnen neu, das ist nicht wahr. Wahr ist, daß die Idee eines Heilsgottes, des Messias, eine nicht bloß bei Juden, sondern weithin verbreitete vorchristliche Idee ist; aber daß es bei jüdischen Sekten bereits einen Jesuskult, eine Fortsetzung alten Josuakultes gegeben habe, daß der Jesuskult der christlichen Gemeinde darum nichts anderes als jener vorchristliche Kult, ohne Halt an einer historischen Persönlichkeit, sei, das ist reinste Phantasie und nicht ernst zu nehmen, völlig erfunden und gänzlich ungenügend begründet. Man kann die vernichtende Kritik dieses vorchristlichen ‚Jesuskultes' bei H. v. Soden* und H. Weinel** ausführlicher lesen; hier soll nur darauf verwiesen werden. Wahr ist ferner, daß zahlreiche Analogien und Parallelen zwischen christlichen Ideen und Einrichtungen einerseits, orientalischen und hellenistischen Gedanken und Gebräuchen anderseits vorliegen; aber das ist noch kein Beweis, daß die christliche Religion nur ein Synkretismus orientalischer und hellenistischer Elemente sei. Es ist eine nicht nur jeder Besonnenheit bare, sondern auch ganz unwissenschaftliche Methode, mit der Smith, Jensen und Drews dem Christentum alle Originalität und dem Stifter der christlichen Religion selbst die historische Existenz abstreiten zu können meinen. H. Delbrück hat mit Recht darauf hingewiesen, daß mit solcher Methode einmal auch versucht wurde, Napoleon I. als mythologischen Sonnengott zu erklären.*** Ein Babylonist wie H. Zimmern,† der in starkem Maß babylonische sagenhafte und mythologische Einflüsse schon in den synoptischen Evangelien, noch mehr bei Paulus und Johannes findet, nennt es doch eine unstatthafte Hyperkritik, die Person Jesu aus der Geschichte streichen zu wollen, eine Kritik, die nur zu einer Unzahl neuer Ungereimtheiten und unlösbarer Rätsel führe. Drews habe durch diesen Radikalismus sich nicht bloß etwa bei dogmatisch befangenen, sondern auch bei sonst sehr frei denkenden Forschern stark um die Wirkung seines Buches gebracht. Gewiß, babylonische, persische, auch noch ägyptische Elemente und Ideen der hellenistischen Philosophie und Religiosität konnten in die religiöse Gedankenwelt des Urchristentums einströmen und sind zum Teil tatsächlich eingeströmt. Karl Clemen mag in der Hauptsache das Richtige getroffen haben.†† Gewiß bestehen frappierende Parallelen zwischen Seneka und Paulus. Aber alle jene Elemente und Analogien haben das Christentum nicht gemacht. Und so willkommen für Drews die Beobachtung

* A. a. O. 37 ff.

** A. a. O. 88 ff. — Vgl. auch H. Gunkel in der ‚Frankfurter Zeitung' 1909, Nr. 50, 51, 97, 215 und E. Sellin, Moses, Jesus, Paulus: Glauben und Wissen 1910, 222 f., 234.

*** Preuß. Jahrbücher 1910, I, 508 f.

† H. Zimmern, Zum Streit um die ‚Christusmythe': Das babylonische Material in seinen Hauptpunkten dargestellt (Berlin 1910) 4 f.

†† Karl Clemen, Religionsgeschichtliche Erklärung des Neuen Testaments (Gießen 1909).

ist, daß die Verehrer des syrischen Gottes Adonis ein Fest feierten, bei dem dieser Gott in Form einer Puppe unter Weheklagen begraben, nach zwei oder drei Tagen aber wieder als auferstanden verkündet wurde, der Ursprung des Evangeliums vom auferweckten Christus liegt nicht in jener offenkundigen Symbolik der winterlich schlafenden und im Frühling wieder auflebenden Natur.

Kalthoff hatte noch die Paulusbriefe als unecht gestrichen, denn er sah ein: wenn auch nur ein einziger von ihnen echt ist, dann steht fest, daß Jesus gelebt hat und daß er der Stifter der christlichen Religion ist. Drews ist vor solch willkürlichem Gewaltakt zurückgeschreckt, glaubt aber trotz Paulusbriefen an seiner Leugnung der Geschichtlichkeit Jesu festhalten zu können. Das ist jedoch schlechterdings unmöglich. Niemand hat dies in durchschlagenderer, Drews in alle Schlupfwinkel nachfolgender Weise gezeigt, wie H. J. Holtzmann.* Paulus ist ein Zeuge wider die ‚Christusmythe', der nicht abgelehnt und dessen Zeugnis unmöglich zugunsten von Drews gedeutet werden kann. — Man mag nun den geschichtlichen Wert der drei synoptischen Evangelien noch so gering einschätzen und das Johannesevangelium als Geschichtsquelle ganz außer Betracht lassen, die Paulusbriefe allein würden genügen, um die Existenz Jesu über jeden berechtigten Zweifel zu erheben. Indes es steht um die Geschichtlichkeit des synoptischen Lebensbildes Jesu keineswegs so schlimm, wie Drews mit einem frohen Blick auf J. Wellhausens Skeptik und W. Wredes Radikalismus, auf A. Schweitzers Verdikt über die Evangelienkritik ‚von Reimarus bis Wrede' behauptet. Wie er bei den orientalischen Analogien und hellenistischen Parallelen zu der unberechtigten Verallgemeinerung einzelner Fündlein gekommen ist, so meint er nun, auch die Evangelienkritik habe nicht nur den dogmatischen Christus gänzlich beseitigt, sondern auch den Christus der Geschichte bis auf wenige Reste, die sie inkonsequent und unehrlich noch festhalte, verflüchtigt. So weit ist es denn doch noch nicht. Daß die Evangelien, auch die synoptischen, nicht Geschichte im strengen Sinn des heutigen Gebrauches sind, leugnet gewiß niemand mit Grund. Aber daß sie nun ganz ungeschichtlich sein sollen, das ist eine grenzenlose Übertreibung, wie sie nur ein dilettantenhafter Mangel an Sachkenntnis und Methode verschulden kann. Es ist nicht möglich, die geschichtliche Treue der Evangelien hier im einzelnen zu zeigen; A. Jülicher und H. v. Soden** haben dies überzeugend getan. Nur darauf sei hingewiesen, daß, selbst wenn die Verherrlichungsattribute Jesu in den Evangelien erfunden wären, die tatsächlich auch vorhandenen entgegengesetzten Attribute doch nicht reine Fiktion sein könnten.

Die nichtchristlichen Zeugnisse für Jesu Existenz, die Tacitus in seinen Annalen (XV, 44) und Flavius Josephus in seinen Altertümern abgibt, glaubt Drews als christliche Interpolationen ignorieren zu dürfen. Gibt man nun auch bezüglich der berühmten Stelle bei Josephus (Jüdische Altertümer XVIII, 3, 3) die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer christlichen Überarbeitung zu, so bleibt doch noch eine andere Josephusstelle übrig (XX, 9, 1), wo Jesus ausdrücklich genannt ist, obwohl der jüdische Geschichtschreiber sonst über das Christentum völlig schweigt, das er, wie niemand bezweifelt, gekannt haben muß. Wenn ihm nun trotzdem der Name ‚Jesus' in die Feder fließt, so spricht

* Vgl. oben S. 470 Anm. 1; einige schlagende Argumente auch bei H. Weinel, a. a. O. 107 ff.

** Vgl. oben S. 470 Anm. 1.

dies laut dafür, daß Jesus in des Josephus Urteil wirklich gelebt hat. Die Unechtheit der Tacitusstelle aber müßte erst mit besseren Gründen erwiesen sein; denn wenn man ihre Echtheit auch nicht über jeden möglichen Zweifel erheben kann, so darf es doch als in hohem Grade unwahrscheinlich gelten, daß ein Christ solche Worte in die Annalen des heidnischen Römers eingeschoben hätte. Man nehme nicht daran Anstoß, daß wir über Jesus so wenige nichtchristliche Zeugnisse des ersten und zweiten Jahrhunderts besitzen. Jesu Auftreten abseits der großen Kulturwege, im kleinen Judenland, ward von der großen Welt nicht beachtet; daß er Messias sein wollte, hob ihn noch nicht über die Masse hinaus, denn solchen Anspruch machten damals auch andere, und an Religionsstiftern fehlte es nicht. Die christliche Religion mußte im ersten Jahrhundert überall, wenige Städte abgesehen, als eine quantité négligeable erscheinen, von der man besser schwieg.*

Wenn sie dennoch die hellenistische Kultur überwunden, die Germanen zu ihren Söhnen gemacht, das ganze Abendland zivilisiert und bei allen Rassen Eingang gefunden hat, wenn sie heute auf eine fast zweitausendjährige Geschichte zurückblicken kann und in ungezählten Menschenseelen noch mit ursprünglicher Kraft wirkt, so hieße es, auf jeden Glauben an Geschichte verzichten, falls das Christentum auf einen Mythus zurückgeführt werden müßte und hinter dieser Geschichte nicht eine Persönlichkeit aus Fleisch und Blut stünde. Ein ruhig denkender Mensch wird niemals glauben, daß eine Gestalt, die solche Wirkungen ausübte und ausübt, erdichtet und ersonnen sein soll, sagt mit Recht P. Wernle.** Wilhelm Tells Person ist wohl Dichtung; aber lassen sich ihre geschichtlichen Wirkungen auch nur von ferne vergleichen mit der Kraft, die aus Jesu Persönlichkeit quoll und sprudelt? H. J. Holtzmann hält mit gutem Grund Drews entgegen, er habe wenig Empfindung für die Originalität der Persönlichkeiten, wenn er eine geschichtliche Tatsache wie das Christentum als ein Produkt bloßer Massenbewegung betrachte. Die Masse hat noch nie schöpferisch gewirkt ohne den zündenden Funken des persönlichen Genies. Gewiß, nicht das Genie allein macht Geschichte, aber noch weniger die Masse allein. Sozialistische Geschichtsbetrachtung ist mindestens ebenso einseitig wie die individualistische. Auch das ist eine treffende Bemerkung gegen die ‚Christusmythe', sie sei aus rein abstrakter Verstandestätigkeit herausgewachsen.*** Persönlichkeiten sind im letzten Grunde Geheimnisse. Wer ihnen sich bloß mit dem Verstande naht, nicht mit der Intuition der ganzen Seele, wird sie allerdings nicht verstehen. Gilt dies mit Bezug auf jede menschliche Persönlichkeit, so noch mehr mit Bezug auf Jesus Christus.† Er allein unter allen Religionsstiftern steht im Glauben der christlichen Gemeinde schon 20 Jahre nach seinem Tode als ein menschliches Wesen fest, das über alles Bloß-Menschliche schlechterdings hinausragt, als eine ebenso göttliche wie menschliche Gestalt. Eine solche Persönlichkeit entzieht sich einseitiger Verstandesbetrachtung. Mit dem kritischen Intellekt allein wird sie ungenügend erfaßt. Drews macht hier denselben Fehler, den er der ‚liberalen' Evangelienkritik vorwirft. Wie die

* Vgl. besonders Jülicher, a. a. O. 17 ff.; Weinel, a. a. O. 104 ff.

** Christl. Welt 1910, Sp. 146.

*** Fr. W. Förster, Autorität und Freiheit (Kempten 1910) 89 f.

† Vgl. auch R. Saitschick, Gedanken über Christus und Christentum: Hochland VI, 2 (1909), 175.

Kritik mit ihrer methodischen Trennung zwischen dem Christus des Glaubens und dem Christus der Geschichte den geschichtlichen Jesus Christus ganz ungenügend erfaßt, weil Persönlichkeiten abstrakt verstandesmäßig nicht restlos erklärt werden können, so kommt Drews zu seiner, aller geschichtlichen Dokumentierung widersprechenden Leugnung des Lebens Jesu, weil er dem ‚Christus des Glaubens' nicht intuitiv sich naht.

Einseitiger Intellektualismus Hegelscher Art ist eben die ganze Religionsphilosophie, von der sich Drews im tiefsten Grunde bei seiner ‚Christusmythe' leiten ließ. Religion und Erlösung ist ihm ‚Selbstbewußtsein Gottes', und um diese ‚Religion' zum Sieg zu führen, bedarf es allerdings eines geschichtlichen Jesus nicht. Aber Philosophie ist nicht Religion, und monistische Philosophie gelangt überhaupt nie zur Religion. Nur eine ungeheure Verkennung der eigenen Schwäche, bei noch so kraftvollem Intellekt, nur eine lebensfremde Unbekanntschaft mit der Welt des Elends und des Bösen vermag eine ‚Religion' zu konstruieren und zu dozieren, deren Weisheit und Kraft im ‚Selbstbewußtsein Gottes' liegen soll. Theorie, graue Theorie, die vor den Stürmen und Beben der Wirklichkeit wie ein Kartenhaus zerstiebt! Drews hat gewiß recht, wenn er den Grundsatz verficht, Religion lasse sich nicht (fügen wir bei: bloß) auf eine geschichtliche Tatsache begründen, sondern nur auf Metaphysik,* und ein bloßer Geschichtsglaube sei Veräußerlichung der Religion. Aber sein Religionsbegriff ist ganz unhaltbar, in der Stube ausgedacht, nicht dem Leben abgelauscht. Damit fallen auch seine weiteren, aus extremem Intellektualismus zu verstehenden Vorwürfe, eine einzigartige geschichtliche Persönlichkeit sei mit Weiterentwicklung der Religion unvereinbar; wenn das Christentum Buchreligion sei und bleibe, dann sei eine vorurteilslose Wissenschaft und eine freie Entwicklung des Denkens, also auch Kultur nicht möglich; die Theologie könne die Anfänge des Christentums überhaupt gar nicht vorurteilsfrei behandeln. All dem gegenüber können wir ruhig antworten: Die Geschichtlichkeit Jesu ist durch ‚Die Christusmythe' nicht im geringsten erschüttert worden.

Aber haben sich nicht etwa bisherige Verteidiger des Lebens Jesu bloßgestellt und selber entwaffnet? Das ist die letzte der eingangs gestellten Fragen. Drews bejaht sie scharf mit Bezug auf die ‚liberale' protestantische Theologie. Wir hörten, wie er ihr Inkonsequenz, ja Unehrlichkeit vorhält und ihr Christusbild auch als religiös ganz ungenügend bezeichnet. Vertreter der sogenannten konservativen protestantischen Theologie, wie R. H. Grützmacher** und K. Dunkmann,*** haben auch nicht gesäumt, auf innere Zusammenhänge zwischen Smith, Jensen, Drews und der sogenannten religionsgeschichtlichen (H. Gunkel) bezw. eschatologischen (Joh. Weiß) Auffassung der Person Jesu innerhalb der ‚liberalen' Theologie hinzuweisen. Was bei diesen Deutungen des Lebens Jesu in den Evangelien übrig bleibe, sei in der Tat, wie Drews schreibe, so abgeblaßt und ungreifbar, daß es fast nicht mehr geschichtlich erscheine.

Beide Gegner tun jedoch der ‚liberalen' Theologie mit dem Vorwurf der

* Die Christusmythe XI.

** Ist das liberale Jesusbild modern? (Groß-Lichterfelde-Berlin 1907.)

*** Der historische Jesus, der mythologische Christus und Jesus der Christ (Leipzig 1910), 27 ff.

Inkonsequenz unrecht. Ich will nicht davon reden, daß auch nach H. Gunkel und Joh. Weiß Person und Leben Jesu keineswegs ins Schattenhafte sich verflüchtigen, sondern in kräftigen Strichen sichtbar bleiben. Aber an die früher gekennzeichneten Motive, durch die Drews letztlich zu seiner ‚Christusmythe' kam, muß erinnert werden. Sie zeigen, daß die ‚Christusmythe' der ‚liberalen' Theologie nicht zur Last fällt. H. J. Holtzmann gibt jedoch klarblickend zu, das Auftreten von Drews und seiner Vorgänger begreife sich aus der Situation, in welche die theologische Forschung über das Problem des Verhältnisses zwischen Jesus und Paulus geraten sei. Die einen halten Paulus für den Entwickler der Gedanken Jesu, die andern aber für denjenigen, der sie zu mythologischer Spekulation und zum Dogma umgebogen habe. Im ersteren Falle liege nun die Gefahr nahe, wenn sie auch nicht in der Konsequenz liegt, Jesum selbst bloß als Vorbild zu Paulus zu betrachten und schließlich ganz zu streichen. Das tat Drews. ‚Es lag in der Luft und mußte einmal ausgesprochen werden.'*

Von aller Schuld an der ‚Christusmythe' können einzelne Vertreter der ‚liberalen' Theologie in der Tat nicht frei erklärt werden. H. Weinel hat eine ernstliche Gewissensforschung angestellt und als Resultat freimütig eine Reihe von Fehlern eingestanden, deren sich ‚liberale' Theologen in der Evangelienkritik schuldig machten. Allgemeine und methodische Fehler schwerer Art findet Weinel vor allem bei Wrede und Wellhausen. Sie unterschätzten die Tradition. ‚Wir müssen', bemerkt er besonnen, ‚eine Tradition so lange gelten lassen, als sie sich nicht deutlich als unmöglich ausweist. Wie soll man denn sonst Geschichte schreiben?' Die Art Wredes und Wellhausens sei nicht mehr Konsequenz, sondern Radikalismus.** Auch die literarische und historische Kritik sei nicht immer exakt von ‚liberalen' Theologen gehandhabt worden. ‚Nur solche Züge der Überlieferung sind als unecht auszuschalten, die nicht aus einem Interesse Jesu, sondern nur aus einem Interesse der Gemeinde herstammen *können*.' Damit wolle aber nicht gesagt werden, daß überall da, wo die Gemeinde ein Interesse hatte, wo aber kein Grund dagegen spreche, daß Jesus dieses Interesse *auch* hatte, die Überlieferung ganz und gar als unecht anzusprechen sei. Als unecht könne es vielmehr nur dann gelten, wenn der Beweis erbracht werde, daß das betreffende Interesse erst später aufgetaucht sein *kann*.*** Auch darin habe die ‚liberale' Theologie gefehlt, daß sie das Wesen des Christentums nicht einheitlich bestimme; Drews sei eben deshalb radikal dreingefahren und werfe gleich alles weg. Mehr Klarheit und Nüchternheit sei notwendig, d. h. richtige Methode. Sie müsse natürlich hier ganz andersartig als die historische Methode sein. Bei Bestimmung des Wesens des Christentums habe zu gelten: Das Wesentliche ist das *Originelle*, und zwar in bezug auf Gottesglauben, Weltbeurteilung, Menschenideal und Heilsweg. Mit solcher Methode komme man aber zu einer von Drews ganz verschiedenen Auffassung des Wesens der christlichen Religion: Sie ist eine sittliche Erlösungsreligion.† Das Idealbild sodann, das die ‚liberale' Theologie in Jesus findet, sei nicht einheitlich und klar, woraus Drews wiederum Gewinn gezogen habe. Man dürfe Jesus nicht

---

* Christl. Welt 1910, Sp. 153.

** A. a. O. 21 f.

*** A. a. O. 30 f.

† A. a. O. 37 ff.

modern machen, sondern müsse ihn nehmen, wie er ist. Das Ideal Jesu könne die Welt wieder christlich machen; es bedürfe nur guten Willens.*

Wahrlich, wenn alle ‚liberalen' Theologen mit dieser Gewissenserforschung und diesen Vorsätzen Weinels einverstanden sind, dann hätte Drews' ‚Christusmythe' wenigstens den großen Wert, ein Mahnruf an die Evangelienkritik zur Besonnenheit zu sein. Doch der Hauptvorwurf bleibt gegen die ‚liberale' Theologie noch bestehen, daß ihr Christusbild religiös nicht genüge, nicht Gotteskraft und Gottesweisheit bringe. Weinel lehnt auch an diesem Vorwurf nicht alles als unberechtigt ab. Richtig an ihm sei, daß die kritische Theologie zu viel im Historismus einseitig gemacht und das Bleibende, Wertvolle, an das auch sie glaube, zu wenig herausgestellt und verwertet habe. Allein auf das Studium der Quellen des Lebens Jesu dürfe trotz allem Vorrecht des religiösen Interesses nicht, auch seitens der Laien nicht, verzichtet werden. Das Idealbild, das die ‚liberale' Theologie in Jesus so zeige, vermöge trotz aller historischen Kritik auf den entsprechend disponierten Menschen so zu wirken, daß er eine Wiedergeburt erlebe und Gottes Wirken inne werde, als Wirken persönlicher Güte und Liebe.**

Ob damit der Vorwurf religiösen Ungenügens, der das ‚liberale' Christusbild getroffen hat, zurückgewiesen ist? Ich möchte es nicht bejahen, wenn mir auch fernliegt, persönliche Überzeugungen als unwahr zu bezeichnen. Darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort, und gegen Überzeugungen ist hier nicht zu streiten. Ich denke vielmehr, wenn Weinels treffliche methodische Grundsätze immer und überall befolgt werden, und wenn Fr. W. Foersters Satz, daß man dem Wesen der Persönlichkeit, zumal Jesu, zuletzt nur intuitiv nahekommt, mehr Beachtung findet, dann wird ein Buch wie die ‚Christusmythe' von Drews nicht mehr geschrieben werden, aber auch das — richtig verstandene und interpretierte — traditionelle Christusbild sich als einzig befriedigende Lösung des Geheimnisses der Persönlichkeit Jesu erweisen.

* A. a. O. 41—61.

** A. a. O. 61—81.



Der moderne Fremdenverkehr als wirtschaftlicher Faktor / Von Anton Roitzsch

Die Wirtschaftspolitik der Staaten tritt nicht nur als Wirtschaftspolizei, sondern vor allem und hauptsächlich als Wirtschaftspflege in die Erscheinung, insofern sie Hindernisse, die der Wirtschaftsfreiheit entgegenstehen, ausräumt, den privaten Einzelwirtschaften Anregungen gibt und Unterstützungen zuteil werden läßt. Nach den verschiedenen Gebieten des Wirtschaftslebens gliedert sich (s. Dr. Obst, Grundzüge der Nationalökonomie) die Wirtschaftspolitik in eine Nationalökonomie der Urproduktion oder Rohstoffgewinnung (Ackerbau, Forstwesen, Fischerei, Bergbau), der Rohstoffverarbeitung (Gewerbe) und der Güterverteilung und Güterversendung (Handel und Verkehrswesen).

Der Staat als guter Hausvater hat die unabweisbare Pflicht, alle Quellen zu fassen, aus denen in vielgestaltigen Bächen, Flüssen und Strömen das Reservoir des nationalen Wohlstandes gespeist wird. Eingedenk dieser Aufgabe bietet der Staat alles auf, Industrie und Gewerbe, den Handel und nicht zuletzt die Landwirtschaft vor Schädigung und Hemmungen zu schützen und ihr Gedeihen zu fördern. Denn das sind die starken Wurzeln seiner finanziellen Kraft. Hand in Hand mit dem durch eine blühende Industrie, lebhaften Handel und potente Landwirtschaft herbeigeführten Anwachsen des Volksvermögens geht die Stärkung der Steuerkraft, eine durchgreifende Besserung der Lebenshaltung der Bevölkerung und eine günstige Beeinflussung der Heirats- und Geburtenhäufigkeit.

Zu diesen Mehrern des nationalen Wohlstandes ist in den letzten Dezennien Dank der Anziehungskraft reizvoller Naturschönheiten wie auch klimatischer und sonstiger Vorzüge in einer Anzahl daran reicher Länder eine weitere volkswirtschaftliche Erscheinungsform getreten, die gleich den oben genannten von günstigem Einfluß auf die Wirtschaftsbilanz derselben ist: der Fremdenverkehr. Der Ausbau und die stetig fortschreitende Vervollkommnung der Verkehrsmittel, in erster Linie der Eisenbahnen, die ‚einen besseren Rapport zwischen Bedürfnis und Befriedigungsmittel bewirken' (Roscher), hat zu einer von Jahr zu Jahr immer gewaltiger anschwellenden Steigerung des Personenverkehrs geführt und dadurch für den Fremdenverkehr günstige Vorbedingungen geschaffen. Unter Fremdenverkehr im engeren Sinne versteht man das Erscheinen von Fremden in einem Lande, die an sich keine wirtschaftlichen Zwecke verfolgen, wie die Geschäftsreisenden, sondern ‚nur die Befriedigung eines Luxusbedürfnisses suchen' (Roscher). Der Ausbau der Verkehrsmittel erleichtert den Luxusreisenden die Befriedigung ihrer mannigfaltigen Reiseantriebe, unter denen ein gesundes Klima und Schönheiten der Natur (das Meer, Gebirge, Wald, Wasserfälle usw.) die Hauptrolle spielen. Ist eine durch Naturschönheit ausgezeichnete Gegend mittels moderner Verkehrsmittel leicht erreichbar, wird sich auch der Strom anspruchsvoller und keine Kosten scheuender Luxusreisender dahin ergießen, vorausgesetzt, daß noch gewisse Bürgschaft dafür geboten ist, daß außer Sicherheit für Leben und Eigentum der Fremden ihnen auch gute, ihren Ansprüchen angepaßte Unterkunft und Verpflegung, Komfort, Zerstreuung und Anregung gewährt wird. Diese Voraussetzungen zu erfüllen muß deshalb die Hauptsorge aller derer sein, die den Fremdenverkehr an sich zu ziehen wünschen; denn die Luxusreisenden pflegen darin sehr empfindlich zu sein, und nicht wie fromme Wallfahrer oder begeisterte Kunstfreunde, die dem Gnadenort oder der Kunst-

stätte zu liebe schon eher manche Unbequemlichkeit in Kauf nehmen, auf den gewohnten Komfort zu verzichten. Das den Fremden Gebotene muß auch in billigem Verhältnis zu der ihnen abgeforderten Gegenleistung stehen; Raubbau bringt auch hier nur vorübergehenden Nutzen und dafür später uneinbringlichen Schaden. Deshalb ist eine weitere unerläßliche Voraussetzung für den gedeihlichen Ausbau des Fremdenverkehrs, daß alle daran Interessierten jede Überspannung des Erwerbssinnes seitens einzelner Außenseiter in ihrem Bereich solidarisch verhüten. Die Erkenntnis der Notwendigkeit der Beseitigung von Hemmungen wie der Schaffung günstiger Voraussetzungen des Fremdenverkehrs führte zur Gründung lokaler Organisationen zur Förderung des Fremdenverkehrs, deren weitere Aufgabe auch noch darin besteht, die Aufmerksamkeit reiselustiger Fremder auf die ihnen gebotenen Annehmlichkeiten hinzulenken. Wie auf den anderen Gebieten des Wirtschaftslebens (Landwirtschaft, Handel, Industrie) rechtzeitig erkannt wurde, daß die lokalen Organisationen, jede auf sich allein angewiesen, zur Erreichung ihres Zieles unzulänglich sind und erst durch Zusammenschluß und gemeinsame Unterordnung unter eine zusammenfassende Zentralstelle ihre Aufgabe zu erfüllen imstande sind, wurde auch in Kreisen der Fremdenverkehrsorganisationen frühzeitig der Ruf nach straffer Zusammenfügung der einzelnen lokalen Verbände laut. In Bayern, das unter den deutschen Bundesstaaten hiefür in erster Linie in Betracht kommt, ist dieses Verlangen bisher freilich ein frommer Wunsch geblieben, da die maßgebenden Stellen sich anscheinend noch immer kein klares Bild von der volkswirtschaftlichen Bedeutung des Fremdenverkehrs und seinem ungeheuren günstigen Einfluß auf die Wirtschaftsbilanz des Landes gemacht und es privater Initiative überlassen haben, einen finanziell auf schwachen Füßen stehenden ‚Fremdenverkehrsrat‘ ins Leben zu rufen. Denn ohne staatliche Förderung und materielle Beihilfe, wie sie den andern Gruppen unsers Wirtschaftslebens liberalerweise gewährt werden, ist ein solcher wünschenswerter Ausbau der Organisation infolge des Mangels an Mitteln der lokalen Vereinigungen undurchführbar. Einen Milderungsgrund für diese Unterlassungssünde dürfen allerdings Regierung wie Parlament für sich in Anspruch nehmen: den Mangel präziser, ziffernmäßiger Unterlagen, aus denen die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs klipp und klar hervorgeht. Um freilich eine wünschenswerte, brauchbare Statistik herauszubringen, bedarf es wiederum der Bereitstellung von Mitteln und dann vor allem einer gründlichen Reorganisation des Fremdenmeldewesens, das so, wie es heute gehandhabt wird, völlig versagt, statistischen Berechnungen zur Grundlage zu dienen.*

Wir sind daher, wollen wir die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs auch nur einigermaßen und approximativ zu erfassen versuchen, darauf angewiesen, uns bei anderen Staaten Rats zu erholen, die auf diesem Felde uns weit voraus sind. Als solche kommen in erster Linie für uns in Betracht Österreich und die Schweiz. — Bereits im Jahre 1904 gab das österreichische

* Daß übrigens die zuständigen Stellen nicht völlig im unklaren sind über die wirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs, beweist klar und deutlich die Denkschrift des bayerischen Finanzministers über die bayerischen Bäder, sowie der Umstand, daß er für dieselben, die ca. zehn Prozent des Fremdenverkehrs des ganzen Landes absorbieren, einen Staatszuschuß von vier Millionen Mark verlangt und vom Landtage bewilligt erhalten hat.

Finanzministerium in der von ihm in den ‚Tabellen zur Währungsstatistik' veröffentlichten österreichisch-ungarischen Zahlungsbilanz eine anderen Staaten zur Nachahmung zu empfehlende Probe staatsmännischer Einsicht, indem es der wirtschaftlichen Bedeutung des damals im Vergleich zu heute noch bedeutend weniger entwickelten Fremdenverkehrs trotz recht dürftiger Unterlagen gerecht wurde. ‚Der Fremdenverkehr bildet', heißt es da, ‚eine reich fließende Quelle des Erwerbes und Wohlstandes nicht bloß für die an der Beförderung und Beherbergung der Reisenden unmittelbar beteiligten Unternehmungen, sondern auch für breitere Schichten der Bevölkerung, denen der Fremdenstrom lohnende Beschäftigung oder einen vorteilhaften Absatz ihrer landwirtschaftlichen und gewerblichen Erzeugnisse verbürgt. Namentlich die von der Natur besonders begünstigten oder mit reichen Kulturschätzen ausgestatteten Länder, denen sich der Strom der Reisenden mit Vorliebe zuwendet, danken demselben einen sehr namhaften, nach vielen Millionen berechneten Teil ihres jährlichen Volkseinkommens. Die Beziehungen des Fremdenverkehrs zu dem Probleme der Zahlungsbilanz liegen klar zutage. Die Güter, welche ausländische Reisende während ihres Aufenthaltes im Inlande konsumieren, einschließlich aller entgeltlichen Leistungen jeglicher Art, welche sie in Anspruch nehmen, stehen, wenn man ihre Wirkung auf die internationale Zahlungsausgleichung ins Auge faßt, dem Exporte gleich, wogegen die Ausgaben der im Auslande reisenden Inländer die Zahlungsbilanz in derselben Richtung wie Importe beeinflussen.' Das österreichische Finanzministerium weist alsdann darauf hin, daß bei dem derzeitigen Stande der Statistik des Fremdenverkehrs exakte Berechnungen über die wirtschaftliche Bedeutung desselben nicht angestellt werden können, und kommt schließlich nach Ermittlung von Durchschnittskoeffizienten und komplizierter Umrechnung der durch die amtliche Statistik gelieferten Daten zu der Feststellung, daß im Jahre 1902 die Zahl der Logiertage der Ausländer in Österreich 4 208 708 und der Ertrag des Ausländerverkehrs in Österreich, bei Annahme einer durchschnittlichen Tagesausgabe von 15 Kronen, 63 130 620 Kronen betrug. Das gibt im Durchschnitt der dem Erhebungsjahr vorausgehenden 10 Jahre inkl. desselben einen jährlichen Ertrag von 47 Millionen Kronen. Das Ministerium begnügt sich mit der reservierten Bemerkung, diese Ziffer solle ‚bloß Anhaltspunkte bieten, um das Maß des Einflusses des Fremdenverkehrs auf die Bilanz unserer internationalen Zahlungsbilanz annähernd richtig einzuschätzen'. Es bleibt dem Leser überlassen, aus der aus der nämlichen offiziellen Verlautbarung ersichtlichen Tatsache, daß der Aktivsaldo der ganzen österreichisch-ungarischen Zahlungsbilanz überhaupt nur 46 Millionen zur nämlichen Zeit betrug, den zwingenden Schluß zu ziehen, daß Österreich-Ungarn ohne den Fremdenverkehr in seiner damaligen Zahlungsbilanz mit einer Million passiv geblieben sein würde. Das ist eine einwandfreie Feststellung von offizieller Seite; das sind Zahlen, die bereits acht Jahre zurückliegen, und von Jahr zu Jahr hat seitdem der Fremdenverkehr qualitativ und quantitativ zugenommen!

In der Schweiz, die noch immer das Eldorado der verwöhntesten und anspruchsvollsten Luxusreisenden ist, wurden bereits vor zehn Jahren durch eine Reihe von Berechnungen, die von verschiedenen Gesichtspunkten ausgingen, Jahresbruttoerträge von 120 bis 160 Millionen Franken aus dem Fremdenverkehr nachgewiesen, die zur Ausgleichung der internationalen Verbindlich-

keiten des Landes beitrugen. Für Italien betrug die Summe, die der Fremdenstrom ins Land führte, rund 300 Millionen Lire. In den übrigen vom Fremdenverkehr bevorzugten Ländern war man bisher nur auf Schätzungen angewiesen; seit einigen Jahren ist man jedoch auch da bemüht, sorgfältige statistische Unterlagen zu sammeln. — Schon aus den wenigen im vorstehenden angeführten Zahlen, die heute längst überholt sind, geht unbestreitbar hervor, daß die mit Naturschönheiten gesegneten Länder einen namhaften Teil ihrer Einkünfte aus dem Fremdenverkehr beziehen, der viele Tausende fleißiger Hände beschäftigt. Ein besonderer Vorzug des Fremdenverkehrs ist es auch, daß er vielfach in Gegenden helfend einspringt, wo Handel, Industrie und Landwirtschaft versagen. Elende Fischerdörfer an der Küste, deren Bewohner vorher Tag für Tag ihr Leben aufs Spiel setzen mußten, um den notdürftigsten Unterhalt zu gewinnen; armselige Orte im Hochgebirge, dessen karger Boden kaum die an ein hartes Leben gewöhnten Gebirgler zu ernähren vermochte, verdanken dem Fremdenverkehr einen ungeahnten Aufschwung und blühendes Leben, vielfach sogar einen nicht unbedeutenden Wohlstand. — Alle diese Momente rechtfertigen den Anspruch des Fremdenverkehrs, als gleichberechtigter volkswirtschaftlicher Faktor den übrigen wirtschaftlichen Erscheinungsformen ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden, und den von den lokalen Organisationen desselben, deren Mittel und Kräfte den stetig sich steigernden Anforderungen nicht mehr gewachsen sind, immer und immer wieder ausgesprochenen Wunsch, der Staat möge helfend und fördernd eingreifen. Es geschieht ja nicht zum Vorteil einiger weniger, sondern zur Hebung der Wirtschaftsbilanz des Landes. Aber obwohl der Fremdenverkehr zur wirtschaftlichen Kräftigung des Landes ebenso beiträgt wie Handel, Industrie und Landwirtschaft; obwohl er diesen seinen bevorzugten Geschwistern, die sich in der Gnade staatlicher Förderung sonnen, nie schädigend die Bahnen kreuzt, sondern ihnen dort, wo sie verkümmernd ihr Dasein fristeten, zu blühendem Aufschwung verhilft, hilft ihm doch keiner wieder, selbst der Staat nicht, dem er goldene Früchte in die Scheuern trägt. Trotz aller Bitten und Vorstellungen ist er das verachtete Aschenbrödel geblieben, wenigstens in Deutschland, in Bayern.

In Österreich ist es anders. Da hat die Regierung schon seit Jahren erkannt, welch enormen Nutzen ein in geregelte Bahnen geleiteter organisierter Fremdenverkehr dem Lande bringt. Die österreichische Regierung hat aus der bereits oben gedachten theoretischen Erkenntnis im Jahre 1909 nunmehr die praktischen Konsequenzen gezogen und die Organisation des ‚Departements für Fremdenverkehr‘ im Ministerium für öffentliche Arbeiten geschaffen. In Österreich hat man begriffen, daß die Arbeit der lokalen und Landesverbände des Fremdenverkehrs ‚unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Landesinteressen‘ beurteilt werden muß. Als ein Ausfluß dieser verständigen Wirtschaftspolitik erscheint die Einstellung eines Betrages von 650 000 Kronen für Förderung des Fremdenverkehrs in den Staatsvoranschlag des Arbeitsministeriums für 1909. — Das Beispiel Österreichs, dessen Finanzlage wahrlich nicht die glänzendste ist, hat inzwischen auch in Frankreich Anklang und Verständnis gefunden, wo man daran ist, dem Ministerium für öffentliche Arbeiten ein Amt zur Förderung des Touristenverkehrs anzugliedern.

Wie innig Fremdenverkehr und Volkswohlstand miteinander verknüpft sind, dafür liefert ein klassisches Zeugnis das kleine Tirol, dessen wirtschaftliche Entwicklung unter dem Einfluß des Fremdenverkehrs sich ziffernmäßig nachweisen

läßt. In Tirol ist der Fremdenverkehr seit dem Jahre 1890 um das zehnfache gestiegen. Das Echo davon findet sich in dem amtlichen Nachweis über die Steuerleistung Tirols, wonach das steuerpflichtige Gesamteinkommen der Tiroler Bevölkerung in den zehn Jahren seit Einführung der neuen Personaleinkommensteuer vom Jahre 1898 bis 1908 von 32 709 446 Kronen mit einer Steuervorschreibung von 461 032 Kronen auf 110 873 000 Kronen mit einer vorgeschriebenen Steuer von 1 567 933 Kronen, also um mehr als das Dreifache, gestiegen ist. Daß diese Steigerung nicht nur den Wirten und Gewerbetreibenden zugute gekommen ist, vielmehr auch eine Vermehrung ungezählter Existenzmöglichkeiten auch in den dem Fremdenverkehr vordem wenig geneigten Kreisen eingetreten ist, zeigt der Nachweis, daß das Einkommen aus Dienstbezügen von 9 668 810 Gulden (19 337 620 Kronen) im Jahre 1898 auf 41 780 000 Kronen im Jahre 1908 gestiegen ist.

Diese Ziffern reden eine überzeugende Sprache, und der Staat würde seine Aufgabe, seine Pflicht verkennen, der solch eindringlicher Mahnung gegenüber die Hände in den Schoß legen wollte. Sobald die privaten, lokalen Organisationen mangels staatlicher Beihilfe nicht mehr imstande sein werden, die ihnen über den Kopf wachsenden Ausgaben für den Ausbau des stetig anschwellenden Fremdenverkehrs aus eigenen Mitteln und mit Zuhilfenahme privater Opferwilligkeit aufzubringen, droht der Fremdenverkehr eine einseitige Entwicklung zu nehmen. Große Hoteltrusts werden sich seiner Organisierung bemächtigen und mittels eigener Reisebureaus den Strom gerade der zahlungsfähigsten Fremden nach ihrem Willen lenken, ohne Rücksicht auf die Allgemeinheit, die naturgemäß den Schaden davon haben wird.



Kleine Bausteine

Welche Bevölkerung vermag die Erde zu tragen? / Von Rudolf Schulze

I.

Die zahlreichen Funde von Knochenresten und Skeletten im Diluvium Mitteleuropas, Nordafrikas, Indiens, Nordamerikas und der Pampas von Südamerika beweisen, daß das Menschengeschlecht schon in der Diluvialzeit eine sehr weite, von Südamerika bis Mittelasien reichende Verbreitung hatte. Nach der Eiszeit begann die Einwanderung des Menschen in die ehemals vergletscherten Gebiete, deren Größe man auf mehr als 26 Millionen qkm schätzt. Erst allmählich wurde der Nordrand der Kontinente, die Polargrenze der Ökumene (= bewohnte Zone), erreicht, wohl erst im letzten Jahrtausend. Heute liegt die Ökumene geschlossen zwischen 70° nördlicher Breite und 50° südlicher Breite = rund 430 Millionen qkm. Nur an der Nordgrenze ist der Mensch wieder zurückgewichen, das zeigen die Spuren ehemaliger Besuche der Anwohner auf dem Arktischen Archipel, der Ostküste Grönlands und auf den Sibirischen Inseln. Bei dem lebhaften Seeverkehr müssen die Meere als Bewegungsfeld mitgezählt werden, sie sind nicht menschenleer, wenn sich hier auch die Zahl der Menschen auf wenige Weltstraßen zusammendrängt. So fand B o y s e n* schon für 1887 im Ärmelkanal eine Dichte von 70 Menschen auf je 1000 qkm.

Die Gesamtbevölkerung der Erde schätzt man augenblicklich auf rund 1600 Millionen Menschen. Mehr als die Hälfte wohnen in Asien, ein Viertel in Europa. Schon diese Zahlen zeigen die ungleiche Verteilung der Menschen über den Erdraum. Sie wird bedingt von Natur und Kultur: Steppe, Wüste und das Hochgebirge sind wenig besiedelungsfähig. Ihre Bewohner sind durchweg Jäger, Fischer und Hirten. In den Gebirgen drängte sich die menschliche Ansiedlung in den Tälern zusammen. Die Volksdichte steigt mit der Gunst des Klimas und der höheren Kultur; sie beträgt auf 1 qkm für die Ackerbauländer Mitteleuropas 50, Südeuropas (Lombardei, Campanien) bis 150, in den Tropen (Indien, Java) bis 300. Aber die letzte Zahl ist durchaus eine Ausnahme für die Erde. Welch ungeheure Strecken sind menschenarm: Die Polargebiete, der große Steppen- und Wüstengürtel der Alten Welt. Von den 132 Mill. qkm Landfläche der Erde sind zirka

100	Mill.	qkm	sehr dünn	bevölkert	oder unbewohnt.
13	„	„	schwach	„	(Dichte 1 — 10)
13	„	„	mächtig	„	(„ 10 — 50)
3	„	„	gut	„	(„ 50 — 100)
3	„	„	stark	„	(„ über 100**)

Also mehr als 3/4 der Landfläche auf der Erde sind unbewohnt oder sehr dünn (unter 1 auf 1 qkm) bevölkert!

Ein Blick auf die Karte zeigt uns heute 3 D i c h t e z e n t r e n der Erde:

---

* Schiffs-Tonnen- und Personenfrequenz auf dem atlantischen Ozean. Kiel 1890.

** H. Wagner, Lehrbuch der Geographie I., 814 (7. Aufl.)

Mitteleuropa (mit Italien und Großbritannien), Indien, China mit Japan. Auf diesen Gebieten wohnt mehr als die Hälfte des Menschengeschlechtes. Die Ursachen der Volksdichte in Asien sind fruchtbarer Alluvialboden der großen Ströme Ganges-Brahmaputra, Hoangho-Jangtsekiang, feuchtes Klima, intensiver Ackerbau mit mehrmaliger Ernte im Jahr; andererseits in Europa, dessen Klima rauher, dessen Boden ungleich magerer ist, vorzugsweise die Industrie.

II.

Nach obigen Angaben scheint es also auf den ersten Blick, daß es für die Erde in Zukunft noch die Möglichkeit einer ausgedehnten Besiedelung gibt, da ¾ oder 100 Mill. qkm erst sehr dünn oder gar nicht besiedelt sind.

So erhebt sich von selbst die Frage: Welche Bevölkerung vermag die Erde zu tragen?

In der Tat hat es nicht an Versuchen gefehlt, das Maximum der Erdbesiedelung zu berechnen. Der Holländer Leeuwenhoeck glaubte Ende des 17. Jahrhunderts, daß die Welt, wenn alle Erdteile so dicht besiedelt wären wie Holland und Friesland, wohl 13⅓ Milliarden Menschen ernähren könnte. Doch gibt er selbst zu, wie überaus unwahrscheinlich und unmöglich das ist.

Auf ähnlicher Stufe steht eine Berechnung der Zeitschrift ‚Die Woche' (1900). Sie geht aus von dem ungeheuren Aufschwunge der chemischen Industrie, die noch ungeahnte Mengen von Nährwerten dem Boden entziehen könne. Von einem qkm vermöge man 150 000 kg Eiweißstoffe zu gewinnen, ausreichend zur Ernährung von 4000 Menschen. Auf Grund dieser Werte glaubt der Artikelschreiber, das Maximum der Bevölkerung der Erde auf 200 Milliarden Menschen berechnen zu dürfen! Ich frage, wo soll diese ungeheure Menschenmenge wohnen? Nähmen wir selbst die Volksdichte von Paris, wo in den inneren Stadtteilen 30 000 Menschen auf 1 qkm wohnen, so müßten diesen 200 Milliarden rund 7 Millionen qkm zum Wohnraum dienen. Diese Milliarden aber wollen sich auch kleiden und nähren; sie bedürften also der 100fachen Fläche für Baumwolle, Getreide, Hülsenfrüchte gegenüber den heutigen Arealen. Das ergäbe für Baumwolle eine Anbaufläche von 20 Millionen qkm, für den Weizen rund 80 Millionen qkm, für den Roggen 40 Millionen qkm usw. Man sieht, die Erde wäre viel zu klein!

Ernster zu beachten sind die Berechnungen Fr. Ratzels, Ravensteins und des Frhrn. v. Firks. Fr. Ratzel* glaubt, daß die Erde, abgesehen von Europa (s. u.), Indien und China — also den heutigen Dichtezentren — mindestens rund 60 Millionen qkm Land von solcher Güte besitze, daß sie einige Milliarden von Menschen ernähren könne. Leider gibt Ratzel uns nicht an, wo dieses Land in solcher Ausdehnung vorhanden ist; auch steht mit dieser Behauptung sein Satz in Widerspruch, ‚daß nur im gemäßigten Klima starke Verdichtung' möglich sei.**

Ravenstein geht von an sich richtigen Voraussetzungen aus, indem er frägt: Wieviel Land ist noch zu kultivieren?*** Er unterscheidet Kulturland, Grasland bezw. Steppe und Ödland und gibt folgende Tabelle:

* Anthropogeographie II., 228.

** Übrigens eine Behauptung, die den Tatsachen widerspricht: Javas Bevölkerung ist 1820—1900 von 4 Mill. auf 29 Mill. Menschen gestiegen.

*** Vgl. Pet. Mitt. 1891, L. B. 2188.

Art des Bodens	Fläche	Dichtemöglichkeit
1. Wald- und Kulturland	73,2 Mill. qkm	80
2. Grasland und Steppe	36,0 „ „	4
3. Ödland	10,8 „ „	0,4

Als Maximum der Bevölkerung gibt er an für:

1. = 5856 Mill. Menschen
2. = 144 „ „
3. = 4 „ „

Summa 6004 Mill. Menschen auf 120 Mill. qkm.*

Frhr. v. Firks schließt sich Ravenstein an.** Doch berechnet er die Flächen und die Dichtezahlen zu groß, indem er für die Steppe als Dichtezahl 20 und für die Wüste 5 auf 1 qkm rechnet, während sie Ravenstein vorsichtig und richtig auf 4 und 0,4 annimmt. So kommt er zu dem Resultat, daß die Erde eine Menschenzahl von 9000 Millionen zu ernähren vermöge.

Alle diese Berechnungen leiden an dem Fehler, daß sie die Ernährungsfrage zu wenig berücksichtigen und nur die Besiedelungsfläche in Betracht ziehen.

III.

Auf diesem Wege kommt man nicht zu einem annehmbaren Ergebnis. Aber wie ist dieses zu gewinnen?

Wohl haben wir oben gesehen, daß nur 3 Millionen qkm der Erde stark bevölkert, d. h. an einer gewissen Grenze der Besiedelungsmöglichkeit angelangt sind. Doch ist es undenkbar, daß die übrigen 130 Millionen qkm Landfläche, die mäßig oder dünn besiedelt sind, auch nur annähernd eine gleich dichte Bevölkerung zu tragen vermögen. Denn Grundbedingung ist in erster Linie die Ausdehnung der Anbauflächen der Brotfrüchte, insbesondere von Weizen.

Da müssen zunächst alle diejenigen Gebiete ausgeschaltet werden, die infolge der Ungunst des Klimas oder aus Mangel an Feuchtigkeit für die Weltwirtschaft, d. h. für die Allgemeinheit des Menschengeschlechtes, keine wirklich großen Erträge liefern können.

In dieser Voraussetzung müssen wir fragen: Wieviel ertragsfähiger Boden kann noch gewonnen werden? Greifen wir zwei Beispiele heraus. Schon heute sind Deutschland und England auf Getreideeinfuhr angewiesen. In Deutschland betrug die Weizenernte im Durchschnitt der letzten Jahre rund 3,5 Millionen Tonnen, eingeführt aber wurden rund 2 Millionen Tonnen. Wollte Deutschland sich also selbst ernähren, so müßte das Weizenareal verdoppelt werden. Ähnlich steht es mit England. Zur Selbsternährung bedürfte das Land einer Weizenfläche von 34 000 qkm = einem Viertel des Landes; das ist jedoch unmöglich zu erreichen. Man könnte einwenden: Es gibt in Europa doch noch Tausende qkm Ödländereien, die noch urbar gemacht werden könnten. Aber fast die

* Innerhalb der Getreidegrenze.

** Bevölkerungs-Lehre und Politik Leipzig 1898, 295.

Hälfte (100 000 qkm) liegen nördlich der Getreidegrenze. Wohl sind manche Gebiete fruchtbar gemacht durch Trockenlegung, bezw. ihre Trockenlegung ist geplant: Kopaissee 250 qkm, Fucinersee 145 qkm, Zuidersee ca. 2000 qkm, Pontinische Sümpfe 300 qkm. Das sind jedoch verhältnismäßig kleine Flächen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß England allein jährlich für die zunehmende Bevölkerung 260 qkm mehr kultivieren müßte.

Wo gibt es nun auf der Erde noch große anbaufähige Flächen? Im Laufe des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts sind schon die größten Flächen für den Körnerbau in Angriff genommen: Amerika und Australien. Die Vereinigten Staaten sind schon an der Grenze der Bebauung angelangt; es gibt dort keinen jungfräulichen Boden mehr. Seit 1903 hat die Weizenfläche (200 000 qkm) nicht mehr zugenommen. Nur zwei Gebiete gibt es in Amerika, deren Anbaufläche noch zu vergrößern ist: Kanada (12 000 qkm) höchstens um das Vierfache, die La Platastaaten Argentinien und Uruguay (ca. 35 000 qkm) um das Dreifache. In Asien besitzt Sibirien zwar noch große Flächen, aber die jährliche Einwanderung ist auch sehr groß. In Australien ist die Anbaufläche des Weizens wegen der Ungunst der Regenmenge kaum zu vergrößern. Ich beschränke mich auf die Anbaufähigkeit des Weizens, weil er für die Weltwirtschaft die wichtigste Brotfrucht ist. Das Gesamtareal für Weizen schätzt H. Wagner auf rund 800 000 qkm (1900). Nach obigen Ausführungen wird man leicht einsehen, daß dieses Areal kaum zu verdoppeln ist. Für die Zukunft dürfen wir auch nicht außer acht lassen, daß die Bevölkerung in den wichtigsten Weizenländern (Rußland und den Vereinigten Staaten) stark zunimmt und infolgedessen die Weizenausfuhr aus diesen Ländern abnehmen muß. Nach Sir William Crookes* hatten die Weizenländer der Erde 1871 370 Millionen Einwohner, dagegen 1891 516 Millionen Einwohner mit 850 Millionen hl Weizenverbrauch. Die Ernte von 1897 jedoch betrug nur 700 Millionen hl. Jene fehlenden 150 Millionen hl mußten also aus dem Überschuß früherer Jahre gedeckt werden; das ist fast ein Sechstel.

Trotzdem die Anbaufläche für Brotgetreide seit 1869 um jährlich 16 000 qkm (= Königreich Sachsen) gewachsen ist — also in 30 Jahren um 480 000 qkm (ungefähr = Deutschland) —, so betrug doch 1898 das Defizit der Anbaufläche gegenüber der Bevölkerungszunahme im gleichen Zeitraume schon 80 000 qkm. Ein Ausweg aus diesem wachsenden Defizit der Anbaufläche, die ja einmal ihre Höchstgrenze erreichen wird, sieht Crookes nur in der Steigerung des Ertrages, der z. B. in den Vereinigten Staaten von 11 auf 18 hl pro ha gebracht werden müßte, um mit der prozentualen Zunahme der Bevölkerung Schritt zu halten. Es kann diese Steigerung bewirkt werden durch künstliche Düngung und Entnahme des Stickstoffes aus der Luft. Daß in der Tat durch künstliche Düngemittel der Ertrag bis zu einer gewissen Grenze, die von Boden und Klima abhängig ist, gesteigert werden kann, mag man aus folgender Tabelle ersehen:

Mittelertrag pro ha in:	Dänemark	36 hl
	Deutschland	19 „
	Österreich	14 „
	Argentinien	12 „
	Ver. Staaten	11 „
	Rußland	8 „
	Südaustralien	7 „

* Das Weizenproblem 1898.

Wollen wir aus vorstehenden Darlegungen unsere Schlüsse ziehen, so müssen wir zweierlei betonen: 1. Die Anbaufläche der Brotfrüchte läßt sich sicher nicht mehr als verdoppeln; 2. auch die Steigerung des Ertrages hat eine feste Höchstgrenze. Hieraus ergibt sich von selbst, daß die Berechnungen Ratzels und Ravensteins viel zu hoch gegriffen sind; denn einer solchen Riesenbevölkerung würde es, abgesehen von den Siedelungsmöglichkeiten, an ausreichenden Bedingungen der Ernährung fehlen. Man könnte nun vielleicht einwenden, daß bei unserer Untersuchung die tropischen und subtropischen Waldflächen außer Rechnung gestellt seien. Dem möchte ich entgegnen, daß sich bei rücksichtsloser Entwaldung ungeheurer Waldflächen Klima und Feuchtigkeit zu Ungunsten ändern würden, wie ja durch die rücksichtslose Entwaldung der Höhen des Mittelmeergebietes weite Strecken ihres Humusbodens durch Wind und Wasser beraubt sind. Nach all dem Vorstehenden darf man vielleicht sagen, daß theoretisch die Bevölkerungszahl der Erde sich höchstens verdoppeln kann, also im Maximum die Zahl von 3 Milliarden erreichen wird.

Die Frage, wann dieses Maximum erreicht sein wird, ist schwerlich zu beantworten. Das mag man an folgendem Beispiele sehen. Die Vereinigten Staaten sind von 1790—1900 von 4 Millionen auf 76 Millionen Einwohner gestiegen. Man hat berechnet, daß sie im Jahre 2000 eine Bevölkerung von 400 Millionen zählen würden. Aber bleibt die Jahresquote der Zunahme? Schwerlich. Ich glaube überhaupt nicht, daß jene Zahl von 400 Millionen je erreicht wird, weil neue Hilfsquellen und Flächen größtenteils schon erschöpft sind. Ähnlich steht es mit der Gesamtzunahme des Menschengeschlechtes, das von rund 1000 Millionen im Jahre 1800 auf rund 1600 Millionen im Jahre 1900 oder um jährlich 4 Prozent gestiegen ist. Denn eine ähnliche weitere Entwicklung der Hilfsquellen für das menschliche Dasein, wie im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, ist nach menschlichem Ermessen aus Mangel an geeignetem jungfräulichen Boden im höchsten Grade unwahrscheinlich.

Man darf deshalb wohl mit H. Wagner ruhig bezweifeln, ob ‚die Erde mehr als die doppelte Zahl an Menschen, welche sie heute trägt, zu ernähren‘ vermag.

Beethovens Lehrer J. G. Albrechtsberger

Von Eugen Schmitz

In dem monumentalen Sammelwerk ‚Denkmäler der Tonkunst in Österreich‘ ist unlängst ein Band Instrumentalkompositionen von J. G. Albrechtsberger (herausgeg. von O. Kapp) erschienen, der in mehr als einer Hinsicht besonderes Interesse beanspruchen kann. Zunächst als neuer, dankenswerter Beitrag zur Geschichte der Wiener Instrumentalmusik in den Anfängen des Klassikerzeitalters. Die überragende Größe Haydns, Mozarts und Beethovens hat eine Reihe bedeutender Zeitgenossen mit ihrem Glanze so überstrahlt, daß diese an sich sehr beachtenswerten Künstler in unverdiente Vergessenheit geraten sind. Bei historischer Betrachtung der Verhältnisse ist aber daran zu erinnern, daß die drei Klassiker als Instrumentalkomponisten Angehörige einer reich entwickelten Wiener Tonsetzerschule sind, aus der sie freilich in einsamer

Genialität aufragen, die aber trotzdem auch neben ihnen noch manches hervorragende Talent (Monn, Wagenseil, Starzer, Dittersdorff, Eberl, Förster, Clementi u. a.) aufzuweisen hat. Auch J. G. Albrechtsberger gehört, wenngleich wie sich zeigen wird in vorwiegend negativer Bedeutung, in diese Reihe; seine Persönlichkeit und mithin auch der neue Denkmälerband ist uns aber noch deswegen von besonderem Interesse, weil Albrechtsberger einer der Hauptlehrer des jungen Beethoven war, mithin mit der Tradition der klassischen Kunst aufs unmittelbarste verknüpft ist.

Ende 1792 ging der damals noch nicht zweiundzwanzigjährige Beethoven, durch vornehme Gönner unterstützt, von seinem Geburtsort und Jugendheim Bonn nach Wien, um dort bei Haydn Komposition zu studieren. ‚Lieber Beethoven! Sie reisen itzt nach Wien zur Erfüllung Ihrer so lange bestrittenen Wünsche. Mozarts Genius trauert noch* und beweint den Tod seines Zöglings. Bei dem unerschöpflichen Haydn fand er Zuflucht, aber keine Beschäftigung, durch ihn wünscht er noch einmal mit jemand vereinigt zu werden. Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozarts Geist aus Haydns Händen.' So schrieb dem scheidenden Kunstjünger damals der musikliebende, befreundete Graf Waldstein ins Stammbuch. In der Tat mußten sich für Beethoven an den Gedanken, bei Haydn, dem anerkannt Größten unter den lebenden Meistern der Tonkunst, studieren zu dürfen, die höchsten Erwartungen knüpfen. Leider sollten sie sich nur in geringem Maße erfüllen. Der Beethovenforscher Gustav Nottebohm hat in seinem 1873 erschienenen Werk ‚Beethovens Studien bei Haydn, Albrechtsberger, Salieri' an Hand der erhaltenen Originalmanuskripte des jungen Künstlers Einblick in dessen einschlägige Arbeiten gegeben. Darnach scheint Haydn beim Unterricht nicht mit der nötigen Konsequenz und Sorgfalt vorgegangen zu sein, worüber dem studierenden Kunstjünger ein Zufall alsbald zu voller Klarheit verhalf. ‚Eines Tages nämlich', so erzählt der Beethovenbiograph Marx, ‚stieß Beethoven bei der Rückkehr vom Lehrer auf den ihm bekannten und geschätzten Tonsetzer Johannes Schenk, später als Komponist des „Dorfbarbiers" in weitern Kreisen beliebt. Schenk warf mit höflicher Aufmerksamkeit einen flüchtigen Blick in das Notenheft voll Übungen und zeigte dem jungen Manne mancherlei Unrichtigkeiten, während Beethoven versicherte, Haydn habe die letzten Sätze soeben durchkorrigiert. Es wurde zurückgeblättert, und überall fanden sich unverbesserte Fehler. Beethoven geriet in Zorn, denn im ersten Augenblick ward er nicht bloß an der Einsicht, sondern auch an dem guten Willen seines Lehrers irre. Rasch entschlossen, wie er war, wollte er den Unterricht Haydns sofort verlassen, und konnte kaum bewogen werden, Haydns zweite Reise nach England (Anfang 1794) abzuwarten, um bei schicklichem Anlaß aus seiner Lehre in die Albrechtsbergers überzugehen.' Bei diesem Lehrmeister weilte nun Beethoven etwa vom Januar 94 bis Anfang Mai 95. Auch aus dieser Zeit sind uns seine Studien durch das erwähnte Werk von Nottebohm zugänglich gemacht worden: einfacher und doppelter Kontrapunkt, Fuge und Kanon waren die hauptsächlichsten Materien, die Beethoven damals durcharbeitete. Albrechtsberger, dessen an äußeren Ereignissen nicht sehr reicher Lebenslauf in stets ansteigender Linie vom Organistendienst im Benediktinerstift Melk zum Kapellmeisteramt am Wiener Stephansdom führt,** war, als Beethoven sein Schüler wurde, bei-

* Mozart starb bekanntlich am 5. Dezember 1791.

** Eine sorgfältig gearbeitete biographische Skizze gibt Oskar Kapp in der Einleitung des österreichischen Denkmälerbandes.

nahe sechzig Jahre alt und erfreute sich als Orgelspieler, Komponist und Lehrer allgemeinen Ansehens. In all diesen Beziehungen folgte er indessen ziemlich reaktionären Bahnen. Sein großes 1790 erschienenes Lehrbuch der Komposition steht ganz auf dem Standpunkt des berühmten, aber schon für seine Entstehungszeit (1725) veralteten 'Gradus ad parnassum' von Fux. Trotzdem verdankt Albrechtsberger gerade seinem Lehrbuch, sowie der theoretischen Lehrtätigkeit überhaupt, in erster Linie seine Stellung in der Musikgeschichte. So vermochte man ihn bisher beinahe auch ausschließlich als Theoretiker in Beziehung zu seinem großen Schüler zu setzen, weshalb es gerade von besonderem Wert und Interesse ist, nunmehr an Hand der genannten neuen Publikationen auch sein künstlerisches Schaffen zum Vergleich beiziehen zu können. Oskar Kapp, der Herausgeber des Albrechtsbergerschen Bandes, hat in der Vorrede denn auch einige diesbezügliche Versuche gemacht, die aber teilweise als mißglückt anzusehen sind. Was zunächst die speziell kontrapunktische Seite von Albrechtsbergers Kunst anlangt, so ist ihre entwicklungsgeschichtliche Stellung zu Beethoven mit der Behauptung, daß diese Formen 'auf dem Wege, welcher von der Instrumentalfuge Seb. Bachs zu der Beethovens führt', lägen, keineswegs richtig charakterisiert. Allerdings ist Albrechtsberger einer der letzten Ausläufer jener Schule alter Kontrapunktiker, die als Epigonenerscheinung des Bachzeitalters zu verstehen ist und mit ihren äußersten Gliedern noch bis weit ins 19. Jahrhundert hereinreicht. Sehen wir uns aber nun die praktischen Proben kontrapunktischer Kompositionen Albrechtsbergers, die unser Denkmälerband vorlegt, näher an, so erkennen wir in ihnen den ausgesprochenen Typ der Dekadenz. Zwar klingen diese Präludien und Fugen vortrefflich und sind teilweise so 'unterhaltlich', wie man es von so strengen Formen kaum erwarten sollte; es sind eben echte Kinder des Wiener Salonstils der Zopfzeit, deren kontrapunktische Form aber nur wie eine seriös altväterische Maske anmutet; mit anderen Worten: sie folgen zwar äußerlich der Tradition des Bachzeitalters, stehen aber innerlich dem künstlerischen Geist und der künstlerischen Tiefe des alten Großmeisters gänzlich ferne. Irgendwelche innere Vermittlung Bachschen Stiles konnte Beethoven durch sie also keineswegs gewinnen. Deren bedurfte er aber auch kaum, denn sie hatte er in reichem Maße schon in seinem Jugendunterricht in Bonn hauptsächlich durch seinen damaligen Lehrer Neefe erhalten, und sie trat ihm alsbald in unmittelbarster Weise aus einem der berühmtesten Werke Bachs selbst, dem eben damals 1800 zum erstenmal gedruckten und damit der Vergangenheit entrückten 'wohltemperierten Klavier' entgegen. So hätten Albrechtsbergers einschlägige Schöpfungen höchstens durch ihre glatte, tadellose Technik anregend wirken können. Allein auch dies war nicht der Fall. 'Die Beethovenschen Fugen lassen bei allem Geistvollen und künstlerisch, namentlich für den jedesmaligen Zweck Bedeutenden gerade das vermissen, was das Ergebnis einer tüchtigen Schule ist, bald die vollkommene Fugenmäßigkeit des Themas, bald die Gediegenheit des Baus und seine Gliederung im Sinne der Fugenform.' So sagt der Beethovenbiograph Marx und kennzeichnet damit ganz richtig, daß Beethoven gerade das, was Albrechtsberger bot, das technische Rüstzeug der kontrapunktischen Formen, nur mangelhaft angenommen hat. Wie Albrechtsberger selbst darüber dachte, werden wir später hören. Übrigens bleibt Beethoven in jener früheren Epoche seines Schaffens dem Kanon und der Fuge fast ostentativ ferne; selbst in Werken wie der C-dur-Messe oder dem Oratorium 'Christus am

Ölberg', wo ihre Anwendung vom Zeitgeschmack eigentlich unbedingt gefordert war, gönnt er ihnen nur bescheidensten Raum. Und wenn er ausnahmsweise, wie z. B. in den Prometheus-Variationen op. 35 einmal von dieser Zurückhaltung abgeht, da vermag er den Eindruck des ‚Studienhaften', Gezwungenen, künstlerisch Unfreien nicht ganz zu bannen. Zu seinem Heil riß der Faden, der ihn auf diesem Gebiete mit Albrechtsbergers Formenwelt verknüpfte, ab, ehe er nur zu festem Halt gesponnen war, und als der ‚letzte Beethoven', der Beethoven der Neunten Sinfonie und Hohen Messe, der Beethoven der grandiosen B-dur-Quartettfuge dem kontrapunktischen Stil zum erstenmal breiteren Raum im Rahmen seines Schaffens gönnte, geschah es in einer so durchaus neuen, unerhörten Art, daß der wackere weiland Domkapellmeister von St. Stephan wohl als erster selbst die ‚entwicklungsgeschichtliche Verantwortlichkeit' dafür mit Entsetzen und Abscheu abgelehnt hätte.

Auch von Albrechtsbergers ‚freien' Instrumentalwerken, seiner Kammermusik und seinen Sinfonien führen kaum entwicklungsgeschichtliche Linien zur Kunst seines großen Schülers. Den Proben zufolge, die unser Denkmälerband vorlegt, können diese Werke, wie abermals im Gegensatz zur Ansicht des Herausgebers betont werden muß, als Bausteine des klassischen Instrumentalstiles nur sehr teilweise in Betracht kommen. Des Meisters konservative Richtung ließ ihn sich auf diesem damals wichtigsten Gebiet musikalischen Neulandes nur mit ziemlich zager Zurückhaltung bewegen. Jenen frisch vorwärts drängenden Geist, den wir bei anderen Wiener Instrumentalkomponisten der Zeit, bei Monn, Wagenseil und Genossen, antreffen — von Haydns sinfonischen Jugendwerken ganz zu schweigen, — ihn suchen wir bei Albrechtsberger fast vergeblich, und auch formal ist seinem Schaffen der Übergangsstil vom Alten zum Neuen stärker aufgeprägt, als sich mit einheitlicher künstlerischer Wirkung verträgt. Freilich **einzelne** in die Zukunft weisende Züge fehlen nicht. Unser Band vermittelt z. B. die Kenntnis einer aus dem Jahre 1768 stammenden Sinfonie in C-dur, in deren erstem Satz folgende merkwürdige Stelle auffällt:



Diese originelle Terzen- und Unisonoüberleitung mit den humoristischen dynamischen Kontrasten p und f und dem überraschenden modulatorischen Ruck nach Es-dur am Ende könnte recht wohl einer Meistersinfonie Haydns entstammen. Das ist Neu-Wiener-Instrumentalstil (d. h. ‚neu' im Sinne der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts) reinster Provenienz. Leider ist Derartiges bei Albrechts-

berger ungemein rar. Vielfach weist schon die Natur der Thematik stark in die Vergangenheit. Themen wie:

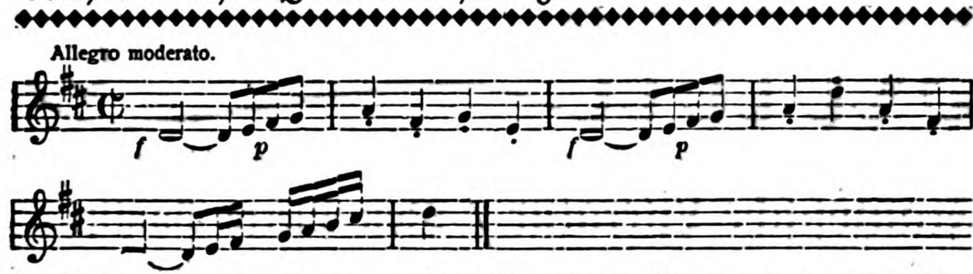


entstammen noch ganz der Ära jener nichtssagenden, bombastisch lärmenden neapolitanischen Opernsinfonien, die gerade durch die Leistungen der Wiener Schule und ihrer Meister endgültig verdrängt werden sollten. Daß hier ein Beethoven keine Anregungen schöpfen konnte, ist klar. Das letztzitierte Thema entstammt einem als ‚Sinfonia concertino' bezeichneten Tonstück, das auch der äußeren Form nach der Vergangenheit angehört; es ist eine jener damals noch häufigen, auch in Haydns früherem sinfonischen Schaffen nicht seltenen Erinnerungen an das alte Concerto grosso, aus dessen Schoß sich ja die neuere Sinfonie entwickelte.

Ähnlichen Formanlehen aus alter Zeit begegnen wir auch in Albrechtsbergers Kammermusikwerken. Ein in unserm Denkmälerband neugedrucktes ‚Quintuor' in C-dur und die folgende vierstimmige Sonate in As-dur gehören nach Form und Inhalt noch ganz ausgesprochen der Welt der alten ‚Sonata da camera' an. Namentlich die 1792 (!) datierte Sonate mit der Satzfolge Adagio-Fuga könnte ihrem Äußeren nach recht gut dem A n f a n g des 18. Jahrhunderts entstammen, und beim Quintuor genügt ein Blick auf sein Anfangsthema:



um es als einem ganz ähnlichen Kreis zugehörig erkennen zu lassen. Auch das in der Satzfolge Andante — Menuetto — Trio — Scherzando ziemlich buntfarbige ‚Quartetto II' erinnert noch stark an die Welt der alten Divertimenti, Cassationen und ähnlicher suitenartiger Gebilde. Formal den neuen Bahnen folgen dagegen Quartetto I und Quartetto III, die beide viersätzig sind, an dritter Stelle Menuett und Trio haben und in einem Finale (Quartetto III) die Rondoform bringen. Aber der Tonsatz hat sich doch auch hier noch nicht ganz von der alten kontrapunktischen Schreibweise emanzipiert, und in der thematischen Erfindung namentlich der raschen Sätze begegnen wir auch hier wieder dem inhaltlosen Bombast der neapolitanischen Opernsinfonie; man sehe etwa das Hauptthema des ersten Quartetts:



Höchstens die angedeutete dynamische Schattierung könnte als fortschrittlicher Zug vermerkt werden. Jedenfalls führt auch von dieser Tonwelt kein Pfad zur Kunst Beethovens, des Beethoven, dem es beschieden war, den instrumentalen Kammermusikstil zur reinsten, sublimsten Ausgestaltung zu führen.

Die Frage nach der Bedeutung der praktischen Kompositionstätigkeit Albrechtsbergers für seinen Schüler Beethoven muß also eine durchaus negative Beantwortung finden. Höchstens ganz im allgemeinen könnte man sagen, daß das kontrapunktische Air der Kunst und Lehre Albrechtsbergers in seinem Schüler jenen diesem angeborenen Sinn für nicht nur figurative, sondern reell polyphone Schreibweise, für ‚obligates Akkompagnement', wie Beethoven mit einem technischen Ausdruck der Theorie des 18. Jahrhunderts einmal sagt, weiter geweckt und angeregt hat.

Über das persönliche Verhältnis Beethovens zu Albrechtsberger sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Allzu intim scheint es nicht gewesen zu sein. Beethoven nannte seinen Lehrer gelegentlich wohl einen ‚Musikpedanten', während Albrechtsberger von dem Schüler als einem ‚exaltierten musikalischen Freigeist' sprach.* ‚Gehen Sie nicht mit dem um, der hat nichts gelernt und wird nie etwas Ordentliches machen', sagte er nach dem Erscheinen der Quartette op. 18 zu einem befreundeten Musiker. Trotzdem gedachte Beethoven in späteren Jahren noch mit Dankbarkeit des alten, im gleichen Jahre wie Haydn (1809) verstorbenen Lehrers und gab auch 1817 einem Enkel Albrechtsbergers, Karl Friedrich Hirsch, ‚aus Pietät' unentgeltlichen Unterricht in der Komposition. Ähnliche für Beethovens Charaktergröße typische Züge begegnen uns in seiner Lebensgeschichte ja häufig genug.

* Vgl. Th. v. Frimmel, ‚Beethovenstudien' Bd. 2, Seite 61.



Kritik

Französische Literatur / Von Pierre Paulin

Die französische Literatur hat in den letzten Jahrzehnten bis auf die jüngsten Tage durch die ernste kritische Arbeit hochbegabter Männer wie Brunetière, Faguet, Lemaître u. a. m. eine solche allseitige Ausweitung und Vertiefung erfahren, daß es sich wohl lohnen durfte, im Anschlusse an diese geleistete Arbeit eine neue Literaturgeschichte zu schreiben. Prof. Dr. Nikolaus Welter, ein Luxemburger, hat sich dieser schwierigen, aber anregenden Arbeit unterzogen und bietet uns nun im Verlage Kösel-Kempten 1909 diese neue Geschichte der französischen Literatur.* Beider Sprachen mächtig, ein guter Kenner französischen Geistes, hat er eine Arbeit geschaffen, an der man alles in allem seine Freude haben kann. Was ihn ferner von andern Literaturhistorikern scheidet, ist sein durch keine nationale Einseitigkeit getrübtes Urteil, durch das er sich besonders bei Vergleichung literarischer Epochen mit solchen der deutschen Literatur über die übliche, bei uns vielfach landläufige Wertung emporhebt. Die zugrundegelegten Arbeiten der neueren französischen Kritik, deren maßgebenden Einfluß man mit Freude hier und dort verspürt, geben auch der Arbeit den Stempel der Wissenschaftlichkeit, und man empfindet stets mit Genugtuung, daß der Verfasser das zu halten bestrebt ist, was er in den ersten Zeilen der Vorrede sagt. Er stützt sich vor allem auf Brunetière, der in seinem ‚Manuel‘ und in seiner leider unvollendeten Geschichte der französischen Literatur den Entwicklungsgedanken so scharf zum Ausdruck bringt. Besonders in der Behandlung des 16. und 17. Jahrhunderts weisen uns schon die Kapitelüberschriften auf Brunetière hin.

Gehen wir nun näher auf das Stoffliche ein, so bietet Welter in der ersten und zweiten Periode wenig Neues. Das Bekannte hat er knapp und treffend zusammengefaßt. Übersichtlich und recht dankenswert ist dabei der eingeschaltete Artikel über den internationalen Einfluß der nordfranzösischen Epik.** Es wäre vielleicht nicht unangebracht gewesen, beim Minnegesang in einem kleinen Exkurs auf das Wiederaufleben der provenzalischen Poesie und besonders auf Mistral hinzuweisen, da wohl die meisten diesbezüglich keine Spezialwerke, sondern irgend eine französische Literaturgeschichte aus naheliegenden Gründen zu Rate ziehen. Bei Ronsard muß man dem Verfasser Dank wissen, daß er diesen Dichter höher einschätzt, als es zu geschehen pflegt. Gerade in bezug auf die Plejade hätte Welter in seinem Verzeichnis empfehlenswerter Schriften über die französische Literatur das einschlägige Werk von Dorchain anführen sollen; auch das vortreffliche Handbuch Morfs, ‚Das Zeitalter der Renaissance‘, wäre einer empfehlenden Beachtung wert gewesen. Auf Grund der wertvollen Arbeit von Albert Baur, ‚Maurice Scève et la Renaissance lyonnaise‘, hätte sich auch etwas mehr über die Lyoner Dichterschule und den Platonismus der damaligen Zeit sagen lassen.*** Wenn der Verfasser dann S. 79 behauptet, daß bis auf Ludwig XIII. die bessere Gesellschaft kaum dem Namen nach bestanden habe, so gibt er sich einem Irrtum hin. Die ‚Cour amoureuse‘ um 1400, die in ihren Statuten die besten Namen aufzählt, darf gewiß nicht unterschätzt werden. Ihr Einfluß auf die Poesie, ich verweise auf die jeux à vendre von Christine de Pisan, ist

---

* Geschichte der französischen Literatur von Dr. Nik. Welter. Sammlung Kösel, 1909, 328 S. 2 Mk.

** Für das merovingische Epos wäre die Schrift von Godefroi Kurth ‚Histoire poétique des Mérovingiens‘ im Literaturverzeichnis zu empfehlen.

*** Wenn ich hier auf manche Punkte eindringlich verweise, so gehe ich von der Erwägung aus, daß es doch vorwiegend Geistliche, Journalisten, Studenten und Lehrer sind, die sich Literaturgeschichten kaufen, um darin den gewünschten Aufschluß zu finden.

beachtenswert, wie überhaupt der gesellschaftliche Einfluß auf die Dichtkunst vor Franz I. ein noch zu schreibendes Kapitel wäre.

Was nun das XVII. Jahrhundert anbelangt, so darf Welter darauf Anspruch erheben, in kühner Unparteilichkeit Urteile zu korrigieren, an die wir uns gerade in Deutschland mit seltener Hartnäckigkeit gewöhnt hatten. Seine ganze Darstellung geht darauf hinaus, daß auch das XVII. Jahrhundert mit Recht ‚als eine der großen Kultur- und Kunstperioden der Menschheit' gewertet werden müsse. Es ist hier interessant zu verfolgen, wie sich manche Urteile im Laufe der Zeit geändert haben. Über alle Zeitgenossen ragt nun in seiner Art Racine empor, von dem der Verfasser sagt: ‚Racine war zu sehr Dichter, um von seinem Jahrhundert verstanden zu werden. Er ist auch zu sehr Künstler und Realist, als daß ihn die Romantiker nicht hätten verwerfen sollen. Noch immer bleibt er die feinste Blüte, die der französische Geist getrieben hat. In dem, was er als Dichter und Künstler Vollendetes geschaffen, braucht er auch vor dem Dichter der „Iphigenie auf Tauris" und des „Torquato Tasso", braucht Racine, der Hof- und Kulturmensch, auch nicht vor dem Hof- und Kulturmenschen Goethe den Blick zu senken.' Der vorurteilslose Freimut, mit dem der Verfasser hier urteilt, kann nur wohltuend wirken. Man wird ihm wohl auch in allem beipflichten, was er über die andern Leuchten des XVII. Jahrhunderts, über Corneille, Pascal und Molière sagt. Wie hier und auch später sind die treffenden Hinweise auf deutsche Urteile und deutsche Literatur von großer Wirkung. Was die französische Literatur in ihren Anfängen von dem fränkisch-deutschen Geiste borgt, das gibt das gereifte französische Kulturvolk jetzt und später dem germanischen Geiste doppelt wieder.

Dürfen wir bei Racine an die kritische Arbeit von Lemaître denken, so lehnt sich der Verfasser bei Bossuet an Brunetière an. ‚La modernité de Bossuet' war ein Lieblingsthema des großen Akademikers; vielleicht sprach aber da in ihm der Apologet ein gewichtigeres Wort als der Literaturhistoriker, wenn ich auch den hervorragenden Kanzelredner keineswegs unterschätze. Was ich nun am Ende des Klassizismus gewöhnlich vermisse, ist ein kurzer Hinweis auf die Rolle der lateinischen Literatur im Rahmen des Streites der Alten und Modernen. Selbst Lanson verweist diesen Punkt unter den Strich, obwohl der literarische Federkrieg zwischen Charpentier und den Jesuiten in seinem Mittelpunkte eine Persönlichkeit aufweist, Jean Santeul, die kein geringes Interesse beanspruchen darf. La Bruyère und Saint-Simon wissen manches von ihm zu erzählen. Als der bedeutendste Kämpe des sinkenden Latinismus verdient er eine ehrenvolle Erwähnung.

Treten wir in das XVIII. Jahrhundert ein, so fesseln vor allem Voltaire nebst den Enzyklopädisten und Rousseau unser Interesse. Ist Voltaire eine genugsam bekannte Persönlichkeit, so darf uns um so mehr die feine Charakteristik fesseln, die Welter von Diderot entwirft, und worin er auch dessen Stellung zu Lessing, Goethe und Schiller bespricht. Bei Rousseau konnte Welter die vorzügliche Arbeit von Lemaître benützen, die vor nicht allzu langer Zeit das literarische Paris in Aufregung versetzte. Was Rousseau war und wollte, wird uns in packenden Worten geschildert, und sein Einfluß bis auf unsere Tage kurz nachgewiesen.

Fast die zweite Hälfte des Buches umfaßt das XIX. Jahrhundert. Der Verfasser begründet es damit, daß ihm dieses als das reichste und bedeutsamste Zeitalter Frankreichs gelte. Auch hier hat Welter es verstanden, durch eine Fülle anregender Gedanken seine fließende Darstellung zu beleben, wobei er nie die ineinanderlaufenden Entwicklungsfäden übersieht, die das Ende des Jahrhunderts mit den vorhergehenden Epochen verknüpfen. Auch hier ist sein Urteil fast überall begründet und annehmbar, wobei ich mit Genugtuung auf die Beurteilung Zolas hinweise, der wir uneingeschränkt zustimmen können. Bevor ich mich noch zu der neuesten Zeit wende, muß ich mein Befremden darüber

ausdrücken, daß Welter das lothringische Dioskurenpaar Erckmann-Chatrian übersehen hat. Ein ganz kleines Plätzchen verdienen beide doch.

In der neuesten Zeit interessieren uns besonders die Parnassier. Diesbezüglich hätte ich gerne in der Literaturliste das Werk von Catulle Mendès ‚Le mouvement poétique en France‘ gesehen, das wohl so viel Interesse wie das ‚Maskenbuch‘ von Remy de Gourmont bieten dürfte. Vielleicht wäre dann auch Villiers de l'Isle-Adam nicht vergessen worden, dieser feudale Bohémien, der, wie sein deutscher Übersetzer v. Oppeln-Bronikowski mit Recht sagt, von der französischen Kritik heute durchgehend anerkannt, sein Leben lang nur mit Achselzucken behandelt wurde. Den Strömungen der neuesten Literatur wird Welter auch in Huysmans nicht ganz gerecht.* Über das Buch ‚Les Foules de Lourdes‘ kann man mit Recht ganz anderer Meinung sein. Überhaupt ist die katholisierende Neuromantik hier ebensowenig wie bei Baumgartner genügend behandelt. Schriftsteller wie Hello, der Verfasser von ‚L'Homme‘, wie Bloy, der federgewaltige Pamphletist, müssen genannt, und ein Romancier und Kritiker wie Barbey d'Aurevilly weniger oberflächlich gewertet werden. Von letzterem ist aber auch kein einziges Werk genannt worden. Das Buch von Viktor Charbonnel, ‚Les mystiques dans la littérature présente‘, dürfte, abgesehen von der irreligiösen Stellungnahme des Verfassers, für diese literarische Zeitspanne ein Fingerzeig sein.

Dankbar sind wir dem Verfasser für das der modernen französischen Kritik zugedachte Kapitel; hat doch gerade diese Art literarischen Schaffens von jeher in Frankreich ihren Höhepunkt erreicht. Auch die Ausführungen über den Symbolismus und den Freivers verdienen volle Beachtung. Unter den allerneuesten Dichtern hätte Abel Bonnard, der Verfasser der ‚Familiers‘, genannt werden können, dem Faguet in der ‚Revue latine‘ warme Anerkennung gezollt und den er einen ‚grand poète‘ genannt hat.**

Sehen wir von diesen wenigen Randbemerkungen ab, so ist Welters Geschichte der französischen Literatur ein wirklich erfreuliches, fortschrittliches Werk, das über manche mir bekannte französische Literaturgeschichte, wenn auch nicht durch Umfang, so doch durch Anlage und Darstellung weit hinausragt. Große Belesenheit, vorzügliche Kenntnis der einschlägigen Literatur, unbefangenes Urteil, Liebe und Hingabe zum Thema machen diese Arbeit zu einem Buche, das man mit fesselnder Spannung liest. Der lebendige, wechselvolle Stil, wobei wir dem Dichter öfters allzu gesuchte Wendungen zugute halten müssen, trägt ebenfalls nicht wenig dazu bei. Wir haben hier eine französische Literaturgeschichte, die mit deutscher Gründlichkeit ausgearbeitet, aber mit französischem Geiste und Schwunge geschrieben ist.

---

* Ich dürfte hier auf den empfehlenswerten Essai ‚J. K. Huysmans‘ von J. Jörgensen hinweisen, der vor kurzem in der Sammlung ‚Kultur und Katholizismus‘, Kirchheim, Mainz erschienen ist.

** Vielleicht findet auch in einer neuen Auflage das vorzügliche bibliographische Werk ‚Guide Bibliographique‘ von W. Thieme Aufnahme. Für Literaturhistoriker ist es unentbehrlich.

Hochland-Echo

Von Nutz und Gefahr des Reisens

Bereits vor mehr als hundert Jahren schrieb Hufeland in seiner ‚Makrobiotik' dem Reisen zu Lobe:

> ‚Ich kann unmöglich unterlassen, diesem herrlichen Genuß des Lebens eine eigene Stelle zu widmen und ihn auch zur Verlängerung desselben zu empfehlen. Die fortgesetzte Bewegung, die Veränderung der Gegenstände einer freien, immer veränderten Luft wirken zauberisch auf den Menschen und vermögen unglaublich viel zur Erneuerung und Verjüngung des Lebens. Es ist wahr, die Lebenskonsumtion kann dabei etwas vermehrt werden, aber dies wird reichlich durch die vermehrte Restauration ersetzt, die teils in Absicht des Körperlichen durch die ermunterte und gestärkte Verdauung, teils geistig durch den Wechsel angenehmer Eindrücke und die Vergessenheit seiner selbst bewirkt wird. Denen vorzüglich, welche ihr Beruf zum Sitzen nötigt, die anhaltend mit abstrakten Gegenständen oder drückenden Berufsarbeiten beschäftigt sind, deren Gemüt in Gefühllosigkeit, Trübsinn oder hypochondrischer Verstimmung versunken ist, oder denen, was wohl das schlimmste von allem ist, keine häusliche Glückseligkeit zuteil wurde, — diesen empfehle ich dieses große Hilfsmittel.'

Seitdem sind durch die ungeahnte Ausdehnung, Vervollkommnung und — last not least — Verbilligung der Verkehrsmittel alljährliche Reisen zur Gewohnheit breitester Volksschichten geworden, und theoretisch ist auch wohl die Überzeugung von ihrer Nützlichkeit für Geist und Körper allgemein verbreitet. Ob aber auch noch in der Praxis das Reisen überall derart betrieben wird, daß es eine wirkliche Erholung für Leib und Seele bedeutet, darüber kann man sehr verschiedener Ansicht sein. Es war daher durchaus angebracht, daß der Moraltheologe Franz Walter in seinem vielbelesenen Werk ‚Der Leib und sein Recht im Christentum'*, welches alle die mannigfaltigen Bestrebungen moderner Körperkultur auf den Gebieten der Ernährung, Kleidung und Erholung einmal nach ihrer ethischen Bedeutung zu würdigen sucht, auch dem Reisen ein eigenes Kapitel widmete. Er betont darin:

> ‚Das Reisen kann und soll ein wertvoller Behelf sein, um die Verbindung des Kulturmenschen mit der Natur wieder enger zu knüpfen, die Entfremdung zu überwinden, im Volke die schier erstorbene Naturfreude wieder neu zu beleben. . . . Es dient vor allem dem Kunst- und Naturgenuß und fördert dadurch die Erholung und Bildung zugleich. Gerade für den modernen Menschen ist es ein ausgezeichnetes Mittel der Ausspannung. Weil unsere Arbeit intensiver, einseitiger und auch einförmiger geworden ist, ist das Bedürfnis gewachsen, öfters aus dem Geleis herauszutreten, fern von der Arbeit und dem Geschäft einmal in ganz andere Verhältnisse zu kommen, uns geistig abzulenken und doch dem lebhaften, unruhigen Geist der modernen Menschen Abwechslung und neue Eindrücke zu bieten.'

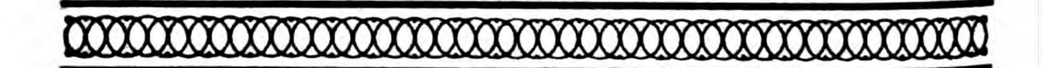
---

* Donauwörth 1910, Verlag von Ludwig Auer. Brosch. M. 10.—. Die positiven Darlegungen der Beziehungen zwischen Hygiene und Moral werden zugleich zu einer wirksamen Apologetik gegenüber der angeblichen Lebensfeindlichkeit des Christentums. — Am meisten Widerspruch dürfte wohl Walters Überschätzung des Vegetarismus finden. Diesem sind 78 Seiten gewidmet, den Gefahren des Alkoholismus nur acht Seiten. Für eine Neuauflage des im übrigen sehr einsichtsvollen Buchs möchte man wohl wünschen, daß sich das Verhältnis dieser Seitenzahlen umkehre.

Die Hauptgefahr aber liege darin, daß sich Hast und Unruhe des modernen Erwerbslebens auch auf die Art der Erholung überträgt, die dann diesen Namen gar nicht mehr verdient:

‚Es ist etwas Übertriebenes und Krankhaftes in das Reisen der oberen Stände hineingekommen, das allmählich tief bis in die mittleren Stände herabgesickert ist. Das Reisen ist vielfach zur Mode und zum Sport geworden. Man reist nicht um sich zu bilden oder zu erholen, sondern ganz allein aus dem Grunde, weil es Mode geworden ist. Es ist nicht zu verkennen, daß das Reisen zum großen Teil der modernen Blasiertheit entspringt. . . . Ohne besonderes Interesse an der Eigenart von Land und Volk, an den Kunst- und Naturschätzen durchjagt man Tausende von Kilometern, lediglich in dem stolzen Bewußtsein, einmal da und dort gewesen zu sein, wo andere noch nicht gewesen sind. Man reiste früher nicht so schnell und bequem als heute, aber man reiste auch bedächtiger und gemächlicher, reiste mit offenen Augen, und man hatte Muße genug, um jede reizvolle Einzelheit am Wege zu genießen. Dieses frohe Genießen fand sein Echo in zahllosen Reise- und Wanderliedern. . . . Es ist seltsam: seitdem das Reisen Mode geworden, ist auch der Sang, der Ausdruck froher Wanderlust, immer mehr verstummt.‘

Die tiefsten Schäden der modernen Reisewut liegen nicht im Übermaß der äußeren Lockungen und Erleichterungen, sondern im Mindermaß der inneren Besonnenheit und Selbstbeherrschung beim Genuß von alledem. Plan- und ruheloses Sichgehenlassen kann in der körperlichen wie seelischen Ordnung nur zur Erschöpfung statt zur Kräftigung führen. Bei der Arbeit wie der Erholung lautet die oberste Gesundheitsregel: Selbstzucht. Nur wer diese übt, bis sie zur zweiten Natur wird, der wird auch von seinen Reisen statt abgehetzt und übersättigt innerlich befreit und gehoben heimkehren. E.



Rundschau

Philosophie

Der internationale Kongreß für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, welcher unter dem Protektorat des Großherzogs von Hessen und unter Teilnahme eines Vertreters aus dem Reichsjustizamt vom 18.—20. Mai in den Räumen des Preußischen Herrenhauses zum erstenmal tagte, verdient in mehr als einer Richtung erhöhte Beachtung. Der Eröffnungsvortrag des Universitäts-Professors Dr. Kohler (Berlin) über die Aufgaben und Ziele der Rechtsphilosophie gab dem Kongreß von vornherein das Niveau der Weltanschauungskämpfe im Sinne der Hegelschen Schule. Die weltbeherrschende Technik, die welterforschende Wissenschaft und die weltgestaltende Kunst formt nach Kohler die Kultur, welche ihre Wurzeln schlägt im Dualismus zwischen Mensch und Natur, zwischen Subjekt und Objekt. Das Ziel der Kultur, die Vergöttlichung des Menschen, so folgerte Kohler weiter, werde vornehmlich unter dem Schutze der kulturstrebigen Rechtsentwicklung erreicht werden. Das entscheidende Wesensmerkmal des Rechts aber liegt nach Kohler darin, daß die Rechtsnorm sich im Gegensatz zur Forderung der Sitte ‚aufdrängte', daß man wohl der Sitte, unter keinen Umständen aber dem Recht ungestraft zuwiderhandeln dürfe. Man kann ganz gewiß auch der umgekehrten Ansicht sein und in Wirklichkeit drängt sich die Sitte ganz gewiß weit exklusiver und unerbittlicher auf, als zahlreiche Rechtsnormen, die ja doch vielfach nur zur freien Disposition für den beliebig anwendbaren Parteiwillen geschaffen und keineswegs immer vollstreckbar, ‚aufdrängbar' sind.

Die gleichwohl bedeutenden Ausführungen Kohlers fanden denn auch alsbald ihren teilweise unbewußten Widerspruch im Referat Somlós, Professor an der Universität Kolosvár (Klausenburg) in Ungarn über Maßstäbe zur Bewertung des Rechts. Nach Somló ist gerade das Sittliche das Wesentliche, und das Merkmal des Sittlichen ist das, was nach Übereinstimmung einer Mehrzahl von Menschen so und nicht anders sein soll, also dem betreffenden Gesellschaftskreis aufgedrängt wird. Von diesem freilich sehr anfechtbaren Standpunkt aus bekämpfte Somló den Naturalismus des Berliner Ordinarius von Liszts und Stammlers Lehre vom richtigen Recht.

Im weiteren Verlauf des Kongresses fanden besonderes Interesse die spontan in die Debatte geworfenen Ausführungen des früheren Leipziger Ordinarius Dr. Ostwald. Er definierte das Recht als die Technik des Ausgleichs kollidierender Interessen im Sinne des materiellen Energienausgleichs. Die Grundgesetze der materiellen Energie aber lauten nach Ostwald: Die Energie kann weder vermehrt noch vermindert werden und niemand kann den stets gleichgerichteten Strom der materiellen Energie rückwärtszwingen. Demgemäß lautet der energetische Imperativ Ostwalds für das Recht: Handele derart, daß die dir in die Hand gegebene Energiemenge mit dem besten Güteverhältnis transformiert werde. Auf die Art schaltet Ostwald das Recht in den ständig vorwärts strömenden Fluß der Energienkultur ein und führt es durch die verschiedenen Entwicklungsstufen der Energienkultur, durch die Logik zur Mathematik und Physik und von da zur Biologie, Soziologie und ‚Kulturologie' hinauf.

Der Ordinarius der Berliner philosophischen Fakultät Dr. Lasson wies den sprachlich ungeheuerlichen Ausdruck ‚Kulturologie' in drastischer Weise zurück und entzog dem ganzen System Ostwalds die tiefste Grundlage mit der kurzen Frage, woher die Wissenschaft Ostwalds die experimentelle Gewißheit für die Endlichkeit des Weltalls

und für diejenige Form des Kosmos nehme, welche die Voraussetzung für Ostwalds Energienlehre bilde, wie insbesondere Ostwald sich bei der Annahme eines unbegrenzten Kosmos die Unveränderlichkeit und den stetigen Vorwärtsfluß der Energie vorstelle, und wie er umgekehrt bei der Annahme eines begrenzten Kosmos und einer demgemäß begrenzten Energie sich die freie, unbegrenzte Willensbetätigung des dem Energiegesetz angeblich untergeordneten Geistes denke. Lasson erklärte bis zur Lösung dieser Rätsel durch Ostwald den verflachenden und tödlichen materialistischen Monismus zurückweisen zu müssen.

Es sprach sodann Rechtsanwalt Dr. ten Hompel (Münster i. W.) über Rechtsmethodik, Weltanschauung und praktische Vorschläge. Der Vortragende eignete sich zunächst die von Ostwald ganz unzulänglich beantworteten Fragen Lassons an und fuhr fort: es sei nicht zu ersehen, wie Ostwald sich die Kulturblüte des klassischen Hellas trotz des damaligen Tiefstandes der technischen Zivilisation Griechenlands und den greifbaren Verfall aller Kulturwerte Roms, trotz der technisch raffinierten Zivilisation unter Nero erkläre, wie Ostwald ferner sich die Blütezeit der mittelalterlichen Kultur, ihre herrlichen Kunstschöpfungen, Dome, Skulpturen, Burgen, Städtebilder und Malereien trotz der technisch geringfügigen Zivilisation des Mittelalters denke, und wie endlich Ostwald die technische Hochblüte der gegenwärtigen Zivilisation vereine mit der kulturellen Unfruchtbarkeit unserer Zeit, die es bei all ihrer Technik, Mathematik, Physik und Chemie nicht weit über den Berliner Dom hinausgebracht habe. Rechtsmethodisch aber sei es ganz zwecklos, von den kulturellen Zielen des Rechts zu sprechen, ehe nicht der Begriff Kultur geklärt und vor aller materialistischen Verflachung, vor jeder Verwechselung mit dem Begriff der technischen Kultur sichergestellt sei. Auch sonst fehle es in der Rechtsmethodik an einer festen Terminologie, wie etwa die Scholastik sie aufgewiesen habe. Hier handele es sich um wissenschaftliche Grundvoraussetzungen. Der Streit um die Voraussetzungslosigkeit habe nichts genützt und habe nur geschadet. Mit Hermann Schell sei die Forderung für Wissenschaft und Praxis methodisch dahin zu stellen, daß zur Auffindung der Wahrheit unzählige Voraussetzungen zu erfüllen seien. Die gegenwärtig herrschende Sprach- und Begriffsverwirrung in der Rechtsphilosophie und in den Gesetzen sei vielleicht zu beheben durch ein methodisches Zusammenwirken der internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie mit dem deutschen Sprachverein und den Reichsbehörden. Was der deutsche Sprachverein im Auftrage des Reichskanzleramtes durch die sprachliche Umarbeitung der Reichsversicherungs- und Reichsstrafprozeßordnung erreicht habe, sei vorbildlich und stelle die sprachliche Rückständigkeit des bürgerlichen Gesetzbuches in ein bedenkliches Licht. Des weiteren bekämpft der Vortragende die extreme Freirechtsbewegung, welche den Richter ermächtigen will, unter Umständen gegen das Gesetz zu erkennen. Das sei, so fährt der Vortragende fort, die Karikatur jeder gesunden Rechtsmethodik ein zersetzender Subjektivismus, das Grab aller Lebensentwicklung im Recht. Nur durch peinlichste Gesetzesanwendung komme zum Ausdruck, wo das Gesetz unklar und verbesserungsbedürftig sei. Zur Ergänzung und Verbesserung sei nur die staatliche Autorität berufen und befähigt. Der Niederschlag der Erfahrungen von Generationen im objektiven Gesetzesrecht könne vom Einzelindividuum und von den Erfahrungen eines kurzen Menschenlebens nicht korrigiert werden. Den Nurentwicklungstheoretikern und Veränderungssüchtigen seien die Ewigkeitswerte entgegenzuhalten, welche die Geschichte immer wieder deutlich zum Ausdruck bringe. Freilich habe diese Erkenntnis das Studium der Geschichte und ihrer Genien, sowie der klassischen Meister der Philosophie und Geschichtswissenschaft zur Voraussetzung. Nur durch die Erfüllung dieser Voraussetzung könne die Grundlage für eine erneute Blüte der Rechtsphilosophie, der Rechtsmethodik und der Rechtspraxis geschaffen werden.

Es folgten hiernach noch u. a. die eindrucksvollen Referate der Professoren Dr. Brie (Breslau), Dr. von Liszt (Berlin), Dr. Géza Kiß (Großwardein) und des Amtsgerichtsrats Landsberg (Lennep, Rhld.). Wegen der Einzelheiten und des weiteren Verlaufs des Kongresses muß hier auf die bevorstehenden Publikationen der internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie verwiesen werden. Das Gesamtergebnis des Kongresses war jedenfalls vollauf befriedigend. Die solange vernachlässigte Rechtsphilosophie und Rechtsmethodik hat durch den Kongreß mächtige, auch für den Praktiker und für die Allgemeinheit bedeutsame Anregungen erfahren. Dr. ten Hompel.

Fr. Paulsens Lebenserinnerungen*

bestätigen und vertiefen die Vorstellung, die man von der Persönlichkeit dieses ‚philosophischen Erziehers' (vgl. Oktoberheft 1908 dieser Zeitschr. S. 110 ff.) schon aus seinen wissenschaftlichen und publizistischen Arbeiten gewinnen mußte. Was ihm selbst als Hauptinhalt seines Lebens erschien, das hat er bereits 1905 zusammengefaßt in der Grabinschrift, die nun gemäß letztwilliger Anordnung in der protestantischen Kirche seines Heimatortes enthüllt worden ist:

‚Zum Andenken an D. Dr. Friedrich Paulsen, geboren allhier zu Langenhorn am 16. Juli 1846, wo seine Eltern waren Paul Fr. Paulsen und Christine, geb. Ketelsen, seine Lehrer Küster S. Brodersen und Pastor C. Thomsen, gestorben zu Steglitz bei Berlin am 14. August 1908, nachdem er an der Berliner Universität durch 33 Jahre als Lehrer der Philosophie und Pädagogik gewirkt hat. Der Wahrheit und der gesunden Vernunft Freund, Feind der Lüge und dem Schein, ein Anhänger der guten Sache, auch der nicht siegreichen, der Ehre der Welt nicht allzu begierig, nicht im Gefolge des Willens zur Macht, der Heimat treu, den Eltern und Lehrern seiner Jugend dankbar zugetan, lebte er in einer Zeit, die von dem allen das Gegenteil hielt, und verließ daher nicht unwillig diese Welt in der Hoffnung einer besseren.'

Die Grundlagen solchen geistigen Wesens, das man trotz widerspruchsvoller pantheistischer Philosopheme ein im tiefsten Kern religiöses nennen darf, haben in ihm unauslöschliche Heimat- und Jugenderinnerungen geschaffen; und über diese ersten Lebenszeiten gerade einen Pädagogen berichten zu hören, der sich über geistige Entwicklungsgänge in besonderem Maße Rechenschaft zu geben vermag, ist verständnisfördernd nicht nur für diese einzelne Persönlichkeit. Paulsen gehörte noch zu jener Generation, die in unbeirrt christgläubiger und kirchlicheifriger Umgebung aufwuchs; dies und manches andere, was er aus seiner nordfriesischen Heimat berichtet, gehört seitdem längst der Vergangenheit an. ‚Der elterlichen Generation wäre ein Leben ohne Kirche noch undenkbar vorgekommen; von der jetzt heranwachsenden würde das Verschwinden der Kirche kaum noch als eine große Lücke in ihrem Leben empfunden werden. So rasch hat sich die Entfremdung gegen die Kirche auch auf die ländlichen Gemeinden eines an sich kirchlichen Landstriches ausgedehnt.' Paulsen für seine Person ist dieser allgemeinen Entwicklung seiner Heimatgenossen vorausgeeilt im üblen, aber auch im guten. Nach einer ländlichen Erziehung, die in ihrem engen Zusammenhang mit Natur und Menschendasein manches pädagogische Reformideal der neuesten Zeit besser und praktischer vorausnahm, brachte dem Fünfzehnjährigen die Verpflanzung an das großstädtische Gymnasium bald eine ‚Verwilderung' des Lebens und Denkens, aus der er sich erst als Student — zunächst der Theologie und dann bald der Philosophie — wieder durch mühsame Selbstzucht zurückfand. Aber Paulsen bleibt sich bewußt, das Beste nicht sich selbst zu danken; und da er in seinen Erinnerungen von Elternhaus und Heimat Abschied nimmt, vergißt er nicht, ‚Gott aufs innigste zu danken für all den Segen, den er mir mit ihnen geschenkt hat. Ich weiß

* ‚Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen.' Jena 1909, bei Eugen Diederichs. Brosch M. 3.—, gebd. 4.—.

nicht, ob ich die Kraft gefunden hätte, die folgenden Jahre zu überstehen und aus allerlei Abfall und Entartung mich wiederzugewinnen, wenn ich nicht von dorther einen Fonds robuster Kraft und eine nie ganz erloschene, wenn auch zeitweilig fast verschüttete Anschauung von dem, was dem Leben allein Würde und Wert gibt, als Ausstattung mit erhalten hätte. Der Gedanke an das Elternhaus, durch häufige Rückkehr dahin immer frisch erhalten, hat nie aufgehört, mir als Mahner gegenwärtig zu sein; er hat den größten Anteil daran gehabt, daß ich mich endlich auf den rechten Weg zurückgefunden habe.'

Paulsen ist sich, hier wie überall zur pädagogischen Nutzanwendung unwillkürlich anregend, wohl bewußt, daß einem großen Teil der jüngeren Generation dieses Erbgut innerer Gesundheit und Kraft bereits in weit geringerem Maße mitgegeben ist. Bereits da, wo er die tiefe und echte Religiosität seines Elternhauses rühmt, kontrastiert er damit all den törichten Aberglauben, von dem es in der Heimat keine Spur gab und den er erst ,in dem aufgeklärten Berlin kennen gelernt'. Er erzählt davon ein besonders ergötzliches, eignes Erlebnis gerade aus der ,Crème der Aufklärung, der freireligiösen Gemeinde' (S. 32) und findet für diesen in breitesten Schichten gerade der Berliner Bevölkerung verbreiteten Übelstand die sehr einleuchtende Erklärung, daß man in diesen Kreisen die eigene Persönlichkeit viel zu wichtig nimmt und deshalb ihr Schicksal mit besonderen Vorzeichen und Wundern bedacht glaubt. ,Unser gesunder Bauernstand stand der Natur nahe genug, um nicht zu erwarten, daß so besondere Umstände mit ihm gemacht würden. Und durch verdrehte Literatur sich den Kopf zu verwirren, ließ ernsthafte Arbeit, der beste Schutz gegen fratzenhafte Gedankenverirrungen, nicht zu.'

Die Arbeit, durch die sich Paulsen selbst wieder zum Lebensernst zurückfand, war geistiger Art. Vor allem seinem Universitätslehrer Trendelenburg hatte er es, wie so viele andre, zu danken, daß er in die höchste aller Geistesschulen, in die aristotelische Philosophie eingeführt wurde. Besonders seiner intensiven Beschäftigung mit der aristotelischen Philosophie schreibt er es zu, daß er mit einer der großen Grundformen ethischen Denkens vertraut wurde, ,der Form, die ich schließlich für die einzig wahre halte, der teleologischen Lebenslehre'. Von den Denkern der Neuzeit gewannen bis in die ersten Dozentenjahre — nur soweit führen die Erinnerungen — namentlich zwei besonderen Einfluß auf ihn: Lotze, bei dem er gegenüber Herbarts ,gewalttätiger Zweifelsucht' und ,gewalttätigem Dogmatismus' in viel höherem Maße ,Einheit und sinnvollen Zusammenhang' gegeben findet, und Schopenhauer, durch den ihm ,die Zufälligkeit und Subjektivität des natürlich-optimistischen Lebensgefühls und die Möglichkeit des Umschlags zum Bewußtsein gekommen'. Daß er gerade von dieser Seite her auch erst wieder ,die Voraussetzung des Verständnisses für die großen Erlösungsreligionen' gewann, und ihm nun ,die christliche Religion ein anderes Gesicht gewann, als sie in der Beleuchtung der intellektualistischen Dogmatik gezeigt hatte', das hat freilich bei ihm auch manchen tiefgehenden und zeitlebens nachwirkenden Verständnismangel verschuldet; die einseitige erkenntnistheoretische Schulung durch Kant und Mill konnte diesen Mangel nur steigern. Aber alle theoretischen Entscheidungen, von denen nach Paulsens Geständnis gar manche im weiteren Lebensgang wieder erhebliche Abschwächung erfuhr, spielen in seinen bisher veröffentlichten Erinnerungen eine durchaus sekundäre Rolle. Durchaus im Vordergrund stehen ihm, und gerade das betont er als Pädagoge, die persönlichen Entwicklungsfaktoren, aus denen gerade bei ihm ein gut Teil seiner Anschauungen erst völlig verständlich werden kann. Auch sein Einfluß auf die moderne Pädagogik, zu deren Studium er, wie zum Schluß erzählt, mehr durch Zufall kam, erklärt sich mehr aus der Kraft seiner Persönlichkeit als der Stärke seiner Theorie.

Dr. Max Ettlinger.

Naturwissenschaft

Der Mensch gehört zu der großen Anzahl von Lebewesen, deren Körper durch eine Mittelebene in zwei spiegelbildlich gleiche Hälften zerlegt wird; der Mensch ist bilateral-symmetrisch gebaut. Diese zweiseitige Symmetrie ist aber keineswegs eine vollkommene, wie schon ohne nähere Untersuchung aus der Form und der Anordnung der Brust- und Baucheingeweide hervorgeht, die zum Teil gänzlich asymmetrisch ausgestaltet sind. Man denke nur an den Dünndarm, die Leber, das Herz. Aber auch die äußere Körperform ist durchaus nicht so streng nach dem bilateral-symmetrischen Grundsatz aufgebaut, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, sondern von der zweiseitigen Symmetrie kommen zahlreiche Abweichungen vor. Diese gewinnen dadurch eine erhöhte Bedeutung, daß sie nicht allein auf Zufälligkeiten und Mißbildungen zurückzuführen sind, sondern zum Teil jedenfalls als durchaus normale Asymmetrien aufzufassen sind, die in der Ungleichheit der Entwicklungstendenzen der rechten und linken Körperseite begründet sind. Schon früh haben diese Asymmetrien die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen, derart, daß man geradezu von einem ‚rechten' und einem ‚linken' Menschen gesprochen hat. Neuerdings sind sie von Gaupp in einer besonderen Schrift zusammengestellt worden.* Asymmetrien solcher Art treten auf am Kopf, an der Wirbelsäule, dem Becken- und Schultergürtel und besonders auffällig an den Armen und Beinen. Nach E. Hasse, der besonders in Deutschland die Asymmetrien des menschlichen Körpers zum Gegenstand besonderer Studien gemacht hat, ist überhaupt kein größerer Abschnitt des erwachsenen Körpers streng symmetrisch gebaut. Damit ist zugleich schon eins angedeutet, nämlich, daß die Ungleichheiten beider Körperhälften nicht von vornherein gegeben sind, sondern sich erst im Laufe des Wachstums ausbilden. Schon ältere Morphologen haben solche Ungleichheiten in Beziehung gebracht zu einer verschlechterten Art der Ortsbewegung, und neuerdings hat Kükenthal versucht, die Asymmetrien am Schädel der Wale aus der eigenartigen Bewegung der Schwanzflosse zu erklären. Interessant ist zweifellos auch die Tatsache, daß die Meisterwerke der griechischen Plastik den menschlichen Körper mit mancherlei Asymmetrien darstellen; z. B. zeigt die Venus von Melos eine durchaus asymmetrische Gesichtsbildung. Neben den Asymmetrien des Gesichts (vor allem der Nase) und des Gehirnschädels interessieren besonders die Seitwärtskrümmungen der Wirbelsäule und die ungleiche Entwicklung der beiderseitigen Extremitäten. Insonderheit ist auffällig die ungleiche Länge der Arme bezw. der Beine. Die Seitwärtskrümmungen der Wirbelsäule sind ungemein häufig, selbst bei sonst gut gebauten Menschen. Hasse und Dehner fanden unter 5141 Soldaten 68 % mit solchen Krümmungen behaftet. Eigentümlich ist der Umstand, daß bei besonders schön gebauten Leuten (Husaren und Kürassieren) linkskonvexe Krümmungen häufiger sind als rechtskonvexe. Auffälliger und interessanter sind die Asymmetrien der Gliedmaßen. Unter den eben angeführten 5141 Soldaten waren 75 % mit größerer Länge des rechten Armes, 18 % mit einer solchen des linken. Auch Umfang und Gewicht des rechten Armes überwiegt in der Regel. Eine Ursache dafür ist sicherlich der bei allen Menschenrassen vorherrschende stärkere Gebrauch des rechten Armes wegen der allgemein vorwiegenden Rechtshändigkeit. Doch ist stärkere Inanspruchnahme nicht der einzige Grund für die Asymmetrie der Gliedmaßen. Denn es hat sich gezeigt, daß die Zahl derjenigen, welche einen längeren linken Arm besitzen, größer ist als die Zahl der Linkshänder. Für die Asymmetrie der Arme muß also wohl eine ungleiche Wachstumstendenz beider Körperhälften angenommen werden. Noch deutlicher tritt dies zutage in der ungleichen Länge der Beine, die durchweg in gleicher Weise beansprucht werden. Bei ungleicher Länge der beiden Beine ist in der Mehrzahl

* E. Gaupp, Die normalen Asymmetrien des menschl. Körpers. Jena, Fischer 1909.

der Fälle das linke das längere. Damit steht in Zusammenhang eine funktionelle Ungleichheit, weil dann gewöhnlich das linke Bein kräftiger gebraucht wird, eine Erscheinung, welche, wie F. O. Gulbberg gezeigt hat, z. B. im Nebel zu Ringwanderungen führen kann. Derselbe Forscher hat an Tieren Ungleichheiten in der Ausbildung der beiderseitigen Extremitäten festgestellt, doch ist eine Bevorzugung einer bestimmten Seite nicht zu vermerken. Ebenso findet sich bei Tieren auch ungleicher Gebrauch der linken und rechten Extremitäten. Gulbberg gründete darauf seine Theorie von der physiologischen Zirkularbewegung: Tiere, welche zu einer Familie oder Gesellschaft gehören, finden sich wieder zusammen, wenn sie irgendwie zersprengt werden, weil sie infolge des ungleichen Gebrauchs der ungleich starken Extremitäten Kreiswanderungen ausführen und daher stets an denselben Ort zurückkehren müssen. Ältere Tiere werden dabei durch Instinkt und Sinnesorgane unterstützt, bei jungen Individuen ist es aber ein zwangmäßiger Vorgang. Wie dem nun auch sei, solche Zirkularbewegungen finden sich tatsächlich in der freien Natur, wie bei Jagden auf Hasen und bei Pferden, die im Nebel sich selbst überlassen waren, beobachtet wurde.

Die Rechtshändigkeit des Menschen, die sicher durch Sitte und Gewohnheit gesteigert ist, steht in Übereinstimmung mit einer Ungleichheit beider Hirnhälften, indem die linke Großhirnhemisphäre sowohl beim Sprechen wie beim Handeln die Führung hat. Bei Tieren konnte eine solche Ungleichheit der beiden Hirnhälften nicht festgestellt werden.

Dr. Bernhard Dürken.

Literatur

Neue Lyrik für stille Menschen.* Ernst Thrasolt gibt eine neue Sammlung ‚Gedichte aus Natur und Leben' unter dem Titel ‚Stillen Menschen'. Er ist, wie nicht anders zu erwarten war, der aus religiösvertieftem Empfinden heraus schaffende Poet auch in diesen ‚weltlichen' Gedichten. Auch über diesem Buche könnte der Titel seines Erstlingswerkes vom Vorjahre stehen: ‚De profundis'. Aber es war gut, daß der Dichter ‚De profundis' seinem Wirken vorauffandte; auf die lange brach gelegene religiöse Dichtung übertragen, konnte seine starke Eigenart sofort hervortreten. Was wir seit der Droste an geistlicher Dichtung gewannen, war zumeist Ziergarten- und Zimmerkultur. Thrasolt bot nicht als erster, aber zum ersten Male wieder in geschlossener Form Freilandkultur, Aussaat und Ernte aus dem in die Welt gestreuten Samen des Evangeliums auf *eigenem* Acker. Der hohen Selbständigkeit, der Kraft und dem Reichtum der Droste ist er zwar nicht nahegekommen, aber es war ein ergreifendes, wahrlebendiges Bild, zu sehen, wie diese herbbäuerliche Gestalt den eigenen Seelengrund durchackerte, wie sie den Samen warf und die Ernte schnitt:

‚Ein Mann, der hoch und still im Lichte geht
Und langsam stets hinauf, hinunter schreitet;
Es senkt die Hand sich in den Sack und sät
Die goldne Saat, die breit die Luft durchgleitet.'

‚Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen'; das gilt für unsere Geistesnahrung nicht minder als für die des Leibes. Unsere guten ‚geistlichen Poesie'-Schwärmer von anno dazumal waren allerdings diesem irdischen Jammertale immer himmelhoch entrückt und von diesem Sündenfluche unbedrückt. Thrasolt gehört zu dem jungen, kräftigeren Poetengeschlecht, das wieder begreift, daß das Himmelreich Gewalt leidet, und daß nur die, die Gewalt brauchen, es an sich reißen. Ich habe ihn schon seit den katholischen Musenalmanachen als eine tiefe, leider allzu harte, innerlich verhaltene Natur geschätzt. Denn da war Grundeigenes, nicht wie — mit ein paar Ausnahmen — bei den Allzuvielen nur literarisches Zeitkolorit. Die Gedichte, die er damals beisteuerte, stehen

* Ernst Thrasolt, ‚Stillen Menschen'. J. Kösel'sche Verlagsbuchhandlung, Kempten. — Leo Sternberg, ‚Neue Gedichte'. Cotta, Stuttgart. — Erwin von Heemskerck, ‚Wege vom Endlichen zum Unendlichen'. Alfred Töpelmann, Gießen. — Franz Herold, ‚Ernte', Ausgewählte Dichtungen. Pierson, Dresden.

auch in seinem neuen Buche noch als charakteristische, beste: z. B. ‚Eifeldörfer' und ‚Heumond', von dem ich zwei Strophen hierher setze:

‚Horch, wie der Wind in den Halmen raunt,
Schau, wie er weiter und weiter rennt!
Auf grüngoldenen Stengeln die Ähre braunt
In der Sonne, die über den Gräsern brennt.

Wie sich Kornstaub und Heuduft mischt,
Stark in das Blau und das Licht gemengt.
Eine Faust, eine schwielige, harte, wischt
Sich über die Stirne, gebräunt und versengt.'

In diesen Gedichten verrät sich Thrasolts Art am deutlichsten. Er gibt Eindrücke der Außenwelt auf sein individuelles Empfinden, Vorstellungen, Szenen und Bilder von erstaunlicher Feinheit der Beobachtung, die in ihrer allmenschlichen Gültigkeit auch unseren Sinnen sofort eingehen, unsere äußere Anschauung um Nuancen bereichern und in ihrer starken Konzentration fast melodisch wirken. Er malt, zeichnet, jedoch nicht undichterisch. Aber er gibt kein Innenleben; Gefühle, Gedanken — es ist ein Unsinn, daß Gedanken nicht dichterisch, überhaupt künstlerisch darstellbar sind — offenbart er nicht, nämlich nicht aus den Dingen heraus; wo er sie bringt, trägt er sie mehr an die Dinge hinan oder in sie hinein als seine eigenen, nicht als aus ihnen heraus allgültig erlebte. Das zeigt die zweite Abteilung: ‚Leben' am auffälligsten, die gegenüber der ersten: ‚Natur' in Ton und Farbe viel matter, dürftiger wirkt. Trotzdem halte ich ihn für einen echten Lyriker. Wenn erst einmal sein eigenes Inneres, die Welt, die viel reicher und tiefer ist als alle Welt da draußen, oder vielmehr das Maß aller Dinge ist, sich ihm als solche geoffenbart hat, wird er uns diese innere Welt mit ebensolcher Kunst, wie hier außen geschautes, in ihrer Beziehung, nicht nur in der sinnlich vorstellbaren, sondern zugleich in ihrer wesenhaft geistigen, seelisch bedeutsamen, darzustellen vermögen. Eine gewisse Scheu scheint ihn noch zurückzuhalten, eine gewisse Unbeholfenheit, die individuellen Offenbarungen des eigenen Innern über die Welt ebenso selbstsicher als allgültigen Weltwesensausdruck aus sich herauszustellen, wie er die Dinge der Außenwelt als individuelle Eindrücke aufnahm und gestaltete, noch vorzuwalten, die überwunden sein will. Dann werden ihm die Objekte der Natur und des Lebens nur noch Ausdrücke, Symbole seiner geistigen Wesenheit sein, — und nur aus ihr heraus will und kann der Dichter die Welt und an ihr sich selbst ‚gestaltend umgestaltend' begreifen, — dann wird auch das Brüchige, das heraustretende Eckige und Kantige, das der mehr äußeren Anschauung der Dinge, die nie lückenlos bindet, immer anhaftet, verschwinden in dem der inneren Anschauung nur sich erschließenden restlosen Ineinanderaufgehen von Gehalt und Form, und Thrasolt wird das Lied singen, das bei ihm der Wald auch nur singen kann durch das Medium der Seele des Dichters, denn die Sinne sagen davon nichts aus:

‚Ein ewiges Lied. Hinein verirrt
Sich kein fremder Hall.
Und deine Seele wächst und wird
Weit wie das All.'

Leo Sternberg ist eine verwandte Natur, an seelischen Eigenerlebnissen reicher als Thrasolt. Aber es fehlt ihm der Thrasolt eigene energische Zug, der auf Gestaltung ausgeht. Es ist weniger die künstlerische Anschauung, die in seinen Gedichten eine geschlossene Wirkung erzielt, als das Ausschöpfen der im jeweiligen Motiv gelegenen Gehaltswerte auf dem Wege der Reflexion. Nachdenksam ist vielleicht die beste Bezeichnung für seine Art. Er verpaßt den immer nur ganz bestimmten Moment, der suggestive Wirkung ausübt. Er selbst erkennt das z. B. in dem Gedicht ‚Die Melodie'. Die ursprüngliche Melodie ist ihm immer bereits verloren gegangen, und rücksinnend in der Erinnerung findet er nur noch die einzelnen aufgelösten Momente, die er sorgfältig wieder zusammensucht und betrachtend bindet. Seine Gedichte erwecken den Eindruck des träumerischen Überdenkens lieber und leider Erlebnisse in der Stille des Abends, für das

der Volksausdruck ‚in Gedanken sein' gilt, ein behagliches Auffrischen und Ausspinnen. Er spricht daher nicht wie alle echte Lyrik im Präsens, stellt kein Gegenwärtiges hin, sondern referiert im Imperfekt. Kennzeichnend sind Gedichteingänge wie:

‚Eine neue Liebe brachte
Mir der neue Frühlingstag.'
‚So geschah es,' usw.

oder (immer Rückbesinnung):

‚Während ich im Gehn erzählte' usw.

Am besten gelungen erscheinen mir die nur reflektierenden Gedichte, weil sich seine nachdenksame Natur hier am ergiebigsten offenbart, z. B. ‚Hülle', ‚Lebe!', ‚Efeu' u. a. Vermißt man darin gleichwohl die ‚verlorene Melodie', so entschädigen sie durch ein liebevolles Ausarbeiten aller einzelnen Momente. Manche Gedichte sind Prachtstücke einer die Freude an gedankenvoller Form bekundenden Kleinarbeit. Wie ein Goldschmied formt er am Stoff; die glatte Kelchschale, das zierlich schlanke Gefäß genügt ihm selten, er liebt Ornamente, gedankenspielerisches Beiwerk, selbst barocke Zierat. Nur daß kein frischer, belebender Wein uns daraus erquickt, der die eigene Seele überfließen macht! Am Ende bleibt nach allem schönen Genuß einer in der Stoffverarbeitung gelegenen verhaltenen Schöpfer*sehnsucht* nur eine leise Wehmut, mit kühler Bewunderung gemischt, über einem gebrochenen Schöpfer*willen*. Und nachdem einem ‚jedes Wort, das schön bewegte', eine solche Freude und dann Wehmut bereitet hat, gesteht man mit dem Dichter selbst:

‚Wie wenig kennst du von dem Geist,
Der deines Innern fremder Gast,
Sogar was du vom Ganzen *weißt* —
Wie dunkel ist es nur erfaßt!

Wenn er dich eines Tags verläßt,
So nimmst du kaum ein Sterben wahr;
Die Hülle, die er hinterläßt,
Allein ist, was dein eigen war.'

Tätigen, fortwirkenden, nie resignierenden Geist vernimmt man sogleich in *Erwin v. Heemskerds* Gedichten:

‚In dir ruhen tausend Kräfte!
In dir kreisen tausend Säfte!
In dir harren tausend Keime!
In dir liegen tausend Heime
Für zehntausend Möglichkeiten!'

Wie schade, daß er selten über das bloße Gefühl seines Kraftvermögens zu faßbaren Wirkungen vordringt, sich an seiner inneren Wallung genügen läßt, sie brusttönig ausruft in allzu pastoral gefärbter Beredsamkeit, anstatt sie aufs Leben zu übertragen, gesundes *Wollen* zum *Werk* werden zu lassen. Dann würde ihm vielleicht gelingen, was er selbst ersehnt:

‚Wohin zielt meine Liebe?
Dahin nur, daß du lebst,
Daß du mit starkem Wollen
Zur freien Höhe strebst.'

Die Melodie von allen Dingen hört *Franz Herold*, ein so echter Lyriker, daß man sich wundert, warum er bisher so wenig beachtet wurde. Gegenüber der mehr äußeren malerischen und plastischen Anschauung Thrasolts vertritt er die innere musikalische Anschauung, die innere Melodie, die weder den kühlen Fluß der Reflexion bei Sternberg, noch auch den seelisch ungelösten deklamatorischen Kraftton bei Heemskerck verträgt, weil hier Seele und Sache sich gegenseitig ganz durchdringen, der Dichter ganz ‚das Herz der Welt' ist:

‚Schließ die Augen — fällt es nicht
Wie die Schleier von den Dingen?
Schließ die Augen — hörst du nicht
Innre Melodien klingen?
Schließ die Augen — sieh es weicht
Schein und Wahn der flücht'gen Stunde.
Schließ die Augen — so vielleicht
Siehst du einst der Welt zum Grunde.'

Herold ist Österreicher; aber er hat nichts von dem Ästhetizismus des Neuwienertums. Er gehört auch dem Alter nach eher in die Nähe Lorms, Ferdinand von Saars, mit denen er auch einen ausgesprochen pessimistischen Grundton teilt. Auch mit Greif hat er nahe Berührungspunkte, nur besitzt er nicht die hohe künstlerische Selbständigkeit, vermag die Abhängigkeit von der literarischen Konvention nur selten restlos zu über-

winden. Immerhin gehört er mit Greif und einigen andern zu den wenigen echten Lyrikern vor der Neubelebung der Lyrik seit den neunziger Jahren, die in der Zeit der ausgehenden Bildungsdichtung und der Revolution der Lyrik in den achtziger Jahren als Dichter und Künstler nicht die Beachtung fanden, die ihnen gebührt. Jetzt, nachdem echte Lyrik nach all dem Lärm wieder auf eine gesicherte Achtung rechnen kann, würde eine Auswahl des Besten, etwa ein Drittel der mir vorliegenden ‚Ernte', auf eine gerechte Würdigung hoffen können. Gerade diese Dichter bilden, mehr als die gesamte Bildungsdichtung und das lyrische Neutönertum, zwischen der alten deutschen Tradition vor und nach Goethe und seit Mörike und Hebbel die direkte Verbindungslinie mit der modernen Lyrik, was fast sämtliche Literaturgeschichten bisher nicht zu beachten scheinen. Es sind zwar alle ein wenig leise, verschüchterte, aber keineswegs simple Lyriker, sondern Poeten von gesunder Frische und verhaltener Kraft. Christoph Flaskamp.

Mark Twain †. Zwei Eisenbahnstunden von New York liegt auf einer Anhöhe unweit von Redding eine Villa italienischen Stils, Stormfield geheißen. Die luftigen Bogenfenster der Loggia rahmen in anmutigem Umriß Ausschnitte der höhenumkränzten Landschaft ein, aus der ernsthaft vereinzelte Zypressen aufragen. Das war des greisen Mark Twain liebster Aufenthalt am Abend seines Lebens; manches Kapitel seiner Autobiographie hat er hier diktiert, von der Bruchstücke von Zeit zu Zeit veröffentlicht worden sind. Gleich einem wehmütigen Leitmotiv klingt in ihnen das stete: ‚Der starb jung' und ‚jener ist nun lange tot'.

Es war allgemach einsam geworden um den greisen Dichter, den letzten Veteranen, der mit an der Wiege der jungen amerikanischen Literatur gestanden. Und es ist begreiflich, wie der Siebzigjährige, der sich bei jedem Schritt in die Öffentlichkeit von einer jubelnden Menge umringt sah, doch immer wieder die Stille seines sonnigen Heims suchte, wo ihn die Erinnerungen seines reichen Lebens gestaltenvoll umdrängten.

Sie reichen zurück in die Zeit, wo, von dem Siegeszug des Dampfes noch nicht bedroht, majestätische Segelschiffe über den breiten Mississippi glitten und der Ruf des Piloten ‚Mark one' — ‚Mark twain' von den Ufern widerhallte, wenn er mit dem Senkblei die Tiefe des Flußbettes maß. Als Erinnerung an dies Schifferleben nahm Samuel Clemens seinen Schriftstellernamen mit in das abenteuerliche Dasein, das ihn nach rasch absolvierter Lehrzeit am Setzertisch über verschiedene Redakteurposten ganz unvermittelt zu schriftstellerischem Ruhme führte. ‚The celebrated jumping frog of Calaveras County' bildete die erste Staffel dazu, dann kamen, jubelnd begrüßt, die Bösbubengeschichten von Tom Sawyer und Huckleberry Finn, dazwischengestreut prächtige Skizzen aus den Camps von Kalifornien und Kanada. Damals kam zuerst jenes ungestüm drängende Wachsen in die Kultur Amerikas. Vom Goldfieber getrieben drangen Pioniere in die entlegensten Regionen, und allgemach, nachdem die gleißenden Adern erschöpft waren, erschloß der jungfräuliche Boden seine anderen Schätze. Da tat sich zuerst der Zwiespalt auf zwischen Ost und West, zwischen der patriarchalischen Kultur des neuenglischen Gemeinwesens mit seiner engumgrenzten Beschaulichkeit und dem stürmischen, alles aufs Spiel setzenden Abenteurerleben jener Scharen, in denen sich Jugendtollheit mit dem Strandgut Europas mischte zum tatenfreudigen Kampfe um neues Land. Die Stimme dieser in Stürmen erstehenden neuen Kultur klang mit elementarer Kraft in den Schriften Mark Twains und Bret Hartes, der beiden kühnen Söhne des Westens, die Schulter an Schulter hellen Auges das unbekannte Land durchschweiften und die Kunde von ihm in ihren Schriften über den Ozean trugen.

In dieser frühesten Periode von Mark Twains Schriften zeigt sich seine Begabung in ihrer noch von keiner Reflexion eingeschränkten Ursprünglichkeit. Keck realistisch,

durchwoben von phantastisch groteskem Humor halten diese Schilderungen in ganz eigentümlicher Weise die Mitte zwischen kulturhistorischem Essay und einem für den Augenblick berechneten Feuilleton, — nur daß eben die feine psychologische Beobachtung, die nicht nur das Einzelindividuum, sondern die ganze Zeit und ihren Charakter mit hineinzieht, das scheinbar flüchtig Reizvolle bleibend wertvoll macht.

Das hat man im Vaterlande des Dichters erst viel später gewürdigt, als grübelnde Reflexion bereits den empfänglichen Spiegel des ursprünglich naiven Geistes zu trüben begann. Der Grund wurde wohl auf jenen Weltreisen gelegt, die uns als Frucht die Plauderbücher ‚The Innocents Abroad' und die verschiedenen Folgen der ‚Tramps' schenkten. Der Jüngling, der so froh und helläugig in die schöne Welt hinausblickt, verschwindet allmählich hinter dem Satiriker und dem Erzieher. Zwar heimeln uns Deutsche die launigen Erzählungen der Rheinsagen oder die wehleidigen Berichte über schlummerlose Nächte in altertümlichen Moselstädten lieb und vertraut an; aber der nach und nach schärfer werdende Ton ist unverkennbar, und als sich der Alternde von seinen Landsleuten als literarische Größe anerkannt sah, stellte er seine Feder mehr und mehr in den Dienst der politischen Satire. Um ihn, der im Bürgerkriege mitgefochten hatte, der die ersten Keime der Kultur des Westens aufsprießen sah, schloß sich eine neue Welt, und nicht alles, was darin um Herrschaft rang und sich behauptete, konnte dem Alten gefallen. So erhob er denn, ein unbestechlicher Mahner, wieder und wieder seine Stimme, um die freien Bürger an ihre Pflichten gegen den Staat zu erinnern. Die hinterlistige Philippinenpolitik Amerikas wie die Steuerhinterziehung der Milliardäre, Mrs. Eddys Sekte mit den kolossalen Machtmitteln eines immer wachsenden Vermögens, die unlauteren Wahlmachinationen — nichts war vor der Geißel des alten Mark Twain sicher. So hat er einen guten Kampf gekämpft bis ans Ende. Seine Landsleute haben ihn ob seiner ehrlich idealen Gesinnung hochgehalten, und sein Tod ist ihnen ein schmerzlicher Verlust. Er starb, von den Seinen umgeben, am 21. April in seiner Villa Stormfield.

Beda Prilipp.

Theater

Das Freilichttheater in Hertenstein

hat am Pfingstsonntag den 15. Mai seine diesjährige Spielzeit eröffnet. Direktor Rudolf Lorenz und der Besitzer des Schloßhotels Hertenstein, das reizvoll und vornehm an einer Bucht des Vierwaldstätter Sees liegt, hatten eine Reihe von Vertretern der Presse, der Schriftstellerwelt, des Stadtrats von Luzern usw. zu dieser Eröffnungsfeier eingeladen. In zwanzig Minuten fährt man mit dem Dampfer von Luzern nach Hertenstein. Man wandert am See entlang und über üppig grünende Hügelungen, auf denen die Kirschbäume blühten, und erreicht in einer Senkung das Amphitheater, wo nun im schönen Lichte des Nachmittags die Orestie des Aeschylos, in freier Nachdichtung von Alexander v. Gleichen-Rußwurm, wuchtig und eindrucksvoll über die Bühne ging. Lorenz ist ein talentvoller Regisseur und Sprechtechniker; die Art, wie er die Massenchöre (etwa 200 Personen aus der Umgegend) lebensvoll zu gliedern und gleichsam in ein handelndes Volk zu verwandeln weiß, ist überaus achtungswert. Es ist schwerlich das griechische Prinzip; es ist nicht strenge Linie, nicht Rhythmus noch Architektur im Sinne einer gottesdienstlichen Feier: vielmehr ist es eine Auflösung in vielfältig verschlungene und wieder entknäuelte freie Rhythmen. So entsteht ein fortwährender Atemzug auf der belebten Bühne; es wogt um die einfach-großen Linien her, in denen sich die eigentliche Handlung abspielt. Das läßt unsere Spannung so wenig ermüden wie unsere Sinne. Und erst im dritten Teil (Eumeniden), nachdem wir drei Stunden ohne Pause gesessen und aufgenommen haben, setzt unser Widerstreben ein. Wir empfinden diese Lösung als zu spezifisch althellenischen Charakters. Doch die allge-

mein menschlichen Greuel und Konflikte der ersten beiden Teile wirken gewaltig; Chor und Einzeldarsteller leisteten zumeist Bedeutendes. Nachdem schon die vorige Spielzeit bei Publikum und Presse äußerst starke Eindrücke hinterlassen hatte, nachdem Direktor Lorenz Stücke für die Freilichtbühne erobert hatte, deren Wirkungen ganz ungeahnt großartig waren, darf man auch von der neuen Spielzeit Überraschungen und Siege erwarten. Vorgesehen sind neben älteren Werken (‚Sommernachtstraum‘, ‚Braut von Messina‘, ‚Weh dem, der lügt‘ usw.) von neueren Schriftstellern Ibsens ‚Nordische Heerfahrt‘, Hauptmanns ‚Versunkene Glocke‘ und Lienhards ‚Wieland der Schmied‘. Unter den Schriften, die über diese Naturbühne unterrichten, sind zu erwähnen: Rudolf Lorenz, ‚Das Freilichttheater Hertenstein‘ (mit Abbildungen), Jocza Savits, ‚Das Naturtheater‘, Oskar Albert Meyer, ‚Bühnenreform und Freilichtbühnenprobleme‘. Es wäre zu wünschen, daß sich die Ästhetik und nicht minder die schöpferische Dramatik unserer Tage gründlich mit dem Freilichtbühnenproblem beschäftige. Es kann Gesundung von dort ausgehen. L.

Kunst

Zwei bisher unbekannte Zeichnungen von Goethe. Wie die Literaturgeschichte meldet, hat sich der Altmeister deutscher Dichtkunst nebenbei auch gern mit Zeichnen und Malen beschäftigt; ein Kunsthistoriker konnte sogar den Ausspruch wagen, Goethe wäre als Maler leicht ebenso groß geworden wie als Dichter. Eine stattliche Anzahl von Skizzen aus Goethes Hand birgt das Nationalmuseum in Weimar. Aber gar manches Blatt mag noch, in Familienarchiven vergraben, weiteren Kreisen verschlossen sein. So besitzt die gräfliche Familie Attems (auf Burg Feistritz in Untersteiermark) zwei Sepiazeichnungen, welche die Überlieferung als Goethezeichnungen verehrt und die hier zum ersten Male veröffentlicht sind.

Die Familiengeschichte meldet folgendes: Die Bilder wurden von Goethe der Gräfin Christine O'Donell v. Tyrconell, geb. de Ligne, — in Kreisen des Dichters unter dem Namen Titin bekannt, — für das Album gewidmet. Von ihrer Hand stammen die Signaturen; beim einen Bilde, Bilin in Nordböhmen, ‚Goethe 1811, Teplitz‘, beim andern ‚defixé par Goethe 1811‘. Nach ihrem Tode gingen die Blätter (damals sollen es mehrere gewesen sein) in den Besitz ihres Sohnes, Grafen Max O'Donell, über, der sie 1895 seiner Nichte Therese O'Donell, verehelichte Gräfin Attems, schenkte, wodurch sie in die Familie des jetzigen Besitzers kamen. So bürgt die Tradition für die Autorschaft Goethes. Einen regen Verkehr zwischen dem Dichter und der Gräfin O'Donell bezeugt auch der hinterlassene Briefwechsel. Erwägt man, daß die nun ziemlich verblaßte Signatur, wie sich aus dem Vergleiche mit den übrigen Schriften des Albums ergibt, wohl ziemlich frühzeitig, wahrscheinlich (gleich nach Erhalt der Blätter) 1811, eingetragen wurde, also zu einer Zeit, wo Goethe und sein Freundeskreis vielleicht noch im Salon der Gräfin sich bewegten, so kann man wohl kaum mehr einen Zweifel an der Echtheit aufsteigen lassen.

Für den Historiker mag das auch Beweis genug sein. Ein kritisches Auge wird aber doch nicht umhin können, auf innere Gründe zu schauen.

Und da gleich eine Vorbemerkung. Laien könnte es befremden, daß die Signaturen nicht von Goethe selber stammen. Aber es wäre weit gefehlt, deswegen seine Autorschaft zu bestreiten; von sämtlichen Blättern, die als Zeichnungen Goethes überliefert sind, trägt nur eine seine eigenhändige Unterschrift. In bezug auf die Technik der Darstellung verriet schon ein flüchtiger Vergleich mit den Skizzen, die in den Jahresgaben der Goethegesellschaft von Weimar veröffentlicht sind, eine gewisse Ähnlichkeit. Dr. W. v. Ättingen, Direktor des Goethe-Nationalmuseums von Weimar, dem ich die Photographien einsandte, äußerte sich über die Brunnenzeichnung: ‚Die Autorschaft Goethes scheint mir unzweifelhaft. Charakteristisch ist u. a. die Verzeichnung

des Brunnenbalkens, überhaupt die Anlage des Ganzen in bezug auf Beleuchtung und Wirkung.' Bezüglich des zweiten Bildes hält er die Autorschaft Goethes für möglich, sogar wahrscheinlich'; möglicherweise, so meint er, könnte es auch nach einer Skizze Goethes von anderer Hand nachgezeichnet sein.

Und damit kommen wir zur Frage nach dem Sujet der Bilder. Für das eine Bild fand sich eine flüchtig gearbeitete Skizze* von Bilin, die Goethe 1810 entworfen hatte. Dr. v. Attingen nennt es ,eine sehr flüssige, allerdings auch harte und geistlosere Ausführung' derselben, und gibt deswegen der Vermutung Raum, es könnte möglicherweise auch von einem andren angefertigt sein, der manches aus eigener Erinnerung nachtrug. Für das Brunnenbild fand Attingen ebenfalls eine Zeichnung, der die hiesige nahesteht. Er schreibt darüber: ,Die Darstellung weicht von dem Attemser Exemplar, auch abgesehen vom Quer- statt Hochformat, nicht unwesentlich ab. Der Ziehbrunnen steht weiter ab vom Rande und ist mehr von der Seite gesehen; Kreuz und Palmen fehlen, es findet sich überhaupt kein Ornament daran, auch kein Eimer daneben. Der Brunnen steht der Mauer mit dem Thorbogen, die nach links erhöht als Ruine fortgesetzt ist, näher als auf Ihrem Exemplar; durch den Thorbogen sieht man auf ein Stück Wand mit einem Kirchenfenster darin, während das Ruinenstück mit zwei Fenstern auf Ihrem Exemplar fehlt. Statt der Baumgruppe Ihres Exemplares zeigt das hiesige nur eine starke Buche, und zwar rechts im Vordergrunde, näher dem Beschauer als der Brunnen. Der schräggestellte Pfosten, der auf Ihrem Exemplar im Thorbogen erscheint, lehnt auf dem hiesigen rechts vom Thor in der Mauer. Die Ausführung des Ganzen ist leicht, flüchtig und naiv, während Ihr Exemplar bewußter komponiert und absichtlicher beleuchtet gearbeitet ist, mehr auf den Effekt hin. So macht das unsrige den Eindruck einer Naturaufnahme, das Ihrige den einer Wiederholung'.

Diese Annahme der Wiederholung löst nun auch eine andere Frage, die der Autorschaft Goethes möglicherweise noch entgegenstehen könnte. Die Literaturgeschichte nimmt an, daß er das Skizzieren in Böhmen mit dem Jahre 1810, in welchem er eine Anzahl Blätter veröffentlichen ließ, einstellte. Das stört nun keineswegs die Annahme, daß er im nächsten Jahre für die Gräfin zwei oder — wie die Familiengeschichte meldet — mehrere Skizzen wiederholte und aus der Erinnerung manches ergänzte.

Und so dürfte wohl kaum ein Zweifel aufkommen können, daß wir es hier etwa nicht mit echten Zeichnungen Goethes zu tun hätten. Stammt bei der Brunnenzeichnung die Wiederholung sicher von seiner Hand, warum sollten wir das dann beim zweiten Bilde bezweifeln wollen? Ist auch kein zwingender innerer Grund vorhanden, so dürfen wir doch wohl der Familiengeschichte etwas Glauben schenken, zumal ihre Glaubwürdigkeit bezüglich des anderen Bildes bestätigt ist.

Louis Thurner.

Paul Höcker, den vor wenig Monden von schmerzlichen Leiden erlösten, sehen wir nun durch Nachlaßausstellungen zu Breslau und München erst zur vollen Würdigung seines malerischen Könnens erstehen. Er gehörte zu jenen Stillen im Lande, die mehr durch die Vorbildlichkeit ihrer Arbeit für andere, als durch ihre vordringliche Selbstdarstellung vor anderen sich auswirkten. Als Lehrer der ,Scholle' ist er vielen bekannt; zu seinen dankschuldigen Schülern zählen sich freudig Angelo Jank, Max Feldbauer, Bruno Paul. Ihnen vermittelte er die gute Tradition, die er selbst — 1854 zu Oberlangenau in der Grafschaft Glatz geboren — von Meister Diez zu München empfing und in Holland durch Selbstschulung ausbildete. Damals, in seinen holländischen Interieurs und Mädchenbildern, blieb er im Stofflichen noch meist mehr genrehaft, im Technischen aber, vor allem in den feingestimmten Lichtwirkungen ist er bereits

* Veröffentlicht in den Jahresgaben der Goethe-Gesellschaft von Weimar.

zielbewußt auf eigenen Wegen. Ganz sicher fand er sie, wo er auch im Stofflichen die eigenen Grundstimmungen frei walten ließ. Er, der innig fromme, aber unglückselig veranlagte Einsiedler, gab sein Bestes in Bildnissen der selig Entrückten. Die ‚Wundmale' einer stigmatisierten Nonne leuchten ihm in geheimnisvoller Glut; einsam im Garten wandelnde oder in stiller Zelle wachende Klostergestalten überzieht er mit den verklärendsten Lichtern seiner nuancenreichen Palette. Fast wie mit scheuer Zurückhaltung vereinfacht er seine malerischen Mittel in dem ‚Ave Maria', das die Münchener Pinakothek ziert, in den ‚Wunden Christi', die er für Starnberg schuf. Daneben entfaltet er mit stiller Selbstsicherheit sein Können an allen erdenklichen Stoffen, die das Malerauge fesseln können, überall nur echte Wirkungen erstrebend und erreichend und schon dadurch in seltenem Maße zum Lehrer bestimmt. E.

Musik

Aus dem Münchener Musikleben.

Als erste der mit großem Reklamepomp angekündigten Musikunternehmungen der Münchener Ausstellung 1910 hat im Mai das Robert Schumann-Fest programmäßigen Verlauf genommen. Irgendwelcher außergewöhnliche künstlerische Eindruck knüpfte sich zwar an das Ereignis nicht, und auch der äußere Erfolg war ein recht mäßiger, wozu noch kam, daß der Riesenraum der Ausstellungsmusikhalle für die intime Kunst Schumanns eine keineswegs günstige Umrahmung bot. Das Arrangement war überhaupt wenig glücklich; um der Veranstaltung das Air des ‚Außerordentlichen' zu verleihen, hätte man in den Mittelpunkt des ganzen ein großes selten gehörtes Werk des Meisters, wie etwa die ‚Faustszenen', stellen müssen; statt dessen aber gab es die allbekannten Sinfonien in B-Dur und D-Moll, das allbekannte A-Moll-Klavierkonzert, den ‚Manfred', allbekannte Kammermusikwerke und Lieder: Werke, denen man zum Teil erst in genau der gleichen oder auch weit besserer Ausführung in der Wintersaison begegnet war. Wo hätte da, zumal bei unserem für Schumann überhaupt nur mäßig inklinierenden Publikum, das besondere Interesse herkommen sollen?

Weit größere künstlerische Bedeutung als dieses enttäuschende musikalische Debüt der Ausstellung konnte die erfolggekrönte Neueinstudierung von Glucks ‚Iphigenie auf Tauris' im Hoftheater verzeichnen. Seit 1896 hat dieses Werk altklassischer, musikdramatischer Kunst im Spielplan der Münchener Hofbühne gefehlt. Mottl dem Vielseitigen, Unerschöpflichen, war es vorbehalten, es uns zurückzugewinnen. Bereits zu Ende der vorigen Saison war eine Neueinstudierung der Tauridischen Iphigenie geplant, doch kam es damals zunächst nur zu einer Rehabilitierung des ‚Orpheus'. Daß man gerade diese früheste Reformoper Glucks als verhältnismäßig häufigsten Repräsentanten seiner Kunst auf unseren Bühnen antrifft, hat weniger einen künstlerischen als einen Zweckmäßigkeitsgrund: Die Oper ist bei ihrer geringen Rollenzahl eben verhältnismäßig leicht zu besetzen und einzustudieren. Künstlerisch steht unserer Zeit der Gluck der beiden Iphigenien, der nicht nur durch geniale Einzelzüge, sondern durch die dramatische Gesamtwirkung fesselt, unvergleichlich näher, und namentlich die das Genie ihres Schöpfers in höchster Reife repräsentierende Tauridische Iphigenie darf ob ihrer schlichten ernsten Größe in der Ära des Wagnerkults wohl auf das Interesse aller wahren Kunstfreunde rechnen. Situationen wie der einleitende Gewittersturm vor dem Tempel oder namentlich die Szene des Orest mit den Furien können trotz der für unseren Begriff bescheidenen Entfaltung musikalischer Mittel als dramatische Vorbilder höchster Potenz gelten, und auch der Musiker Gluck, der in den lyrisch empfindsamen Partien mancher früherer Reformwerke nicht immer ganz glücklich gewesen ist, hat hier mit einzelnen Arien der Iphigenie und der beiden Freunde Orest und Pylades Perlen geboten, die Mozarts Nachbarschaft nicht zu scheuen brauchen. Daß der Meister dabei gelegentlich auf Melodien aus seinen

‚vorreformatorischen' italienischen bel canto-Opern zurückgriff, kommt der Frische des Eindrucks nur zugute. Von diesen Entlehnungen aus älteren Werken (mit denen Gluck nur einem allgemeinen Gebrauch seiner Zeit folgte) darf aber eine ganz besondere Bedeutung beanspruchen. Der Trauerchor, mit dem in der Tauridischen Iphigenie die Priesterinnen dem Schatten des Orest huldigen (Nr. 18):



ist augenscheinlich eine Nachbildung des Huldigungschors, mit dem in der Aulidischen Iphigenie die Griechen Klytämnestra und ihre Tochter begrüßen (Nr 5):



nebenbei bemerkt, einer der wenigen Melodien Glucks, die wirklich populär geworden sind. Bei dieser Entlehnung haben wir es also mit einer Art ‚Leitmotiv' zu tun, wodurch die beiden dichterisch eng aneinander anschließenden Werke auch musikalisch verknüpft erscheinen. Die Dichtung Guillards mutet uns, die wir die Gestalten Iphigeniens und ihrer Umgebung in der weihevollen Verklärung durch Goethes Genius zu sehen uns gewöhnt haben, zunächst freilich vielfach fremdartig an; doch steht sie in dem Relief, das ihr Glucks Musik gab, durch ihren herben, grell kontrastierten Grundzug dem Geist der Antike viel näher als die germanisiert-idealisierte Goethesche Auffassung, und repräsentiert damit — wie übrigens Glucks künstlerische Erscheinung überhaupt — ein Erlebnis echtesten Renaissancegeistes. — Die Aufführung des Werkes war, trotz einzelner Mängel, eine würdige und gelungene, der Eindruck auf das dichtgefüllte Haus ein tiefer.

Zur Geschichte der Lautenmusik.

Die Vorliebe für das Volkstümliche, die als eine der markantesten Modeerscheinungen des modernen Kunstbetriebes anzusprechen ist, hat im Konzertsaal die seit einem Jahrhundert fast verschollene Laute als besonders geeignetes Begleitinstrument beim Vortrag von Volksliedern wieder zu Ehren gebracht. Die Behandlung des Instruments ist freilich in der Regel keine stilistisch einwandfreie, da weder die Konzertierenden noch das Publikum mit der Eigenart des Tonsatzes und der Technik des uns fremd gewordenen, durch die weit nuancen- und klangärmere Gitarre verdrängten Instruments so recht vertraut sind. Da ist es wohl angezeigt, auch weitere Kreise einmal auf eine einschlägige, vor Jahren erschienene wissenschaftliche Arbeit von O. Körte, ‚Laute und Lautenmusik bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts' (Breitkopf & Härtel, Leipzig. Preis 5 M.), die alle in Frage kommenden technischen, historischen und ästhetischen Probleme eingehend und in gemeinverständlicher Weise klärt, empfehlend aufmerksam zu machen. Die Beschäftigung mit der alten Lautenmusik hat im übrigen, von den modernen aktuellen Anregungen ganz abgesehen, auch hervorragendes kulturgeschichtliches Interesse. Bewegte sich doch in ihrem Rahmen namentlich im 15. und 16. Jahrhundert so ziemlich die gesamte Hausmusik der Zeit. Damals spielte die Laute etwa die gleiche Rolle im Musikbetrieb des Dilettanten wie heute das Klavier; Belege dafür bietet außer den zahlreich erhaltenen musikalisch-praktischen Denkmälern auch die bildende Kunst; bei den

venezianischen Malern des 16. Jahrhunderts z. B. war die Darstellung von Lautenkonzerten ein ungemein beliebter Vorwurf. Der zu den Füßen der Dresdener Venus Tizians in altvenezianischem Edelmannskostüm musizierende pagenhafte Jüngling schlägt die Laute; ebenso sind fast die Hälfte der von Giovanni Bellini auf seine Madonnenbilder gemalten jungfräulichen Engel Lautenschlägerinnen. In der Lautenmusik begegnen wir nicht nur den wichtigsten frühesten Ansätzen zur Ausbildung selbständiger Instrumentalformen, sondern auch mit zahlreichen Arrangements den Urahnen unserer heutigen ‚Klavierauszüge'. Der ‚Klavierauszug', der es ermöglicht, die kompliziertesten Gesangs- und Orchesterwerke mit Wahrung wenigstens der wichtigsten Grundzüge stets im häuslichen Musizieren sich zu vergegenwärtigen, ist für unsere gesamte Musikkultur von eminenter Bedeutung geworden. Die Inkunabeln dieser Institution liegen in den erwähnten Lautenarrangements des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie sich der heutige Musikfreund an den Klavierauszügen unserer Opern, Oratorien, Sinfonien usw. erfreut, so hatte der Dilettant des 15. und 16. Jahrhunderts die mehrstimmigen Lieder, Madrigale, Motetten usw. der Großmeister seiner Zeit in Lautenbearbeitung vor sich. Die Art dieser Bearbeitungen war entweder rein instrumentaler Natur, d. h. das polyphone Stimmgewebe der übertragenen Vokalkomposition wurde so gut wie möglich im Lautentonsatz markiert, oder aber es wurde eine Stimme zum Singen und die übrigen zum ‚Zwicken' eingerichtet, d. h. das Stück wurde für Gesang mit Instrumentalbegleitung arrangiert. Diese Art Arrangements gehören mit zu den bedeutsamsten Vorläufern des zu Anfang des 17. Jahrhunderts sich entwickelnden instrumentalbegleiteten Sologesangs, dem mehrere der wichtigsten modernen Tonformen (Oper, Oratorium, Sololied u. a.) ihre Entstehung verdanken. Somit ruhen im Schoße der alten Lautenmusik eine Reihe ebenso interessanter wie fruchtbringender entwicklungsgeschichtlicher Keime.

Dr. Eugen Schmitz.

∴ Unsere Kunstbeilagen ∴

Die Sibyllen sind, obwohl heidnischen Ursprungs, so in die Ahnenwelt des Christentums hineingewachsen, daß sie in den künstlerischen Darstellungen als Prophetinnen den alttestamentlichen Propheten zur Seite traten. In gleicher tiefer Versunkenheit und mit gleichen weissagenden Gebärden hat Michelangelo diese seherischen Gestalten in den Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle nebeneinander gestellt. Edward v. Steinles ‚Tiburtinische Sibylle' erinnert in ihrer allgemeinen Gestaltung an die Überreife der Renaissance, während sie in der historisch-symbolischen Pointierung und Idealisierung die speziellen geistigen Züge der Idealkunst zu Anfang und Mitte des 19. Jahrhunderts trägt. Entsprechend dem gelehrt formalen Charakter dieser Kunst und der didaktischen Richtung der Nazarener sind die äußeren Zeichen der Prophetie, sowie die suggestiven Formen, der seherisch verlorene Blick, die gleichsam Geheimnisvolles verschleiernde Kopfhülle, die ganze gespannte und doch mit monumentaler Absicht gelagerte Körperhaltung, mit Betonung in die äußeren Formen verlegt, wodurch die Wirkung des inneren Zwanges teilweise verlustig geht. Zur Zeit, als dieses Bild gemalt wurde, 1848, hatte bereits eine andere Richtung, die gegenständliche Historienkunst das Feld zu erobern begonnen, deren Vertreter zwar in der realistischen Einzelerfassung tiefer drangen, denen aber das Gefühl für geistige und formale Größe abging, das Steinle und ähnliche klassizistisch Gestaltende, wenn auch nicht immer aus eigener Anschauung, besaßen. Persönlicher und künstlerisch voller ist aber der gotisierende Steinle, der Romantiker, als der er direkt neben Schwind tritt.

Zu der hier zum erstenmal veröffentlichten, etwa 1847 entstandenen Zeichnung

‚Die fahrenden Musikanten‘ macht Steinles Sohn, Justizrat Dr. A. M. Ritter von Steinle, in dem noch diesen Sommer im Köselschen Verlag erscheinenden großen Steinlewerk folgende Notiz: ‚Man hat in den Gestalten der Musiker Porträts erblicken wollen; aber kein Zeitgenosse konnte mir solche herausfinden. Ich vermute, daß das Blatt in der Zeit der „Deutschordensschule“ entstanden ist, zu welcher Zeit die Malerkolonie öfters des Abends sich zu fröhlichem Trunke auf einem Felsenkeller zusammenfand, auf welchem an mehreren Tagen der Woche ein Sechstett von armen Tagesmusikern musizierte, deren Physiognomien wohl in dem einen oder anderen der Musiker wiedergegeben sein mögen. Der die Saiten des Basses rührende Genius soll wohl den Genius der Musik darstellen, und man kann in der Darstellung eine Symbolisierung des Gedankens finden: „Auch uns hat dereinst die Muse geküßt.“‘

Diesen letzten Gedanken hat der Sohn des Künstlers auch in den folgenden Versen poetisch ausgesponnen:

Es ziehen über die Haide zur Nacht,
Nachdem sie ein stumpfes Tagwerk vollbracht,
So müde sechs Stadtmusikanten nach Haus,
Die Köpfe so voll von dem Kirmeßgebraus.

Die Händ' in den Taschen den kärglichen Lohn
Durchzählen. — Ach — dahin ist er schon,
Um Schulden zu zahlen fürs tägliche Brot,
Und morgen beginnet aufs neue die Not.

Nur mühsam sie stapfen die Höhe hinan,
Gen Wind und Wetter sie kämpfen an;
Und Viere von ihnen sich weidlich plagen
Auch noch die schwere Baßgeig' zu tragen.

Da plötzlich durchbrauset die Lüfte gar lind
Ein warmer, ein sanfter, ein lieblicher Wind,
Er bringet die Saiten des Basses zum klingen,
Die tönen auf einmal wie Sphärensingen.

Da recken die Wandrer die Köpfe empor:
„Was rauschet, was brauset vor unserem Ohr?“
All' Elend, all' Jammer vergessen ist —
„Auch uns hat dereinstens die Muse geküßt.“

A. M. v. Steinle.

Über die beiden bisher unveröffentlichten Goethezeichnungen gibt der betreffende Rundschauartikel Aufschluß.

Offene Briefe

Herrn Dr. J. Th. in P. Der Nachtrag der versehentlich unterbliebenen bibliographischen Angaben zu dem von Prof. Dr. H. Holland im Juniheft S. 373 besprochenen Hauptwerk über Leonardo folgt hiemit wunschgemäß: Seidlitz, Woldemar von: Leonardo da Vinci, der Wendepunkt der Renaissance. Berlin 1909 bei Jul. Bard. 1. Bd. 454 S. mit 152 Abb. 2. Bd. 339 S. mit 63 Abb. 35 M.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Köselschen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



Velasquez pinx

Innocenz X.



Moderne [illegible]

Ein Vortrag* [illegible]

Moderne [illegible] gestellt [illegible] ...geschlagen, [illegible] ...le Frauen [illegible] ...ewegung [illegible] ...en. Aber [illegible] ...d diese mö... ...nze kathol... ...ner Verirru... ihn zu de... ...ich hef... ...nftiges [illegible] ...r Kirche [illegible] ...e Haltung [illegible] ...kenntnis [illegible]

Die le... ...ren sie [illegible] ...utzen sein, ...en Gru... ...nd dabu... ...nnen wä... [illegible] ...ge zu [illegible]

Die F... ...len Frage und [illegible] Wurzeln in [illegible] ...ändlich umg...

* Gehalten am 4. Mai 1910 im Hotel Union zu München.





Siebter Jahrgang August 1910

Moderne Strömungen in der Frauenwelt

Ein Vortrag* von P. Heribert Holzapfel O. F. M.

„Moderne Strömungen in der Frauenwelt", so lautet das Thema, das mir gestellt ist. Ich hatte zuerst die Fassung „Moderne Frauenbewegung" vorgeschlagen, mußte aber zu meinem Erstaunen hören, daß dieses Wort auf viele Frauen geradezu abstoßend wirke. Gewiß sind manche Auswüchse, die der Bewegung anhaften, geeignet, in edlen Herzen Ekel und Widerwillen hervorzurufen. Aber bei manchen, Frauen wie Männern, geht die Abneigung weiter, und diese möchte ich erinnern an ein Wort des hl. Augustin. Nachdem er die ganze katholische Wahrheit in sich aufgenommen, schaute er zurück auf die Jahre seiner Verirrungen, auf die Zeit, in der er die Kirche bekämpft hatte. Da drängte es ihn zu dem Bekenntnis: „Ich bin so weit gegangen in meiner Verblendung, daß ich heftige Anklagen gegen Dinge schleuderte, von denen ich mir erst durch demütiges Lernen hätte Kenntnis verschaffen sollen." Von vielen Bekämpfern der Kirche könnte noch heute das nämliche gesagt werden; und ebenso läßt sich die Haltung vieler Gegner der Frauenbewegung nur verstehen, wenn man ihre Unkenntnis der Sachlage in Rechnung stellt.

Die sehr verehrten Anwesenden gehören nun freilich zu diesen nicht, sonst wären sie hier wohl nicht erschienen. Trotzdem wird es auch für Sie nicht ohne Nutzen sein, wenn Sie die Hauptprobleme der modernen Frauenbewegung in ihren Grundzügen noch einmal durchdenken. Nicht nur die eigene Überzeugung wird dadurch gefestigter, auch die Fähigkeit andere zu überzeugen und zu gewinnen wächst.

Die Frauenfrage ist nur ein Teil der sozialen Frage und hat wie diese ihre Wurzeln in den gegenüber der Vergangenheit gänzlich umgestalteten wirtschaft-

* Gehalten am 4. Mai 1910 im Hotel Union zu München.

lichen Verhältnissen der Gegenwart. Ich kann darüber kurz hinweggehen, weil es zu bekannt ist. Sie alle wissen, daß mit der Einführung der Maschine, durch die Errungenschaften der Technik den Frauen viele Arbeiten, die sie früher zu Haus verrichteten, entzogen worden sind. Der alte Wahrspruch: ‚Die Frau gehört ins Haus' konnte nicht mehr aufrecht erhalten werden. Viele Frauen mußten, ob sie wollten oder nicht, ihr Brot außerhalb des Hauses suchen. Sie fanden es zunächst in jenen Stätten, die ihnen die Arbeit im Haus weggenommen hatten, in den Fabriken. Diese schienen so die Wunde selbst heilen zu wollen, die sie der Frau geschlagen hatten. Aber es schien nur so. Die Arbeitsbedingungen waren nämlich im Anfang vielerorts so unglaublich schlecht, daß man die Berichte darüber nur mit Empörung lesen kann. Zwar läßt sich nicht leugnen, daß mit der Zeit manches besser geworden ist, aber es herrscht doch noch Elend genug unter den Arbeiterinnen, das nach Abhilfe schreit. Besonders beklagenswert ist, daß auch zahllose Familienmütter das Haus verlassen müssen, um in den Fabriken Verdienst zu suchen. Ja, deren Zahl ist nach Ausweis der Statistik sogar im Zunehmen begriffen. Unter den 9½ Millionen erwerbstätiger Frauen in Deutschland ist die Zahl der Mütter in den letzten Jahren von 16 auf 34 % gestiegen. Die unausbleibliche Folge davon ist großes moralisches Elend, Vernachlässigung der Kindererziehung in den Arbeiterfamilien, Verwahrlosung der Jugend in den Großstädten. Alle diese Schwierigkeiten zusammen bilden ‚die Frauenfrage der arbeitenden Klassen'. Hier ruft die Frau zunächst nach Schonung, nach Entlastung.

Anders wirkte die soziale Revolution auf die Frauen der mittleren und besseren Stände. Am wenigsten getroffen wurden hier jene Familien, die Mittel genug besaßen, um auch die jetzt müßig gewordenen Frauenhände zu ernähren. Die Umwälzung brachte für sie keine materielle Not, wohl aber oft eine geistige Not, da in vielen erwachsenen und nun zu einem geschäftigen Müßiggang verurteilten Töchtern sich nicht selten ein tiefes Unbefriedigtsein über die Leere und Inhaltslosigkeit ihres Daseins einstellte.

In weniger bemittelten Familien dagegen — und das war die große Mehrzahl — wurde die Frage brennend: ‚Was sollen unsere Töchter lernen, damit sie sich fortbringen können, wenn sie nicht zur Ehe kommen?' Das ist der Kernpunkt der Frauenfrage für die mittleren und besseren Stände. Hier ruft man nach neuen Erwerbsmöglichkeiten, während die unteren Klassen Schutz gegen allzu große Ausbeutung verlangen. In die Fabriken konnten und wollten die Töchter der mittleren und besseren Stände nicht gehen, Unterrichts- und Erziehungswesen sowie Krankenpflege — bisher die einzigen Berufsarten, die solchen Mädchen offen gestanden waren — konnten bei weitem nicht alle aufnehmen, die Beschäftigung suchten, ganz abgesehen von der speziellen Neigung, die diese Berufsarten voraussetzen. So kam denn die Forderung: Nachdem nun einmal viele Frauen gleich dem Manne ihr Brot außerhalb des Hauses suchen müssen, sollen ihnen auch alle Erwerbsmöglichkeiten offen stehen wie dem Manne! Warum sollen diesem gerade die besten ‚Futterplätze', wie sich die Radikalen geschmackvoll ausdrückten, vorbehalten bleiben?

Da aber als die besten Stellen jene gelten, die einen akademischen Studiengang zur Voraussetzung haben, so verlangte man für die Frauen kurzweg die gleiche Bildung wie für die Männer. Gleich diesen sollen auch die Mädchen durch die Gymnasien und Realschulen gehen und die Universitäten besuchen. Jene Mädchen aber, die nicht studieren wollen, sollen ebenso wie die Knaben

etwas Tüchtiges in irgend einem Berufe erlernen. Gelernte Arbeit wird besser bezahlt als ungelernte, und dann kann man auch mit Recht die Forderung erheben ‚für gleiche Arbeit gleiche Bezahlung', mag sie nun vom Manne oder von der Frau geleistet worden sein.

Hält man sich nun gegenwärtig, daß das Mädchen auch für den Eheberuf vorbereitet werden soll und daß sie im Falle der Verheiratung in den allermeisten Fällen ihren erlernten Beruf wird aufgeben müssen, dann wird man sich sofort der Schwierigkeiten bewußt, die in diesem Problem liegen. Trotzdem stieß die Forderung nach einer berufsmäßigen Ausbildung der Mädchen im allgemeinen auf wenig Widerstand. Ernstere Meinungsdifferenzen treten erst auf, wenn man die einzelnen Berufsarten namhaft machen will, die den Frauen zugänglich gemacht werden sollen. Während die einen nur solche Berufe in Vorschlag bringen, welche der weiblichen Eigenart mehr zusagen, gehen andere viel weiter und reklamieren so ziemlich alle Berufe mit Einschluß der Staatsämter auch für die Frau. Nur solche sollen ausgeschlossen sein, welchen die Körperkräfte der Frau offenkundig nicht gewachsen sind.

Die soweit gehen, ziehen damit nur die Folgerung aus ihrem Obersatz: Gleiche Rechte für die Frau wie für den Mann! Gleiche Rechte im Privatleben und im öffentlichen Leben! In der Familie Bestimmungsrecht über ihre eigene Person, über ihr Eigentum und über ihre Kinder; in der Gemeinde Stimme und Anteil an der Schulverwaltung, an der Armen- und Waisenpflege; in den Standes- und Berufsorganisationen Sitz und Stimme, endlich im Staate das politische Wahlrecht!

Das sind in allgemeinen Umrissen die ‚modernen Strömungen in der Frauenwelt'. Die Hauptfrage ist nun die: Wer steht hinter diesen Ideen? Sind es nur einige überspannte Emanzipierte, die soviel Lärm schlagen, oder steht ein großer, ernst zu nehmender Teil der Frauen hinter ihnen? Und wie verhält sich dazu die Männerwelt?

Um die letzte Frage gleich vorweg zu nehmen, möchte ich nur bemerken, daß eine gerechte Antwort hier sehr schwer zu geben ist. Entschieden übertrieben sind die Vorwürfe radikaler Frauen, daß die Männer nur aus Selbstsucht ihren Bestrebungen überall hinderlich in den Weg treten. Das widerlegt sich schon mit dem Hinweis, daß die Frauen alles, was sie bisher an Verbesserung ihrer rechtlichen Lage erreicht haben, — Universitätsstudium, Wahlrecht für Berufsorganisationen, politisches Versammlungs- und Vereinsrecht — lediglich dem freien Entgegenkommen der Männer verdanken. Dann gab und gibt es auch jetzt noch eine erhebliche Anzahl von Männern in allen Ständen, die mit Entschiedenheit an der Lösung der Frauenfrage im Sinne der gemäßigten Vorkämpferinnen arbeiten. Daneben ist freilich die Zahl jener Männer nicht gering, die am liebsten der ganzen Bewegung den Garaus machen würden oder doch nichts anderes für sie haben als Spott und überlegenes Lächeln.

Das ist gewiß sehr zu bedauern, aber ich meine, die Frauen haben so lange kein Recht, sich darüber allzusehr zu entrüsten, als sie in ihren eigenen Reihen noch viele Millionen in niederen wie in höheren Ständen zählen, die sich nicht einmal die Mühe geben, die Bewegung kennen zu lernen, aber trotzdem auch über die besonnenen Streiterinnen im Kampf um Besserstellung ihres Geschlechtes mit einer Art Geringschätzung aburteilen, als würden diese leichten Herzens das altehrwürdige Frauenideal preisgeben. Der größte Widerstand kommt von den verheirateten Frauen, die in glücklichen Verhältnissen leben.

Sie denken sich zu wenig hinein in die Lage der unverheirateten, die oft schwere Nahrungssorgen drücken; und selbst wo dies nicht der Fall ist, möchten diese eben auch eine Lebensaufgabe zu erfüllen haben wie die Verheirateten. Und das ist doch nichts Unrechtes!

Wie oberflächlich und zugleich wie gefährlich ein rasches Absprechen in diesen Dingen ist, zeigt am besten ein Blick auf den bisherigen Verlauf der Frauenbewegung. Ich beschränke mich dabei auf Deutschland. Hier war es Luise Otto von Meißen, die im Verein mit einigen gleichgesinnten Frauen im Jahre 1865 zu Leipzig den ersten Frauenverein gründete, der nicht caritative Zwecke verfolgte. Er nannte sich ‚Allgemeiner deutscher Frauenverein' und blieb bis heute der Kristallisationspunkt für die liberale Frauenbewegung. Da aber in den folgenden Dezennien noch eine Menge anderer Vereine für Fraueninteressen, Standesinteressen usw. entstanden, lag die Gefahr einer allzu großen Zersplitterung nahe. Daher schlossen sich im Jahre 1894 die in den verschiedenen Städten Deutschlands bestehenden Frauenvereine zusammen zu dem ‚Bund deutscher Frauenvereine'. Er umfaßt jetzt 27 größere Verbände von Landes- oder Standesorganisationen, die im ganzen aus etwa 7—800 Lokalvereinen gebildet sind mit etwa 150 000 Mitgliedern. Dem Bund gehört auch der 1909 neu organisierte ‚Hauptverband bayerischer Frauenvereine' an, der in acht Kreisverbänden die in Bayern existierenden Frauenvereine umfassen will.

Wie in Deutschland, so traten auch in den meisten übrigen Ländern die einzelnen Frauenvereine zu einem großen Ganzen zusammen. Im Jahre 1888 entstand dann der ‚Internationale Frauenbund', dem nach und nach die Nationalverbände fast aller Länder beitraten. Zurzeit umfaßt er 23 Nationalverbände mit mehreren Millionen Mitgliedern. Sein Arbeitsgebiet ist hauptsächlich Propaganda für die Frauenrechte, Förderung der Friedensbestrebungen und Kampf gegen Prostitution und Mädchenhandel.

Diese großen Organisationen umschließen aber nicht entfernt alle existierenden Frauenvereine, ja in Deutschland ist die Zahl der anderweitig — nicht in religiösen Vereinen! — organisierten Frauen sogar viel größer als die der dem ‚Bunde deutscher Frauenvereine' angehörigen, so daß schon der Name in keiner Weise mehr zutreffend ist. Man mag diese Absplitterung beklagen, aber sie mußte kommen. Die soziale Frage ist ja nicht bloß eine Frage nach Arbeitslohn und Arbeitszeit und sonstigen Rechten, sie ist — wie treffend gesagt wurde — ‚das Meer des Völkerlebens, in dem alle Rinnsale des Geisteslebens, des Gemütslebens, des Glaubenslebens und des Sittenlebens zusammenströmen'. Das gilt in vollem Umfang auch für den Ausschnitt aus der sozialen Frage, den wir Frauenfrage nennen. Es ist nur eine der vielen Illusionen, denen sich manche Frauen hingeben, wenn sie das geflissentlich übersehen oder gar verschleiern wollen. Tiefer blickende und praktisch denkende Frauen haben dies längst erkannt.

Die ersten waren hier auffallenderweise die Arbeiterinnen der niederen Stände. Nach Luise Ottos Tod hatten die bürgerlichen Frauen mehr und mehr auf die Arbeiterinnen vergessen und zunächst nur an die Besserstellung ihrer eigenen Lage gedacht; sie hatten — so wurde schon gespottet — die ganze Bewegung zu einer ‚Frauenfrage der oberen Zehntausend' gemacht. Dazu kamen politische Gegensätze. Die meisten Frauen des ‚Bundes deutscher Frauenvereine' huldigten liberalen oder freisinnigen Anschauungen, während die Arbeiterinnen sich in großer Zahl dem Sozialismus anschlossen. Der Widerstreit der Meinungen wurde immer schärfer, so daß jetzt die Sozialistinnen um keinen

Preis mehr mit den bürgerlichen Frauen zusammenarbeiten wollen. Sie selbst bilden aber nicht etwa eigene Frauenorganisationen, wenn man von den ‚Frauenbildungsvereinen' und den ‚Frauenkonferenzen' zum Zwecke der Agitation absieht, sondern sie führen den Klassenkampf Schulter an Schulter mit den sozialistischen Männern, treten auch in die sogenannten freien Gewerkschaften ein. Sozialistisch organisierte Frauen gibt es jetzt etwa 200 000, und das Organ für diese Frauen, die ‚Gleichheit', zählt bereits 77 000 Leserinnen. Sehr gefährlich für das Frauengeschlecht kann die sozialistische Frauenbewegung insofern werden, als sie darauf ausgeht, die heutige Ehe und Familie zu untergraben, worin sie leider auch vom linken Flügel der bürgerlichen Frauen unterstützt wird.

Gleich den sozialistischen Frauen hielten sich vom Bund deutscher Frauenvereine fern die sonstigen Arbeiterinnenvereine, die kaufmännischen Frauenvereine usw., die insgesamt nahezu 100 000 Mitglieder zählen.

Weitere Absonderungen vom Bund veranlaßten dann Fragen religiös-sittlicher Natur, Fragen der Weltanschauung. Wenn wir sehen, daß im Bunde mitarbeiten ‚der Verband fortschrittlicher Frauenvereine' mit seinen radikalen Tendenzen auf dem Gebiete der Ehe und Sittlichkeit (die sogenannte ‚grüne Gefahr'), dann die genugsam bekannte Gesellschaft für ethische Kultur, sogar mehrere Frauenlogen, so wird einem sofort klar, daß christlich gesinnte Frauen hier mit ihrer vollen Überzeugung nicht mehr mittun können. Man muß anerkennen, daß der Mittelpunkt des Bundes, nämlich der ‚Allgemeine deutsche Frauenverein', sich noch einer gewissen Zurückhaltung befleißigt und interkonfessionell, unpolitisch, paritätisch sein will. Aber die Praxis stimmt mit der Theorie nicht überein, das darf man ruhig behaupten. Sie werden in allen Kundgebungen und Schriften der leitenden Persönlichkeiten nie ein Wort zugunsten der Religion, des Christentums oder gar der katholischen Kirche finden, und wenn davon die Rede ist, hören wir nur Unfreundliches. Die Kürze der Zeit erlaubt mir nicht, Ihnen die einzelnen Beweise vorzulegen. Aber die Tatsache steht fest.

Ebenso ist unleugbar, daß politische Parteien hinter dem Bund stehen oder wenigstens daß die maßgebendsten Persönlichkeiten des Bundes sich an gewisse politische Parteien anlehnen. Früher waren es die Freisinnigen allein, dann kamen noch die Nationalliberalen dazu. Als die Frauen 1908 das politische Vereinsrecht erhielten, traten die Führerinnen sofort in die Ausschüsse dieser Parteien ein. Und vor kurzer Zeit ging durch die Presse die Meldung, daß Ika Freudenberg, die erste Vorsitzende des Hauptverbandes bayerischer Frauenvereine, in den Landesausschuß der neuen ‚Fortschrittlichen Volkspartei in Bayern' aufgenommen wurde und daß der Verband liberaler Frauen seine Dienste der Partei zur Verfügung stellte. Im letzten Hefte ihrer Monatsschrift ‚Die Frau' schreibt Gertrud Bäumer, eine der bedeutendsten Führerinnen nach Helene Lange, ganz offen: ‚Bisher tragen wohl alle dem Liberalismus angehörigen Frauen zugleich eine Verantwortung in der Organisation der Frauenbewegung.' Das kann doch wohl nichts anderes heißen, als daß die dem Liberalismus huldigenden Frauen bisher die Frauenbewegung hauptsächlich dirigierten. Erscheinungen, die dagegen sprechen, lassen sich jedenfalls nicht namhaft machen.

Wir wollen niemands politische und religiöse Überzeugung antasten, aber wir stehen vor Tatsachen, und Tatsachen soll man fest ins Angesicht schauen. Es ist leider so, daß die Frauenfrage lange, allzu lange fast ausschließlich von umstürzlerischer, atheistischer oder doch religiös gleichgültiger Seite behandelt wurde. Wenn das immer so bliebe, wäre es ein großes Unglück für unser

Volk, weil dann immer mehr Frauen mit aller Sicherheit in die revolutionären und religionsfeindlichen Strömungen hineingezogen würden.

Um dieser Gefahr vorzubeugen, mußten die religiös gesinnten Frauen an die Bildung selbständiger Organisationen denken. Sogar die israelitischen Frauen hielten eine Sonderstellung für notwendig und schlossen sich 1904 zu einem „Jüdischen Frauenbund' zusammen, dem jetzt schon 98 Vereine angegliedert sind, darunter auch einer in München.

Die christliche Frauenbewegung verdankt ihr Entstehen der wackeren Frau Gnaud-Kühne. Die ‚Evangelisch-soziale Frauengruppe', die sie 1894 ins Leben rief, löste sich zwar bald wieder auf, aber nur um dem ‚Deutsch-evangelischen Frauenbund' Platz zu machen, der bereits über 10000 Mitglieder zählt.

Die nämliche Frau Gnaud-Kühne ist es auch, die 1903 die Gründung des katholischen Frauenbundes in die Wege leitete. Je tiefer sie nämlich in die Frauenfrage eindrang, desto deutlicher wurde ihr die Wahrheit: Die Frau ist wie der Mann in erster Linie menschliche Persönlichkeit, dann erst Geschlechtswesen. Es geht nicht an, den Wert der Frau deswegen herunterzudrücken, weil sie nicht in die Ehe eintritt. Wenn man, wie es der Protestantismus tat und wie es sehr weite Kreise heute noch festhalten, den eigentlichen Beruf der Frau in der Ehe sieht, dann haben die zahllosen Frauen, die nicht heiraten können oder heiraten wollen, ihren Beruf verfehlt. Sie sind als Frauen zweiter Klasse anzusehen und müssen sich mehr oder minder unglücklich fühlen. Weil aber mit einer solchen Wahrheit als Ausgangspunkt die Frauenfrage nie und nimmer befriedigend gelöst werden kann, wurde sie irre am Protestantismus und gewann Sympathie für die katholische Kirche, in der sie alle weiblichen Persönlichkeiten gleich geehrt, ja die freiwillige Jungfräulichkeit sogar höher gestellt sah als selbst die Mutterschaft. Nach ihrem Rücktritt zur Kirche blieb sie der Frauenbewegung treu und suchte ihre Wichtigkeit den katholischen Frauen immer mehr zum Bewußtsein zu bringen. Die Frucht war eben die Gründung des katholischen Frauenbundes.

In den sechs Jahren seines Bestehens entwickelte er sich so rasch, daß er jetzt bereits 67 Zweigvereine mit bald 25 000 Mitgliedern zählt. Keine Frauenvereinigung in Deutschland ist so rasch gewachsen und keine besitzt zurzeit eine so große Zahl von Mitgliedern wie der Katholische Frauenbund. Das ist ein glänzender Erfolg! Ein schlagender Beweis, daß die katholischen Frauen der Bewegung großes Verständnis entgegenbringen, nachdem sie dieselbe einmal kennen gelernt haben. Auch der Zweigverein München hat schon schöne Erfolge aufzuweisen. Er zählt zurzeit über 1800 Mitglieder, über doppelt soviel als der längst vorhandene Verein für Fraueninteressen. Allein für München ist das noch viel zu wenig. Es müssen ebenso viele Tausende werden, als es jetzt Hunderte sind. Wenn er dann im ganzen Reiche im nämlichen Verhältnis wächst, dann ist er eine Macht, die etwas leisten kann zum Besten der Frauenwelt. Eine solche gewaltige Frauenarmee ist aber uns Katholiken in Deutschland dringend notwendig.

Warum denn? Was will denn der Katholische Frauenbund? Er will alle auf dem Boden katholischer Weltanschauung stehenden Frauen zusammenschließen zu einer großen Organisation, die mitarbeiten soll an der Besserstellung der Frau auf allen Gebieten, und das immer in Übereinstimmung mit ihrer religiösen Überzeugung. Der Frauenbund ist also kein caritativer oder religiöser Verein im gewöhnlichen Sinn, obwohl er auch große caritative und reli-

giöse Aufgaben zu lösen hat. Er ist einfach ein Zusammenschluß der katholischen Frauen, veranlaßt und gefordert durch die bittere Not der Zeit.

Freilich für alle einzelnen Fragen der ganzen Bewegung wäre eine eigene Organisation der Katholikinnen nicht notwendig. Sie könnten da in weitgehendem Maße in den anderen Frauenvereinen mitarbeiten, so besonders in den weitverzweigten caritativen und sozial-politischen Fragen. Ob der Katholische Frauenbund hier gemeinsam mit den anderen Organisationen vorgehen oder selbständig auftreten soll, darüber kann von Fall zu Fall, vielleicht auch von Ort zu Ort verschiedene Entscheidung getroffen werden. Am häufigsten wohl wird ein Zusammengehen mit dem Evangelischen Frauenbund möglich sein.

Ähnliches gilt von der Bildungsfrage des weiblichen Geschlechtes. Freilich sind die Wege, die hier einzuschlagen sind, noch lange nicht geklärt. Bis dahin wird man gut tun, sich nicht einseitig nach einer Richtung hin festzulegen. Was zunächst das höhere Frauenstudium, den Besuch der Universitäten, betrifft, so ist es ja richtig, daß es von vielen Männern und selbst von einflußreichen Frauen, z. B. von einer Ellen Key, entschieden bekämpft wird. Gleichwohl haben die Katholiken keinen Grund, in diese Warnungen miteinzustimmen. Es ist ja nicht an dem, daß die Frauen jetzt auf einmal ebenso wie die Männer die Gymnasien und Universitäten besuchen und alle Berufsarten überfluten werden — daran glaubt im Ernste kein Mensch —, sondern es handelt sich nur darum, ob es gerecht ist, Frauen, die Talente und Neigung haben, mit Gewalt von den akademischen Studien zurückzuhalten. Das ließe sich gewiß nicht rechtfertigen, mag nun das Studium aus reinem Wissenstriebe gepflegt werden oder als Mittel zum Zweck, um später, z. B. als Ärztin im Krankendienste oder im höheren Lehrfach tätig sein zu können. Für solche Posten ist der Frau die Fähigkeit gewiß nicht abzustreiten, wenn man auch bezüglich der übrigen höheren Berufe noch so geteilter Meinung sein kann. Die Erfahrung einer oder einiger Generationen allein wird hier nähere Fingerzeige geben können.

Bis dahin aber dürfen wir Katholiken dem akademischen Frauenstudium nicht entgegentreten, im Gegenteil, wir müssen es mit allen Mitteln fördern. Wer dies nicht aus idealen Gründen tun kann, der muß es tun, sagen wir einmal aus Egoismus. Unter den 1800 Frauen, die im Jahre 1907 an den deutschen Universitäten studierten, waren nur 200 Katholikinnen, 600 sollten es sein. Im hiesigen Mädchengymnasium sind im heurigen Schuljahre 103 Schülerinnen, darunter nur 48 Katholikinnen, 70—80 sollten es sein. Diese Zahlen eröffnen einen betrübenden Ausblick in die Zukunft. Wenn es nicht besser wird, dann werden nach einem Jahrzehnte die Ärztinnen, die Lehrerinnen an den Mittelschulen, die Inhaberinnen sonstiger besserer den Frauen zugänglicher Posten in ganz überwiegender Mehrheit Protestantinnen oder Jüdinnen sein und zwar auch in Bayern, weil eben zu wenig katholische Anwärterinnen da sind. Daß das für die katholische Sache nicht nur ein moralischer, sondern auch ein ökonomischer Nachteil ist, liegt auf der Hand. Wir müssen also, ob gerne oder ungerne, das Studium der katholischen Frauen begünstigen im ureigensten Interesse.

Allein damit ist das Problem der Frauenbildung noch lange nicht erschöpft. Allgemein anerkannt ist, daß die Bildungsdifferenz zwischen Mann und Frau im letzten Jahrhundert entschieden größer geworden ist, als es im Mittelalter der Fall war. Deshalb stellen ja die radikalen Frauenrechtlerinnen — um das häßliche Wort einmal zu gebrauchen — gerade die Bildungsfrage in den Vordergrund. Sie verlangen von den Mädchen grundsätzlich den gleichen Studien-

gang wie für die Knaben, womöglich noch Koedukation, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, obwohl die bisherigen Erfahrungen in Amerika, Baden und Sachsen gegen dieselbe sprechen. Den Männern, die in wohlmeinender Absicht die gleichmäßige Erziehung der Mädchen und Knaben verwerfen, hält man entgegen, daß sie sich eben von der eingewurzelten Anschauung von der Minderwertigkeit des weiblichen Verstandes nicht losreißen könnten. So ist es aber nicht! Diese Männer halten die Frau nicht für minder begabt, wohl aber für anders begabt als den Mann. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Geist des Mädchens andere Neigungen und Interessen hat als der Geist des Knaben; das tritt ja schon bei der Wahl der Spielzeuge zutage. Wenn später ein Teil der Mädchen Interesse gewinnt für die gleichen Wissenschaften wie der Mann, so soll dem kein Hindernis in den Weg gelegt werden. Aber das wird voraussichtlich doch Ausnahme bleiben. Die Mehrzahl der Mädchen auch aus den besseren Ständen wird wohl andere Bildungsstätten dem Gymnasium und der Hochschule vorziehen. Und das ist insofern kein Unglück, als die gelehrte Schule eben doch nur Verstandesbildung übermittelt. Für das menschliche Glück sprechen aber Herz und Wille ein gewichtigeres Wort mit als der Verstand, und wenn des Wissens Gut mit dem Herzen bezahlt werden müßte — und diese Gefahr liegt für viele nahe, — dann wäre es zu teuer erkauft. Die Frau würde dann gerade in der am meisten geschätzten Eigenschaft, in ihrem reichen Gemütsleben, Einbuße erleiden.

Gewiß sind die bisherigen höheren Mädchenschulen verbesserungsfähig; aber man tut ihnen doch unrecht, wenn man sie zugunsten der Gymnasien oder Realschulen gar zu sehr herabsetzt. Eine Anstalt, die die Durchschnittsschülerin dahin bringt, französische und englische Autoren ohne allzu große Schwierigkeit zu verstehen, leistet Anerkennenswertes. Und eine Frau, der so die Literatur dreier großer moderner Kulturvölker offen steht, ist gewiß nicht schlecht gebildet. Tatsächlich besitzen wir ja gebildete Frauen genug, die aus diesen Schulen hervorgegangen sind und dann auf der dort empfangenen Grundlage stetig weiter gebaut haben. Nichts wäre falscher als zu glauben, daß bestimmte Fachkenntnisse zur wahren Bildung notwendig wären. Es gibt fachmännisch, akademisch gebildete Frauen, deren Schriften einen sehr empfindlichen Mangel jener Allgemeinbildung aufweisen, die uns in den Schriften nicht akademisch geschulter Frauen oft so angenehm berührt.

Ich wende mich zur Rechtsfrage, die kurz gesagt eine völlige Gleichstellung der Frau mit dem Manne vor dem weltlichen Rechte verlangt. Daß hier noch viel zugunsten der Frau geändert werden kann und geändert werden muß, sollte nicht bestritten werden. Ob freilich auf allen Gebieten eine völlige Gleichstellung mit dem Manne zu erzielen oder auch nur anzustreben ist, möchte ich bezweifeln. So vor allem auf dem Gebiete der Ehe. Es ist doch eine handgreifliche Übertreibung, wenn radikale Frauen klagen, daß es eine Schmach sei für die Frau, beim Eheabschluß dem Manne Gehorsam zu versprechen, daß ‚dadurch die legitime Gattin zur willenlosen Sklavin des Mannes erniedrigt werde‘. Gewiß kann und soll der Frau mehr Schutz gewährt werden gegen den Mißbrauch der väterlichen Gewalt, aber diese ganz beseitigen wollen, scheint mir doch — abgesehen von religiösen Gründen — einen allzu großen Mangel an Menschen- und Lebenskenntnis zu verraten. ‚Es ist ein ungeheuerliches Unternehmen, die Ehe in zwei gleiche Atome spalten zu wollen‘, meint selbst Joh. Müller, der gerade unter den Frauen großen Anhang besitzt.

Vielumstritten ist dann die Forderung nach Gleichstellung im öffentlichen Recht, speziell im Recht zu wählen für die verschiedenen Körperschaften in Gemeinde und Staat. Das Wahlrecht für die Berufsorganisationen, auch für die Schul- und Gemeindeangelegenheiten findet noch weniger Gegnerschaft als das politische Wahlrecht. Nicht einmal alle Anhängerinnen der Frauenbewegung treten dafür ein, und speziell der Katholische Frauenbund handelt klug, daß er vorderhand dazu gar keine Stellung einnimmt: er bekämpft es nicht, aber er fördert es auch nicht. Den Mitgliedern des Bundes steht es frei, sich nach der einen oder anderen Seite hin zu entscheiden.

Und die Entscheidung ist nicht leicht. Auf der einen Seite darf es wohl als Tatsache gelten, daß die Mehrzahl der Frauen von diesem Stimmrecht selbst nichts wissen wollen, weil sie die Frau nicht in das wüste Getriebe der Tagespolitik herabziehen möchten. Gegen eine solche ideale Auffassung machen aber die Anhängerinnen des Frauenstimmrechts geltend, daß diese Befürchtung übertrieben sei; in manchen Staaten Australiens, der Nordamerikanischen Union und selbst in Europa, in Finnland, besitzen die Frauen das politische Wahlrecht, und es haben sich noch keine Unzuträglichkeiten ergeben. Auf alle Fälle tun wir gut, die Möglichkeit im Auge zu behalten, um nicht von den Ereignissen überrumpelt zu werden. Die vielen Vereine für das Frauenstimmrecht, die große sozialistische Partei und andere arbeiten mit allen Mitteln darauf hin, der Frau das Stimmrecht zu verschaffen. Ich meinesteils glaube daran, daß es mit der Zeit noch kommen wird, wenn wir es auch nicht mehr erleben. Vielleicht sind wir einmal noch recht froh, daß die katholischen Frauen das Stimmrecht haben. Dann aber sollten diese den an sie herantretenden Aufgaben gewachsen sein, damit es nicht geht wie in Finnland, wo im Jahre 1907 fünfundzwanzig weibliche Abgeordnete gewählt wurden, darunter dreizehn sozialistische. Die christliche Arbeiterpartei hatte fünf Kandidatinnen aufgestellt, aber keine einzige siegte. Soll es nicht bei uns auch einmal so kommen, dann tut eine feste Organisation und Schulung der katholischen Frauen not.

Während in diesen und ähnlichen Fragen die Katholikinnen unter sich verschiedener Meinung sein und bald mehr mit dem rechten, bald mehr mit dem linken Flügel der ganzen Bewegung sympathisieren können, müssen sie im allerwichtigsten getrennt von den übrigen marschieren und unter sich eine geschlossene Einheit bilden. Und dieses Allerwichtigste ist die religiöse Frage im weitesten Umfang. Dazu gehört auch die Frage der religiösen Kindererziehung, die Ehe- und Sittlichkeitsfrage mit ihren einschneidenden Konsequenzen. Weil Sie aber alsbald den ganzen Komplex der hier einschlägigen Fragen aus beredterem Munde* näher erörtert hören werden, beschränke ich mich auf einige wenige Bemerkungen über die religiöse Frage im engeren Sinn.

In unserer Zeit regt sich der Zug nach irgendwelcher Religion wieder stärker, als es vor hundert Jahren der Fall war, aber trotzdem ist die heutige Welt noch bis in die weitesten Schichten der Bevölkerung hinein religiös indifferent oder will gar nicht religiös sein. Die natürliche Folge sollte sein eine völlige Gleichgültigkeit der ungläubigen Schichten gegen die Religion und ihre Bekenner. Wer aber mit offenen Augen das Getriebe in der Welt beobachtet, der sieht, daß überall nicht etwa Gleichgültigkeit herrscht, sondern Kampf gegen

* Nach mir sprach P. Bonaventura O. Praed. aus Berlin über ‚Aufgaben der kath. Frau auf dem Gebiete der Ethik‘.

das Religiöse, speziell gegen das Christentum und die katholische Kirche. Geheim und offen will man auch andere unreligiös machen und allenthalben den Einfluß der Religion in Schule, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben zurückdrängen. Natürlich gibt man dies gewöhnlich nicht zu, aber tatsächlich steht das doch außer allem Zweifel für jeden, der nicht mit verbundenen Augen durchs Leben geht. Ernste Männer, darunter selbst ein deutscher Reichskanzler, sprachen es unumwunden aus, daß das Feldgeschrei im Zukunftskampf sein wird: ‚Hie Christentum — hie Atheismus!'

Die Frauenbewegung wird in diesen Kampf mit hineingezogen, ob sie will oder nicht. Teilweise hat sie auch schon unzweideutig dazu Stellung genommen und zwar nicht zu unseren Gunsten. Ich bezeichne es nun als die allerwichtigste Aufgabe des Katholischen Frauenbundes, das Frauengeschlecht zu sammeln und tüchtig zu machen für diesen Kampf. Denn ohne die Frauen wird derselbe nicht glücklich zu Ende geführt werden können. Schon im Jahre 1893 sprach Bebel im Reichstag die Worte: ‚Meine Herrn! Auf welcher Seite in der großen Bewegung der Gegenwart die Frau steht, da ist der Sieg! Dessen seien Sie versichert!'

Es ist ebenso ehrenvoll wie verantwortungsreich für die Frauenwelt, wenn sie sieht, daß gerade von ihrer Haltung die Entscheidung im religiösen Zukunftskampf abhängig gemacht wird. Wir Katholiken erwarten da von den katholischen Frauen nichts mehr und nichts weniger als das, was die Frauen im Anfange des Christentums geleistet haben: sie waren Pioniere des Glaubens und wo es sein mußte, wurden sie Märtyrer des Glaubens! Freilich empfanden diese es damals tiefer und persönlicher, was Christus dem Frauengeschlecht gebracht, nämlich Befreiung aus der erniedrigenden Stellung, in die es durch die Brutalität des Mannes geraten war. Sie sahen im Christentum ihre magna Charta (Stöcker), den Freiheitsbrief für ihr Geschlecht. Und das ist wahr geblieben bis heute.

Halten Sie Umschau in allen nicht christlichen Ländern der Erde, und Sie werden sehen, was die Frau dort gilt, selbst unter den Kulturvölkern wie in Japan und China. Dann lernen Sie begreifen, was das Christentum gerade für die Würde der Frau bedeutet. Die Frauen in unserem Lande, welche das Christentum bekämpfen oder wenigstens für sich selbst abwerfen, wissen nicht, was sie tun. Sie töten in sich selbst das Beste. Die weibliche Seele erträgt nicht lang das Leben ohne Gott, ohne schweren Schaden zu nehmen an ihrem innersten Wesen. Sie sinkt sofort zum reinen Geschlechtswesen herab, sobald sie das ‚ewig Weibliche, das uns hinanzieht', in sich ersterben läßt. Dieses ewig Weibliche ist es aber gerade, das dem Frauengeschlecht von jeher ein Übergewicht über die Männer verschafft hat. Die ganze Frauenbewegung wird daher dem weiblichen Geschlechte weit mehr schaden als nützen, wenn sie endigen sollte mit dem Untergang des ‚ewig Weiblichen', des Zuges nach dem Höheren, nach dem Göttlichen.

Der Katholische Frauenbund will dieser Gefahr entgegenarbeiten. Er gibt der Religion die zentrale Bedeutung, die ihr zukommt. Er will auch, daß seine Mitglieder sich mehr und mehr fähig machen, die Aufgabe zu lösen, die ihrer harrt. Dazu ist erforderlich, daß die Frauen sich immer gründlicher unterrichten über die Religion, daß sie apologetische Bücher lesen, um gewaffnet zu sein gegen die zahlreichen, oft unsagbar oberflächlichen Einwürfe gegen unseren Glauben. Aber nicht nur besser unterrichten müssen sich unsere Frauen über

die religiösen Fragen, sie müssen auch mit mehr Mut und Charakterfestigkeit ihre Religion bekennen und dafür eintreten. Der ist wahrlich feige, der nicht den Mut hat, die Interessen Gottes zu vertreten, wenn sie angegriffen werden. Solche feige Männer, die an Menschenfurcht leiden, gibt's genug. Unsere Frauen müssen da zeigen, daß sie charakterfester sind als das sogenannte starke Geschlecht, daß sie auch heute noch beim Heilande unter dem Kreuze ausharren, selbst wenn alle Männer feige davonlaufen.

Aber braucht es denn zur Verwirklichung dieser vornehmsten Aufgabe überhaupt eines Katholischen Frauenbundes? Ist denn dazu nicht die Kirche da, daß sie in allen ihren Kindern, in den Frauen ebensogut wie in den Männern die religiöse Überzeugung stärkt, damit sie den Kämpfen der Gegenwart gewachsen sind? Gewiß ist die Kirche dazu da! Sie gibt uns auch immer die Wahrheit für unser Denken über ewige Dinge, sie bietet uns auch immer die Gnadenmittel an, Frieden für das Herz und Kraft für den Willen. Aber die Kirche ist auch dazu da in Frankreich, Italien, Spanien und Portugal, und doch finden wir dort überaus beklagenswerte religiöse Zustände, weil eben große Teile der Bevölkerung sich von der Kirche abgewendet haben.

Und in Deutschland? Kein geringerer als der leider zu früh verstorbene Ad. Stöcker motiviert in einem Vortrag den inneren Abfall vieler Protestanten vom Christentum damit, daß sich die preußische Landeskirche zu wenig um die soziale Not der niederen Bevölkerung gekümmert habe. Er läßt diese sprechen: ‚Wenn unser Elend die evangelische Kirche nichts angeht, dann geht uns die Kirche auch nichts mehr an.' Stöcker gibt zu, daß die katholische Kirche, wenigstens in Deutschland, hier weit mehr geleistet hat und darum noch treuere Anhänger besitzt als anderswo. Freilich dürfen wir uns von diesem Lob nicht blenden lassen. Wenn wir sehen, daß auch viele katholische Arbeiter der Sozialdemokratie in die Hände gefallen sind, dann müssen wir unsere Schuld bekennen und gestehen, daß wir mancherorts ihren Angelegenheiten und Bedürfnissen zu spät unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Sollen wir nicht auch einmal den Verlust ebenso vieler Frauen beklagen müssen, dann müssen wir uns jetzt schon mitten in die Strömungen hineinstellen, die unsere Frauenwelt bewegen, wir müssen alles Berechtigte daran unterstützen und lediglich den Auswüchsen entgegentreten. Unterlassen wir es, dann treiben wir Tausende von katholischen Frauen, denen die Not ihres Geschlechtes zu Herzen geht, in die sozialistischen und liberalen Vereine hinein. Sie werden dann sicher mit der Zeit deren Geist in sich aufnehmen und der Kirche in ihrer überwiegenden Mehrheit den Rücken kehren. Es ist ja gar nicht anders denkbar, da sie nur Schriften über die Frauenfrage lesen, welche vom gegnerischen Standpunkt aus geschrieben sind und da ihnen leicht suggeriert werden kann, daß ihre Kirche zum mindesten gleichgültig ihren Bestrebungen gegenübersteht. Je weiter aber die Bewegung um sich greift — und sie gewinnt täglich allerorts neue Anhängerinnen —, desto größer wird die Gefahr einer Entfremdung der katholischen Frau von der Kirche werden. Dieser Gefahr kann aber nicht anders begegnet werden als durch die nämlichen Mittel, die unsere Gegner anwenden, nämlich durch Organisation der Frauen.

Eine große über ganz Deutschland verbreitete, einheitlich geschlossene Organisation muß es aber sein, da nur eine solche leistungsfähig ist. Eine Zersplitterung nach Städten oder Diözesen würde den Frauenbund einfach matt setzen, schon deswegen, weil die nötigen Kräfte und Geldmittel nicht aufgebracht werden könnten, die allein eine wirksame Konkurrenz mit anderen Frauenorgani-

sationen ermöglichen. Der Frauenbund muß nämlich, wie die Sozialisten es tun, tüchtige und begabte Frauen heranbilden und schulen für die einzelnen, oft recht schwierigen Sparten, er muß diese Kräfte anständig bezahlen, so daß sie in ihrer Tätigkeit eine Lebensstellung sehen können, er muß immer wieder Flugschriften herausgeben, um über aktuelle Fragen auf dem Laufenden zu erhalten und neue Anhänger zu gewinnen; er stellt jedem Mitglied das Vereinsorgan zu, er muß Delegierte auf die Kongresse anderer Frauenorganisationen nach allen Ländern schicken, um immer im lebendigen Zusammenhange mit der Gesamtbewegung zu bleiben und seine Stimme in die Wagschale werfen zu können. Das alles ist kleineren Organisationen ganz unmöglich. Sie würden den großen Vereinigungen unserer Gegner ebenso hilf- und ratlos gegenüberstehen, wie es bei den zahllosen religiösen Vereinen in Frankreich der Fall war, die soviel wie gar nichts ausrichteten gegen die Kirchenfeinde, die mit großen Organisationen an der Entchristlichung der Schule und dann des Volkes arbeiteten.

Eine große und einheitliche Organisation soll es also sein! Um aber dies zu ermöglichen, muß eine gewisse Weitherzigkeit zum Prinzip erhoben werden. Man darf nicht katholische Frauen abstoßen durch engherziges Sichversteifen auf eine bestimmte Lösung der noch vielumstrittenen Einzelprobleme der ganzen Bewegung. Erst die Erfahrung kann zeigen, ob die eine oder die andere Lösung dem Wohle des Frauengeschlechtes mehr zuträglich ist. Die Frauen werden daher nicht das schlechte Beispiel einzelner katholischer Männer nachahmen, die glauben, Gott einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihre Mitarbeiter verdächtigen und bekämpfen, weil diese nicht überall die gleichen Wege gehen oder nicht ständig ihr katholisches Bekenntnis im Munde führen. Die Frauen werden hier vernünftiger und liebevoller vorgehen und überall versöhnend wirken. Wir Katholiken und speziell wir in Deutschland dürfen uns untergeordneter Fragen wegen nicht den Luxus einer Spaltung gestatten, wir müssen einig bleiben und müssen der großen Sache wegen hinwegsehen können über kleine Mißgriffe und Entgleisungen und über gar manche menschliche Schwächen.

Alle also haben Platz im katholischen Frauenbund, die, ehrlich auf dem Boden katholischer Weltanschauung stehend, nach bester Überzeugung an der Besserstellung des Frauengeschlechtes mitarbeiten wollen. Und alle sollten sie dem Bund beitreten! Wer nicht gleichgültig sein kann gegen die materielle und geistige Not so vieler Frauen, wer nicht wünscht, daß der religiöse Vollgehalt und die sittliche Kraft unseres Glaubens dem Frauengeschlechte und damit dem ganzen Volke mehr und mehr entrissen werde, der muß sich doch die Frage vorlegen: Kann ich denn gar nichts dagegen tun? Mit Jammern und Klagen ist nichts getan, und die einzelne für sich kann hier auch nichts Ersprießliches tun. Wohl aber kann jede in Gemeinschaft mit anderen etwas erreichen, auch wenn ihr die Verhältnisse keine praktische Mitarbeit gestatten. Sie kann das Gute unterstützen wenigstens durch ihren Geldbeitrag und, indem sie auch in anderen liebevolles Interesse für die Sache weckt. Die katholischen Frauen Deutschlands dürfen sich nicht beschämen lassen von den katholischen Männern, die sich im Volksverein zusammengeschlossen haben in einer Zahl von über 600 000. Die Frauen können diese Zahl verdoppeln, und dann werden sie eine Macht sein, die Großes leisten wird zum Wohl ihres Geschlechtes, der Kirche und des Vaterlandes.

Lebenswirbel / Roman von Henryk Sienkiewicz

(Fortsetzung.) Krzycki gab Befehl, die Pferde zu satteln, und eilte selbst in den Stall, um die Arbeit zu überwachen. Fräulein Anney begab sich nach oben, um sich entsprechend umzukleiden; ihrem Beispiel folgten Gronski und Dolhanski. Auf der Veranda blieb bloß Frau Otocka, der Notar, der Arzt und Fräulein Marynia im Reitkleid, die abwechselnd unruhig bald nach den Ställen, bald nach dem Himmel blickte, der sich immer mehr bewölkte.

Nach einiger Zeit fielen auch die ersten Tropfen, und bald kam noch ein wichtigeres Hindernis hinzu, nämlich der unverhoffte Besuch der Nachbarn aus Gorki, der Damen Wlocki, derselben, die bei dem Begräbnis Zarowskis gewesen waren. Natürlich war es nun mit dem Ausritt vorbei. Die Damen Wlocki kamen, sich nach dem Befinden der Frau Krzycka zu erkundigen und zugleich, um Wladyslaw um Rat und Hilfe zu bitten, da in Gorki plötzlich ein landwirtschaftlicher Streik unter den Gutsbediensteten und Vorwerksleuten ausgebrochen war, so daß der alte Kutscher sich kaum dazu verstehen wollte, sie nach Jastrzab zu fahren, weil man ihm drohte, ihn dafür zu töten. Beide Damen waren sehr erregt, sehr gepudert und noch pathetischer als sonst.

Nach der ersten Begrüßung, der gegenseitigen Vorstellung und einem kurzen Gespräch über den Rheumatismus der Frau Krzycka wandte sich die Mutter beim Nachmittagstee mit rührenden Worten an Wladyslaw und beschwor ihn, als ihr alter Ritter die bedrückte Unschuld eilig zu schirmen. Sie sagte, es gehe nicht um die eigene Person; denn nach all ihren Verlusten und Leiden wäre die ‚stille Gruft‘ auf dem Friedhof von Rzeslewo für sie der passendste Schutz; aber es bleibe eine Waise zurück, der das Leben noch etwas schuldig sei: diese Waise, für die sie stets bereit sei, ihr Leben zu opfern, möge man freundlich beschirmen und vor Schicksalsschlägen und Angriffen schützen! Darauf erwiderte die Waise, es handle sich nicht um sie, sondern um Mamas Ruhe — und auf diese Weise wurde das Gespräch fast ganz zu einem Dialog zwischen den Damen, in dem sich Worte wie: ‚Aber erlaube, Kind‘, ‚Erlaube, Mama‘, jeden Augenblick wiederholten, und der infolge der beiderseitigen übermäßigen Opferwilligkeit schließlich fast langweilig wurde.

Krzycki, der die Damen längst kannte, hörte mit großem Ernst zu; Frau Otocka blickte auf den Grund ihrer Tasse, ohne den Mut zu haben, Marynia anzusehen; Marynia verzog die Mundwinkel, der Notar schnaubte und kaute, der Arzt rief sein ‚Ha!‘ so laut, daß sogar die Fliegen von der netzartig gemusterten Glasglocke aufflogen, die über die Butter und das Gebäck gestülpt war. Draußen aber stürmte es inzwischen, und Donnerschläge störten den Dialog über die Opferwilligkeit zwischen Mutter und

Tochter. In den Zimmern wurde es dunkel; eine Zeitlang hörte man nur den brausenden Regenguß vor den Fenstern. Blitze erleuchteten den bewölkten Himmel. Aber es dauerte nur kurze Zeit, dann begann Krzyckі zu sprechen und den Damen seine Hilfe zuzusagen, alles mit dem entsprechenden Ernst, und zugleich mit einem eigenartigen Gesichtsausdruck, der verkündete, daß der junge Schalk eine Überraschung im Schilde führe. Er erklärte sich also bereit, das Pferd zu besteigen und Gorki zu schützen; dann beruhigte er die Damen damit, daß die Erscheinungen, die sie so erschreckt hätten, nur vorübergehend seien, daß in Rzeslewo augenblicklich dasselbe vorgehe, daß sich aber zweifellos bald Mittel und Wege finden würden, dem Übel vorzubeugen. Am Schluß wandte er sich an die ältere Frau Wlocka und sagte auf Dolhanski zeigend ganz unerwartet:

‚Ich weiß nur nicht, ob mein Schutz von Erfolg begleitet sein wird, da ich gleichzeitig über Rzeslewo und Jastrzab wachen muß, wo wir jetzt so liebe Gäste haben. Aber da ist ja Herr Dolhanski, ein Mann von bekanntem Mut, von großer Energie und Umsicht, der auch mich in der Rzeslewoer Angelegenheit bestens beraten hat. Wenn er mir helfen oder selbst die Sache in Gorki und Kwasnoborz in die Hand nehmen wollte, dann würde er sicherlich in einigen Tagen die Ruhe wiederherstellen — und unter seinem Schutz wären die Damen vor jeder Gefahr sicher.‘

Aller Augen, vor allem aber die der Mutter und der Tochter, wandten sich jetzt Dolhanski zu. Aber wenn Krzycki, der sich an ihm für sein Einmischen in persönliche Angelegenheiten hatte rächen wollen, geglaubt hatte, ihn in unverhoffte Sorge zu stürzen, hatte er sich gründlich geirrt; denn Dolhanski verneigte sich kaltblütig vor den Damen aus Gorki und erwiderte in seiner gewohnten langsamen Art:

‚Mit größtem Vergnügen, aber wir müssen den Regen abwarten.‘

‚So wollen Sie also unser Ritter sein?‘ rief Frau Wlocka, ihre Hände nach ihm ausstreckend, indem sie ihn zugleich mit einer plötzlich geweckten Aufmerksamkeit und Verwunderung betrachtete.

‚Mit größtem Vergnügen‘, wiederholte Dolhanski. ‚Der Streik wird schon morgen beendet sein.‘

Seine absolute Selbstgewißheit flößte allen ein wenig Ehrfurcht ein, vor allem aber den beiden Damen aus Gorki; zugleich aber bewirkte der kalte Ton, den er anschlug, daß Frau Wlocka auf einmal ihre gewohnte pathetische Art einbüßte und erst nach einer Weile erwiderte:

‚Meinen Dank im Namen der Waise.‘ Aber die Waise zog es offenbar vor, selbst zu danken, da sie beide Hände nach Dolhanski ausstreckte und nach kurzem Schweigen, das man sich durch ihre Rührung verursacht denken konnte, mit einer Stimme, die an leises Blätterrauschen erinnerte, ausrief: ‚Mir geht es nur um die Mutter!‘

‚Mir auch', versicherte Dolhanski. Aber Mutter und Tochter wandten sich von neuem gegeneinander: ‚Erlaube, Kind — hier bin ich eine reine Null!' ‚Erlaube, Mama — Mama ist alles!' ‚Aber verzeih', mein Kind . . .' ‚Aber verzeih', Mama . . .'

Und der Kampf um die Aufopferung wiederholte sich, doch dauerte er nicht lange, da der Doktor so zu lärmen begann, daß man sein eigenes Wort nicht hörte, und da überdies Frau Krzycka, der der junge Arzt erlaubt hatte, aufzustehen und sich auf ein Fauteuil tragen zu lassen, die Botschaft sandte, sie ließe die Damen zu sich bitten.

Als sie sich entfernt hatten, begab sich der Arzt in Krzyckis Kanzlei, um den Ort und die Art der Kur in allen Einzelheiten aufzuschreiben, der Notar aber beschäftigte sich im Vorhaus mit seiner Flöte, Gronski, Dolhanski und Krzycki blieben eine Weile allein. Da wandte sich Dolhanski an Wladyslaw: ‚Was ists mit Gorki und Kwasnoborz?'

‚Ungefähr 50 Hufen und überdies Zabianka.'

‚So hörte ich auch. Der Boden?'

‚Fast wie in Rzeslewo. In Zabianka fast besser.'

‚So hörte ich auch. — Vermögensverhältnisse?'

‚Gut und schlecht. Schlecht, weil die Damen nichts für die Wirtschaft aufwenden. Gut, weil sie keine Schulden haben und kein Heller Einkommen aus der Wirtschaft jemals wieder Gottes Welt zu sehen bekommt, wenn er einmal im Strumpf verschwunden ist.'

‚Das ist ein Haken', sagte Dolhanski.

‚Sie sind ebenso geizig wie pathetisch veranlagt, ja vielleicht noch geiziger.'

‚Mögen sie sammeln!'

Gronski lachte auf und zitierte: ‚Sic vos non vobis nidificatis aves, sic vos non vobis mellificatis opes —'

‚Ja,' sagte Dolhanski. Dann plötzlich zu Gronski: ‚Morgen halte ich um die Hand meiner Cousine Otocka an.'

‚Du überraschst uns heute beständig', erwiderte Gronski.

‚Warte! Und ich werde einen Korb erhalten.'

‚Zweifellos.'

‚Aber ich will ein reines Gewissen haben. Dann werde ich nach Gorki fahren.'

‚Das weiß man schon. Und besänftigst die empörten Wogen des Streiks.'

‚Im Laufe eines Tages. So wahr ich hier stehe!' Dann sagte er auf Krzycki zeigend: ‚Dieser simplex servus Dei war wider Willen ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung. Sie bedient sich übrigens oft der Geringsten. — Dafür darfst du dich an mich nach Gorki wenden, wenn du auf Jastrzab Bankerott machst.'

‚Wenn du es nicht früher auf den Ruin bringst,‘ erwiderte lachend Krzycki. ‚Du bist ja tüchtig im Nivellieren!‘

‚Wir leben ja im Zeitalter der allgemeinen Gleichmacherei. Aber wie lautet Fräulein Wlockas Vorname?‘

‚Kajetana.‘

‚Wie?‘

‚Kajetana,‘ wiederholte Krzycki. ‚Ihr Vater hieß Kajetan und zum Andenken an ihn heißt sie Kajetana.‘

‚So sag mir nur, warum die so gut ausgestattete Kajetana bis in die Dreißig unverheiratet blieb?‘

‚Genau fünfunddreißig. Das sagte mir jüngst meine Mutter, die sich noch an ihre Geburt erinnert. Der Grund für ihr Nichtverheiratetsein ist ganz einfach. Anträge gab es genug, aber die Damen wollten sehr hoch hinaus. Hier in der Umgebung sitzt nur einfacher Adel, na — und unter den Krzyckis war kein Junggeselle im entsprechenden Alter. Du wirst auch in dieser Beziehung ihren Träumen entsprechen.‘

‚Gut!‘ antwortete Dolhanski. ‚Nur der Name! Kajetana, Kajetana! Das erinnert an eine Art Wagen oder Schiff!... Was weiß ich!‘

XI.

Gronski und Krzycki betrachteten Dolhanskis Ausspruch als Scherz, als einen der witzigen Einfälle, die er oft hatte. Er jedoch hielt Wort; denn am nächsten Tage hielt er in allem Ernst um Frau Otocka an, fuhr, nachdem ihm mit dem gleichen Ernst ein Korb erteilt worden war, nach Gorki und ließ sich dort für eine bestimmte Zeit häuslich nieder. Die jüngern Damen und sogar auch Frau Krzycka amüsierten sich darüber höchlichst und waren auf die Entwicklung der Dinge gespannt, besonders da eine Nachricht besagte, daß der landwirtschaftliche Streik noch am selben Tage, als Dolhanski sich dort zeigte, aufgehört hatte. Zwar hörte er nach einigen Tagen auch in Rzeslewo auf, was teilweise in der Natur der Sache begründet war, in der den Bauern innewohnenden Überzeugung, daß mit der ‚heiligen Erde‘ nicht zu spassen sei. Andernteils trug das Gerücht dazu bei, das sich im Dorf verbreitet hatte, daß irgendwer aus einem Komitee kommen und Gericht halten werde. So stand es mit den Gutsbediensteten. Die Bauern und die Landwirte aber waren noch gegen die Schule, und entsagten dem Anspruch auf den Grundbesitz noch nicht, sondern erwarteten diesen ‚jemand‘ ebenfalls zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, indem sie heilig davon überzeugt waren, daß nicht das Testament und nicht das Recht, sondern diese unbekannte Gewalt alles entscheiden werde. Einstweilen traten jedoch ruhigere Zeiten ein und — trotz der Zeitungsnachrichten über die wachsende Verwirrung in den Städten

Velazquez/Der Wasserverkäufer von Sevilla



Nach einem Kohledruck von Braun & Cie., Dornach i. E.

glaubte Krzycki, daß der Sturm an Ort und Stelle bereits vorbei sei, und auch die Gäste teilten seine Ansicht. Weil der Doktor erklärt hatte, daß man mit der Abreise der Frau Krzycka nur bis zur ersten Besserung ihres Leidens warten solle, beschloß Wladyslaw, die kurze Zeit, welche die jungen Damen noch in Jastrzab verweilen sollten, so gut als möglich auszunützen. Es wurden also Ausritte unternommen, die, sofern es der Regen nicht hinderte, jeden Morgen stattfanden und Krzycki vor allem deshalb lieb waren, weil der etwas ‚lateinisch' reitende Gronski dem Gegenstand seiner ‚Anbetung' Gesellschaft leistete, er aber ganze Stunden lang mit Fräulein Anney allein sein konnte. Da beide ausgezeichnet ritten, kamen sie gewöhnlich den andern weit voraus und verschwanden meist in der Ferne. Bisweilen galoppierten sie dahin und berauschten sich an der rasenden Eile, an der Luft, der Sonne und aneinander. Bisweilen ritten sie gleichmäßig langsam, Steigbügel an Steigbügel — und dann knüpfte das sorgenvolle Schweigen, das voll unsagbarer Lust war, Bande unter ihnen, die noch stärker waren als die im Gespräch geknüpften. Krzycki verschlang mit seinen Blicken die Gestalt des goldhaarigen Mädchens, das auf dem Pferde den Göttergestalten einer griechischen oder etruskischen Vase glich — und sein Auge berauschte sich daran; er hörte ihre Stimme und glaubte, es sei eine Musik, die noch vollkommener als das Geigenspiel Fräulein Marynias sei. In Augenblicken, da er das Mädchen aufs Pferd hob und seine Hand unter ihren Fuß legte, mußte er sich mit der ganzen Kraft seines Willens zurückhalten, um nicht niederzuknien und ihren Fuß an Mund und Stirn zu drücken. Und er dachte manchmal, daß er im Falle dieses Wagnisses möglichst lange in dieser Stellung zu verharren wünschte. Alle seine Sinne zogen ihn zu diesem Weibe hin, aber seine Begierden verloren durch die Stärke und den Schwung seines Gefühls ihre Ähnlichkeit mit kriechenden Schlangen, und wurden gleichsam geflügelte Vögel, die sich bis zum Himmel erheben konnten. Seine Liebe wurde täglich einem Strudel ähnlicher, der alles in sich hineinzieht und verschlingt. Es schien Krzycki, daß die Luft, die Sonne, die Felder, Wälder, Wiesen, der Duft der Bäume und Blüten, der Vogelgesang mit Marynias Spiel am Abend, daß das alles nur Elemente dieser Liebe seien, die zu ihr gehören, — und die ohne sie leer und gehaltlos wären. Aber vor allem packte dieser Strudel ihn selbst und riß ihn immer tiefer hinunter mit einer Gewalt, der er mit jedem Tag immer schwächeren Widerstand leistete, aus dem einfachen Grunde, weil dieser Abgrund ihm als ein Abgrund des Glücks erschien. Krzycki suchte Fräulein Anney mit keinem Engländer ‚mit hervorstehenden Kinnbacken' mehr zu vermählen und mit keinem Schotten ‚mit nackten Knien', er würde sie für ganz England und Schottland nicht hergegeben haben. Er hörte auf, sich einzureden, daß es bloß der Frauentypus an ihr sei, den er lieben

könnte; statt dessen bekannte er sich aufrichtig, daß es ihre Persönlichkeit sei, die er liebgewonnen habe. Die Liebe erzeugte in ihm einen klaren, entschiedenen Willen, daher dachte er schon mit der ganzen genauen Logik des Gefühls, daß sie ihm über alles teuer sei und daß er dieses heftig begehrte Wesen erobern, an sich reißen und für sein ganzes Leben behalten müsse. Dazu führte nur ein Weg — daher beschloß er diesen zu betreten mit der absoluten Bereitwilligkeit eines Menschen, der glücklich sein will. Manchmal bebte schon das Bekenntnis seiner Liebe auf seinen Lippen; doch hielt er es zurück und verschob es von Tag zu Tag — zunächst infolge der Furcht, die jedes liebende Herz empfindet, dann aber auch aus Berechnung. Denn wenn die Liebe auch blind ist, so ist sie es sicher nicht dafür, was ihr zum Vorteil gereicht. Sie versteht sogar, die Vorteile und Nachteile auf so empfindlicher Wage abzuwägen, daß sie in dieser Hinsicht vielleicht am vorsichtigsten ist, am meisten vorausblickend und am schlauesten von allen menschlichen Gefühlen. Daher bemerkte Krzydi, daß zwischen seiner Mutter und Fräulein Anney eine Sympathie im Entstehen war, die sich von seiten der Jugend, der Gesundheit und Kraft als eine Art freundlicher Obhut, von seiten der Schwäche und des Alters als Dankbarkeit äußerte. Alle drei Damen waren um seine Mutter sehr besorgt, aber weder die Besorgnis der Frau Otocka noch die Marynias war so wachsam und erfolgreich wie die Fräulein Anneys. Frau Krzycka gestand offen, daß sogar Wladyslaw den Fauteuil, an den sie bisweilen ihre Schwäche schmiedete, nicht mit solcher Geschicklichkeit von einem Zimmer ins andere schob, daß er sogar nicht alles so voraussehen und ihr zurechtmachen könne wie die blonde ‚englische gute Fee'. Krzydi aber dachte manchmal, daß die ‚gute Fee' das sicher aus Güte und aufrichtiger Neigung zur Mutter tue, aber doch auch, um sie sich zu gewinnen. Und sein Herz bebte vor Freude bei dem Gedanken, daß ein Augenblick kommen könne, in dem die Wünsche der Mutter sich mit dem träfen, wonach er selbst am heißesten verlangte. Er fürchtete jedoch, daß er durch ein vorzeitiges Bekenntnis diese Bande zerreißen könne, die sich von selbst gefügt hatten, und hemmte deshalb den Lauf der Worte, die ihm manchmal wie Feuer auf den Lippen brannten.

Im übrigen war alles zwischen ihnen ein Liebesbekenntnis: das Gespräch, das Schweigen, die Blicke. Krzydi wagte und wollte ihr seine Liebe bisher nicht ausdrücklich gestehen, er wollte sich lieber mit jedem Wort einen Weg bahnen und sich so der ersehnten Stunde nähern. Statt dessen ereignete es sich häufig, daß er entweder aus Mangel an Atem gar nicht reden konnte oder daß er etwas ganz anderes sagte, als er beabsichtigt hatte. Als sie einst inmitten der üppigen Wintersaat dahinritten und ein Windhauch das Getreide und zugleich auch den roten Mohn und die grauen Kornraden vor ihnen niederbeugte, beschloß er ihr zu sagen,

daß ganz Jastrzab sich ihr zu Füßen lege; aber er sagte statt dessen mit großem Herzklopfen und dumpfer, fremdklingender Stimme: ‚Das Getreide hat sich stellenweise niedergelegt.' Dann nannte er sich innerlich einen Idioten, und grämte sich bei dem Gedanken, daß auch sie sicherlich ähnlich über ihn urteilen werde. Auch glaubte er, daß sie sich unvergleichlich besser zu beherrschen verstände, und daß sie immer nur das sage, was sie sagen wolle. Infolgedessen schrieb er ihren Worten eine unerhörte Bedeutung zu und dachte stundenlang über sie nach — dann sogar, wenn sie ein wenig aus Koketterie und ein wenig aus Gewohnheit wie ein Echo seine Worte wiederholte und ihm z. B. nachsagte: ‚Das Getreide hat sich stellenweise niedergelegt.'

Doch erlebte er auch, besonders morgens, Augenblicke, in denen sich seine Sinne beruhigten, in denen seine Worte dann nicht mehr ungeschulten Soldaten glichen, die sich nicht in Reih und Glied hielten, sondern von denen jeder nach einer anderen Richtung marschierte. Bisweilen lieferten äußere Angelegenheiten das Thema für diese ruhigeren Gespräche, und am öftesten die Angst vor der nahen Trennung. Krzycki steckte sich dann hinter die Mutter und sagte dann in ihrem Namen, was er im eigenen nicht zu sagen wagte. ‚Ich wage es gar nicht auszudenken,' sagte er am Morgen nach der zweiten Visite des Arztes, ‚wie sich die Mutter nach Ihnen sehnen wird.'

Das Mädchen aber, das offenbar dachte, daß sich nicht bloß die Mutter, sondern auch der Sohn ganz tüchtig nach ihr sehnen werde, blickte ihm gerade ins Gesicht mit ihren sonderbaren, in einen Streifen zusammentreffenden, versonnenen Augen und erwiderte: ‚Ich bin eben ein Wandervogel! Ihre Mutter wird mich bald vergessen.'

‚Ach nein, ich versichere Sie!' rief Krzycki. Dann fügte er hinzu:

‚Ich kenne die Mutter! Sie hat Sie ungeheuer liebgewonnen.'

‚Es sind doch kaum zehn Tage seit unserer Ankunft verflossen. Kann man jemanden so schnell liebgewinnen?'

Darauf erwiderte Krzycki voll tiefer Überzeugung: ‚Gewiß! Mein Wort darauf!'

Die Art und der Tonfall dieser Antwort war so naiv, daß Fräulein Anney ein Lächeln nicht unterdrücken konnte. Er aber erblickte das und sagte eilig, wie um seine Überzeugung zu erklären und sich zu rechtfertigen: ‚Ist es denn bekannt, wo die Liebe beginnt? Manchmal hat man beim ersten Blick auf ein Menschenantlitz den Eindruck, als ob man etwas lang Gesuchtes fände. Es existieren unerforschte Kräfte, die die Menschen zu einander ziehen, wenn sie sich auch früher nie sahen und fern voneinander lebten.'

‚Und müssen solche Wesen einander wirklich einmal begegnen?'

‚Wohl nicht immer,' erwiderte er. ‚Aber dann empfinden sie vielleicht

immer eine unbestimmte Sehnsucht — sie wissen selbst nicht, wonach — und fühlen eine ewige Leere in ihrem Leben.' Und hier begann gleichsam wider seinen Willen durch seinen Mund die wahre Poesie des jugendlichen Fühlens zu sprechen: ‚Sie nannten sich einen Wandervogel', sagte er. ‚Die Liebe ist auch ein Vogel, aber keiner, der wegwandert, sondern einer, der zufliegt. — Denn unverhofft kommt sie irgendwo weit aus der Ferne von jenseits der Berge zugeflogen — von jenseits des Meeres, nistet sich im Herzen ein und singt so süß, daß der Mensch, der ihr zuhört, die Augen schließen und niemals erwachen möchte.'

Bei diesen Worten erblaßte er aus Erregung. Eine Weile wirbelte in ihm die Lust, vom Pferde zu springen, die Füße des Mädchens zu umfassen und zu rufen: ‚Du bist die Liebe, fliege also nicht weg, mein teurer Vogel!' Aber zugleich erfaßte ihn eine ungeheure Furcht vor dem Augenblick und vor der Nacht, die ihn umfassen würde, wenn sich seine Bitte als vergeblich zeigte. Er entblößte also bloß sein Haupt, wie um seine heiße Stirn zu kühlen. Zwischen ihnen trat eine lange Stille ein, die nur das Schnauben der Pferde unterbrach, die jetzt im Schritt gingen; weißer Schaum rann von ihrem Gebiß herab.

Da rief Fräulein Anney mit ungewöhnlicher, gedämpfter Stimme, die ein wenig wie eine Warnung klang: ‚Ich höre Herrn Gronski mit Marynia heranreiten.'

‚Ja,' erwiderte Krzycki.

Das zweite Paar näherte sich ihnen bald — fröhlich und lebhaft. Marynia rief bereits aus einer Distanz von mehreren Schritten:

‚Herr Gronski erzählte mir viel Schönes über Rom. Schade, daß ihr es nicht auch hörtet!'

‚Mehr über die Umgegend Roms als über Rom,' sagte Gronski.

‚Ja. Ich war in Tivoli, in Castel Gandolfo, in Nemi . . . Wundervoll! Ich werde jetzt Zosia solange zusetzen, bis wir hinfahren — Herr Gronski muß mit.'

‚Mich nimmst du auch mit?' fragte Fräulein Anney.

‚Gewiß! Wir wollen im Herbst oder im nächsten Frühjahr alle hinfahren. Haben Sie auch einen Ausflug verabredet?'

Ein Weilchen erfolgte keine Antwort. ‚Nein,' erwiderte schließlich Fräulein Anney. ‚Wir haben über Wandervögel gesprochen.'

‚Jetzt ist doch Frühling und die Vögel fliegen nicht weg.'

‚Aber die Damen tun es doch,' rief Krzycki seufzend.

‚Richtig,' erwiderte Marynia, ‚aber nur weil die Tante abreist.' Und auf Fräulein Anney weisend: ‚Die überredet uns auch alle drei, dorthin zu fahren, wohin der Arzt Tante schickt.' Dann zu Krzycki: ‚Sie werden gar nicht glauben, wie gut sie ist und wie sie Tante lieb hat.'

‚Ich soll es nicht glauben — ich?‘ rief Krzyƒi feurig.

Aber Fräulein Anney, die ihn vor einer Weile gefragt hatte, ob man so schnell lieben lernen könne, wurde ganz verwirrt, ließ die Zügel fallen und begann mit beiden Händen etwas am Hut zu richten, um hinter ihnen ihr feuerrotes Gesicht zu verbergen.

Krzyƒi empfand die Seligkeit des Himmels im Herzen. Marynia aber blickte eine Weile mit ihren klaren Augen bald auf ihn, bald auf sie; denn es war für sie kein Geheimnis mehr, daß Krzyƒi bis über die Ohren verliebt war — und das erregte ihre Neugierde und amüsierte sie im höchsten Grad.

XII.

‚Sehen Sie nur, was ich heute erhielt,‘ sagte Wladyslaw, indem er Gronski einen Brief einhändigte, der unter anderem mit der Morgenpost gekommen war.

Gronski betrachtete ihn und runzelte die Brauen. ‚Ach!‘ sagte er, ‚ein Todesurteil!‘

‚Ja!‘

‚Mit dem Siegel P. P. S. (Polnische Sozialisten-Partei). Sie gehen ja sehr freigebig damit um.‘

‚So wie die gegnerische Seite.‘

‚Eine ist der anderen wert. Der Notar erhielt auch ein Todesurteil, der Doktor wahrscheinlich mehrere. Was denkst du darüber?‘

‚Je m'en fiche! Aber die Sache unterhält mich. Vielleicht hörten Sie, daß die Landpolizei vor zwei Monaten in Jastrzab eine geheime Schule entdeckte, die ich vor einem Jahr gründete; denn mein Gewissen trieb mich dazu. Die Sache ist trotz allen Schmierens noch nicht beendet, folglich droht mir die Faust der Regierung und die der Sozialisten. Prachtvoll? Was?‘

‚Ich meine bisweilen, daß wo anders Leute unter ähnlichen Verhältnissen nicht leben könnten; wir aber leben nicht bloß, sondern lachen bisweilen auch — wirklich prächtig.‘

‚Darin zeigt sich unsere kräftige, altpolnische Natur.‘

‚Vielleicht. Doch mußt du dich jedenfalls in acht nehmen und mußt die Frauen wegbringen.‘

‚Ich muß es, muß es,‘ wiederholte Krzyƒi, ‚und zwar ins Ausland, denn in Warschau ist es auch nicht sicherer. Aber sagen Sie weder der Mutter noch sonst jemandem etwas von dem dummen Todesurteil.‘

‚Natürlich nicht.‘

‚Die Mutter will ohnedies durchaus, daß ich mitfahre — und ich bin ja einverstanden damit, ganz gewiß? Aber der Sommer und die Ernte stehen vor der Tür. Der Verwalter ist ein ganz ehrenwerter Mann,

aber ich muß ihn vor der Abreise doch genauer über das Was? und Wie? der Arbeit instruieren. Nach der Abreise aller möchte ich noch eine Woche oder zehn Tage hier verweilen. Die Mutter wird nicht allein und schutzlos sein, weil die jüngeren Geschwister mitfahren, und überdies hörten Sie ja Cousine Marynia sagen, daß auch die Damen sich dorthin begeben, wo sie weilen wird. Für diesen Plan werde ich Fräulein Anney lebenslang dankbar sein; denn es kann nichts Angenehmeres und Besseres für die Mutter geben.'

,Wie mir scheint, auch für den Sohn nicht,' sagte lächelnd Gronski.

Krzyski schwieg eine Weile; dann preßte er beide Hände gegen die Schläfen und antwortete: ,So ist's. Warum soll ich mich gegen etwas wehren, wozu ich mich schon vor mir selbst bekannte und was alle außer der Mutter sehen, die bloß deshalb noch nichts merkte, weil sie uns jetzt seltener beisammen sieht. Aber sie hat sie ebenfalls liebgewonnen. Wer würde es nicht? Ich sprach nur deshalb noch nicht mit der Mutter, weil sie sich den Plan mit Frau Otocka zurecht gelegt hat und sich schwer von diesem Gedanken trennen wird. Ich fürchte, sie könnte sich verletzt fühlen. Aber das wäre doch schrecklich ungerecht. Übrigens weiß ich nur, was sich in mir abspielt — nichts weiter. Ich wage nicht einmal zu sagen, daß ich Grund zur Hoffnung habe. Und ich fürchte, daß alles auf einmal zerplatzt wie eine Seifenblase . . . Ach, wie unglücklich ich dann wäre! Ich sehe ja nichts mehr auf der Welt als sie allein. Ich wüßte gar nicht, was ich mit mir, mit Jastrzab und mit dem ganzen Leben beginnen sollte.' Und Gronskis Hand fassend, fuhr er fort: ,Wenn Sie mit Frau Otocka redeten und durch sie zu erfahren suchten, ob ich Hoffnung haben darf. Sie sind ja Freundinnen — und kennen sicher kein Geheimnis untereinander. Wenn Sie das doch für mich tun wollten — und zur geeigneten Stunde auch mit der Mutter sprechen! Aber mit Frau Otocka so schnell als möglich! Ja?'

,Ich wollte mit Frau Otocka schon darüber reden,' erwiderte Gronski. ,Aber denken Sie nur, sie antwortete mir, daß sie mir nichts sagen könne, weil ihr Fräulein Anney ein wichtiges persönliches Geheimnis mitgeteilt habe, das zu enthüllen sie kein Recht habe. — Das hat mich gewundert. Gewiß kann das Geheimnis nichts für Fräulein Anney Herabsetzendes enthalten, da sonst Frau Otocka mit ihr nicht in so inniger Freundschaft lebte. Sie sind wie Schwestern und wohnen in Warschau sogar zusammen, wenigstens Tür an Tür. Übrigens ist Frau Otocka, soweit ich es beurteilen kann, ganz auf deiner Seite, und ich hatte bisweilen sogar den Eindruck, als ob ihr etwas daran läge, daß es zu dem käme, wozu es nun wirklich gekommen ist; Marynia spitzt ihre kleinen Ohren und damit Schluß. In jedem Fall sei der Freundschaft der Damen sicher

— und wenn du meine persönliche Meinung hören willst — der Freundschaft Fräulein Anneys um so mehr.'

,Gott gebe es! Gott gebe es!' erwiderte Krzycki. ,Sie haben mich ein wenig getröstet und mich ein wenig aufatmen lassen.'

,Aber du, wie ich sehe, bist über die Ohren verliebt,' bemerkte Gronski.

,Mein Wort, daß mir ihr Finger oder der Glanz ihres Haares lieber ist als alle Frauen auf Erden. Ich hatte keine Ahnung, daß man sich so ganz hingeben könne — bisweilen weiß ich selbst nicht, was in mir vorgeht und was daraus werden wird; denken Sie nur: ich habe doch Jastrzab, die Wirtschaft, die Rzeslewoer Angelegenheiten, die Abreise der Mutter, — und da kann ich keinen anderen Gedanken fassen als an sie, an sie — mein Kopf taugt zu nichts anderem. Schade um jede Minute, die ich sie nicht sehe. Heute erhielt ich z. B. eine Einladung der Direktion, in Angelegenheit des Testamentes und Rzeslewos hinzureisen — und ich schiebe es auf morgen auf. Ich kann einfach nicht! Ich würde nachts fahren, wenn die Direktion nicht nachts geschlossen wäre.'

,Denk an das Todesurteil.'

,Der Teufel soll sie und ihre Urteile holen oder sie sollen mir eine Kugel durch den Kopf jagen! Nach dem, was Sie mir sagten, soll ich noch an das Pack denken. Aber woher wissen Sie denn, daß Frau Otocka auf meiner Seite steht? Was für redliche, goldene Herzen diese zwei Kousinen haben! Wie sagten Sie? — Auch sie wäre mir freundlich gesinnt? Gott sei Dank auch dafür! Sie hätte zwar auch keinen Grund, mich zu hassen. — Aber reden Sie noch mit Frau Otocka. Sie braucht ja das Geheimnis nicht zu verraten, sie soll nur als Vertraute Fräulein Anneys etwas sagen — — so oder so. — Sie wissen, worum es sich mir handelt. Nur eine kleine Gewißheit.'

,Ja,' sagte Gronski lachend, ,ich will noch heute eine Gelegenheit ausfindig machen.'

,Danke! Danke!'

Diese Gelegenheit fand sich leicht, weil Frau Otocka auch eine Nachricht erhalten hatte, die sie Gronski mitteilen wollte und deshalb ihr Dienstmädchen zu ihm sandte mit der Bitte, er möge in die Buchenallee am Teich kommen. Als sie sich dort trafen, übergab sie ihm, ganz wie früher Krzycki, einen Brief, der mit derselben Morgenpost gekommen war und sagte: ,Lesen Sie und raten Sie mir, was zu tun ist.'

Der Brief war an Marynia gerichtet und stammte von Laskowicz. Er lautete folgendermaßen:

,Die große Idee ist wie ein Riesenvogel; seine Flügel beschatten die Erde, er aber badet sich im Sonnenlicht. — Wer nicht mit ihr in die

Höhe fliegt, den umgibt Finsternis. — Und Finsternis — das ist Tod. — In dieser Finsternis sehe ich Dich wie eine Alabasterstatue schimmern. Aus Deiner Nacht dringt die Stimme Deiner Musik zu mir. — Und ich denke in meinem einsamen Zimmer an Dich — und bedauere Dich. Denn Du könntest eine Schwungfeder in den Flügeln des Riesenvogels Idee sein und die reine Luft der hohen Gipfel atmen und im Glanze eine Legion von Lebewesen mit Deinem Spiel erfreuen. Du aber atmest Grabluft und spielst dem Leben auf, das dem Tod geweiht ist, und den Seelen, die welken, — nicht Menschen, sondern Schatten. — Ich bedauere Dich, meine Silberne. — Und meine Gedanken fliegen wie Adler zu Dir. Denn bisher ruhte in meiner Kraft ein Teil des Glückes der Menschheit, aber mein Glück war nicht darin. Du erst drangst plötzlich durch meine Augen wie ein Licht und durch meine Ohren wie Musik und erfülltest meine Brust mit Sehnsucht nach früher Ungekanntem — und erfülltest mich mit Deinem Wesensinhalt als Bedürfnis und Anschauung und Bewußtsein meines Glückes. Deshalb lernte ich Dich lieben am selben Abend, als ich Dich zuerst erblickte und hörte. Von da ab weile ich bei Dir, obwohl Du nicht bei mir weilst, und ich will Dir überallhin folgen, wo Du auch weilst. Denn Du bist mir notwendig zum Leben und ich bin Dir notwendig, um Dich aufzuerwecken. Um Dich dem Verderben zu entreißen: der Mitte derer, die sterben sollen! Und Dich der großen Idee zu weihen — den Höhen, dem Lichte und den Legionen Lebender, die Hunger leiden nach Brot und Liedern. Dich und Deine Musik. Das Verderben soll euch nicht treffen. O Geliebte! —

In einer Nacht rief ich Dich, aber Du hörtest mich nicht und kamst nicht. Jetzt breite ich wieder meine Arme aus nach Dir und sage Dir: Komm und träume an meinem Herzen. Aber wenn die Zeit des Erwachens kommt, will ich Dich zur kurzen Lust wecken, zu der Lust, die die Liebe gibt, und zur grenzenlosen Arbeit, nach welcher die Idee verlangt. — Zur Arbeit und vielleicht auch zum Martyrium! Aber im Martyrium für die neue Morgenröte des Lebens liegt mehr Glück als in der Finsternis, der Stickluft, der Asche und den Grabgesängen. Komm also — und sei es zum Martyrium! Und solange unsere Wesen nicht in dem Meere des Nichtseins untertauchen, bleib bei mir. O Geliebte!‘

Auf Gronskis Antlitz malte sich Sorge. Eine Zeitlang ging er schweigend neben Frau Otocka einher.

‚Was ist da zu tun? Was heißt das?‘

‚Es ist eine unangenehme, sorgenvolle Angelegenheit; der Brief besagt, daß Laskowicz ein Marynia ähnliches Wesen noch nie gesehen und sich, wie er selbst schreibt, gleich im ersten Augenblick der Bekanntschaft in sie verliebt hat. — Ich habe das übrigens gleich nach wenigen

Tagen bemerkt und sprach nur deshalb nicht mit Ihnen, weil Laskowicz ja so bald abreisen sollte. Aber seine Liebe entstammt dem Kopf und nicht dem Herzen; denn wenn es anders wäre, so fände er einfachere, herzlichere Worte statt dieser hochtrabenden, die er gleichsam einer Literatur entlehnt hat. Seine Begeisterung kann aufrichtig sein, kann ihn verschlingen und quälen wie ein Fieber, aber ihre Hauptquelle stammt aus dem Kopf, nicht aus dem Herzen.'

Aber Frau Otoda, der in diesem Augenblick wenigstens an einer Analyse der Gefühle Laskowiczs wenig lag, unterbrach weitere Ausführungen. ,Aber was sollen wir dem gegenüber tun, wie vorgehen? Mir geht es um Marynia.'

,Natürlich,' erwiderte Gronski. ,Verzeihen Sie meine unzeitgemäßen Betrachtungen; aber es ist immer besser zu wissen, mit wem und womit man es zu tun hat. Meiner Ansicht nach ist es das Beste, nichts zu unternehmen, so, wie wenn der Brief gar nicht gekommen wäre. Man könnte ihn freilich Laskowicz zurückschicken, aber darin läge überaus große Verachtung, und der Brief verdient vielleicht im Ofen verbrannt, aber nicht verachtet zu werden. Er ist, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten, nervös und frech, hält aber in seinen Worten ein gewisses Maß ein; es liegt nichts allzu Brutales darin. Überdies spricht er eher Gedanken aus, die Laskowicz denkt, als irgendwelche tatsächliche Hoffnungen, und das zwar in dem Maße, daß man Marynia fast sagen könnte, es sei kein Brief an sie, sondern ein Gedicht für sie — das übrigens nicht allzu gelungen sei . . . Und was ist's mit Marynia? Welchen Eindruck machte er auf sie und was sagt sie?'

,Marynia,' erwiderte Frau Otoda mit etwas komischer Besorgnis, ,ist ein wenig verletzt, ein wenig besorgt und erschreckt, aber im Grunde ihres Herzens — auch ein wenig stolz, daß ihr jemand einen solchen Brief schrieb.'

,Na! Das wußte ich ja,' rief Gronski, indem er unwillkürlich lächelte. Nach einer Weile aber sagte er ernster: ,Sicher werden auch noch andere Briefe folgen, aber man muß, weil ihr Ton greller werden kann, die Kleine dazu bringen, sie nicht zu lesen. Wenn Sie es erlauben, will ich das bewerkstelligen. Die Damen fahren dann nach Warschau und bald darauf ins Ausland und die Sache wird von selbst zu Ende sein.'

,Auch ich möchte schon möglichst schnell aus Jastrzab wegfahren', erwiderte Frau Otoda. ,Ich muß gestehen, daß ich mich ängstige. Lesen Sie den Brief nochmals aufmerksam durch. Er enthält doch eine Drohung für alle Bewohner von Jastrzab, selbst für Marynia, wenn sie bei uns bleibt.'

Gronski dachte daran, daß Krzycki gleichzeitig sein Todesurteil er-

halten hatte — und es schoß ihm im ersten Augenblick der Gedanke durch den Kopf, daß es eine Beziehung zu dem Brief Laskowiczs haben könne. Aber er erinnerte sich bald daran, daß man dem Doktor und sogar dem alten Notar ähnliche Todesurteile gesandt hatte; er sagte also zur Beruhigung für Frau Otocka: ‚Drohbriefe sind jetzt Mode, alle erhalten sie; aber ich glaube nicht, daß Laskowicz Marynia vor einem nahen drohenden Überfall in Jastrzab warnen wollte. Er will sicher nur sagen, daß die Woge des Sozialismus alle wegschwemmen wird, die nicht mit dem Strom schwimmen, also auch uns. — Aber weil es um Ihre und Marynias Ruhe geht, so bin auch ich für Ihre Abreise. Warum sollten wir nicht schon morgen abreisen?‘

‚Ich dachte auch schon daran; aber Tante bittet so sehr, auf sie zu warten — und Aninka hat es ihr zugesagt.‘

‚Dann mag sie bleiben, Sie aber sollen abreisen. Ach! Fräulein Anney also verzögert die Abreise? Wie erfreulich für Wladek! Kann ich es ihm sagen? Vor einer Weile bat er mich eben, mich bei Ihnen um etwas zu erkundigen, er lebt ja kaum mehr. Er ist der verliebteste Bursch, den man innerhalb der alten Republik treffen kann.‘

‚Also so weit ist es schon gekommen?‘

‚Und wie! Offenbar liegt in der Luft von Jastrzab etwas Aufreizendes. Hier lieben sich alle — offen oder heimlich.‘

Bei diesen Worten errötete Frau Otocka unverhofft wie ein fünfzehnjähriges Mägdlein, und Gronski blickte sie trotz der Häufigkeit dieser Erscheinung bei ihr erstaunt an, da er nicht erraten konnte, was ihr in dem Augenblick in den Sinn kam.

‚Stimmt es etwa nicht? Wladek, Laskowicz, Dolhanski. — Aber Dolhanski hat die größte Energie; denn er hat sich nach der letzten Niederlage sogleich zu einem neuen Unternehmen aufgerafft, und Wladek hat Angst.‘

‚Wovor?‘ fragte Frau Otocka, indem sie die Augen erhob.

‚Zunächst vor einer Niederlage, von der er sich nicht mehr erholen zu können glaubt, und dann vor einer Auseinandersetzung mit der Mutter.‘

‚Wladeks Kousine erwartet vielleicht auch noch anderes, aber vor Aninka braucht er sich nicht zu fürchten.‘

‚Er wird vor Freude vergehen, wenn ich ihm das mitteile — ich aber in meiner Naseweisheit könnte vor Neugierde vergehen.‘

‚Wenn ich nun einmal kein Recht habe, darüber zu sprechen?‘

‚Selbst wenn wir Jastrzab verlassen?‘

‚Selbst dann. Übrigens wird sich bald alles von selbst aufhellen.‘

‚In dem Fall will ich mich bemühen, den Augenblick zu erleben. Einstweilen kehre ich zu Wladek zurück, um ihm die gute Nachricht zu

bringen und ihn von unserer Abreise zu benachrichtigen. Laskowiczs Brief werde ich gar nicht erwähnen, denn er fährt morgen in die Stadt, und es könnte eine häßliche Affaire geben, wenn sie einander begegnen.'

XIII.

Doch fuhr Krzycki am Morgen nach dem Gespräch mit Gronski nicht zur Stadt, weil man ihn benachrichtigte, daß die Sitzung der Testamentsvollstrecker Zarnowskis auf eine Woche verschoben worden sei. Es war dies geschehen, weil in zwei Tagen der Kongreß der Bürger der Umgegend in betreff der Altersversicherung der ländlichen Angestellten und der Gutsbediensteten, auch in betreff der noch brennenderen Frage der Einführung der polnischen Sprache in den Gemeinden stattfinden sollte, woran den Gemeinderichtern ebensoviel lag wie der ländlichen Bevölkerung. An diesen Beratungen wollte Krzycki durchaus Anteil nehmen; weil sie sich aber in den Vormittagsstunden abspielten, beabsichtigte er, jeden Morgen hinzufahren und nachmittags heimzukehren. Mit Rücksicht auf die geringe Entfernung Jastrzabs von der Stadt war das durchaus möglich.

Doch täuschte er sich in der Hoffnung, jene zwei Tage ausschließlich den Gästen, oder — besser gesagt — dem liebsten Gast in Jastrzab widmen zu können, da sich die Lage in Rzeslewo wieder verschlimmerte und beinahe seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Der Streik der Vorwerksleute in Rzeslewo hatte zwar so vollständig aufgehört, daß das von Dolhanski geratene Eingreifen ganz überflüssig geworden war und gehindert werden mußte. Aber statt dessen begannen einzelne Häusler, ja selbst einige Landleute den Wald zu schädigen. Krzycki mußte von früh bis spät an der Spitze der Forstleute von Rzeslewo und Jastrzab den Waldfrevlern nachjagen, die sich zwar vor seinen Augen verbargen, jedoch der Mannschaft drohten und allen das Nahen ihrer Rache voraussagten. — Die Forstleute erhielten schlecht geschriebene Briefe mit der Drohung, daß ‚sie eine Kugel in den Kopf erhalten würden, und der junge Herr ebenfalls'. Aber letzterer, dem weder jugendliche Willenskraft noch Abenteuerlust mangelten, gab die Verteidigung der Waldungen von Rzeslewo nicht auf, ja noch mehr, er eilte persönlich nach Rzeslewo, versammelte die Frevler und drohte ihnen mit Strafe und Gericht.

Dann begab er sich zur bestimmten Zeit zu den Beratungen. Es sollte dies der letzte Tag sein, an dem Frau Otocka, Marynia und Gronski in Jastrzab weilten, die ihre Abreise nach Warschau endgültig für morgen festgesetzt hatten. Fräulein Anney hatte sich auf die Bitte Frau Krzyckis bereit erklärt, noch einige Tage zu verweilen und dann mit ihr aufzubrechen. Wladislaw versprach möglichst früh heimzukehren, um den Abschiedsabend mit allen zu verbringen und zum letzten Male die Zauber-

geige Marynias zu hören. Er versprach, auch den Notar und den Doktor sicher mitzubringen.

Infolgedessen erwartete man sie zusammen zum Mahl. In der Zwischenzeit saß Gronski ungefähr um vier Uhr nachmittags in seinem Zimmer und schrieb einen Brief an Dolhanski, Marynia spielte oben ihre täglichen Übungen, Frau Otocka saß bei der Kranken und Fräulein Anney ging auf die Terrasse unter dem Vorwand, die alten, ungeheueren Bäume zu photographieren, die von zwei Seiten den Hof umgaben, in Wirklichkeit aber, um zu sehen, ob der, auf den man daheim wartete, nicht heimkehre. Statt zu photographieren, weilte sie mit Blick und Seele in dem schattigen Hintergrund der alten Lindenallee. Die Hoffnung, in der Tiefe bald eine Staubwolke, Pferde und Wagen und dann eine starke Jünglingsgestalt zu erblicken, die aus dem vor der Terrasse anhaltenden Wagen herausspränge, erfüllte sie mit stiller Freude. Nach einer Weile würde sie dieses schöne, sympathische, aufrichtige Gesicht vor sich sehen, diese Augen, die ihr bei jedem Blick hundertmal mehr sagten als die Lippen, und die Stimme hören, die ihr zum Herzen drang und in ihm wie Musik erzitterte. Bei diesem Gedanken umfing Fräulein Anney ein so süßes, ruhiges Gefühl, als wäre sie ein Kind, und eine geliebte Hand wiegte sie leise in den Schlaf ein oder als ruhte sie in einem Kahne, welchen eine sanfte Woge irgendwohin in die unbekannte und strahlende Ferne trug. Sich wiegen und tragen lassen, sich der Woge anvertrauen, ohne daran zu denken, wo das Boot anhalten werde, das war alles, was ihr Mädchenherz in solchen Augenblicken begehrte. Aber auch in anderen, in denen sie sich die Frage nach der Zukunft vorlegte, blieb sie zuversichtlich. Nur manchmal, besonders dann, wenn der Schlaf ihre Augen nicht schließen wollte, flogen ihr Unsicherheit und Furcht wie dunkle Schmetterlinge durch den Kopf, aber auch dann sogar sagte sie sich, daß sie jetzt über sich heiteren Himmel habe, wenn sich auch der Himmel künftig bewölken würde — und daß jeder Tag einer Blume gleiche, und daß sie diese Blumen pflücke — eine nach der andern und sie an der Brust berge. Sie dachte also, dafür allein schon könne man leben und selbst sterben.

Aber in diesem Augenblick ertrank ihre Seele im Sonnenschein, in der Schönheit des Wetters, im Blätterrauschen und in der großen, lichtreichen ländlichen Ruhe; da hatte sie keine Lust zu sterben; denn sie glaubte mit der Luft freudige Ruhe einzuatmen. Ihre Umgebung verlor die Kennzeichen der Wirklichkeit und verwandelte sich in eine himmelblaue Erscheinung, in eine Art halbwachen Traum — vom Glück. Aus diesem Traum weckte sie erst der Anblick, in dessen Erwartung sie fast eine Stunde auf der Terrasse saß. Am Ende der Allee zeigte sich endlich die ersehnte Staubwolke und näherte sich mit ungewohnter Schnelle. Fräulein Anney kam wieder

ganz zum Bewußtsein. Im ersten Augenblick wollte sie weggehen. ‚Ich muß, ich muß!‘ sagte sie sich, ‚sonst denkt er am Ende, daß ich ihn da erwartete!‘ — Und sie hätte aufrichtig gezürnt, wenn ihr jemand gesagt hätte, daß das gerade der Fall war. — Doch wurden ihre Knie plötzlich so schwach, daß sie sich wieder setzen mußte; sie griff nach dem Apparat, um den Anschein zu erwecken, daß sie auf der Terrasse saß, um zu photographieren. Die Wolke aber näherte sich mit der gleichen Geschwindigkeit immer mehr dem Einfahrtstore. Bald tauchten ganz dem Bilde entsprechend, das sich das Mädchen früher gemacht hatte, die grauen Köpfe der ans Leitseil gespannten Pferde aus dem Staub auf. Blitzartig erschütterte die Freude Fräulein Anney: ‚Wie sie fliegen, wie er eilt!‘ Aber gleich darauf dachte sie, die Pferde seien wohl durchgegangen; denn die Schnelligkeit ihres Laufes wunderte sie. Sie waren dem Tore schon so nahe, daß sie die zerzausten Mähnen, die ausgedehnten blutigen Nüstern und die rasende Eile ihrer Füße sehen konnte. Plötzlich erhob sie sich; in ihren Augen malte sich Angst; denn sie hatte bemerkt, daß der Kutscher so vorgebeugt dasaß, daß man nur den oberen Teil seines unbedeckten Hauptes sehen konnte. Da stürmten die wütenden Pferde durch das Tor; der Kutscher fiel bei der Biegung herab und der Wagen beschrieb in nicht viel geringerer Eile einen Halbkreis um den Rasenrand. Im Wagen saß auf dem Hintersitz nur Krzycki allein mit erhobenem, auf das Wagenpolster gestütztem Haupte. Ein Schmerzensschrei entrang sich Fräulein Anneys Brust. Die Pferde stürzten in dem Augenblick vor die Terrasse und bohrten sich, gewohnt, hier anzuhalten, mit ihren Hufen in die Erde. Krzycki bewegte sich — bleich wie eine Leiche, mit blutigem Kragen und blutigen Ärmeln, hob er sich aus dem Wagen und rief, als das Mädchen zu ihm rannte, nach Luft schnappend:

‚Nichts! Ich bin verwundet, es tut nichts!‘ Und stürzte vor ihr nieder.

Sie aber erhob ihn in einem Augenblick mit einer für eine Frau erstaunlichen Stärke und begann, ihn auf ihre Brust und ihre Arme stützend, zu rufen:

‚Hilfe! Rettung! Zu Hilfe!‘

XIV.

In dem Augenblick, als Fräulein Anney den verwundeten Wladyslaw aufhob, befand sich die Dienerschaft im entgegengesetzten Teile des Hauses. Am nächsten, nämlich im Vorhaus beim Billard, befanden sich Frau Otocka und Marynia. Die stürzten auf die Terrasse und begannen, als sie den Verwundeten in Fräulein Anneys Armen erblickten, ihrem Beispiel folgend mit überlauter Stimme um Hilfe zu rufen. Sie ließ ihn einstweilen auf

einer Bank der Terrasse niedergleiten und rief, ihn mit dem Arm umfassend, um Wasser. Beide Schwestern eilten, Wasser von der Kredenz zu holen und alarmierten das ganze Haus. Alles eilte herbei, was nur Leben hatte. Auch Gronski erschien; er verlor jedoch im ersten Augenblick den Kopf und sandte erst, als er wieder ein wenig zur Selbstbesinnung gelangt war, Frau Otocka schnell zu Frau Krzycka, um sie von dem Vorfall zu benachrichtigen. In der Zwischenzeit befahl Fräulein Anney der Dienerschaft, den Verwundeten ins Haus zu tragen; sie selbst mußte sich eine Zeitlang mit ihrem Dienstmädchen befassen, die beim Anblick Krzyckis zu weinen angefangen hatte und sich in hysterischen Krämpfen wand. Gronski eilte in den Stall, und ließ sofort die Pferde einspannen, um den Arzt zu holen.

Aber bevor man noch den Verwundeten in sein Zimmer hatte tragen können, eilte die Mutter herbei, die auf die Nachricht von dem Unglücksfall hin ihre rheumatischen Schmerzen vergessen hatte, und half selbst mit, den Sohn ins Haus zu tragen, ihn auszukleiden und ins Bett zu legen; dann begann sie mit einem Schwamm die Wunden abzuwaschen. Wladyslaw fiel infolge des großen Blutverlustes in eine lange Ohnmacht, erlangte dann für kurze Zeit das Bewußtsein wieder und fiel dann wieder in Ohnmacht, weshalb er auch keine Aufklärungen über den Vorfall geben konnte. Er wiederholte bloß öfters: ‚Im Wald, im Wald!‘, woraus man folgern konnte, daß der Anfall nicht auf der öffentlichen Landstraße, sondern innerhalb von Rzeslewo oder Jastrzab stattgefunden hatte.

Inzwischen hörte man schon vor der Terrasse den Lärm des vorfahrenden Wagens, und einen Augenblick später rief Gronski Fräulein Anney aus ihrem Zimmer, in dem sie eiligst ihre blutüberronnenen Kleider gewechselt hatte. ‚Ich werde selbst hinfahren‘, sagte er. ‚Der Kutscher ist auch verwundet, die Wirtschafterin nahm sich seiner an. Und von den Pferdeknechten will niemand fahren. Alle fürchten sich und verweigern es entschieden. Nur der alte Lakai Anton ist bereit zu fahren, aber ich meine, daß er sich darauf noch weniger versteht als ich.‘

‚Man muß augenblicklich zum Arzt fahren‘, erwiderte Fräulein Anney, die Hände auf ihre glühenden Wangen legend, ‚aber man muß auch das Haus schützen. Eilen Sie noch schnell in den Hof und lassen Sie den Waldhütern sagen, sie mögen mit ihren Gewehren herkommen. Sonst sind die bereit, ihn hier völlig totzuschlagen.‘

‚Richtig!‘

Eilig fuhr sie fort: ‚Auch aus der Mühle müssen die Leute geholt und bewaffnet werden. Die Knechte werden ihrem Beispiel folgen. Wahrscheinlich wird das Herrenhaus überfallen werden, und hier sind lauter Frauen. Sie müssen die Verteidigung leiten. Gehen Sie sofort und senden Sie uns die Waldhüter!‘

Gronski erkannte die Richtigkeit dieser Verfügungen an und eilte unverzüglich zu den Vorwerksgebäuden. Ihm, der kein Willensmensch, aber auch kein Feigling war, lieh der Gedanke an die ihm über alles teuere Marynia Willenskraft. Sofort sandte er die Knechte zu den Waldhütern wie auch nach der Sägemühle, wo einige zehn Leute arbeiteten, von denen man auf dem Gute und im Dorfe wußte, daß sie den ‚Polen‘ lasen und niemanden fürchteten. Die Gutsbediensteten erholten sich sehr rasch vom ersten Schrecken. Diese Änderung wurde durch die Nachricht des verwundeten Kutschers verursacht, daß ‚die Bewohner von Rzeslewo den Gutsherrn infolge ihres Streites um den Wald überfallen hätten‘, was er felsenfest behauptete, obwohl er die Angreifer, die aus dem Dickicht schossen, nicht gesehen hatte.

Das nahm der Sache alles geheimnisvolle Grauen, der Bauer aber fürchtet nicht die Gefahren, sondern nur das Geheimnis. Überdies herrschte zwischen den Leuten aus Jastrzab und Rzeslewo eine gewisse eingewurzelte Abneigung, die noch vom Grenzstreit herrührte; daher hörten die Bewohner von Jastrzab, als sich die Nachricht vom Überfall der Bewohner von Rzeslewo im Dorfe verbreitete, nicht bloß auf sich zu ängstigen, sondern es erwachte auch der Rachedurst in ihnen. Die Gutsknechte schämten sich jetzt, daß sie sich geweigert hatten, den Arzt zu holen. Andere griffen auf die Nachricht hin, daß Rzeslewo den Gutshof von Jastrzab überfallen wolle, nach ihren Heugabeln und rissen Pfähle aus den Zäunen. Gronski, der um das Wladyslaw aus der Stadt zugesandte Todesurteil wußte, sah die Sache in anderem Lichte, doch behielt er seine Ansichten für sich, da er wußte, daß der Bauer, wenn er auch oft im ersten Augenblick eine ungewöhnliche Furchtsamkeit an den Tag legt, doch, wenn er sich einmal entschließt, Pfähle aus dem Zaun zu brechen, niemanden mehr fürchtet.

Erfreut über diese Wendung der Dinge nahm er einen tüchtigen Pferdeknecht mit, der sich erboten hatte, ihn zur Stadt zu führen, und kehrte ins Herrenhaus zurück, um zum Arzte zu fahren. Aber hier erwartete ihn eine Überraschung, denn vor der Terrasse war vom Wagen nichts mehr zu sehen; auf der Terrasse aber stand der alte Lakai Anton mit ratloser Miene und Marynia, blaß, erschreckt, mit Tränen in den Augen; sie rief bei seinem Anblick: ‚Wie konnten Sie ihr gestatten, allein zu fahren? Wie konnten Sie das?!‘

‚Fräulein Anney ist allein zur Stadt gefahren?‘ schrie Gronski auf. Auf seinem Antlitz spiegelte sich solches Staunen, daß man leicht erraten konnte, daß es nicht mit seinem Willen und Wissen geschehen war. ‚Bei Gott!‘ sagte er, ‚mich hat sie aufs Vorwerk geschickt, die Verteidigung zu organisieren, und es kam mir gar nicht in den Sinn, daß sie in der Zwischen-

zeit auf den Wagen springen und fortfahren könne. Es kam mir gar nicht in den Sinn.‘

Aber Marynia hörte nicht auf zu jammern: ‚Man wird sie im Walde erschlagen, man wird sie erschlagen,‘ wiederholte sie mit gerungenen Händen.

Gronski versprach ihr zur Beruhigung, daß er gleich Hilfe senden werde; aber auf das Vorwerk zurückkehrend begann er zu überlegen: wenn er selbst aufs Pferd stiege und hinritte, so nützte das gar nichts und das Haus bliebe ohne männliche Leitung und Marynia ohne Schutz; schickte er Knechte, so würde Fräulein Anney den Wald schon passiert haben, bevor sie hinkämen. Sie mußte ja so schnell gefahren sein, als nur die Pferde vermochten. Man konnte ihr den Rückweg gewissermaßen sichern, aber zur Sicherung ihrer Fahrt durch den Wald nach der Stadt Leute zu senden, war es entschieden zu spät.

Das sah auch Dolhanski ein, der zufällig nach einer halben Stunde ahnungslos aus Gorki nach Jastrzab zurückkehrte. Als er von dem Vorfall und dem Unternehmen Fräulein Anneys erfuhr, konnte er sich nicht enthalten zu rufen: ‚Welch tapferes Mädchen! Wenn ich bloß Krzycki wäre.‘ Dann fügte er hinzu, indem er mit Gronski zu dem Verwundeten ging: ‚Man muß ihr entgegenreiten, das besorge ich.‘

Wladyslaw war schon ganz bei Bewußtsein und wollte aufstehen. Nur die Bitten und Beschwörungen seiner Mutter hinderten ihn daran. Keiner der Freunde sagte ihm natürlich, wer zu dem Arzt gefahren sei. Sie verkündigten ihm bloß die baldige Ankunft des Arztes und verließen ihn dann, da sie noch andere Arbeit hatten. Dolhanski übernahm jetzt den Oberbefehl über die improvisierte Besatzung, die den Gutshof verteidigen sollte. Gronski hatte ihm nie so außerordentlich viel Willenskraft, Kaltblütigkeit und Selbstgewißheit zugetraut. Diese Stimmung ging bald auch auf die Forstleute und Gutsbediensteten über und die Organisation der Verteidigung bereitete weiter keine Schwierigkeiten. Zwei Forstleute von Jastrzab und einer von Rzeslewo, der später dazugekommen war, besaßen eigene Gewehre und auf dem Hofe fanden sich sechs Jagdgewehre aus Wladyslaws Besitz und zwei Stutzen. Dolhanski verteilte dieses ganze Arsenal unter den Leuten, die sich auf den Gebrauch von Gewehren verstanden. Aus dem Dorfe meldeten sich einige Bauern, die den japanischen Krieg mitgemacht hatten. Unter solchen Umständen brauchte man einen Überfall nicht zu fürchten, da er ja nicht mehr unverhofft kommen konnte. Die Arbeiter aus der Sägemühle, Leute voll nationalen Selbstbewußtseins, hatten sogar den Wunsch, ‚es möge etwas geschehen‘, damit sie den ungebetenen Gästen ‚die Zähne zeigen‘ könnten.

Als sie alles derart geordnet hatten, vertraute Dolhanski Gronski die Verteidigung des Herrenhauses und der Frauen an. Doch beruhigte



Velazquez/Die Schmiede des Vulkan.

er wie früher über Fräulein Anneys Schicksal mit der Versicherung, daß er ohne jede Gefährdung durch den nämlichen Wald aus Gorki herübergeritten sei. Das war wirklich so. Aber was noch mehr war, er war der Engländerin gar nicht begegnet, woraus hervorging, daß die mutige, aber kluge Dame offenbar einen anderen Seitenweg eingeschlagen hatte. Weil es jedoch zur Stadt nicht weit und ihre Rückkehr bald zu erwarten war, nahm er zwei vom Kopf bis zu den Füßen gerüstete Forstleute und ritt ihr entgegen. Gronski mußte wiederum seinen Mut bewundern und seine Klugheit, die ihn veranlaßte, den Bauern im Dorfe im Namen des ‚Zentralkomitees' den Befehl zugehen zu lassen, scharenweise zu Hilfe zu eilen, wenn sie Schüsse im Walde hörten. Die Bauern wußten nicht, was das sei, das ‚Zentralkomitee', Dolhanski auch nicht. Er wußte nur, daß schon der Name Eindruck machen werde und daß die Vermutung, es sei dies eine polnische Behörde, um so bereitwilligeren Gehorsam sicherte.

Aber das war eine überflüssige Vorsicht, da es sich zeigte, daß im Walde von Jastrzab und in dem von Rzeslewo, der sich längs des zweiten Wegrandes hinzog, niemand verborgen war. Die, welche auf Krzyzki geschossen hatten, waren offenbar aus Furcht vor Verfolgung mit der gehörigen Eile geflohen oder verbargen sich irgendwo in einem fernen Gebüsch, das zu anderen Gütern gehörte, um die Nacht abzuwarten. Einer der Forstleute, der vorher den Kutscher genau um den Ort des Anfalls gefragt hatte, fand beim Durchstöbern der nächstliegenden Gebüsche verschossene Hülsen von Brownings; es mußte infolgedessen der Verdacht, daß die Häusler von Rzeslewo sich den Überfall hätten zuschulden kommen lassen, fallen gelassen werden. Dolhanski zweifelte nicht mehr daran, daß die Ereignisse eine Folge des Urteils waren, von dem er von Gronski erfahren hatte. Aber das eben machte ihm die Sache noch ‚interessanter'. Er dachte, daß es eine Art reizvolles Hasardspiel sein würde, wenn er den Angreifern begegnete und auf seine Art mit ihnen Abrechnung hielte. Man fand bald noch einige leere Browninghülsen, doch blieben die weiteren Nachforschungen ohne Erfolg.

Dolhanski ritt dann auf die Landstraße, die zur Stadt führte, und begegnete eine halbe Stunde später Fräulein Anney, die mit Windeseile heimfuhr; hinter ihr im Hintergrund des Wagens saß der Arzt.

In der Stadt war Markttag; es kehrten also zur selben Zeit einige zehn Wagen aus Jastrzab und Rzeslewo nach Hause zurück, und der Weg war sehr belebt. Infolgedessen erschrak Fräulein Anney beim Anblick der drei ihr entgegenkommenden Bewaffneten nicht und hielt nach einer Weile, als sie Dolhanski erkannte, die Pferde an. ‚Wie geht es dem Verwundeten?' fragte sie.

‚Er ist bei Besinnung. Gut.'

‚Wie steht's daheim?'

‚Nichts Neues.'

‚Gott sei Dank!'

Der Wagen bewegte sich wieder und verschwand nach einer Weile in einer Staubwolke; Dolhanski aber, der weiter hier nichts zu tun hatte, kehrte ebenfalls nach Jastrzab zurück.

Die hinter ihm reitenden Forstleute begannen miteinander zu reden und ihre Bemerkungen über das Fräulein auszutauschen, ‚das so fuhr wie der beste Kutscher'. Dolhanski blieb ebenfalls das Bild des jungen, schönen Mädchens, mit den Zügeln in den Händen, dem erhitzten Antlitz und dem zerrauften Haar, vor Augen. Wieviel Mut und Tatkraft spiegelt sich darin! Niemals war ihm Fräulein Anney so schön erschienen. Er hatte von Gronski erfahren, wie sie sich in die Stadt aufgemacht hatte, und war über sie aufrichtig entzückt. ‚Sie ist keine unserer durchsichtigen, bei jeder Gelegenheit zitternden Zierpuppen,' sagte er sich; ‚hier ist Leben! Tatkraft! Blut!' Er hatte immer alles Englische bewundert, vom Haus der Lords angefangen bis zu den Erzeugnissen aus gelbem Leder, aber jetzt wuchs seine Bewunderung noch. ‚Wenn ihre Mitgift auch nicht nach polnischen Gulden, sondern nur nach Guineen berechnet ist,' monologisierte er weiter, ‚so hat Wladek doch von Glück zu sagen.' Und weil er ein Egoist und dabei ein mutiger Mann war, hörte er nach einer Weile auf, an Krzycki und die Gefahr zu denken, die allen und also auch ihm drohte; er begann an seine eigene Lage zu denken. Er erinnerte sich, daß er sich einmal für eine Riesenmitgift hätte verkaufen können, aber mit einer derartigen Zugabe, daß er es vorzog, sie fahren zu lassen. Wenn er doch eine Zugabe wie Fräulein Anney fände! Und plötzlich bedauerte er es, sich ihr nicht mehr genähert und ihre Aufmerksamkeit nicht mehr auf sich gelenkt zu haben. ‚Wer weiß, ob das seinerzeit nicht möglich gewesen wäre,' dachte er. Aber in dem Falle hätte er sich ihr von der ritterlichen und romantischen Seite zeigen müssen und weniger als Klubmensch und Spötter. Offenbar war das nicht ihr ‚Genre'. Vor allem durfte er in bezug auf Frau Otocka nichts mehr erwarten. Dolhanski verdächtigte seit einiger Zeit die Cousine einer verborgenen Zuneigung zu Gronski und konnte zugleich nicht verstehen, was den Frauen an Gronski gefallen konnte. Jetzt begann er jedoch an sich selbst zu zweifeln, da er entgegen seiner sonstigen guten Meinung über sich fühlte, daß in ihm etwas verfehlt war, daß in seinem inneren Mechanismus ein Rädchen fehlte, ohne das der ganze Mechanismus nicht gehörig funktionieren konnte.

‚Wenn ich mich nur durch ein reiches Weiblein auf der Oberfläche erhalten kann', dachte er, ‚und mein „Genre" weder Frau Otocka noch Fräulein Anney, noch überhaupt den Frauen gefällt, so bin ich ein doppelter

Dummkopf — erstens, weil ich dachte, daß mein Genre ihnen gefallen werde, und zweitens, weil ich mich zu einer Änderung nicht aufschwingen kann.' Und er fühlte, daß er sich wirklich dazu nicht werde aufschwingen können aus Faulheit und aus Furcht, lächerlich zu erscheinen. ‚In Anbetracht dessen werde ich bei Kajetana samt Zugaben enden müssen.'

Mißgestimmt kehrte er nach Jastrzab zurück, ordnete die Nachtwache an und begab sich ins Haus, wo er bessere Nachrichten vorfand. Der Arzt versicherte, daß zwar Wladyslaws linke Schulter zerrissen sei, daß aber die Kugel über die Lungenspitze hinweggegangen sei, weil der Schuß von unten nach oben gerichtet war. Die zweite Kugel hatte die Rippen gestreift und die Haut in ziemlichem Umfange zerrissen, die dritte hatte das Ende des kleinen Fingers abgeschossen. Die Wunden waren schmerzlich, aber ungefährlich. Der Kutscher bekam nur einen Streifschuß an den Kopf. Am schwersten getroffen war das linke Pferd, das jedoch infolge des kleinen Kalibers der Kugel mit dem anderen nach Hause rasen konnte und erst eine Stunde nach der Rückkehr verendete.

All das bewies jedoch, daß der Angriff keine sofortige Rache der landlosen Rzeslewoer für die Verteidigung des Waldes war, sondern ein geplanter Überfall. Deshalb meinte Gronski, daß Frau Otocka mit Marynia morgen früh verreisen sollte. Er wollte sie selbst zur Bahn begleiten und dann zurückkehren. Aber die beiden erklärten, hier eben bleiben zu wollen, bis alle wegfahren könnten. Marynia stritt sich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in ihrem Leben mit Gronski, und der Streit endete natürlich damit, daß er den Kürzeren zog. Übrigens wurde die Abreise nicht für lange aufgeschoben, weil der Doktor versprach, daß man nach ungefähr einer Woche bei Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln den Verwundeten nach Warschau werde überführen können. Fräulein Anney aber versuchte niemand zur sofortigen Abreise zu bewegen.

Mit solchen Beratungen verging der Rest des Abends. Um zehn Uhr wollte Doktor Szremski nach Erfüllung aller seiner Obliegenheiten zur Stadt fahren, blieb aber mit Rücksicht auf Frau Krzycka über Nacht und begab sich infolge seiner heftigen Ermüdung in Gronskis Zimmer, wo er sogleich einschlief. Die Damen teilten die Arbeit derart untereinander, daß beide Schwestern bei Frau Krzycka wachen sollten, die nach der momentanen Anstrengung in schwere Herzkrämpfe und Erstickungsanfälle verfallen war. Fräulein Anney aber sollte im Verein mit Gronski die Nacht bei dem Verwundeten verbringen.

XV.

Als Wladyslaw aus seinem oft unterbrochenen, etwas fieberhaften Schlummer erwachte, dämmerte der Morgen. Er fühlte sich nicht sehr

elend, nur der Durst quälte ihn, er blickte suchend umher, ob niemand bei ihm wäre, der ihm Wasser reichen könnte, und sah Fräulein Anney beim Fenster sitzen. Sie mußte schon lange gewacht haben, denn sie schlummerte, die Hände kraftlos auf den Knien mit so tief gesenktem Haupte, daß Wladyslaw im ersten Augenblicke nur ihr blondes, von dem Licht der grünen Lampe bestrahltes Haupthaar erblickte. Sie fuhr jedoch sogleich auf, als ob sie ahnte, daß der Kranke erwacht wäre — und es konnte scheinen, daß sie seine Gedanken erriet, da sie, auf den Zehen sich nähernd, ihn fragte: ‚Wollen Sie Wasser?‘

Krzycki antwortete nicht, sondern lächelte nur und blinzelte zum Zeichen der Bejahung; als sie ihm das Wasser reichte, trank er gierig und umfaßte dann leicht ihre Hand mit seiner gesunden Hand, drückte sie an die Lippen und hielt sie lange daran gepreßt. ‚Du teuere Hand,‘ hauchte er. Und wieder preßte er die Wangen auf ihre Hände.

Fräulein Anney versuchte nicht einmal, sie ihm zu entziehen, sie nahm nur mit der anderen das Glas daraus und stellte es auf das Nachtkästchen, sie selbst aber neigte sich über ihn und sagte: ‚Sie brauchen Ruhe ... Ich werde hier bleiben, bis Sie gesund sind, aber jetzt dürfen Sie nur an ihre Gesundheit denken, nur daran.‘

Ihre Stimme tönte leise und sanft überredend. Krzycki ließ ihre Hand frei. Eine Zeitlang bewegte er die Lippen, doch war kein Wort zu vernehmen; offenbar war er vor Erregung geschwächt, da er erblaßte und Schweißtropfen auf seine Stirn traten.

Fräulein Anney wischte ihm mit dem Taschentuche das Antlitz ab und fuhr fort: ‚Beruhigen Sie sich. Wenn ich sähe, daß ich Ihnen schade, könnte ich ja nicht mehr herkommen, und ich möchte so gerne bei Ihnen weilen. Kein Wort, bis die Wunden heilen, kein Wort. Versprechen Sie es mir.‘

Einen Augenblick herrschte Stille. ‚Gehen Sie doch schlafen,‘ rief dann Krzycki mit flehender Stimme.

‚Wohl, wohl, obwohl ich gar nicht müde bin. Die erste Hälfte der Nacht saß Gronski bei Ihnen, während ich schlief. Ich bin wirklich nicht müde — ich werde mich noch bei Tag ausschlafen. Bemühen Sie sich, einzuschlafen. Blicken Sie nicht auf mich, sondern schließen Sie die Augen, der Schlaf kommt dann von selbst. Gute Nacht! oder, besser gesagt, ‚guten Morgen! — es ist ja schon Tag.‘

Die Morgenröte rötete und vergoldete auch wirklich schon den Himmel; die Sonne konnte jeden Augenblick aufgehen. Das Licht der grünen Lampe wurde immer schwächer und vermengte sich mit dem Tagesglanz. Wladyslaw wollte seinen Gehorsam gegen jedes Wort der geliebten Pflegerin zeigen und schloß die Augen, indem er vorgab, zu schlafen; nach einer Weile

hörte man Schritte auf dem Korridor; es trat der Arzt in Begleitung von Fräulein Anneys Dienstmädchen ein, an die jetzt die Reihe kam, zu wachen. Der Arzt war schrecklich verschlafen, so daß man statt seiner Augen nur zwei von angeschwollenen Augenlidern umrahmte Spalten sah — aber fröhlich und geräuschvoll wie immer. Er untersuchte die Verbände, erklärte, daß sich diese gut hielten, untersuchte den Puls des Kranken und fand ihn in Ordnung; dann öffnete er selbst die Fenster, um die von Jodoformgasen gesättigte Luft zu erneuern.

‚Ein herrlicher Morgen,' sagte er, ‚nicht? Die Gesundheit kommt vom Himmel. — Die Fenster sollen den ganzen Tag offen sein. Sobald man anspannt, fahre ich in die Stadt; meine Kranken können nicht warten. Aber abends werde ich zurückkehren und einen Pfleger mitbringen.' Dann wandte er sich zu Fräulein Anney: ‚Holen Sie mich nur nicht wieder selbst. Der Verwundete befindet sich sehr gut und hat kaum Fieber. Frau Krzycka sehe ich mir noch vor der Abreise an. Sie darf den ganzen Tag nicht aufstehen. Die Cousinen mögen auf sie achten. Sie gehören auch ins Bett. Ausatmen erlaubt, einatmen nicht. Ha! Um 5 Uhr werde ich zurück sein — vorausgesetzt natürlich, daß sie mich nicht auf dem Wege ein paar Pillen aus der sozialistischen Apotheke schlucken lassen. Diese Arznei ist jetzt modern, und man muß zugeben, daß sie schnelle Wirkungen zeigt.'

‚Was ist's mit der Mutter?' fragte Wladyslaw beunruhigt.

Darauf wandte sich Szremski wieder an Fräulein Anney: ‚Heißen Sie ihn ruhig liegen, auf mich hört er ja nicht. Ihre Mutter ist keine fünfzehn Jahre alt. Gestern hat sie ohne Rücksicht auf ihren Rheumatismus und ihre Herzmuskelschwäche für zehn gearbeitet, Sie ins Bett gelegt, meine Ankunft abgewartet, sie ist beim Anlegen des Verbandes anwesend gewesen — und erst, als sie erfuhr, daß Ihnen keine Gefahr droht, da war's plötzlich aus. Man mußte sie ins Bett bringen. Mit unseren Frauen geht es immer so: Das sind Mücken, aber keine Frauen! Aber für Ihre Mutter gilt das nicht. Bei ihr ist es eine ganz normale Reaktion nach augenblicklicher Nervenanspannung. Als sie wieder zu sich kam, befahl ich ihr, sich niederzulegen und sich bei Todesstrafe für ihren Herrn Sohn nicht hier zu zeigen. Damit allein hielt ich sie im Zaum. Sonst hätte sie die ganze Nacht hier gesteckt. Jetzt bewachen sie Ihre filigranartigen Cousinen, die auch keine Heroen sind. Ich hätte beinahe vier Patienten in einem Haus. Eine erfreuliche Ernte — was?! Zum Glück fand sich wenigstens eine Person mit stärkeren Nerven, die nicht so poetisch in Ohnmacht fiel. Haha!'

‚Welch ein Schwätzer!' dachte Krzycki.

Aber der Arzt blickte mit großer Anerkennung auf Fräulein Anney und fuhr fort: ‚Rule Britannia! Bei Gott, ein erfreulicher Anblick! Was

für Gesundheit, was für Nerven! Sie hat von Mitternacht bis zum Morgen gewacht — und es tut ihr nichts! Als ob sie bloß den frischen Tau von sich abschüttelte! Ich sage nochmals: ein erfreulicher Anblick! — und nun gehe ich ins Speisezimmer, zu sehen, ob man mir vor der Abreise nicht Kaffee geben kann, ich bin hungrig.'

Aber bevor er wegging, sagte er noch zu Fräulein Anney und ihrem Mädchen: ‚Kommen Sie mit mir und trinken Sie vor dem Schlafen etwas Warmes; das Fräulein wird bei Herrn Krzycki bleiben. Man muß seine Temperatur messen und den Stand aufnotieren. Wenn etwas vorkommen sollte, sagen Sie es Herrn Gronski, dem ich den Auftrag geben werde, nachzusehen. Auf Wiedersehen!'

Er ließ Fräulein Anney vorausgehen, die beim Weggehen dem Verwundeten zulächelte und das Wort ‚Auf Wiedersehen!' wiederholte; dann folgte er ihr. Im Speisezimmer fanden sie nicht bloß Kaffee, sondern auch die zwei Schwestern, Gronski und Dolhanski; denn niemand im Hause war schlafen gegangen. Frau Otocka und Marynia hatten die Nacht über bei Frau Krzycka gewacht, die schwerer erkrankt war, als der Arzt dem Sohne zugestanden hatte, so schwer sogar, daß man eine Weile daran zweifelte, ob sie aus ihrer langen Ohnmacht erwachen werde. Die beiden ‚filigranartigen' Schwestern waren überaus erschöpft und Marynias Augenlider waren ganz bläulich. Gronski wollte durchaus, daß der Arzt sie untersuchen solle und ihr etwas Stärkendes verschreibe.

Der Arzt fühlte nach ihrem Puls und sagte dann: ‚Ich verschreibe Ihnen als Arznei die Maxime des Confucius, der da sagt: „Wollt Ihr die Wahrheit wissen, so sage ich euch: es ist besser, zu sitzen als zu stehen, besser, zu liegen als zu sitzen, besser, zu schlafen als zu liegen."'

‚Gut,' erwiderte sie, ‚aber nach all dem Vorgefallenen werde ich kaum einschlafen können.'

‚Dann soll Ihnen jemand ein Schlummerlied vorsingen. Aber die Schwester darf es nicht tun, denn der verschreibe ich dasselbe Mittel — bis es wirkt.'

Wagenlärm unterbrach das Gespräch. Der Arzt goß den heißen Kaffee hinunter und verabschiedete sich. Dolhanski folgte ihm, bestieg ein Pferd, das ein Stallknecht bereit hielt, und erklärte, ihn durch den Wald geleiten zu wollen.

‚Wenn das um meiner Sicherheit willen geschieht, ist es ganz unnötig,' sagte der Arzt.

‚Ich reite täglich,' erwiderte Dolhanski, ‚und will überdies nachsehen, ob nicht wieder Ausflügler in die Wälder von Jastrzab gekommen sind.'

‚Nein,' sagte lachend der Arzt. ‚Jetzt werden sie sich wohl so bald nicht zeigen. Sie befolgen darin eine gewisse Methode. Sie wollen lieber

Jäger als Wild sein und sehen es ein, daß man jetzt auf sie Jagd machen wird. Erst in einer oder zwei Wochen, wenn sie erfahren, daß ihr Anschlag nicht geglückt ist, wird man mehr auf der Hut sein müssen.'

,Wann wird Krzydi abreisen können?'

,Das hängt davon ab, ob er gesundes Blut hat. Vermutlich hat er es. Übrigens braucht er ja nicht in Jastrzab seine völlige Genesung zu erwarten. Diesmal ist es noch glimpflich abgelaufen, das ist sicher. Wäre ich nicht denselben Tag noch hergekommen, so hätte es zu einer kleinen Blutvergiftung kommen können. Aber so tut das aseptische Mittel seine Wirkung. Ach, diese Engländerin mit ihren blauen Nebelaugen! Das ist ein Weib, was? Wissen Sie, im ersten Augenblick war ich einfach außer mir, daß Sie sie unter solchen Umständen allein fahren lassen. Erst sie selbst erzählte mir, wie sich das zutrug. Wenn ich mich nicht in sie verliebe, so bin ich ein marinierter Hering!'

,Ich rate Ihnen davon ab, weil Wilhelm der Eroberer auf diesem Gebiete bereits erschienen ist,' sagte Dolhanski.

,Sie meinen! Kann sein! Kann sein! Ich dachte auch schon daran.'

,Weil sie die englische Prüderie und das englische Shocking beiseite ließ?'

,Nein. Nicht bloß deshalb. Die Pflege der Verwundeten ist nun einmal Frauensache — dem gegenüber muß das Shocking fallen gelassen werden. Sogar ihr gestriger Ausflug bewies bloß Mut und Energie. Aber diese blauen Nebelaugen blicken in so warmem Glanze auf unseren Verwundeten! Das hindert mich jedoch nicht, mich in sie zu verlieben. Wenn der alte Dzwonkowski sich in Ihre kleine Cousine verlieben durfte, warum sollte ich es mir nicht gestatten?'

,Er könnte sich ebensogut in die heilige Cäcilie verlieben,' sagte Dolhanski. ,Meine Cousine ist keine Frau mit zwei Füßen, sondern ein Symbol.' Plötzlich brach er ab; er hörte nämlich Stimmen in der Tiefe des Waldes und trieb sein Pferd nach dieser Richtung.

,Dieser Klubmensch hat doch kein Hasenherz!' dachte der Arzt.

Aber die Erregung war grundlos; es waren nur einige Dorfjungen, die das Vieh weideten. Der Arzt, der schon aus dem Wagen gestiegen war, um eventuell Dolhanski zuhilfe zu eilen, erblickte sie unter einem Haselnußstrauch. Nach einer Weile erschien auch Dolhanski und sagte, indem er sein Monokel ins Auge klemmte, das ihm ein Zweiglein heruntergestoßen hatte: ,Nur ein unschuldiges Landbild: Hirten und Kühe im fremden Walde — nichts weiter.' Dann verabschiedete er sich von dem Arzte und kehrte nach Hause zurück.

Fräulein Anney war noch nicht zu Bette; er traf sie im Gespräch mit Gronski und mit dem Wickeln von Jodoformgaze beschäftigt. Bei seinem

Anblick erhob sie die Augen von der Arbeit und fragte: ‚Nichts Neues im Walde?‘

‚Dem Doktor ist etwas zugestoßen. Er ist getroffen!‘

Darauf fuhren beide auf: ‚Was? Wo? Im Walde?‘

‚Nein! In Jastrzab,‘ erwiderte Dolhanski.

XVI.

Wladyslaw hielt sich gehorsam an Fräulein Anneys Vorschriften; gleich nach ihrem Weggehen schlief er wieder ein und erwachte erst, als die Strahlen der bereits hoch am Himmel stehenden Sonne auf seinen Kopf fielen. Dann runzelte er die Stirn, bewegte die Augenbraunen und bat endlich, nachdem er den Schlaf halb und halb überwunden hatte, das Rouleau herabzulassen. Das schwarzhaarige Mädchen näherte sich dem Fenster und wollte es herablassen; da sie es jedoch zu eilig tat und die Schnur nicht hielt, fiel das Rouleau so plötzlich, daß es ganz aus der Einfassung geriet und auf die Fensterbank fiel. Das Mädchen schämte sich über seine Ungeschicklichkeit, sprang auf einen Sessel, vom Sessel aufs Fenster und befestigte das Rouleau wieder an den Räderchen. Krzycki blickte auf ihre gebeugte Gestalt, ihre erhobenen Arme und ihren schwarzen Zopf. Sein Blick hatte noch etwas Schläfriges, er blinzelte, als ob er sich nicht gleich erinnern könnte, wer das sei — und erst als sie von der Fensterbank herabsprang und dabei ihre geschickten, prallen Füße zeigte, die in schwarzen Strümpfen staken, erkannte er, wen er vor sich habe, und sagte: ‚Ach, Fräulein Paulchen!‘

‚Ja!‘ erwiderte das Mädchen. ‚Verzeihen Sie den Lärm.‘ Und sie errötete wie eine Rose unter seinem Blick; ihm fiel ein, in welcher Situation er sie erblickt hatte, nur in blaue Wasserperlen gekleidet; er sah sie also etwas neugierig an und rief:

‚Tut nichts. Ich danke für Ihre Mühe.‘ Dabei winkte er zum Zeichen des Dankes mit seiner auf der Bettdecke liegenden Hand, fühlte jedoch zugleich einen durchdringenden Schmerz, wand sich und stöhnte.

Sie setzte sich auf den Rand des Bettes und fragte, über ihn gebeugt, mit großer Besorgnis: ‚Tut es weh?‘

‚Ja!‘

‚Soll ich etwas holen oder jemanden rufen?‘

‚Nein, nichts!‘

Eine Weile herrschte Schweigen. Wladyslaw krümmte sich, biß die Zähne aufeinander, atmete tief und sagte dann voll innerer Wut: ‚So haben mich diese Lumpen hergerichtet!‘

‚Ach, fielen sie nur in meine Hände,‘ erwiderte sie durch die Zähne. Aus ihren Augen blitzte wütender Haß, ihr ganzes Gesicht nahm den

Ausdruck solcher Grausamkeit an, daß es als Modell zu einem Gorgonenhaupt hätte dienen können. Krzycki erstaunte bei diesem Anblick so sehr, daß er auf seine Schmerzen vergaß.

Wieder trat Schweigen ein. Das Mädchen beherrschte sich noch eine Weile, nur ihre Wangen waren so blaß, daß sich das dunkle Bärtchen über ihren Lippen deutlicher hervorwagte. Sie fragte: ‚Was kann ich zu Ihrer Erleichterung tun?'

Ihre Stimme verriet so herzliche Besorgnis, daß Krzycki sie anlächelte und antwortete: ‚Nur bedauern, sonst nichts.'

Sie brach plötzlich in einen Weinkrampf aus, warf sich mit ihrem Antlitz auf seine Füße, umfaßte sie mit den Händen und küßte sie durch die Decke. Ihren rabenschwarzen Kopf und ihren ganzen gebeugten Körper erschütterte leidenschaftliches Schluchzen.

‚Fräulein, Fräulein Paulchen!' rief Krzycki, und er mußte das einige Male wiederholen, bevor sie auf ihn hörte. Schließlich erhob sie sich, bedeckte ihre Augen mit den Händen, ging ans Fenster, drückte ihr Antlitz an die Scheiben und verharrte eine Weile so ohne Bewegung. Dann wischte sie mit ihrem Tuche über ihre Augen und ordnete eilig ihr zerrauftes Haar, gleichsam von der Furcht ergriffen, daß jemand eintreten und das Vorgefallene erraten könnte.

Krzycki aber erinnerte sich an alle Momente seines Zusammentreffens mit ihr, von der Begegnung in der dunklen Allee an, da sie ihm sagte, daß ein Wolf anders aussehe, von der Erscheinung im Bade an bis zu dem Gespräch nach jener Erscheinung am Buchenspalier beim Teich. Er erinnerte sich, wie sie seit damals bei jeder Begegnung abwechselnd errötet oder erblaßt war, wenn sie ihn erblickte, wie sie die Augen senkte und nach ihm ausspähte, wenn sie sich unbeachtet glaubte. Krzycki faßte das einerseits als Folgen des Vorfalls im Bade auf, andererseits als Bewunderung für seine Schönheit. Diese Bewunderung tat nun zwar seiner männlichen Eitelkeit wohl, aber er dachte weiter darüber nicht nach, weil er mit Fräulein Anney selbst beschäftigt war und daher für ihr Dienstmädchen nicht viel übrig hatte. Jetzt aber begriff er, daß das doch etwas mehr war als das Liebäugeln eines Stubenmädchens mit dem hübschen jungen Herrn, daß sich dieses Mädchen sinnlos mit krankhafter Leidenschaft in ihn verliebt hatte. Seine Liebe zu Fräulein Anney war jedoch zu tief und umfaßte sein ganzes Wesen zu sehr, als daß er sich über diesen Stand der Dinge gefreut oder ihn nach der Heilung der Wunden auszunützen beabsichtigt hätte, indem er nach Herrenart mit den Gefühlen des Mädchens zu spielen gedachte. Im Gegenteil. Der Gedanke, diese Gefühle wider Willen hervorzurufen, schien ihm hart und bitter. Es erfaßte ihn Furcht, was daraus entstehen werde. Er sah alle die Sorgen, Unannehmlichkeiten

und Verwicklungen vor sich, die aus dieser Art von Leidenschaft entstehen könnten. Er verstand, daß es ein Feuer sei, mit dem man nicht leichtfertig spielen dürfe, daß man vorsichtig sein müsse und keinen Anlaß geben dürfe. Er beschloß trotz seines warmen Mitleids, das er in der Tiefe seines Herzens für das Mädchen empfand, künftig alle Gespräche, Scherze, kurz alles zu meiden, was sie ihm nahebringen, vertraut machen und dem heutigen ähnliche Anfälle hervorrufen könnte. Es kam ihm sogar der Gedanke, Fräulein Anney zu bitten, sie möge sie nicht mehr hersenden, aber er verwarf den Plan, da er meinte, daß diese Bitte Mißstimmung erwecken oder das Odium der Lächerlichkeit auf ihn werfen könnte. Schließlich kam er zu dem Schlusse, daß er vor allem das Mädchen um nichts fragen und keinerlei Aufklärungen von ihr fordern dürfe über die Bedeutung des Anfalls und dieser Tränen, daß er sich kalt und ablehnend verhalten müsse.

Einstweilen hatte sich das Mädchen am Fenster beruhigt; sie näherte sich wieder seinem Bette und rief in demütigem, wie gebrochenem Tone: ‚Verzeihen Sie. Zürnen Sie mir nicht.‘

Er aber schloß die Augen und erwiderte erst nach einer langen Pause: ‚Ich zürne nicht, Fräulein, aber ich brauche Ruhe.‘

‚Verzeihen Sie,‘ wiederholte sie noch demütiger. Sie merkte jedoch sogleich, daß er in einem anderen, einem trockeneren und kälteren Ton als früher zu ihr sprach; auf ihrem Antlitz malte sich eine ungeheuere Bestürzung, da sie nicht wußte, ob sie das für das momentane Mißbehagen eines Kranken, der Ruhe wünscht, oder für die Verletztheit eines Herren halten sollte, weil sie, das Dienstmädchen, ihre Gefühle zu verraten gewagt hatte. Doch verstummte sie aus Furcht, ihn wieder zu verletzen; sie setzte sich auf den Sessel, auf dem Fräulein Anney gesessen hatte, nahm ihre mitgebrachte Arbeit vom Schrank und begann zu nähen, wobei sie jedoch von Zeit zu Zeit sehr unruhig, fast furchtsam auf Wladyslaw blickte.

Krzycki warf ebenfalls verstohlene Blicke auf sie und dachte beim Anblick ihrer regelmäßigen, wie aus Stein gemeißelten Züge, ihrer stark gewölbten Brauen, ihres schwarzen Flaums über den Lippen und des energischen, beinahe fanatischen Gesichtsausdruckes, daß es einem Mann, der die Sinne und die Gefühle eines solchen Mädchens weckte, leichter sein dürfte, verschiedene Bande anzuknüpfen, als sie dann zu lösen.

XVII.

Wider alle Erwartung kam der Arzt infolge übermäßiger Inanspruchnahme und einiger wichtigerer Operationen, die er unverzüglich durchführen mußte, an diesem Tage nicht. Dafür sandte er aber einen jungen Krankenpfleger, der sich auf das Verbinden von Wunden verstand, und einen Brief, in dem er Gronski bat, den Damen mitzuteilen, sie mögen die Verzögerung

seines Kommens als Beweis der völligen Gefahrlosigkeit der Wunden ansehen. Wladyslaw war jedoch über diese Nachricht keineswegs erfreut, weil ihn die Wunden heftig schmerzten; besonders die durch die eine Kugel längs der Rippen abgestreifte Haut machte sich ihm empfindlich fühlbar, und überdies fühlte sich auch die Mutter kränker. Die Erstickungsanfälle wiederholten sich und nach ihnen trat eine allgemeine Erschöpfung ein, so daß sie sich trotz ihres heißen Wunsches nicht vom Bette erheben konnte. Frau Otoda verließ sie den ganzen Tag nicht; abends sollte sie Fräulein Anney vertreten, die jedoch nach den durchlebten Eindrücken und der schlaflos zugebrachten Nacht ruhebedürftig war und von den beiden Schwestern und Gronski zu Bett geschickt wurde. — Die Rolle der Wirtin in Jastrzab hatte Marynia übernommen; sie wollte sich nämlich durchaus nützlich machen, und zur Krankenpflege ließ man sie nicht zu. Dafür wurden ihr alle Schlüssel und die Regierung des Hauses, die Beratungen mit dem Koch und die Rechnungen anvertraut; den Koch fürchtete sie ein wenig und lobte ihn nicht, weil er sie als Kind behandelte, das spielt, und nicht als erwachsene Person, die das Hauswesen leitet. Sie steckte eine äußerst wichtige Miene auf, aber im übrigen mußte ihr ‚der liebe Herr', nämlich Gronski, versprechen, zur Zeit der Rechnungen wie durch Zufall stets im selben Zimmer zu weilen.

Da sich der Zustand Wladyslaws bei der Ankunft des Arztes am dritten Tage als völlig zufriedenstellend zeigte, die Erstickungsanfälle der Frau Krzycka vorübergingen und ihre Nerven zur Ruhe kamen, wurde die allgemeine Stimmung in Jastrzab ruhiger und fröhlicher. Dolhanski und Gronski spielten ihre Rollen als Generalissimus aller bewaffneten Streitkräfte von Jastrzab und als Kriegstribun mit gewissem Humor. Szremski brachte noch einen zweiten Pfleger mit, der fortan täglich mit dem früheren wechseln sollte, was die Notwendigkeit fortwährender Aufsicht und allzugroßer Anstrengungen für die Damen beseitigte. Mit dieser Wendung der Dinge war nur Krzycki unzufrieden, da er erkannte, daß nun Fräulein Anney nicht mehr Tag und Nacht in seinem Zimmer wachen werde und daß er sie wahrscheinlich erst wieder sehen werde, wenn er sein Bett verlassen könne. So geschah es auch. Einige Male des Tags kam sie zur Türe, fragte um sein Befinden, sandte ihm durch den Pfleger alles Nötige und auch ihr ‚Gute Nacht' und ‚Guten Morgen', aber sie kam nicht ins Zimmer. Wladyslaw sehnte sich nach ihr, fluchte im Stillen, machte dem Krankenpfleger das Leben schwer und verdächtigte Szremski, absichtlich den Wärter geschickt zu haben, um ihn auf diese Weise um ihre Gegenwart zu bringen, weil er von Dolhanski erfahren hatte, mit welchem Entzücken Szremski von Fräulein Anney sprach.

Frau Krzycka stand am vierten Tage auf, besuchte nun, da sie sich besser

fühlte, täglich ihren Sohn und saß stundenlang bei ihm. Wladyslaw legte sich manchmal die Frage vor, ob auch sie seine Gefühle ahne. Er konnte sie sich jedoch nicht beantworten. Zwar wußten alle Gäste im Hause von ihrem Verhältnis, doch war es immerhin möglich, daß sie allein nichts davon erriet, da sie schon lange vor dem Vorfall im Walde ihr Zimmer kaum verlassen hatte, weshalb sie sie selten zusammen sah. Krzycki überlegte oft, was er tun solle: sich sogleich mit der Mutter aussprechen oder die Aussprache auf spätere Zeit verschieben. Für das erstere sprach der Gesichtspunkt, daß die Mutter, solange er verwundet sei und im Bette liege, nicht wagen werde, ihm scharfe Opposition zu machen aus Furcht, seinen Zustand zu verschlechtern. Aber andererseits erschien ihm eine solche Berechnung in einer Sache, wo es um ein geliebtes Wesen und sein ganzes Lebensglück ging, heute als kleinliche List. Er dachte überdies, daß es auch für Fräulein Anney etwas Beleidigendes hätte, wenn er durch seine Krankheit die Einwilligung der Mutter erzwänge; vor ihr sollten sich die Türen des Hauses von Jastrzab und die Arme der ganzen Familie weit und freudig öffnen. Aber noch eine Rücksicht hielt ihn zurück. Trotz seines seinerzeit stattgefundenen Gespräches mit Gronski, trotz seiner mit dem Mädchen gewechselten Worte, trotz ihrer Sorgfalt, ihrer Aufopferung und des Mutes, der sie nicht zögern ließ, den Arzt zu holen, schließlich trotz aller sichtbaren Zeichen ihrer Liebe, die Krzycki aus jedem Blick lesen konnte, zweifelte er noch und wollte nicht an das eigene Glück glauben. Er war jung, unerfahren und nicht bloß bis über die Ohren, sondern auch nach Studentenart verliebt, also abwechselnd zwischen Ungewißheit, Hoffnung, Freude und Zweifeln schwankend. Er zweifelte auch an sich. Bisweilen fühlte er Flügel an den Schultern, die Lust zum Höhenflug in seiner Seele und eine bisher verborgene Fähigkeit zu Heldentaten; dann dachte er wieder: ‚Wer bin ich, daß mir eine solche Blume zufallen sollte? Es gibt talentierte und gelehrte Männer, Millionäre genug, und was bin ich? Ich bin ein gewöhnlicher Landedelmann, der wie ein Maulwurf sein ganzes Leben lang in der Erde graben wird — habe ich da ein Recht, einen solchen Paradiesvogel, welcher zur Freude und zur Bewunderung aller frei im Raum herumschweift, in ein solches Leben einzuspannen, ihn in einen solchen Käfig einzusperren?‘ — Und eine trostlose Stimmung kam über ihn. Aber wenn er dachte, daß einst dieser Paradiesvogel auf immer wegfliegen könnte, so sah er darin ein allzugroßes Unglück, das er doch auch nicht verdiente. Er hatte doch auch Stunden der Hoffnung, besonders morgens, wenn er sich gesünder und kräftiger fühlte. Dann erinnerte er sich alles dessen, was vorgefallen war, von ihrer ersten Ankunft in Jastrzab an und ihrer Begegnung beim Begräbnis Zarnowskis bis zur letzten Nacht, in der er ihre Hand an die Lippen drückte; daraus schöpfte er seinen besten Trost.

Sagte sie ihm doch damals: ‚Kein Wort davon, bevor nicht Ihre Wunden geheilt sind.‘ Damit also berechtigte sie ihn, ihr in Zukunft zu sagen, daß sie ihm teuerer sei als die ganze Welt — und sein Geschick, seine Zukunft und sein ganzes Leben in ihre Hand zu legen. Möge sie damit nach ihrem Willen verfahren. Einstweilen würde sich die Mutter an sie gewöhnen, mit ihr vertrauter werden und sie noch mehr an sich binden. War doch ihr Mutterherz voll Bewunderung und Dank für all das, was sie für ihn getan hatte; ihre Lippen ermüdeten nicht, zu sagen: ‚Sie hat Gott hergesandt!‘

Krzycki lächelte bei dem Gedanken, daß seine Mutter den Mut und die Aufopferung des jungen Mädchens nicht einem heißeren Gefühl, sondern ausschließlich ihrem guten Herzen und ihrer englischen Erziehung zuschrieb, welche die Willenskraft der Männer wie der Frauen verdopple. Sie hatte es öfter auch noch vor Frau Otocka wiederholt, daß sie Anusia zu einer so tüchtigen Frau erziehen, ihr solche Kräfte, Gesundheit und soviel Liebe zum ‚Nächsten‘ mitgeben wolle. Frau Otocka lächelte bei diesen Lobeserhebungen und Wladyslaw dachte, daß Fräulein Anney vielleicht nicht für jeden ‚Nächsten‘ dasselbe unternehmen würde — und dieser Gedanke beglückte ihn. Schließlich war er fast sicher, die Zustimmung zur Heirat mit Fräulein Anney zu erhalten, aber es ging ihm auch um die Art der Zustimmung. Und hierin war er nicht ganz ruhig. Frau Krzycka war im Verhältnis zu den früheren Anforderungen und Begriffen von mehr als mittelmäßiger Bildung, sie besaß großen gesellschaftlichen Schliff, hatte viel gelesen, beherrschte die französische und italienische Sprache, hatte in ihrer Jugend im Ausland geweilt, und doch konnten nur die Nächsten wissen, wieviele nationale und Standesvorurteile sie hegte und wie sehr ihr alles, was nicht polnisch war, besonders wenn es nicht aus Frankreich kam, ungewöhnlich, fremd, sonderbar und sogar widerwärtig erschien. Es zeigte sich das noch vor dem Überfall auf Wladyslaw, als sie bei Fräulein Anney ein englisches Gebetbuch erblickte, es öffnete und Gebete darin fand, die mit den Worten ‚O Lord!‘ (O Herr!) begannen. Da Frau Krzycka einer Generation angehörte, die noch nicht englisch lernte und lange Jahre nur in Jastrzab verbracht hatte, konnte sie sich einen ‚Lord‘ nur als lange, hagere Gestalt mit gelbem Backenbart und karierten Kleidern vorstellen — und konnte zur großen Heiterkeit Marynias nicht verstehen, wie man Gott so benennen könne. Umsonst versuchte ihr Wladyslaw zu erklären, daß Gott im Französischen und Polnischen ähnliche Namen erhalte; sie betrachtete das als etwas ganz anderes und erpreßte von Fräulein Anney das Versprechen, aus einem polnischen Gebetbuche zu beten, das sie ihr zu kaufen versprach.

Schließlich konnte auch das von Bedeutung sein, daß Fräulein Anney wahrscheinlich keine Adelige war. Krzycki fürchtete sich, die Mutter könnte

selbst nach ihrer Einwilligung die Heirat mit ihr doch im Grunde ihrer Seele als Mesalliance ansehen. Dieser Gedanke quälte und bedrückte ihn unsagbar und war einer der Gründe, die ihn veranlaßten, seine Aussprache mit der Mutter bis zur Ankunft in Warschau zu verschieben.

Noch mehr erzürnte ihn aber der Zwang, im Bette zu weilen, so daß er drei Tage lang jeden Abend verkündigte, daß er morgen aufstehen werde, und als ihm am vierten Tage Fräulein Anney und Marynia durch die Türe ‚Guten Morgen' wünschten, stand er wirklich auf, wurde jedoch infolge der Schwäche schwindlig und mußte sich wieder niederlegen.

Doch ging es ihm immer besser, er sehnte sich immer mehr nach Fräulein Anney und empfand seine Untätigkeit immer härter.

‚Ich habe schon genug von diesem Schwätzer Szremski,' sagte er zu Gronski, ‚genug von den Verbänden und Jodoformgazen. Ich beneide nicht bloß Sie, sondern sogar auch Dolhanski, der mir auf steinigen Wegen die Pferde abquält und wahrscheinlich sogar bis nach Gorki fährt!'

‚Er kommt hin,' erwiderte Gronski heiter. ‚Mir gibt es nur zu denken, warum er daraus ein Geheimnis macht und mit mir nicht mehr über diese Damen spricht.'

Das war nur zur Hälfte richtig, da Dolhanski wirklich nach Gorki kam, aber doch nicht ganz aufhörte, über die Damen zu sprechen; denn am nächsten Morgen trat er unmittelbar nach seiner Rückkehr von ihnen, noch mit Pferdegeruch behaftet, ins Zimmer und sagte: ‚Denkt Euch, Frau Wloda erhielt von einem Komitee dunkler Herkunft einen Befehl, unter Todesstrafe tausend Rubel für „Parteizwecke" zu erlegen.'

‚Da hat man's!' rief Gronski. ‚Aber das ist jetzt eine ganz gewöhnliche Sache. Wer weiß, ob nicht ähnliche Befehle auch auf unseren Schreibtischen in Warschau unser harren.'

‚Nun also?' fragte Wladyslaw.

‚Nichts', erwiderte Dolhanski. ‚Die beiden Damen stritten sich zuerst ein wenig darum, wer mit seiner Brust die andere schirmen solle, dann fielen sie in Ohnmacht, dann kamen sie zum Bewußtsein, dann begannen sie in Voraussicht baldigen Todes voneinander Abschied zu nehmen, und schließlich holten sie sich Rat bei mir.'

‚Was rietest du ihnen also?'

‚Ich riet ihnen, den Vollstreckern des Befehles, die um das Geld kommen, zu erklären, daß Herr Dolhanski, wohnhaft dort und dort in Warschau, ihr Bevollmächtigter und Kassier sei.'

‚Hast du ihnen wirklich den Rat gegeben?'

‚Mein Wort darauf.'

‚Dann werden sie sicher zu dir kommen.'

‚Denkt mal, wie sie bei mir ihren Beutel füllen werden! Da werde ich wenigstens eine Unterhaltung haben in diesen langweiligen Zeiten.‘

‚Erlaube,‘ sagte Gronski, ‚die Zeiten sind schwer, sicherlich, aber daß sie langweilig sind, kann doch keiner sagen.‘

‚Kommt darauf an, für wen,‘ erwiderte Dolhanski. ‚Wenn ich mir einmal von dir Geld ausleihen werde, dann werde ich mich deinem Geschmack anpassen müssen, früher aber bekommst du mich zu keinem politischen Gespräch. Einstweilen sage ich dir nur soviel, daß ich eine gesellschaftliche Mikrobe bin, die sich nur in vollständiger Ruhe behaupten kann. Ich brauche den normalen Verlauf des „Bridge“ im Klub, und der wird bald unmöglich sein. Für dich mögen die Zeiten unterhaltend sein, aber nicht für mich.‘

‚Immerhin kommt es zu einem gewissen Durchlüften verschimmelter Verhältnisse,‘ bemerkte Gronski. ‚Und wenn du dich schon selbst mit einer Mikrobe vergleichst, so bekennst du damit, daß diese Zeiten eine Desinfektion sind.‘

Darauf wandte sich Dolhanski an Krzycki: ‚Bedanke dich bei Gronski,‘ sagte er, ‚die Desinfektion hat ja bei dir begonnen; daraus muß man folgern, daß du eine schädlichere Mikrobe bist als ich.‘

‚Verheirate dich doch!‘ rief Wladyslaw fröhlich. ‚Eine gute Mitgift wird deinen Pessimismus heilen!‘

‚Möglich, denn dann werde ich ja Geld genug haben, das liebe Land zu verlassen und wo anders zu weilen.‘

Gronski und Wladyslaw lachten, aber Dolhanski, der mit größerer Erbitterung gesprochen hatte als sie vermuteten, zuckte die Achseln und sagte: ‚Freut euch nur, freut euch! — Der eine hat schon das Seine und der zweite kommt, so Gott will, auch nicht so ohne weiteres fort. Schöne Zeiten! Chaos, Anarchie, politische Orgien, Fehlen jeder Behörde, Tanz des Dynamits mit Knuten und Rückgang des „Bridge!“ Lacht nur!‘

XVIII.

Was jedoch Dolhanski über das Fehlen jeder Behörde gesagt hatte, erwies sich als nicht ganz richtig; denn auch die Behörde meldete sich nach Verlauf einer Woche. Eine große bewaffnete Schar rückte an samt Gendarmen und Polizisten. Die Urheber des Attentates auf Krzycki hatten natürlich keine Woche lang auf ihre Ankunft in Jastrzab gewartet, da sie offenbar auch in anderen Sprengeln des Bezirkes zu tun hatten. Deshalb zeigten sich die Waldungen von Jastrzab und Rzeslewo völlig leer. Dafür verhaftete man in Jastrzab selbst einige zehn Leute, unter anderem beide Förster, den Kutscher, der beim Anfall verwundet worden war und alle Arbeiter aus der Sägemühle. Im Herrenhause prüfte man mit peinlicher

Genauigkeit die Pässe, nahm Protokolle auf und unterzog die Eigentümer und die Gäste, die Frauen nicht ausgenommen, genauen Verhören. Aus diesen Verhören ergab sich, daß die Behörden keineswegs des Attentats auf den Besitzer von Jastrzab wegen gekommen waren, sondern bloß um einen gefährlichen Revolutionär, einen gewissen Laskowicz, zu fassen, der sich nach den genauesten Erkundigungen der Polizei in Jastrzab versteckt hielt und auf allgemeine Verabredung seiner Bewohner verborgen gehalten wurde. Die Erklärung Krzyckis, er habe seinerzeit den Paß dieses Laskowicz der Polizei zugeschickt, und Laskowicz hätte ihn, wenn er die Stadt verlassen hätte, abholen müssen — sowie die Versicherung aller Anwesenden, daß Laskowicz nicht in Jastrzab weile, fanden keinen Glauben. Die Behörden waren zu erfahren und gewitzigt, um solchem Geschwätz Glauben zu schenken und darin etwas anderes als ‚unrechte Denkungsart, Mangel an Aufrichtigkeit und herzlicher Hingebung' zu sehen. Man unterzog auch das ganze Haus der allergenauesten Untersuchung, vom Boden bis zum Keller. Man pochte an die Wände, um sich zu überzeugen, ob sie nicht hohl seien. Man durchsuchte die Kleider und Wäsche der Damen, die Öfen, man suchte unter den Divans, in den Schubladen und Phänazetinschachteln, die Gronski bei sich trug, dann in den Hofgebäuden, in den Krippen der Ställe, in der Milchzentrifuge, in den Teerbüchsen, ja selbst in den Bienenstöcken, deren Bewohnerinnen offenbar angesteckt von der in Jastrzab allgemein herrschenden unrechten Denkungsart, sich der Revision in ebenso frevelhafter als empfindlicher Weise widersetzten. Weil aber die Nachforschungen, trotz aller Genauigkeit und Einsicht, mit der sie durchgeführt wurden, kein günstiges Resultat ergaben, konfiszierte man im Hause über hundertzehn Bücher, die Wirtschaftsregister, die ganze Privatkorrespondenz der Besitzer und der Gäste, die Spielmarken, die Glocke mit dem Napoleon, die Rasiermesser, das Barometer und — trotz Krzyckis Waffenpaß — alle Jagdgewehre, auch die Korkpistole, die im Besitze des kleinen Stas war. Wladyslaw selbst wurde nur deshalb nicht als ‚Komplize' Laskowiczs verhaftet, weil der Arzt erschien, der den Hauptmann von der Basedowschen Krankheit heilte, und weil der aufs äußerste gereizte Dolhanski dem Hauptmann eine Depesche zeigte, die er in die Stadt senden wollte. Sie war an den einflußreichen General W. gerichtet, mit dem Dolhanski im Klub ‚Bridge' gespielt hatte und enthielt eine Klage über die Brutalität und Eigenmächtigkeit der Durchsuchung. Das kühlte den Eifer des Hauptmanns und seiner Untergebenen bedeutend ab, die früher bei der Revision der Pässe bemerkt hatten, daß Dolhanski tatsächlich Klubmitglied war. Auf diese Weise behielt Wladyslaw seine Freiheit, jedoch unter polizeilicher Aufsicht, und der kleine Stas erhielt seine Korkpistole. Die Gewehre jedoch konnte der Hauptmann nicht zurückstellen, da sein Be-

Velazquez/Aus der Villa Medici in Rom



fehl, schwarz auf weiß, dahin lautete, auch die alten Jagdflinten in der ganzen Gegend zu konfiszieren.

‚Doux pays! doux pays!' rief Dolhanski nach dem Abzug der Polizei. ‚Nur mehr die Banditen besitzen jetzt Revolver. Dementsprechend reiche ich meine Demission ein als Führer der bewaffneten Streitkräfte von Jastrzab zu Wasser und zu Lande! Wir sind ihnen jetzt auf Gnade und Ungnade ausgeliefert!'

‚Fahren Sie morgen nach Warschau,' sagte der Arzt. ‚Damit ist nicht zu spaßen.'

‚Fahren wir nach Warschau,' wiederholte Dolhanski, ‚und dort wollen wir uns unverzüglich in die Listen der Expropriatoren und Sozialrevolutionäre eintragen, weil das die einzige Versicherungsgesellschaft im Lande ist, die wirklich versichert.'

‚Vor Zwischenfällen', fügte Krzycki hinzu, ‚kann man sich ja bei meinem persönlichen Freunde und Genossen Laskowicz versichern.'

Darauf wieder Dolhanski: ‚Dieser Genosse hat dir sogar schon eine Anleihe gewährt. In Zukunft erhältst du sicher noch etwas.'

Gronski dachte an den Brief Laskowiczs an Marynia, von dem er allein unter allen Männern in Jastrzab wußte, und an den persönlichen Haß des jungen Mediziners gegen Krzycki. Wahrscheinlich hielt Laskowicz Wladyslaw für einen Konkurrenten und künftigen Mitbewerber um Marynias Hand — und da ihm Krzycki überdies die Arbeit in Rzeslewo verdorben hatte, konnte er seinem Haß sowohl aus persönlichen Rücksichten als auch im Namen der ‚Sache' Folge leisten. Laskowicz selbst war vielleicht ein ganz rechtschaffener Mann, aber die Ethik der Partei war ja im Verhältnis zur veralteten Moral auch revolutionär und gestattete solches.

Doch war jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken. Gronski wehrte also mit der Hand ab und sagte: ‚Ob Laskowicz dabei seine Hand im Spiel hatte oder nicht, das wird sich später zeigen. Jetzt gibt es anderes zu tun. Ich erkläre entschieden, daß ich meine Damen morgen früh von hier wegführe, doch wünschte ich, daß uns ganz Jastrzab folgte.' Dann wandte er sich an Szremski: ‚Kann Wladyslaw morgen reisen?'

‚Er? Auch nach England,' erwiderte der Arzt.

Gronski und Dolhanski lächelten bei den Worten, und Wladyslaw errötete wie ein Student und sagte: ‚Man muß die Damen davon benachrichtigen.'

‚Und morgen findet der allgemeine Exodus statt!' fügte Gronski hinzu. Und er ging zu den Damen, die die Nachricht über diesen Beschluß mit offenbarer Erleichterung anhörten. Beide Schwestern beschlossen, Frau Krzycka in ihre Warschauer Wohnung zu nehmen, aber sie nahm die Einladung anfangs nicht an, da sie mit ihrem Sohne zusammenwohnen

wollte, und erklärte sich erst dann dazu bereit, als Gronski ihr anzeigte, daß er Wladyslaw zu sich nehmen werde und versicherte, daß es ihm weder an Pflege noch an Bequemlichkeit fehlen werde. Fräulein Anney, deren Wohnung Tür an Tür neben der Wohnung der Frau Otocka lag, stellte diese gleichfalls den jüngeren Familienmitgliedern und ihrer Lehrerin zur Verfügung. Aber man schob diese Frage bis zur Ankunft in Warschau auf. Einstweilen erlaubte der Arzt Krzycki, aufzustehen, damit er nicht sofort vom Bette aus sich auf den Weg machen müsse. Am Vorabend versammelte sich die ganze Gesellschaft in der Gartenveranda. Nur Dolhanski fehlte; er war nach Gorki gefahren, weil er der Frau Wlocka und dem Fräulein Kajetana raten wollte, gleichfalls in die Stadt zu übersiedeln. Wladyslaw sah infolge des bedeutenden Blutverlustes und des langen Liegens im Bette blaß und elend aus, aber sein Gesicht hatte einen durchgeistigteren Ausdruck angenommen und war ungewöhnlich schön geworden. Die anwesenden Damen widmeten dem Kranken all ihre Sorgfalt. Er war die Persönlichkeit, der sich das allgemeine Mitgefühl zuwandte; obwohl es ihm von Zeit zu Zeit dunkel wurde vor den Augen, versicherte er doch die Mutter, daß er sich wohl befinde, und atmete wirklich mit Lust die frische Abendluft ein. Bisweilen überfiel ihn eine leichte Schläfrigkeit. Dann schloß er seine Augenlider und das Gespräch verstummte; wenn er sie aber wieder erhob, sah er die Augen der Mutter und die drei von der Abendsonne beleuchteten Gesichter der jungen Damen auf sich gerichtet, die ihm geradezu engelgleich erschienen. Es umgaben ihn Liebe und Freundschaft, er fühlte sich also gänzlich wohl. Im Herzen empfand er Dankbarkeit und zugleich Bedauern, daß diese guten Tage in Jastrzab schon zu Ende gingen. Er nährte die Hoffnung, daß sie nicht auf lange Jastrzab verließen und versprach sich, bald heimzukehren, und zwar mit all der Energie, mit der ein Mensch nach dem Glück verlangt. Doch waren die Zeiten so wunderlich, so unsicher und boten so viele Möglichkeiten für unvorhergesehene Zwischenfälle, daß sein Herz trotz allem die angstvolle Frage tat, welche Wendung die laufenden Ereignisse nehmen würden, welche Zukunft dem Lande beschieden sein werde und was in einem oder zwei Jahren mit Jastrzab geschehen werde, das ihm jetzt wirklich teuer war, weil sich hier vor ihm die Türen öffneten, hinter denen er ein großes, strahlendes Glück erblickte. Die Liebe braucht ein Nest wie ein Vogel. Krzycki konnte sich nun sein blondhaariges Mädchen und sich selbst nur in Jastrzab vorstellen. Aber dafür begann ihm das Herz mit verdoppelter Stärke zu schlagen, als er sich bei ihrem Anblick seinen Träumen überließ und sich vorstellte, daß sie vielleicht nach einem Jahre oder auch früher als Herrin dieses Hauses und als seine Frau auf der nämlichen Veranda

sitzen werde. Da wandte er sich ihr zu und fragte sie mit Herz und Auge: ‚Errätst und ahnst du meine Gedanken?‘

Sie aber — vielleicht durch die Gegenwart so vieler Zeugen eingeschüchtert — erwiderte seine Blicke nicht, sondern saß versonnen da und blickte den Schwalben nach, die schnell und hoch über den Bäumen des Gartens und über dem Teiche kreisten. Als Krzycki jetzt auf sie blickte, fiel ihm ein gewisser Gegensatz zwischen ihrer stämmigen Gestalt, ihren starken Armen, ihrer üppigen Brust und ihrem kleinen mädchenhaften Gesicht auf. Aber er sah darin nur neuen Reiz und neue Anziehungskraft, unter deren Einfluß von Zeit zu Zeit ein siedendes Begehren seine Liebe fast wie ein Schmerz durchzog, der seinen Atem hemmte.

Inzwischen war die Sonne weit hinabgesunken und begann sich in die Flammen der Abendröte zu tauchen. Von den frisch gemähten Wiesen drang der starke Geruch der von der Tagesglut erhitzten Grashaufen herüber. Doch wurde die Luft gegen Abend frischer; von den Erlen, die um den Teich standen, wehten von Zeit zu Zeit kühle Lüfte herüber, die jedoch so schwach und leicht waren, daß sich nicht einmal die Blätter der Bäume bewegten. Die Schwalben kreisten immer höher über der geröteten Scheibe des Teiches. Auf einer hohen Pappel mit gestutzter Krone klapperte ein Storch im Neste, indem er seinen Kopf bald nach rückwärts hob, bald auch senkte, als ob er die untergehende Sonne grüßte oder sein Abendgebet verrichtete.

‚Ich will zur Abschiedsfeier etwas vorspielen,‘ rief plötzlich Marynia.

‚Ach, mein Liebling!‘ sagte Gronski, ‚soll ich das Pult und die Noten holen?‘

‚Nein, ich werde aus dem Gedächtnis spielen.‘ Nach diesen Worten übergab sie Fräulein Anney das Album mit Ansichten aus Jastrzab, lief selbst hinauf und kehrte bald mit der Geige zurück. Eine Weile hielt sie sie auf dem Arme, hob die Augen und überlegte die Wahl des Stückes — und wählte Schumanns ‚Ich grolle nicht‘. Weiche Töne erfüllten die nächtliche Stille. Sie sangen, träumten, sprachen von Sehnsucht, weinten, wiegten sich, wurden stiller und schlummerten ein, und dasselbe taten die Menschenseelen. Die Trauer wurde trauriger, die Sehnsucht sehnsüchtiger, die Liebe inniger und tiefer. Die kleine ‚Göttin‘ spielte fort in ihrem weißen Musselinkleide, mit ihren ruhigen versonnenen Augen, die sich in unermeßlichen Fernen verloren, unbefleckt, fast in den Himmel entrückt durch die Musik und ihr eigenes Spiel. Gronski glaubte, eine mystische Lilie vor sich zu haben, und richtete im Inneren eine Litanei an sie, deren Worte die kleine Gegenspielerin für ihr Spiel vergötterten, und dafür, daß sie in ihm eine so ganz vom Erdenstaub reine Liebe erweckt hatte, als ob sie kein Mädchen aus Fleisch und Blut, sondern wirklich eine mystische Lilie wäre.

Sie hörte inzwischen zu spielen auf und ließ ihre Hand mit der Geige an ihrem Kleide herabgleiten. Niemand dankte ihr, niemand richtete ein Wort an sie; denn alle hörten noch die Musik, die wie ein Echo jetzt in ihren Seelen spielte. Frau Otocka rückte unwillkürlich zu Gronski, als ob sie die gemeinsame Vergötterung des geliebten Mädchens zueinander zöge. In den Augen der Frau Krzycka erglänzten Tränen, welche ihr die durch den Zauber der Musik hervorgerufenen Erinnerungen an frühere Jahre, gegenwärtige Leiden, die noch frische Sorge um den Sohn und die Ungewißheit der Zukunft auspreßten. Fräulein Anney saß versonnen da, das Album zwischen den Knien, das ihr Marynia vor dem Spiel zugeschoben hatte; durch die offene Tür konnte man im Hintergrunde des schon dunklen Salons undeutlich eine Frauengestalt sehen, die offenbar ebenfalls der Musik gelauscht hatte.

Ein etwas starkes Wehen vom Teiche weckte alle aus ihrem Halbschlummer. Frau Krzycka wandte sich an ihren Sohn: ‚Vom Teiche weht es kühl herauf. Möchtest du nicht ins Zimmer gehen?‘

‚Nein,‘ antwortete er, ‚ich fühle mich hier so wohl wie seit langem nicht.‘ Und er versicherte sie, daß er keine Kälte fühle, und berief sich dann auf den Arzt, der, von der Musik eingelullt, nicht sogleich verstand, worum es sich handelte.

‚Darf Wladek bleiben?‘ fragte Frau Krzycka.

‚Gewiß, gewiß, nur muß er sich bei Sonnenuntergang besser zudecken.‘ Dann blickte er auf die Uhr und fügte hinzu: ‚Ich muß nun heimfahren; aber ich genieße so wenig derartige Abende, daß ich schrecklich ungern gehe. Weiß Gott, wie ungern!‘ Und er rieb seine Denkerstirn. Frau Krzycka und Wladyslaw erklärten ihm darauf, ihn auf keinen Fall vor dem Abendessen loslassen zu wollen. Szremski blickte wieder auf seine Uhr; bevor er ihnen jedoch antworten konnte, zeigte sich auf der Veranda die nämliche Frauengestalt, die früher im Hintergrund des Zimmers der Musik gelauscht hatte, aber diesmal mit zwei Plaids auf dem Arm.

‚Du, Pauline!‘ sagte Fräulein Anney, ‚ach, wie klug du bist!‘

Und Pauline hüllte Wladyslaw in den Plaid ein. Mit dem einen bedeckte sie seine Schultern, mit dem zweiten seine Füße. Dann kniete sie nieder und beugte sich so tief, daß sie eine Weile an Krzyckis Knie gelehnt war.

‚Danke, Fräulein, danke,‘ wiederholte er etwas verwirrt. Sie sah ihm flüchtig in die Augen und ging dann stumm hinaus.

‚Aber ich habe Sie ihrer Plaids beraubt,‘ rief Wladyslaw, zu Fräulein Anney gewandt.

‚Tut nichts, ich bin warm bekleidet. Geben Sie nur darauf acht, daß Ihr verwundeter Arm gut zugedeckt ist.‘

Sich ihm nähernd, schob sie den Zipfel des Plaids leicht und sorgfältig zwischen die Sessellehne und seine Schulter. ‚Tu ich Ihnen weh?‘ fragte sie.

‚Nein, nein. Wie soll ich Ihnen danken?‘ Er blickte sie mit so viel Liebe an, daß Frau Krzycka zum erstenmal der Gedanke kam, daß darin mehr als Dankbarkeit liege. Sie blickte seufzend wieder und wieder auf Frau Otockas feines Antlitz; ihr Herz war von Furcht, Unruhe und Bedauern wie zusammengeschnürt. Das war ihr Ideal für den Sohn, ihr geheimer Traum. Sie hatte zwar die junge Engländerin aus ganzem Herzen liebgewonnen und hatte ihr außer ihrer fremdländischen Abstammung nichts vorzuwerfen, aber doch war ihr die erste flüchtige Ahnung, daß jener Bau, den ihre Seele seit der Bekanntschaft mit Frau Otocka aufgeführt hatte, stürzen könne, äußerst quälend. Sie empfand eine Weile fast Abneigung gegen Fräulein Anney. Sie beschloß von nun an, die beiden schärfer ins Auge zu fassen — und mit Gronski darüber zu sprechen.

Doch beruhigte sie der weitere Verlauf des Abends; als die Gesellschaft in den Salon hineingegangen war, erschien ihr nach einiger Zeit ihre Wahrnehmung auf der Veranda als Täuschung. Der Tag endete auch wirklich für Wladyslaw und Fräulein Anney nicht so heiter wie es der Sonnenuntergang versprochen hatte. Es wehte zwischen ihnen eine gewisse kühlere Luft; doch konnte Frau Krzycka freilich nicht wissen, daß die Eifersucht ihres Sohnes das verursacht hatte! Fräulein Anney hatte nämlich beim Eintritt ins Zimmer in einer Ecke mit Szremski eine so lange Unterredung, daß Wladyslaw dadurch gereizt wurde. Er sah, daß sie nicht bloß lebhaft, sondern auch sehr liebenswürdig mit ihm sprach; er sah das strahlende Antlitz des Arztes, aus dem man die herzliche Freude über das Gespräch herauslesen konnte. Eine Schlange biß Wladyslaw ins Herz. Er konnte zwar Fräulein Anneys Worte nicht hören, doch schien sie auf etwas zu dringen. Szremski aber konnte nicht leise sprechen, also trafen den lauschenden Krzycki bisweilen abgerissene Sätze: ‚Ich beabsichtigte es erst nach einer Woche!‘ ‚Ha!‘ ‚Wer wird sich da widersetzen!‘ ‚Wenn schon, denn schon!‘ ‚England ist bekanntlich glücklich im Erobern!‘ ‚Gut, gut!‘ Wladyslaw wollte mit all der ihm möglichen Kälte Fräulein Anney fragen, wen England wieder unterjocht habe, und ob die Zeitungen etwas Ähnliches berichteten; aber da sie und Szremski sich nach Beendigung des Gespräches zu der Gesellschaft begaben, änderte er seine Absicht und beschloß mit der ganzen Würde eines beleidigten Studenten, der bereit ist, nicht bloß dem geliebten Wesen, sondern auch sich selbst wehe zu tun, sich in den Mantel der Gleichgültigkeit zu hüllen. In dieser Absicht wandte er sich an Frau Otocka und befragte sie sehr eifrig um ihre Wirtschaft in Zalesin, und bat sie, ihm die Besichtigung zu gestatten, und dankte ihr, als sie

erklärte, es werde ihr ein Vergnügen sein, so innig, daß das gerade die Mutter irreführte. Fräulein Anney versuchte einigemale, an dem Gespräche teilzunehmen, erhielt jedoch gleichgültige Antworten und begann verwundert und etwas gekränkt Gronski zuzuhören.

Nach dem Abendessen erklärte Szremski, wegfahren zu müssen. Er sprach noch eine Weile mit Gronski und verabschiedete sich dann von den Damen, indem er wiederholt ausrief: ‚Morgen auf dem Bahnhof!‘ Er empfahl Krzycki, gleich zur Ruhe zu gehen und sich vor der Reise gut auszuschlafen. Gronski gab dem Doktor das Geleite und führte dann auch Krzycki weg. Als sie allein waren, bemerkte er Krzyckis Miene, erriet leicht den Grund der Verstimmung und fragte: ‚Warum benimmst du dich heute so wundervoll?‘

Krzycki erwiderte etwas gereizt: ‚Ich fühle mich noch schwach, sonst bin ich so wie immer.‘

Gronski zuckte die Schultern: ‚Das sind ganz gewöhnliche Mißverständnisse zwischen Verliebten, aber du bist ein Kindskopf und hast ihr wehe getan. Weißt du warum? Weil sie Szremski gebeten hat, dich bis Warschau zu begleiten.‘

Wladyslaws Herz zuckte, doch heuchelte er und gab sich noch nicht besiegt: ‚Ich fühle mich nicht mehr schwach und brauche seine Hilfe nicht.‘

Darauf sagte Gronski: ‚Gute Nacht dir — und deiner Logik‘ und entfernte sich. Man kleidete Krzycki aus und legte ihn zu Bett; da fühlte er plötzlich Tränen in den Augen und bat mit außerordentlicher Rührung sein — Kissen um Verzeihung.

XIX.

Gronski, der von Natur aus tatkräftig und gegen seine Freunde sehr hilfsbereit war, war zugleich ein ziemlich vermögender und kulturell hochstehender Mann. Infolgedessen fand Wladyslaw in seiner Wohnung nicht bloß die Pflege, die nur aufrichtiges Wohlwollen bereiten kann, und nicht bloß Bequemlichkeit, sondern auch alles mögliche, was in Jastrzab fehlte. Er fand vor allem Bücher, einige Bilder, Stiche, verschiedene kleinere Kunstwerke und eine große, luftige, geräumige, nicht überladene Wohnung. Dank der Bildung des Besitzers herrschte darin eine hohe geistige und ästhetische Atmosphäre, in der sich der junge Gutsherr zwar kleiner und weniger selbstgewiß als in Jastrzab fühlte, die er aber freudig einatmete. — Doch erfaßte ihn Furcht, ob er bei längerem Aufenthalte dem älteren Freunde keine Ungelegenheiten mache, und er begann gleich am nächsten Abend mit ihm zu verhandeln, er möge ihn ins Hotel gehen lassen.

‚Sogar Szremski hält mich schon für geheilt,‘ sagte er, ‚der beste Beweis dafür ist, daß er mich nach drei Tagen schon ausgehen läßt.‘

‚Ich hörte von fünf,‘ erwiderte Gronski.

‚Aber das war gestern, also bleiben, den heutigen Tag abgerechnet, drei. Sie haben Ihre Gewohnheiten, die Sie nun meinetwillen ändern müssen. Hier ist es schön, ich werde also Sie auch so aufsuchen, aber auf ein oder selbst zwei Stunden zu Besuch kommen, das ist etwas anderes, als die Lebensgewohnheiten völlig zu stören.‘

‚Ich sage dir nur das eine,‘ erwiderte Gronski, ‚Frau Otocka und Fräulein Marynia betrachten mich als alten Junggesellen, und versprachen mir, morgen oder übermorgen herzukommen, wie sie es schon öfters allein und in Fräulein Anneys Gesellschaft taten. Siehst du, auf diesem Fauteuil saß während des Musizierens deine Aschblonde. Geh' doch ins Hotel! — Wir wollen sehen, ob dich dort außer der Mutter jemand besucht.‘

‚Sie sind zu gütig.‘

‚Ich bin ein alter Egoist. Siehst du, ich habe hier im Laufe meines Lebens altes Gerümpel gesammelt, aber eins werde ich nie erkaufen können, und wäre ich reich wie Morgan und Jay Gould zusammengenommen — Jugend. Du besitzest so viel davon, daß du damit eine Bank gründen und Aktien austeilen könntest. Von dir gehen geradezu Strahlen aus. Sie sollen mir ein wenig leuchten und mich erwärmen. Mit anderen Worten, gib Ruh und bleib, wenn du dich bei mir wohlfühlst.‘

‚Ich mag mich nur nicht verwöhnen, denn ich fühle mich, offen gesagt, schon wieder ganz bei Kräften.‘

‚Um so besser. Danke Gott, Fräulein Anney und Szremski, daß dir die Reise nicht schadete. Ich fürchtete mich davor ein wenig.‘

‚Sie hat mir weder geschadet noch auch genützt.‘

‚Wieso?‘

‚Ich hoffte, auf der Reise meiner blonden Königin meine Liebe zu gestehen. Doch zeigte sich diese Hoffnung als töricht. Wir saßen wie Häringe im Coupé. Szremski lauerte stets über mir wie der Henker über einer armen Seele, und ich hatte keine Sekunde Gelegenheit dazu.‘

‚Mach im Waggon niemals Geständnisse, denn infolge des großen Lärms kommen die pathetischsten Stellen um ihre Wirkung. Übrigens wirst du leicht eine Gelegenheit finden, da dich ja Laskowicz am Leben ließ.‘

‚Denken Sie wirklich, daß es Laskowiczs Werk war?‘

‚Nein. Ich sage „Laskowicz“, wie man zum Beispiel in England „John Bull“ sagt. Aber wenn ich sicher erfahren sollte, daß er es war, so würde ich mich nicht sehr wundern; denn eine so gute Gelegenheit, sich einen Gefallen zu erweisen und der guten Sache einen Dienst zu leisten, trifft sich selten.‘

‚Sich einen Gefallen zu erweisen und der guten Sache einen Dienst zu leisten?‘

‚Gut nach seiner Anschauung. Oder lebst du etwa nicht vom Blut des Volkes?‘

‚Gut. Aber warum sollte ihm mit meinem Tode ein persönlicher Dienst erwiesen sein?‘

‚Er haßte dich; liebte aber eine andere Person und betrachtete dich als Konkurrenten.‘

Auf diese Worte hin sprang Krzycki wie von Taranteln gestochen auf: ‚Er hätte gewagt? —‘

‚Er hätte es sicher gewagt,‘ erwiderte Gronski ruhig. ‚Nur hat er sich geirrt. Aber daß es ihm nicht an Mut fehlte, das hat er in Form eines Liebesbriefes an Marynia bewiesen.‘

Krzycki riß weit seine Augen auf und blinzelte dann: ‚Was?‘

‚Ich wollte dir damals in Jastrzab nichts davon erzählen, weil du damals in die Stadt fuhrst und ich deine Begegnung mit ihm und einen großen Skandal fürchtete. Aber jetzt kann ich dir alles sagen: Laskowicz hat sich in Marynia verliebt und ihr einen Brief geschrieben, der natürlich unbeantwortet blieb.‘

‚Und er sah in mir einen Nebenbuhler?‘

‚Das wäre doch nichts Besonderes. Er hat vielleicht ein Gerücht vernommen. Dem Verliebten scheint ein jeder nach dem Gegenstand seiner Liebe zu greifen. Laskowicz hat sich mir nicht anvertraut, aber das ist meine Vermutung; ist sie falsch, um so besser für Laskowicz. Die Partei sandte dir infolge seines Berichtes das Todesurteil, und das war ihm aus persönlichen Gründen bequem. Übrigens konnte er persönlich am Attentat keinen Anteil nehmen.‘

‚Sahen sie ihn nach dem Briefe?‘

‚Wie konnte ich ihn sehen, da er ihn doch nach seiner Abreise schrieb! Aber ein Glück, daß ich Frau Otocka riet, diesen Gefühlserguß zu verbrennen; denn wenn man bei der Revision in Jastrzab den Brief gefunden hätte, so hätte die Findigkeit der Polizei daraus ganz Unglaubliches gefolgert.‘

Wladyslaws Augen blitzten zornig. ‚Mir ist es zwar lieber, daß es sich nicht um Fräulein Anney handelt,‘ sagte er, ‚aber doch rate ich dem Laskowicz nicht, mir zu begegnen. Denn daß ein solcher Pavian, wie Dolhanski sich ausdrückt, seine Augen in unserem Hause zu einer Verwandten von uns zu erheben wagt und ihr noch dazu schreibt, das betrachte ich als offene Beleidigung, die ich ihm nicht vergebe.‘

‚Du wirst ihm wahrscheinlich nie begegnen, da er sich jetzt verbirgt, und wenn du ihm begegnest, ihn nicht anrühren.‘

‚Ich? — Da kennen Sie mich schlecht. Weshalb?‘

‚Unter anderem mit Rücksicht auf unsere angenehme Lage. Bedenke

doch: Duelle nehmen sie nicht an — und darin haben sie wahrlich recht. Was also? Willst du ihn durchprügeln oder ihm eine Ohrfeige geben?'

,Sehr möglich.'

,Sei doch ruhig! Erstens stand in dem Briefe nichts Beleidigendes und zweitens bedenk die Folgen! Man wird euch auf die Polizei schleppen, dort bemerken, daß man einen Revolutionär gepackt hat, nach dem man schon lange fahndete, und man wird ihn nach Sibirien schicken oder gar hängen. Kannst du dergleichen verantworten?'

,Zum Teufel mit diesen Zeiten!' schrie Krzycki, ,man befindet sich stets in ratloser Verfassung.'

,Wie gewöhnlich zwischen zwei Anarchien,' erwiderte Gronski, ,das ist übrigens nur ein kleines Beispiel.'

Die Fortsetzung des Gespräches unterbrach der Eintritt des Dieners, der Gronski eine Visitenkarte übergab; dieser sagte nach einem Blick darauf: ,Ich lasse bitten!' Dann wandte er sich an Wladyslaw: ,Kennst du Swidwicki?'

,Der Name klingt mir bekannt, doch kenne ich ihn persönlich nicht.

,Es ist ein Verwandter des verstorbenen Mannes der Frau Otocka. Eine sonderbare Erscheinung.'

In diesem Augenblick trat Swidwicki ins Zimmer. Er war ungefähr ein Vierziger, kahl, hoch, mager, mit intelligentem, verbittertem Gesicht, das von Frechheit sprach. Er ging nachlässig gekleidet in einem Anzug, der ihm zu weit war, hatte jedoch etwas an sich, das seine Zugehörigkeit zu den höheren Gesellschaftsschichten andeutete.

,Wie geht's, Swidwa?' rief Gronski. Dann stellte er ihn Wladyslaw vor und fragte weiter: ,Wo hast du gesteckt? Ich habe dich ja schon eine Ewigkeit lang nicht gesehen!'

,Du warst doch verreist?'

,Ja, aber du hast dich schon einen Monat vorher nicht bei mir blicken lassen.'

,Ich werde eben im Alter zum Einsiedler.'

,Warum denn?'

,Mich langweilt die Dummheit der Menschen, die für klug gelten, und die Bosheit derer, die für gut gelten. Übrigens mache ich jetzt von früh bis abends die Straßen unsicher. Ach! — es gibt „Attische Nächte" und „Florentinische Nächte", ich aber möchte ein Buch schreiben namens „Warschauer Tage". Prächtige Zeiten! Die Titel der einzelnen Kapitel wären: „Hände hoch!" „Fort mit der Gans!" und so weiter. Weißt du, in diesem Augenblick sind so viel Militärpatrouillen auf den Straßen, daß jeder andere an meiner Stelle schon zehnmal arretiert worden wäre.'

,Ich weiß es, aber wie hilfst du dir denn?'

,Ich bewege mich überall so ruhig wie in meinem Zimmer. Die Methode ist sehr einfach. So oft ich nämlich nicht wirklich betrunken bin, stelle ich mich so. Ihr glaubt gar nicht, meine Herren, welches Mitgefühl und welche Anerkennung jetzt ein Betrunkener erweckt. Meiner Meinung nach ist das übrigens sehr begreiflich, denn wer von früh bis abends in sich hineingießt, der ist sicher ein unschuldiges, gutgesinntes Subjekt, auf das die sogenannte gesellschaftliche Ordnung ganz vertrauensvoll rechnen kann.'

,Sicherlich. Aber eine Gesellschaftsordnung, die auf solchen Leuten ruht, steht nicht auf sicheren Füßen.'

,Wer steht denn heute auf sicheren Füßen? Doktrinen machen auch nicht weniger trunken als Alkohol, es sind also augenblicklich alle betrunken. Es erzittert der Staat, es erzittert die Revolution, es erzittern die Parteien' und jemand steht seitwärts und wartet auf den baldigen allgemeinen Einsturz. Dann wird er kommen und Ordnung schaffen, möge es bald geschehen.'

,Dieser Dritte sollten wir sein.'

,Dieser Dritte ist der Deutsche, und wir sind Dummköpfe. Wir haben uns gegenseitig angefallen und sind in eine Situation geraten, aus der nur ein tüchtiger Bürgerkrieg unseren sozialen Organismus retten könnte.' Hier verstummte er und wandte sich nach einer Weile an Krzycki: ,Ich sehe Ihr Erstaunen; aber es ist doch so. Ein Bürgerkrieg ist etwas Herrliches! Nichts erhellt die Lage und reinigt die Luft besser. Aber in solche Situation zu geraten und dann keinen Ausweg finden zu können, das ist vollends der Gipfelpunkt des Unglücks oder der Dummheit.'

,Ich muß bekennen, daß ich das nicht fasse,' sagte Krzycki.

Aber Gronski wehrte ab: ,Bemühe dich nicht; nach einer Viertelstunde Gespräch wirst du schwarz und weiß nicht mehr unterscheiden können und ein Summen im Kopfe fühlen, oder ein Fieber bekommen, vor dem du dich als Verwundeter in acht nehmen solltest.'

,Richtig!' rief Swidwa. ,Ich hörte und las sogar in einer Zeitung über Ihr Abenteuer, und wurde deshalb darauf aufmerksam, weil Gronski und die Otocka mit der Schwester bei Ihnen weilten. Ich bin ein Verwandter des verstorbenen alten Otocki. Wie mußten die Weiblein erschrecken! Aber wenn Sie glauben, daß es hier sicherer sei als auf dem Lande, so täuschen Sie sich.'

,Nach allem zu urteilen, was man hier sieht, ist es hier wirklich nicht sicherer. Waren Sie noch nicht bei den Damen?'

,Nein. Ich gehe nicht gerne hin.'

Darauf runzelte Krzycki, der von Natur aus sehr leicht erregbar und zum Zorn geneigt war, die Augenbrauen, blickte Swidwicki in die Augen

und entgegnete: ‚Ich will den Grund nicht wissen, der geht mich nichts an, aber ich wundere mich — und muß Ihnen mitteilen, daß sie auch meine Verwandten sind.‘

‚Deren der junge Ritter sich annehmen müßte,‘ erwiderte Swidwicki mit einem wohlgefälligen Blick auf Wladyslaw. ‚Ach nein! Wenn ich auch etwas Nachteiliges über die Damen sagen wollte, so würde ich es doch nicht in dem Hause tun, da mich Gronski dann die Treppen hinabwerfen würde und ich ein Geschäft mit ihm zu erledigen habe. Was ich sagte, ist für sie das höchste Lob, für mich aber einfach eine Bitternis mehr.‘

‚Verzeihung, ich verstehe Sie wieder nicht.‘

‚Sehen Sie, für einen Durchschnittspolen ist es immer unangenehm, jemanden schätzen zu müssen und nicht seine Zähne an ihm wetzen zu dürfen. Ich kann leider über sie nichts Nachteiliges sagen, wie ich es möchte. Ich kann ideale Frauen nicht ausstehen! Überdies habe ich es an mir beobachtet, daß ich nach jedem Abend bei ihnen ein ordentlicherer Mensch wurde, und das ist ein Luxus, den man sich bei den heutigen Zeiten nicht gestatten darf.‘

Wladyslaw lachte laut auf und Gronski sagte: ‚Ich habe es dir ja vorausgesagt, daß dir sicher der Kopf schwirren wird.‘ Dann wandte er sich an Swidwicki: ‚Wenn sein Befinden sich verschlechtert, bestehe ich darauf, daß er dir die Rechnung des Arztes und der Apotheke zusendet.‘

‚Wenn es so ist, gehe ich lieber,‘ erwiderte Swidwicki. ‚Aber du kommst vorher mit mir in ein anderes Zimmer, denn ich habe eine Bitte an dich und möchte lieber, daß du sie mir ohne Zeugen abschlägst.‘ Er verabschiedete sich von Wladyslaw und ging hinaus. Gronski führte ihn ins Vorzimmer; nach einer Weile kehrte er achselzuckend zurück.

‚Was für ein sonderbarer Patron das ist,‘ sagte Krzycki. ‚Ohne indiskret sein zu wollen: Wollte er Geld von Ihnen leihen?‘

‚Schlimmer als das,‘ erwiderte Gronski. ‚Diesmal wollte er einige Bilder von Falk. Ich habe ihm entschieden abgesagt; Geld gibt er ja meist zurück oder läßt es von seiner Rente abziehen, aber Bücher, Bilder und Ähnliches nie.‘

‚Er sammelt?‘

‚Im Gegenteil: er zerstreut, zerreißt, verliert, vernichtet, was weiß ich! Du wirst ihn jetzt oft hier sehen, da ich mich zwar weigerte, ihm die Bilder zu leihen, aber ihm erlaubte, sie ansehen zu kommen und zu studieren. Er versichert, er schreibe ein Buch über Falk.‘

‚Er ist also Schriftsteller!‘

‚Er könnte es vielleicht sein. Weil du ihm begegnen wirst, muß ich dich ein wenig vor ihm sichern. Ich will ihn dir kurz beschreiben: Er ist ein Mensch, dem Gott einen schönen Namen, ein großes Vermögen, Schön-

heit, große Anlagen und ein gutes Herz mitgegeben hat und der es zustande brachte, alles das zu vernichten.'

,Ach! sogar auch sein gutes Herz?'

,Weil er ein schädliches Individuum ist. Besser, daß er nichts schreibt. Es kann ja vorkommen, daß einem das Gehirn fault wie den Lungensüchtigen die Lunge. Aber niemand darf die Nation mit seiner faulen Lunge oder seinem faulen Gehirn nähren. Und deren gibt es viele. Swidwicki wirkt zum Glück nicht in der Öffentlichkeit, aber er tut es im Privatleben. Weißt du, wie er es erklärt, daß er sein ganzes Leben lang nichts vollbracht hat? Damit, daß man, um etwas zu leisten, an etwas glauben müsse, und daß man, um an etwas zu glauben, eine Dosis Dummheit besitzen müsse, die ihm abgehe. Ich rede da nicht vom Glauben an religiöse Dogmen. Er glaubt geradezu auch das nicht, daß etwas wahr oder falsch, recht oder unrecht, gut oder schlecht sein kann. Aber Balzac hat recht, wenn er sagt: „Qui dit doute, dit impuissance." Swidwicki aber reizt und erbittert seine eigene Nichtigkeit, er sucht sich also durch paradoxe Aussprüche zu retten und versucht sich in Ungereimtheiten. Ich sah einmal einen Clown, der sein Publikum dadurch unterhielt, daß er seiner Mütze die verschiedensten sonderbaren und lächerlichen Formen gab. Swidwicki tut das nämliche mit der Wahrheit und der Logik. Er ist auch ein Clown, aber ein verbitterter, trotziger Clown. Er ist deshalb immer anderer Meinung als der, mit dem er spricht. Besonders wenn er betrunken ist, was jeden Abend vorkommt. Dann sagt er dem Patrioten, daß das Vaterland eine Dummheit sei, vor dem Gläubigen spottet er über den Glauben, dem Konservativen sagt er, daß nur Revolution und Anarchie Wert haben, dem Sozialisten, daß das Proletariat „Schnauzen" besäße, — ich hörte ihn diesen Ausdruck gebrauchen — damit er, der Übermensch, auf etwas losschlagen könne, wenn er Lust habe, und so fort. Im Gespräch blendet er durch seine Paradoxa, bisweilen aber sagt er etwas Zutreffendes, weil ja in jeder Kritik immer ein Teil Wahrheit verborgen ist. Wenn du willst, werde ich dir einmal ein solches Schauspiel arrangieren, obwohl er mir gegenüber ja aus Sympathie für mich und einiger Dienste wegen gewisse Rücksichten beobachtet. Er versprach mir dafür schwarzen Undank, aber er attackiert mich doch nicht so energisch wie andere.'

,Daß ihn noch niemand windelweich geprügelt hat!' bemerkte Wladyslaw.

,Er weicht dem wenigstens nicht aus. Er sucht sogar oft selbst Abenteuer auf und hat noch jedes Jahr einen Skandal provoziert.'

,In den Kneipen?'

,Nicht bloß dort. Da er dem Namen und der Verwandtschaft nach zu der höheren Gesellschaftsklasse gehört, hat er dort viel Bekannte. Vor zwei

Jahren prügelten ihn zwar Schauspieler in einer Kneipe durch, aber auch Dolhanski, den er nicht ausstehen kann und vice versa, hat sich voriges Frühjahr mit ihm duelliert.'

,Ach, damals hörte ich ja seinen Namen nennen; jetzt erinnere ich mich.'

,Du hast ihn wohl auch schon früher nennen hören, denn er hatte einige Abenteuer der Weiber halber, da er ein großer Schürzenjäger ist. Schließlich ist er ein zügelloser Schelm.'

,Mit den Weibern treibt er es jetzt auch noch so?'

,Er ist noch nicht alt. Seit einer Zeit ist er jedoch in einer Stimmung, daß ihm nicht die Damen selbst, sondern die Dienstmädchen gefallen. Denk dir nur: vor kurzem erst hat ihm Fräulein Anneys Mädchen ins Auge gestochen, dieselbe Brünette, die dich in Jastrzab bisweilen pflegte; er folgte ihr Schritt auf Schritt. Er erzählte, daß sie ihn einmal auf der Stiege habe abfahren lassen, aber das reizte ihn noch mehr.'

Krzycki wurde bei den Worten über ,die Brünette, die ihn in Jastrzab gepflegt habe', so auffallend verwirrt, daß Gronski es merkte; aber da er den Vorfall zwischen ihr und Wladyslaw nicht kannte, dachte er, daß der junge Mann den Gedanken, daß sich solche Gestalten wie Swidwicki um Fräulein Anney drehen, peinlich empfinde. Er sagte also, um den Eindruck zu verwischen: ,Er sagt, er gehe nicht gerne zu den Damen, aber auch Frau Otocka nimmt ihn sehr wenig begeistert auf. Sie tut es nur mit Rücksicht auf ihren verstorbenen Mann, der sein Cousin und einst Verwalter seines Vermögens war. Übrigens mag sich Swidwicki unter diesen Frauen auch wirklich nicht wohl fühlen.'

,Mikroben lieben ja reine Luft nicht.'

,In ihm steckt sicher etwas „moral insanity". Ich habe mich schon an ihn gewöhnt, kann aber manches an ihm trotz allem nicht ertragen. Mag er alles schmähen, aber gewisse Dinge soll er nicht antasten. Du ahnst gar nichts von dem verächtlichen Mitleid, der Unlust, die fast an Haß grenzt, mit der er über alles Polnische spricht. Da nun rufe ich immer: Halt! Trotz unserer guten Beziehungen wäre es da beinahe schon zu einem Skandal zwischen uns gekommen. Denn als er eines Abends wieder seine Galle über Polen ausgoß, sagte ich ihm: „Der Löwe stirbt nicht, und wenn er auch stürbe, weißt du, w e r den sterbenden Löwen mit Füßen tritt?" — Daraufhin besuchte er mich einen Monat lang nicht — aber hatte ich nicht recht? Ich begreife, daß ein großer Held, dem man mit Undank lohnte, mit Bitterkeit und selbst mit Haß über seine Nation sprechen kann, aber Swidwicki ist doch weder ein Miltiades noch ein Themistokles. Solche Ergüsse seiner Galle sind direkt schädlich, denn er findet wegen seines blendenden Esprits Nachfolger — und macht Mode; die Folge ist dann, daß verschiedene Snobs, die nie etwas für Polen taten, ihre verkalkten

Geister an diesem Schleifstein schärfen. Der Pessimismus ist nicht Vernunft, bloß ein Surrogat der Vernunft und deshalb die nämliche Betrügerei, die sich zum Beispiel ein Kaufmann zuschulden kommen läßt, der Zichorie statt Kaffee verkauft. Aber ein solches Surrogat begegnet einem auf Schritt und Tritt im Leben und in der Literatur.'

Hier verstummte Gronski ein wenig. Krzycki aber zog die Augenbrauen hoch und sagte: ,Aus Ihren Reden entnehme ich, daß dieser Swidwicki ein Affe ist.'

,Bisweilen meine ich in ihm einen äußerst unglücklichen Mann zu sehen — und breche deshalb nicht mit ihm . . . Überdies ist er mir gegenüber fast anhänglich, und das entwaffnet einen immer. Zum Schluß bekenne ich offen meine echt polnische Schwäche, allen amüsanten Leuten zu vergeben und zu verzeihen. Er aber ist bisweilen sehr unterhaltend, besonders, wenn er frei von der Leber weg redet und nur mäßig benebelt ist.'

,Aber wenn er nichts arbeitet und nur schwatzt, wovon lebt er denn?'

,Er ist nicht arm. Einst war er sogar sehr reich, verlor aber dann den größten Teil seines Vermögens. Aber schließlich nahm der verstorbene Otocki, der der ehrlichste Mann von der Welt und äußerst praktisch war, in Voraussicht des Ruins alles in die Hand, rettete vieles und verwandelte das Kapital in eine Leibrente. Swidwicki erhält infolgedessen einige tausend Rubel jährlich; er gibt zwar mehr aus, als er sollte, hat aber doch genug zum Leben. Wenn er nicht tränke, könnte er sogar gut leben, da er die Leidenschaft für das Kartenspiel nicht kennt. Er behauptet, daß man dazu den Scharfsinn eines Negers besitzen müsse. Daraus erwuchs eben der Streit mit Dolhanski. Aber schließlich konnten sie einander schon längst nicht leiden. Beide sind, wie sich jemand ausdrückte, Commis voyageurs, die in Zynismus reisen, — und einander Konkurrenz machen.'

,Von den beiden ist mir doch Dolhanski der liebere,' sagte Krzycki.

,Weil er dich unterhält, wozu Swidwicki bisher die Gelegenheit fehlte. Ewig die nämliche polnische Schwäche!' erwiderte Gronski. Nach einer Weile fügte er hinzu: ,Dolhanski kann man leichter durchschauen.'

,Und sieht — Fräulein Kajetana.'

,Jetzt vielleicht wirklich. Weißt du, daß Dolhanski die Damen mit dem nächsten Zug nach uns herführte? — Er sagte auch, daß sie jetzt bald deine Mutter und Frau Otocka besuchen würden.'

,Sie werden heute wirklich zu ihnen gehen?'

,Ja. Ich bin täglich dort. Und weil du noch nicht ausgehen darfst, werde ich sie für morgen nachmittag zum Tee bitten.'

,Vielen Dank. Ausgehen kann ich zwar nicht, aber ausfahren könnte ich schon.'

‚Der Diener teilte mir mit, daß morgen früh auf Befehl der Partei der Kutscherstreik beginnt.‘

‚Wie werden also die Damen morgen herfahren können?‘

‚In ihrem eigenen Wagen. Außer man verbietet auch denen zu fahren . . .‘

‚Dann könnte auch die Mutter mich nicht besuchen kommen?‘

‚Wenn es ruhig ist auf den Straßen, hole ich sie ab und begleite sie dann heim. Bisweilen wogen die Straßen den einen Tag erregt wie das Meer, den andern sind sie ruhig und still. Natürlich ist es immer relativ gefährlich; niemand, der heute ausgeht, kann für seine Rückkehr gutstehen. Wenn nicht die einen ihn erstechen, so können es die anderen tun. Aber für die Frauen ist es etwas sicherer.‘

‚Dann soll mich die Mutter lieber gar nicht besuchen. Ich will mich lieber noch die drei von Szremski vorgeschriebenen Tage gedulden, als sie oder eine der Damen gefährden. Verlegen Sie Ihren „five o'clock".‘

‚Es wird so sein müssen. Aber deine Mutter wird sich nicht drei Tage lang gedulden, ohne dich zu sehen. Und vielleicht drängt noch jemand darauf, daß ich die Teestunde nicht verlege.‘

Wladyslaws Antlitz strahlte in tiefgefühlter Freude. ‚Sagen Sie der Mutter, daß mir die Angst um sie schaden und Fieber bringen kann, und jemand anderem, daß ich ihren Kleidersaum küsse.‘

‚Nein. So was muß man selbst sagen.‘

‚Könnte ich es nur bald nicht bloß sagen, sondern auch tun! Einstweilen bitte ich Sie, den Diener in die Stadt zu senden. Wenn er sich fürchtet, soll er mir bloß einen Dienstmann holen. Ich wollte diesem „jemand" einige Blumen schicken.‘

‚Dann schick' auch den Cousinen welche, sonst errät es deine Mutter vorzeitig.‘

‚Sicher würde sie sich wundern, weil sie uns infolge ihrer Krankheit so wenig beisammen sah, daß sie nichts merken konnte. Aber ich werde ihr bald alles bekennen!‘

‚Ich wiederhole dir nur Frau Otockas Worte. Sie sagte mir: Wladyslaw soll vor einem entscheidenden Gespräch mit Anitka nicht mit der Mutter sprechen, da er ihr sonst nicht alles sagen könnte.‘

Krzycki blickte Gronski fest in die Augen: ‚Wissen Sie wirklich nicht, worum es sich handelt?‘

‚Du weißt, daß man mich des Mangels an Neugierde nicht beschuldigen kann,‘ erwiderte Gronski. ‚Aber ich meinte, Frau Otocka habe hinreichende Gründe, das Schweigen zu beobachten, und fragte deshalb nach nichts.‘

Gronski verschob seinen five o'clock wirklich, aber Frau Krzycka

besuchte trotz allem ihren Sohn bisweilen sogar zweimal im Tage, indem sie ganz richtig behauptete, ihr als älterer Frau drohe weniger Gefahr als irgend jemand anderem. Wladyslaw weilte stundenlang mit ihr zusammen; sie sprachen dann über alles und jedes, am meisten aber über Fräulein Anney. Eingedenk der Warnung Gronskis bekannte er zwar seiner Mutter seine Gefühle für die junge Engländerin nicht und erwähnte kein Wort über seine Pläne, aber schon der Umstand, daß er jeden Augenblick ihren Namen nannte, ausschließlich ihr seine Rettung zuschrieb und beständig die Dankesschuld erwähnte, die er und seine ganze Familie ihr gegenüber abzutragen hätten, gab der Frau Krzycka zu denken. Der früher aufgetauchte Verdacht, der ihr am Abend vor der Abreise von Jastrzab durch den Kopf geschossen war, kehrte zurück und nistete sich immer mehr bei ihr ein. Nicht als ob sie geglaubt hätte, daß Wladyslaw irgend einen unwiderruflichen Entschluß gefaßt hätte, aber sie folgerte aus ihren Wahrnehmungen, daß er sich stark verbrannt habe, und daß ihm das blonde Mädchen schließlich besser gefiel als Cousine Otocka. Das stimmte Frau Krzycka traurig. Auf der Reise und während des kurzen Aufenthaltes in Warschau hatte sie Fräulein Anney ihrer Liebenswürdigkeit im Umgang, ihrer Geradheit und Dienstfertigkeit halber liebgewonnen, aber ‚Zosia Otocka‘ war stets ihr Augapfel gewesen. Seit ihrer Begegnung in Krynica träumte sie beständig von einer Heirat zwischen ihr und ihrem Sohne. Sie glaubte, daß es ihr niemand an edler, vornehmer Gesinnung zuvortun könnte. Sie hielt sie für eine auserwählte Seele und geradezu für einen Engel in Frauengestalt. Sie hatte mit Herzklopfen auf ihre Ankunft gewartet, ohne auch nur einen Augenblick daran zu zweifeln, daß Wladyslaw über ihre Gestalt, ihr süßes Antlitz und den Zauber ihrer mädchenhaften Schüchternheit entzückt sein werde, die sie trotz ihrer Witwenschaft in seiner ganzen Fülle bewahrt hatte. Bis zum letzten Augenblick hatte Frau Krzycka diese Hoffnung gehegt und den flüchtigen Eindruck in Jastrzab abgerechnet, erst auf der Reise nach Warschau und im Laufe der letzten Tage die Wendung der Dinge bemerkt und wahrgenommen, daß Wladyslaws Augen sich mehr an einer anderen Blume entzückten. Doch wollte sie ihren Sohn nicht darüber fragen in der Hoffnung, diese Anwandlung werde vorübergehen.

Wladyslaw aber riß und zerrte an seinen Banden und hätte diese wenigen Tage sicher nicht ausgehalten, die ihm der Arzt vorgeschrieben hatte, wenn er es nicht der Mutter vor Fräulein Anney versprochen hätte und fürchtete, sich in ihren Augen zu einem unzuverlässigen Menschen zu stempeln, der seine Zusagen nicht hält.

Nach dem Rat, den ihm Frau Otocka durch Gronskis Vermittlung erteilt hatte, erst mit Fräulein Anney zu reden, litt es ihn um so weniger

Velazquez/Selbstbildnis



im Hause. Von früh bis spät zerbrach er sich den Kopf darüber, was das sein könne, und konnte zu keinem Resultat gelangen. Am Tage nach dem Gespräch mit Gronski beschloß er, Frau Otocka brieflich darüber zu befragen, und begann mit großem Eifer den Brief. Aber schon nach der ersten Seite wurde er schwankend. Es schien ihm, als könne er seiner Absicht nicht den richtigen Ausdruck verleihen. Er erkannte, daß der an Frau Otocka gerichtete Brief eigentlich an Fräulein Anneys Adresse gelangen werde, wollte also eine Art Meisterwerk verfertigen und überzeugte sich, daß sein Geistesprodukt so unzulänglich und so ungeschickt sei, daß er es nicht absenden könne. Schließlich verlor er sein ganzes Vertrauen auf seine stilistischen Fähigkeiten, und das verdarb seine Laune so sehr, daß er sich selbst innerlich fragte, ob ein ‚solcher Esel', der kaum drei Worte zustande bringe, das Recht habe, ein so außerordentliches und in jeder Hinsicht ausgezeichnetes Wesen wie ‚Sie' zu erstreben. — Gronski tröstete ihn jedoch mit der Erklärung, daß der Brief deshalb nicht gelungen sei, weil es von Anfang an ein verfehltes Projekt gewesen sei und in solchem Falle niemand etwas zustande bringe. Dann wandte er seine Aufmerksamkeit auf einen andern Umstand, nämlich darauf, daß man aus Frau Otockas Worten und ihrem Rat, daß die Unterredung mit Fräulein Anney der mit der Mutter vorausgehen solle, folgern könne, daß dort offenbar bereits alles zum letzten gerüstet und für alle Mittel, das Herzbrechen zu hindern, gesorgt sei. Wladyslaws heitere Stimmung kehrte sofort zurück und er lachte wie ein Kind; dann sandte er den drei Damen wieder ganze Lasten der herrlichsten Rosen, die Warschau besaß.

Der weitere Verlauf des Tages gestaltete sich noch günstiger, da Dankesbeweise eintrafen. Pauline brachte sie nach Gronskis Weggehen in Form eines kleinen, duftenden Briefes, in dem von der Hand der blonden Göttin geschrieben folgende Worte standen: ‚Wir danken für die schönen Rosen. Auf Wiedersehen.' Dann folgten die Unterschriften: Agnes Anney, Zosia Otocka und Marynia Zbyltowska. Krzycki schien der Brief ein Meisterwerk der Einfachheit und Beredtheit zu sein. Er hätte unfehlbar jeden Buchstaben einzeln geküßt, wenn nicht Pauline vor ihm gestanden wäre mit bewölktem Antlitz, die Augen starr auf ihn gerichtet, unruhig und schon voll Verdacht und Eifersucht, obwohl sie offenbar noch nicht wußte, gegen welche der drei Damen sie sie richten sollte. Krzycki verbarg seine Freude über den Brief nicht, wandte sich zu ihr und fragte: ‚Was gibt's dort Neues, Fräulein? Sind die Damen gesund?'

‚Ja, und ich soll auch um Ihr Befinden fragen.'

‚Ich lasse danken. Ausgezeichnet — und wenn sie mich nicht ein zweites Mal anschießen, — von dem ersten Male werde ich nicht sterben.'

Sie erwiderte, ohne ihre abgrundtiefen Augen von ihm zu wenden: ‚Gott sei Dank!‘

‚Aber daß Sie es in so unruhiger Zeit wagten, auszugehen?‘

‚Der Lakai hatte Angst, aber ich fürchte mich vor nichts und wollte selbst nach ihrem Befinden schauen.‘

‚Ach, der Feigling! Meinen Dank, Fräulein. Da aber der dumme Wagenstreik heute endete, so fahren Sie besser heim. Bitte, nehmen Sie ...‘ Nach diesen Worten suchte er in seinem Portemonnaie, entnahm ihm fünf Rubel in Gold und wollte sie ihr einhändigen, hatte jedoch sogleich das Gefühl, etwas Unpassendes und sogar Grausames zu tun. Das war ihm selbst unangenehm, so daß er verwirrt und rot wurde, doch schien ihm jeder andere Dank nur eine neue Nahrung für dieses Gefühl, das er in ihr erkannt hatte, und das er infolge einer sonderbaren Furcht, die noch durch den Umstand, daß das Mädchen Fräulein Anneys Dienerin war, verstärkt wurde, vernichten wollte. Er wiederholte also mit erzwungenem und etwas dummem Lächeln: ‚Bitte, Fräulein Pauline, bitte ...‘

Sie aber zog ihre Hand zurück; ihr Antlitz färbte sich sofort dunkelrot. ‚Danke,‘ sagte sie, ‚deshalb bin ich nicht gekommen.‘ Und sie wandte sich zu gehen. Krzycki zürnte sich selbst und bemitleidete sie; er folgte ihr also einige Schritte weit.

‚Seien Sie doch nicht beleidigt,‘ sagte er. ‚Es ging mir doch nur um Ihre Sicherheit. Nur darum ... Der Diener kann ja den Wagen holen ...‘ Sie aber verließ ihn ohne Erwiderung.

Krzycki trat zum Fenster, betrachtete eine Weile ihre geschickt gebaute Gestalt und sah zu, wie sie in der Tiefe der Straße verschwand — plötzlich sah er wieder das Bild der weißen Statue inmitten der blauen Wassertropfen vor sich. In diesem Mädchen lag doch ein gewisser Reiz, und unwillkürlich kam dem hitzigen jungen Mann der Gedanke, daß er, so sicher wie zweimal zwei vier ist, der Versuchung erlegen wäre, wenn sie nicht Fräulein Anneys Dienstmädchen wäre und er sie früher kennen gelernt hätte.

Jetzt aber hatte eine andere, stärkere Kraft seine durstigen Sinne und sein Herz an sich gerissen. Er wandte sich nach einer Weile dem Briefe zu und las ihn von neuem: ‚Wir danken für die schönen Rosen. Auf baldiges Wiedersehen.‘ Sie wollten ihn also dort haben. Übermorgen würde er nicht mehr, an die Kette des eigenen Wortes gefesselt, hier weilen müssen, er würde hingehen und in ihre wundervollen, einen blauen Streifen bildenden Augen blicken, seine Lippen auf ihre Hand pressen und in einem Kusse alles das sagen, was er im Herzen empfand. Seine Worte sollten dann nur ein Echo sein. Und seine Phantasie trug ihn fort wie ein losgelassenes Pferd. Gronski sagte doch, daß dort alles bereit sei. Da konnte ihm ja das vergötterte Mädchen gleich in die Arme sinken,

konnte die herrlichen Augen schließen und ihre Lippen den seinen nähern. Krzycki erzitterte bei dem Gedanken und glaubte, daß sich alle Liebe, alles Entzücken, alle Wünsche, die es nur gäbe auf der Welt, jetzt in dem einen sammelten!

XX.

Den folgenden Tag verbrachte Gronski in der Stadt, abends aber weilte er bei Frau Otocka, so daß er erst gegen Mitternacht heimkehrte. Krzycki aber schlief noch nicht und erwartete voll Ungeduld Gronskis Heimkehr, weil ihn die Mutter infolge der auf den Straßen herrschenden Erregung an diesem Tage nicht hatte besuchen können. Sogleich begann er Gronski auszufragen, was es in der Stadt und bei den Damen Neues gäbe.

‚In der Stadt steht es schlecht,‘ erwiderte Gronski. ‚Zur Mittagszeit hörte ich in den Fabriksvierteln Schüsse. Vor meinem Besuch bei Frau Otocka wohnte ich auch einer Versammlung in der Philharmonie bei, bei der die Vertreter einiger feindlicher Parteien aneinander gerieten — und weißt du, welchen Eindruck das auf mich machte? Daß Swidwicki leider in gewisser Beziehung recht habe. Wir sind soweit gekommen, daß nur ein Bürgerkrieg die Luft reinigen kann. Es liegt eine um so größere Tragik darin, weil er zugleich die endgültige Vernichtung bedeutete. Aber darüber später. Mein Kopf ist so ermüdet, meine Nerven sind so angegriffen, daß ich heute nicht daran denken kann.‘ Er läutete dem Diener und trug ihm trotz der späten Stunde auf, Tee zu bereiten. Dann fuhr er fort: ‚Aber auch von Frau Otocka bringe ich eine Neuigkeit. Du wirst deinen Ohren nicht trauen, wenn ich dir erzähle, was sich zutrug. Heute nachmittags war vor meiner Ankunft Laskowicz bei den Damen.‘

Krzycki entfiel die Zigarre. ‚Laskowicz?‘ fragte er.

‚Ja.‘

‚Aber die Polizei verfolgt ihn doch!‘

‚Sie verfolgt ihn in der Provinz, aber nicht in Warschau. Die Polizei hat jetzt den Kopf verloren wie alle. Übrigens kann er sich in der großen Stadt besser verbergen. Natürlich würden sie ihn fassen, wenn er ihnen in die Hände fiele.‘

‚Aber was wollte er von Frau Otocka?‘

‚Meiner Vermutung nach wollte er Marynia sehen und kam nur zum Vorwand um eine Gabe für die Zwecke der Revolution. Sie sammeln übrigens jetzt beständig.‘

‚Und die Damen steuerten bei?‘

‚Nein; sie erklärten ihm, für die Revolution nichts geben zu wollen; für die Hungrigen und Arbeitslosen aber hätten sie schon so viel als möglich an eine Redaktion gesandt. — So war es auch. Frau Otocka hat eine ziemlich bedeutende Summe geopfert, und Fräulein Anney auch. Laskowicz

versuchte ihnen zu erklären, daß eine Absage die Widerspenstigen gefährde, und daß er deshalb selbst gekommen sei, um sie zu schützen. Aber das half nichts. Er war mißgestimmt und zornig, besonders, weil er nur Frau Zofia und Fräulein Anney sah, denn Marynia kam nicht heraus. Er erklärte jedoch, wieder kommen zu wollen.'

,Er soll es wagen!' rief Wladyslaw mit geballten Fäusten. Dann aber fragte er verwundert: ,Wie kam er denn bis zu ihnen, warum nahmen sie ihn an?'

,Die männliche Dienerschaft der ganzen Stadt steht unter dem Einfluß des Terror, und die Worte „Von der Partei" öffnen alle Türen wie der beste Dietrich. Aber Laskowicz brauchte auch das nicht, denn der Lakai der Frau Otocka war Einkäufe besorgen gegangen und Fräulein Anneys Dienstmädchen ließ ihn ein, weil sie ihn von Jastrzab aus kannte, und glaubte, er komme als guter Bekannter.'

,Jedenfalls zeigte sie in dem Fall ihre Dummheit.'

,Mein Lieber, was kann sie von ihm wissen? Es erzählte ihr doch niemand davon, was er ist, und sie sah ihn unter uns, sie sah ihn mit mir zur Stadt fahren und wußte, daß er der Lehrer der jüngeren Geschwister war. Daß er am Attentat gegen dich beteiligt sein könne, fiel ihr gar nicht ein; denn das ist ja auch unsererseits eine bloße Vermutung, die wir nicht einmal den Damen anvertrauten, um sie nicht zu beunruhigen, wieviel weniger ihr.'

,Vielleicht ist sie selbst eine Sozialistin?'

,Kaum; denn nach dem Attentat, als sie von deiner Verwundung erfuhr, soll sie so geweint haben, daß man es in ganz Jastrzab hörte; sie rief auf deine Mörder alle Höllenstrafen herab. Fräulein Anney nahm das sehr für sie ein. Ich erinnere mich noch, daß sie Rzeslewo anzuzünden drohte, als es sich verbreitete, daß es das Werk der Bewohner von Rzeslewo sei. Ach! Du hast immer Glück . . .'

,Ich wünsche mir dieses Glück nicht . . . Aber was Laskowicz betrifft, so sah sie doch während der Revision in Jastrzab, daß man ihn sucht.'

,Nun, und? Hat man dich der Schulgründung wegen nicht verfolgt? In diesem Lande gehören immer alle Sympathien den Verfolgten. Denk' dir nur, als Fräulein Anney ihr verbot, künftig Laskowicz einzulassen, war das Mädchen ganz aufgebracht. — Offenbar dachte sie, daß Fräulein Anney das nur aus Schrecken vor der Polizei tue.'

,Fräulein Anney bewies doch, daß sie sich vor nichts fürchtet.'

,Ich verdächtige weder sie noch Frau Otocka der Furcht. Aber das gestehe ich, daß ich selbst für sie fürchte. Dieser überspannte Mensch wird sich um sie herumdrehen, wenn er sich künftig auch nicht persönlich blicken läßt. Er wird auch Briefe schreiben; alle Briefe aber wandern jetzt sicher

in das schwarze Kabinett. Wenn ich nur seinen Aufenthalt wüßte, würde ich ihn vor allem warnen zu schreiben.'

,Ich werde ihn noch vor anderem warnen, wenn ich ihm nur begegne.'

,Da er bei den Damen war, so kann er auch zu mir kommen. Auf der Fahrt von Jastrzab hatten wir ein Gespräch, das er sicher nicht vergessen hat.'

,Wenn er herkommt, geben Sie mir carte blanche?'

,Keine Spur. Ich habe dich doch schon früher gefragt, ob du, wenn man Laskowicz infolge eines Skandals mit dir verhaftete, seinen Untergang verantworten könntest, und du hast das verneint. Jetzt frage ich dich anders: Wenn sich Laskowicz, aufgespürt und verfolgt wie ein wildes Tier, in dein Haus flüchtete, würdest du ihn nicht zu verbergen suchen oder ihm zur Flucht verhelfen?'

Darauf erwiderte Krzycki voll Wut, aber ohne Zögern: ,Zum Teufel, ich würde ihm helfen.'

,Siehst du!' meinte Gronski. ,Du fluchst, aber du nimmst es auf dich. Wenn man zu mir sammeln kommt — ob mit oder ohne Laskowicz —, so werde ich ihnen sagen, daß ich für die Brotlosen gebe, aber nicht für Bomben, Dynamit und Streikpropaganda. Und noch mehr: daß sie ihre eigenen Bürger erniedrigen, wenn sie bei Leuten, die die Revolution nicht wollen und nur aus Schrecken geben, für ihre Zwecke sammeln.'

,Liegt ihnen vielleicht etwas daran? Je furchtsamer die höheren Gesellschaftsschichten sind, um so leichter wird es ihnen.'

,Möglich, dann aber sind sie natürliche Brüder all derer, die seit langem die Gesellschaft absichtlich herabsetzen.'

Krzycki dachte nach und sagte: ,Bei uns geschieht das oft — von oben und von unten.'

Gronski blickte verwundert auf ihn, als hätte er aus seinem Munde eine solche Bemerkung nicht erwartet. ,Du hast recht,' rief er, ,von oben durch fortwährende Herabsetzung des großen Ideals, von unten, weil man es mit Füßen tritt.'

,Bah! da bleibt dann noch eine wackere Schar von Bauern.'

,Du hast wieder recht,' erwiderte Gronski. ,Früher war der Marsch von Dabrzowski das Losungswort für hunderttausend Leute, jetzt ist er es für zehn Millionen!

Sie verstummten. Gronski durchmaß eine Zeitlang das Zimmer, indem er das Binokel gewohnheitsmäßig abnahm und wieder aufsetzte. Dann rief er: ,Weißt du, was mich wundert? Daß die Menschen in solchen Zeiten und unter solchen Bedingungen noch an das eigene Glück und an ihre Privatverhältnisse denken können. Und doch heischt das das Naturgesetz, das keine Macht ersticken kann.'

‚Denken Sie dabei an mich?‘

‚Ich konstatiere in der Theorie eine Tatsache, die auch du in der Praxis beweist. Im Augenblick geht ein Erdbeben über unser Land hin, die Häuser stürzen ein, die Leute gehen zugrunde, unterirdische Feuer brechen hervor und — ihr liebt euch in aller Gemütlichkeit und denkt daran, euch ein Heim zu gründen.‘

‚Wie sagten Sie?‘ fragte Krzycki strahlend, ‚Ihr liebt euch?‘

‚So sagte ich: „Ihr liebt euch“, denn so ist es. Du bist übrigens verliebter als sie.‘

‚Sicher,‘ erwiderte Wladyslaw, ‚und was ist daran wunderbar?! Aber woraus folgern Sie das?‘

‚Daraus, daß du bisher weder auf geradem Wege noch auf Seitenwegen nach ihrer Mitgift fragtest. Bei einem Landedelmann ist das der Beweis dafür, daß sein Thermometer die höchste Liebestemperatur zeigt.‘

‚Mein Wort, daß ich sie nehmen würde, wie sie geht und steht,‘ erwiderte Krzycki.

‚Aber du zögest eine Mitgift vor?‘

‚Aufrichtig gesagt, gewiß. Es gibt ärmere Nachbarn genug neben mir, und ein Stück Brot wird uns nie fehlen. Aber wir sind unser drei auf Jastrzab, mit der Mutter sogar vier. Ich erbte nur den vierten Teil und bin für die übrigen drei Vierteil unbezahlter Verwalter meiner Geschwister und meiner Mutter. Ich wünschte aber, daß Jastrzab nur mir und meiner Frau und dann meinen Kindern gehörte, wenn wir welche bekommen.‘

‚Dessen bin ich sicher; aber auch bezüglich der Mitgift bin ich ohne Sorge,‘ sagte Gronski. ‚Fräulein Anney lebt, reist, kleidet sich und wohnt vornehm und ist gar nicht so geartet, daß sie jemandem Sand in die Augen streuen wollte. Millionen wird sie nicht besitzen, aber ihr Vermögen dürfte nach unseren Verhältnissen bemessen größer sein als wir denken.‘

‚Reich oder nicht,‘ rief Krzycki, ‚wenn sie nur sich selbst mir schenkte. Wer solches Kleinod besitzt, kann sich damit krönen wie ein König.‘

‚Ich sehe eine solche Krönung bald voraus,‘ erwiderte lächelnd Gronski.

XXI.

Zur Feier von Marynias Geburtstag ging Fräulein Anney mit ihrem Mädchen aus, um Blumen zu kaufen. Am Tage vorher hatte Gronski erzählt, er habe in einem Geschäfte italienische rote Lilien gesehen, wie man sie besonders in der Gegend von Lucca und Pisa in ganzen Sträußen verkaufe; sie seien in den Warschauer Treibhäusern wenig gehalten und würden selten ins Land eingeführt. Weil Marynia sich sehr eifrig darnach erkundigt hatte, bestand Fräulein Anney darauf, für sie den ganzen im

Geschäft befindlichen Vorrat aufzukaufen. Am Vorabend hatte sie mit Gronski gewettet, sie werde ihm bei dem Kaufe zuvorkommen, weil er als bekannter Langschläfer nicht zeitig genug das Haus verlassen werde. Jetzt beschloß sie, ihm tatsächlich einen Streich zu spielen, und ging deshalb bereits um acht Uhr aus, so daß sie gerade hinkam, als das Geschäft geöffnet wurde. Sie hatte überdies einen Brief vorbereitet mit den Worten: ‚Schon angekauft,' den sie Gronski durch Pauline senden wollte, und freute sich bei dem Gedanken, daß Gronski ihn beim Morgenkaffee erhalten werde.

Es ging ihr auch alles nach Wunsch; sie war der erste Käufer im Laden. Sie war bloß durch die geringe Zahl der Lilien enttäuscht: ein Blumentopf mit einigen blütentragenden Stengeln, so daß keine Rede davon sein konnte, damit Marynias Zimmer auszuschmücken. Aber eben deshalb kaufte Fräulein Anney dieses einzige Exemplar um so eiliger, und hieß nach Bezahlung des gewünschten Preises die Lilien in die Wohnung der Frau Otocka tragen. Doch geriet sie in Verlegenheit, als man ihr im Geschäft erklärte, daß der Gärtnerbursche, der die Blumen austrug, erst mittags herkomme; sie wünschte nämlich, daß Marynia die Blumen noch im Bette erhalte. ‚In dem Falle', sagte sie zu Pauline, ‚hol einen Wagen, wir nehmen den Blumentopf gleich mit.'

Aber Pauline, die gegen die eigene Herrin und Frau Otocka ganz gleichgültig und sogar trotzig war, hatte doch eine unerhörte, an Vergötterung grenzende Zuneigung zu Marynia; darum antwortete sie: ‚Lassen Sie mich die Blumen selbst hintragen. Im Wagen werden sie geschüttelt und können fallen.'

‚Aber du sollst ja den Brief zu Herrn Gronski tragen; da wird dir der Blumentopf zu schwer werden.'

‚Die Wohnung des Herrn Gronski liegt auf dem Wege, und wenn ich mich für das Fräulein ein wenig anstrenge, so geschieht es gern.'

Fräulein Anney verstand, daß sie ihr durch eine Absage weh tun würde; sie sagte also: ‚Gut. Du bist sehr hilfsbereit. Aber wenn sie dir zu schwer werden, so nimm dir einen Wagen; ich gehe jetzt in die Kirche.'

Und sie ging in die Kirche, um für Wladyslaw zu beten, der an dem Tage zum erstenmal ausgehen und den Abend zur Feier von Marynias Geburtstag bei Frau Otocka zubringen sollte. Sie hoffte, daß er morgen zu ihr kommen werde, und wollte auch diesen Tag dem göttlichen Schutz empfehlen.

Pauline aber nahm die Lilien und ging in der entgegengesetzten Richtung zur Wohnung Gronskis. Nach einigen Schritten begann sie der mit Erde gefüllte Blumentopf doch zu drücken, sie legte ihn also von einem Arm auf den andern und dachte: ‚Wenn er für jemand anderen gehörte,

würde ich alles zur Erde werfen, aber dieses Vögelchen muß man lieben. Für sie würde ich sogar zwei Blumentöpfe tragen und ihr allein keinen Schaden zufügen, obwohl . . . Selbst in dem Falle . . . ihr allein nicht.'

Und bei dem Gedanken wurde ihr finsteres Gesicht noch finsterer. In ihrem Herzen, das nur leidenschaftlicher Gefühle fähig war, begann der Kampf zwischen ihrer seltsamen Vergötterung für Marynia und ihrer blinden, feurigen Liebe zu Krzycki. Es überkam sie dabei das schreckliche, hoffnungslose Gefühl, daß er ihr in keinem Falle bestimmt sei, weil er der Herr, der Besitzer, ja fast ein Prinz war, und sie ein einfaches Mädchen zum Nähen, Zimmerreinigen und zur Bedienung im Hause. Damit verband sich sofort ein zweites Gefühl, das, maßlos benachteiligt worden zu sein. Sie hätte doch auch als ‚Fräulein' geboren werden können und hätte nicht in einem Waisenhaus unter der Aufsicht von Nonnen erzogen werden müssen, sondern in einem reichen Herrenhaus. Weshalb war das nicht geschehen und weshalb erwartete sie bis zum Tode nur die niedere Arbeit eines Dienstmädchens!

Und dabei kam ihr der Gedanke, daß jetzt doch Leute existierten, eine ‚Partei', die den Reichen ihr Vermögen nehmen, es den Armen geben und die Leute so einander gleichmachen wolle, daß es weder Reiche noch Arme, weder Diener noch Herrschaften, noch eine Benachteiligung auf der Welt gebe, und statt dessen für alle nur einen Stand und eine Freiheit. Sie hatte darüber von der Dienerschaft im Hause, von den Handwerkern, von den Kaufleuten in den Geschäften gehört, in denen sie Einkäufe machte — und hatte es aus den Gesprächen der Herrschaften erfahren. Es wunderte sie, daß man diese Leute Sozialisten nannte, denn bisher hatte für sie ein ‚Sozialist' und ein Verrückter, der mit dem Messer in der Hand durch die Straßen eilte, dasselbe bedeutet. Einen Augenblick nach dem Attentat auf Krzycki, als sich die Nachricht von der Urheberschaft der Sozialisten verbreitete, hatte sie sogar einen so wütenden und blinden Haß gegen diese gefühlt, daß sie bereit gewesen wäre, sie zu vergiften oder lebend zu braten. Als später die Dienerschaft auf Jastrzab erzählte, daß nicht sie, sondern die Bewohner von Rzeslewo den Herren angefallen hätten, war der Haß erloschen. Aber auch später, als das Mädchen Genaueres von den Absichten und dem Wesen des Sozialismus erfuhr, kümmerte sie sich wenig um sie. Teilweise, weil sie ihre Pläne als Dummheit ansah, teilweise, weil sie an andere, persönlichere Angelegenheiten dachte, und endlich unterschied sie wie alle Polen nur die Landsleute von den ‚Fremden', liebte die ersteren leidenschaftlich und haßte die anderen. Erst in den letzten Tagen dämmerte in ihr die Erkenntnis auf, daß auch unter den Ihren schreckliche und schmerzliche Unterschiede beständen, Reichtum für die einen, Armut für die anderen, Genuß für die einen, Arbeit für die

anderen, für einige Lachen, für andere Tränen, für einige Freude, für andere Schmerz und Leid. Es wurde ihr das besonders im gegenwärtigen Augenblick klar, da sie mit größerem Schmerz als sonst die Wahrheit fühlte, daß jener Herr ein geradezu unerreichbarer Stern für sie sei, zu dem sie kaum aufschauen dürfe. Und obwohl nichts vorgegangen war, was sie heute besonders reizen konnte, und nichts sich geändert hatte, überfiel sie doch eine so große Trostlosigkeit wie nie zuvor. Aber schließlich unterbrachen äußere Ereignisse den Lauf ihrer düsteren Gedanken. Trotz der frühen Stunde bemerkte sie in einer Ecke der Straße große unruhige Menschenmassen. Alle schauten in eine Seitengasse, als ob dort Ungewöhnliches geschehe. Die einen liefen hinaus, die anderen zogen sich in offener Furcht zurück. Manche sprachen in fieberhafter Erregung, zeigten mit den Händen auf etwas und blickten hinauf auf die Dächer des Hauses. Von allen Seiten eilten neue Scharen Arbeiter und Burschen herbei. Unter den Kutschern an der Ecke herrschte ungewöhnliche Bewegung. Die Kutscher fuhren mit ihren Wagen fortwährend hin und her, als ob sie die Straße verrammeln wollten. Zugleich ertönten gellende Schreie und dann Schüsse. In einem Augenblick entstand eine unbeschreibliche Verwirrung. Die Menge wogte und stob auseinander, die Schreie ertönten immer schrecklicher. Offenbar verfolgte man jemand. Das Mädchen mit den Lilien im Arm stand wie angedonnert da, ohne einen Ausweg zu wissen. Plötzlich stürzte zwischen den Wagen ein Mensch hervor, der vornübergeneigt mit gesenktem Haupte aus Leibeskräften auf sie zulief. Auf dem Wege warf er seine Kappe fort und riß einem Burschen den Hut vom Kopf; der verstand sogleich, worum es sich handelte, und zuckte nicht. Die Wagen versperrten die Straße noch eifriger, offenbar, um die Verfolgung zu hindern. Aber dicht hinter ihnen knallten wieder Revolverschüsse, und inmitten des allgemeinen Geschreies und Lärmes konnte man den durchdringenden Ton der Polizeipfeifen hören und ein heiseres, brüllendes Schreien ‚Anhalten!‘. Pauline wurde von blindem Schrecken befallen und floh, den Blumentopf eng an die Brust gepreßt, als wollte sie ihr eigenes Kind retten.

Aber kaum war sie einige Schritte gelaufen, da rief eine keuchende Stimme leise neben ihr: ‚Die Blumen! Um der göttlichen Barmherzigkeit willen geben Sie mir die Blumen — retten Sie mich!‘

Das Mädchen wandte sich, und Schrecken und unbeschreibliches Staunen spielte auf ihrem Gesichte, da sie Laskowicz erkannte.

Jener aber entriß ihr fast mit Gewalt den Blumenstock, den sie mit ganzer Kraft festhielt, ohne zu wissen, was sie tat; dann flüsterte er weiter: ‚Vielleicht erkennen sie mich nicht. Ich werde mich als Gärtner ausgeben. Retten Sie mich! Vielleicht erkennen sie mich nicht! Mir fehlt

schon der Atem!' Sie wollte weiterfliehen, aber er hielt sie zurück: ‚Retten Sie mich, ich bin doch Pole!'

Einstweilen war es einigen Polizisten und Zivilagenten gelungen, durch das Chaos von Wagen durchzuschlüpfen. Die Mehrzahl der Menge rannte nun aus Leibeskräften nach der Laskowicz und dem Mädchen entgegengesetzten Richtung, zweifellos, um die Verfolger irrezuführen. Unter den Arbeitern ertönten Rufe: ‚Anhalten!', um die Polizei desto besser in die Irre zu leiten. Ein Arbeiter pfiff gellend auf den Fingern, indem er so den Ton der Polizeipfeife nachahmte. Auch die Polizisten und Agenten folgten der dichteren Menge. Nur wenige blieben an der Straßenkreuzung, und auch die eilten nach kurzem Zögern auf die andere Seite, aber sie eilten neben dem Mädchen und dem Manne mit dem hellen Hut und den Blumen vorbei. Als sie weiterliefen, hielten einige Arbeiter sie fest, aber andere befreiten sie sogleich. Pauline und Laskowicz gingen weiter.

‚Vorbei!' sagte der Student. ‚Hier verrät mich niemand. Vorbei!... Die Blumen und der andere Hut haben sie irregeleitet. Danke, Fräulein, danke aus ganzem Herzen, bis zum Tode werde ich Ihnen Dank schulden.'

Sie aber hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht ganz erholt und fragte: ‚Was war das? Woher sind Sie gekommen?'

‚Vom Dach. Sie haben uns in der Druckerei gefaßt. Aber andere werden ein oder zwei Jahre sitzen, ihnen geschieht nichts — für mich aber war der Strang bestimmt.'

‚Wie konnten Sie fliehen?'

‚Als sie auf das Dach kamen, rutschte ich an der Rinne herab. Ich konnte den Hals brechen, aber sie erblickten mich erst auf der Straße. Sie schossen nach mir, verwundeten mich aber glücklicherweise nicht; denn das Blut hätte mich sonst verraten. Alle halfen mir, und die Wagen verbargen mich. Sie sahen nicht, wie ich die Kappe mit dem Hut vertauschte. Aber ohne meine Genossin wäre es um mich geschehen gewesen.'

‚Welche Genossin?'

‚Zu Ihnen rede ich so. Das ist unter uns Gebrauch.'

‚Nennen Sie mich nicht so, denn ich bin keine Genossin.'

‚Schade. Aber jetzt ist nicht Zeit, darüber zu reden. Danke nochmals für Ihre Hilfe, obwohl sie nur für kurze Zeit nützt.'

‚Warum für kurze Zeit?'

‚Weil ich nicht weiß, was ich anfangen soll, wohin gehen und wo mich verbergen. Täglich übernachte ich wo anders, da sie mich überall suchen.'

‚Richtig. Sie suchten Sie auch in Jastrzab. Wissen Sie, daß dort eine Revision stattfand?'

‚Wirklich?'

‚Und welche! Gendarmen, Polizei, Militär, alle kamen. Beinahe hätten sie alle verhaftet.‘

‚Ach, die verhaftet man nicht . . .‘

Stampfen von Pferdehufen und das Klirren der Beschläge auf dem Steinpflaster unterbrachen das Gespräch auf einen Augenblick. Aus der Quergasse kam ein Kosakenkorps geritten, das aus einigen zehn Leuten bestand. Sie ritten langsam, die Karabiner auf den Schenkel gestützt, und blickten aufmerksam umher. Bei ihrem Anblick erblaßte Pauline ein wenig, Laskowicz aber flüsterte: ‚Das tut nichts. Sie sehen, daß ich Blumen aus einem Geschäfte trage. Sie werden mich für einen Gärtner halten und vorbeireiten . . .‘

Und sie ritten vorbei.

‚Man verhaftet jetzt jeden Augenblick massenhaft Leute auf der Straße,‘ sagte Laskowicz. ‚Für einen andern ist das eine Kleinigkeit, aber wenn ich in ihre Hände fiele, käme ich nicht mehr aus.‘

‚Was gedenken Sie also zu tun?‘

‚Ihnen die Blumen nachzutragen . . .‘

‚Und dann?‘

‚Ich weiß es nicht . . .‘

‚Sie müssen doch Bekannte haben, die Sie verbergen.‘

‚Ja, ja! Aber die Polizei hat alle meine Bekannten im Verdacht. Jede Nacht sind dort Revisionen . . . Die letzten zwei Nächte schlief ich in der Druckerei, heute aber haben sie auch die Druckerei erspäht . . .‘ Einen Augenblick herrschte Stillschweigen. Dann rief Laskowicz wieder mit dumpfer Stimme: ‚Für mich gibt es keine Rettung mehr. Ich will Ihnen die Blumen tragen und dann hingehen, wohin mich die Augen führen.‘

Aber in Paulines Herzen erwachte plötzlich großes Mitleid für ihn. Vorher hatte sie nichts für ihn empfunden. Jetzt sah sie in ihm nur den polnischen Studenten, der wie ein wütender Hund von denen gejagt wurde, die sie seit langem haßte. Auf ihrem energischen, scharfgeschnittenen Antlitz spiegelte sich ein unbeugsamer Entschluß: ‚Mag geschehen was immer, ich verlasse Sie nicht!‘ sagte sie, ihre schwarzen Brauen runzelnd.

Laskowicz bekam plötzlich Lust, ihre Hand zu küssen, und hätte es getan, wenn sie sich nicht auf der Straße befunden hätten. Er war nicht bloß durch die neue Hoffnung auf Rettung bewegt, sondern auch dadurch, daß das ihm fast unbekannte, nicht seinem Lager angehörende Mädchen bereit war, sich der größten Gefahr auszusetzen, um ihm zu helfen. ‚Was können Sie tun? wo mich verbergen?‘ fragte er leise.

Aber sie ging neben ihm, die Brauen infolge des anstrengenden Nachdenkens gerunzelt; endlich sagte sie: ‚Ich weiß schon. Gehen wir!‘

Er aber nahm den Blumentopf in die Linke: ‚Ich muß Ihnen aber sagen,' sagte er mit gedämpfter Stimme, ‚daß die Strafe dafür, mich verborgen zu haben, wenigstens auf Sibirien lautet. Ich muß Ihnen das sagen! Ich konnte Sie auch so ins Verderben stürzen, aber im ersten Augenblick — Sie verstehen — der Selbsterhaltungstrieb — ich hatte keine Zeit, zu denken . . .'

Das Mädchen verstand nicht viel von dem Selbsterhaltungstriebe, wohl aber etwas anderes. Wenn sie, wie beabsichtigt, Laskowicz zu Gronski führte, so gefährdete sie nicht bloß Gronski, sondern auch Krzycki. Unter dem Einfluß dieses Gedankens blieb sie wie angewurzelt stehen: ‚Da weiß ich nicht, was tun,' sagte sie.

‚Sehen Sie,' erwiderte traurig der Student.

Sie aber dachte wieder nach. Es fiel ihr gar nicht ein, Laskowicz zu Fräulein Anney oder Frau Otocka zu führen. Man hatte sie ja schon dafür ausgescholten, daß sie ihn früher in die Wohnung eingelassen hatte. Auch fühlte sie, daß hier Männerhilfe nottat, und daß man einen Mann suchen müßte, der selbst furchtlos war und für den sie selbst nicht fürchtete... Sie ließ also eine ganze Reihe von Bekannten des Fräulein Anney und der Frau Otocka Revue passieren. — Dolhanski? nein! Furchtlos war er vielleicht, aber er würde sie zum Teufel schicken und überdies verspotten . . . Doktor Szremski? Der war wohl schon weggefahren. Ach, wenn nur der junge Herr nicht gewesen wäre, so hätte sie den Armen zu Gronski geführt, der selbst im Falle der Absage einen guten Rat oder eine Adresse gegeben hätte. Und plötzlich fuhr es ihr durch den Kopf, daß Gronski niemanden angeben konnte, falls dem Schützer Sibirien drohte, oder jedenfalls sie nur an einen gewiesen hätte, den auch sie kannte. Bei diesem Gedanken strich sie über ihr Kleid und sagte zu Laskowicz: ‚Ich weiß schon! Ich will's versuchen!'

Dann blieb sie einen Augenblick stehen und fuhr fort: ‚Treten wir hier in dieses Haus ein, hier gleich. Sie warten mit den Blumen auf dem Gange, ich will den Brief abgeben und komme dann zurück. Fürchten Sie nichts, der hiesige Hausbesorger kennt mich — ein guter Mann . . . Dann werde ich Sie vielleicht wo unterbringen können.'

Nach diesen Worten trat sie ein, ließ Laskowicz unten und läutete kurz darauf vor Gronskis Wohnung. Gronski war heute früher aufgestanden als gewöhnlich, war schon angekleidet und saß mit Krzycki beim Tee. Als Pauline ihm den Brief übergab, überlas er ihn und zeigte ihn lachend Wladyslaw, dann stand er auf und ging ins Kabinett, um ihn zu beantworten. Währenddessen fragte Krzycki nach dem Befinden der Mutter und der jüngeren Damen.

‚Danke, die Damen sind wohl, und meine Herrin war sogar schon in der Stadt.‘

‚So früh? und fürchtet sich nicht, allein in der Stadt herumzugehen?‘

‚Sie ging mit mir und kaufte Blumen für Fräulein Zbyltowska, dann ging sie in die Kirche.‘

‚In welche Kirche geht das Fräulein?‘

‚Ich weiß es nicht.‘

Pauline wußte es wohl, aber es schmerzte sie, daß er sie nach ihrer Herrin ausfragte; er bemerkte das und hörte wirklich zu fragen auf, weil er schon früher beschlossen hatte, möglichst wenig mit ihr zu sprechen. Es trat also ein etwas befangenes Schweigen ein und dauerte, bis Gronski mit dem Briefe zurückkehrte.

‚Hier ist die Antwort,‘ sagte er. ‚Grüßen Sie die Damen und sagen Sie, daß wir heute beide hinkommen werden, denn auch Herrn Krzyckis Gefangenschaft ist bereits beendet.‘

‚Danke,‘ erwiderte Pauline, ‚aber ich habe noch eine Bitte . . . Ich möchte die Adresse des Herrn Swidwicki erfahren.‘

Gronski betrachtete sie verwundert: ‚Haben die Damen aufgetragen, darnach zu fragen?‘

‚Nein . . . Ich möchte sie selbst wissen . . .‘

‚Fräulein Pauline,‘ sagte Gronski, ‚Herr Swidwicki wohnt Obozna 5, aber für junge Mädchen ist es nicht sehr sicher bei ihm . . .‘

Sie errötete bis über die Ohren aus Furcht, der junge Herr könnte schlecht von ihr denken. Sie überlegte eine Weile, ob sie nicht sagen sollte, daß Laskowicz in dem Hausflur warte, und daß man ihn verbergen müsse, weil er sonst zugrunde gehe . . . Aber sie erinnerte sich wieder, daß man Laskowicz bereits in Jastrzab gesucht hatte, und daß Krzycki seinetwegen beinahe verhaftet worden wäre. Es erfaßte sie Furcht, daß Gronski den Studenten vielleicht selbst werde verbergen wollen, und daß sie in dem Fall auch den jungen Herrn gefährde. Sie betrachtete Krzyckis schöne Gestalt ein und zweimal und beschloß, zu schweigen.

Gronski aber fuhr fort: ‚Ich rate Ihnen nicht, hinzugehen, ich rate es Ihnen nicht. Sie haben ihn schon einmal abfahren lassen.‘

Sie aber hob den Kopf und erwiderte keck und zornig zugleich: ‚Dann werde ich ihn auch ein zweites Mal abfahren lassen, aber ich muß ihn sprechen.‘ Sie verbeugte sich und ging. Gronski zuckte die Achseln und sagte:

‚Ich begreife nicht, worum es sich handeln kann. Ein sonderbares Mädchen! Deine zukünftige Frau hat Proben einer heiligen Geduld geliefert dadurch, daß sie sie bis heute nicht weggeschickt hat. Sie sagt immer, daß sie einen gewalttätigen Charakter, aber ein goldenes Herz besitze —

vielleicht; doch weiß ich von Frau Otocka, daß ihr das goldene Herz bisweilen Szenen aufführt, die kein anderer ertrüge.'

XXII.

Am Abende von Marynias Geburtstag weilten Krzycki und Fräulein Anney eine Zeitlang abseits der Gesellschaft bei dem ganz in Blumen gehüllten Klaviere. Wladyslaws Augen strahlten. Er fühlte sich glücklich über das Ende seiner Gefangenschaft und darüber, wieder seine Herrin sehen zu können, die er mit der ganzen Kraft seines jungen Herzens liebte.

‚Ich weiß es,' sagte er ihr, ‚Sie waren heute früh in der Stadt und kauften Blumen. Ich habe es von Ihrem Dienstmädchen erfahren, die Herrn Gronski Ihren Brief überbrachte. Dann gingen Sie in die Kirche. Ich fragte, in welche. Doch das wußte das Mädchen nicht.'

‚Das wundert mich; sie weiß doch, daß ich stets in die Hl. Kreuzkirche gehe, und bisweilen, oft sogar nehme ich sie mit. Ich wohne täglich der Frühmesse bei.'

‚Sie sagte mir, sie wisse es nicht,' erwiderte Wladyslaw. ‚Werden Sie auch morgen dort sein?'

‚Ja. Außer das Wetter ist sehr schlecht.'

Krzycki dämpfte seine Stimme: ‚Ich frage deshalb, weil ich eine große, herzliche Bitte an Sie habe . . . Lassen Sie mich zur selben Stunde und vor denselben Altar hinkommen? . . .'

Fräulein Anney errötete; ihre Brust arbeitete lebhafter. Sie neigte ein wenig ihr Haupt und erwiderte leise, indem sie den Rand des Fächers an den Mund preßte: ‚Das zu verbieten oder zu gestatten, kommt mir nicht zu. Die Kirche steht für alle offen.'

‚Ja. Aber ich möchte eine Weile neben Ihnen knien, zugleich . . . Und nicht aus gewöhnlicher Frömmigkeit, sondern mit einer besonderen Absicht. Meine Frömmigkeit war bis jetzt, offen gestanden, nicht groß; ich glaube ja an Gott — jetzt besonders glaube ich an Gott und seine Güte . . . Ich war so fromm wie alle . . . Wenn es jedoch ums Leben geht, da ist selbst ein ganz Ungläubiger bereit, niederzuknien und zu beten. Neben Ihnen knien dürfen, ist schon ein großes Glück, denn es ist, als ob man einen Engel neben sich hätte. Und ich will Sie um noch etwas bitten: lassen Sie uns im selben Augenblick beten: „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebärerin."'

Krzycki erblaßte aus Rührung, und Schweißtropfen traten auf seine Stirn. Er verstummte ein wenig, um sein allzu heftiges Herzklopfen vorübergehen zu lassen; dann sagte er wieder: ‚Wir fliehen, das soll heißen: wir beide. Nichts mehr, meine Teuere, nichts mehr! Dann will ich gehen, und nachmittags gestatten Sie mir, in Ihre Wohnung zu kommen

und alles auszusprechen, was sich seit der Zeit, da ich Sie das erstemal in Jastrzab sah, in mir angesammelt hat . . . In Ihren Händen liegt mein Los, aber nun muß ich mich aussprechen, sonst würde es meine Brust sprengen. Aber wenn Sie mit dem gemeinsamen Beten des „Unter deinen Schutz und Schirm" einverstanden sind, dann werde ich schon so glücklich sein, daß ich nicht weiß, wie ich den morgigen Tag erleben werde.'

Sie blickte ihm gerade und schlicht mit dem blauen, nebelhaften Schein ihrer Augensterne in die Augen und erwiderte: ‚Kommen Sie morgen in die Kirche.'

Krzycki flüsterte: ‚Und Ihnen nicht zu Füßen fallen dürfen in dem Augenblick — und Ihnen nicht zu Füßen fallen dürfen.'

Fräulein Anney aber drückte fast wider Willen mit ihrer in einem weißen Handschuh steckenden Hand die seine, die am Rande des Klaviers auflag, und entfernte sich. Denn sie war nicht in dem Maße in sich versunken wie Wladyslaw, und bemerkte, daß man auf sie aufmerksam zu werden beginne. Zur Feier von Marynias Geburtstag waren an diesem Abende bei Frau Otocka ziemlich viel Leute versammelt. Es war der Notar Dzwonkowski erschienen, ferner der alte Nachbar von Zalesin und überdies Dolhanski und beide Damen Wlocka, die Frau Otocka nach vorherigem Austausch von Besuchen um ihr Kommen gebeten hatte. Gronski war natürlich zuerst erschienen und spielte beinahe die Rolle des Wirtes, wobei ihm der frühere Lehrer Marynias, der nicht weniger von ihr begeisterte Geiger Bochener half, und schließlich Swidwicki, der ausnahmsweise am heutigen Tage nüchtern war.

Frau Otocka beschäftigte sich mit den Damen Wlocka, Gronski plauderte mit Swidwicki, soweit er nicht damit beschäftigt war, Marynia mit den Augen zu folgen, die in ihrem weißen, veilchengeschmückten Kleide mit ihrer schlanken, biegsamen Gestalt wirklich wie ein Alabasterfigürchen aussah. Marynia und Frau Krzycka aber waren es vor allem, die Wladyslaw und Fräulein Anney mit besonderer Aufmerksamkeit zuzusehen begannen. Die kleinen Ohren Marynias wurden ganz rot vor Neugierde, und auf Frau Krzyckas Antlitz malte sich Unruhe und beinahe ein leises Mißvergnügen. Aber Fräulein Anney brach die Unterredung mit Krzycki ab, näherte sich ihr geradewegs und setzte sich auf den Sessel nebenan: ‚Herr Wladyslaw ist über das Ende seiner Gefangenschaft so froh,' sagte sie.

‚Ich sehe es,' erwiderte Frau Krzycka, ‚doch fürchte ich, daß ihn das Sprechen noch ermüdet. Was hat er dir so eifrig erzählt?'

Fräulein Anney neigte ein wenig ihr Haupt und strich mit den Fingern die Falten ihres hellen Kleides wie in Sorge glatt, faßte aber dann offenbar einen plötzlichen Entschluß, erhob ihre Augen gerade zu Frau Krzycka empor, so wie früher zu Wladyslaw, und erwiderte: ‚Er sagte mir so

liebe, gute Sachen: daß er morgen in die Kirche gehen und das „Unter deinen Schutz und Schirm" zugleich mit mir hersagen wolle . . .'

In ihren Augen sprach sich weder eine Frage, noch Unruhe, noch eine Forderung aus, sondern nur große Güte und Wahrhaftigkeit.

Frau Krzycka aber war über die Offenheit der Antwort so verblüfft, daß sie im ersten Augenblick verstummte. Es schien ihr, daß all das, was bisher nur eine zweifelhafte, verschwommene, undeutliche Vermutung gewesen war, sich plötzlich aufhellte und deutlich ans Tageslicht trat, aber sie versuchte es noch, dem keinen Glauben zu schenken, sagte also nach einigem Zaudern: ‚Wladek wäre sonst undankbar. Er ist dir so viel schuldig — ich ja auch . . .'

Fräulein Anney verstand ausgezeichnet, daß man ihr zu erkennen geben wolle, daß nur Dankbarkeit das Motiv von Wladyslaws Worten gewesen sei, aber sie hatte keine Zeit, auf Frau Krzyckas Worte zu antworten, weil sich in dem Augenblick Marynias schlankes Figürchen über die Sessellehne neigte: ‚Aninka, kann ich dich auf einen Augenblick sprechen?'

‚Ja,' erwiderte Fräulein Anney. Und sie stand auf und ging. Frau Krzycka blickte ihr nach und seufzte. In dieser schönen Gestalt lag so viel Jugend, Gesundheit und Glanz, so viel Gold in dem Haar, so viel Bläue in den Augen, so viel Wärme und weiblicher Reiz in ihrem Wesen, daß Frau Krzycka als ältere und erfahrene Frau im Geheimen zugestehen mußte, daß es unverständlich wäre, wenn Wladyslaw all den Reizen gegenüber kalt bliebe. Sie seufzte wieder auf und dachte: ‚Wozu diese Zofia sie nur nach Jastrzab gebracht hat!'

Ihre weiteren Gedanken und ihr stilles Bedauern unterbrach aber Swidwicki, der den von Fräulein Anney verlassenen Sessel einnahm und sagte: ‚Aber Ihr Sohn, meine Gnädige, ist doch ein richtiger Ulan von Sorno-Sierra. Welche Rasse! welcher Typus! Ich, der ich überall wie ein Spürhund Schönheit ausfindig mache, habe ihn bei Gronski sofort bemerkt. Einen Säbel in seine Hand und aufs Pferd! Ach, Milch und Blut! Die Weiber müssen sich um ihn reißen!'

Frau Krzycka hörte trotz aller ihrer Sorgen diese Worte gerne; denn Wladyslaws Schönheit war seit seinen Kinderjahren für sie eine Quelle des Stolzes und der Freude. Aber sie hielt es natürlich nicht für passend, das vor Swidwicki zu bekennen.

‚Ich lege darauf keinen Wert,' erwiderte sie, ‚und danke Gott, daß nicht bloß das zugunsten meines Sohnes spricht.'

Swidwicki schnalzte mit den Fingern und sagte: ‚O ja, Sie legen darauf Wert, o ja! — und ich tue es auch, und diese Damen da geben auch nur vor, darauf keinen Wert zu legen — die junge Engländerin ebenso wie sogar das kleine durchsichtige Porzellanfigürchen, obwohl sich

Velazquez/Der Idiot von Coria



ihre Gedanken nur mit Musik beschäftigen. — Vielleicht Frau Zosia am wenigsten, weil sie seit einer gewissen Zeit sich zu eifrig mit Plato befaßt.‘

‚Zosia . . . mit Plato?‘ fragte Frau Krzyda.

‚Ich hoffe es und bin dessen sogar sicher, sonst wäre sie keine solche Platonikerin.‘

‚Sie kann doch nicht Griechisch.‘

‚Aber Gronski kann es und kann ihn ihr übersetzen.‘

Frau Krzyda blickte Swidwicki verwundert an und unterbrach das Gespräch. Sie hatte ihn erst an diesem Abende kennen gelernt und ahnte noch nicht, daß dieser Mann um eines Witzes, um eines armseligen Wortspiels und einer Gewohnheit willen immer und überall in der rücksichtslosesten Weise sprach; — sie konnte darum nicht verstehen, warum er ihr das sagte. Doch waren seine Worte für sie ein Lichtstrahl, der ihr vieles erhellte, was sie früher nicht bemerkt hatte; sie fand darin einen neuen Beweis, daß ihr verborgener Herzenswunsch nur ein leerer Traum bleiben werde, und seufzte zum dritten Male. ‚Also so steht es?‘ dachte sie bei sich.

Swidwicki lachte auf. ‚So, so!‘ sagte er; ‚mein Cousinchen ist sehr platonisch veranlagt und dabei etwas blutarm.‘ In seinem Lachen lag soviel Bitterkeit und selbst Wut, daß Frau Krzyda ihn wieder voll Verwunderung betrachtete.

Inzwischen hatte Marynia Fräulein Anney ins zweite Zimmer geführt. Ihre kleinen Ohren waren noch röter geworden und ihre Augen funkelten vor kindlicher Neugier; sie legte ihr Näschen an Fräulein Anneys Wange und flüsterte: ‚Sag doch! hat er sich dir am Klavier erklärt? Hat er sich erklärt? Sag doch!‘

Fräulein Anney umhalste und küßte sie herzlich und flüsterte dann in das nämliche kleine Ohr: ‚Beinahe.‘

‚Ach! beim Klavier! Ich habe es gleich erraten! Ha, ha! Ich verstehe mich vorzüglich auf dergleichen! Aber wieso: beinahe? wieso: beinahe?‘

‚Weil ich weiß, daß er mich liebt.‘ —

‚Wladek? Hat er es dir gesagt?‘

‚Er brauchte es mir nicht einmal zu sagen.‘

‚Ich verstehe schon!‘

Obwohl Fräulein Anneys Augen feucht waren, lachte sie auf und drückte die kleine Geigerin wieder an sich. ‚Laß uns jetzt wieder in den Salon gehen!‘

‚Laß uns gehen!‘ entgegnete Marynia. Und auf dem Wege sagte sie mit strahlendem Antlitz: ‚Du und Zosia, ihr glaubtet, daß ich nichts sehe, o ich — haha!‘

Im Salon trafen sie ein politisches Gespräch an, für das nun Krzyckis Aufmerksamkeit alsbald erlosch, da er seine ganze seelische Kraft darauf verwendete, Fräulein Anney mit verliebten Blicken anzusehen. Sie stand zwischen zwei Sesseln, ruhig, lächelnd, mit ihrem weißen Kleide angetan, frisch wie ein Sommermorgen und nach dem letzten Gespräch noch rosiger als gewöhnlich. Er verschlang sie geradezu mit den Blicken. Sein Herz und seine stets ungezügelten Sinne wüteten in ihm und ein leidenschaftliches Begehren packte ihn, das mit seiner Vergötterung für dieses kristallreine Mädchen im Streite lag. Bei dem Gedanken, daß sie seine Frau werden würde, umloderte ihn sein heißes Blut gleich einer Feuersbrunst, und zugleich packte ihn eine große Schwäche, so daß er sich kaum vom Sessel erheben konnte. Zugleich aber schalt er sich aus, war aus ganzer Seele über das ‚Tier' empört, das er nicht zähmen konnte, und gab sich die ärgsten Namen, weil er sie nicht so liebte, wie er sie lieben wollte, mit einer Liebe, die nur kniet und nur anbetet. So fiel er also in Gedanken vor der Geliebten auf die Knie, umfaßte ihre Füße und bat sie um Verzeihung; aber bei solcher Vorstellung packte ihn wieder die Begierde, und er fühlte sich in diesem Kampf nicht bloß als ihrer unwürdig, nicht bloß als ‚Tier', sondern zugleich als komischer grüner Junge, dem die Vernunft, die Ruhe und die Herrschaft über sich selbst fehlen, die ein wirklicher Mann besitzen sollte.

Es wunderte ihn auch, daß all das nur Lust versprechen und zugleich so sehr quälen konnte. Zum Glück wurde die Fortsetzung seiner Qual und seine weiteren Gedanken durch die Musik unterbrochen, mit der jeder Abend im Hause der Frau Otocka enden mußte. Bochener setzte sich ans Klavier, der hitzige Notar Dzwonkowski blies die Flöte und Marynia stand mit ihrer Geige daneben, und wenn die Anwesenden nicht an ihr Aussehen gewöhnt gewesen wären, hätten sie sich über die Änderung wundern müssen, die in ihr vorging. Das schöne, aber kindliche Antlitz des heiteren, neugierigen Mädchens nahm sogleich einen ernsten, ruhigen Ausdruck an. Ihre Augen blickten versonnen und traurig. Auf dem roten Hintergrund des Salons sah ihre schlanke weiße Gestalt wie eine stilisierte Zeichnung auf einem Kirchenfenster aus. Es lag geradezu etwas Heiliges in ihr.

Das Terzett begann. Weiche Töne wiegten Krzyckis erregte Seele zur Ruhe ein. Seine Sinne entschlummerten langsam und seine Begierden erloschen. Sein Herz wurde stille. Seine Liebe verwandelte sich in einen geflügelten Engel, der seine Geliebte wie ein Kind, wie eine schlummernde Nachtwandlerin auf die Arme nahm und mit ihr in die unendliche Weite flog, vor Altäre, die aus den Strahlen der Abendröte und aus den Abendsternen erbaut waren.

Es war schon spät, als Gronski, Swidwicki und Wladyslaw Frau Otocka verließen. Auf den Straßen begegneten ihnen nur wenige Passanten, aber

dafür jeden Schritt Militär und Polizisten, die sie anhielten und nach ihren Pässen fragten. Swidwicki stellte sich diesmal nicht betrunken; er war eben deshalb schlechter Laune, weil es bei Frau Otocka mit zwei Gläschen Wein sein Bewenden gehabt hatte. Er zeigte also den Polizisten außer seinem Paß auch seinen Frack und seine weiße Krawatte und fragte sie bissig, ob sich Sozialisten oder Banditen so anzögen.

‚Möge der Blitz die einen und die anderen erschlagen,‘ sagte er, mit seinem Stocke auf das Pflaster stoßend. ‚Dazu noch alles geschlossen, nicht bloß die Restaurants, sondern selbst die Apotheken, in denen man im äußersten Falle vin de coca oder Spiritus erhalten könnte. Die Apotheken streiken? Das mußten wir erleben! Jetzt sollten noch die Doktoren streiken, dann werden auch die Totengräber wider Willen zum Streik gezwungen werden. Hole der Teufel alle und alles! Im Haus keine einzige Flasche, da werde ich die ganze Nacht kein Auge schließen und morgen mit einem Gefühl erwachen, als ob ich vom Kreuz abgenommen worden wäre. —‘

‚Komm zu uns!‘ sagte Gronski. ‚Es wird sich wohl ein Fläschchen finden und schwarzer Kaffee überdies.‘

‚Du rettest mir das Leben, nicht bloß mir, sondern auch meinem ‚Genossen‘, besonders wenn sich zwei Fläschchen finden würden.‘

‚Wir wollen suchen. Aber von welchem Genossen redest du?‘

‚Richtig, davon wißt ihr ja noch nichts. Ich will euch bei einem Gläschen alles erzählen.‘

Die Wohnung Gronskis lag nicht weit entfernt; die drei saßen also bald um den Tisch, auf dem eine Flasche mit edlem Chambertin stand und eine Maschine, in der der schwarze Kaffee herrlich duftete.

Swidwicki wurde munter. ‚Diese Frauen,‘ sagte er, ‚sind reine Engel und man fühlt sich wohl deshalb bei ihnen wie im Paradies, wo das Glück hauptsächlich im Anschauen des ewigen Lichtes und im Anhören der Chöre der Erzengel besteht.‘ Hier wandte er sich an Krzycki: ‚Ich habe bemerkt, daß Ihnen und Gronski das genügt — aber mir ist es durchaus zu wenig.‘

‚Fang nur nicht an, deine Zunge an diesen Damen zu wetzen,‘ erwiderte Gronski, ‚denn dann lasse ich die Flasche sogleich wegnehmen.‘

Swidwicki umfaßte sie mit beiden Händen. ‚Ich vergöttere sie — alle drei!‘ rief er mit komischer Hast.

‚Von welchem Genossen sprachst du?‘

Swidwicki schlürfte den Wein ein und prüfte eine Weile mit geschlossenen Augen seinen Wert. ‚Ich habe seit heut Morgen einen Galgenstrick bei mir,‘ sagte er, ‚den die Polizei sucht; wenn sie ihn bei mir finden, werden sie uns wahrscheinlich beide hängen.‘

‚Du hast ihm eine Zufluchtsstätte gewährt?‘

‚Ja; denn es führte mir ihn jemand zu, dem ich es nicht abschlagen konnte.‘

‚Ich wette, ein Weib.‘

‚Natürlich, sogar ein hübsches Weib, eine von denen, die in mir den entsprechenden elektrischen Strom hervorrufen. Aber ihren Namen darf ich nicht verraten, sie bat mich, ihn geheim zu halten.‘

‚Ich frage nicht darum,‘ sagte Gronski, ‚und an dem Strome zweifle ich nicht, denn sonst würdest du dich keiner solchen Gefahr aussetzen.‘

Darauf erwiderte Swidwicki: ‚Ihr wißt doch, daß ich nichts in der Welt fürchte. Das gibt mir in diesem unfreien Lande eine unerhörte Freiheit, wie sie sonst niemand besitzt.‘ Nach diesen Worten leerte er das Gläschen bis zum Grunde und rief: ‚Es lebe die Freiheit, aber nur meine.‘

‚Das alles beweist aber doch, daß du ein gutes Herz besitzt.‘

‚Keine Spur. Ich tat es zunächst deshalb, weil ich auf einen Lohn hoffe, über den ich mich in einer so tugendhaften Gesellschaft lieber nicht auslassen will — höchstens nach der zweiten Flasche — und weil ich zweitens jemanden haben wollte, den ich nach Belieben vor den Kopf stoßen kann. Ich versichere dich, mein Galgenstrick wird nicht auf Rosen gebettet sein — und wer weiß, ob er nach einer Woche nicht den Galgen meiner Gastfreundschaft vorziehen wird.‘

‚Möglich. Aber einstweilen — —‘

‚Einstweilen habe ich ihm ein Haarwasser gekauft, damit er seine schwarze Mähne in eine blonde umfärben kann. „Arte brondepiante“, wie zu Tizians Zeiten. Ich fühle auch ein gewisses Behagen bei dem Gedanken, daß die Polizei sich auf den Kopf stellen wird, um ihn zu finden, und ihn doch nicht finden wird.‘

‚Und wenn sie ihn finden wird?‘

‚Ich zweifle daran. Du erinnerst dich, daß ich eine Zeitlang einen Lakaien hatte, der aus Bessarabien stammte; du hast ihn gekannt. Vor zwei Monaten hat er mich bestohlen und ist geflohen. Er hat mir schon aus New-York geschrieben und mir ein Angebot gemacht, das ich euch nicht wiederholen will. Ein Prachtexemplar! Ganz modern. Vor der Flucht bat er mich um seinen Paß, weil man jetzt jeden Augenblick um die Pässe frage. Aber ich hatte ihn in ein Buch gelegt und konnte ihn nicht finden; jetzt vor zwei oder drei Tagen habe ich ihn gefunden, so daß mein neuer Galgenstrick nicht bloß blonde Haare, sondern auch einen Paß besitzen wird.‘

‚Und er wird dich nicht bestehlen, wie sein Vorgänger?‘

‚Ich sagte ihm, daß er das tun solle, aber er war beleidigt. Es scheint, daß er von Morgen bis Abend beleidigt sein wird, und wenn er

mich schließlich bestiehlt, so wird das nur aus Verletztheit darüber geschehen, daß ich dergleichen voraussetzen konnte. Die kleine Beschützerin, die ihn mir aufgebürdet hat, versichert auch, daß er ehrlich sei, aber sie hat mir noch nicht einmal seinen Namen genannt. Ein kluges Mädchen! — — Sie sprach folgendermaßen: „Wenn man ihn findet, so werden Sie erklären können, daß Sie nicht wissen, wer er ist." Und sie hat recht, — obwohl sie wie eine Katze kratzen kann, wenn es sich um einen Dankesbeweis handelt. Ich habe mich für sie dem Galgen ausgesetzt, und als ich nur etwas Dankbarkeit wollte, hätte sie mich fast auf den Mund geschlagen.'

Gronski runzelte die Brauen, blickte Swidwicki scharf an und sagte: ‚Fräulein Anneys Mädchen, Pauline, hat mich heute früh um deine Adresse gefragt. Sag' mir, was das bedeuten soll?'

Swidwicki trank wieder ein Gläschen Wein aus. ‚Sie war auch bei mir, sie war auch bei mir. Die Otocka hat mir durch sie ihre Einladung übersendet.'

‚Frau Otocka hat dir durch Pauline ihre Einladung übersendet? Das erzähle einem andern.'

‚Worum geht es dir eigentlich?' fragte mit naiver Miene Swidwicki; ‚sie befahl ihr, die Einladung durch einen Dienstmann überbringen zu lassen, aber die Dienstmänner streiken seit gestern abends. Jetzt streiken alle. Die Mädchen auch, mit Ausnahme der „Genossinnen", besonders der älteren und häßlichen. Wenn die streiken, so geschieht es sans le vouloir . . .'

Diese Antwort schien Gronski zu befriedigen, da seit dem gestrigen Tage die Dienstmänner wirklich nicht auf den Straßen standen. Übrigens gab Swidwicki dem Gespräch eine andere Wendung.

‚Ich habe ihn aufgenommen,' sagte er, ‚nicht um einen Dummkopf zu retten, sondern weil ich mich langweile und weil es mir so gefiel. Ein kluger Italiener sagte mir einmal, daß die Gottheit, die alles auf der Welt in Ordnung hält, la paura heiße, — die Furcht. Und der Italiener hat recht. Wenn sich die Leute nicht fürchteten, so würde sich nichts behaupten können — keine einzige soziale Lebensform! Auf der Leiter der Furcht gibt es aber eine Menge Sprossen und die höchste ist die Todesfurcht. Der Tod, das ist die wahre Gottheit! . . . Reges rego, leges lego, judices judico! . . . Und ich bekenne, daß ich, dessen Leben damit ausgefüllt war, verschiedene Gottheiten von ihren Piedestalen zu stürzen, die größte Mühe hatte, auch mit dieser Gottheit zu brechen. Aber ich habe mit ihr gebrochen — und zwar so sehr, daß ich einen Hund aus ihr gemacht habe.'

‚Was hast du aus ihr gemacht?'

,Einen Hund, den ich nach Belieben reize — wie z. B. jetzt, da ich den Revolutionär bei mir aufgenommen habe. Aber das ist noch nichts! Seht nur auf die Angst der Leute: Beil, Galgen, Rad, Krebs, Schwindsucht, Typhus, — — jahrelange Leiden und Schmerzen — weshalb? Aus Todesfurcht. Ich spotte darüber. Mich wird kein Henker hängen, kein Krebs quälen, keine Schwindsucht verzehren, kein Schmerz brechen, kein Leiden erniedrigen; denn ich rufe der Gottheit, vor der alle zittern, im gegebenen Augenblick wie einem Windhund zu: „Kusch dich!"' Dann lachte er und sagte: ,Und dieser wütende Revolutionär ist doch vor dem Tode geflohen. Sag mir, wie wäre es, wenn diese Menschen sich wirklich nicht fürchteten?'

,Sie würden nicht mehr sie selbst sein,' erwiderte Gronski. ,Sie wollen das Leben und nicht den Tod.'

XXIII.

Swidwicki hatte nicht gelogen, wenn er sagte, daß er nicht wisse, wie der Revolutionär heiße, dem er ein Asyl zugesichert hatte; denn Pauline hatte daraus wirklich ein Geheimnis gemacht. Sie hatte es mit Laskowicz auf dem Wege so verabredet. Als der junge Student erfuhr, daß Swidwicki, zu dem ihn das Mädchen führte, ein Bekannter Gronskis sei, war er darüber im ersten Augenblick sehr bestürzt. Er erinnerte sich seiner Briefe an Marynia und an sein gehässiges Verhalten gegen Krzycki, gegen den seine Partei vor kurzer Zeit ein Attentat verübt hatte. Persönlich hatte er daran zwar nicht teilgenommen und auch der Plan dazu stammte nicht von ihm, aber dafür zweifelte er auch nicht im mindesten daran, daß das Komitee das Todesurteil infolge seiner Berichte gefällt hatte, die Krzycki als ein Haupthindernis der Propaganda anzeigten. Auch erinnerte er sich, daß er nichts getan hatte, das Attentat zu verhindern, sondern sogar froh gewesen war, daß der ihm verhaßte Mensch, den er zugleich für seinen Nebenbuhler hielt, beseitigt werden solle. Eine Zeitlang hatte er zwar infolge dieses ,Händewaschens' eine gewisse innere Verstimmtheit gefühlt, jedoch auf die Nachricht, daß der Anfall nicht geglückt war, beinahe Enttäuschung empfunden. Und jetzt suchte er Schutz bei einem Verwandten der Frau Otocka, der vielleicht um seine Briefe an Marynia und um sein Verhältnis zu Krzycki wußte. Das wäre ein höchst fatales Zusammentreffen, das den besten Willen Paulinens sofort vereiteln konnte.

Nachdem Laskowicz das alles erwogen hatte, begann er das Mädchen zu bitten, seinen Namen nicht zu nennen, indem er als Grund angab, daß Swidwicki im Falle, daß die Polizei ihn fände, weniger Verantwortung tragen würde. Pauline gab ihm völlig recht; nach einer Weile

jedoch bemerkte sie, daß bei einem Besuche Gronskis trotzdem alles ans Licht kommen könne.

‚Ja,' antwortete der Student, ‚aber ich brauche dieses Asyl nur für wenige Tage; dann werde ich mir ein anderes suchen, oder meine Partei sendet mich vielleicht ins Ausland.'

‚Welche Partei?' fragte Pauline.

‚Diejenige, die für alle Freiheit und Brot schaffen will und die es nicht gestattet, daß sich jemand durch Stand oder Vermögen über Sie erhebt.'

‚Das verstehe ich nicht. Wieso? Ich soll kein Dienstmädchen sein und keine Herrin haben?'

‚So ist es.'

Pauline erregte der Gedanke, daß ihr der ‚junge Herr' in diesem Falle näher stände, aber, da sie keine Zeit hatte, darüber nachzudenken, wiederholte sie: ‚Das verstehe ich nicht. Ich will Sie später ausfragen, aber jetzt wollen wir gehen.'

Und sie gingen in schweigender Eile bis vor Swidwickis Tür. Auf ein Glockenzeichen öffnete er ihnen selbst. Mit Verwunderung, aber auch mit geheimem Lächeln bemerkte er Pauline auf der dunklen Hausflur, dann erblickte er auch Laskowicz. Er fragte: ‚Wozu denn der da? — wer ist das?'

‚Können wir eintreten? Kann ich im Geheimen mit Ihnen sprechen?' fragte das Mädchen.

‚Bitte, je geheimer, um so lieber ist es mir,' erwiderte Swidwicki.

Und sie traten ein. Der Student blieb im ersten Zimmer. Der Hausherr führte Pauline ins zweite und schloß die Tür hinter sich.

Laskowicz sah sich in dem großen Zimmer um, in dem in höchster Unordnung Bücher und Zeichnungen aufgehäuft waren. An den Wänden standen Flaschen mit blauen und weißen Etiketten. Auf einem runden, mit Zeitungen belegten Tisch am Fenster stand eine Flasche mit der Aufschrift: Vin de Coca Mariani — und einige Aschenbecher mit Zigarren- und Zigarettenresten. Die Möbel des Zimmers waren massiv und hatten offenbar viel Geld gekostet, waren jedoch voll Schmutz. An den Wänden hingen Bilder, darunter ein Porträt, das Frau Otocka als noch junges Mädchen darstellte. In einem Winkel stand die bekannte Statue der neapolitanischen Psyche ohne Haupt.

Der Student stellte den Blumentopf mit den italienischen Lilien auf den Tisch und lauschte. Es ging um sein Leben. Versagte man ihm die Zufluchtsstätte, so wurde er unzweifelhaft am selben Tage verhaftet. Durch die geschlossene Türe drang von Zeit zu Zeit das Lachen Swidwickis und der Klang der Stimmen; die Stimme des Mädchens klang

bisweilen bittend, bisweilen zornig und empört. Das dauerte lange. Schließlich öffnete sich die Tür und Pauline trat als erste heraus, offenbar geärgert; ihre Wangen waren gerötet. Ihr folgte Swidwicki, der sagte: ‚Gut. Da es die schöne Paula will, will ich es niemand sagen, wer mir den Herrn Ananas gebracht hat und werde ihn in rosa Watte einwickeln, aber unter der Bedingung, daß Paulinchen sich ein wenig dankbar zeigt.‘

‚Ich bin Ihnen dankbar,‘ erwiderte das Mädchen gereizt.

‚Hier der Beweis!‘ sagte Swidwicki, indem er auf einen Kratzer auf der Handfläche zeigte. ‚Eine Katze verstünde es nicht besser. Aber wenn Paulinchen nur nachschauen kommt, bin ich einverstanden. Das künftige Mal werden auch Bonbons vorhanden sein.‘

‚Auf Wiedersehen!‘

‚Auf Wiedersehen — möglichst oft.‘

Das Mädchen nahm den Blumentopf und ging. Swidwicki steckte seine Hände in die Taschen und musterte sich Laskowicz, als ob er keinen Menschen, sondern ein eigenartiges Tier vor sich hätte.

Laskowicz blickte ebenfalls auf ihn, und in dieser kurzen Zeit erkannten sie, daß sie einander nicht gefielen. Schließlich fragte Swidwicki: ‚Aus welcher Partei stammen Sie, mein Werter: von den Sozialisten, Anarchisten oder Banditen? Bitte! Ohne Umschweife! — Um Ihren Namen frage ich nicht, aber ein wenig muß man sich doch kennen lernen.‘

‚Ich gehöre der polnischen Sozialistenpartei an,‘ erwiderte stolz der Student.

‚Aha! Der dümmsten also. Ausgerechnet. Wie wenn jemand sagen wollte: der atheistisch-katholischen oder der national-kosmopolitischen. Sehr angenehm, mein Herr!‘

Laskowicz war von Natur aus stolz; überdies sah er sogleich ein, daß er einen Menschen vor sich habe, bei dem Gefügigkeit nichts nützte; er blickte Swidwicki also gerade in die Augen und antwortete fast verächtlich: ‚Wenn Sie Katholik und Pole sein können, so kann ich Sozialist und Pole sein.‘

Swidwicki lachte auf. ‚Nein, Herr Parteiführer,‘ sagte er, ‚mit dem Katholizismus verhält es sich wie mit einem Geruch. Man kann eine Katze sein und stärkeren oder schwächeren Geruch haben, aber man kann nicht Katze und Hund in einer Person sein.‘

‚Ich bin kein Parteiführer, sondern bloß ein Agent dritten Ranges,‘ widersprach Laskowicz. ‚Sie haben mir Zuflucht gewährt und leiten daraus Ihr Recht ab, mich zu verspotten.‘

‚Ganz gewiß, ganz gewiß! Aber dafür verlange ich auch keine Dankbarkeit. Übrigens können wir das Thema ändern. Setzen Sie sich, Herr

Agent dritten Ranges. Was gibt's Neues? Wie befindet sich Ihre Majestät, der König?'

,Welcher König?'

,Der, dem Sie dienen und der heute die meisten Höflinge hat, der, der am wenigsten die Wahrheit vertragen kann und am leichtesten Schmeicheleien verschluckt; der im Winter nach Branntwein und im Sommer nach sauerem Schweiß riecht; der blatternarbige, lausige, räudige, stinkende König, der uns heute gnädig oder vielmehr ungnädig regiert: König — Pöbel!'

Hätte Laskowicz die furchtbarsten Lästerungen gegen alle Heiligtümer vernommen, die die Menschheit bisher verehrte, so hätte ihn das nicht so erschüttert wie die Worte Swidwidis. Sie bedeuteten für ihn einen Schlag auf den Kopf; denn es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß jemand etwas Ähnliches zu sagen wagen könnte. Es wurde ihm dunkel vor den Augen, seine Kinnladen klapperten krampfhaft, seine Hände zitterten. Im ersten Augenblick erfaßte ihn das ungezügelte Verlangen, Swidwidi mit seinem Browning eine Kugel durch den Kopf zu jagen, die Türe hinter sich zuzuschlagen und hinzugehen, wohin ihn die Augen führten, oder den Lauf ans Ohr anzusetzen und den eigenen Kopf zu zertrümmern, aber ihm fehlte die Kraft dazu. Die ganze Nacht hatte er in der Druckerei gearbeitet, dann war er über die Dächer und durch die Gasse geflohen wie ein wildes Tier; er war müde, krank und erschöpft von den schrecklichen Eindrücken des heutigen Morgens. Er wankte also plötzlich, wurde leichenblaß und wäre zur Erde gesunken, wenn nicht ein Sessel in der Nähe gestanden wäre, auf den er wie tot hinsank.

,Was bedeutet das? Zum Teufel, was fehlt Ihnen?' rief Swidwidi, und er versuchte, ihm zu helfen. Er goß aus einer Flasche einen Rest Kognak ein und zwang ihn, das Glas zu leeren; dann hob er ihn vom Sessel auf, führte ihn ins zweite Zimmer und legte ihn dort auf sein eigenes Bett. ,Zum Teufel!' wiederholte er, ,wie fühlen Sie sich?'

,Besser,' erwiderte Laskowicz.

Swidwidi blickte auf die Uhr. ,In zehn Minuten soll meine Bedienerin kommen. Ich will Ihnen Essen holen lassen. Bleiben Sie einstweilen ruhig.'

Laskowicz folgte dem Rate, da er nicht anders konnte. Als er so lag, runzelte er eine Zeitlang die Stirn und dachte angestrengt nach; dann sagte er: ,Der König, um den Sie fragten, ist — — hungerig!'

,Zum Teufel mit ihm!' erwiderte Swidwidi. ,Die Bourgeois werden ihn ernähren und er wird ihnen bei Gelegenheit die Gurgel abschneiden. Aber nehmen Sie sich meine Worte nicht zu sehr zu Herzen, denn ich

sage die gleichen oder noch bessere Dinge allen Parteien. Allen! Verstehen Sie wohl!'

Der Klang der Glocke unterbrach ihr weiteres Gespräch. Laskowicz erzitterte. ,Das ist meine Bedienerin; ich erkenne sie an ihrer Art zu läuten,' sagte Swidwicki. ,Heute kommt sie früher als gewöhnlich. Gut! Sie sollen gleich zu essen bekommen.'

Nach einer Viertelstunde stand das Essen auf dem Tische. Nach dieser Erfrischung kam Laskowicz ganz zu sich und dachte nicht mehr daran, seinen neuen Zufluchtsort zu verlassen. Swidwicki öffnete und durchsuchte mehrere Schubladen, fand schließlich den Paß und übergab ihn Laskowicz mit den Worten:

,Bevor Sie Diktator von ganz Polen werden, heißen Sie Zaranczid, stammen aus Bessarabien und dienen seit einem Jahre bei mir. Wenn man Sie faßt und mich mit Ihnen, so wiederholen Sie das eine Wort: Mamalyga! Mamalyga!

Auf diese Weise war die Einführung Laskowiczs bei Swidwicki erfolgt.

XXIV.

Der nächste Morgen nach Marynias Geburtstag war ungewöhnlich düster. Der Westwind trieb schwere, schwarze Wolken her, die über der Stadt hingen und Sturm in Aussicht stellten. Die Luft wurde schwül und dumpfig. Als Krzycki in die Kirche trat, war es darin schon ganz finster. In der Kapelle der Mutter Gottes begann fast gleich bei seinem Eintritt eine stille Messe, aber auch dort erleuchteten die Strahlen der vor dem Altar brennenden Kerzen nur schlecht die Dunkelheit. Krzycki suchte Fräulein Anney und erkannte sie an ihren hellen Haaren, die unter dem Hute hervorblickten. Sie kniete in der ersten Bank, die Hände zum Gebet gefaltet und auf ein offenes Büchlein gestützt. Als sie Krzycki erblickte, neigte sie den Kopf und rückte beiseite, um ihm Platz zu machen, ohne ihre Gebete zu unterbrechen. Er wollte sie anreden, wagte es jedoch nicht; er kniete neben ihr nieder und rückte bloß das Buch ein wenig in seine Nähe, um mit ihr beten zu können. Es war jedoch so finster, daß er nichts daraus entziffern konnte, und er überzeugte sich nach einer Weile, daß er überhaupt nicht in der Verfassung sei, zu beten. Eine ungeheure Rührung hatte ihn erfaßt; er erkannte, daß für ihn eine neue Lebensepoche beginne, daß der Augenblick, in dem er im Einverständnis mit Fräulein Anney bei ihr vor dem nämlichen Altar kniete, um Gott gemeinschaftlich um Segen zu bitten, mehr als jedes andere Bekenntnis bedeutete und daß es die erste Weihe ihrer Liebe und ihres künftigen gemeinsamen Lebens sei. Es erfaßte ihn ein großes Glücksgefühl, zugleich aber auch eine feierliche Furcht bei dem Gedanken, daß alles nunmehr aufhöre, nur ein Traum, nur ein Schat-

tenbild des Glückes und nur eine ersehnte Hoffnung zu sein, und daß die Stunde der Erfüllung da sei. Ihn durchdrangen Fragen, wie er das Glück tragen könne, was er damit machen und wie er ihm entsprechen werde. Und aus diesen Fragen entstand in ihm ein Gefühl ungeheurer Verantwortlichkeit, das ihn mit Furcht erfüllte. Es waren Sorgen, die er als freier Mann bisher nicht gekannt hatte oder denen er wenigstens nicht direkt gegenübergestanden war. Aber er sah auch unmittelbarere, augenblickliche Sorgen vor sich. Es nahte der Moment der Aussprache mit der Mutter, es bestanden überdies noch jene geheimen Hindernisse, die Gronski erwähnt hatte. Alles mußte überlegt, geordnet, erledigt, die vorhergesehenen Schwierigkeiten mußten beseitigt werden. In der Tat, wenn es jemals nötig war, sich der göttlichen Gnade anzuvertrauen, die Hilfe der Vorsehung anzurufen und die Zukunft in ihre Hände zu legen, so war es jetzt. Krzycki bemerkte, daß ähnliche Gefühle und Gedanken auch Fräulein Anney beherrschen mußten, denn ihr Gesicht war ruhig, gesammelt, ernst und sogar traurig. Die Kerzenflammen spiegelten sich in ihren erhobenen Augen, und eine Weile glaubte Krzycki in diesen Augen Tränen zu sehen. Offenbar empfahl sie ihn und sich selbst mit der ganzen Kraft ihrer Seele in Gottes Hut. Und so knieten sie Arm an Arm, Herz an Herz nebeneinander, schon verbunden, glücklich und ein wenig furchtsam. Krzycki unterdrückte den Sturm seiner Gedanken und begann endlich zu beten. Er sprach zu Gott: ‚Tu mit mir, was du willst, aber ihr gib Glück und Ruhe.‘ Und eine ins Ungeheure anschwellende Woge der Liebe erfüllte seine Brust. Sein Gebet wurde zum Gelübde und zu einem im Geheimen geleisteten Schwur, dieses teuerste Wesen niemals zu kränken und diesen Augen niemals Tränen zu erpressen.

Inzwischen erreichte die Messe ihr Ende. Als der Priester sich umwandte, hörte man in der halbleeren Kapelle seine Worte, die wie im Schlaf geflüstert in die Seufzer der Beter hineinklangen — wie stets bei den Frühmessen. Aber bisweilen erstickte sie der Donner; denn draußen hatte sich ein Sturm erhoben. Die Fenster der Kapelle wurden immer dunkler, und von Zeit zu Zeit erleuchtete ein bleicher Blitz die Scheiben; dann wurde das Dunkel noch dichter, und nur auf dem Altare schimmerten unruhig die Kerzenflammen. Der Priester wandte sich noch einmal um: ‚Dominus vobiscum!‘ Dann: ‚Ite missa est.‘ Hierauf segnete er die Versammelten und ging weg. Ihm folgte die Schar der Zuhörer. Nur die beiden blieben zurück. Da begann sie mit vor Erregung stockender Stimme zu flüstern: ‚Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesgebärerin‘ und ferner die Worte: ‚Wolle unsere Bitten nicht verschmähen, sondern erlöse uns allezeit von allem Übel, o unsere Herrin!‘ Diese Worte sprachen beide gemeinsam und endeten so das ganze Gebet. Dann trat Schweigen ein, das Krzycki erst nach einer langen Weile unterbrach.

‚Wir müssen warten,‘ sagte er halblaut, ‚der Sturm dauert noch fort.‘

‚Gut,‘ erwiderte Fräulein Anney.

‚Du Teure . . .‘

Sie aber legte den Finger auf die Lippen, und von neuem trat Schweigen ein. Doch mußten sie nicht allzu lange warten, da Frühjahrsstürme wie Wandervögel kommen und gehen. Nach einer Viertelstunde verließen sie die Kirche. Die Gassen waren vom Regen überschwemmt, aber zwischen den gejagten, zerrissenen Wolken leuchtete die Sonne schon hell und, man könnte sagen, feucht hervor. Fräulein Anneys Augen schlossen sich unter dem Übermaße des Glanzes, und ihr Antlitz war wie aus dem Schlummer erwacht. Aber die Sammlung und der Ernst verließen sie nicht. Dafür erfaßte Krzycki beim Anblick der Sonne und der lebhaften Bewegung auf den Straßen große Fröhlichkeit und Zuversicht. Er blickte oft auf seine Gefährtin, und sie schien ihm schön wie der Schlaf, reizend wie niemals, geradezu maß- und grenzenlos liebenswürdig. Er fühlte sich in dem Augenblicke fähig, sie zu umarmen, sie der Sonne, den Wolken, der Stadt, den Menschenmassen zu zeigen und auszurufen: Das ist meine Gottheit, mein Schatz, mein strahlendes Leben! Aber er vermutete richtig, daß Fräulein Anney mit einer solchen Kundgebung nicht einverstanden sein würde, unterdrückte also dieses Gelüst und dachte an wichtigere Angelegenheiten. Er sagte: ‚Meine vergötterte Herrin, ich muß nun die Worte aussprechen, die mich auf den Lippen brennen. Wann werde ich kommen können?‘

‚Heute um Vier,‘ antwortete sie. ‚Ich muß Ihnen auch manches sagen, von dem alles abhängt.‘

‚Alles hängt von Ihnen ab und von nichts anderem.‘

Ihre hellen Wangen übergoß grelle Röte, in ihren Augen blitzte qualvolle Unruhe auf. Sie erwiderte: ‚Gott gebe es! Sie wissen nicht — — Sie wissen nicht,‘ widerholte sie mit Nachdruck. ‚Wir werden allein sein... Aber jetzt muß ich mich verabschieden.‘

Wladyslaw führte sie zu einem Wagen, küßte ihr die Hand und blieb allein. Ihre Worte bestätigten das, was Gronski ihm infolge seiner Unterredung mit Frau Otocka mitgeteilt hatte, doch beunruhigten sie ihn nur kurze Zeit, da er zu verliebt war, um ernstlich vermuten zu können, daß etwas seine Liebe mindern oder ihn von seinen Absichten abbringen könne. Beim bloßen Gedanken daran zuckte er mit den Achseln. ‚Die Frauen‘, sagte er sich, ‚haben immer Skrupel und fügen zu wirklich bestehenden Hindernissen noch Phantasiegebilde hinzu.‘ Dann ging er in bester Laune nach Hause, wo er Gronski und Dolhanski antraf.

‚Schau!‘ rief Gronski. ‚Gratuliere dem Junggesellen Dolhanski zu seiner Verlobung!‘

‚Wirklich?‘ fragte Wladyslaw heiter.

‚Mit Fräulein Kajetana Wloda,‘ fügte Dolhanski kaltblütig und sehr ernst hinzu.

‚Gratuliere also aus ganzem Herzen! Wann wird die Hochzeit stattfinden?‘

‚Sehr rasch infolge des Wetters, des Hungers, des Feuers und des Krieges und ähnlicher Umstände. In einer Woche — — ohne Verkündigung, mit Dispens. Und noch den Abend nach der Hochzeit reisen wir ins Ausland.‘

‚Sagst du das alles im Ernst?‘

‚Vollkommen im Ernst. Bedenke doch die trefflichen Folgen.‘ Hier spreizte Dolhanski die Finger und begann aufzuzählen: ‚Erstens: mein Kredit ist auferstanden wie ein indischer Fakir, der monatelang in der Erde begraben lag, nach dem Ausgraben zu neuem Leben erwacht; zweitens: der Besitz von Gorki ohne einen Heller Schulden und ohne Kompagnon; drittens: die Mitgift meiner Braut übertraf meine Erwartungen, und viertens: meine Braut ist aus lauter Glück so hübsch geworden, daß ihr sie nicht erkennen würdet.‘

‚Was du sagst!‘ rief Krzycki naiv.

XXV.

Genau um vier Uhr stellte sich Wladyslaw bei Fräulein Anney ein. Sie empfing ihn gerührt und reichte ihm zum Gruße beide Hände hin. die er abwechselnd an die Lippen und an die Stirn drückte. Dann saßen sie beisammen und hörten lange Zeit nur ihren doppelten Herzschlag und das Geräusch der auf dem Schreibtisch stehenden Uhr. Sie blickten einander an, und keines von beiden konnte das erste Wort hervorbringen. Nach einem Augenblick konnte ihnen das Leben wie im neuen Glanze strahlen, von Freude und Glück erhellt sein, aber im Augenblick war es ihnen schwer und sorgenvoll, um so sorgenvoller, je länger das Schweigen dauerte.

Endlich erlangte Krzycki im Gefühl dessen, daß das Schweigen bei allzu langer Dauer lächerlich wirken könne, seinen Mut wieder und rief mit abgerissener Stimme, die ihm selbst fremd tönte: ‚Seit heute morgen habe ich ein wenig Hoffnung. Doch schlägt mein Herz noch so, als hätte ich keine. Ich mußte erst Atem holen. Aber das ist natürlich, wenn es sich um das ganze Leben handelt... Sie haben doch längst erraten, wie tief ich Sie ... wie ich Sie aus ganzem Herzen liebe... Sie wissen das längst, nicht wahr?‘ Hier rang er von neuem nach Luft, atmete tief auf und fuhrt fort: ‚Heute in der Kirche sagte ich mir folgendes: Wenn sie mich erhört, wenn sie mich nicht wegstoßt, wenn sie für ein ganzes Leben die meine sein will — mein Weib —, so gelobe ich Gott vor dem Altar, sie zu lieben und zu ehren, sie nie zu kränken und ihr so viel Glück zu

verschaffen, als ich nur kann. Ich schwöre, daß das wahr ist. — Nur von Ihnen hängt es ab, daß es so sei, — von Ihrem Jawort, von Ihrem Glauben an mich.'

Nach diesen Worten hob er Fräulein Anneys Hände wieder an seine Lippen und drückte einen langen, flehenden Kuß auf sie. Sie aber beugte sich zu ihm so nieder, daß ihre Haare seine Stirn berührten, und sagte leise: ‚Ich sage Ja und glaube aus ganzem Herzen, aber es hängt nicht von mir ab.'

‚Nur von Ihnen!' rief Krzycki.

Er meinte, daß Fräulein Anney an seine Mutter denke, und rief mit strahlendem Antlitz und tiefer Freude im Klang seiner Stimme: ‚Meine Mutter wünscht vor allem mein Glück. Ich versichere Sie, daß sie Sie gemeinsam mit mir hier anflehen und mit mir für die unsagbar große Gnade danken wird. Einstweilen danke ich auf den Knien . . '

Er wollte vor ihr niederknien und ihre Füße umfassen, sie aber hinderte ihn und sagte mit fieberhaftem Lächeln: ‚Nein, nein! Knien Sie nicht! Sie müssen mich vorher anhören. Ich sage Ja, aber ich muß Ihnen Dinge sagen, von denen alles abhängt. Beruhigen Sie sich!'

Krzycki erhob sich, setzte sich wieder neben sie und sagte mit unruhigem Staunen: ‚Ich höre, meine Teuere.'

‚Ich muß auch noch ein wenig ruhiger werden,' erwiderte Fräulein Anney. Sie stand auf, näherte sich dem Fenster und preßte ihre Stirn an die Scheibe. Eine Zeitlang herrschte wieder Schweigen.

‚Was also, meine Geliebte?' rief Krzycki.

Fräulein Anney löste die Stirn von der Scheibe. Ihr Antlitz war schon ruhiger, aber ihre Augen waren noch voll Tränen. Sie näherte sich dem Tische und setzte sich Wladyslaw gegenüber.

‚Bevor ich sage, was ich jetzt sagen muß, bitte ich Sie um etwas. Und wenn Sie mich wirklich lieben, schlagen Sie mir die Bitte nicht ab —'

‚Und wenn Sie mein Leben verlangten, nicht, mein Wort darauf!' rief Krzycki.

‚Gut, geben Sie mir Ihr Wort darauf, dann werde ich sicher sein —'

‚Ich gebe es im vorhinein und schwöre auf unser künftiges Glück, daß ich jeden Ihrer Wünsche erfüllen werde.'

‚Gut,' wiederholte Fräulein Anney. ‚Ich bitte Sie also vor allem, sich durch das vor einer Weile Gesagte nicht gebunden zu fühlen —'

‚Nicht gebunden zu fühlen? Wieso? Das kann doch bloß Sie nicht binden, mich aber bindet es doch jedenfalls.'

‚So befreie ich Sie von allen Verpflichtungen und betrachte das alles als nicht gesagt. Sie versprachen mir, nichts abzuschlagen, und das ist noch nicht alles . . .'

‚Noch nicht alles?‘

‚Nein. Mir liegt daran, daß Sie mir nach dem, was ich sagen werde, nicht antworten und eine Woche nicht zu mir kommen und mich nicht zu treffen suchen.‘

‚Aber mein Gott!‘ rief Krzydi. ‚Wozu soll ich eine Woche leiden? Was bedeutet das?‘

‚Auch für mich wird es eine Qual sein,‘ erwiderte sie mit weicher Stimme. ‚Aber es ist notwendig! Sie müssen zunächst selbst überlegen, alles erwägen, alles in sich lösen und entscheiden und beschließen — und dafür Zeit haben. — Dann kommen Sie — oder auch nicht; eine Woche ist dafür wenig genug.‘ Sie sah die Aufregung auf Krzydis Antlitz und fügte schnell, fast erschreckt hinzu: ‚Sie haben es mir versprochen. . . Sie haben mir Ihr Wort gegeben!‘

Wladyslaw fuhr mit der Hand durch sein Haar und rieb dann seine Stirn. ‚Ich habe es versprochen, weil Sie es verlangten, aber wozu?‘ sagte er endlich.

Fräulein Anney erblaßte; ihre Lippen zuckten eine Weile, als ob sie vergeblich die Worte auszusprechen versuchten; erst nach einer Weile antwortete sie:

‚Weil ich — einst — nicht Anney hieß.‘

‚Sie hießen nicht Anney?‘

‚Ich bin Hanka Skibianka —‘

Krzydi stand auf, taumelte wie ein Betrunkener und schaute sie mit irrem Blick an.

Sie aber fügte flüsternd hinzu: ‚Junger Herr, ich bin es — — aus der Mühle . . .‘ Und leise rannen Tränen über ihr bleiches Gesicht.

(Schluß folgt.)

Velazquez / Von Karl Voll

Der größte spanische Maler ist Don Diego Velazquez gewesen. Heuer werden es 250 Jahre, daß er gestorben ist, und noch immer mischt sich in die laute Bewunderung auch ein Klang des Zweifels an dem Werte des Meisters. Das war schon zu seinen Lebzeiten der Fall, und wir hören heute nicht ohne stille Heiterkeit, daß die österreichischen Habsburger gar nicht zufrieden mit den Bildnissen waren, die Velazquez von ihren spanischen Vettern machte. Seine Arbeit war ihnen nicht sauber genug. Solcher Widerspruch der Lebenden gegen ein ungewöhnliches Genie darf uns nicht wundern und ist auch ganz natürlich. Aber erstaunlich ist es, daß gegen Velazquez heute noch geeifert werden kann, nachdem sich — was ja keineswegs bei allen alten Meistern der Fall ist — die Meinung über ihn geklärt hat; besonders erstaunlich ist es, daß gerade von einem Manne vor kurzem der Widerspruch gekommen ist, den man doch ohne weiteres als Freund des Velazquez voraussetzen sollte. Meier-Gräfe hat versucht, den großen Hauptmeister Spaniens, den echt nationalen Velazquez zu entthronen und an seine Stelle einen in Spanien eingewanderten Schüler des Tintoretto, den auf Kreta geborenen Theotocopuli, der unter dem Namen Greco jetzt weltbekannt ist, zu setzen. Sehr viel Anklang hat dieser Versuch nicht gefunden: aber er ist nicht unbeachtet geblieben und hat jedenfalls insofern Bedeutung, als das schon in Meier-Gräfes Buch sehr stark auf Greco gerichtete Interesse unserer Kunstgelehrten und Sammler sich fast in gefährlicher Weise auf den allerdings sehr interessanten Griechen wendet und immerhin etwas von Velazquez abgelenkt wird. Man wird jedoch wohl nicht befürchten brauchen, daß diese Entgleisung dauernden Schaden anrichtet, und so wird es sich empfehlen, nach wie vor Velazquez als den größten unter den Malern seines Volkes zu betrachten.

Die Spanier haben im 17. Jahrhundert ein eigenartiges Geschick gehabt. Während sie ihre politische Bedeutung verloren und auch sonst in ihrer nationalen Wohlfahrt großen, heute noch nicht verwundenen Schaden erlitten, hat damals ihre Kultur in Malerei und Literatur eine Periode edelster Blüte erlebt. Ribera, Murillo und Velazquez, Lope de Vega, Cervantes und Calderon sind nur einzelne Namen aus einer Reihe glänzender Erscheinungen. Die Energie und Straffheit, die so lange vorher Spanien als Kriegsmacht zur Vorherrschaft in Europa berufen hatte, war nicht gebrochen, sie hatte sich nur einem anderen Gebiete zugewandt. Wenn das reichbegabte, sehr sympathische Volk trotzdem soweit ruiniert wurde, wie große Völker überhaupt werden können, dann hat das seinen Grund in unglückseligen Verkettungen, denen die Menschheit früher mehr ausgesetzt war als heute.

In diese trotz allen politischen Mißgeschicks so große Zeit fällt die Tätigkeit des Velazquez, die, bescheiden anfangend, allmählich und in bewundernswert logischer Entwickelung den Künstler zu den höchsten Ehren führte, die die Lebenden und die Nachwelt ihm zuerkennen konnten. Er ist in dem heute noch halb orientalischen Sevilla geboren, in einem alten Kulturland, und hat das größte Glück gehabt, einen vielleicht etwas pedantischen, aber doch sehr vernünftigen Lehrer zu finden in jenem Pacheco, der dann sein Schwiegervater und Freund wurde.

Wenn jede große Meisterschaft immer nur in strenger Schulung zu gewinnen ist, so wird es uns nicht wundern, daß Velazquez, der in dem Jahrhundert der hochentwickelten malerischen Bravour ein Künstler von einer selbst



Velazquez/Papst Innozenz X.

damals auffallenden Leichtigkeit und Sicherheit des Schaffens wurde, seine Frühzeit in höchst peinlich durchgeführten Studien verbrachte. Er ging nicht umsonst aus dem spanischen Realismus hervor, der mehr als irgend ein anderer darauf bedacht war, in dem Kunstwerk scharfe Wahrheit in herber Form zu geben. Es war nun die Aufgabe, die Velazquez zu lösen hatte, die Herbigkeit dieser bis dahin spröden und starren spanischen Kunst aufzulösen und doch die realistische Wahrheit beizubehalten. Er hat das in der Tat geleistet, und in so bewundernswerter, ewiggültiger Form, daß bis auf den heutigen Tag seine großen Werke immer wieder als Muster gelten konnten. Er war ein typischer Barockkünstler, und doch haben die Rokokomaler den Anschluß an ihn gesucht bis zu Goya, der so sehr viel von ihm gelernt hat. Und wie viel ihm der französische Impressionismus, endlich auch die neuere deutsche Malerei verdanken, das ist heutigentags noch gar nicht abzusehen. Seine Kunst steht noch immer lebendig im Entwickelungsgang der Malerei: von wie wenigen der alten Meister, selbst von denen des 17. Jahrhunderts, kann man das sagen!

Nachdem Velazquez in der strengen Schule seines Schwiegervaters die wohl schwer errungene Meisterschaft erlangt hatte, ging er noch als sehr junger Mann nach Madrid, und hatte nach einem fehlgeschlagenen Versuch bald das Glück, unter die Künstler vom Hofe Philipps IV. aufgenommen zu werden. Er kam damit in eine höchst kunstverständige Umgebung, wo alte und lebende Kunst im großen Stil gepflegt wurde, und damit war noch der Vorzug verbunden, dessen Wert allerdings mehr wie der einer zwar gesunden, aber sehr bitteren Arznei betrachtet werden darf: daß er sich mit einer Schar ehrgeiziger, skrupelloser Künstler in die Gunst des Königs teilen mußte. Der Platz, an den er gestellt wurde, war wohl schön, war aber gegen ränkesüchtige Konkurrenten zu behaupten, und so hatte Velazquez nach der harten Schule des Handwerks auch die doppelt harte des Lebens am Hofe zu durchlaufen. Es ist hier nicht der Platz, davon eingehend zu sprechen: es mag genügen, daß Velazquez in nicht gar langer Zeit tatsächlich der erste Maler des Königs wurde, und daß er diese Stelle allein auf Grund der Überlegenheit seiner Werke erlangte.

Die Elemente der spanischen Kunst, auf die er, abgesehen von seiner persönlichen Eigenart, seinen Stil aufzubauen hatte, waren nicht rein national. Spanien hatte bis dahin zwar einzelne ganz tüchtige Künstler hervorgebracht, aber es war sowohl in Hinsicht der Personen wie der Ideen auf Import angewiesen: niederländische und vor allem italienische Maler wanderten in langer Reihe aus den großen Kunststädten Europas nach Madrid, und so kam zu den vorzugsweise auf virtuose Technik gestellten nationalen Eigentümlichkeiten auch noch der Einfluß der italienischen, besonders der venezianischen Renaissance. In der Tat hat Velazquez seine koloristische Anschauung an den Werken des oben erwähnten Tintorettoschülers Greco gebildet, von dem er auch mancherlei für das Arrangement der Bilder übernommen hat: aber alles, was er von italienischen Malern seiner Zeit und von den ungeheueren Kunstschätzen in den Madrider Sammlungen lernen mochte, durfte sich doch nicht mit dem Nutzen messen, den ihm ein Aufenthalt in Italien und vor allem in Venedig gewähren konnte.

Die Mittel und die Erlaubnis zu einer solchen Studienfahrt erlangte er durch ein Bild, mit dem er nicht nur die Zufriedenheit des Königs, sondern einen heute noch andauernden Weltruf erwarb. 1628 malte er ein mytholo-

gisches Bild Bacchus und seine Begleiter, aber die Auffassung entspricht so wenig der der antiken Mythologie und Kunst, daß das höchst interessante Bild den Titel ‚Los Borrachos‘ oder ‚Die Trinker‘ erhielt, unter dem es zu allen Zeiten als ein Hauptwerk der spanischen Kunst angesehen worden ist.

Diese Abänderung des Titels ist symptomatisch für den Wandel des Stils der Kunst im allgemeinen. Aus der heroischen Renaissance geht es hinüber in das zwar prunkvolle, aber auch sehr realistisch gestimmte 17. Jahrhundert. Die Szene hat für uns etwas Burleskes. Der keineswegs in antiker Ephebenschönheit strahlende Bacchus ist ein angeschwemmter Zecher, und die Kumpane, die sich mit tollem Humor zu ihm gesellt haben, sind charakteristische, zum Teil recht wüste Typen aus dem modernen spanischen Volke. Diese Drastik hat ihr Gegenstück im Don Quijote und in Shakespeares Heinrich IV., die ja beide etwas früher entstanden sind, aber derselben wildgenialen Zeitstimmung angehören. Man hat damals gegen das Fortschleppen überlebter Formen geradeso protestiert, wie sich im 19. Jahrhundert Daumier und Offenbach über die hochmütigen, aber lendenlahmen Nachbeter der Antike mokiert haben.

Es handelt sich dabei nicht etwa um rein kulturhistorische Fragen, obschon sie gewiß auch hereinspielen, sondern das Wesentliche ist die künstlerische Neuerung. An Stelle der aus dem Studium der Antike geholten und durch anatomische Untersuchungen wissenschaftlich begründeten Korrektheit des Stiles vom Ende des 16. Jahrhunderts soll die unmittelbar aus dem Leben geschöpfte, rein künstlerisch empfundene Wahrheit treten. An Stelle der übermäßig rund modellierten Gestalten, die auch im Gemälde wie Statuen wirkten, trat eine mehr malerische Auffassung, und diese ist nun der eigentliche Kern der Neuerung. Die spanische Kunst geht zu einem Stil über, der das Bild auf Farbe stellt. Man kann das auch an den Borrachos schon sehen, doch ist hier die koloristische Qualität noch nicht so groß wie die Feinheit der ungemein flüssigen und trotz aller Bestimmtheit schon sehr leichten Zeichnung. Das Bild hatte den verdienten großen Erfolg, und der König willigte ein, daß Velazquez eine Studienfahrt nach Italien machte.

Es ist ja gewiß, daß Velazquez das Beste seiner Kunst sich selbst und seinem Volke verdankt, und doch darf man sagen, daß diese Reise nach Italien ein künstlerisches Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung war; denn erst durch sie wurde der Stil des Künstlers reif und erhielt jenen Schliff, den man Kultur nennt, und ohne den man nicht von höchster Kunst sprechen darf. In gewissem Sinne ist damit ja eine Beeinflussung konstatiert, aber doch nur in der Art, daß Velazquez sie sich gern gefallen ließ, sie gewissermaßen selbst gesucht hat. Wir können das dadurch dartun, daß, kurz ehe er die italienische Fahrt angetreten hat, er viel mit Rubens, der damals fast ein ganzes Jahr in Madrid gewesen war, zusammengewesen ist, und daß er von diesem erfahrenen und schon weltberühmten Meister nichts angenommen hat. Velazquez hat sich seine Selbstbestimmung völlig gewahrt. Wenn er von anderen Künstlern lernte, so hat er sich solche ausgesucht, die seinem Wesen entsprachen, und er hat keine Einzelheiten aus ihrem Stil oder aus ihren Werken übernommen, sondern nur Anregungen ausgesucht: er hat mit einem Wort seinen Stil verfeinert durch das Studium der ihm zusagenden Künstler.

Das Welthistorische dieser Reise liegt nun darin, daß der Spanier die Grundsätze der venezianischen Malerei mit denen seiner nationalen Kunst ver-

band. Die Venezianer sind die letzten großen Renaissancemaler gewesen, und mit Tintoretto war das herrliche Geschlecht ausgestorben. Was unmittelbar nach diesem großen Fortsetzer von Tizians Werk in Venedig geschaffen wurde, war so sehr eklektische Epigonenkunst, daß man von einem Stillstand der Malerei in Venedig sprechen darf. Da ist es nun ein unendlich großes Verdienst, daß Velazquez die starken, für die Zukunft noch wirksamen Prinzipien der Venezianer des 16. Jahrhunderts aufnahm und sie mit den Tendenzen der gerade aufblühenden spanischen Kunst verband. So wurde der Zusammenhang des realistischen Stils vom 17. Jahrhundert mit der glänzenden vornehmen Malerei des 16. Jahrhunderts gewahrt, und wenn Tizian, Veronese und Tintoretto auch nicht gerade in ihrer Heimat selbst Nachfolger fanden, die ihrer würdig waren und ihre Lehre verstanden, so haben sie eben doch in Velazquez einen Nachfolger gefunden, der ihnen ebenbürtig war und ihre Arbeit weiter fortsetzte. Der Spanier hat auf seine Weise das getan, was Rubens leistete, als dieser, nicht ohne lebhafte Erinnerung an Tizian und die anderen Venezianer, die zweite Blüteperiode der flämischen Malerei inaugurierte. Gerade eine solche Parallele zeigt, wie sehr Velazquez' Tätigkeit im Zusammenhang mit der allgemeinen Kunstgeschichte aufgefaßt werden muß.

Velazquez hatte sich zunächst nach Venedig gewendet, wo er seine besondere Freude an Tintoretto hatte, dann ging er aber auch für einige Zeit nach Rom. Er hat in Italien viele Studien gemacht, wohl auch manches fertige Werk geschaffen. Soweit wir sie noch besitzen, können wir fast mit vollkommener Sicherheit sie als technische Neuerungen gegenüber dem Stile von des Künstlers früherer Zeit bezeichnen. Man hat wenig Mühe, die Bilder, die er vor seiner Fahrt nach Italien gemacht hat, von den späteren zu unterscheiden, aber auch in diesem Zusammenhang muß nochmal darauf hingewiesen werden, daß Velazquez sich seine Selbständigkeit gewahrt hat. Vor seiner italienischen Reise sehen seine Werke wohl anders aus als früher, aber sie sehen nicht italienisch aus. Sie sind leichter und freier geworden, viel glänzender in der Farbe und viel feiner in ihrer Formenanschauung.

Am besten sieht man die Wandlung an einem mythologischen Gemälde, der ‚Schmiede des Vulkan', die geistig auf dem gleichen Boden steht wie der oben besprochene Bacchus. Aber künstlerisch hat sich vieles geändert: schon rein äußerlich haben sich die Formen gewandelt. An Stelle der groben, untersetzten Gestalten der Borrachos sehen wir lange, sehnige, biegsame Figuren, zweifellos die Abkommen der Gebilde des Tintoretto. Aber hier stellt sich nun das schönste Zeugnis dafür ein, daß wir es bei Velazquez wie auch bei Rubens mit Männern zu tun haben, die das Erbe der alten Meister nach ihrem Sinn verwalteten, die das Absterbende ausrodeten und das Zukunftsvolle weiterentwickelten.

Tintorettos Figuren sind gemeinhin in unglaubwürdig langen und schmalen Verhältnissen gehalten, so daß sie von einem gewissen Manierismus in der Form nicht freizusprechen sind. Greco hat diese Mißproportionen gar noch in das Bizarre getrieben: nun erkennt wohl Velazquez, welch vornehme Auffassung all diesen Übertreibungen zugrunde liegt, und er nimmt die Figuren der genannten späteren Venezianer in seinen Kreis auf, aber er rückt die verrenkten Verhältnisse wieder zurecht. Ähnliches, allerdings auf seine Weise, hat Rubens getan, und beide haben gezeigt, wie man lernen und seine Freiheit bewahren soll.

Es ist eine merkwürdige Szene, die Velazquez geschildert hat. Der Gott der Esse steht als rüstiger, aber doch wohl etwas spießbürgerlicher Handwerksmann halbnackt mit den auch nur schwach bekleideten Gesellen in der heißen, düsteren Schmiede. Da kommt ein junger, göttlicher Bote und verkündet ihm mit ungeschickt ehrlichen Worten sein Mißgeschick; aber ehe die Botschaft noch ganz ausgerichtet ist, trifft den Unheilkünder ein so wütender Blick des Alten, daß er entsetzt zurückprallt und nur noch mit stotternder Stimme seine Worte zu Ende bringt. Der Bote selbst wird eine lächerliche Figur, und so werden alle, die in der Schmiede sind, ein Gegenstand des kaustischen Humors dieser echt spanischen Kunst. Der göttliche Hahnrei selbst kann uns in seinem bloß halb berechtigten Grimm nur erheitern: wer so aussieht und sich so benimmt, darf nicht glauben, daß Aphrodite ihm hold und gar treu sei. Die Gesellen aber, die ihre Gefühle über die Untat der Frau Meisterin, je nachdem sie nahe oder fern bei Vulkan stehen, in verwunderten oder frechen Mienen äußern, sind erst recht kostbare Typen. Wenn man so will, kann man sagen, die Trinker des Velazquez verhalten sich zur Schmiede des Vulkan wie ein Stück von Marlowe zu einem von Shakespeare. Es ist reife Kunst, was wir hier sehen, und dem entspricht nun auch der wundervolle Glanz der Malerei, den Velazquez hier wohl nicht gerade zum erstenmal entfaltet, aber eben doch recht besonders auffallend zeigt. Die Trinker hatten ihn noch nicht annähernd so fein und wirksam.

Die gleichen Vorzüge finden sich in den mit Recht berühmten Landschaften aus der Villa Medici, die der Prado aufbewahrt. Die eine, die wir hier abbilden, scheint ein unmittelbarer Vorläufer der Kompositionen des Corot zu sein, die andere aber in ihrer geistreichen und bei aller Knappheit so vielsagenden Art der skizzierenden Behandlung reicht fast unmittelbar an die Impressionisten des 19. Jahrhunderts heran.

Noch viel schöner ist freilich das Selbstbildnis, das vollkommen ausgeführt ist und wie ein Hauch gemalt ist. Es ist unglaublich, daß derselbe Maler, der kurz vorher noch so resolut an alle Details herangegangen war, nun eine solche Kraft und Fülle der Formen und des Ausdrucks mit einer Technik herausbringen konnte, die nur das große Ganze gibt.

Von jetzt ab gehörte der Künstler dem Könige ganz und gar. Er wird immer enger an den Hof gefesselt, bekommt lästige Ämter, die man schon im Mittelalter und auch nach Velazquez den Malern gern übertrug. Er hatte alles zu leisten, was irgendwie dazu beitragen konnte, dem Leben am Hofe künstlerischen oder festlichen Schmuck zu geben, auch wenn seine Kunst als Maler dabei gar nicht in Anspruch genommen wurde. Aber natürlich kam diese hauptsächlich in Betracht, und uns interessiert sie jetzt am meisten. Er wurde immer mehr der reine Hofmaler, und hier offenbart sich die Reinheit seiner Kunst aufs schönste und auch aufs großartigste; denn obschon Velazquez an einem in der Etikette erstarrten Hofe lebte, so wurde sein Stil immer mehr ganz echt menschlich, immer freier und schlicht persönlich.

Kein Werk kann uns das besser zeigen als das Hauptbild seiner mittleren Zeit: die berühmte Übergabe von Breda. Es ist ein Geschichtsbild von sehr bedeutendem Umfang, und doch ist es weniger unter dem Titel bekannt, der auf die verherrlichte Handlung Bezug nimmt, als unter der einfachen, farblosen Bezeichnung: die Lanzen. Gewiß ein höchst bemerkenswerter Umstand, zumal, wenn man bedenkt, daß Velazquez als ein echter Hofmaler des Barocks

mit viel demonstrativem Prunk jenen Moment dargestellt hat, wo der große spanische Feldherr aus den Händen seines nicht minder großen Gegners Justinus von Nassau nach sehr langer Belagerung die Schlüssel der Stadt Breda in Empfang nimmt. Die Truppen sind in der weiten Ebene zur Parade aufgezogen; vor den versammelten Offizieren neigt sich Spinola voll der edelsten Courtoisie zu dem sich, wie es sich nun einmal schickte, tief verbeugenden Gegner und läßt sich die Schlüssel überreichen. Es ist ein Moment von geschichtlicher Bedeutung, ein Ehrentag für die tapfere spanische Armee, die Gestalten der Feldherren haben hier ein ganz besonderes Interesse, weil sie der Maler in unvergleichlich ritterlicher Auffassung so durchaus als ebenbürtig und gleichwertig behandelt hat: und trotz alledem, auch trotz des ungemein wichtig geschilderten Prunkes der Hof- und Staatsaktion hat man dem Bilde den Titel ‚Die Lanzen' gegeben, nach einer Truppe von Soldaten, die zur Ehrenwache aufgezogen sind und etwas auf der Seite stehen.

Damit will man natürlich dieser kleinen Schar keine besondere Aufmerksamkeit schenken, damit ist nur der Blick auf die Tatsache gelenkt, daß so, wie in dem Künstler, auch beim Beschauer das Interesse an der prachtvollen Malerei noch größer ist als an dem geschichtlichen Vorgang. In der Tat ist es etwas höchst Frappantes, die Lanzen der eng gedrängten Piketts so stolz und drohend in die Lüfte starren zu sehen und dann durch das von ihnen gebildete Gitter hindurch den Blick in die weite dunstige Ebene zu senden, die Velazquez mit unnachahmlicher Kunst in der Tiefe ausgebreitet hat, zur Erheiterung für das Auge und auch zur Erleichterung der Komposition, die sonst wohl etwas zu schwer sein würde.

Man muß sich dabei dessen bewußt sein, daß diese Ebene den Plan der Operationen der spanischen Armee darstellt, und daß sie das ist, was wir so oft auf den dürren topographischen Aufrissen sehen, wenn in alten Holzschnitten und Kupferstichen dem Volke ein vielleicht wahrheitsgetreues aber eben nur gegenständlich interessantes Abbild jener Gegenden geboten wird, wo sich die schweren Belagerungskämpfe abgespielt haben. Das heißt aus ödem Boden ein Paradies schaffen, rein durch die Kunst im allgemeinen und dann im besonderen durch den Zauber der schönsten Farbe, die je für ein Historienbild verwendet worden ist.

Das mächtige Gemälde ist rund zehn Jahre nach den Borrachos entstanden und einige Jahre vor der Nachtwache von Rembrandt. Es gehört also der ersten Blütezeit des Velazquez und des Barocks an. So ist es unvermeidlich gewesen, daß der Künstler die schweren Akzente aufsetzte, die ein Mann von solcher Ausdruckskraft in einer so das Genialische betonenden Zeit bringen mußte. Alles ist auf den breiten Effekt gestellt. Man sehe nur das schwere flandrische Kriegspferd, das auf der rechten Seite des Bildes steht. Wie gewaltig ist sein Eindruck an sich und wie führt es im vollen Sinn des Wortes in die Tiefe hinein. Gerade so breitspurig ist die Haltung der Soldateska, die sogar in gewisser Hinsicht etwas äußerlich aufgefaßt ist und sich weniger um das doch für sie sehr interessante Schauspiel der Begegnung der beiden Feldherren kümmert, sondern sich mehr oder minder angelegentlich mit dem Publikum, d. h. mit den Beschauern des Bildes befaßt. Das ist der theatralische Zug des Barocks, dem auch Velazquez nicht ganz ausweichen konnte.

Die erwähnte Ritterlichkeit der Gesinnung hat auch einen Hauptzug in der Porträtkunst des Meisters geliefert. Er war berufen, der Hofmaler Phi-

lipps IV. zu werden und hat dabei keinen einzigen der üblen Züge, die sonst bei Hofmalern nicht selten zu finden sind. Er hat der Majestät alles Recht gegeben, wie das nur ein Mann von echt vornehmer Gesinnung tun konnte, der ja selbst aus adeliger Familie stammte und dem Ehrfurcht vor dem durch Gottes Gnade auf den Thron gelangten Herrscher im Blute lag: aber weil es nun solch ganz reine, in jeder Hinsicht untadelige Noblesse der Gesinnung war, darum brauchte sich auch der Künstler nichts vergeben, und er durfte es wagen, den König ohne jede Schmeichelei, in rücksichtsloser Ehrlichkeit zu malen und nur auf die Erfordernisse seiner Kunst zu achten. Er hat nie aus seinem Herrscher, der nun einmal ein schwacher Mensch war, einen Helden gemacht, aber er hat niemals übersehen, welche große ererbte Kultur in dem Nachkommen so großer Fürsten wie Karl V. und Philipp II. war. Das berühmte Wort des gleichzeitigen englischen Königs: A king must be a gentleman hat auch für die Auffassung gegolten, die Velazquez seinen Königsbildern zugrunde legte.

Es gibt aus dem Jahrzehnt der Übergabe von Breda eine stattliche Anzahl von Bildnissen des Königs, seines Bruders und seiner Kinder, die alle im engsten Zusammenhang mit der Übergabe von Breda stehen. Sie zeigen die Mitglieder des königlichen Hauses als Jäger im Freien stehend, gewöhnlich in Begleitung eines Hundes. Dieser Typus stammt aus dem 16. Jahrhundert und war Velazquez von mancher herrlichen Schöpfung Tizians her wohl bekannt. Aber gerade weil Velazquez am Schema so wenig geändert hat, sieht man, welche Bedeutung der neue Geist hat, den er in die alten Formen goß. Er blieb beim allgemeinen Rahmen stehen, aber dachte gar nicht daran, mit Tizian zu konkurrieren, dachte auch gewiß nicht daran, ihn zu verbessern. Er fuhr einfach da fort, wo sein großer Vorgänger, der ja in gewissem Sinne auch spanischer Hofmaler gewesen war, aufgehört hatte. Diese großen Fürstenporträts von Tizian sind so schwere, hochgestimmte Repräsentationsstücke, wie sie die Renaissance nur hervorbringen konnte. Velazquez hat die Schwere weggenommen. Ohne daß er irgendwie etwas Populäres in die Auffassung gebracht hätte, so wie wir das späterhin bei den oft etwas spießbürgerlichen Fürstenbildnissen des Rokoko sehen, hat Velazquez doch zu sehr als Realist vom 17. Jahrhundert gefühlt, um nicht die heroische Feierlichkeit von Tizians Pracht mit einer ruhigen, rein gegenständlichen, aus der Schönheit der Landschaft genommenen Stimmung zu vertauschen. In der Tat sind es die weiten, hellen, blauschimmernden Landschaften, die diesen Jägerbildnissen ihre kunstgeschichtliche Bedeutung oder sagen wir lieber ihren künstlerischen Wert geben. Alles ist echter und dadurch noch lebensvoller als bei Tizian, und wenn die Farbe nicht die altvenezianische Glut hat, so hat sie dafür die Reinheit der Natur.

Wie schön nun auch immer diese Fürstenbildnisse sind, so ist das schönste der Gruppe doch ein merkwürdig kapriziöses und dabei sich ganz selbstverständlich darbietendes Porträt des Infanten Balthasar Carlos. Der Prinz, der erst vier Jahre alt ist, sitzt auf einem zwar kleinen, aber doch schon etwas schweren Pferd und hält den Kommandostab in der Hand. Vor dem Forum der Vernunft kann nichts lächerlicher sein als dieses zu einem Feldherrn aufgeputzte Kind, und doch gehört das Bild zu den Wunderwerken der Kunst durch seine auch wieder von der freien Natur geholte herrliche Frische der Farbe und dann allerdings auch durch eine weitere Eigenschaft, von der zu reden nicht länger verschoben werden kann. Das Bild ist ein Gedicht. Es hat eine ungewöhnlich

poetische Haltung: alles was Velazquez' Gemälde früher an witzigen Einfällen zeigen konnten, all seine humoristische Schärfe ist jetzt einer ungemein herzlichen Freude und Wärme gewichen. Er lacht noch immer, aber es ist die reinste Freude, die man sich denken kann: er freut sich über die noch ganz unbewußte Jugendlust des Kindes.

Er hat kein Virtuosenstück geschaffen, als er dieses Prinzenbild malte, und wenn man irgendwo sehen kann, daß Velazquez mehr als ein kühler Beobachter war, dann wird man es hier sehen können. Es ist nicht wahr, daß er, wie in der letzten Zeit so oft gesagt wird, ein phantasieloser Kopist der Natur gewesen sei. Er hat vielmehr im Gegenteil sich so wenig wie die anderen großen Meister darauf eingelassen, nur ein Faksimile der gesehenen Erscheinung zu geben.

Wir haben noch andere Belege dafür, daß es bei der Kunst des Velazquez sich um einen Stil von höchster, fein auswählender Kultur handelt: ich meine seine berühmten Narrenbilder. Er war nicht umsonst Hofmaler. Zu seinen Aufgaben gehörte es, im Gemälde die häßlichen, widerwärtigen und boshaften Zwerge und Kretins, auch Witzbolde festzuhalten, mit denen der König sich zu umgeben liebte, weil die Sitte der Zeit es verlangte. Solche Zwerge waren wichtige Persönlichkeiten an den Höfen, und man legte auf ihren Besitz mehr Wert als darauf, den Fürsten mit geistreichen Männern zu umgeben. Diese Jammergestalten mußte Velazquez malen, eine Aufgabe, die übrigens schon manchem seiner Vorgänger gestellt worden war. Er hat gewiß nichts Herabwürdigendes darin gefunden und mag als Maler sogar manchmal mit besonderer Freude die reich und kostbar gekleideten Gestalten als Modell vor sich gesehen haben. In der Tat hat er auch gerade in diesen Narrenporträts exquisite Meisterwerke seiner doch ohnehin auf delikaten Geschmack gestellten Kunst geschaffen.

Hier stellt sich nun eine merkwürdige Verbindung von reiner Malerfreude mit edelster Humanität der Auffassung ein, wie sie nur in ganz ausgewählten Werken der größten Meister zu finden ist. Die hilflosen Kretins mit ihren unförmlichen Leibern, auf denen wohl auch einmal als unrühmlicher Abschluß ein blöder Wasserkopf sitzt, die traurigen Idioten mit ihren ausdruckslosen Gesichtern, die bösartigen Gnomen mit ihren stets aufgeregten, haßerfüllten Mienen, diese ganze vielgestaltige Schar, deren traurige Eigenschaften hier nicht alle aufgezählt werden sollen, gaben ihm Studien von äußerst mannigfaltiger Abwechslung. Er läßt den einen im goldstrotzenden Kostüm neben einem großen Hunde stehen, den andern, der sich im lächerlichen Größenwahn verzehrte, stellt er in höfischer Tracht neben kostbare funkelnde Teile fürstlicher Rüstungen und nennt ihn Don Juan d'Austria, die andern hocken am Boden wie kleine Kinder: alle aber sind sie von prachtvollster Farbe, gleichviel ob er das eine Mal das Kolorit in vollem ungebrochenem Reichtum und in breiten Flächen entfaltet, oder ob er sein berühmtes silbernes Grau schimmern läßt, oder ob er auf impressionistischer Weise in leicht verteilten Farbenflecken den Glanz eines goldgestickten Brokats aufleuchten läßt.

Er hat alle Mittel seiner Kunst aufgeboten, um die Jämmerlichkeit des Sujets vergessen zu machen: aber das ist das Wunderbare, daß er trotzdem nichts verschwiegen hat. Er, der nicht einmal seinem Könige geschmeichelt hat, gab sich natürlich nicht dazu her, aus den Hofzwergen etwas anderes zu machen, als sie eben waren. Er gibt jeden in seiner besonderen Art, den Blöden als Idioten und den Boshaften als gefährlichen Gesellen: aber für sein Werk als

Gemälde nimmt er nur die malerisch wertvollen Teile des Kostüms und der eigenartigen Bewegungen und Stellungen. Gerade dadurch nun, daß er alles gibt, wie es ist, wird ihm der an sich undankbare Stoff eine Gelegenheit, um zu zeigen, daß selbst das Häßliche in die Domäne der reinen, erfreuenden Kunst gezogen werden kann.

Allerdings kommt nun dazu die oben erwähnte humane Auffassung, die so außerordentlich beruhigend wirkt. Der malerische Reiz allein ist es nicht, der den Wert dieser wunderbaren Gemälde bedingt. Sie danken ihre Wirkung zum nicht geringen Teile auch der warmen Empfindung, mit der sie gemalt sind. Wie leuchtend schön sie auch sind, so spürt man doch gerade bei den Porträts der ganz Verblödeten, nicht nur körperlich Zurückgebliebenen, daß Velazquez diese Zerrbilder des Menschen mit unendlichem Mitleid betrachtet hat. Es ist, als ob er ihnen gewissermaßen im Bild einen Ersatz für all das hätte geben wollen, was ihnen das Leben schuldig geblieben war. Nur selten bewies er, der sich allerdings manchesmal als ein ungemein warm empfindender Künstler gezeigt hat, solch ein sympathisches Mitgefühl, und dieser Umstand gibt nun eben wie das vorhin besprochene Prinzenporträt den Beweis für des Meisters Art, sich von dem darzustellenden Stoff innerlich packen zu lassen.

Aus dem Leben von Philipps IV. Vater wird eine Geschichte erzählt, die zwar oft zitiert wird, aber auch hier nochmal gestreift werden soll. Philipp III. stand eines Tages an einem Fenster seines Palastes. Da sah er im Hof einen Mann, der in einem Buche las und aus vollem Herzen lachte. Der König aber sagte: ‚Entweder ist dieser Mensch verrückt oder er liest den Don Quijote.‘ Die Höflinge untersuchten den Fall eifrig, und wirklich hatte der König recht. Der Mann, der seiner Majestät ein solch ungewohntes Schauspiel gegeben hatte, las in Don Quijote. Welch ein ödes Leben muß an diesem Hof geherrscht haben, und das war zu Velazquez Zeiten kaum besser geworden. Da haben wir auch allen Grund anzunehmen, daß es ihn, der durch seinen Dienst besonders eng in die Maschen des steifen Hofdienstes verstrickt war und der doch das Leben auch von seinen heiteren Seiten zu fassen wußte, recht danach gesehnt hat, etwas Abwechslung zu erfahren. Zwanzig Jahre nachdem er seine erste, für seine künstlerische Entwicklung so wichtige Reise nach Italien gemacht hatte, ging er zum zweitenmal dahin.

Welch ein Unterschied in seiner Stellung gegen die Zeit seiner lernbegierigen, stoffhungrigen Jugend! Damals galt er als ein Novize, jetzt war er ein Meister, dem sich alle seine Kollegen beugten und der seinetwegen, nicht weil er im Auftrage des Königs kam, alle Türen offen fand.

Es scheint, daß er auf dieser Reise weniger gemalt hat als auf der ersten. Aber so wie er damals die Anregung zu der Schmiede des Vulkan gewann und die denkwürdigen Landschaften malte, so war es ihm nun beschieden, eines der bedeutendsten Werke der Kunstgeschichte zu schaffen: das Porträt des Papstes Innozenz X., das noch heute im Besitze der päpstlichen Familie ist und im Palazzo Doria als eines der schönsten Kunstwerke von ganz Rom hängt.

Der Papst des Velazquez ist in seiner Art auch ein charakteristisches Merkmal für die Schlichtheit des Künstlers. Er hatte hier eine Aufgabe vor sich, die fast noch ehrenvoller war als die ihm von seinem Hofamte gesteckten. Er malte das Bild vor einem ganz anderen Publikum, auch vor einem viel zahlreicheren; denn es war das Jubeljahr von 1650, das Velazquez nach Rom

gelockt hatte, und eine ungeheure Menge von Menschen strömte damals in der ewigen Stadt zusammen. Aber Velazquez ließ sich dadurch nicht beirren und aus dem gewohnten Geleise bringen. So wie man bis dahin Päpste und hohe Kirchenfürsten gemalt hatte, malte er auch das Bildnis von Innozenz X. Er gab gar keine neue Nuance dazu, weder in der Farbe noch im Arrangement. Alles ist beim Alten geblieben; nur im besonderen glaubt man in der Gesamterscheinung eine Erinnerung an ein jetzt nach Amerika gewandertes Bildnis von der Hand des Theotocopuli zu spüren. Trotzdem daß er sich gewissermaßen keine besonderen Wünsche zugebilligt hatte, ist sein Porträt das typische Papstbildnis geworden, das auch noch die bekannten Werke der Renaissance in den meisten Beziehungen übertrifft. Und alles, was uns an dem berühmten Gemälde begeistert, wird als ein Werk seiner Hand bewundert. Man denkt nicht mehr daran, daß jahrhundertelange Tradition den Kanon für das Papstbildnis festgestellt hatte, man spricht nur von dem Geist des Velazquez, von der Größe seiner Kunst und von der außerordentlichen Leichtigkeit seiner Technik und läßt eben nur sein Verdienst gelten. Wenn er sich nach der bramarbasierenden Art der damaligen italienischen Künstler bemüht hätte, durch irgendeine auffallende Künstelei aus dem Porträt einen Schlager zu machen, so wäre es wohl vergessen wie die meisten andern. Aber daß er so gar nichts tat, was den Künstler als einen eigenartigen Meister zeigen sollte, das gibt dem Porträt die Natürlichkeit der Empfindung, das gibt ihm auch jene Konzentration, aus der dann in aller Einfachheit, aber mit so ungeheurer Kraft das berühmte Porträt hervorging.

Es gibt eine Legende, die noch heute in Künstlerkreisen spukt, Velazquez habe das Bildnis des Papstes in wenigen Stunden ‚heruntergehaut'. Das ist unrichtig und ist auch ganz unmöglich. Zunächst scheint er sich in mancherlei Studien nach Innozenz und anderen Personen erst eingearbeitet zu haben. Eine solche Studie, die sich in der Petersburger Galerie befindet und von den zahlreichen Varianten die beste ist, die auch wohl allgemein als eigenhändig angesehen wird, bilden wir hier ab.

Aber abgesehen von solchen Vorarbeiten hat Velazquez offenbar an dem Bilde selbst mit Bedacht und Behutsamkeit gearbeitet. Man sieht z. B. deutlich, daß er nach der Gewohnheit, die auch Tizian hatte, das Gemälde halbfertig hat ruhen lassen und daß er es erst nach einiger Zeit vollendete. Darauf mag die außerordentliche Überlegenheit beruhen, die das Charakteristikum des Bildes ist. Trotzdem zeigt so manche von dem Künstler eigenhändig angebrachte Korrektur, daß er, während das Porträt entstand, da und dort nicht gerade immer mit seiner Leistung völlig zufrieden war.

Innozenz ist, wie das Regel war, in seinem roten Ornat mit der roten Kappe auf einem roten Stuhle sitzend dargestellt. Man hat darum auch schon das Bild eine Symphonie in Rot genannt. Das mag insofern auch gelten, als die verschiedenen Nuancen vom Rot prachtvoll ins Gleichgewicht gebracht sind; aber das Weiß der Soutane spricht so stark mit, daß im genauen Sinn der heutigen Kunstanschauungen von Symphonie doch nicht gesprochen werden kann.

Das ist eben das Wunderbare, daß Velazquez den Totaleindruck, dem er seit seiner ersten italienischen Reise nachgegangen war, auch hier wieder in — es ist ohne Phrase gesagt — überwältigender Weise erreicht hat und doch die einzelnen Partien formal und farbig zu ihrem Rechte kommen läßt. Er gibt den Einklang nicht durch weiche Verdeckung der Gegensätze, sondern durch die Stärke,

die er jedem Gliede der Komposition oder des Gemäldes so sehr verleiht, daß jedes dem andern gegenüber sich behaupten kann.

Im 16. Jahrhundert hatte die Sprache der Kunstkenner einen besonderen Ausdruck für Ähnlichkeit: la terribiltà. Damit meinte man das, was wir überzeugend und sprechend nennen. Jenem alten Ausdruck lag eine gesunde Sinnlichkeit der Anschauung zugrunde. Ein recht gutes Bildnis wird immer etwas so überraschend Lebensvolles haben, daß man wohl von einer zunächst erschreckenden Wirkung sprechen darf. Es hat gewiß etwas seltsam Beunruhigendes an sich, daß gute Bildnisse so aus der Wand zu treten scheinen wie in den Märchen von Tausendundeiner Nacht die Geister plötzlich die Wand spaltend vor den Menschen erscheinen. Das ist auch beim Papste des Velazquez der Fall. Die Leibhaftigkeit der Erscheinung muß selbst einem sehr geübten Auge als etwas Ungewöhnliches auffallen. Sie beruht unter anderem auf jener Art der Anordnung, daß die räumliche Distanzierung der einzelnen Teile auf das klarste durchgeführt wird. Hier sei vorausgeschickt, daß Velazquez diese Klarheit der Raumwirkung benützt, um eine erstaunliche Plastik der Erscheinung zu geben, freilich in einer ganz anderen Art, als das nach den heute geltenden ästhetischen Begriffen über Raumbehandlung im Bilde der Fall sein sollte; denn wie klar die Distanzierung auch ist, so kann sie nicht so stereometrisch nachgewiesen werden, wie es die moderne Ästhetik verlangt. Velazquez gibt eine vollkommen runde Modellierung, aber in solch ausschließlich malerischem Charakter, daß unsere aus der Plastik und Architektur abgeleiteten Begriffe sich nicht auf sie anwenden lassen.

Oben wurde gesagt, daß in fast allen Beziehungen dieses Barockbildnis den bekannten aus der Renaissance stammenden Papstporträts überlegen ist. In einer aber steht es ihnen nach: das ist die Feierlichkeit der Haltung, die Stilisierung des Ganzen auf die große Form. Das ist kein Tadel und gilt nicht für Velazquez allein, sondern gilt für das Verhältnis des Barocks überhaupt zur Renaissance. Der Fortschritt zur größeren Schärfe, zur individuelleren Wahrheit und vor allem zur freieren malerischen Haltung mußte mit solchem Opfer bezahlt werden.

Velazquez ging bald, nachdem er dieses Hauptwerk seiner mittleren Periode fertiggemacht hatte, nach Spanien zurück. Er hat Italien nie wieder gesehen und wurde allmählich in immer engere, wohl auch immer lästigere Beziehungen zum Hofdienst gebracht. Die Reichhaltigkeit seiner künstlerischen Produktion, die bei seiner trotz aller Sicherheit und Gewandtheit doch sehr bedächtigen Schaffensweise ohnehin nicht sehr groß sein konnte, wurde dadurch sehr beschnitten, und doch haben wir keinen Grund, darüber zu klagen; denn was er von da ab schuf, ist nun erst recht ausgezeichnet durch Intensität der Anschauung und Empfindung. Alle seine glänzenden Eigenschaften entfalteten sich von jetzt ab in einer Weise, die man auch vor dem Papstbildnis nicht ahnen konnte. Freilich zeigen sie sich nicht immer in gleicher Stärke. So mag eine letzte Erinnerung an Venedig jene Venus sein, die vor einigen Jahren um einen ungeheuren Preis für die Londoner Nationalgalerie erworben wurde. Die junge Spanierin, die durch allerlei mythologische Attribute als Venus charakterisiert ist, kann doch als gar nichts anderes als eine Studie nach der Natur bezeichnet werden. Es ist eine unbekleidete Frau, die, auf ihrem Lager ruhend, dem Beschauer des Bildes den Rücken wendet und im Spiegel, den Amor ihr vorhält, ihr Antlitz prüft. Das Motiv ist von Tizian und auch von Veronese genommen, aber es hat den gleichen Fortschritt zur rein malerischen Anschauung

gemacht, von dem wir schon beim Papstporträt gesprochen haben. Diese Fortschrittlichkeit ist sogar so auffallend, daß man sagen darf, es sei hier schon der sehr deutliche Ansatz zur galanten Kunst des Rokoko erkennbar. Das Bild ist in letzter Zeit sehr mit Unrecht angezweifelt worden. Es wurde auf Grund einer angeblich zu sehenden Inschrift dem Schwiegersohn des Velazquez, dem Mazo, zugeschrieben, aber diese Zweifel hatten bei ihrer Haltlosigkeit das Gute, daß genauere Untersuchungen über die Herkunft des Gemäldes gemacht wurden, wobei sich dann der urkundliche Beweis für die eigenhändige Ausführung durch Velazquez ergab.

Die Hauptwerke seiner späteren Zeit sind aber außer den glänzendsten Porträts, die er überhaupt geschaffen hat, zwei Bilder, wo sich genremäßige Haltung und historischer Stil, scharf beobachtete Wahrheit und freie künstlerische Poesie in merkwürdiger Weise verbinden. Unter den Bildnissen ragen besonders die der kleinen Prinzen und Prinzessinnen hervor, deren beste man in Wien findet, und die Porträts junger Fürstinnen in großer Hoftracht, von denen das großartigste im Prado ist. Bei diesen Werken galt es zu zeigen, was feiner Geschmack auch noch aus der lächerlichsten Mode machen kann. Die Tracht der Damen bestand außer wunderlichen Verschnürungen des Oberkörpers aus einer unmäßig weitbauschigen Krinoline. Vom Bau des Körpers ließ die Kleidung so wenig ahnen, wie sie den Gliedern eine auch nur einigermaßen natürliche Bewegung gestattete. Kein Negerstamm hat einen groteskeren Körperschmuck erfunden, und doch sind gerade die Porträts, wo Velazquez sich mit solch tollen Auswüchsen der Mode abfinden mußte, seine Meisterwerke an raffiniertem Geschmack und bestechender Schönheit und Anmut.

Wenn sie nur das wären, so wäre schon genug des Lobes gesagt, aber sie sind noch mehr: sie sind von einer ungeahnten Fortschrittlichkeit. Jetzt erst erwacht in Velazquez jener Künstler, der dem Stil des 19. Jahrhunderts so viele Anregungen gegeben hat. Was uns heute noch immer so lebhaft beschäftigt, das Raumproblem wurde von ihm in energischer Weise angefaßt und, soweit es die Verhältnisse der altmeisterlichen Kunst zuließen, auch gelöst. Hier am Ende seiner Tätigkeit ist es nicht mehr allein die Größe des Gesamteindrucks, die so überwältigend wirkt, sondern die erstaunliche Körperlichkeit und Räumlichkeit der Anschauung.

Von hier aus durfte Velazquez nun eine jener großen originellen Taten unternehmen, die in der Kunstgeschichte eine Etappe bedeuten. Er malte die Meninas, das sehr umfangreiche, weltberühmte Bild, in dem er sein eigenes Atelier, sich selbst und den königlichen Hof darstellt, wie er gerade eine der Prinzessinnen porträtiert. Das Thema ist wieder so einfach wie möglich, aber die Behandlung macht es durch die vollkommene Wiedergabe des Lebens und durch die außerordentliche Pracht der glänzenden Farbe, endlich durch den Reiz der Beleuchtung zu einem unbegreiflichen Meisterwerke. Velazquez hat mehr als in einem anderen Bilde danach gestrebt, eine überzeugende Wahrhaftigkeit der Darstellung zu erreichen: sein Hauptmittel ist die großartige Schilderung des Raumes als solchen. Die gesamte alte Malerei hat bis dahin kein Gemälde hervorgebracht, wo die kubische Vertiefung des Raumes auch nur annähernd so gut gelungen wäre. Das scharf pointierte Licht, das besonders im Hintergrund einen geradezu magischen Effekt hervorruft, trägt viel dazu bei, den Raum so klar zu gestalten, und hier erweist sich am Ende seiner Tätigkeit Velazquez als der erklärte und bewußte Nachfolger von Tintoretto. So

verschieden das Thema auch ist, so sind die Meninas in offenbarer Erinnerung an ein Bild von Tintoretto gemalt, das in der Brera von Mailand hängt und die Auffindung der Leiche des heiligen Markus zum Gegenstande hat. Wenn aber Tintorettos Schöpfung mancherlei Gezwungenheit und störende Seltsamkeit hat, so ist bei Velazquez alles zur reinsten Natürlichkeit verklärt: man darf jedoch nicht übersehen, daß trotz alledem das Werk des Spaniers außerordentlich kompliziert ist. Wenn es so einfach zu sein scheint, so dankt er diese günstige Wirkung einem oben schon erwähnten Hauptzug in der Kunst des Velazquez: seiner Rücksicht auf den Totaleindruck. Er ist wohl in manchen Eigenschaften von anderen Künstlern übertroffen worden, aber kein anderer hat so wie er verstanden, die Gesamtwirkung malerisch herauszuarbeiten.

Das zweite große Hauptwerk seiner letzten Zeit sind die Hilanderas, die sogenannten Spinnerinnen. Auch sie haben viel vom echten Genrebild. Es wird ein Arbeitsraum der königlichen Gobelinfabrik gezeigt, von dem aus man in einen kleineren Raum sieht, wo gerade den Besuchern ein fertiger, an der Wand hängender Gobelin gezeigt wird. Die künstlerischen Themen des Bildes sind Bewegung und wieder das Licht. Man sieht ein Rad sausen, daß es zu einer glänzenden Scheibe wird, man sieht einen Strahl des hellen Sonnenlichts in den Nebenraum fallen, daß man glauben möchte, in das Licht selbst zu blicken. Es gibt nur noch ein Gemälde, das zur gleichen Zeit das Lichtproblem in ähnlich starker Weise aufgegriffen hat: das ist die Nachtwache von Rembrandt.

Velazquez ist 1660 an den Folgen einer Erkältung gestorben, die er sich als Reisemarschall Philipps IV. zugezogen hat. Es war ein frühzeitiger Tod; denn gerade die letzten Jahre des, wie es scheint, gemächlich arbeitenden, aber innerlich doch sehr intensiv schaffenden Künstlers haben Werke hervorgebracht, wo Probleme aufgeworfen sind, um die sich noch die heutige Kunst und nicht nur die des Impressionismus bemüht. Im letzten Grund handelt es sich darum, die unverfälschte Wirklichkeit für die Kunst zu erobern. Velazquez hat trotz der Realisten des Quattrocento als erster gezeigt, daß das möglich ist, und daß wie überall so auch in der Kunst die reine Wahrheit und der Adel der Auffassung sich decken.



Jaime Balmes, ein priesterlicher Philosoph

Von Max Ettlinger

Wir nähern uns einer Zeit, in der sich intellektuelles Wissen und ethisches Wollen wieder enger verbrüdern, oder besser gesagt: sich ihrer ursprünglichen, engen Blutsverwandtschaft wieder neu bewußt werden. So wenig als es möglich ist, dauernd ‚Kunst nur um der Kunst willen' zu treiben, so wenig kann eine ‚Wissenschaft nur um der Wissenschaft willen' stetig fortschreiten und gedeihen. Wer die Wahrheit unentwegt suchen will, der muß sich doch immer wieder darauf besinnen, daß sie des Suchens und Mühens auch wirklich wert ist, daß sie uns menschlich genug bedeutet, um ihr ein ganzes Menschenleben zu opfern; er muß daran glauben, daß die Wahrheit von Ewigkeit her besteht, daß sie vom Menschengeiste gefunden und gesichert werden kann, daß die Welt für die Wahrheit geschaffen ist und ihr deshalb nichts in der Welt dauernd widersteht, daß uns jede neue Wahrheit einen Schritt vorwärts bringt zu den letzten und höchsten Zielen alles Daseins hin.

Als man während manchen Jahrzehnts in der kleinen wissenschaftlichen Spezialistenarbeit dieser Grundvoraussetzungen des eigenen Tuns fast vergessen hatte, als es eben hierdurch kleinlich zu werden begann, da erwachte mit übermächtigem Drange wieder das gedankliche Gemeingefühl zum Ganzen hin: die Philosophie. Trotz aller Widerstände brach sich in den Naturwissenschaften die langverachtete Naturphilosophie von neuem Bahn, trotz aller Bedenken in den Geschichtswissenschaften die Geschichtsphilosophie. Hier wie dort sah man wieder ein, daß dem menschlichen Erkenntnisdrang mit den vereinzelten Tatsachen zu nichts gedient ist; wir müssen wissen, was sie im ganzen bedeuten; sie müssen sich uns zur inneren Einheit ordnen, damit wir nicht an ihrer Überfülle ersticken. Der philosophische Drang sucht sich zunächst rein in sich selbst zu genügen: so erleben wir die Wiederholung der größten und reinsten Selbstapotheose des logischen Prozesses, die Erneuerung der Hegelschen Philosophie. Aber auch damit ist es sicherlich nicht getan, und zwar um so weniger, je mehr gerade die geschichtliche Universalbetrachtung neu zu Rechte kommt. Sie hat es niemals nur mit abstrakten Begriffen, sondern immer mit menschlichen Taten zu tun. Sie kann daher auch am wenigsten der ethischen Wertmaßstäbe entbehren. So entsprang es innerer Notwendigkeit, daß erst ein Augustinus der eigentliche Begründer der Geschichtsphilosophie werden konnte. Ihm wurden dieselben ewigen Grundwahrheiten, zu denen er sich durch ethische Selbstbesinnung emporrang, auch zum Schlüssel für das letzte Verständnis der allgemeinen Menschheitsgeschichte, zur Erkenntnis ihrer letzten Zielbestimmung im ‚Gottesstaat'. Und nur religiöse, christliche Geister konnten von neuem zu gleich großen geschichtlichen Synthesen gelangen. So war Vico, der Begründer der neueren Geschichtsphilosophie und zugleich der Völkerpsychologie, ganz von der Leitidee durchdrungen, daß nur aus dem Vorsehungsglauben die großen Naturgesetze der völkergeschichtlichen Lebensentwicklung verständlich werden; so fand die ‚Universalgeschichte' der Menschheit ihre glänzendste, rednerische Zusammenfassung durch den Mund Bossuets. So ist schließlich wenig Jahre nach dem Erscheinen von Hegels intellektualistischer Geschichtsphilosophie vom ‚fortschreitenden Bewußtsein der Freiheit' als deren beste Widerlegung — obzwar zunächst gegen Guizot gerichtet — jene große Entwicklungsgeschichte der europäischen Zivilisation erschienen, in der sie aus den tiefsten Gegensätzen erfaßt und verstanden wird, des spanischen Priesters

Don Jaime Balmes Hauptwerk: ‚Protestantismus und Katholizismus in ihren Beziehungen zur europäischen Kultur.'*

Am 28. August wird Spanien und besonders sein engeres Heimatsland Katalonien Balmes' hundertjährigen Geburtstag als den eines Menschheitsgenies mit festlichem Stolze begehen. Uns Deutschen sollte das ein Anlaß werden, Balmes' Gedankenwegen mit regerem und fruchtbarerem Eifer nachzugehen als bisher; denn er zeigt uns in vielfach vorbildlicher Weise, wie große geistige Gegensätze mit Ernst und Ruhe und doch ohne Indifferentismus oder Fanatismus ausgetragen werden können, wie im katholischen Denken Autorität und Freiheit sich versöhnen lassen, und wie speziell in der Philosophie scholastische Tradition und neuzeitliche Forschung sich vereinen müssen.

Harmonie und Einheit sind das letzte Ziel, an dem Balmes' unermüdliche Denkarbeit ihr körperliches Organ im 38. Lebensjahre aufrieb, jene Harmonie, die aus dem menschlichen Wesen des Denkers in seine Gedanken überströmt und ihm verbietet, die Philosophie ‚infolge extravaganter Ansprüche zu einer misanthropischen Isolierung zu verurteilen . . . Wenn ich nicht Philosoph sein kann, ohne aufzuhören, Mensch zu sein, so verzichte ich auf die Philosophie und bleibe auf der Seite des Menschengeschlechts'. Auch in seinem tiefsinnigsten philosophischen Hauptwerk ‚Fundamente der Philosophie' (4 Bde., dtsch. 1855 f.), welches den Lehrgehalt des thomistischen Systems neuzeitlich umprägt und fortbildet, betont er immer wieder, daß auch die letzten und schwierigsten Einsichten im Einklang stehen müssen mit den natürlichen Gewißheiten des gesunden Menschenverstandes, jenes ‚intellektuellen Instinktes', den er geradezu als ein eigenes drittes Gewißheitsprinzip neben dem unmittelbaren Bewußtsein und der logischen Evidenz anerkennt. Die Menschheit, so sagt er, ist im Besitz vieler Gewißheiten, die sie braucht, ohne von den philosophischen Systemen abzuhängen. Und darum kann es, wie er in tiefgründiger Widerlegung der ganzen Ichphilosophie von Descartes bis Fichte beweist, nicht Aufgabe der Philosophie sein, die Fundamente der menschlichen Vernunft zu erschüttern; es gilt im Gegenteil, sie aus tieferer Erkenntnis ihrer Prinzipien zu sichern und zu festigen. Das Ungenügen des Psychologismus, d. h. eines jeden Ableitungsversuchs der ganzen Philosophie aus Bewußtseinsdaten, ist nie schöner und treffender bezeichnet worden als in dem Satze: ‚Das Bewußtsein ist ein Anker, kein Leuchtturm: es genügt, um den Schiffbruch der Intelligenz zu hindern, aber nicht, um die Richtung des Laufes anzuzeigen.'

Ebenso wie das Ungenügen jeder psychologistischen, bezw. sensualistischen Philosophie tut Balmes aber auch das Ungenügen jedes reinen Intellektualismus dar, jedes gedanklichen Verfahrens, das überm Analysieren der Teile des lebendigen Ganzen vergißt. Bei aller Gedankenschärfe, die ihm als treuem Schüler der Scholastik und langjährigem Lehrer der Mathematik in allen seinen Begriffsbestimmungen eignet, verkennt er doch nicht die Grenzen

* Deutsch 2 Bände in 2. Aufl. Regensburg 1888, Verlagsanstalt. Im gleichen Verlage sind alle übrigen Hauptwerke von Balmes in den 50er Jahren deutsch erschienen, meist jetzt zu zurückgesetzten Preisen zu haben. Nur die ‚Briefe an einen Skeptiker' erlebten 1894 ihre 5. Auflage, der ‚Weg zur Erkenntnis des Wahren' (mit überflüssigen Zutaten der Übers.) 1896 die 3. Aufl., ein kleiner Auszug aus diesem u. d. T. ‚Der praktische Verstand' 3. Aufl. 1894 sei zur ersten Kostprobe empfohlen. Im gleichen Verlag erschien die Biographie von Blanche-Raffin 1852 deutsch.

rein logischen Erkennens. Die Behauptung, man könne über alle Gegenstände auf dieselbe Weise denken und urteilen, bezeichnet er als eine Quelle von Irrtümern. Er unterscheidet erfahrungsmäßige, beweisbare und intuitive Wahrheiten. Alles logisch-diskursive Denken, so lehrt er im Anschluß an des Aquinaten erhabene Theorie von der unmittelbaren Wahrheitsanschauung der Engel und im Geiste der spanischen Mystiker, ist eigentlich nur ein Merkmal der Schwäche des menschlichen Geistes. Je höher ein Begriffsvermögen, desto weniger bedarf es der vermittelnden Schlüsse, desto einfacher und umfassender werden seine Begriffe. Die auserlesenen Geister zeichnen sich nicht durch eine besonders große Menge von Ideen aus, sondern dadurch, daß sie adlergleich mit einem Blicke möglichst weite Bezirke umspannen. ‚Auch in der Philosophie gibt es Inspiration und erhabene Inspiration.‘ Aber diese Inspiration wird nicht dem gefühlsweichen Schwärmer zuteil — ‚man hat gesagt: die großen Gedanken kommen vom Herzen: fügen wir hinzu, und die großen Irrtümer auch‘ —, die philosophische Inspiration wird nicht dem Denkträgen zuteil, sondern sie ist der letzte und höchste Preis der unermüdlichen Entwicklung und Übung aller geistigen Fähigkeiten. Nur wo Gefühl, Wille und Vernunft in höchster Aktivität ganz in eins gesetzt sind — und dies können sie nur durch die wahre Religion werden, — da erreichen sie gemeinsam auch die höchste Stufe menschlichen Erkenntnisvermögens. ‚Die vollkommene Wahrheit wie das vollkommene Gut existiert nicht ohne Harmonie; dies ist ein notwendiges Gesetz, und ihm ist der Mensch unterworfen.‘ In den letzten Tatsachen des intellektuellen Gewissens, welches allein auch der Weg zur Wahrheit ist, liegt für Balmes der höchste Gottesbeweis, in der Selbstwahrnehmung der innersten und freiesten Aktivität unseres Geistes ‚ein Bild jener unendlichen Aktivität, welche die Welt aus dem Nichts geschaffen hat durch einen bloßen Akt des Willens‘; in der Einheit, der all unser Erkennen notwendig zustrebt, ohne sie freilich hienieden je gänzlich zu erreichen, der Beweis für die Existenz eines höchsten und einzigen Wesens, welches die Quelle aller Wahrheiten, das Licht und Ziel aller Intelligenz ist.

Es bedarf eines eindringenden Studiums der ‚Fundamente der Philosophie‘ oder wenigstens der mehr lehrbuchmäßigen ‚Elemente der Philosophie‘ (4 Bde., dtsch. 1852 f.), um die eben angedeuteten Leitideen als Samen und Frucht eines umfassenden philosophischen Systems zu begreifen. Balmes gelangt mit dem harmonischsten und universellsten Denker der Neuzeit, mit Leibniz, zu vielfältigen Übereinstimmungen, und setzt sich auch mit Kant, dessen Paralogismen er siegreich widerstreitet, sachlich und wohlunterscheidend auseinander. Der Einfluß von Bonalds Traditionalismus führt zu manchen minder glücklichen Einzelaufstellungen, dagegen sind gerade die psychologischen Abweichungen von dem scholastischen Begriffssystem, wie z. B. die Preisgabe der Lehre vom Sinnesintellekt (‚intellectus agens‘), von besonderer Zukunftsbedeutung. Dies und manches andere des weiteren zu unterscheiden, ist Aufgabe der Philosophie als Fachwissenschaft. Die noch viel weiterreichende und hier vorzüglich in Betracht kommende geistesgeschichtliche Bedeutung von Balmes beruht darauf, daß er nicht nur Fachphilosoph ist, und es — selbst wenn ihn sein Lebenslauf nicht auch zur praktischen Publizistik und Politik geführt hätte — seiner eigenen Lehre nach gar nicht sein konnte. Seine Überzeugung, daß ‚Klugheit und gesunder Sinn in kleinen Dingen auf denselben Prinzipien gründen wie die Weisheit in den großen‘, daß der Philosophie die Aufgabe

gesetzt ist, höchste allgemeinmenschliche Überzeugungen zu vertiefen und bestärken, mußte ihn zum populärwissenschaftlichen Schriftstellern anspornen; und seine schwung- und bilderreiche Sprache, deren poetische Kraft sich auch in nachgelassenen Gedichten bezeugt, wurde ihm dazu das taugliche Werkzeug.

Den neuscholastischen Schopenhauer habe ich ihn aus diesem äußeren, aber auch aus inneren Gründen einmal anderwärts genannt, und man möchte nur wünschen, wenigstens seine beiden populären Hauptwerke würden auch ebensoviel gelesen: Was sein ‚Weg zur Erkenntnis des Wahren' bietet, ist eigentlich mit der Bezeichnung als eine populäre Logik nur recht irreführend bezeichnet. Richtig Denken ist nach Balmes eine Kunst, die man mehr durch Beispiel als durch Regeln lernt. Und so geht er in eben dieser Schrift jedem, der in den Prinzipienfragen der theoretischen und praktischen Vernunft denkwillig ist, mit gutem Beispiel voran, überall mit scharfer Beobachtung anknüpfend an die typischen Lebenslagen, in die jeder denkende und handelnde Mensch immer wieder kommt. Die Fragen der Berufswahl etwa oder die allgemeinsten Erfahrungen bei der Zeitungslektüre dienen ihm zum Anknüpfungspunkt, um über das Wesen geistiger Begabung oder über die Glaubwürdigkeit menschlicher Autoritäten zu vertieften Auffassungen zu führen. Daß gerade in den gemeinverständlichen Schriften auch der skeptische Einschlag in Balmes' Denken stärker hervortritt, entspricht ihrem Zweck. Jene Gefahr des intellektuellen Hochmuts, zu der nach Balmes' richtiger Beobachtung gerade eine rein formalistische Logik so leicht verführt, könnte auch den ‚gesunden Menschenverstand' befallen, wenn man ihm gar zu liebenswürdig einräumte, daß er eigentlich in den höchsten Fragen schon ebensoviel wissen kann als ‚hochgelehrte Philosophie'. Dies zu verhüten betont Balmes ganz besonders, wie unzulänglich all unsere Einsicht bleibt in alles letzte Wesen der Dinge, wie sehr der Schöpfer unser Erkenntnisvermögen eingestellt und begrenzt hat auf ‚die Harmonie mit unseren physischen und moralischen Bedürfnissen'. Demut und Wahrheitssinn, das ist wohl der tiefste Gedanke dieses Werkes, sind im eigentlichsten Grunde ein und dasselbe: ‚Derjenige, welcher richtig denken will, lerne sich zuerst selbst kennen und sich selbst besitzen'. Aus der gläubigen Demut fließt im praktischen Leben die von der höchsten Idee und dem stärksten Gefühl entflammte Willensstärke, aus ihr ebenso im theoretischen Forschen und Denken die sicherste Erkenntnis. Nur Demut lehrt uns bei den Dingen wie bei uns selbst alles nehmen wie es ist, ohne Zutat und Weglassung; sie ist identisch mit der höchsten Gewissenhaftigkeit.

Unglaube und Zweifelsucht bedeuten für Balmes das tiefste Problem unsrer Zeit. Die gerechte und vernünftige Freiheit, welche dem Menschengeist in den Worten der Schrift verkündet ist: ‚Er hat die Welt dem Nachforschen der Menschen übergeben', bedroht durch ihren Mißbrauch die eigene Denk- und Lebenstauglichkeit. Das wuchernde Unkraut des religiösen Skeptizismus, das am allermeisten dem gesunden Geisteswachstum Licht und Luft behemmt, reißen Balmes' ‚Briefe an einen Zweifler' mit den tiefsten Wurzeln aus. Sie stellen dem Ideal des Skeptikers nicht das ebenso falsche des reinen Rationalisten gegenüber, der alles und darum so oft eben nichts beweist, sondern das Ideal des lebenskundigen und zugleich lebensmutigen Menschen. Der Zweifler ist niemals so unparteiisch als er scheint; er sucht immer nach Gegengründen und nimmt sich so selbst jene Ruhe des Geistes, welche erst klares Sehen und sicheres Wollen ermöglicht. Keine Philosophie allein kann dem Geiste diese höchste

Ruhe und Freiheit geben, am wenigsten irgend eines der neuesten spiritualistischen oder gar materialistischen Systeme; wohl aber gibt sie dem Geiste die christliche Wahrheit, weil sie mehr als Theorie, weil sie Heilslehre ist. Daß ihre Lehren auch in den meistbezweifelten Teilen jeder Kritik des Verstandes standhalten, auch da, wo die letzten Geheimnisse unbegreiflich bleiben, das verfechten die ‚Briefe an einen Zweifler' mit klaren Gründen und mystischer Glut.

Schon in diesem Werk appelliert Balmes vielfach an die Erfahrungen der Geschichte; denn mag auch mancher einzelne irreligiös gewesen sein — die universellsten Geister waren es am wenigsten —, so waren es doch niemals Familie und Volk. Um diese Lehre der Geschichte voll zu fassen, darf der Blick freilich nicht an den äußeren Geschehnissen und Auffälligkeiten haften bleiben, er muß durchdringen zu den innerlich bewegenden Kräften im Individuum, in der Familie, im Volk und in der Menschheit. Die Grundfrage für Balmes' Lebenswerk ‚Protestantismus und Katholizismus in ihren Beziehungen zur europäischen Kultur', das er in einem Brief ‚seinen Traum und seine Hoffnung, sein Ideal in dieser Welt' nennt, lautet darum nicht einzelkrämerisch: ‚Wo hat da und dort einmal ein Vertreter des Katholizismus oder Protestantismus sein Sach' besser gemacht,' sondern universalhistorisch: ‚Wo liegt die eigentliche und unerschöpfliche Kraftquelle für das perennierende, vielhundertjährige Wachstum der europäischen Kultur,' oder antithetisch gestellt: ‚Ist der Katholizismus oder der Protestantismus (beide als Prinzip genommen) förderlicher für die wahre Freiheit, für den wahren Fortschritt der Völker, für die Sache der Zivilisation?' Die Antwort lautet uneingeschränkt zugunsten des katholischen Prinzips; denn auch da, wo der Protestantismus Großes geleistet hat, weiß es Balmes überzeugend zurückzuführen auf den in ihm noch wirksamen Restbestand katholischer Überlieferungen, ganz übereinstimmend mit Görres' Mahnung und Einsicht: Grabet tiefer, und ihr werdet auf katholischen Boden stoßen! Das katholische Christentum hat vermöge der ihm innewohnenden Traditions- und Autoritätskräfte den Geist der europäischen Völker langsam und nachhaltig umgestaltet. Es hat ihn aus den äußerlich prunkenden und mächtigen, aber sittlich und sozial zersetzten Zuständen des ausgehenden Altertums stetig emporgeführt zu menschenwürdigerem Sinn und Dasein. Es hat allmählich die Sklaverei beseitigt, die Frau zur sittlich gleichberechtigten Gefährtin des Mannes erhoben, das Familienleben gereinigt und gefestigt, eine machtvolle und segensreiche öffentliche Meinung geschaffen, ganze Nationen zivilisiert und damit zur wahren Freiheit geführt, sie dem Ziele der Völkerverbrüderung näher gebracht. Diese Entwicklung war vor der verhängnisvollen Unterbrechung des Reformationszeitalters bereits zu einer weit höheren Etappe gediehen, als protestantische Historiker wie Guizot zugeben wollen. Das Werk war seiner Vollendung genähert, der Zustand der europäischen Menschheit als Ganzes genommen zwar sicherlich noch nicht so, wie er sein sollte, aber so, wie er sein konnte. Der Protestantismus hat kein wesentlich neues und wertvolles Zivilisationselement hinzugebracht, sondern im Gegenteil ein Ferment der allmählichen Schwächung und Zersetzung. Er proklamierte das souveräne Recht des Privaturteils in Glaubenssachen, die religiöse Suprematie der weltlichen Macht. Das bedeutete gegenüber früheren Häresien nichts prinzipiell Neues; aber die rasche Ausbreitung seiner Lehren wurde nun durch die Zeitumstände, zumal durch die wirtschaftliche Umwälzung und die Erfindung der Buchdruckerkunst, unverhältnismäßig begünstigt. Die Zersplitterung der Geister

und der Interessen griff immer weiter um sich. Auch die menschliche Wohlfahrt muß darunter leiden, daß die Geister in den wichtigsten und erhabensten Fragen einander unaufhörlich bekämpfen. Religiöser Indifferentismus oder Fanatismus sind die gleich verderblichen Folgen solcher Entzweiung, von denen auch manche Katholiken angesteckt wurden; Duldsamkeit als Grundsatz ist nur möglich auf Grund der Lehre des Christentums von der Brüderlichkeit aller Menschen; beim Ungläubigen kann Duldsamkeit nur ein Ergebnis praktischer Lebensnotwendigkeiten sein. Auch in der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung führt das Prinzip des Protestantismus schließlich notwendig zu gleichermaßen unhaltbaren Extremen, zur subjektivistischen Leugnung jeder Untertanenpflicht (Rousseau) oder zum Staatsdespotismus (Hobbes). Die katholische Kirche aber wendet sich, ohne viel zu beachten, welche Staatsformen in einem Lande eingeführt sind, allzeit an den Menschen, ‚indem sie seinen Verstand aufzuklären und sein Herz zu läutern sucht, wohl wissend, daß, sobald dieser Zweck erreicht ist, die Gesellschaft naturgemäß eine sichere Bahn einschlägt'. Das katholische Prinzip ist identisch mit dem der Ordnung, der Harmonie und Einheit. Die Macht der Ideen unterliegt, wenn sie nicht durch mächtige Anstalten fortgepflanzt werden, der Veränderlichkeit des menschlichen Geistes; namentlich die moralischen Ideen können nur unter beständigen größten Anstrengungen in das wirkliche Leben verpflanzt werden. Nur der Katholizismus, der mehr als ein Lehrgebäude, der eine Heilanstalt ist, führt zu diesem Ziele. Zu ihm müssen sich, allem veränderlichen Doktrinarismus entsagend, die Völker im Interesse ihrer Selbsterhaltung schließlich wieder bekennen; denn ‚die Wiedergeburt der Welt ist nicht die Frucht einer Idee', die zur Diskussion hinausgestellt wurde, sondern die Frucht einer Gesamtheit von Wahrheiten und Gesetzen göttlichen Ursprungs.

Einen mächtigen Beweis, wie sehr ein Volk, das in sich die ewigen Grundsätze der Religion und Sittlichkeit vertieft, der wahren Freiheit würdig und fähig wird, sah Balmes in der Tatsache, daß sein Spanien einst allein der Despotenmacht Napoleons widerstand. An der Zukunft seines Volkes machten ihn auch die Revolutionsstürme, in deren Mitten er seine Werke schrieb und deren Bekämpfung und Versöhnung sein publizistisches Wirken galt, nicht irre.* Weit über die Augenblickswirren seiner Zeit hinausblickend erkannte er im katholischen Christentum auch die einzige Macht, welche den großen Zukunftsaufgaben der Kulturmenschheit gewachsen sein wird. Sein kurzes Leben neigte sich schon zum Ende, als er mit voller Klarheit erkannte, wie groß und langwierig, gleich der Jahrhunderte währenden Überwindung der Sklaverei, gerade die sozialen Aufgaben sind, die nun bei der notwendigen Neuregelung des Verhältnisses von Kapital und Arbeit allen christlichen Völkern gestellt sind. Und mit überschwänglicher Hoffnung begrüßt seine letzte kleine Schrift das beginnende Pontifikat Pius IX., hoffend, das große Werk der Menschheitsversöhnung noch zu schauen, dessen endlicher Verwirklichung sein Glaube gewiß war.

---

* Über die in manchen Teilen durch sein Zeitalter bedingten politischen und gesellschaftlichen Grundideen des Balmes und seines größten Schülers, des Staatsmannes Donoso Cortes unterrichtet eingehend Weinand im Staatslexikon der Görresgesellschaft, Bd. I (3. Aufl. Freiburg 1908) Sp. 553 ff. und 1353 ff.

Kleine Bausteine

Richard Wagners ‚Feen' / Von Eugen Schmitz

Im April 1832 hatte der damals neunzehnjährige Wagner seine musikalischen Studien bei dem Leipziger Thomaskantor Theodor Weinlig erfolgreich abgeschlossen. Nachdem er die erlangte tonsetzerische Fertigkeit an einer Reihe Instrumentalkompositionen erprobt und im Sommer seinen künstlerischen Gesichtskreis durch eine Reise nach Wien und Prag erweitert hatte, galt es für den jungen Musiker, sich einen Wirkungskreis zu suchen, in dem er nun noch die nötige Fühlung mit der Praxis gewinnen konnte. Ein solcher bot sich ihm am Stadttheater in Würzburg, wo sein Bruder Albert als Sänger und Regisseur tätig war; auf dessen Betreiben wurde Richard im Februar 1833 als Chordirigent engagiert. Die eifrige Beteiligung an den täglichen musikalischen Arbeiten des Theaterbetriebs hinderte unseren jungen Künstler aber nicht an weiterer selbstschöpferischer Betätigung, und so entstand als bedeutsamste Frucht dieses Würzburger Aufenthalts Wagners erste vollendete Oper ‚Die Feen'. Nach langjähriger Pause wird dieses Werk heuer wieder ans Licht gezogen und zwar im Rahmen der Wagnerfestspiele des Münchener Prinzregententheaters. Vielleicht findet dabei die Oper seitens der Allgemeinheit eine ihrer Bedeutung entsprechendere Beurteilung als früher, nachdem gegenwärtig unsere Stellung zu Wagner an verständnisbegründender Distanz weiter gewonnen hat. Denn trotz aller naturgemäßen Unfertigkeiten eines Erstlingswerks bieten die ‚Feen' doch eine Fülle interessanter ästhetischer Momente, ganz zu schweigen von ihrer entwicklungsgeschichtlichen Wichtigkeit.

Den Stoff zu seinen ‚Feen' entnahm Wagner einem Märchen von Gozzi: ‚La donna serpente' (Die Frau als Schlange). Auf Gozzi war der junge Künstler durch seinen Lieblingsschriftsteller E. Th. A. Hoffmann aufmerksam gemacht worden, der in dem bekannten Dialog ‚Der Dichter und der Komponist' in den Serapionsbrüdern mit den Worten auf ihn hinweist: ‚Denke an den herrlichen Gozzi. In seinen dramatischen Märchen hat er das ganz erfüllt, was ich von dem Operndichter verlange, und es ist unbegreiflich, wie diese reiche Fundgrube vortrefflicher Opernsujets bis jetzt nicht mehr benutzt worden ist.' Das dabei von Hoffmann als spezielles Beispiel angeführte Märchen ‚Der Rabe' war zudem von A d o l p h W a g n e r, dem gelehrten Onkel Richards, dem der Knabe so reiche literarische Anregung dankte, erstmalig ins Deutsche übersetzt worden, nachdem bereits Schiller mit seiner ‚Turandot' den Namen Gozzis in der deutschen Literatur bekannt gemacht hatte. Den Inhalt seiner also nach Gozzis Vorbild gestalteten Feendichtung schildert Wagner selbst folgendermaßen:

‚Eine Fee, die für den Besitz eines geliebten Mannes der Unsterblichkeit entsagt, kann die Sterblichkeit nur durch die Erfüllung harter Bedingungen gewinnen, deren Nichtlösung von seiten ihres irdischen Geliebten sie mit dem härtesten Lose bedroht; der Geliebte unterliegt der Prüfung, die darin bestand, daß er die Fee, möge sie sich ihm (in gezwungener Verstellung) auch noch so bös und grausam zeigen, nicht ungläubig verstieße. Im Gozzischen Märchen wird die Fee nun in eine Schlange verwandelt; der reuige Geliebte entzaubert

sie dadurch, daß er die Schlange küßt: so gewinnt er sie zum Weibe. Ich änderte diesen Schluß dahin, daß die in Stein verwandelte Fee durch des Geliebten sehnsüchtigen Gesang entzaubert, und dieser Geliebte dafür vom Feenkönig — nicht mit der Gewonnenen in sein Land entlassen —, sondern mit ihr in die unsterbliche Wonne der Feenwelt selbst aufgenommen wird.'

Bei dieser Änderung des Schlusses hat Wagner unbewußt auf die ursprüngliche Fassung des dem Gozzischen Märchen zugrundeliegenden altindischen Mythus von der Liebe des sterblichen Pururavas zur himmlischen Nymphe Urvaci zurückgegriffen, zugleich aber einen poesievollen Anklang an die liebliche Orpheussage hereingebracht. Die Grundidee des Ganzen aber ist eine in der Sagen- und Märchenwelt aller Zeiten und Völker vielversierte: der Bund von überirdischen Wesen mit Menschen und die daraus entstehenden Konflikte. In den antiken Mythen von Eros und Psyche und Zeus und Semele finden wir sie ebenso wie in den mittelalterlich-romantischen Undinen- und Melusinenmärchen, dem Lohengrinmythus, dem Märchen vom Berggeist Hans Heiling u. ähnl. Mit Werken wie Marschners ‚Hans Heiling', Spohrs ‚Berggeist', Hoffmanns ‚Undine' hatte sich diese Stoffwelt in der deutschen romantischen Oper des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts bereits eingebürgert, durch künstlerisch bescheidenere aber ungemein populäre Singspiele wie Himmels ‚Sylphen' und Kauers ‚Donauweibchen' hatte sie allgemeinste Verbreitung gefunden. Der junge Wagner hat wohl alle diese ‚Vorbilder' gekannt, doch wird seine Beeinflussung durch sie sich in sehr verschiedenen Graden gehalten haben. Anregungen schöpfte der belesene Künstler übrigens auch aus stoffverwandten Schauspieldichtungen wie Raupachs ‚Genoveva' und dann vor allem aus den Raimundschen Zauberspielen, die er eben auf seiner Wiener Reise an der Quelle kennen gelernt hatte und die noch der alternde Meister mit Wärme als ‚wahrhaft sinnige theatralische Poesie' pries. Das Streben nach tieferer psychologischer Motivierung und symbolischer Deutung der Märchenwelt zeichnet Raimunds Dichtungen vor den im Genre verwandten Texten der zeitgenössischen romantischen Oper aus, und in dieser Hinsicht erhoben sich auch Wagners ‚Feen' bereits merklich über ihre Umgebung.

In der Technik des dramatischen Aufbaus bekundet bereits dieses Erstlingswerk jene sichere Hand in der Herausarbeitung des dramatischen Kerns mit Ausschaltung alles Episodenhaften, Nebensächlichen, die den späteren Werken Wagners die straffe unmittelbare Wirkung verbürgt. Daß Wagner von den humoristischen Episoden, die bei Gozzi die Haupthandlung umranken, die Szenen des munteren Dienerpaars Gernot und Drolla beibehalten hat, geschah in Anlehnung an den Typus der damaligen romantischen Oper, die ja die Verflechtung heiterer Intermezzi mit der ernsten Haupthandlung liebte. Man denke an die derbkomischen Trinkerszenen in Marschners Opern oder an Scherasmin und Fatime in Webers ‚Oberon'. Es ist das ein Erbe gewesen, das der romantischen Oper von ihrem bescheidenen Ahn, dem komisch-romantischen Singspiel des 18. Jahrhunderts, verblieben war. Wenn dabei Wagner sich in diesen komischen Partien manchmal zu sprachlich etwas trivialen Wendungen verleiten läßt, so ist das eine Schwäche, die gesteigert im ‚Liebesverbot' und selbst noch im ‚Rienzi' ihre Spuren hinterlassen hat. Im übrigen aber ist wie alles Technische so auch die sprachliche Gestaltung in dieser Jugenddichtung bereits merkwürdig gut geglückt.

Fanden wir die Stoff- und Ideenwelt der ‚Feen' nach dem bisher Ge-

sagten in mannigfacher Weise mit Vergangenheit und Umgebung verknüpft, so ist nun noch auf einige merkwürdig in die Zukunft, nämlich auf Wagners eigene, spätere Werke verweisende Züge aufmerksam zu machen. Die allgemeine stoffliche Verwandtschaft mit ‚Lohengrin' wurde bereits angedeutet; doch auch Einzelzüge gemahnen an dieses spätere Werk, so die Idee, daß ein Zauberwesen seiner überirdischen Macht verlustig gehe, wenn es nur die kleinste Verwundung erleide, dann vor allem das Motiv des Frageverbots; ähnlich wie Lohengrin zu Elsa, so sagt die Fee zu dem sie umwerbenden menschlichen Geliebten Arindal:

‚Ich liebe dich wie du mich liebst,
Doch eh ich ganz dein Eigen bin,
Hast du noch viel zu übersteh'n.
Vor allem magst acht Jahre lang
Du nimmer fragen, wer ich sei.'

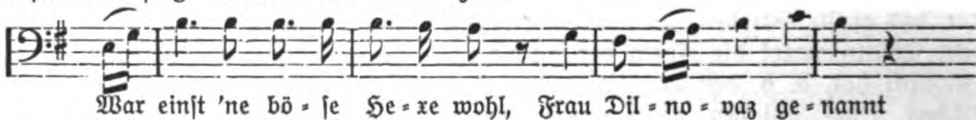
Und dadurch, daß Arindal wie Elsa dieses Verbot, von ungestümer Liebe übermannt, bricht, wird der Anstoß zur dramatischen Verwicklung gegeben. Von sonstigen in die Zukunft weisenden Ideen sei noch das sich deutlich ankündigende Motiv der Tierliebe genannt, das Wagner den Menschen wie Künstler (man denke an die ‚Heiligkeit der Tiere' im ‚Parsifal') zeitlebens beherrschte. Vor allem aber tritt uns zum Schluß der Oper bereits der für Wagners gesamtes späteres Schaffen grundlegende Erlösungsgedanke entgegen. König Arindal erlöst durch seine treue, alle Schrecknisse überwindende Liebe die in Stein verwandelte Fee Ada. Das ist wohl der bedeutendste entwicklungsgeschichtliche Gesichtspunkt der ‚Feen'-Dichtung, der dieses Erstlingswerk als den eigentlichen Ausgangspunkt der nach den Seitenwegen des ‚Liebesverbot' und des ‚Rienzi' mit dem ‚Holländer' beschrittenen ureigenen künstlerischen Richtung Wagners erkennen läßt.

Nicht minder verschiedenartige interessante Ausblicke nach rückwärts und vorwärts wie die Dichtung bietet die Musik der ‚Feen'. Hier ist es zunächst für das ernste Streben des jungen Künstlers charakteristisch, daß er bereits für sein Erstlingswerk die Form der großen, ‚durchkomponierten' Oper gewählt hat, d. h. den im allgemeinen in der zeitgenössischen deutschen romantischen Oper üblichen gesprochenen Dialog durch Rezitative ersetzte. Hier sehen wir Wagner also gleich zu Anfang seiner Schöpfertätigkeit die ungeahnte Zukunftswerte bergenden Fäden der Entwicklung aufnehmen, die von berühmten Versuchen mit der großen, durchkomponierten deutschen Oper, wie Schweitzers ‚Alceste' (1773), Holzbauers ‚Günther v. Schwarzburg' (1777) über künstlerisch minder bedeutende aber formgeschichtlich wichtige Werke der Münchener Danzi, Schubaur, Poißl und der Wiener Gluckschule zu Erscheinungen wie Webers ‚Euryanthe' und Spohrs ‚Jessonda' führen. Haftet nun den Rezitativen in Wagners ‚Feen' auch noch viel Konventionelles an, so macht sich in der Durchführung des Ganzen doch ein deutliches Streben nach großzügiger dramatischer Gestaltung geltend; Partien wie die ‚Erzählung' des Gernot im ersten und die große ‚Szene und Arie' der Ada im zweiten Akt streben schon entschieden von der ‚musikalischen Nummer' zur wirklichen dramatischen Szene hin. Künstlerisch am höchsten stehen die wirkungsvoll und formsicher aufgebauten Ensembles; neben dem den Höhepunkt der ganzen Oper bedeutenden zweiten Finale wäre hier besonders das Terzett ‚Ich seh' dem Schicksal froh entgegen' mit der musikalisch sehr geschickten Charakterisierung der gegensätzlichen Stimmungen

Loras, Moralds und Arindals zu nennen, während in dem heiteren Zankduett der Drolla und des Gernot Wagner sich mit Glück bereits auf Bahnen bewegt, die wenige Jahre später Lortzing zur Vollendung bringen sollte. Der melodische Ausdruck macht in den ‚Feen‘ freilich mehr denn einmal Anlehen bei der Vergangenheit. So steht die ganze musikalische Sphäre der Feenwelt — übrigens so ziemlich die schwächste Seite des Werkes — stark unter dem Banne von Webers ‚Oberon‘; die große Arie der Lora ist in ihrer ersten Hälfte Mozart, in der triumphierend-marschartigen zweiten Weber stark verpflichtet, dessen Euryanthe auch das unverkennbare Vorbild für die Charakterisierung von Wagners Ada war; das läßt sich namentlich in der Instrumentation mit ihrer Vorliebe für weiche Holzbläserkombinationen verfolgen. Das stimmungsvoll chorische a cappella-Gebet zu Anfang des dritten Aktes ist durch das gleichgestaltete im dritten Finale von Aubers ‚Stumme von Portici‘ angeregt, wie sich die Spuren dieses Lieblingswerks Wagners auch in der der Wahnsinnsszene des Auberschen Masaniello parallel laufenden Wahnsinnsarie Arindals zeigen. Die Erdgeister und ehernen Männer, mit denen Arindal zuletzt um Adas Befreiung kämpfen muß, reden im markigen Unisonoton der Furien aus Glucks ‚Orpheus‘ und der Geharnischten aus Mozarts ‚Zauberflöte‘; in der Arindals Fluch folgenden Verkündigung der Feen:

‚Ada, die Bande sind gelöst,
Unsterblich bleibst du wie zuvor,‘

spielt auf dem Umweg über die Kirchhofszene des ‚Don Giovanni‘ gar noch der bekannte Orakelton der altitalienischen Oper herein. Nun darf man sich aber über diese vielen durchaus offensichtlichen ‚Nachempfindungen‘ in dem Erstlingswerk eines Zwanzigjährigen weit weniger wundern als über die sichere Hand, mit der Wagner trotzdem schon in dieser Jugendschöpfung die persönliche Note zu wahren wußte. Am vielleicht bedeutsamsten drückt sich diese in einigen Anwendungsfällen des Leitmotivs in der Musik der ‚Feen‘ aus. Im ersten Akt singt Gernot eine Romanze:



von der bösen Hexe Dilnovaz, die durch ihre Zauberkünste einen König bestrickt habe, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Derartige Romanzen und Balladen, die entweder etwas aus der Vorgeschichte der Handlung erzählen oder als allgemeines dichterisches Milieu charakterisieren, waren in der deutschen romantischen Oper seit den ersten Anfängen ihrer Entwicklung (man denke an das zum Volkslied gewordene ‚Als ich auf meiner Bleiche‘ aus Hillers ‚Jagd‘, ferner an Marschners Ballade von ‚Vampyr‘, an das Lied Konrads ‚Ein sprödes, allerliebstes Kind‘ in ‚Hans Heiling‘ usw.) sehr beliebt. Das angeführte Hauptthema dieser Romanze des Gernot in den ‚Feen‘ kehrt nun an verschiedenen Stellen der Oper bedeutungsvoll wieder, am markantesten im zweiten Finale. Hier muß Ada nach dem Gebot des Feenkönigs sich, um den Gatten Arindal auf die Probe zu stellen, so grausam erweisen, daß dieser veranlaßt wird, sie zu verfluchen. So schleudert sie vor den Augen des Entsetzten zuerst ihre Kinder in einen offenen Feuerschlund, dann wendet sie scheinbar verräterisch den die Burg belagernden Feinden Arindals das Kriegsglück zu. Hier taucht nun im Orchester mit immer gesteigertem Ausdruck vom geheimnisvollen Piano



eben jenes Hauptthema der Dilnovazromanze auf, gewissermaßen als Tonsymbol von Arindals wachsendem Verdacht, daß auch seine Gattin so eine böse, trügerische Hexe sei. Diese Art der leitmotivischen Verwendung kann als bescheidene Vorstufe zu dem von Wagner später im ‚Holländer‘ mit der Ballade der Senta Verwirklichten gelten. Die direkte Anregung dazu hat Wagner wahrscheinlich von Cherubinis ‚Wasserträger‘, ebenfalls einem seiner speziellen Lieblingswerke, das er zudem in Würzburg selbst miteinstudieren half, empfangen. Im ‚Wasserträger‘ wird ja auch das Hauptthema der die Oper einleitenden Romanze des Anton ‚Einst fiel ein kleiner Savoyard‘ an den Höhe- und Wendepunkten der Handlung leitmotivisch verwertet. Übrigens ist mit dem angeführten, freilich wichtigsten Beispiel der leitmotivische Gehalt der ‚Feen‘-Musik noch keineswegs erschöpft. In Arindals Begrüßung durch das Volk im zweiten Akt mischt sich im Baß des Orchesters beharrlich eine düstere Tonfolge, die des Königs trübe Ahnung, dem noch die geheimnisvoll düsteren Weissagungen Adas im Sinne liegen, inmitten des ihn umgebenden Jubels ausdrückt. Man hat es zutreffend Arindals ‚Schwermutsmotiv‘ genannt.* Dieses Motiv kehrt nun wieder in der Wahnsinnsszene des Arindal im dritten Akt, nunmehr aber als weiches, ruhiges Cantabile: ‚Arindals Umnachtung weicht der Beruhigung, die Erinnerung an die Geliebte beschwichtigt seinen Wahn, und seine Schwermut löst sich im Entschlummern.‘ So sehen wir hier bis zu einem gewissen Grade sogar das wichtigste Element von Wagners späterem leitmotivischem Stil, nämlich die ausdrucksgemäße Umbildung der Leitmotive im Anschluß an den dramatischen Zusammenhang angedeutet. Das ‚Schwermutsmotiv‘ selbst übrigens hatte Wagner bereits in einer Instrumentalkomposition gebracht, in seiner überhaupt von dramatischem Geist erfüllten Fis-Moll-Klavierfantasie nämlich, die sich als künstlerisch zweifellos originellste Frucht seines instrumentalen Jugendschaffens darstellt. Wie hier nach rückwärts, so sehen wir die Melodik der ‚Feen‘ in anderen Fällen aber auch nach vorwärts weisen. Gleich das die in Weberscher Form gehaltene Ouvertüre einleitende Figurationsmotiv:



* Sternfeld, Zur Entstehung des Leitmotivs bei R. Wagner. Wagner-Jahrbuch 1907.

erlangt später für die Faustouvertüre Bedeutung, während das Schlußthema der Ouvertüre, zugleich Hauptthema der großen Arie Adas:



eine ganze Generation von Nachfolgern gefunden hat:

So bringen also Wagners ‚Feen' dichterisch und musikalisch in verschiedenster Hinsicht bedeutsame Ausblicke und vielversprechende Anfänge. Die äußeren Schicksale des Werkes waren eigenartig. Wagners Versuche, die Oper im Jahr 34 in Leipzig zur Aufführung zu bringen, schlugen fehl. Zwar war der Direktor des dortigen Stadttheaters namentlich in Rücksicht auf Wagners als Schauspielerin engagierte Schwester, dem Plane nicht abgeneigt, aber sein Regisseur, der Baritonist Hauser, dessen musikalisches Sinnen und Denken ganz der Vergangenheit angehörte, nahm an dem allzu ‚modernen' Stil der ‚Feen' Anstoß und wußte die Aufführung durch endloses Hinauszögern zu hintertreiben. In der Tat hat Wagner, der in späteren Jahren für seine Jugendwerke nie viel übrig hatte, seinen dramatischen Erstling nie zu hören bekommen; die Partitur schenkte er aber später seinem königlichen Freunde Ludwig II. und nach ihr kamen die ‚Feen' am 29. Juli 1888 in München zur Uraufführung. Von auswärtigen Bühnen hat nur Prag einmal einen, jedoch nicht dauernd erfolgreichen Versuch gemacht. Ob von den nunmehrigen Münchener Festaufführungen der ‚Feen' eine neue Epoche für die praktische Bewertung des Werkes datieren wird, bleibt abzuwarten. Die wissenschaftliche Wagnerforschung jedenfalls wird dem Werk fürderhin die gebührende Berücksichtigung nicht versagen dürfen.

Albrecht Dürers ‚Melancholie‘ / Von H. Holland

Das Aprilheft dieses laufenden ‚Hochland‘-Jahrganges ist mit einer des Formats wegen verkleinerten Kopie dieses nicht auf den ersten Blick begreifbaren, tiefsinnigen Blattes eingeleitet, und zwar in dankenswerter Weise nach einem früheren hellen Abdruck, während alle späteren Editionen das Bild in unklare Schwärze trübten und das sinnige Antlitz der Hauptfigur zu einer schnurrbärtigen Mohrin verquetschten.

Die zahllosen Erklärer des Werkes ergingen sich von jeher in ziemlich weit auseinanderlaufenden Lukubrationen, dem alten Meister ihre eigene subjektive Zerrissenheit unterschiebend.

An Dürers Geist sündigte der platteste Unsinn in empörender Weise. Wie man am Baumgärtneraltar die Gestalten der Stifter mit ganz willkürlichen, neuestens glücklich beseitigten Attributen übermalte, so erhielt unser Stich den zum Irrsinn der ‚Schwarzen Melancholie‘ passenden Mohrenteint als verbesserte ‚Stimmung‘. In ihrem ‚verzweifelten Auge‘ erkannten die Exegeten den ‚ins Trostlose starrenden Blick‘; sie ‚stützt das müde, zermarterte Haupt, unfähig, die Flügel zu erheben‘, der ‚ganze Handwerkszeug ist nutzlos am Boden zerstreut, wo die Steine des Anstoßes und Ärgernisses liegen‘; ‚am besten hat es der kleine Genius, welcher vergnüglich auf seiner Schultafel kritzelt‘; andere sahen in ihm ‚den Dolmetsch der die ganze Umgebung beherrschenden Stimmung‘. Die Leiter galt als ‚Attribut der Baukunst‘, die Glocke als ‚musikalisches Instrument‘, das Windspiel als ein schlecht gezeichnetes Kalb usw. Und so sprachen namhafte Männer, Kunstgelehrte und ‚Experten‘! Auch fiel das gewiß nicht neidenswerte Wortspiel mit dem ‚maulhängkolieschen Gemüt‘ . . . Nach dem neuesten Stand der Frage ist weitaus die Mehrzahl aller Forscher darin einig, das Werk nicht im heutigen Sinne als Weltschmerz und Verzweifelung zu fassen. Dasselbe ist natürlich aus derselben sorgfältigst abwiegenden Gedankenreihe seines Schöpfers herausgewachsen, wie jenes als ‚Das große Glück‘, ‚Fortuna‘ und sogar als ‚Nemesis‘ benamste Blatt, ebenso wie der unbeirrt trotz Tod und Teufel, ohne Furcht und Tadel dahintrabende Ritter oder der im trauten, von der Sonne so wonnig durchleuchteten ‚Gehaiß‘ dem Schriftstudium obliegende heilige Hieronymus. Die Melancholie blieb für sich, allein, als erstes Produkt einer nie vollendeten, durch andere Aufträge unterbrochenen Serie der ‚Vier Temperamente‘.

Das Verdienst, in dieses Wirrsal willkürlicher Meinungen neues Licht gebracht zu haben, gebührt dem ausdauernden Forschersinne Karl Giehlows*, welchem wir auch völlige Aufklärung über die Genesis des sogenannten ‚Gebetbuch des Kaisers Maximilian‘ und dessen unvergleichbare, prachtvolle Edition dieses einzigen Werkes verdanken.

Gegenüber jener durch die medizinische Fakultät der Schule von Salerno autorisierten Theorie über die Temperamente hatte in Florenz der glänzende Neuplatoniker Marsiglio Ficino (1433—99) eine neue These begründet, welche

* Karl Giehlow, ‚Dürers Stich „Melencolia I“ und der Maximilianische Hof-Humanistenkreis‘ in den Mitteilungen der Ges. für vervielfältigende Kunst (4. Beil. der ‚Graphischen Künste‘. Wien 1904. — ‚Melencolia‘ ist eine auf mundartiger Korrumpierung beruhende Entgleisung des Stechers, ebenso wie Dürer zeitlebens Pirckheimers Namen in Pirkhamer transponierte und Moriz von Schwind seinem treuen Freunde, dem Bildhauer Ludwig Schaller, hartnäckig als Schiller zu schreiben liebte.

die seither als unheimlich, krankhaft und böse signierte Melancholie als die Quelle aller freien Künste verkündete und ihre Scholaren als die ‚fürtrefflichen Philosophi', Diener der Musen und als die Propheten und Erfinder aller neuen, ungewöhnlichen Dinge pries und belobte. Dürer, welcher Marsiglios ‚Buch des Lebens' besaß und in vielen Konsultationen mit Pirckheimer ‚die viererlei Cumplex der Menschen' durchgesprochen haben mag, fühlte sich gedrängt, seine dadurch gereiften Ideen in die ihm zuständige Form zu übersetzen. Leider kam von dieser wirklich symphonischen Dichtung nur der erste Satz, dieses einzige Blatt, zustande.

Kaiser Maximilian, durch die Augsburger Humanisten Peitinger und Veit Bild mit Ficinos hochfliegenden Ergebnissen bekannt, rechnete sich wohl selber seiner ingeniösen Natur nach zur melancholischen Komplexion, immer tastend nach neuen, unbestimmten Plänen, ebenso mit dem ‚jung weyßkunig' wie mit dem ihm viel zu langsam reifenden ‚Gebetbuch', welches unter St. Georgs Ägide den ganzen Adel deutscher Nation zum Kampf gegen den Halbmond begeistern sollte, während er selbst in unglaublicher Kombination als deutscher Kaiser und König von Italien nach der päpstlichen Tiara angelte,* — um dann mit der ihm unüberwindlich anhaftenden Hast alles wieder beiseite zu schieben und mit ganzer Kraft an der zum ewigen Ruhm seines eigenen Hauses dienenden ‚Ehrenpforte' arbeiten zu lassen, wofür Dürers unversiegliche Schaffenskraft, unterstützt durch eine historische Kommission, vollauf in Anspruch genommen wurde.

Die Vollendung der leicht übersichtlichen, im zahllosen Detail schwer erkennbaren ‚Ehrenpforte' hat der kaiserliche Besteller nimmer erlebt; das Gebetbuch blieb ein erst neuerlich in ganzer Intention erkanntes herrliches Wrack; die ‚Melancholie' eine vielleicht doch noch lösbare Rätsel vorlegende, einsame Sphinx.

An der Breitseite eines massigen Pfeilers hat sich eine gewaltige Maid im herben Reiz reifer Jugend niedergelassen, mit mächtigen Fängen am Rücken und einem grünen Kranz auf der schönen Denkerstirne, den Ellenbogen auf das Knie gestemmt, die linke Wange auf die geschlossene Hand gestützt, — wie sich auch Herr Walther der traute Gesell von der Vogelweide in einem seiner tiefsinnigsten Sprüche, im schweren Denken über die wichtigsten Lebensfragen abgeschildert und die Maler der Weingartner und Heidelberger Handschrift dargestellt haben, — ein geschlossenes Buch (Bibel) unter der Rechten, mit welcher sie den ins Achteck gestellten Zirkel (das Symbol der alten ‚Meister von der Architektura', — man denkt auch gleich an Dürers ‚Messung der Proportion nach Zirkel und Richtscheit') hält. So kennzeichnet sie der Künstler als die Phantasie, welche nach Jakob Grimm der Urquell aller Forschung, im tiefsten Nachdenken über die höchsten Probleme von Welt und Zeit die Gesetze der Natur ergründet und neue Probleme im Geiste unserer heutigen Industrie ersinnt. S i e schiebt die Gedanken vor, welche der klare Verstand zur Wissenschaft ausprägt. Das anmutende, von aufgelöst niederwallenden Haaren eingerahmte, leuchtende Antlitz mit den in schwerer Gedankenarbeit ausstrahlenden (der Orientale nennt das ‚geistesperlenbohrenden') Augen ist ernst und streng, — das verstand Dürer zu geben, während süße oder lächelnde Frauenschöne nie seine Sache war. Langes, faltenreich geknittertes Gewand umwallt die hehre Gestalt, vom knappen Gürtel hängt Schlüsselbund und Säckel an Riemen herab. Über ihr ist in die Mauerwand eine magische, aus 16 Feldern bestehende Tafel mit den in Silber oder

* Vgl. die neueste kritische Prüfung der Quellen in A. v. S c h u l t e ' s diplomatischer Arbeit über ‚Kaiser Maximilian im Jahre 1511' (Berlin 1906).

Zinn geschnittenen Zahlen 1—16 eingelassen, welche in jeder Zeile, von oben, unten hinauf, von der Seite oder in den Diagonalen immer die gleiche Summe von 34 ergeben:*

Daneben die tagzeitenkündende Glocke und im schönen, gotisch verzierten Ständer die stundenmessende Sanduhr, zunächst die gewissenhafte Wage, darunter auf dem an der Wand lehnenden Mühlstein der auf bordiertem Samtteppich sitzende, in subtile Griffelarbeit versunkene kleine Genius, welcher ebenso zum Wesen der Melancholie gehört wie die himmlischen, Inschrifttafeln haltenden Flügelknaben auf Raffaels ‚Fakultäten‘; ebenso eignet der Melancholie das ruhende, pfadespürende Windspiel als Wappentier, der Hauptfigur gleichmäßig zugehörig wie der Löwe dem heiligen Hieronymus oder jener in die höchsten Regionen aufsteigende Adler des Sehers von Patmos.

So scheinbar weltentrückt zieht sie alle im Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen über Land und Meer, am Himmel und auf Erden gemachten Wahrnehmungen in den universellen Kreis ihres Denkens, die Wunder des Regenbogens und die Bahnen der Kometen, die Ergründung aller Elemente und deren ‚Komplexion‘ und industrielle Nutzanwendung auf Technik und Gewerbe, wie die neuen, verbesserten Handwerkszeuge beweisen, nebst dem eisenummantelten Hammer und der Zange, bis zur kürzlich konstruierten klysmatischen Spritze und dem verschließbaren Tintengefäß, dessen sich auf Dürers Holzschnitt auch der Evangelist Johannes bedient, während Erasmus noch das alte Ochsenhorn gebraucht, welches der Schreibende in der linken Hand halten oder durch ein Loch in die Tischplatte stecken und so vor dem Umfallen bewahren mußte. Nimmermüden Geistes berechnet sie die Macht der mühlsteintreibenden Wasser (die Pferdekräfte!), ergründet die Gesetze der Kristall- und Kugelbildung, die alchimistische Scheidung und Lösung der Metalle, kurz alles, woran in ausgedehnter, vielseitigster, kaum ahnbarer Konsequenz mit Leonardo-hafter Ebenbürtigkeit Meister Albrecht selbst laborierte, der vorzugsweise sich in diesem Sinne zu den Melancholikern zählte, der dieses Blatt als sein eigenes Programm, als Spiegel, Praktik und Confessio betrachtete und darum vorzugsweise als Geschenk freigebig verwendete, das seine Freunde wohl zu schätzen wußten. Kaufte doch Anton Tucher am 13. Oktober 1515 gleich vier Exemplare der ‚Melancholie‘, um selbe dem Engelhart Schauer und Jakob Rumpff ‚gen Rom zu vereren‘ (schenken), — in jener Stadt, wo Piero Valeriano mit seinen ‚hieroglyphischen‘ Forschungen so großes Aufsehen erregte.

Wie hätte sich Dürer erst noch mit den drei weiteren Blättern in originellster Weise bewährt! Leider sind seine ‚Vier Temperamente‘ nur ein immerhin erstaunlicher Torso geblieben. Ob und wie der Meister diese Ideen in den späteren Apostelbildern etwa wieder aufgenommen und durchfugierte, bleibt eine vorerst noch offene, anderen überlassene Frage.

* Dürer, der seine Platte 1514 vollendete, soll mit diesem wunderlichen Zahlenspiel auch eine Andeutung auf den am 16. (17.) Mai 1514 erfolgten Tod seiner Mutter verbunden haben. Er setzte derselben, ebenso dem Vater, in seiner Haus- und Familienchronik ein unvergängliches Denkmal: wie der gute Sohn der sterbenden Mutter vorbetete, ihren Segen und ihre letzten Mahnungen empfing. Nun glaubte man aus dieser Tafel den Tag (17), aus 3+2 auch den (5.) Monat und das Jahr (1514) herausklügeln zu müssen. Die hübsche Konjektur wird jedoch ganz hinfällig, da diese ‚Mensula Jovis‘ schon — vor Dürer bestand.



Neue Romane* / Von Franz Herwig

Ricarda Huch hat nur einmal ihrer leidenschaftlichen Natur erlaubt, ungehemmt und stolz dahinzuströmen: in ihren Gedichten. Ob ein äußeres Erlebnis sie brach, oder eine eiserne Energie Stoff und Gestalten weitab von sich rückte, kümmert uns nicht. Doch darf man an der erstaunlichen Tatsache nicht vorübergehen, daß sie, deren glühendes Empfinden uns in ihren ersten Gedichten überrascht, in ihren letzten Büchern Meisterwerke der Form schenkt, denen nur noch eine kaum spürbare Wärme innewohnt. Und daß sie in ihren Prosabüchern da am bedeutendsten ist, wo sie Menschen gibt, die leiden, nicht solche, die handeln. Der viel zu wenig beachtete Zusammenhang zwischen Kunstform und Weltanschauung zeigt sich auch an ihr. Beseelt von einem beruhigten aber starken Pessimismus, redet sie gedämpft, wie man in Krankenzimmern spricht. Sie möchte klagen, ‚denk ich, daß alles so vorübergeht und keine Spur zurückläßt.' Aber wie Leopardi beruhigt sie sich: ‚Keinen Seufzer verdient die Erde.' Ihre Bücher sind voller Sonnenuntergänge.

Weshalb griff sie aus den vielen Gestalten des italienischen Risorgimento eine heraus, die des Grafen Confalonieri, und beschrieb sein Leben? Weil ihr dieser italienische Patriot mehr war als eben ein solcher, vielmehr ein Symbol der Menschheit, wie sie diese sah. Die historische Gestalt war nur ein Vorwand, um einen Menschen zu zeigen, der irgend etwas erstrebte, von einem dumpfen und dummen Geschick zu Boden gedrückt wird und der, endlich freigelassen, langsam und gebrochen dem Grabe zukriecht. Ihrer Natur getreu, verrät sie in ihrem Roman ‚Federigo Confalonieri' kaum, was dieser Mann eigentlich geleistet, das ihn der Bewunderung und der Liebe seiner Zeitgenossen wert macht. Es genügt für uns zu wissen, daß hier irgend ein Mensch einmal hoch stand und Großes wollte. Und ihr Buch ist nichts als die Schilderung, wie dieser Mensch in den Kerkern des Spielberg langsam innerlich stirbt, unter einem Schicksal, gegen das es keinen Kampf gibt. Nur ein gelassener Stolz bleibt ihm, ein stoischer Stolz, und dieses verächtliche Lächeln unter Martern, fühlt die Dichterin, ist das einzige, was erhaben am Menschen ist. Es ist auch nicht zufällig, daß die Dichterin in den letzten Jahren ihre Stoffe der Vergangenheit entnahm. In der Einleitung ihres schönen Buches ‚Das Risorgimento' verrät sie, daß ‚lebendiges Fleisch und Blut unsere Sinne zu sehr erregt, daß es uns zu nahe ist'. Es entspricht das ihrer Melancholie, ihrer Abneigung gegen das starke und tönende Leben der Gegenwart, das uns dicht auf den Leib rückt, packt und erregt. Der Wille, der Wille zum Leben, der in der Gegenwart zu gebieterisch lärmt, stößt sie ab. Und nicht genug damit, daß sie die zeitgenössischen Menschen, die sie sonst schuf, mit beschwörender Gebärde weit von sich abhielt, sie taucht auch noch in die Vergangenheit, die still ist und nur ein Schattendasein führt. Inmitten dieser Gestalten, die die deutlichen Linien des Lebens verloren haben, deren Begehren nur noch undeutlich wahrnehmbar ist, fühlt sie sich wohl. Aber sobald sie beginnt, sie nachzuschaffen, fürchtet sie wieder zu deutlich den Schrei des Willens zu hören, den sie, die Pessimistin, so sehr

* Ricarda Huch, ‚Federigo Confalonieri' (Insel-Verlag), dieselbe ‚Das Risorgimento' (Ebenda). M. Herbert, ‚Die Idealisten' (J. Habbel, Regensburg). Isabella Kaiser, ‚Der wandernde See' (J. P. Bachem, Köln). Felix Moeschlin, ‚Michael Hitz' (Wiegandt & Grieben, Berlin). K. B. Heinrich, ‚Menschen von Gottes Gnaden' (Albert Langen, München).

haßt, und wieder heißt sie die Menschen und Schicksale ferne stehen, wie Odysseus die Schatten, die vom Blute trinken wollten. Und trotzdem sie selbst gesteht, daß das Risorgimento eine ‚Fundgrube an tatenreichen Menschen und auffallenden Begebenheiten‘ ist, greift sie den Grafen Confalonieri heraus, den Leidenden, dessen Willen zum Leben langsam erstarb. Das ist Ricarda Huch.

* * *

Zwischen Ricarda Huch und Marie Herbert ist die ganze Erde. Sie sind Antipoden. Denn während die Huch mit einem starren Lächeln resignierte, gab sich die Herbert mit weitgeöffneten Armen dem Ideal, hier dem Katholizismus, hin. Dreist und rasch geht ihre lebhafte Rede. Sie spricht von Menschen und Dingen, betont die Umrisse in schönen Linien und schafft so ein glänzendes Weltbild, das nur ein wenig hohl ist. Sie liebt die interessanten Menschen, die an sich schon in anspruchsloseren Gemütern Wohlgefallen wecken und, um die gehobene Stimmung festzuhalten, verschmäht sie es, in die Abgründe zu steigen. wagt vielmehr das Gefährliche, von großen Dingen der Kunst und der Literatur zu sprechen, die mit dem Stoff nichts zu tun haben. Sie erreicht damit eine starke Wirkung bei den Bildungsbeflissenen.

In ihrem neuen Roman ‚Idealisten‘ tritt uns am lebhaftesten eine junge Amerikanerin entgegen, Ruth Waring; sie hat, was gern betont werden soll, das meiste Blut von allen Gestalten dieses Buches, ist lebendig in ihrer Tapferkeit und Frische, bis sie zu der elementaren Lebensänderung kommt: der Konversion. Und da reißt eine Kluft auf, über die das Temperament der Verfasserin uns kühn hinwegreißt, ohne daß uns die geheimnisvollen Kräfte, die aus einem Yankeemädel eine Klosterfrau machen, bewußt werden. Dann ist da noch ein hessischer Winkelpolitiker, der starr und beschränkt in seinem Preußenhaß hinvegetiert, bis er in der Amerikanerin, nach dem Gesetz von der Anziehung der Gegensätze, sein Ideal erkennt. Ungewollt versetzt Ruth, die ihn auch zu lieben begonnen, diesem Verhältnis den Todesstoß, indem sie als ‚unbekannte Verehrerin seiner Ideen‘ seinem Blättchen einen jährlichen Zuschuß aussetzt. In seiner lebensfremden Starrheit konsequent, muß den hessischen Agitator die Erkenntnis versteinen, daß nicht die Achtung vor seiner Arbeit, sondern die Liebe zu seiner Person Geldopfer gebracht hat. So gehen die beiden Idealisten wieder auseinander, er an seine unfruchtbare Arbeit, sie in das Kloster. — Die Gesundheit der Gesinnung ist es, die das Buch im allgemeinen empfehlenswert macht, nicht die Gesundheit der dichterischen Kraft. Die Anschauungen der Herbert sind liebenswert. Als Dichterin läßt sie kühl. Nur da, wo sie auf die Schilderung einer Landschaft, eines Interieurs sich beschränkt, erregt sie ästhetisches Wohlgefallen. Alles ist geschmackvoll und sicher hingestellt, vielleicht mit einem zu reichlichen Aufwand von Adjektiven, was wieder in dem Charakter der Dichterin seinen Grund hat.

* * *

Ohne Zweifel hat Isabella Kaiser die größere dichterische Potenz. Sie vermag es, einen Charakter von innen heraus zu erfassen, sich in ihre Gestalten zu verwandeln, zumal wenn sie ihr selbst ähnlich sind. Deshalb aber ist die ‚Friedensucherin‘ und das ‚Vaterunser‘ wertvoller als ihr neuer Roman ‚Der wandernde See‘. Entgegen ihrer gewohnten Art, wenige, aber tiefinnerliche Menschen zu schaffen, versucht sie hier ein ganzes Dorf auf die Beine zu stellen, und freudig soll anerkannt werden, daß eine gehörige Menge von Dispositionsfähigkeit in diesem Buche steckt. Es gleicht einem kunstvoll verschlungenen Gewebe. Eine starke Besonnenheit, die man bei der Kaiser und ihrem mehr subjektiven Empfinden gar nicht erwartete, regiert diese Fülle von verschiedenen Schicksalen, so daß sie niemals kollidieren, sondern nach vielen

Konflikten rein und beruhigt ausklingen. Es scheint mir, als habe die Dichterin einmal kühn ein mannigfaltiges Leben erschaffen wollen, und wenn an dem Geschaffenen vorerst nur eine entschieden gewachsene Technik deutlich wird, müssen wir zufrieden sein und darauf hoffen, daß sie in ihren nächsten Büchern die rasche und spannende Handlung mit ihrer früher bewiesenen erstaunlichen Psychologie in Einklang bringt. Durchaus bedeutend ist jedoch schon hier ihre Fähigkeit, ein Stück Natur im Mittelpunkt der Handlung zu halten. Sie erinnert da an die besten Arbeiten Ernst Zahns, in denen immer das Hochgebirge der Held war und die Menschen lediglich in Zusammenhang mit ihm und in Abhängigkeit von ihm erschienen. Die Idee, eine ganze Talbevölkerung im Kampf mit dem See zu zeigen und die Kunst, den Sieg deutlich zu machen, ist erhaben. Wenn die Geschicke der Menschen etwas zu romanhaft ausgefallen sind, so wollen wir bedenken, daß dieses Buch der Kaiser das erste einer neuen Art ist und geduldig der weiteren warten.

* * *

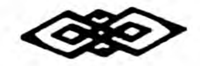
Ob man auf Felix Moeschlin noch hoffen soll? Er schrieb einen Roman ‚Die Königsschmieds', der starke und leuchtende Partien hatte und ungewöhnliches Talent verriet. Aber an diesem jungen Schweizer Dichter, der plötzlich so siegesgewiß in die Arena sprang, zeigt sich das alte Schicksal: Jugenderinnerungen hoben ihn für die Dauer einer Arbeit über das Gewöhnliche hinaus und als er an ein anderes Werk ging, dessen Schicksale erst nachzuleben waren, versagte er durchaus. Denn sein ‚Michael Hitz' ist ein temperamentvolles Geschreibsel, nichts anderes. Er will den Siegeslauf eines Architekten schildern, der den engen Verhältnissen seiner Heimat sich entreißt und in Berlin eine ganze Gartenstadt baut. Und um uns nun zu beweisen, welch ein eminent bedeutender Architekt sein Michael Hitz ist, läßt ihn Moeschlin altbackene Feuilletons rezitieren. Er beleidigt damit seine Leser, er verhöhnt sie. Denn alles, was er mit vielen Worten von der Notwendigkeit des Zweckmäßigen im Bau sagt, ist seit zehn Jahren jedem Sekundaner geläufig. Dieses knabenhafte Schwätzen bewirkt vorerst schon, daß der Beruf dem guten Michael nur auf dem Rücken geschrieben steht. Seine Nöten und Sorgen als erfolghungriger Baumeister berühren uns daher nicht. Bleibt eine widerwärtige Liebesgeschichte. Da ist ein kleines Mädel, das schon am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Hitz seine Junggesellenwohnung besichtigt — wollen wir mal sagen. Schön. Aber nun kommt Michael auf die Idee, diese ach so gefällige Dame auch zu heiraten. Und wundert sich, und wir Leser sollen uns gleichfalls wundern, wenn diese Ehe im Sumpf endigt. Durch das ganze Buch werden wir Blatt für Blatt mit der Entwicklung dieses unausbleiblichen Verhängnisses gelangweilt und beleidigt. Wie wir den Künstler Hitz ernst nehmen sollten, so sollen wir nun diese ‚Liebe' ernst nehmen, und als — vermute ich — dem Schriftsteller die Sache selbst zum Ekel wurde, läßt er seinen Helden verrückt werden. Aber eigentlich ist's gar keine rechte Verrücktheit, sondern nur das bekannte Romannervenfieber, währenddessen sich wie gewöhnlich so auch hier die Verhältnisse total umschwingen. Und schließlich bekommt Michael denn auch die Gartenstadt zu bauen und die Geschichte ist aus.

Dieser Roman ist aber trotzdem lehrreich. Denn sein Dasein ist wie eine Fackel, die die ganze Jämmerlichkeit unseres zeitgenössischen Literaturlebens beleuchtet. Die ‚Königsschmieds' hatten Erfolg. Nun wartet das Publikum auf das Neue. Der Verleger drängt, muß drängen. Denn Schlager sind selten, und war einmal einer da, dann muß der junge Dichter rasch eine neue Arbeit hinauswerfen, damit das wankelmütige Publikum ihn nicht wieder vergißt. Und so haut denn der arme Autor rasch etwas zusammen, der Verleger bringt es und das Publikum ist vorderhand ge-

sättigt. Und dann Jahr für Jahr dasselbe Bild, bis von dem ausgepumpten Dichter sich alles abwendet: Publikum und Verleger.

* * *

Man muß Karl Borromäus Heinrich zugestehen, daß er ruhig und überlegt an seiner Entwicklung arbeitet. Auch er schrieb zuerst einen zweiteiligen autobiographischen Roman ‚Karl Asenkofer‘, an dem zwar der Schluß mißfallen mußte, der im ganzen jedoch viel Qualität hatte. Er schilderte darin aufrichtig und mit Takt die Abkehr von dem katholischen Milieu seiner Jugend, setzte jedoch in den beiden Bänden seiner treuen Mutter ein menschlich und dichterisch schönes Denkmal. Sein neuer Roman ‚Menschen von Gottes Gnaden‘ bringt nun eine völlige Umkehr. Nicht mehr das Individuum ist das Maßgebliche, sondern die Idee. Und ein oberflächlicher Leser wird vielleicht finden, daß Heinrich in seinem Buch eine entschiedene Hinneigung zum orthodoxen Katholizismus verrät. Damit würde man zu weit gehen. Denn der Katholizismus, wie Heinrich ihn sieht, ist zum geringsten Teil innerlich erfaßt, sondern er ist die Folge der anhaltenden Reflexion eines lebensuntauglichen und blutleeren Menschen. Für den jungen Baron Frangart, den Letzten seines Geschlechtes, bedeutet der strikte Glauben die notwendige Begleiterscheinung des ancien régime. Überzeugt, daß alle erstaunlichen Fortschritte einer äußerlichen Kultur nur den Pöbel begeistern können und der menschlichen Seele, die als solche die gleiche wie vor tausend Jahren ist, keine Befriedigung zu geben vermögen, sieht er das Heil nur in der Hingabe an die unveränderliche und strenge Autorität der Kirche. Und es entspricht nur dem tiefen Blick des Dichters, wenn er seinen Frangart mit der Gesellschaft Jesu zusammenbringt. Wie gesagt, liegt der Haken bei diesem Problem darin, daß hier ja gar kein Vollmensch zu einer radikalen Sinnes- und Gefühlsänderung kommt, sondern dieser bleiche, aristokratische und nur mechanisch lebende Baron ist zu einer innerlichen Erfassung des Glaubens gar nicht fähig. Das zeigt sich besonders deutlich an einer Beichtszene. Der alte Prälat, bei dem Frangart beichtet, erkennt sofort, woran es dem Jüngling fehlt: an der Liebe. Willig unterzieht sich der Baron auch den Geboten der Nächstenliebe, doch er zerbricht daran. Nicht etwa, weil er die Notwendigkeit der Liebe für denjenigen, der Christus auch nur von ferne nachfolgen will, nicht erkennt, sondern weil er zur Liebe einfach nicht fähig ist. Und so endet sein Leben, wie man voll Schmerz empfindet, als das eines edlen aber fremden Tieres, das im Dickicht des Waldes, weitab von den Menschen sich zum Sterben legt. Zu betonen ist, daß Heinrich mit seiner Erzählung nicht etwa irgend etwas beweisen will (was man immer wieder sagen muß), sondern daß er einfach ein Menschenschicksal gibt. Wie er das tut, ist durchaus gediegen und überzeugend. Er hat die in seinen ersten Büchern schon bewiesene Gelassenheit und Reinheit der Schilderung auch in diesem Buche sich bewahrt. Er wird stets zu vornehm sein, um auf ein großes Publikum überhaupt wirken zu können. Für die Wenigen werden seine Bücher aber immer ein schönes Erlebnis bedeuten.



Hochland-Echo

Gegenwartsaufgaben und Theologenbildung

Als vor etwa zwei Jahren eine Schrift des Bonner Theologieprofessors Schrörs unter dem Titel ‚Kirche und Wissenschaft' die Frage der katholisch-theologischen Vorbildung erörterte, insbesondere für die Erzdiözese Köln, da hegten ohne Zweifel viele, denen das Heil des Katholizismus am Herzen liegt, den Wunsch, daß diese Frage nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden möge, bis sie, wesentlich im Sinne des Verfassers, gelöst sei. Gelöst ist sie seitdem noch nicht, ob und inwieweit man der Lösung näher gekommen, darüber ist meines Wissens bisher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Insbesondere hat sich die Hoffnung, die damals in diesen Heften ausgesprochen wurde, daß eine gemeinsame Regelung für das Deutsche Reich erfolgen möge, noch nicht erfüllt. Ohne Zweifel aber haben die Bischöfe diesbezügliche Beratungen gepflogen. Nunmehr hat Schrörs selber von neuem dem in der Öffentlichkeit vorhandenen Interesse an dem hochwichtigen Problem in seiner gründlichen und vornehmen Weise Ausdruck gegeben. Das neue Buch* wird sicherlich sehr viel dazu beitragen, daß die Sehnsucht nach einer Revision und Reform der Erziehung und Bildung der Geistlichen in unserem Vaterlande sich immer kräftiger und allgemeiner geltend macht. — An dieser Stelle soll nun einiges aus der Schrift hervorgehoben werden, was von allgemeinstem Interesse ist. Was darüber hinausgeht, bleibe unberührt.

Schrörs' historische Darlegungen zeigen, daß aus der Geschichte nicht allzuviel zu lernen ist für die heutigen Aufgaben in der Vorbereitung des Klerus auf die priesterliche Tätigkeit, daß man insbesondere auf die schöne Idee, in einer auf die Anfänge der Kirche zurückgehenden Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung ruhig fortzuschreiten, verzichten muß. Eine Entwicklung dieser Art ist nicht vorhanden. Je weniger also die Geschichte lehrt, desto mehr ist man darauf angewiesen, aus der Natur der Sache und aus den Zeitumständen heraus die Notwendigkeit einer Reform, ihr Ziel und ihre Mittel zu bestimmen. — ‚Das Priestertum steht im Mittelpunkte der Kirche', die Kirche aber steht mitten in der Welt:

> ‚Zu dem den Körper der Kirche wie Adern und Sehnen und Nerven umspinnenden und durchdringenden Systeme innerkirchlicher Funktionen gesellt sich die peripherische Mitarbeit an den Aufgaben der Welt. Auf dem Klerus ruht auch ein guter Teil der Last sozialer Fürsorge und Reform, des kirchenpolitischen Wachtdienstes und, wenn es sein muß, des Kampfes um die kirchliche Freiheit, der praktischen Stellungnahme in der allgemeinen Kulturbewegung und der angleichenden oder ablehnenden Tätigkeit gegenüber den Forderungen des Zeitalters. In diesen Dingen fällt zwar auch der kirchlich gesinnten Laienwelt eine bedeutungsvolle Rolle zu . . ., aber es würde nicht zum Heile sein, wenn nicht neben ihr und in engster Vereinigung und verständnisvollem Zusammenwirken mit ihr auch die Geistlichkeit, und nicht bloß durch einzelne Führer, sondern der Masse nach, ihren Einfluß und ihre Tatkraft in die öffentliche Wagschale legen wollte.'

---

* ‚Gedanken über zeitgemäße Erziehung und Bildung der Geistlichen.' Verlag von F. Schöningh, Paderborn. Brosch. M. 2.—, geb. M. 2.50.

Nun sind aber die Zeitverhältnisse ausnehmend schwierige; denn unsere Zeit ist, wie die vor hundert Jahren, eine Übergangszeit.

‚Auch gegenwärtig gärt es in der Tiefe des gesamten Geisteslebens und ringen sich allenthalben neue Ideen empor. Die Wissenschaft macht Fortschritte, wie sie keine frühere Zeit aufzuweisen hat, und zieht unerbittlich die Folgerungen in der Richtung der sittlichen und religiösen Fragen. Die moderne Zivilisation verändert zum Teil die Grundlagen, auf denen das Wirken der Kirche beruht. Die Formen der Wirtschaft und des Verkehrs, die sozialen Um- und Neubildungen, die Gewohnheiten des Lebens und Genießens stellen den Geistlichen vor völlig andere Verhältnisse. Es geht ein neuer Zug durch das Volk und verlangt eine seelsorgliche Behandlung, der die alten Methoden nicht mehr gewachsen sind.‘

Besonders der Katholizismus befindet sich dem gegenüber in einer schwierigen Lage.

‚Rings um ihn her ist die Kulturwelt in einer Entwicklung von solchem Umfange, solcher umwälzenden Bedeutung und solcher Schnelligkeit der Bewegung begriffen, daß sich damit in der Vergangenheit kaum etwas vergleichen läßt. Und diese Entwicklung ist, ausgesprochen oder nicht, an einer Unmenge von Punkten der Religion, der Offenbarung und ihrer Heilsanstalt entgegengesetzt. Sich ihrem Einflusse zu entziehen, ist nicht möglich, und wenn es möglich wäre, würde es verderblich sein. Die Kirche lebt nicht auf einer meerumflossenen Insel, mit allen ihren Gliedern reicht sie vielmehr hinein und ist verwachsen in die bürgerliche Gesellschaft und ist genötigt, an deren politischen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Schicksalen teilzunehmen. Ja, die von Gott gewiesene Aufgabe, die sie an jedem Geschlechte zu erfüllen hat, muß sie geradezu hineindrängen in die Sphäre der gesamten Zeitkultur.‘

‚Zu einem behaglichen Überlegen und bequemen Abwarten aber ist kein Raum mehr‘, um so weniger, als vielleicht noch Schlimmeres nahe bevorsteht.

‚Mag auch in den tonangebenden Kreisen noch keine Neigung zu einer gänzlichen Trennung von Staat und Kirche vorhanden sein, so ist doch das Bestreben unverkennbar, die Macht der Kirche im öffentlichen Leben zu brechen und die Sphäre ihres Einflusses zurückzudrängen. Man braucht nur zu beobachten, was auf dem Gebiete der Schule und in anderen Verwaltungszweigen geschieht oder sich vorbereitet. Da heißt es, beizeiten sich einrichten auf Möglichkeiten, die über Nacht hereinbrechen können, und Diener der Kirche bilden, die Einsicht und Kraft haben, um sich auch in einer ganz veränderten Lage zurechtzufinden und ihre Mission auszuüben.‘

Wir stehen heute in der Fortsetzung der sog. Aufklärungsperiode, die von der Romantik und der kirchlichen Restauration nur unterbrochen war. Und wie damals, so dringt die ‚Aufklärung‘ auch heute in den Klerus ein. Da gilt es, Wahres und Falsches, Kirchliches und Unkirchliches zu scheiden, um die angehenden Theologen gegen die Gefahren der Moderne zu wappnen.

‚Mit Gesetzen, Warnungen oder unbedingtem Empfehlen des Alten ist nichts zu erreichen. Grobe Auswüchse, wie Modernismus und keckes Reformertum, kann man verurteilen und unter Strafen stellen, und es ist mit vollstem Recht geschehen. Aber die feineren Regungen der Moderne, die sich nicht zu Lehrsätzen und Programmen verdichten, sondern nur als Stimmungen herrschen und als Wünsche wirken, aber darum oft nicht weniger gefährlich sind, lassen sich mit äußeren Mitteln kirchlicher Disziplin nicht bewältigen. Da vermögen nur Unterricht und Erziehung der theologischen Jugend vorzubeugen und zu klären. Hierzu bedarf es einer Wissenschaft, die unbefangen allem und jedem modernen Gedanken ins Auge schaut, und die Zeit genug hat, die gesamten modernen Fragen restlos an den festen Prinzipien

des Katholizismus zu prüfen. Und hierzu bedarf es ferner einer Seelenleitung, einer religiösen und ethischen, die nicht ängstlich an überlieferten oder administrativ ausgeklügelten Regeln haftet, sondern groß und frei die Psyche des in der heutigen Geistesströmung aufgewachsenen jungen Mannes nimmt, wie sie ist, ihren eigenartigen Bedürfnissen entgegenkommt und diese nährt mit der echten Kirchlichkeit. Auch unter diesem Gesichtspunkte haben Schule und Seminar nie eine größere Bedeutung gehabt als heutzutage.'

Die geschilderten Verhältnisse sind nun in ganz Deutschland die gleichen. So legt sich von selber das Verlangen nahe, daß die Vorbildung der Geistlichen für alle kirchlichen Bezirke Deutschlands einheitlich geordnet werde. Der noch herrschende Kirchenpartikularismus sei auf diesem Gebiete unberechtigt und schädlich. Übrigens redet der Verfasser nicht etwa einer unbegrenzten Vereinheitlichung des kirchlichen Lebens das Wort. Er empfiehlt vielmehr für die Theologen (wenn auch nicht gerade als Regel) den zeitweiligen Aufenthalt an deutschen Hochschulen außerhalb der Heimat. Jeder Stamm im Vaterlande habe seine Vorzüge, auch solche kirchlicher Art; sie auf sich einwirken zu lassen, könne einem jungen Manne nur nützlich sein. Gerade dadurch soll das Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Stämme und Diözesen zu einem Vaterlande und das Gefühl der Universalität der Kirche ausgebildet werden.

Noch ein anderer Einheitsgedanke beherrscht das Buch: Die Vorbildung der Geistlichen muß auch in dem Sinne eine einheitliche sein, daß sie nicht mit der Unterscheidung eines höheren und niederen Klerus, eines Klerus für die Gebildeten und eines solchen für die Ungebildeten rechnet. Das würde die Schaffung einer geistigen Aristokratie und eines geistigen Proletariats bedeuten und noch größeres Unheil bringen, als der ehemalige Klassenunterschied im Klerus gebracht hat. Der Verfasser warnt deshalb vor den Stimmen des Auslands, die sich mit einem solchen Zustand und einer entsprechenden Vorbildungsmethode abgefunden zu haben scheinen. Er warnt vor einer Differenzierung der Kandidaten beim Examen, wie sie in gewissen Teilen Italiens, den Intentionen des Apostolischen Stuhles durchaus zuwider, geübt worden sei und einen erschreckenden geistigen Tiefstand des Landklerus aufrecht erhalten habe. Art und Maß der theologischen Vorbereitung soll also im wesentlichen für alle Geistlichen dasselbe sein, und ohne das Vorhandensein des für alle als ein gleiches anzusetzenden und schlechthin genügenden Mindestmaßes von Bildung soll die Weihe nicht erfolgen. So wird es denn z. B. als allgemein zu erstrebendes Ziel der Vorbereitung des Theologen bezeichnet, ein vollkommener Mensch auch in dem Sinne rein natürlicher, gesellschaftlicher (allerdings auf innere Herzensbildung zurückgehender) Tugenden und ein vollkommener Gebildeter im Sinne des Durchschnitts der wahrhaft gebildeten Männer der Zeit zu werden. — Dringt doch der Zeitgeist immer mehr in alle Schichten der Bevölkerung ein, so daß in der Tat die Ansprüche, die der Beruf an die Geistlichen stellt, einen erheblichen Unterschied in ihrer Bildung immer weniger gestatten. Von dem Religionslehrer an höheren Schulen und dem Doktor der Theologie ist allerdings mehr zu verlangen als von den übrigen Geistlichen.

Was nun die Vorbildung selber betrifft, so faßt Schrörs nur jene Verhältnisse näher ins Auge, wo Anstalten, die ausschließlich der geistlichen Erziehung gewidmet sind, neben und getrennt von öffentlichen Lehranstalten (Universitäten, Lyzeen oder selbständigen philosophisch-theologischen Fakultäten) bestehen. Und diesem Trennungssystem, besonders dem durch Abtrennung eines

Seminars für die letzte Vorbereitung noch weiter ausgebildeten, gehören offenbar seine Sympathien. Die Konviktserziehung wird demnach als berechtigt anerkannt. Ja sie wird aus naheliegenden Gründen als durchaus notwendig bezeichnet. In der Tat:

‚Es ist nichts Neues, sondern echtes altes Erbgut der Kirche und darf in unserer Zeit, deren öffentliches und privates Leben, und wahrlich nicht zum mindesten an den Hochschulen, so weit von kirchlichem Denken und christlicher Sitte abgewichen ist, weniger denn je preisgegeben werden . . . Erst recht sollten die Theologiestudierenden selbst von dieser Überzeugung tief durchdrungen sein und in dem Gebote, das sie zu der Pforte jener Häuser weist, kein Attentat gegen ihre akademische Freiheit und gegen das Recht persönlicher Entwicklung sehen, vielmehr ihren Schritt beflügelt sein lassen durch die Kraft auch des eigenen Entschlusses und die Begeisterung für das Sehnsuchtsbild des erkorenen Berufes.‘

Indes darf das Konvikt nicht dazu dienen, die Theologiestudierenden von der Hochschule und deren sonstigen Mitgliedern abzusperren. Gerade darin besteht der Vorzug dieser Hochschulkonvikte, daß sie den Zusammenhang zwischen den künftigen Theologen und den Kandidaten anderer Berufe, zwischen der Theologie und den übrigen Wissenschaften lebendig erhalten. Denn das tut not.

‚Wer in den Dingen, die rings um uns in der Welt der katholischen Geisteselite vor sich gehen, und noch mehr in den Dingen, die sich anbahnen, ein wenig Bescheid weiß, wird mit Schrecken beobachten, wie der Zusammenhang zwischen den Geistlichen und den akademisch gebildeten Laien sich lockert. Man fängt an, sich nicht mehr als Einheit auf Grund des gemeinsamen Bildungsganges zu fühlen; die früher von dorther erwachsene persönliche Annäherung beginnt zu schwinden. Sie stehen sich fremd gegenüber, und die Laien sind geneigt, den Klerus nicht mehr als ganz gleichwertig einzuschätzen. Was das bedeutet, und welche Gefahr darin für die Kirche liegt, braucht kaum gesagt zu werden.‘

Die Geschichte des verflossenen Jahrhunderts zeigt das zur Genüge, wenn man Deutschland mit den romanischen Ländern vergleicht. Es muß also sehr darauf Bedacht genommen werden, die Wege zu benutzen, ‚die, unbeschadet freilich des unantastbaren Wesens klerikaler Erziehung, eine Annäherung auf dem Boden der Universität gestatten.‘ Auch die Gefahren, die das weltliche Studium heute für eine echte Bildung mit sich bringt, verkennt Verfasser nicht. Soweit es aber der geistlichen Erziehung keinen Schaden bereitet und das notwendige Fachstudium nicht darunter leidet, soll den Studierenden gestattet sein, die Gelegenheit zur Aneignung allgemeinwissenschaftlicher Kenntnisse oder zur Ausbildung in einem besonderen Wissenszweige zu benutzen. Abgesehen von dem Recht des Studierenden verlangt auch dies das Interesse der Kirche.

Das Ziel der Erziehung und Bildung der Theologiestudierenden muß sein, den Forderungen der Zeit möglichst vollkommen entsprechende Organe der Kirche aus ihnen zu machen. Dazu bedarf es des Gesetzes. Wer unbefangen die Ausführungen des Verfassers über die notwendige Konvikts- und Studienordnung liest, wird nicht den Eindruck erhalten, daß das Gesetz bei ihm zu kurz kommt. Ihm gegenüber läßt er dann allerdings auch nicht minder die Freiheit zu ihrem Rechte kommen. Das Gesetz darf nicht die freie Geistesentfaltung der Willens- und Verstandeskräfte innerhalb der an und für sich sowie durch das feststehende Ziel bestimmten Grenzen beschränken. Es darf nicht den natürlichen, nur in der Luft der — richtig verstandenen — Freiheit gedeihenden Idealismus des jungen Theologen gefährden. Es darf

nicht dem Heranreifen desselben zu männlicher Selbständigkeit in Charakter und Arbeit, zu einer echten Persönlichkeit im Wege stehen, die ohne tief-innerliche Freiheit nicht denkbar ist. Darum muß es vor allem der Selbst-erziehung genügenden Raum lassen: Schon dadurch, daß es sich selbst nicht als etwas ohne weiteres Berechtigtes, sondern mit seinen Gründen und Zwecken vorstellt; ferner dadurch, daß es sich auf das Notwendige beschränkt; auch dadurch, daß es die Rechte anerkennt, die den Pflichten entsprechen. Sehr viel kommt es natürlich für das rechte Verhältnis von Gesetz und Freiheit auf die Handhabung des ersteren an.

‚In der Tat, allein Wert hat für jenes Alter ein Handeln aus sich selbst heraus, ein Handeln, das der Erkenntnis von der Richtigkeit und Notwendigkeit des Ganzen wie des Einzelnen entspringt, das getrieben wird von dem natürlichen und übernatürlichen Ethos, das geleitet wird von der heißen Liebe zum freierwählten Berufe, das gerichtet ist auf die hehren Ideale des Priestertums. Nicht ein Hineinwachsen in äußere Formen, sondern ein Auswachsen zur inneren Wesenheit, wie der Pflanze zum kraftvollen Baume. Die sittliche Freiheit muß errungen werden, für die alle gegebenen Normen, soweit sie überhaupt vernünftig sind, sich als etwas Selbstverständliches darstellen. Dann ist von selbst der Einklang geschaffen zwischen Wollen und Müssen, der allein Befriedigung verleiht und dauernde Früchte gewährleistet. Nach Selbständigkeit strebt naturgemäß der Jüngling, und dieses Streben ist auch beim Theologen vollberechtigt; nun, hier in der Selbsterziehung liegt ihr Kern. Was anderes kann ihm auch für später die echte Selbständigkeit des Charakters garantieren, als der Besitz eines wohl regulierten Triebwerkes in seinem Innern, das seine eigne Hand gebildet hat? Nach dieser Richtung hin sollte jedes in der Konviktserziehung orientiert sein. — Das Handeln aus Beweggründen, die in der Sache selbst liegen und die in der Seele zu einer lebendigen Macht geworden sind, ist das eine Moment der Selbsterziehung; das andere ist die Ausgestaltung der Individualität zu einer Persönlichkeit als dem bleibenden, fest verankerten Träger des sittlich-religiösen Lebens. Nur aus der Eigenart strömt wirklich Kraft. Nichts künstlich Gemachtes, nichts schablonenhaft Hergerichtetes, nichts von außen Hereingetragenes kann sie ersetzen, und keine Autorität darf sich vermessen, hier völlig umzustürzen oder die persönliche Freiheit ignorierend absolut Neues an die Stelle zu setzen; denn im priesterlichen Wirken beruht nach der natürlichen Seite hin alles auf der Macht der Persönlichkeit.‘

Aber Individualität ist nicht Subjektivismus:

‚Das Gesetz ist ein Korrelat und Korrektiv der Selbsterziehung. Dem zu schrankenloser Ausdehnung und Betätigung neigenden Individualismus müssen Grenzen gesteckt und feste Bahnen gewiesen werden. Abgesehen von der Notwendigkeit, ein Ausschweifen in das Gebiet des Unerlaubten zu verhüten, wird durch den Druck der Gesetze die innere Spannkraft gesteigert, dauernd gemacht und für die Zukunft aufgespeichert. Zugleich lernt der Wille den Ausgleich üben zwischen dem Persönlichen und Sozialen, dem spontanen Streben und dem Gehorchen, der Freiheit und Autorität — ein Ausgleich, in dem überall und immer das amtliche Wirken und insbesondere das des Priesters gipfelt.‘

Gesetz und Freiheit — Autorität und Gewissen, dies sind die beiden Pole, zwischen denen auch der Geistliche als vollkommener Diener der Kirche seine Stellung zu nehmen hat.

‚Ein Gehorsam des Gewissens wegen und ein Gewissen vom Gehorsam geleitet; das Kirchenrecht zieht die Grenzen. Wahre Unterwürfigkeit verlangt nicht Furcht, nicht Knechtessinn, nicht Schmeichelreden und hat nichts zu tun mit jener ungesunden

Theologie, die in jedem Befehle den Willen Gottes und eine positive Anordnung der Vorsehung zu erblicken lehren möchte, sondern baut sich auf dem Glaubensgrunde auf und wird zusammengehalten von der Achtung vor den Gewalten und ihrem Recht und belebt durch die Ehrerbietung gegen die geheiligte Würde ihrer Träger. Für die Aktionsfähigkeit des Klerus würde der Satz aus Wallenstein: ‚Ich habe hier bloß ein Amt und keine Meinung' tödlich wirken. Das individuelle Gewissen und seine durch nichts zu ersetzende Pflicht wird durch die Kirche nicht ausgelöscht, diese findet vielmehr in ihm den letzten und tiefsten Rückhalt für die Herrschaft über die Geister. Also weder mechanisches Handeln ohne Seele und Feuer noch Willkür selbstherrlichen Meinens und Strebens; willige Unterordnung unter das Ganze und zugleich eigenes Urteilen und eigener Entschluß. Gerade die wohlabgewogene Distanz zwischen diesen beiden Mächten, die alle kirchlichen Ämter durchwalten, ermöglicht die rechte Aktivität und Initiative. Aktivität und Initiative, darauf hat die Erziehung heute mehr denn je den Finger zu legen und auf diesen Zweck hin das komplizierte Instrument der Persönlichkeit zu kräftigen, zu schleifen, biegsam zu machen entsprechend der gesteigerten Mannigfaltigkeit der Aufgaben, die des Mannes der Kirche warten: ‚Griechen und Barbaren, Weisen und Unweisen Schuldner' zu sein und ‚allen alles' zu werden (Röm. 1, 14; 1. Kor. 9, 22).'

Als ein vorzügliches Mittel der Selbsterziehung unter der harmonischen Herrschaft von Gesetz und Freiheit zu Zwecken der Charakterbildung wie des Studiums empfiehlt Verfasser unter Hinweis auf Einrichtungen des Mittelalters und der Jesuitenkonvikte eine gewisse Teilnahme der Alumnen an der Regierung des Konviktes und ihre Gliederung in einzelne, getrennte und mit einer gewissen Selbständigkeit organisierte Abteilungen.

Ein vollkommener Mensch, ein vollkommener Gebildeter, ein vollkommener Christ und ein vollkommener Diener der Kirche zu werden, das ist es, was der Kandidat der Theologie mit den Mitteln des Hochschul- und des Konviktslebens erstreben muß. Daß und wie die Wege zu diesem Ziel den Zeitverhältnissen gemäß verbessert werden müssen, das will der Schrörssche Beitrag zu diesem Thema zwar nicht systematisch, aber doch mit einiger Vollständigkeit zeigen, und man darf wohl behaupten, daß die Darlegungen dieses Priesters, der als einer der tüchtigsten und gewissenhaftesten Universitätslehrer bekannt ist, auf der einen Seite zwar idealsten Anschauungen entspringen, auf der anderen Seite aber keineswegs über das praktisch Durchführbare und Wünschenswerte hinausgehen. Ein wesentlicher Vorzug seiner Grundsätze und Forderungen besteht darin, daß sie ohne oder fast ohne Ausnahme als Meinung und Wille der Kirche, des Apostolischen Stuhles oder doch angesehenster und bewährtester kirchlicher Autoritäten und Schriftsteller verkündet werden können. Das verleiht der Schrift eine ganz besondere Kraft und sichert ihr einen hervorragenden Einfluß. Hoffen wir denn, daß die Wünsche, die in der Schrörsschen Schrift begeisterten und begeisternden Ausdruck finden, sich recht bald erfüllen, daß insbesondere die Verlängerung der Studienzeit einmal eine allseitige und gründliche Vorbereitung ermöglicht. Ist mit diesem Punkt überall der Anfang gemacht, dann dürfte der Bann gebrochen und die allgemeine Verwirklichung der Ideen des vorzüglichen Buches gesichert sein. ‚Solange aber, bis eine Reform zur Einführung gelangt' — diese Worte ‚Hochlands' zu der früheren Schrift gehören auch hierher, — ‚mögen die Theologiestudierenden soviel als möglich den von Schrörs gezeichneten Idealen auch im Rahmen der alten Ordnung nahe zu kommen sich bemühen.' F. X.

Rundschau

Religion

Möhler in Frankreich. Wer die kirchenpolitischen Vorgänge der letzten Jahre in Frankreich ins Auge faßt, sollte kaum vermuten, daß unter dieser Decke äußerer Lethargie und Energielosigkeit doch ein reges Geistesleben pulsiere, das nicht nur den Vergleich mit dem deutschen aushält, sondern es in manchen Punkten noch übertrifft. Seit langem arbeiten mehrere Kapazitäten des deutschen Katholizismus daran, eine katholische Bibliothek zu schaffen, in der gewissermaßen der geistige Extrakt, der Spiritus hervorragender Autoren der Vergangenheit in kurze Texte zusammengedrängt und dem breiteren Publikum zugänglich gemacht werden soll. Die ganzen Werke liest heute nur mehr derjenige, der sie für wissenschaftliche Zwecke braucht. Es ist schon nicht mehr möglich, auch nur die Hauptbücher von Persönlichkeiten zu lesen, die fünfzig Jahre vor uns geschrieben haben. Nehmen wir Görres, Sailer, Hirscher, wer liest sie heute noch? Von den deutschen Mystikern, von den Vätern und Kirchenschriftstellern des Mittelalters ganz zu schweigen! Sie sind für das Lesepublikum verloren, ‚viel erhobene, aber wenig gelesene Größen', wie Lessing von Klopstock sagt.

Und doch sind in den weitschichtigen Folianten oft die feinsten Goldkörner allgemein interessierender Ideen enthalten, die allerseits freudige Aufnahme wecken würden, wenn sie nur einmal gemünzt, d. h. glücklich herausgesucht und in genießbarer Form zusammengestellt wären. Was die deutschen Katholiken in Anlehnung an diese Methode — es ist jämmerlich, daß wir immer auf Anlehnungen nachhinken — erstreben und noch immer nicht erreicht haben, steht bei den Franzosen in heller Blüte. Sie besitzen in der Sammlung ‚La pensée chrétienne' Texte und Studien, die in der besten Weise in den Geist eines Autors einführen und das Wissenswerte flüssig machen.

Einer der neuesten Bände über Möhler* stammt von dem feinen Kenner deutscher Religiosität, Georges Goyau, dem wir im eigenen Lande kaum einen besseren an die Seite zu stellen haben. Die Einleitung gibt den geistigen Entwicklungsgang des Mannes in kurzen, knappen Zügen, die das gesamte Material beherrschen und das Markanteste herausgreifen. Besonders interessant ist der allmähliche Fortschritt seiner Gedanken über den Primat des Papstes. Darnach ist das System Döllingers und des gesamten Altkatholizismus nichts anderes als der Ausbau der Ideen Möhlers vor der Herausgabe der Symbolik. Mit diesem Werke war seine Orthodoxie zur Klarheit gelangt, und eben weil sie Schritt für Schritt durch Nacht und Zweifel sich durchkämpfen mußte, ist es bei seinem Erscheinen zur Macht geworden, die die Position der Katholiken unsagbar stärkte. Goyau nennt es mit Döllinger das tiefste Buch, das seit Luther über die Reformation geschrieben wurde und das man heute noch lesen muß, wenn man die große Glaubensspaltung verstehen will. Was Goyau hier aus den Werken Möhlers heraushebt, gibt in der Tat den Abriß seiner Ideenwelt gut wieder, so daß man sich an der Hand des bei Franzosen nicht eben häufigen ausführlichen Inhaltsverzeichnisses gut und schnell orientieren kann.

Nur eines hätten wir besser gewünscht: Möhlers Bedeutung für unsere theologische Zeitlage liegt in seiner Stellung zum Entwicklungsproblem in der Kirche und speziell im Dogma; das ist die Kernfrage des wahren und falschen Modernismus, wie er heute die Geister scheidet. Vor allem für Frankreich wäre es von großem Nutzen gewesen, wenn an Stelle der falschen Interpreten

* Möhler, par Georges Goyau, Paris, Bloud & Cie., 673 p. 3,50 Frs.

Newmans die klaren und tiefgrabenden Ausführungen des Tübinger Theologen ausführlicher wiedergegeben worden wären. Goyau war vielleicht nicht genug Dogmatiker, um die eminente Bedeutung dieser Seiten (Symbolik, 12. Aufl. S. 328—88) zu würdigen. Dreizehn Jahre vor Newman, als dieser noch in den Anfängen der traktarianischen Bewegung stand, hat Möhler, auf die Grundlagen der Kirche zurückgehend, die allgemeinen Richtlinien der Dogmengeschichte gezogen und mit ihrer Korrektheit sofort ins Schwarze getroffen. Diese Ausführungen sind um so wichtiger und interessanter, weil sie gar nicht unter dem Einflusse des Entwicklungsgedankens, sondern zu einer Zeit entstanden sind, da man an diese Probleme in ihrer Schärfe noch gar nicht dachte.

Es muß, so sagt Möhler, eine Entwicklung in der Kirche und im Dogma geben, weil sie nicht tot sind, sondern leben. Aber diese Entwicklung ist keine sprunghafte, das Wesen verändernde, sondern eine o r g a n i s c h e. Wie der Apfelbaum aus dem ihn umgebenden Erdreich die homogenen Säfte aufnimmt und dadurch sein Wesen entfaltet, d. h. zum Apfelbaum und nicht zum Birnbaum wird, so nimmt auch die Kirche aus jeder Kulturepoche die ihr konvenierenden Ideen und Kräfte auf und entfaltet dadurch ihr Wesen; und wie in der Pflanze dieser ganze Lebensprozeß von einem einheitlichen Prinzip getragen wird, daß der Apfelbaum im Lauf der ganzen Entwicklung seine spezifische Art beibehält, so auch in der Kirche das unfehlbare Lehramt, die Autorität. ‚Nachdem das göttliche Wort menschlicher Glaube geworden war, mußte es auch in alle rein menschlichen Schicksale eingehen; es mußte fortwährend von den menschlichen Geisteskräften auf- und mit denselben angenommen werden; das Bewahren und Wiedergeben desselben war gleichfalls an menschliche Weise gebunden. Selbst bei den Evangelisten, welche doch nur erzählen wollten, was Christus gesprochen, gewirkt und gelitten habe, erscheint das göttliche Wort dem genannten Gesetze unterworfen, und spricht sich dies in der Wahl und Anordnung des Stoffes, sowie in dem besonderen Plane, den ein jeder sich vorsetzte, und in der gesamten Auffassungs- und Behandlungsweise seiner Aufgabe aus . . . Anders konnte es auch nie werden, auch nach dem Tode der Apostel nicht, als die Evangelien geschrieben waren, und die Briefe und was wir sonst noch zum neutestamentlichen Kanon zählen, in den Händen der Gläubigen sich befanden. Indem die Kirche die ursprüngliche Glaubenslehre gegenüber den Irrlehrern erklärt und sicherstellt, geht notwendig auch der apostolische Ausdruck in einen anderen über, welcher gerade am geeignetsten ist, den bestimmten, zeitlichen Irrtum recht kenntlich darzustellen und zugleich abzuweisen. So wenig die Apostel selbst die Form, in welcher der Heiland die göttliche Lehre vortrug, in der Entfaltung ihrer Polemik beibehalten konnten, ebensowenig kann es also auch die Kirche. Wird die evangelische Lehre durch ein bestimmtes theologisches System und die demselben eigentümliche Terminologie angegriffen, so mögen die falschen Begriffe in keiner Weise auch nur bestimmt, klar, deutlich und gemeinverständlich als solche abgelehnt werden, wenn die Kirche nicht die Form des Irrtums berücksichtigt und ihre These in einer Gestalt vorträgt, welche eben durch das Gewand, in das die Antithese gehüllt ist, bedingt und allen Zeitgenossen verständlich wird. Die Entstehung der nicänischen Formel gibt hierüber den besten Aufschluß. Diese Form ist das Menschliche, Zeitliche, an sich Vergängliche und könnte wohl gegen hundert andere ausgetauscht werden. So überbringt demnach die Tradition das Ursprüngliche den spätern Geschlechtern oft in anderer Form, weil dasselbe Menschen zur Bewahrung anvertraut wurde, die sich nach den Umständen, in denen sie sich befinden, benehmen müssen.‘ (Symbolik, S. 369 ff.)

Aber ebenso klar und dogmatisch korrekt bei Möhler ist auch die Gegenseite ausgesprochen, daß diese zeitgeschichtliche Form in ihrem Inhalt unfehlbar ist, also nie in ihr Gegenteil sich umkehren kann; das ist eben nicht mehr Entwicklung, sondern Veränderung, und so ist eigentlich die katholische

Kirche allein durch alle Zeiten der Träger des wirklichen Entwicklungsgedankens gewesen u. z. durch ihr Lebensprinzip, das unfehlbare Lehramt. ‚Wie in Christo Göttliches und Menschliches wohl zu unterscheiden, aber doch auch beides zur Einheit verbunden ist, so wird er auch in ungeteilter Ganzheit in der Kirche fortgesetzt. Die Kirche, seine bleibende Erscheinung, ist göttlich und menschlich zugleich, sie ist die Einheit von beiden ... Sie hat darum eine göttliche und menschliche Seite in ungeschiedener Weise, so daß das Göttliche nicht von dem Menschlichen und dieses nicht von jenem getrennt werden mag. Diese beiden Seiten wechseln daher auch ihre Prädikate: Ist das Göttliche, der lebendige Christus und sein Geist in ihr allerdings das Unfehlbare, das ewig Untrügliche, so ist doch auch das Menschliche unfehlbar und untrüglich, weil das Göttliche ohne das Menschliche gar nicht für uns existiert; das Menschliche ist es nicht an sich, aber wohl als das Organ und als die Erscheinung des Göttlichen.‘ (Symbolik S. 33.)

M. Laros.

Religiöse Betrachtungen. Dem verarmten religiösen Schrifttum unserer Tage geht eine neue Hoffnung auf: Der fromme Genius des Bischofs Prohászka von Stuhlweißenburg. Sein Büchlein ‚Die Liebe bis ans Ende‘ trägt ‚Gedanken über die heilige Eucharistie‘ in neuem Tone, doch mit der Glut der alten Mystik vor. Nur wer die Seelennot der heutigen Kultur mitangesehen, wer vor ihrer gedanklichen Zerklüftung beseligt seines eigenen katholischen Bekenntnisses inne ward und als Priester im Sinne des göttlichen Abendmahlgebers versöhnend zwischen die tieferkannte gottverlassende Zeit und den Gott, der bis ans Ende liebt, sich gestellt fühlt, kann die alte reine Lehre von der eucharistischen Hingabe Christi so tröstlich in die Wunden der Zeitseele gießen. Himmelweit steht Prohászka ab von jener Religionspsychologie, die die religiösen Phänomene zerpflückt und skeptisch glauben macht, daß nichts dahinter sei. Um so freudiger spürt man in seinen Betrachtungen jene bessere religionspsychologische Erkenntnis, die die seelischen Voraussetzungen der religiösen Vermittlung durchprüft, die aus dem alten Feuer katholischen Glaubens neue Gluten holt, weil sie neue Kälten und Nöte aufgedeckt im Labyrinth der Brust. Bilder, Gestalten, Anspielungen aus dem Geistesleben der Gegenwart durchziehen die herzgewinnenden Gedankengänge und lassen die Kraft eines darstellerischen Elementes, auf das unsere sprechende und schreibende Seelsorge sich besinnen sollte, deutlich merken: die lebendige Beziehung zur heutigen Erlebnisweise der empirischen Welt. (Nach dieser Seite hin gemahnt das Büchlein an Meschler.) Die heimlich überredende Kraft, die der vornehm argumentierenden Darbietung innewohnt, quillt vernehmbar aus tiefgehenden religiösen Erfahrungen. Die Übersetzung der Baronin R. von der Wense* verrät überall ein schmiegsames Einhalten der Vorlage und liest sich wie eine ursprünglich deutsche Leistung. Ich wünsche mit vielen andern, daß ‚Die Liebe bis ans Ende‘ unter den Katholiken deutscher Zunge den weiteren, umfassenderen Schriften des erleuchteten Mannes den Weg bereite.

Dr. Joseph Bernhart.

Literatur

‚Das Lied vom Kinde‘** erklingt in einer Anthologie, die Theodor Herold herausgab, in allen Variationen und Modulationen, die die deutsche Lyrik diesem unerschöpflichen Motiv bisher abgewonnen hat.

Manchmal schon dacht ich der heimlichen Weise nach,
wie sich im Schoße der Mutter das Kind entfaltet,
wie es allein in dem dunklen Schlafgemach
wunderbar sprießt, sich nach ew'gem Gesetz gestaltet.
Aber betracht ich dich, Liebling, so muß ich denken:
Engel vom Himmel schickt Gott, die es pflegen müssen,
die es erziehn und mit himmlischem Tau es tränken
und ihm ins keimende Auge die Seele küssen.

* Kösel, Kempten, geb. 1,20.
** Fritz Eckardt-Verlag, Leipzig.

Ricarda Huch hat das mit den Augen aller Mütter der Erde gesehen; sie alle knien im Geiste der Liebe und Ehrfurcht vor dem Kinde in ihrem Schoße und sehen Engel es hegen und pflegen: ‚Junge Frau, was sinnst du nur?' Wohl mag auch ihnen in unserer geist- und glaubensnüchternen Zeit die beklemmende Frage kommen:

Wer weckte die Geige? — Am Ende
waren's nur Menschenhände?! . . .

Charlotte Francke-Roesing, ein entschieden begabtes Talent, das uns hier zum ersten Male begegnet, weist schon durch die Art der Fragestellung jenen Zweifel von sich: es sind Gottes Hände. Nirgendwann und nirgendwo wird das religiöse Fühlen und Denken so spontan gläubige Gewißheit. Was immer die Dichter vom Ursprung zu verkünden wissen, es ist die alte Weisheit der ursprünglichen Gotteskindschaft. So lassen sie denn auch die Kindesseele vom Himmel kommen, und keinem fällt es ein, sie aus der Natur begründen zu wollen:

Vor unserm Kammerfenster steht
ein zitternd Sternlein, wie windverweht,
das suchen deine fiebernden Blicke
und bauen eine schimmernde Brücke.

Und auf der schimmernden Brücke schwebt
ein Englein herab und bangt und bebt,
die kleinen Füße straucheln und irren,
die feinen Flügel zittern und schwirren.

Und als der Morgen ans Fenster fliegt,
das Englein in deinem Schoße liegt.

‚Junge Frau, was sinnst du nur?' und: ‚Nun trieb unser Baum ein Zweiglein', das sind die zwei ersten Strophen vom Liede. ‚An deiner Wiege ist geweihter Raum', setzt die dritte ein. Hier hätte man gern einige unserer wundervollen volkstümlichen Wiegenlieder den Text bereichern sehen. In diesen drei ersten Abschnitten tritt das Wesen des Kindes erst mittelbar hervor, im sehnsüchtigen, frommen Erwarten der Eltern, im frohen Empfangen und andächtigen Bestaunen des Kindleins in der Wiege; nun fängt es an, sich selbst zu offenbaren: ‚Dein Tagewerk ein Spiel und Traum'. Die neuen Erdenbürger können sich nicht so schnell eingewöhnen:

‚— manchmal nachts, wenn sie in ihren
schmalen Betten
geborgen liegen wie in weichem Flaum,
sehen sie so aus, als ob sie lächelten im
Traum,
weil sie das Antlitz Gottes sähn und
wieder Flügel hätten.

Unsere feinsten Interpreten des Familienglücks und der Kindesseele, Claudius, Uhland, Eichendorff, Groth, Storm, Liliencron, Falke, Otto Ernst, der Herausgeber der Sammlung, sie alle lassen uns reinstes Glück genießen; Ey, Anna Ritter, Carmen Sylva, J. Kaiser, L. Rafael, Blüthgen, Löwenberg, Holst, — wer zählt die Namen? — erzählen uns köstliche Anekdoten und schildern entzückende Szenen aus diesem Kindheitsparadiese.

‚Der Erde Staub, er war für dich zu schwer': die erste Strophe, ernst und auch wieder nicht. Den versöhnenden Klang bringen am klarsten Uhland:

Du kamst, du gingst mit leiser Spur,
ein flücht'ger Gast im Erdenland.
Woher? Wohin? Wir wissen nur
aus Gottes Hand in Gottes Hand.

und Eichendorff:

Wir armen, armen Toren!
W i r irren ja im Graus
des Dunkels noch verloren —
d u fandest längst nach Haus.

Damit klingt die noch ernstere Schlußstrophe schon an: ‚O wüßt ich doch den Weg zurück'. Aber sie darf uns nicht verführen, das weitertragende Leben als ein Geringeres denn die Entfaltung der im Kinde schlummernden Lebenskräfte anzusehen und als die V o l l e n d u n g. Es ist wohl kein Wunder, daß gerade die lebensstärksten, unsere größten Dichter sich nicht häufig nach den verschlossenen Toren des Paradieses der Kindheit umschauen. Und nicht unbedingt kann man das ‚Jahrhundert des Kindes' als einen Ehrentitel setzen; es kennzeichnet ebensosehr einen Mangel als einen Vorzug. Auch früher, auch in der klassischen Periode schon spielt das Kind in unsere Literatur hinein. Schon seither sind Unterschiede in der Wanderung

und Wandlung der Motive deutlich erkennbar. Und nicht immer sind sie Zeichen der Vertiefung, der klareren Anschauung. Die Liebe zum Kinde und zur Kindheit darf nicht krankhaft sentimental werden. Je mehr wir selbst das Kind in allem Zwiespalt des Lebens in uns bewahren, um so echter, natürlicher, lebenswahrer wird auch unsere Liebe zu den ‚kleinen Majestäten' sein.

Vielleicht mit Recht hat Herold alles Problematische aus der Sammlung ferngehalten. Er hat das Kind als alles bewegenden Mittelpunkt gesetzt und als Rahmen die Familie, und deshalb auch vor allem, ohne Ansehen der Person, nur das in diesem Rahmen Wertvolle und Brauchbare ausgewählt. Es dürften so ziemlich alle bekannten und beliebten Familiendichter, und darunter sind einige unserer besten Dichter überhaupt, in dem Buche vertreten sein, das wir als ein echtes Familienbuch warm empfehlen. Christoph Flaskamp.

Kunst

Die Kunst des Islam. Wie voriges Jahr ist auch heuer wieder eine fremde Kunstwelt in den für 1908 errichteten Ausstellungsräumen in München angesiedelt worden. Vom Standpunkt der modernen Kunstbewegung und Kunstmode aus war die vorjährige Ausstellung der Kunst Ostasiens, Japans und Chinas sozusagen aktueller. Und doch darf die heurige Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst, nach den gleichen Gesichtspunkten betrachtet, eine nicht geringere Vorbildlichkeit beanspruchen. Das Kunstgewerbe und auch die architektonische Dekorationskunst können nirgends mustergültigere und gesetzmäßigere Anreger finden, als ihnen hier nicht zum Kopieren, aber zur Stärkung eines sicheren Stilgefühls geboten werden. Das scheint viel behauptet, bewahrheitet sich aber gerade in der augenblicklichen Lage der modernen Kunst, deren Richtung auf lineare und farbige Fläche, auf Materialechtheit und handwerkliche Natürlichkeit, und was immer derartige bewußte Stiltendenzen mehr sind, sich hier in Parallele mit den besten und absichtslosesten Werken solcher Stileigenarten befindet. So dürfte diese Ausstellung islamischer Kunstwerke doch letzten Endes auch aus einem tieferen und zeitgemäßeren, ‚aktuelleren' Kunstbedürfnis entstanden sein, nicht nur aus dem zufälligen Umstande, daß in der Kgl. bayerischen Residenz ein Fund wertvoller Teppiche gemacht wurde.

Freilich ist es nicht nur eine fremdländische, sondern für den Durchschnittsgeschmack auch vielfach verschlossene Kunstwelt, die das Objekt der seit 1908 berühmt gewordenen Ausstellungstechnik Münchens bildet, der gleichen Ausstellungstechnik, die nun auch auf der Brüsseler Weltausstellung Ruhm erntet. Während dort aber lauter Gegenstände des verzweigten modernen Lebens das Interesse fesseln und ausbeuten wollen, liegen hier die Reliquien einer alten, teilweise abgestorbenen und niedergegangenen Kultur in museenhafter Stille und Kühle, fast eingesargt im geschmackvollen Ausstellungsrahmen. Die persischen Teppiche, die populärsten Erzeugnisse der islamischen Kunst, sind nach ihren Zwecken z. B. als Gebetsteppiche nichts weniger als Museumshausrat. Und so auch die anderen Gegenstände von den Fayencefließen, die die Architekturen bedecken, bis zu den Waffen und Buchschriften. Das hat die muhammedanische Kunst mit der ostasiatischen gemein, daß die abstrakteste, logischste und phantastischste Kunstübung doch gleichzeitig den praktischsten Bedürfnissen diente; die Kunstgegenstände sind Gebrauchsgegenstände, die Kunst ist Handwerk und umgekehrt. Für uns ist diese selbstverständliche Verbindung von Kunst und Dasein getrennt, ja selbst das ursprüngliche Gefühl hiefür ist uns fast verloren gegangen. Neun von zehn, die an den Keramikfunden von Rhages und Sultanabad vorbeidefilieren, werden sich vielleicht an dem irisierenden Glanz erfreuen, aber nicht begreifen, was da besonders Künstlerisches daran sein soll. So sehr ist der Sinn für die geschmackvolle Natürlichkeit der Form sowohl als der Verzierung durch unsere nachgemachten Traditionsformen und die Fabrikprodukte getrübt worden. Eine isolierende Ausstellung

kann das nicht ändern, selbst wenn sie stilgerechte Umrahmungen zu schaffen sucht. Nur die eingehende Beschäftigung mit der fremden Kunst lehrt ihre außerordentlichen Feinheiten schätzen. So verblassen gleich in dem mit muhammedanischen Kielbogen ausgeführten Eingangsraum die in der bayerischen Residenz gefundenen Polenteppiche in der weiten Leere, und nur dem nahen und willigen Betrachter erschließen sie ihre rokokohaft zarten und duftigen Reize, so daß sein Auge ähnliche klare und verwirrende Genüsse erfährt, wie sie der Leser einer phantastischen Erzählung aus ‚Tausendundeiner Nacht' empfängt.

‚Muhammedanische Kunst' bezeichnet ebenso wie ‚christliche Kunst' nicht eine Kunstform, sondern einen Kunstinhalt. Und doch ist der religiöse Boden, auf dem diese Künste gewachsen sind, schließlich das Urelement gewesen, von dem sie nicht nur Wachstumsmöglichkeit, sondern auch Wachstumskraft und Wachstumsform erhalten haben. Der Kunsthistoriker bezieht vorhandene Formen mit Hilfe geschichtlicher Daten aufeinander, der Künstler glaubt besonders heute vielfach, die künstlerischen Formen in einer vom Inhalt abstrahierten Reinkultur züchten zu können. Jener hat in der islamischen Kunst noch ein weites schwieriges Gebiet zu durchforschen, mangels Daten, nachgewiesenen Zusammenhängen und Objekten; reicht es doch räumlich von Indien und Mesopotamien über Afrika bis nach Spanien und beginnt zeitlich mit dem 7. Jahrhundert, ungerechnet die Vorläufer und Ausläufer. Dieser, der moderne Kunstgewerbler zumal kann nirgends ein abstrakteres und reineres Formmuster finden als in einem persischen Rankenspiel oder in einer maurischen Arabeske. Hinter dem allem steht aber als tiefstes Problem die Frage: inwieweit ist das religiöse Bekenntnis, das Verhältnis zum Übermateriellen an der nun einmal historisch gegebenen künstlerischen Formenwelt beteiligt und inwieweit etwa die Rasse — und es handelt sich bei dem länderstürmenden Islam um verschiedenste Rassen — oder etwa geographische Verhältnisse. Bezüglich letzterer wird z. B. darauf aufmerksam gemacht, daß in Ägypten ein Anlaß zu der ornamentalen Detailbearbeitung des Holzes, also eines Zweigs der charakteristischen Detailbearbeitung überhaupt, darin lag, daß eine solche Bearbeitung dem austrocknenden Sonnenbrand besser standhielt. Bezüglich der Rassen steht die sonderbare Tatsache am Anfang der islamischen Kunst wie ähnlich auch der christlichen, daß gerade die Araber, in deren Schoß der Islam entstand, des schöpferischen Gefühls für bildende Kunst ermangeln. Was die geschichtliche Entstehung und Voraussetzung der muhammedanischen Kunst näherhin betrifft, so werden vier Hauptfaktoren unterschieden,* ‚die zusammenwirkten, je nach den Territorien modifiziert, um die neue Kunst des Islam zu schaffen, in Vorderasien die hellenistisch-byzantinische Kunst, also das Erbe der späten Antike, welche aber hier stark durchsetzt war mit alten orientalischen, vorderasiatischen Kunstelementen, ferner die vormuslimische Sassanidenkunst Persiens, der neben altpersisch-achaemenidischen gleichfalls spätantike Elemente zugrunde lagen, sodann in Ägypten die Kunst der einheimischen Christen, der Kopten, die allerdings im Grunde nicht viel mehr als eine lokale Variante der byzantinischen Kunst ist, und endlich im äußersten Osten die buddhistische Kunst'. Der Islam hat also ursprünglich keine Kunst mitgebracht, sondern nur Kunstzwecke wie Moscheeanlage u. a., und hat sich dann die vorhandenen nationalen Künste dienstbar gemacht. In seinem Wesen lag es, daß diese Kunst eine internationale Kunstübung, ein muhammedanischer Stil im tiefsten Sinne wurde. Woher kommt es schließlich, daß ein Mihrab (Gebetsnische) mit seiner Stalaktitenskulptur eine andere seelische Wirkung ausübt als eine gotische Apsis, die mit beschrifteten Fayencefliesen bedeckte Moscheewand eine andere als eine romanische Mosaik?

* vgl. „Das Kunstgewerbe im Kulturgebiete des Islam" von Dr. E. W. Braun. Bd. II, Kap. VII in der glänzend ‚Illustrierten Geschichte des Kunstgewerbes' hrsg. in Verbindung mit Fachgelehrten von Georg Lehnert, wo die wissenschaftliche Orientierung über das ganze Stoffgebiet gegeben ist. Martin Oldenbourg, Berlin.

Die Kunst, in deren Mittelpunkte die Menschendarstellung steht, die europäische und christliche vor allem, in der der anatomisch-organisch von innen gestaltete Mensch Maß und Quelle der Form ist, vielmehr noch als etwa in der von außen gestaltenden buddhistischen Kunst, erscheint uns ohne weiteres ausdrucksfähiger und erhabener als eine Kunst, der die Menschendarstellung so ziemlich abgeht, wie das bei der muhammedanischen der Fall ist. Der Mensch will sich in der Kunst selber zum Ausdruck und Träger der Ideen machen, und seine Baukunst umgibt ihn wie ein Gewand.

In der islamischen Kunst nimmt die Darstellung des Menschen wie überhaupt die figürlichen Motive einen verhältnismäßig sehr kleinen Raum ein. Im allgemeinen pflegten nur die schiitischen Perser, die die Tradition neben dem Koran nicht anerkannten und darum das sunnitische Verbot der Wiedergabe lebender Wesen nicht befolgten, die figürliche Darstellung, z. B. in den Tierteppichen, wo das Motiv der kämpfenden Tiere immer wiederkehrt, in rhythmisch feinbewegten Menschengestalten auf Prachtstoffen und in einer reizenden Miniaturmalerei. Eine große dekorative und freie Malerei aber ist nicht vorhanden; Aufsehen erregt hat die wichtige Entdeckung des österreichischen Theologen und Orientalisten Alois Musil, der am Rand der arabischen Wüste das vor 750 gebaute Ommaijadenschloß Amra aufgefunden hat, dessen große figurale Dekorationen aber noch ganz unter hellenistisch-byzantinischem Einfluß stehen. Auch eine große Freiskulptur ist nicht bekannt. Und diese Tatsache scheint am charakteristischsten für diese ganz auf Fläche und Dekoration gerichtete Kunst. In der Skulptur und mit ihr in der Architektur zeigt sich der große struktive Kunstgedanke am tiefsten. Wir dürfen schon daraus schließen, daß der muhammedanischen Baukunst, trotzdem sie z. B. das struktivste Bauglied, den Spitzbogen schon lange vor der gotischen Baukunst hatte, bei weitem nicht der elementare zwingende Organismus innewohnt wie der christlichen, daß sie mit ihren Höfen und Bogengängen, ihren mit leuchtenden Farbenziegeln übersponnenen Mauern ein Massengefühl phantastisch märchenhaft und wuchernd wie eine Fata Morgana ausdrückt, nicht aber als innerlich bewegte Masse ein körperlich-geistiges Individuum knapp umschließt und ethisch vergeistigt. Dem müssen geistige Besonderheiten zugrunde liegen, die nicht einfach historisch oder ästhetisch faßbar sind. Das äußere Verbot der figürlichen Darstellung erscheint nur als Symptom eines künstlerischen Verhaltens, das tiefer begründet ist, und zwar mit am tiefsten in der religiösen Eigenart.

So prächtige Moscheen, Turben (Grabbauten) und Medressen (geistliche Schulen) als Zeugnisse einer blühenden Baukunst dastehen, so ist doch das ureigentliche Gebiet des muhammedanischen Kunstschaffens das Kunstgewerbe, wobei allerdings unser Begriff seiner dortigen Bedeutung nicht gerecht wird. Kein konkretes Naturmotiv ist seine Grundlage, sondern etwas ganz Abstraktes, der Schriftduktus. Überall findet sich die ornamentale Schrift, selbständig oder mitten unter verschlungenen Zeichnungen, die sie durchschneidet. Die ganze Ornamentik macht oft einen kalligraphischen, wenn nicht geometrisch linearen Eindruck; die Arabeske ist feinste kalligraphische Rankendekoration. Das Wesen dieses Kunstgewerbes ist neben der geschmackvollsten Selbstverständlichkeit der Form eine unendlich vielfältige, unerschöpflich neue Mittel und Wirkungen findende Belebung der Fläche. Dabei ist die Fläche nicht ein neutraler Hintergrund, auf den die Ornamente aufgetragen werden, wie vielfach im modernen Kunstgewerbe. Eben das freie leichte Spiel von Hintergrund und Ornament, das stete Ineinanderfließen der flächigen Rhythmen ist das tausendfach Erprobte und unerreicht Reizvolle dieser Kunst, die die Mauerflächen der Bauten wie die Fließen der Gebetsnischen, die Teppiche wie die Koranseiten gleich netzartig überspinnt, impressionistisch bewegt und durch einen oft zauberhaften, in hundert und aber hundert Pünktchen zerlegten Lichter-

glanz erzittern macht. In den verschiedensten Stoffen übt sich die Flächenrhythmik, in Metallgeräten und Waffen, Keramik, Fayencen, Elfenbein- und Holzschnitzereien, Stuckierungen, Emailflüssen, Textilien, Lederarbeiten, Buchkunst. Immer wieder neu wird die Fläche bearbeitet, bald geometrisch, bald mehr organisch, graviert, tauschiert, lüstriert, geschnitten, musivisch zusammengesetzt, reliefiert, eingelegt, durchbrochen, geschnitzt, gewoben, geknüpft, bemalt. Einen besonders großen Reiz besitzen die mit einem goldtonigen Lüster bemalten Keramiken und Fließen, von denen sich oft wieder Reliefs in Blaumalerei oder anderen Farben abheben, und die gold- und silbertauschierten Bronzen, Metallarbeiten, in die figurale oder dekorative Plättchen aus jenen Metallen eingelegt waren, da ein religiöses Verbot die Verwendung von Geräten aus Edelmetall verbannte. Der Reichtum und die Pracht der Teppiche ersetzt dem Orientalen Gemälde. Jedes muhammedanische Land hat hierin wieder einen mehr oder weniger deutlichen Sonderstil herausgebildet. Der Buchschmuck ist von einer filigranhaften Zierlichkeit, die Bucheinbände von einer erstaunlichen Feinheit und Unermüdlichkeit der Prägearbeit und des Lederschnitts. Die dekorative Flächenkunst scheint hier nach der logisch-phantastischen Seite hin bis in die letzten Möglichkeiten gekommen zu sein.

Die muhammedanische Kunst ist ein Gebiet voll vielfach noch unbekannter und ungenützter historischer und ästhetischer Werte. Wie ein einschnürendes und Ersticken drohendes Band zog sich einst die islamische Gefahr gegen das Abendland zusammen. Auf dem gewaltigen breiten Ländergürtel, zu dem sich dieses Band im Laufe der Geschichte bald breiter, bald schmäler werdend, verfestigte, liegt eine große, der abendländischen und klassischen fremde und entgegengesetzte Kunst. Drei Zonen werden heute der Übersicht halber in derselben unterschieden, die östliche ‚persische‘ Kunst, die mittlere, Kleinasien, Syrien und Ägypten umfassende ‚arabische‘ oder ‚sarazenische‘ Kunst und die in Nordafrika und Spanien sich ausbreitende ‚maurische‘ Kunst. Während nach Persien chinesische Einflüsse hereinspielen, greifen in Spanien der muhammedanische und christliche Kunstkreis unmittelbar ineinander. Dies ist indes nur der bekannteste, aber lange nicht der einzige Berührungspunkt zwischen morgen- und abendländischer Kunst. Es gehört vielmehr zu den interessantesten Aufgaben der muhammedanischen Kunstgeschichtschreibung, die Ausstrahlungen auf die europäische Kunst zu verfolgen. Sizilien insbesondere ist das islamisch-christliche Grenzland, von dem aus die kostbaren sarazenischen Erzeugnisse, Stoffe und Elfenbeinarbeiten, zu uns gelangten, von denen auch die Schatzkammern deutscher Dome Stücke enthalten. Ein sehr interessanter Kirchenbesitz ist sogar noch aus sassanidischer Zeit erhalten, ein großornamentierter Stoff, der als Umhüllung der Reliquien des hl. Kunibert diente. Kriegerische und friedliche Anknüpfungspunkte waren genug vorhanden. Die Kreuzzüge und die Türkenkriege erweiterten die Gesichtskreise, Handelsverbindungen sorgten für steten Verkehr. Von den Ausstrahlungen der islamischen Kunst auf das Mittelalter bleibt noch vieles zu untersuchen. Den orientalischen Einfluß auf Venedig, die Welthandelsstadt, zeigt ein eigenes Kabinett. Mit einigen schlagenden Beispielen belegt Sarre, wie Rembrandt orientalische Vorlagen benützt und für biblische Zwecke umgezeichnet hat. Selbst bis in den hohen Norden, nach den skandinavischen Ländern, reichen die Ausläufer der orientalischen Kunst jahrhundertelang; nicht bloß aus dem Orient eingeführte Gegenstände finden sich dort reichlich, sondern selbst die einheimische Produktion bediente sich orientalischer Form- und Farbenmuster.

Die Kunstgeschichte lehrt immerfort, daß kein Stil aus einer konsequenten Theorie entstanden, sondern aus unendlich vielen Zusammenflüssen herausgewachsen ist. Sie richtet sich gegen jedes einseitige Ideal, sei es klassisch, gotisch oder naturalistisch. Das lehrt auch diese Ausstellung. Sie lehrt aber auch, daß ein durch seine Einheitlichkeit über-

zeugender Stil, ein Stilkomplex nur durch eine tiefe, einheitlich fundierte Tradition entsteht. Diese ist unserer heutigen Kunst verloren gegangen. Dafür schafft sie sich zurzeit neue Ausdrucksmittel, indem sie sich immer internationaler anregen läßt. Eine solche bedeutsame Anregung kann die Ausstellung von Meisterwerken muhammedanischer Kunst in München 1910 werden.

Konrad Weiß.

Musik

Das Münchener Richard Strauß-Fest. Vom 23. bis 28. Juni fand die zweite der großen Musikveranstaltungen der ‚Ausstellung München 1910‘, die Richard Straußwoche, statt. Der äußere Erfolg war diesmal günstiger als bei dem im Mai gegebenen Schumannfest, und wenn die Straußwoche auch gleich diesem letzten Endes nur ein Produkt geschäftlichen Spekulationsgeistes war, so durfte dem Ereignis doch auch künstlerisch kulturelle Bedeutung nicht abgesprochen werden. Wie man sich zu Strauß auch stellen mag: — er ist nun einmal die tonangebende Persönlichkeit der modernen Musik, und da darf eine zusammenfassende Revue über sein bisheriges Schaffen jedenfalls als willkommene Gelegenheit zur Nachprüfung der seither gewonnenen Urteile — sei es pro oder contra — begrüßt werden. Wie in dieser Hinsicht das Straußfest auf Gegner gewirkt hat, vermag ich nicht zu sagen; den Verehrern des Meisters, speziell den etwas skeptisch-kritisch veranlagten, zu denen ich mich rechne, hat es jedenfalls eine frohe Bestätigung ihres künstlerischen Glaubens gebracht. Freilich ein vollständiger Überblick über Strauß' Werke wurde doch nicht geboten. Auf der dramatischen Seite fehlte der ‚Guntram‘, das Erstlingswerk Straußens, und damit die eigentliche Grundlage zur Erkenntnis des Musikdramatikers Strauß. Im übrigen durfte gerade der dramatische Teil der Straußwoche besondere Bedeutung beanspruchen, denn Strauß, der Musikdramatiker, war es in erster Linie, der in den letzten Jahren sensationsmachend im Mittelpunkt des Interesses stand. Die anläßlich des Straußfestes stattgehabte Verpflanzung seiner drei Werke ‚Feuersnot‘, ‚Salome‘ und ‚Elektra‘ ins Prinzregententheater bedeutete für diese nicht nur eine Bevorzugung, sondern auch eine strenge Prüfung. Denn handelte es sich bei ihnen wirklich um nichts weiter als um sensationell gemachte Modekunst, so wäre in der schon auf rein assoziativem Wege den Sinn kritisch aufs Höchste einstellenden Sphäre des Wagnerfestspielhauses ihr unwahrer Talmiglanz erbarmungslos demaskiert worden. Die demgegenüber wohl von jedem wahrgenommene Vertiefung ihrer Wirkung kann darum wohl auch den Gegnern zu denken geben. Der Schwerpunkt dieser Wirkung lag im ‚Salome‘-Abend, der auch zwei sehr interessante Gastspiele (Ernst Kraus-Berlin als Herodes, Edith Walker-Hamburg als Salome) brachte. Doch auch ‚Elektra‘ und ‚Feuersnot‘, in erstklassiger einheimischer Besetzung, erzielten mächtige Eindrücke, ebenso die unter Mottls Leitung als Epilog zur ‚Feuersnot‘ gebotene sinfonische Dichtung ‚Ein Heldenleben‘, wobei sich die Akustik des verdeckten Orchesters in überraschender Weise bewährte.

‚Salome‘ und ‚Feuersnot‘ hatte Strauß selbst dirigiert, und unter seinem Stab vollzogen sich auch die drei großen Orchesterkonzerte in der Musikhalle der Ausstellung, die ein vollständiges Bild des Straußschen sinfonischen Schaffens von der Programmsuite ‚Aus Italien‘ (1887) bis zur ‚Sinfonia domestica‘ (1904) boten. Auch hier erlebte man, neben der Bewunderung des glanzvollen Äußeren, eine mächtige Wirkung des Innern, Seelischen, der Gemütsseite von Strauß' Musik, so daß mancher, der den Meister bisher nur als geistreichen Instrumentationskünstler gelten lassen wollte, durch das Straußfest eines Besseren belehrt worden sein mag. Außerdem gab es noch einiges Kleinere, u. a. einige der mächtigen Sologesänge mit Orchester in ausgezeichneter Interpretation zu hören, während der Chorkomponist Strauß leider gar nicht zu Worte kam. Die orchestralen Darbietungen erhielten noch besonderes Interesse dadurch, daß

die weltberühmten Wiener Philharmoniker (in München erstmalig) an den Pulten saßen und ihren hohen Ruf glänzend rechtfertigten. Zwei Matineen im Künstlertheater vermittelten die durchweg der Jugendzeit angehörigen Kammermusikwerke Straußens, die als entwicklungsgeschichtlicher Beitrag beim Feste nicht fehlen durften; nicht ganz erschöpfend war Strauß, der Liederkomponist, vertreten, namentlich nicht nach seiner historisch wichtigsten Seite, als Vertoner modern sozialer Lyrik. Doch bekam man wenigstens einige seiner einschlägigen Kabinettstücke zu hören. An lebhafter Begeisterung des zahlreichen, hoch vornehmen Publikums fehlte es nie, so daß der Verlauf des Festes nach jeder Richtung hin ein glücklicher und günstiger genannt werden kann.

Richard Wagner in Luzern. Unter diesem Titel ist kürzlich ein nach Aufzeichnungen L. Zimmermanns von Gustav Kanth herausgegebenes kleines Memoirenwerk erschienen (Verlag Schuster & Löffler, Berlin), das eine Epoche im Leben Wagners beleuchtet, die seither detaillierte Behandlung noch nicht erfahren hat. Altes mit Neuem einheitlich verbindend, bietet die Darstellung ein wechselvolles interessantes Bild, dem im einzelnen vielleicht nur noch eine etwas strengere kritische Sonde des Materials zu wünschen gewesen wäre.

Zweimal hat Wagner seine Lebensbahn mit der gastlichen Schweizerstadt in Berührung gebracht. Der erste kürzere Aufenthalt fällt in die Frühjahrs- und Sommermonate des Jahres 59 und ist durch die hier vollzogene Beendigung des ‚Tristan' denkwürdig. Wagner wohnte in dem von Oberst Segessern gehaltenen ‚Hotel zum Schweizerhof', das er in nachstehendem von seiner damaligen frohen Laune zeugenden Scherzgedicht verewigte:

‚Im Schweizerhof zu Luzern
Von Heim und Haus weit fern,
Da starben Tristan und Isolde,
So traurig er — und sie so holde.
Sie starben frei, sie starben gern
Im Schweizerhof zu Luzern,
Gehalten von Herrn
Oberst Segessern.'

Leider war Wagners nötige Erholung von der anstrengenden, aufregenden Arbeit am ‚Tristan' durch das häufige schlechte Wetter sehr beeinträchtigt. An eine damals (7. Juni) durch Regen vereitelte Partie auf den Rigi knüpft sich eine originelle Anekdote: Das Alphorn weckte Wagner am Morgen jenes Tages, doch mußte er zu Hause bleiben, da es in Strömen goß. Das eigenartige Getön der Hirtenschalmei ging ihm aber beständig im Kopf herum und es entstand, wie er seiner Frau mitteilt, jene Melodie, die im dritten Akt des ‚Tristan' Isoldens Schiff ankündigt. So hatte die verunglückte Partie doch auch ihr Gutes.

Am 7. August wurden die Schlußtakte der Tristanpartitur geschrieben; wenige Wochen später reiste der Meister von Luzern über Zürich und Straßburg nach Paris, der denkwürdigen Aufführung des ‚Tannhäuser' in der Grand opéra entgegen.

Noch bedeutsamer für die Lebensgeschichte Wagners ist sein zweiter, sechs Jahre später fallender Luzerner Aufenthalt gewesen. Der mächtige Schutz König Ludwigs hatte sich dem Künstler inzwischen aufgetan, aber er war nicht stark genug, ihn dauernd gegen Bosheit und Ränke beschränkter Neider zu schirmen. Bekanntlich mußte der Meister am 10. Dezember 1865 nach noch nicht einjährigem Aufenthalt München verlassen. Aufs neue lockte ihn nun das freie Land Tells in seine gastlichen Gefilde und in Tribschen bei Luzern, einem geräumigen herrschaftlichen Landsitz, tat sich ihm ein freundliches Asyl auf, das Wagner nunmehr auf sechs Jahre ein liebes Heim werden sollte.

Welch eminente künstlerische Gedächtnisworte sich an diesen Aufenthalt des Meisters knüpfen, sagt zur Genüge nachstehende Gedenktafel, die heute das Tribschener Landhaus ziert: ‚In diesem Hause wohnte Richard Wagner April 1866 bis April 1872. Hier vollendete er die „Meistersinger", „Siegfried", „Götterdämmerung", „Kaisermarsch", „Siegfried-Idyll".'

Allein auch an persönlichen Ereignissen ist

die Tribschener Epoche reich gewesen: hier vollzog sich die schwer erkämpfte Vereinigung mit Cosima Bülow, hier erblickte Siegfried, der Erbe von Bayreuth, das Licht der Welt, hier bahnte sich der intime Verkehr mit Friedrich Nietzsche, damals Professor in Basel, an, hier fanden jene vielkommentierten Privatbesuche König Ludwigs statt. Doch nicht nur an diese großen Ereignisse, auch an Wagners Verkehr mit kleineren Geistern knüpfen sich manche originelle, für Wagners Charakterbild kennzeichnende Anekdoten aus jener Zeit, die unser Büchlein treulich sammelt. Viel wird von Wagners leutseligem Verkehr in Luzerner Bürgerkreisen erzählt, dem sogar eine kleine Gelegenheitskomposition, nämlich ein Chor, den der Meister der Luzerner Feuerwehr in Anerkennnng ihrer tatkräftigen Hilfe bei einem Brande widmete, ihr Dasein zu verdanken hat. Das künstlerisch Originellste aus dem einschlägigen Memoirenschatz unseres Büchleins sind einige Erinnerungen des Sängers Max Tromsil, genannt Matteo Cantarelli, der Wagner im Winter 1868 auf 69 in der Luzerner Lesegesellschaft kennen lernte. ‚Als ich Wagner', erzählt Cantarelli beispielsweise, ‚eines Tages zum Besuch des Luzerner Stadttheaters bestimmen wollte, wo Goethes „Egmont" mit Beethovens Musik gegeben wurde, rief er entsetzt: „Wie können Sie mir zumuten, Beethovens herrliche Musik anzuhören, wenn kein Fagottist im Orchester mitwirkt!" — „Aber, Herr Wagner, die Fagottstimme wird doch von dem Cellisten mitgespielt," entgegnete ich schüchtern. — „Wissen Sie, daß jeder eine Todsünde begeht, der an den in Granit gehauenen Werken Beethovens das kleinste zu verändern wagt?" — Einige Tage später gab die Gesellschaft des Theaterdirektors Dettloff Offenbachs „Großherzogin von Gerolstein", und Wagner saß im Theater, wie immer mit leuchtenden Augen der Handlung folgend. Ich war fabelhaft neugierig auf das Anathema des folgenden Tages; aber wie erstaunte ich, als der gestrenge Meister zu mir sagte: „Wissen Sie, daß ich mich köstlich amüsiert habe! Dieser Offenbach nimmt es mit der Moral ebenso ungenau wie mit dem Kontrapunkt, aber er ist originell und wird Schule machen. Ich glaube aber, daß seine Schüler ihn ebenso wenig wie mich die meinigen erreichen werden!"'

Wagner selbst war Tribschen in den sechs Jahren seines Aufenthaltes so lieb und wert geworden, daß sein Abschied im April 1872 sich zu einem wahrhaft schmerzlichen Erlebnis gestaltete. Allein ihn rief seine Künstlerpflicht; der grandiose Schlußstein seines Lebens, Bayreuth, winkte ihm.

Dr. Eugen Schmitz.

Unsere Kunstbeilagen

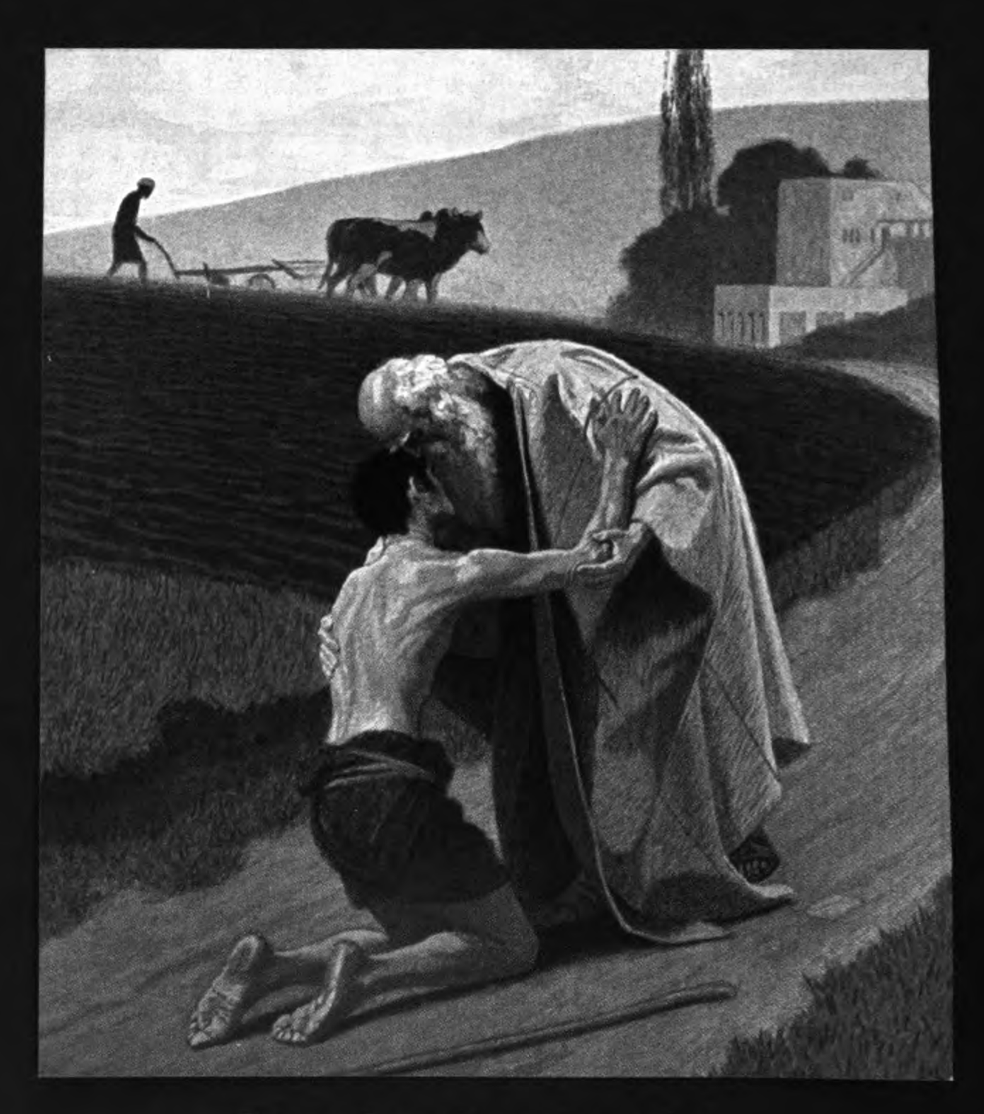
sind in dem Aufsatz über ‚Velazquez' von Univ.-Professor Dr. Karl Voll gewürdigt.

Offene Briefe

Herrn Dr. M. in M. Auf Ihren Wunsch ergänzen wir die zweite Anmerkung auf S. 470 unseres letzten Heftes gerne dahin, daß sich von Fr. Messerts populär gehaltener Broschüre ‚Hat Christus jemals gelebt?' (Apologet. Volksbibliothek Nr. 14) die 5. und 6. Auflage bereits unter der Presse befindet und mit eingehender Berücksichtigung auch der neuesten Streitliteratur erweitert ist.

Herausgeber u. verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln (z. Z. abwesend)
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger (stellvertretend) und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59



Gebhard Fugel/Der verlorene Sohn



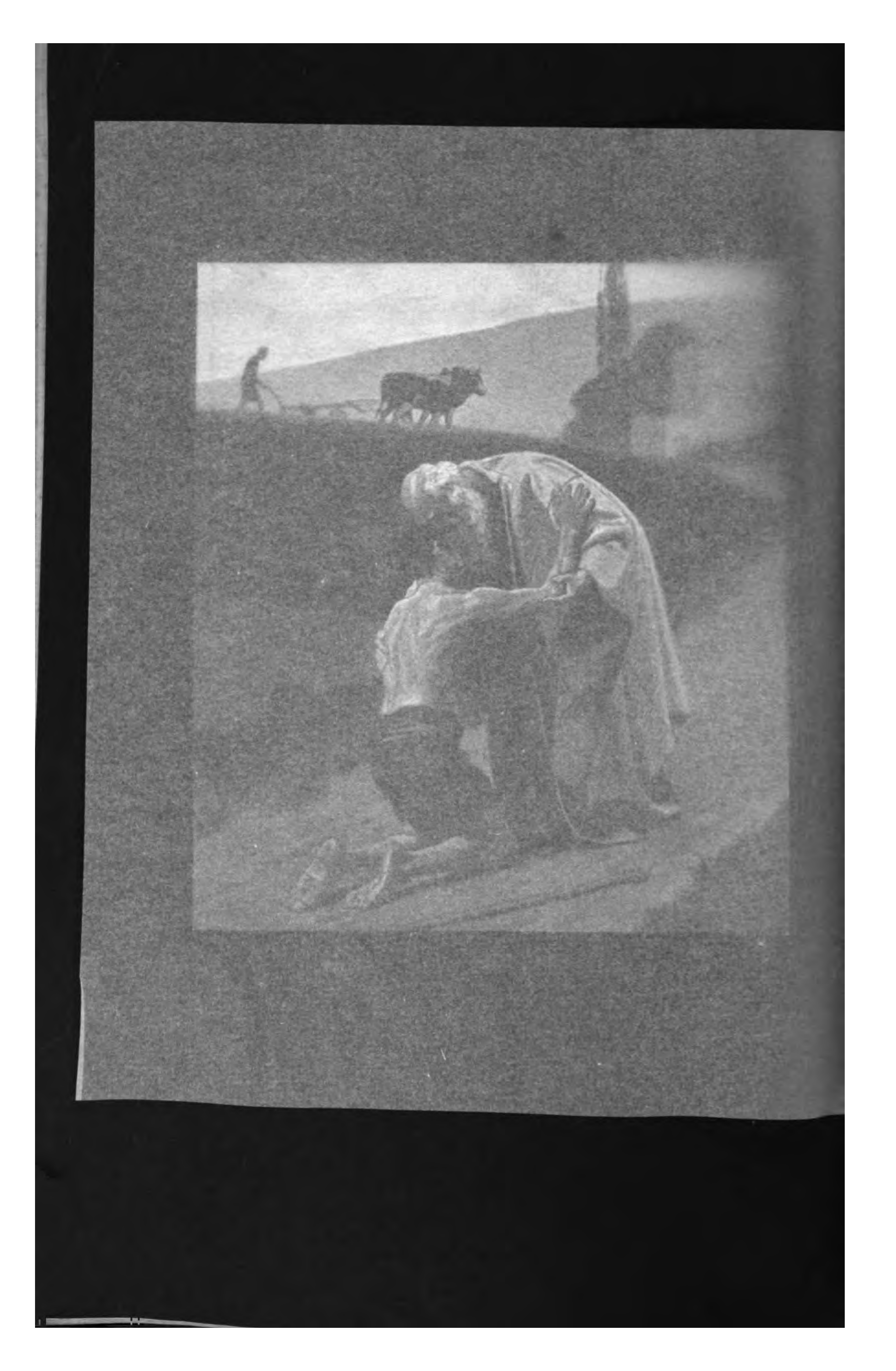


Siebter Jahrgang September 1910

Frederi Mistral / Von Nikolaus Welter

[illegible] war am 23. Mai 1904. Das zwei Stunden östlich von Avignon auf [illegible] grünem Hügel liegende Schlößchen Font-Segugno hatte Festschmuck an[illegible] und harrte der Gäste. Aus Avignon fuhren die Dichter, die Förderer [illegible] die Freunde der neuprovenzalischen Literatur heran; aus den umliegen[illegible] Dörfern stieg die ländliche Bevölkerung herauf. Maianes waren unter[illegible]rt; eine Stunde später waren unser tausend. Ein kräftiger Regensturm [illegible] am Vorabend Bäume und Wege blank gewaschen und die Hitze nieder[illegible]gen. Um das schmucke Landhaus herum boten Platanen und Pinien Schatten und Ruhe. Eine Weile schlenderte die Menge ziellos durcheinander [illegible]mal begann ein Raunen. In das Gedränge kam Ordnung. Alles [illegible]m Eingang zu. Aus der Ferne schwirrten einzelne Rufe. [illegible] ein ‚Hoch‘! Plötzlich grüßten vor mir Hüte und Tücher [illegible] Stimmen riefen: ‚Hoch die Feliber! Hoch Mistral [illegible] er denn auch schon unter den Bäumen heran. [illegible] brei[illegible], jünglingfrisch, den Überzieher flott überm linken Arm, [illegible] geschmeichelt. Die grauen Augen suchten unter den Menschen und [illegible] auf bekannten Gesichtern. Dann und wann hob er [illegible] grauen Filzhut, grüßte andrängende Freunde mit [illegible] bewies durch hellen Zuruf, daß er auch den unerw[illegible] Luxemburger in liebendem Gedächtnis trug.

[illegible] nicht mit eigenen Augen geschaut hat, wie dem Großen [illegible] Tage von seinen Provenzalen, schlichten Dorfleuten, geh[illegible] [illegible], was ein Dichterkönig ist. Wer in jenen Stunden [illegible] Gedächtnistag des Felibertums unter den Platanen und [illegible] Font-Segugno miterleben durfte, der trug in sich von dannen das Bewußtsein, daß ihm beschert worden, was unsere nüchternen Zeitgenossen kaum noch eine seltsame Sage dünkt: ein **Volksfest** der Poesie. Mistral selbst kehrte an dem Abend nach Maiano als Sieger zurück.





Siebter Jahrgang September 1910

Frederi Mistral / Von Nikolaus Welter

Es war am 23. Mai 1904. Das zwei Stunden östlich von Avignon auf grünem Hügel liegende Schlößchen Font-Segugno hatte Festschmuck angelegt und harrte der Gäste. Aus Avignon fuhren die Dichter, die Förderer und die Freunde der neuprovenzalischen Literatur heran; aus den umliegenden Dörfern stieg die ländliche Bevölkerung herauf. Anfangs waren unser hundert; eine Stunde später waren unser tausend. Ein kräftiger Regensturz hatte am Vorabend Bäume und Wege blank gewaschen und die Hitze niedergeschlagen. Um das schmucke Landhaus herum boten Platanen und Pinien Schatten und Ruhe. Eine Weile schlenderte die Menge ziellos durcheinander. Auf einmal begann ein Raunen. In das Gedränge kam Ordnung. Alles schob dem Eingang zu. Aus der Ferne schwirrten einzelne Rufe. Näher klang es wie ein ‚Hoch‘! Plötzlich grüßten vor mir Hüte und Tücher in die Luft und viele Stimmen riefen: ‚Hoch die Feliber! Hoch Mistral!‘ Und da schritt er denn auch schon unter den Bäumen heran. Hoch und breitschultrig, jünglingfrisch, den Überzieher flott überm linken Arm, ruhig lächelnd, heimlich geschmeichelt. Die grauen Augen suchten unter den Menschen und ruhten strahlend auf bekannten Gesichtern. Dann und wann hob er den breitkrempigen grauen Filzhut, grüßte andrängende Freunde mit kräftigem Händedruck und bewies durch hellen Zuruf, daß er auch den unerwartet vor ihm auftauchenden Luxemburger in liebendem Gedächtnis trug.

Wer es nicht mit eigenen Augen geschaut hat, wie dem Großen von Maiano an jenem Tage von seinen Provenzalen, schlichten Dorfleuten, gehuldigt ward, der weiß nicht, was ein Dichterkönig ist. Wer in jenen Stunden den fünfzigjährigen Gedächtnistag des Felibertums unter den Platanen und Pinien von Font-Segugno miterleben durfte, der trug in sich von dannen das Bewußtsein, daß ihm beschert worden, was unsere nüchternen Zeitgenossen kaum noch eine seltsame Sage dünkt: ein Volksfest der Poesie. Mistral selbst kehrte an dem Abend nach Maiano als Sieger zurück.

Siegerfreude schwellte denn auch seine Rede am folgenden Tage, wo ich ihn wieder einmal, in Begleitung meines Freundes Oberingenieur A. Rodange aus Luxemburg, in seinem Heim aufsuchen durfte. Heute aber, da ich von ihm berichten soll, hallen mir aus dieser Unterredung vor allem die einfachen Abschiedsworte durch den Sinn, die wir im Garten wechselten, vor der Haustüre, über der in Stein gemeißelt des Dichters Wappenschild prangt, die sonnenüberragte Grille mit der Inschrift: Lou soulèu me fai canta (Die Sonne läßt mich singen). Mistral stand da, schlank wie immer. Neben ihm seine Gattin, mit der rechten Hand seine linke umfassend. Ich sprach die üblichen Höflichkeitsworte, die mir aber aus ergriffener Seele kamen. Denn ich sagte mir: ‚Die Provence ist weit. Der herrliche Mensch, von dem du scheiden sollst, steht Mitte der Siebziger. Wer weiß, ob . . .‘ Meine Stimme zitterte. ‚Leben Sie wohl! Sparen Sie sich gesund.‘ Er aber: ‚O, wenn man der Kreuze schon so viel auf dem Rücken trägt. Und schließlich, was verschlägt's...‘ Und hob die Achsel und lächelte, plötzlich gealtert und müde. ‚Wie kannst du nur so reden!‘ flehte seine Gattin, blickte ihn bekümmert an und schloß ihre Hand fester um die seine. ‚Nu ja,‘ tröstete er und schaute ihr heiter ins Auge, ‚warum nicht! Mein Vater ist 84 geworden. Da werde ich es auch soweit bringen. Auf fröhliches Wiedersehen!‘ Damit schwang er kräftig den breiten Hut und wies uns mit zuversichtlichem Lachen auf den Weg nach Sant-Roumié. Dieses Lachen, diese Worte, heute tönen sie mir bedeutungsvoll aus der Erinnerung herauf. Der ganze Mann spricht daraus mit seinem stolzen Glauben, mit seiner schicksalssicheren Geduld.

Mistral hat bewußt, auf eigene Art, das Leben in und um sich gemeistert. Der Tag von Font-Segugno war ihm damals die Bestätigung seiner Herrschaft. Seither aber hat ihm die schwedische Akademie die Krone gereicht, deren Träger nicht aus einem einzelnen Volk, sondern unter den Nationen ausgewählt wird. Seither durfte er auf die Ehre verzichten, in die Schar der Pariser ‚Unsterblichen‘ aufgenommen zu werden, und kann sich doch der Unsterblichkeit freuen; denn so oft er den Forumplatz im lieben Arles durchquert, grüßt ihn von hohem Sockel herunter sein eigen Standbild. Und so hat er denn auch in jenen Abschiedsworten, unbewußt, gehoben von dem nieversagenden Glauben an seinen Stern, der Allbezwingerin Zeit für seinen Erdenwandel gewissermaßen ein Ziel gesetzt. Er ist auch da Sieger geblieben, denn am 8. September 1910 erlebt Frederi Mistral die 80. Wiederkehr der Stunde, da er ans Licht des Erdentages emporgehoben ward.

1.

Ein provenzalisches Bauernhaus hat des Säuglings ersten Schrei gehört, des Kindes Wiege geborgen, des Jünglings Dichterträume gehütet. Es heißt der ‚Richterhof‘ (Lou mas dóu Juge) und liegt zwischen Baumwipfeln, etwas abseits der Straße von Maiano nach Sant Roumié. Hier waltete in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Hausvater und Gebieter Meister Francés Mistral, ein Abkömmling altedlen Geschlechts, ein Großbauer und immer noch ein Edelmann. An Gestalt überragte er alles umwohnende Volk; aber auch an Verstand und in der Gesinnung. Würdevoll im Reden, fest im Befehlen, war er wohlwollend gegen die Armen und hart nur gegen sich selbst.

Witwer nach erster Ehe, zählte er 55 Jahre, als er wieder heiratete. Die Bekanntschaft mit seiner zweiten Gattin knüpfte sich auf folgende eigenartige Weise. Eines Tages, so erzählt sein Sohn, befand sich Meister Francés

Mistral inmitten seiner Weizenstände, die von rüstigen Schnittern abgesichelt wurden. Ein Schwarm Sömmerinnen folgte den Schnittern und hob die Ähren auf, die den Rechen entschlüpft waren. Unter ihnen bemerkte Meister Francés ein hübsches Mädchen, das etwas zurückblieb, wie wenn es sich scheute, aufzulesen gleich den andern. Er trat an sie heran und fragte: ‚Wer bist du, mein Kind? Wie heißest du?‘ Die junge Schöne antwortete: ‚Ich bin die Tochter Estève Poulinets, der Bürgermeister von Maiano ist. Ich heiße Delaïdo.‘ ‚Wie,‘ rief Meister Francés, ‚die Tochter Poulinets, des Bürgermeisters von Maiano, geht Ähren lesen?!‘ ‚Meister‘, erwiderte sie, ‚wir sind eine zahlreiche Familie: sechs Töchter und zwei Söhne, und unser Vater, obgleich nicht unbegütert, bedeutet uns, wenn wir Geld heischen, um uns herauszuputzen: „Töchterchen, wenn ihr Putz wollt, so verdient ihn euch.“ Und deshalb lese ich hier Ähren auf.‘

Sechs Monate nach dieser Begegnung, die an die Werbung des Boas um Ruth erinnert, freite der stets rüstige Landwirt ein andermal, und einige Jahre später schenkte ihm Frau Delaïdo einen Sohn, den sie Frederi nannten und der die Freude seines Alters ward.

Das lebhafte Kind erwuchs im steten Umgang mit den Arbeiten des Hofes. ‚Über unsere Felder‘, so schreibt der Dichter in seinen ‚Erinnerungen‘, ‚kam und ging ein ganzes Volk von dienenden Leuten: Tag- und Monatslöhner, Jäterinnen und Heuerinnen, die einen mit dem Treibstachel, die andern mit dem Rechen und der Heugabel auf der Schulter, und immer arbeiteten sie mit gemessenen, selbstbewußten Bewegungen . . . Jede Jahreszeit erneute die Reihe der Beschäftigungen; das Pflügen, das Säen, die Schur, das Halmeschneiden, die Seidenzucht, die Ernten, das Ausstampfen des Getreides, die Weinlese und das Ölfruchtsammeln lehrten mich die wundervollen, ewig harten, aber ewig unabhängigen und friedlichen Tätigkeiten des Landbaus kennen.‘ Die Natur war also die erste Schule seiner Kindheit. Meister Francés, der seines Knaben eigenartiges Wesen früh erkannte und ihn heimlich vergötterte, legte dem Windfang keinen Zwang auf. Die Mutter verklärte seine Abende mit all dem Schimmer einer poesieerfüllten Frauenseele. Sie erzählte dem gespannt lauschenden Liebling die Legenden und Märchen der Vorzeit, sang ihm beim Spinnrad alte Lieder vor, lehrte ihn fromme Sprüche und Bauernregeln in Reimen, und das ausschließlich in provenzalischer Sprache, der einzigen, die auf dem Richterhof zu Hause war.

Diese ungebundene, sorglose Herrlichkeit fand ein freudloses Ende, als Frederi sein neuntes Jahr begonnen hatte. Da mußte auch er den Leidensweg des Lebens antreten und zur Schule wandern. Die höhere Ausbildung sollte ihm in Avignon vermittelt werden. Das war eine ganz andere Welt, in die er sich auf einmal versetzt sah, mit fremden Anschauungen, mit einer fremden Sprache. Dazu das enge Haus mit den langweiltriefenden Mauern, den blinden Scheiben und den mutwilligen Knaben, die sein Provenzalisch mit Hohngelächter erwiderten. Kein Wunder, daß er hier ausbrach und eines Abends als Flüchtling auf dem Richterhof um Einlaß bat. Doch das Leben sprach sein Machtgebot. Frederi mußte nach Avignon zurück, kam aber mit dem folgenden Jahr an die Anstalt des Herrn Dupuy, wo er sich leichter eingewöhnte und schließlich wohlfühlte.

Das verdankte er vor allem zwei alten würdigen Herrn, die schon Unzähligen lautersten Spaß bereitet: Homer und Vergil, mit deren Dichtungen er jetzt bekannt ward. Bei ihnen fand er eine Auffassung von Natur und Leben,

die seiner Seele von klein auf vertraut war. Er traf, vor allem bei Homer, Anschauungen, Sitten und Gebräuche, die an die Gebräuche, Sitten und Anschauungen Maianos erinnerten. In jenen Jahren ward so auf den provenzalischen Wildling das klassische Pfropfreis gepflanzt.

Aber es bestand die Gefahr, daß diese Veredlung der Heimatsprache überhaupt nicht zugute käme. Mistral schwankte damals zwischen dem Provenzalischen und dem Französischen, das allein große Dichter aufzuweisen hatte, wie Lamartine und Victor Hugo. Da nahte ihm glücklicherweise der Hüter, der an dem schlanken, saftstrotzenden Stamm herumsorgte mit einer Liebe und einer Kunst, daß der prächtig emporstrebende Baum die köstlichsten Früchte trug, Früchte feinster und reinster einheimischer Sorte. Dieser gottgesandte Pfleger war Jóusè Roumanille, ein Gärtnerssohn aus Sant-Roumié.

Roumanille (geb. 1818) war ebenfalls auf dem Umweg durchs Französische ein provenzalischer Heimatdichter geworden. Eines Tages hatte er voll Stolz seiner Mutter ein französisches Poem vorgelesen. Aber der schlichten Frau blieb die Sprache der Götter unverständlich. Da versuchte es Jóusè in der Sprache des Vaterhauses. Seine Mutter weinte darob vor Lust. Dieser Mutterträne entkeimte die neuprovenzalische Poesie. Nun reihte Roumanille aus reinster Kindesliebe heraus im Stillen eine zarte Liederblume an die andere, um den Strauß einige Jahre später als ‚Maßliebchen' (Margarideto) und ‚Salbeiblüten' (Flour di Sàuvi) hinauszugeben.

Dieser vornehm denkende Jüngling ward zu Mistrals Zeit an die Anstalt des Herrn Dupuy als Lehrer berufen. Er fand sich zu dem Großbauernsohn aus Maiano, seinem engeren Landsmann, hingezogen, überraschte ihn bei einem dichterischen Versuch, pries ihm die Schönheit der Heimatsprache und las einige seiner eigenen Gedichte vor, um an ihnen die reiche Ausdrucksfähigkeit des Provenzalischen zu beweisen. Den entzückten Zuhörer überkam eine plötzliche Erleuchtung. Da ging sie ihm auf, die Morgenröte, auf die seine Seele harrte, um zum Lichte zu erwachen. Die Heimatsprache nahm Besitz von seinem Herzen und von seinem Willen.

Erst führte er seine Gymnasialstudien zu Ende, erwarb in Nîmes die Würde eines Bakkalaureus, weilte einige Zeit auf dem väterlichen Hof, entwarf in Nachahmung Vergils ein ländliches Gedicht in vier Gesängen (‚Li Meissoun'), das aber nie veröffentlicht ward, schwärmte im Revolutionsjahre 1848 für Freiheit und Republik, bezog auf des Vaters Drängen die Universität Aix und kehrte 1851 als Lizentiat der Rechte heim. Damit stand er am Scheideweg des Lebens. Meister Francés gab ihm freie Wahl. ‚Mein Sohn,' sprach er zu ihm, ‚ich habe jetzt meine Pflicht getan. Du weißt viel mehr, als ich zur Zeit gelehrt worden. Wähle den Weg, der dir zusagt.' Frederi zauderte nicht lange. ‚Vater, tausend Dank!' rief er. ‚Ich bleibe zu Haus.' Der achtzigjährige Francés Mistral war hochherzig genug, des Sohnes Entschluß zu segnen. Für Frederi Mistral aber kamen nun die Tage der Erfüllung.

Wunderbar sicher ist er dieser Erfüllung entgegengeleitet worden. Die fruchtbare Ebene um Maiano herum, dieser Garten der engeren Provence; der Richterhof, wo die Sitte der Väter in jungfräulicher Heiligkeit am Herde saß; Meister Francés, der geschmeidige Sechziger, ein Adelssproß und ein Edelbauer; die blühende Mutter mit dem Dichtersinn und dem Märchenmund; Garten, Feld und Bergheide mit Blume, Staude und Baum, mit Insekt, Vogel und Tier, mit Knecht und Magd; die Gesänge Homers und Vergils; Rouma-

nilles Lied und Freundschaft; seine eigene wissenschaftlich-literarische Bildung, die ihn befähigte, das Landleben, in dessen Reiz er sich als Kind unbewußt verloren hatte, nunmehr als Künstler zu erfassen und zu genießen; die Liebe zur Scholle, die ihn mit der heimischen Natur und ihren Menschen verknüpfte, nicht als lungenmüden Städter, dem die Flucht in die Sommerfrische gleichsam zum Sport wird, sondern als Landedelmann in des Wortes vornehmster Bedeutung, dem der Verkehr mit der Natur eine Herzensangelegenheit bleibt: alle diese tausend heimlichen und offenen Einflüsse riefen den zögernd in ihm sich regenden Genius wach. Da sich der Jüngling an den Kreuzweg des Lebens gestellt sah, den Fuß auf der Schwelle des Vaterhauses, vor seinen Blicken die Ebene von Maiano, im Hintergrund die bläulich umzitterte Zackenmauer der Alpinen, von wo der ‚Löwe von Arles‘ erwartungsvoll, wie drohend, zu ihm herüberschaute: da fühlte er sich auf einmal nicht mehr als einzelnes Kind der flüchtigen Gegenwart. Er fühlte sich als Vielheit, weil als Nachkommen. Seine Vorfahren standen in ihm auf. Ein ganzes Volk rauschte durch seine Seele. Die Sehnsucht von Jahrhunderten wogte durch sein Blut. Er war der Provenzale. Er war die Provence.

2.

Die provenzalische Sprache und Dichtkunst hatte seit den Tagen der Troubadours, da Südfrankreich während der Albigenserkriege durch den Norden erdrückt ward, schwere Schicksale durchgemacht. Die einstens Königin von Europa war, mußte in der Gewalt der Ohnmacht und des Ungeschmacks unwürdige Magddienste leisten. Zwar sind durch den Strom der Jahrhunderte einige Namen auf die Nachwelt zugeschwommen; aber eigentlich Großes bedeuten Bellaud de la Bellaudière (1522—1588), Goudouli (1579—1649), Cortète (1586—1647) u. a. doch nicht. Am lebendigsten wirkt noch heute der ehrsame Orgelspieler und Krippensänger aus Avignon, Nikolas Saboly (1614—1675), dessen volkstümlich innige ‚Nouvè‘ (Weihnachtslieder) stets unübertroffen bleiben.

Mit dem 19. Jahrhundert scheint es sich im provenzalischen Liederbusch rühriger zu regen. Castil-Blaze, der Marquis von Fare-Alais, Desanat unter andern, reimen mit Lust und Geschick. Ein Haarkünstler aus Agen, Jaussemin (Jasmin), allerdings kein eigentlicher Provenzale, bringt die Sprache Südfrankreichs sogar in Paris zu Ehren. Aber mit Ausnahme Jaussemins gefielen sich die übrigen Dichter allzusehr in sentimentalem Getändel oder derber Komik; die Volkslieder vollends waren Gassenhauer schlimmster Art.

Da kam Roumanille. Er nahte der Muttersprache wieder mit Ehrfurcht, kleidete natürliches Gefühl, edle Regungen und Eindrücke in die unverfälschte Sprache des Volkes, die er mit sicherem Geschmack von allen Schlacken reinigte. Seine ‚Maßliebchen‘, ‚Träumerinnen‘, ‚Salbeiblüten‘ machten diese Sprache heimisch in der Hütte des Landmanns wie im Palaste des Reichen und ließen sie vor den Altären zum Preise des Christkinds singen und jubeln. Er sollte mit diesen Dichtungen eine neue Literatur einleiten.

Roumanilles Beispiel zündete. Überall in der Provence erstanden Künstler des Reims und sandten ihre Lieder dem Gärtnerssohn von Sant-Roumié zur Einsicht. Der suchte die besten heraus, band sie mit geschickter Hand zusammen und bescherte sie 1852 unter dem Titel ‚Li Prouvençalo‘ (‚Die Provenzalinnen‘) seinen Landsleuten gewissermaßen als poetische Nationalgarbe. Einige Dutzend Dichter aus sämtlichen Provinzen Südfrankreichs waren durch Beiträge vertreten. Schon hier sonderten sich vorteilhaft ab Roumanille, Mistral und Aubanel,

das Dreigestirn, das noch heute die neuprovenzalische Sprache verklärt: Theodor Aubanel, der bewußte Künstler, der aus reinster Lust heraus seine rührenden und leidenschaftlichen Lieder formte; Roumanille, der große Volkspoet, der auch die Dichtkunst in den Dienst der Tugend und des Glaubens stellte; Mistral, der Sänger, der im Dienste des Heimatgedankens dennoch die Pfade der Schönheit schritt und dem die Poesie auch nur ein Mittel war zu größeren Zwecken.

Die durch die ‚Prouvençalo' angebahnte Verbrüderung sollte durch literarische Kongresse gefördert und gekittet werden. Aber weder der Tag von Arles (29. August 1852) noch der von Aix (21. August 1853) brachten die Einigung zuwege. Die Führer der einzelnen Landschaften gerieten sogar in arge literarische Fehde. Die einheitliche Dichtersprache bestand eben nicht. Ein jeder schrieb in der Mundart seiner Heimat und legte sich dafür eine eigene Rechtschreibung vor. Soviel Städte, soviel Systeme standen sich gegenüber. Die Dichtertrias von Avignon und deren Freunde aber strebten eine einheitliche Schriftsprache an nach einer von Roumanille festgelegten Rechtschreibung auf etymologischer Grundlage. Sie konnten mit ihren Forderungen nicht durchdringen; auf ein fruchtloses Gezänke wollten sie sich nicht einlassen: also kündeten sie die Gemeinschaft, gingen eigene Wege und schlossen sich enger aneinander zum gemeinsamen Tun.

Am 21. Mai 1854 fanden sich auf dem Schlößchen von Font-Segugno ihrer sechs bei dem Freunde Paul Giéra in fröhlicher Runde zusammen. Die Liebe zur Heimat belebte ihr Gespräch und befeuerte ihren Willen. Sie einigten sich zu einem entscheidenden Schritt und knüpften einen Bund, entschlossen, die Heimatsprache zu adeln, zu verjüngen, zu bereichern, zu einigen und die neue Dichtersprache durch künstlerische Taten dauernd zu festigen.

Der Verbrüderung den Namen fand Mistral. Er fühlte, daß es einer Benennung bedürfe, deren Neuheit zugleich der Reiz des Geheimnisvollen anhafte. Nun hatte er einst in seinem Dorfe aus dem Munde der greisen Martha ein provenzalisches Gebet gehört: L'Ouraisoun de St. Anséume (Das Gebet des hl. Anselm), worin der Knabe Jesus erwähnt wird, wie er im Tempel gelehrte Fragen löst mit den sieben ‚Auslegern des Gesetzes' (emé li sèt felibre de la lèi). Diesen Namen felibre schlug Mistral vor. Er und seine Freunde wollten ja auch die Gesetzgeber eines neuen, reineren Provenzalisch werden. Das Wort war wirklich neu, es klang schön und geheimnisvoll, es bot Gelegenheit zu reichen Reimen: da mußte es gefallen. Die jungen Dichter nannten sich also Feliber und ihren Bund das Felibertum (Lou Felibrige).*

* Das Wort ‚Feliber' muß sich seit seinem Entstehen die verschiedenartigsten Ableitungen und Auslegungen gefallen lassen, die manchmal kraus genug ausfallen und sämtlich versagen. Kein Wunder, denn der Name scheint sein Dasein der Verderbung des ursprünglichen Wortlauts zu verdanken. In dem alten Liede, wo Mistral die Bezeichnung schöpfte, heißt es nach des Dichters Niederschrift: ‚Der Knabe Jesus ward aufgefunden disputierend ‚emé li tiroun de la lèi, emé li sèt felibre de la lèi', was sich verdeutschen läßt als ‚mit den Auslegern des Gesetzes, mit den sieben Dienern des Gesetzes': ein Satz mit etwas dunklem Sinn und einer müßigen Wiederholung. Vielleicht sollte es aber lauten: ‚emé li tiroun de la lèi, emé li sefer, libre de la lèi', ‚mit den Auslegern des Gesetzes samt den Büchern des Gesetzes'. Der Zusatz libre de la lèi wäre nichts anderes als die provenzalische Deutung des hebräischen sepher, das Buch. In Maiano waren früher viele Juden ansässig.

Ein Schutzheiliger für den Bund war ebenso rasch gefunden. Der Kalendertag hieß nach der hl. Stella; Santo Estello ward also zur Patronin erkoren und der siebenstrahlige Stern sollte des Felibertums leuchtendes Symbol sein.

In derselben denkwürdigen Sitzung ward auch das Bundesorgan gegründet: L'Armana Prouvençau, ein provenzalischer Kalender, der sich vor allem an das arbeitende Volk wandte, um gerade dieses für die Sprache der Heimat zu erwärmen. Dieser Kalender ist die erste öffentliche Kundgebung des Felibertums, die erste gemeinsame Tat der Sieben von Font-Segugno. Als Mitarbeiter ward nur zugelassen, wer feierlich versprach, im Sinne und nach der Orthographie der Feliber zu schreiben. Der erste Jahrgang erschien 1855. Mistral führte die neuen Dichter seinen Landsleuten vor in dem muntern ‚Feliberlied' (‚Lou Cant di Felibre'), dessen Stimmung in dem flotten Kehrreim ausklingt: ‚Wir sind frischfröhliche Gesellen, für die Provence in Lieb entbrannt; wir sind die heitern, sangeshellen Feliber vom Provencerland.' Seither hat das unscheinbare Büchlein im orangen- oder zitronenfarbenen Umschlag seinen Weg gemacht. Von 500 ist die Auflage auf 10 000 gestiegen. Der Kalender bleibt Bauer und Bürger gleich willkommen. Roumanille und Mistral haben sich seiner in den ersten Jahrzehnten besonders angenommen. Von Mistral brachte fast jeder Jahrgang Gedichte und Erzählungen, Schnurren und Märchen, Aufsätze volkstümlichen und gemeinnützigen Inhalts. Einige Meisterproben seiner Kalenderprosa hat er vor einigen Jahren den ‚Jugenderinnerungen' eingefügt.

Meister Francés Mistral durfte das Erscheinen des Kalenders noch erleben; aber seine Freude war nur halb. Der erhabene Greis erblindete gegen den Schluß seines Lebens. Im September 1855 starb er, hoheitvoll gleich einem Patriarchen des Alten Bundes. In seiner Dichtung: ‚Der Tod des Schnitters', in der Gestalt des Meisters Ramoun aus ‚Mirèio', vor allem in seinen ‚Jugenderinnerungen' hat sein großer Sohn dem Verblichenen das unvergängliche Ehrenmal gesetzt. Der Tod des Vaters legte ihm noch eine andere schmerzliche Trennung auf. Der ‚Richterhof' fiel seinem älteren Halbbruder als Erbe zu; er mußte mit seiner Mutter die teure Stätte verlassen und siedelte nach Maiano hinein. Damit war die Jugendzeit endgültig vorbei. Zudem riefen ihn stets lauter die neuen Pflichten.

Im Jahre 1859 erschien ‚Mirèio'. Sie führte die Sache des Felibertums zum Sieg. Viele seiner Gegner traten zu den Sieben über und übertrugen ihnen die Führerschaft bei dem Werk der literarischen Wiedergeburt. Damit schien der Bund sein Ziel erreicht zu haben. Die Sprachlehre der Feliber wird zum

---

Dem christlichen Verfasser des Gebetes konnte das hebräische Wort also recht wohl bekannt sein. Daß in der Mistralschen Fassung die Form der Einzahl sepher vorkommt, wo doch die Mehrzahl sepharim am Platze wäre, läßt um so eher auf einen im übrigen des Hebräischen unkundigen Verfasser schließen. Die Verse: ‚emé li sèt felibre de la lèi' und ‚emé li sefer, libre de la lèi', decken sich rhythmisch und lautlich fast ganz; die oben angezogene Wiederholung wird vermieden und die Stelle findet ihre natürliche Erklärung. Der Legende selbst wird diese ziemlich nüchterne Deutung keinen Eintrag tun. Der Name bleibt dafür ebenso neu wie schön und man darf behaupten, daß Mistral auf dem Umweg durch den Irrtum (Felix culpa!) zu diesem glücklichen Namen kam, dank der Hilfe seines heimlichen Dämons, an dessen Dasein er fest glaubt.

Gesetz erhoben. Roumanilles kühnste Träume sind verwirklicht: Er und die Freunde schwelgen im Erfolg. Nur Mistral nicht. Für ihn hatte der Kampf erst begonnen. Er hatte dem Felibertum den Namen gegeben. Er hatte es zu Ehren gebracht. Er wollte es mit einem neuen Geist erfüllen und ganz andere, kühnere Pfade leiten. Damit behauptete er sich ein zweites Mal als eigentlicher Gründer des Felibertums, und zwar derart, daß die Bewegung heute schon als ‚Mistralismus' bezeichnet wird. Zu der neuen Aufgabe brachte er eine leidenschaftliche Tätigkeitsfreude mit. Sinnen und Dichten füllten seine feurige Seele nicht aus. Sie drängte zur rastlosen Tat. Die Provence über alles! Ihrer Größe würde er den Dichterlorbeer fröhlich aufgeopfert haben. In der Sprache der Feliber hatte sich die Heimat wieder auf sich selbst besonnen: die Provence war zum Bewußtsein erwacht, daß sie eigentlich auch eine Nation sei. Als Nation sollte sie nun inmitten der übrigen Nationen lateinischer Abstammung ihren Platz einnehmen. Die Verwirklichung des ‚Lateinischen Gedankens', der ‚Idèio latino' durfte nur auf friedlichem Wege angebahnt werden. Literarische Feste und Kongresse vermittelten den Anschluß an Katalonien, Italien, Rumänien. Den Höhepunkt fanden diese Bestrebungen in den Fètes latines von Montpellier (Mai 1878), wo Mistral in dem berühmten Hymnus ‚An die Lateinerrasse' (A la Raço latino) den Inhalt der Idèio latino in prachtvolle Strophen goß. Die Ziele dieses ‚Lateinischen Gedankens', die weitesten, die dem Felibertum von Mistral gesteckt wurden, werden heute als hochherzige, weltfremde Träumereien empfunden.

Daneben verfolgte er mit nimmerrastendem Eifer die engeren Ziele des Bundes. Sie wurden gefördert durch den einmütigen Zusammenschluß sämtlicher südfranzösischer Sprachprovinzen im Jahre 1876, wo das Felibertum feste Satzungen erhielt, die seither, vor allem im Jahre 1904, zum Teil abgeändert wurden. Mistral ward zum Haupt, zum Capulié des Bundes ernannt. Er verblieb in dieser Würde bis 1888, wo er zugunsten Roumanilles freiwillig zurücktrat. Roumanille (gest. 1891) folgte sein Schwager, der Dichter Felix Gras (gest. 1901); diesem der Geniehauptmann Pierre Devoluy, der vor kurzem abgelöst ward durch den als Erzähler und Maler gleich hervorragenden Valère Bernard. Immer aber gilt Mistral als das geistige Oberhaupt, denn alles, was inzwischen erreicht ward, ist im letzten Grunde sein Werk.

Die engeren Bestrebungen des Felibertums: Treue gegen die Heimatsprache und Heimattracht, Kräftigung des Volksbewußtseins, Pflege der tüchtigen Überlieferung, Erhaltung der landschaftlichen Einrichtungen und Eigenarten vor dem Andrang einer alles gleichwalzenden Zentralisation, Gleichberechtigung des Provenzalischen mit dem Französischen in den Grenzen Südfrankreichs, wo die lengo d'O zu Hause: alle diese Bestrebungen faßte Mistral zusammen in dem Ausdruck La Causo. Im Dienste dieser heiligen ‚Sache' hat er inzwischen manchen Strauß bestanden und manche Wandlung durchgemacht. Beim Eindringen in die Geschichte der Provence überkam ihn manchmal ein Haß gegen Nordfrankreich, das in den Albigenserkriegen den Garten des Südens zu einer blutigen Trümmerwüste verwandelt hat und seine Sprache heute aus den Schulen verbannt. Dieser Ingrimm legte ihm in den Sechziger Jahren, die sein heißblütiges Epos ‚Calendau' entstehen sahen, manches leidenschaftliche Kampfgedicht auf die Lippen, das als Ruf nach Autonomie, als Wunsch nach Separatismus gedeutet ward; so ist vor allem das stürmische Sirventes ‚Die Gräfin' (La Comtesso) von föderalistischen Absichten nicht ganz

freizusprechen. Kein Wunder, daß sich später jugendliche Heißsporne fanden, die in Berufung auf den Meister dem föderalistischen Gedanken zur politischen Wirklichkeit verhelfen wollten. Auch heute noch sind diese Stimmen nicht ganz verstummt. Mistral selbst hat gegen jede separatistische Absicht seines Wirkens kräftig Einspruch erhoben. Gerade aus der Liebe zum kleineren Vaterlande ziehe die Liebe zum großen Vaterland ihre saftige Nahrung, und es heiße nicht Verrat an Frankreich üben, wenn man die Sprache der Provence wieder zu verdienten Ehren bringen wolle.

Durch die Sprache will Mistral also die Provence ihren treuen Provenzalen zurückerobern. Eine durchaus geistige Eroberung, auf deren Verfolgung er bereits eine ganz herrliche Wegstrecke durchmessen hat. Die von ihm verjüngte Sprache wird als Muster einer Schriftsprache gerühmt und im Ausland sogar gelehrt. Die Pariser Staatsgewalt fand sich bewogen, dieser Sprache, als der gleichberechtigten Schwester des Französischen, den Zutritt zu den Hochschulen Südfrankreichs zu eröffnen. An diesen Hochschulen wird heute über neuprovenzalische Literatur gelesen, und es dürfen sogar Doktorarbeiten in neuprovenzalischer Sprache eingereicht werden. Die glänzenden Erfolge aber konnte Mistral dem Widerstand der Zentralgewalt nur abringen, weil in ihm der glühende Provenzale zugleich ein großer Dichter war.

3.

Um dem Dichter Mistral gerecht zu werden, muß man sich an seine Absichten halten. Mistral wollte ausschließlich Heimatdichter bleiben. Von der Provence wollte er singen für die Provenzalen. Sein ganzes Dichten ist die Bestätigung des Verses aus dem Anhub zur ‚Mirèio‘: ‚Car cantan que pèr vautre, o pastre e gènt di mas‘ (denn für euch nur singe ich, ihr Hirten und ihr Landleute). Er fragte über einem Werke nicht in ängstlicher Sorge: Was wird dazu die hochedle Akademie de France, was wird dazu Paris und das Ausland sagen? Er fragte nicht ohne Beklommenheit: Wie mag das Buch in und um Arles aufgenommen werden? Wird seine Sprache, sein Inhalt unsern lieben Mitbürgern von Maiano und Sant-Roumié verständlich und erfreulich sein? Car cantan que pèr vautre, — o pastre e gènit di mas.

Aus den in ‚Li Prouvençalo‘ aufgenommenen Jugendgedichten erregte besonderes Aufsehen ein schwungvolles Lied auf des Dichters lungengewaltigen Namensvetter, den Mistralwind, dem er neben der Sonne am fröhlichsten huldigt. Denn dieser Mistral macht nicht nur die Hitze erträglich und die Luft mikrobenrein, er jagt zugleich, wie sein Sänger humorvoll im Gespräche meint, die bösen Engländer aus dem Lande, daß sie sich nicht auch in der Provence dauernd und in Schwärmen einnisten wie an der Riviera. Eine ähnliche übermütige Stimmung belebt den Hymnus, den ein sehr großer deutscher Dichter dem berühmten Winde widmet. ‚Mistralwind, du Wolkenjäger, Trübsalmörder, Himmelsfeger, Brausender, wie lieb ich dich!‘ so leitet Friedrich Nietzsche sein Preislied ein, das er bezeichnenderweise ‚Ein Tanzlied‘ nennt. Tatsächlich fühlt sich der Deutsche dieser so herrlich dahinstürmenden Naturgewalt vielleicht noch innerlicher verwandt als der Provenzale, und neben seinem keckbeschwingten Tanzlied mutet des jungen Mistral Sang manchmal rhetorisch an.

Sein erstes Meisterstück schuf der Gründer des Felibertums in ‚Mirèio‘. Die Stimmung dazu flog ihn an, als er, gehoben von dem Feiergefühl seiner heimlichen Vermählung mit der Provence, unter Leitung des Vaters den Richterhof

bewirtschaftete. Unabhängig von Zeit und Menschen durfte er singen, wie ihm das Herz es eingab. Er durfte sein Lied ganz ruhig auswachsen lassen wie draußen die lächelnden Silberpappeln, wie in den Alpinen den duftenden Rosmarin. Ein einheitlicher Plan lag ihm anfangs nicht vor. Ungezwungen ließ er den Faden der Handlung sich abwickeln, auf gut Glück in die Wechselfälle des Lebens hinein. In seinen ‚Jugenderinnerungen' deutet er liebevoll die mannigfachen Einflüsse an, unter denen die Dichtung geboren ward und zur Vollendung gedieh. Trotz der scheinbaren Lässigkeit entstand nämlich ein in seiner Art vollkommenes Werk, mit einem Wirklichkeitsgehalt von bezaubernder Treue und Fülle und in einer tadellosen Form.

Die einfache Liebesgeschichte zwischen dem armen Korbflechter Vincèn und der Großbauerntochter Mirèio, die so lieblich beginnt und so herzbrechend abgerissen wird, darf als bekannt vorausgesetzt werden, denn August Bertuchs tüchtige Verdeutschung (5. Aufl., Cotta, Stuttgart) hat das provenzalische Epos in Deutschland inzwischen eingebürgert. Diese Liebesgeschichte wird für den Dichter zudem nur eine Veranlassung zu dem Reichtum an Schilderungen, womit er den epischen Rahmen füllt. Die Schilderungen sind ihm das Wichtigste. Sie sind an der Dichtung zugleich das Beste, denn als Schilderer bleibt Mistral unübertroffen. Wohl gehört seine Liebe dem jungen Paare, das wieder einmal für sich erfährt, wie die Liebe zuletzt mit Leide lohnt; tiefer aber liebt er doch seine Provence. Ihre Täler und Berge, ihre Ströme und Steppen, ihre einsamen Gehöfte und volkwimmelnden Städte werden in belebter Ausführlichkeit gezeichnet. Daneben spürt Mistrals Muse jedem Fußtapfen der Sage, Legende und Geschichte nach und bezeichnet ihn durch ein bleibendes Mal. Aber er schildert nur, was seine Personen selbst sehen, was ihr Dasein beeinflußt, was ihr Schicksal bestimmt. So wie die Landschaften, Gegenstände und Menschen in ihrem Gesichtskreis emportauchen, drängen sie sich wie von selbst in seinen Vers. Dabei schiebt sich mehr als eine Episode ein, die übermäßig breit erscheint oder sogar aus dem Tone fällt. Aber an die weisen Kritiker oder den außerprovenzalischen Leser dachte ja Mistral nicht; nur an seine Landsleute dachte er und denen ist diese oder jene bekrittelte Stelle besonders teuer geworden.

Ein Mädchen der Provence singe,
Von ihrer jungen Lieb' erklinge
Mein Lied. Ein Schülerlein des herrlichen Homer
Durchs Feld und der Camargo Weiten
Will ich zum Meere sie geleiten.

Diese Einleitungsverse der Mirèio deuten Mistrals erzählend-schildernde Absichten klar genug an. Zugleich auch die Abhängigkeit, die seine Darstellungsweise so häufig verrät. ‚Umble escoulan dóu grand Oumèro': die Bezeichnung ist mehr als bloße Redensart; sie bestätigt, in bescheidener Beschränkung, ein tatsächliches Verhältnis. Darstellung und Stil der ‚Mirèio' tragen unverkennbar das Zeichen Homers. Kein Wunder. Der Knabe bereits hatte beim Lesen der Homerischen Gedichte mit Freuden die altgriechische Welt als der heimischen Gegenwart verwandt empfunden. Jetzt legte er unwillkürlich an dieselben Verhältnisse dieselbe Form. Bewußte Nachahmung mag man dieses Verfahren nennen: im Grunde ist es ein Nachempfinden, ein Miterleben, das ungezwungen, oft köstlich naiv anmutet. Neben Homer ward Mistral von einem andern Dichter beeinflußt, der selbst schon als Homers berühmtester Nachahmer in der Weltliteratur weiterlebt. Dieser Einfluß Vergils

aber ist nicht so glücklich gewesen. Er macht sich vor allem im Auf- und Ausbau der Handlung fühlbar, die zum Teil nach dem Muster der ‚Äneis' entworfen ward. Wie gefährlich diese Nachahmung werden konnte, bekundet z. B. der sechste Gesang, der, in enger Anlehnung an den sechsten Gesang der ‚Äneis' erfunden und durchgeführt, als überflüssig, als geradezu störend herausgespürt wird, woran auch die besonderen Absichten des Dichters nichts ändern können.

Diese und ähnliche künstlerische Unzulänglichkeiten in der Komposition taten dem Erfolg der Mirèio keinen Eintrag. Die lebendigen Vorzüge: die Bildkraft, die Freiluftstimmung, die Musik der Verse waren zu zwingend. Die Provence zitterte vor Staunen und Stolz: solchen Spiegel ihrer Größe und Schönheit hatte sie sich nicht träumen lassen. In Paris gab Lamartine, hingerissen von Begeisterung, dem Feliber die Weihe des Ruhms.

Dieselben künstlerischen Gleise wandelt Mistral in seinem zweiten großen Epos ‚Calendau' (1867). Auch hier sind Homer und Vergil die Vorbilder. Die Strophenform bleibt dieselbe. Die nämlichen Kunstgriffe werden auf die bekannte Weise angebracht. Aber die Voraussetzungen der Handlung sind nicht mehr so einfach und so natürlich und der Verlauf der Handlung überhaupt unwahrscheinlich. Der Fischer Calendau aus Cassis, ein provenzalischer Herkules, befreit den letzten Abkömmling der Fürsten von Li-Baus, die Prinzessin Esterelle, aus der Gewalt ihres ruchlosen Gatten, des Banditenführers Severan, und führt sie als seine Braut der jubelnden Vaterstadt zu, die ihren großen Sohn zum Konsul ernennt. Eine phantastische Fabel, die dazu noch, statt in das abenteuerliche Mittelalter, mit geschichtlicher Einfühlung in das 18. Jahrhundert verlegt wird. Mehr noch als in ‚Mirèio' ist hier die Handlung nur Mittel zum Zweck. ‚Mirèio' besingt die provenzalische Ebene in ihrer wechselreichen Schönheit von den Alpinen bis zum Meer; ‚Calendau' schwärmt von der wilden Schönheit der Alpen und von dem Zauberglanze der Rivieraküste. ‚Mirèio' ward aber vom Herzen empfangen, ‚Calendau' dagegen entsprang dem Kopfe des Dichters. Daher kann ‚Calendau' nicht eigentlich ergreifen und mutet opernhaft an. Ewig schade bleibt's. ‚Calendau' bezeichnet an Großartigkeit der Schilderung, an Reichtum des Inhalts, an Adel des Gefühls, an Kraft des Wortes, an Schwung und Kühnheit der Symbolik den Höhepunkt von Mistrals Kunst, und es ist ein höchst verdienstvolles Unternehmen von Hans Weiske, dieses der Übersetzung fast unbezwingliche Werk provenzalischer Bodenständigkeit in deutschen Versen verdolmetscht zu haben (Halle, Niemeyer).

An ‚Calendau' hat denn auch Mistral die im Innersten epische Veranlagung seiner Natur dargetan. Zu keiner andern seiner Dichtungen bekennt er sich mit solchem Stolz. Er möchte als Sänger Calendaus in der Nachwelt weiterleben, denn den Calendau hat er nach seinem eigenen Bild geprägt und im Heldensang von dem Fischer aus Cassis das glühendste Manifest des Felibertums geschrieben.

Von ‚Calendau' durchaus verschieden in Ton, Inhalt und Bedeutung ist die Verserzählung ‚Nerto' (1882; deutsch von August Bertuch, 2. Auflage). Eine farbenbunte Legende, das Märchen von der Liebe der unschuldigen Nerto zu Rodrigo von Luna, dem leichtlebigen Neffen des letzten provenzalischen Gegenpapstes Benedikt XIII., und von ihrer Rettung aus den Klauen Satans, dem sie der spielverblendete Vater verkauft hat. Trotz des höllischen Spuks wandelt man doch in sonniger Klarheit, erheitert und getragen von einem überlegenen Humor, der die merkwürdig modern an-

mutende Gestalt Beelzebubs neckisch umspielt. Ein wirklich liebliches Buch, in den kurzen, den mittelalterlichen Mären mit Glück entlehnten Reimpaaren bruchlos abgerundet, sinnig und friedereich, wie eine im Spätsommerglanze träumende Waldheide.

Wieder ein ganz eigenes Gepräge trägt die letzte große Dichtung Mistrals, das 1897 veröffentlichte ‚Rhonelied‘ (Lou Pouèmo dóu Rone). Die Erzählung entwirft im Anschluß an die etwas phantastische Geschichte eines romantischen Liebespaares, in dem sich der Zauber und die unheimliche Gewalt des Rhonestroms verkörpert, ein anschauliches Bild von der Zeit, da noch die Frachtschiffer das Rhonetal belebten, daß es von Lyon bis nach Beaucaire hinunter einem summenden Bienenkorbe glich, bis dann die Dampfschiffahrt der geschäftigen Herrlichkeit ein jähes Ende bereitete. Kein früheres Werk zeigt eine so strammgezogene Form auf als diese Tat des späteren Alters. Hier verschmähte Mistral sogar den Reim und schrieb die Dichtung in reimlosen Zehnsilbern mit wechselnder Zäsur und klingendem Ausgang. Die Bedenken, die ich an anderer Stelle (‚Frederi Mistral, der Dichter der Provence‘, Marburg, S. 341) gegen die Wahl des Metrums ausgesprochen habe, sind geschwunden, seitdem ich von provenzalischen Lippen größere Auszüge hören durfte. Wirklich, Mistral beweist hier, daß seine Sprache, um dichterisch zu sein, des Reimes gar nicht bedürfe, denn auch so bieten seine Verse die reinste Musik; ein scharf ausgeprägter, an den deutschen Blankvers gemahnender Rhythmus entzückt das Ohr, und der klingende Versschluß übt eine ganz besondere Wirkung. Manchem Getreuen Mistrals gilt das Rhonelied als des Dichters reifstes Werk. Der bekannte Prämonstratenserpater Dom Xavier de Fourvières gestand mir, das Rhonelied sei ihm ein provenzalisches Laienbrevier, er habe es mehr als ein dutzendmal gelesen, lese es immer wieder und fühle sich stets berückt durch den Wohllaut des Ausdrucks und eine wahrhaft raffinierte Vollendung des Verses.

Diese vier großen Dichtungen entwerfen ein Gesamtbild der Provence zwischen Mont Ventoux, Rhone, Alpen und Meer. Und zwar schildert jeder Band einen bestimmt abgegrenzten Bezirk. ‚Mirèio‘ besingt die südliche Ebene von den Alpinen zum Meer; ‚Calendau‘ feiert die Provence der Berge und das Wundergestade der Corniche; ‚Nerto‘ verklärt des Dichters engere Heimat, alles, was die Landschaft von Majano bis Avignon Merkwürdiges und Poetisches bietet; das ‚Rhonelied‘ preist den hl. Ganges der Provence mit seinem gärten- und städtereichen Tal, seinen ruinengekrönten Hängen, mit dem zähen Menschenschlag, der auf seinen reißenden Fluten den Kampf ums Dasein kämpft. Rückt man diese verschiedenen Bezirke aneinander, so ergibt sich die Gesamtkarte, ein überraschend vollständiges Mosaikgemälde der Provence: Das Land zwischen Rhone, Alpen und Meer ist unter Mistrals Hand ein bilderreiches Buch geworden und wird unsterblich sein.

Aus diesem Gesamtbilde suchen die übrigen Dichtungen Mistrals einzelnes in hellere Beleuchtung zu rücken; so die Tragödie ‚La Rèivo Jano‘ (‚Die Königin Johanna‘ 1891), die aber nur ein prächtiger Hymnus werden durfte; so vor allem die ‚Goldinseln‘ (‚Lis Isclo d'Or‘), eine Auswahl seiner kleineren lyrischen und episch-lyrischen Dichtungen (1874, verändert 1889).

Den Titel der Sammlung rechtfertigt der Dichter in folgenden schönen Worten: ‚Der Titel könnte anmaßend erscheinen, aber man wird mir verzeihen, wenn man hört, daß es der Name einer kleinen, öden, felsigen Inselgruppe ist, die die Sonne nah am Gestade von Hyères mit ihrem Schein ver-

goldet. Und die himmlischen Augenblicke, wo Liebe, Schmerz, Begeisterung uns zu Dichtern machen, sind sie nicht in Wahrheit die Oasen, die Goldinseln des Daseins?‘

Wie Mistrals Epen, so sind auch diese Dichtungen eingegeben von der Liebe zur einzigen Provence. Während aber die Glut dieser Liebe in den Epen wie in mächtigen Brennspiegeln angesammelt wird, sprüht sie hier auseinander in all dem blühenden Farbenspiele des Prismas. Sie sind neben ‚Mirèio‘ unseres Dichters gelesenstes Werk; Alphonse Daudet und Paul Arène, die sich auf Poesie gewiß verstanden, rühmten sie sogar als sein Meisterwerk. Ihr Inhalt ist mannigfaltig, wechselreich trotz des beschränkten Stoffes. In den einigen Schwänken plaudert ein freundlicher Ernst und reicht ein sonniger Humor saftige Früchte der Lebensweisheit. Die Romanzen muten stellenweise echt deutsch an und sind Musterproben einer vollendeten Verskunst. Die Lieder atmen eine jugendliche Liebe zu allem, was das Leben Edles und Sonniges trägt. Die längeren Erzählungen ‚Der Trommler von Arcole‘ und ‚Der Tod des Schnitters‘ haben epische Größe. Aus den Sirventen (‚Ode an die Catalanen‘, ‚Die Gräfin‘, ‚Zornausbruch‘ ꝛc.) tönt es wie Schwertgeklirr und Stürmen von Glocken; denn in diesen Streitgedichten predigt seine Flammenzunge den Landsleuten mannhaftes Beharren bei der Sprache und den Überlieferungen der Väter. Die zwei Psalmen endlich (‚Der Bußpsalm‘, ‚Der Felsblock des Sisyphus‘), die seiner Liebe zum großen Vaterland entrauschten, sind mit das Beste, was der Zusammenbruch von 1870 Frankreich an poetischer Ernte gebracht hat. (Auswahl von Fr. Steinitz, bei Hendel in Halle; zahlreiche Proben von Bertuch: ‚Nerto‘ 2. Ausgabe, und N. Welter: ‚Frederi Mistral‘.)

Reinpersönliches, das einen Einblick gestattete in des Dichters innerstes Seelen- und Herzensleben, bieten die ‚Goldinseln‘ kaum. Es ist, als ob sich Mistral bis jetzt gescheut habe, seine liebsten Geheimnisse auf dem Markte kalter Neugier preiszugeben. Oder er läßt auch hier bewußt die eigene Person vor der großen Mutter, vor der Provence im Hintergrunde. Nur einige Lieder finden sich, die als selbsterlebte Liebeslyrik empfunden werden und in ihrem weh- und schwermütigen Ausklang seltsam ans Gemüt greifen.

4.

Aber die Poesie war ja für Mistral nur das holdeste Mittel zum Zweck, zur Verherrlichung der Provence und ihrer Sprache. Er wollte seinem Volk noch mehr sein als ein Dichter. Er wollte es kräftigen und rüsten für alle Zeiten. Er wollte gewissermaßen die irdische Vorsehung spielen für seine sittliche und nationale Zukunft. Daher ward der Dichter und Redner zum Lehrer, zum Forscher, zum Sammler und setzte auch in dieser bescheidenen Eigenschaft Taten, die würdig sind, neben seinen Dichtungen zu dauern. Er schenkte der Heimat das provenzalische Wörterbuch (Lou Tresor dóu Felibrige), das provenzalische Familiehaus (Lou Muséon Arlaten) und die provenzalische Bibel.

Schon am Gründungstage von Font-Segugno war die Zusammensetzung eines allumfassenden Wörterbuches der Sprachen Südfrankreichs für Mistral beschlossene Sache. Er saß mit unermüdlichem Bienenfleiß an dieser Riesenarbeit über zwanzig lange Jahre täglich acht bis zehn Stunden und durfte sie 1888 als ‚Hort des Felibertums‘ in zwei mächtigen Quartbänden der Öffentlichkeit übergeben. Die Arbeit allein genügte, um das Leben eines Benediktiners auszufüllen, und machte in ihrer Gewissenhaftigkeit auch dem eingefleischten Lexiko-

graphen Ehre. Nicht nur in alten Folianten spürte er der Volkssprache nach; von den Lippen der Lebenden, bei Landleuten, Handwerkern, Fischern und Hirten suchte er den Reichtum des Provenzalischen einzusammeln. So finden sich denn auf den 2400 dreispaltigen Quartseiten alle Wörter der lengo d'O, ihre Ableitungen, ihre Synonyma in den verwandten romanischen Sprachen; dazu die Sprichwörter und Redensarten des Südens, Belege aus Geschichte und Landeskunde, Hinweise auf heimische Überlieferung und Denkwürdigkeiten, so daß das Werk ein unentbehrliches Nachschlagebuch ist für jeden, der Land und Leute Südfrankreichs eingehend studieren will. In Anerkennung dieser hohen wissenschaftlichen Verdienste haben die Universitäten Halle und Bonn den Verfasser des ‚Tresor' zum Ehrendoktor ernannt.

Hatte Mistral in seinem Wörterbuch die provenzalische Sprache wie in einen thymiandurchdufteten Glassarg gebettet, woraus sie stets lebendig ans Licht steigen kann, so suchte er während der letzten Jahre seines Wirkens die zerstreuten, sicht- und greifbaren Erinnerungen an die alte Zeit, heiliger Liebe voll, in einer stimmungsvollen Reliquienkammer zusammenzutragen durch Gründung eines an Umfang bescheidenen Museums, das er in der Stadt Arles, diesem großen Freiluftmuseum, eröffnete.

Das Muséon Arlaten ist in Mistrals Augen die Dichtung seines Alters. Seiner Bereicherung und würdigen Unterbringung bestimmte er den Ertrag des literarischen Nobelpreises, in den er sich 1905 mit dem Spanier Echegaray teilte. Eine Provence im kleinen, ermöglicht es, wie jedes Museum für Geschichte und Volkskunde, einen Rückblick über die Entwicklung des provenzalischen Gewerbes, vor allem des dörfischen Kleingewerbes, bildet eine recht anschauliche Illustration zur Landesgeschichte und im besonderen die getreue Erläuterung zu Mistrals Dichtungen. Jedes Möbel, jedes Gerät, jede Pflanze, die sich in seinen Versen erwähnt findet, ist hier an hellgetünchter Wand, in geräumigen Schränken, hinter sicheren Glasscheiben ausgestellt und aufgehängt. Da fehlen weder die Korbwaren des Rhonetals noch die Hirtenglocken von Carpentras, weder die Wappenschilder und bunten Fahnen der Zünfte noch die Wunderkräuter der Naturheilkunde und des Aberglaubens; sogar die ölbaumholzene Wiege des kleinen Frederi Mistral ist zu sehen, und die wohlgetroffene Nachbildung der provenzalischen Weihnachtsküche führt uns in die Welt des würdigen Meister Francés mitten zurück.

Das Museum, so fühlte ich's, als ich unter Mistrals Führung die verschiedenen Säle in Augenschein nahm, veranschaulicht in seiner Art das Lebenswirken des Dichters. Wie er hier mit frommem Sammeleifer alles zusammenträgt, was jemals den Körper der großen Mutter geschmückt hat, so erbaute er in seinen Dichtungen ein anderes Muséon Arlaten, das auf breiter Grundlage schlanksäulig und sonnenräumig in die Lüfte steigt. Nur was dort von breiten Wänden, aus heimlichen Nischen und Truhen in schimmerndem Flitter oder in verschlissenen Falten das andächtige Auge fesselt, das füllt hier Ohr, Auge und Sinn mit Musik, mit Sonne und Schwung. Aber die toten Gegenstände reden aus ihrem trauten Schweigen heraus eine Sprache, die nicht minder ergreift als im vollendeten Vers das unsterbliche Wort.

* * *

Vom Gipfel menschlichen Erfolgs sein Leben überblickend, empfand Mistral dieses Leben als Kunstwerk, fühlte sich einer gütigen Vorsehung verpflichtet und glaubte dieser Verpflichtung am dankbarsten Ausdruck zu verleihen durch die

Aufdeckung der Einflüsse, unter denen dies Kunstwerk entstehen konnte. Zugleich wollte er damit die Anfänge des Felibertums der Nachwelt erzählen mit all dem Gewichte, das dem Zeugnis des Gründers, des Paten, des Führers und ruhmbedeckten Veteranen dieses Bundes zukommt, wobei aber die Legende als verklärte Wirklichkeit unangetastet weiterleben sollte. Also schrieb der Siebzigjährige seine Erinnerungen ,Moun Espelido' (1906, deutsch bei Grethlein & Cie., Leipzig), die Geschichte seines Ursprungs, seiner Kindheit, seiner Jugend bis zu deren Höhepunkt, dem Erfolg der ,Mirèio'. Von sämtlichen Werken Mistrals ist dieser Band ,Jugenderinnerungen' das ansprechendste, wenn nicht das dichterischste. Es mutet so ganz herzig an in seiner unbefangenen Selbstgefälligkeit, die nicht einer Pointe von Selbstironie ermangelt. Wer aber das Buch gelesen hat, der legt es weg mit der überzeugenden Gewißheit: An dem Ort mußte von den Eltern dieser Mann geboren werden. Mistral hat natürlich das Seine hinzugetan, als er sein Leben schon in frühen Jahren mit seiner zielbewußten, hellseherischen Willenskraft einrichtete. Damit ward in dieses achtzigjährige Mannesleben die Sicherheit hineingetragen, die wunderbare Einheit, die ihm ihr Edelgepräge verleiht derart, daß man in unserer Zeit seinesgleichen nimmer findet.

Für Mistral besonders gilt das Wort: Er hatte den Mut, sich zu bescheiden. Wohl lockte auch ihn die Ferne, Paris, und die Sonderstellung, die die Hauptstadt der Welt denen anweist, die sich als Eroberer ihrer Machtmittel versichern. Aber er fühlte sich dem Genius seines Volkes verpflichtet und wählte zum Mittelpunkt seines Wirkens das Landstädtchen Maiano, seine Heimat, das Herz der Provence. Dort hat er sich sein eigen Heim gebaut, das Heim eines Landedelmannes, tüchtig, geschmackvoll und traulich; dort hütet ihm die hochgebildete, verständnisweiche Gattin den Frieden des Herdes; dort hat er sich bereits das Grab gerüstet; dort suchte ihn der Ruhm auf, der auch dieses Grabmal verklären wird.

Lange leben heißt leider auch viele überleben. So wird es denn einsam um den Meister. Von den Sieben von Font-Segugno wandelt er allein noch im Licht. Aber Einsamkeit und Alter greifen ihm nicht an das Herz. Das bleibt jung und tatenfroh und ebenso unverzagt der Glaube an die Schutzgeister seines Lebens. Er trägt in sich den Drang, zu wirken, solange es Tag ist, und er hat die Genugtuung, zu sehen, wie das vor einem halben Jahrhundert eingesenkte Stämmchen nunmehr ein ganzes Land überschattet.

Mistral hat von dem eigentlich ,Modernen' soviel wie gar nichts an sich. Und doch gemahnt er mich recht stark an einen vor kurzem Entschlafenen, einen ganz Großen der ,modernen' Menschheit, an Björnstierne Björnson. Beide Männer gehören zu einem Volke, dem der Wunsch nach freier Selbstbestimmung durch Anschluß an einen Nachbarn lange eingeschränkt oder durch Aufgang in einem größeren Ländergefüge für immer genommen ward. Beide sind durchaus bodenständige Naturen, Prachtexemplare der Rasse, in deren Blut die Kraft der Vorfahren besonders laute Forderungen erhebt. Beide ihrer Anlage und Willensrichtung nach richtige Adelsmenschen, Feuerköpfe, Apostel; beide Redner und Dichter, geborene Epiker, Sänger des Bauernvolkes, Lyriker mit Adlerschwung. Beide Herrenmenschen, die nach Herrschaft drängen über die Geister und die Verhältnisse, um in ihrem Sinne die Zeit zu befruchten. Aber die Zeitumstände ließen diese so ähnliche Veranlagung in sehr verschiedener, ja ganz entgegengesetzter Richtung auswachsen. Dabei sprach ein besonderes Machtwort mit die Politik, die ihre Linie nimmt von der Natur und der Geschichte.

Norwegen und die Provence sind geschieden durch die ganze Breite Europas, sowie durch ein Jahrtausend der Kultur, die, im Süden früh schon heimisch, langsam durch die Jahrhunderte dem Norden zustrebte, und gerade in neuester Zeit dort neue Werte prägt. Björnson durfte unter seinem Volke wandeln, als dieses sich frisch emporraffte zum Kampf nach Selbständigkeit in Politik und Sprache; er half die Befreiung der Heimatsprache zu Ende führen; er lieh der politischen Sehnsucht Norwegens eine Zunge und führte es zum Siege; er durfte sich einige Wochen fühlen als den ungekrönten König einer freien, monarchischen Republik.

Mistral blieb diese ungehemmte Wirksamkeit nach außen versagt. Die Zeit, wo sich die Provence als selbständiger Staat bestimmen durfte, ist längst vorbei. Ein Rütteln an dieser Tatsache wäre als Verrat an Frankreich empfunden worden. Da hieß es für die patriotische Leidenschaft ein anderes Feld ausfindig machen. Also beschränkte er seine Tätigkeit auf die Verherrlichung der Heimatsprache und der Vergangenheit. Auf diesem Felde walten friedlichere Kräfte. Der auf dem Grunde seiner Seele fordernde Tribun mußte die Glut seiner Beredsamkeit dämpfen, denn es galt nur zu erwärmen, nicht zu berauschen. Und doch ging mehr als einmal die Leidenschaft mit ihm durch und streifte sein Fuß den abschüssigen Pfad ins gefährliche Land der Politik. In den ihm gesteckten Schranken aber hat Mistral sein Ziel erreicht und darf sich seit Jahren ohne Überhebung fühlen als das geistige Oberhaupt der Provence, als den Emperaire dóu Miejour, den friedlichen ‚Kaiser des Südens'. Dabei mußte er ‚unmodern' bleiben.

Björnson ruderte mitten in der Strömung des Tages, glühend für Freiheit und Gerechtigkeit, eifernd für Sitte und soziale Ausgleichung. Mistral weiß zu erzählen, wie auch er der Revolution von 1848 schwärmerisch entgegenjubelte, den Tyrannen ein Pereat sang und sich zur Republik Platos und Lamartines bekannte. Aber die Warnungen des Vaters, die Lehren der Vergangenheit, die Mahnungen der so ganz ernüchternd sich entwickelnden Gegenwart redeten zu überzeugend für seinen Verstand. Ganz auf heitere Schönheit gestimmt, fand sich seine Seele durch alles Häßliche verletzt, durch alles, was Lärm und Roheit, Streit und Selbstsucht bedeutet, und rettete sich in den Weihebezirk entsagender Einsamkeit. Er hatte schon früh für sich als Wahrheit erkannt, daß die Zukunft des Menschengeschlechts weniger gefördert wird durch Siege der Maschinen als durch Siege der Sitte. Die sicherste Gewähr dieses Fortschrittes ruht in der Hemmung und Stetigkeit der Wünsche, vor allem in der Treue. An diesem Glauben hält er sein Lebenlang fest.

Ohne Feindschaft gegen das Neue, in Anerkennung des Tüchtigen und Großen, das es schafft, aber voll edler Trauer um das Große und Tüchtige, das über dem Vorwärtsmarsch der Zeit in den Staub getreten wird: also schreitet Mistral seiner Vollendung zu. Sein Herz gehört den Toten an. Und doch wirkt er lebendig als ein Ideal tadelloser, stilvoller Lebensführung, als ein Kämpfer und ein Weiser, der im Gewoge der Gegenwart emporragt, ein Fels, dessen Gipfel als Leuchtturm in den Nebel wächst. Was Lamartine in begeisterter Stunde dem Dichter der ‚Mirèio' zugejubelt hat, gilt auch für den Menschen Mistral und sein Lebenswerk. Er ist wie die Blüte der plötzlich aufbrechenden provenzalischen Aloë, und seines Lebens Duft wird in tausend Jahren nicht verwehen.

Lebenswirbel / Roman von Henryk Sienkiewicz

XXVI.

Krzycki verließ Fräulein Anney mit dem Eindruck, als ob dicht vor ihm ein Blitz eingeschlagen und ihn plötzlich betäubt hätte. Er konnte seine Gedanken nicht sammeln, ja er war nicht einmal imstande, sich seine Lage zu vergegenwärtigen und sie zu überlegen. Das einzige Gefühl, das ihn im ersten Augenblick beherrschte, war grenzenloses Staunen. Auf dem Wege wiederholte er jeden Augenblick: ‚Hanka Skibianka, Hanka Skibianka!‘ und konnte sich zu nichts anderem aufraffen. Gronski, der gleich nachmittags fortgegangen war und dem Diener gesagt hatte, er käme erst spät abends heim, traf er nicht zu Hause; er ging also in sein Zimmer, schloß sich dort ein, ohne daß jemand wußte, warum er es täte, warf sich dann auf einen Fauteuil und saß eine Stunde lang ohne jeden Gedanken dort. Nach Verlauf dieser Zeit öffnete er seinen Koffer und begann übereifrig seine Sachen einzupacken, bis er sich zuletzt fragte: ‚Warum tue ich das?‘ Da er darauf keine Antwort finden konnte, ließ er die Arbeit liegen und nahm sie erst dann wieder auf, als er zu der unverhofften Folgerung kam, daß er auf jeden Fall von Gronski ausziehen müsse.

Als er geendet hatte, nahm er seinen Hut und ging ohne bestimmtes Ziel in die Stadt. Für einen Moment entstand in ihm der Wunsch, zur Mutter und zu Frau Otocka zu gehen, aber er unterdrückte ihn sofort. Wozu? Es schien ihm, daß er der Mutter über sich und seine Absichten nichts zu sagen habe und daß er mit ihr nur über die unerhörte Nachricht sprechen könnte, über die zu sprechen für ihn im Augenblick überaus quälend wäre. Ohne es zu wissen, ging er zur hl. Kreuzkirche und wollte in sie eintreten, aber es war schon spät und die Kirche geschlossen. Der heutige Morgen und das gemeinschaftliche Gebet standen ihm lebhaft vor Augen. Ach, wie aufrichtig er gebetet und wie er sie geliebt hatte, wie er sie geliebt hatte! Aber jetzt konnte er sich dem Eindruck nicht entziehen, daß das blonde, vergötterte Mädchen, mit dem er in der Kapelle das ‚Unter deinen Schutz und Schirm‘ abgebetet hatte und Hanka Skibianka zwei verschiedene Wesen seien. Und er fühlte im Herzen eine gewisse Enttäuschung, mit der er zu kämpfen begann. Warum fühlte er sie doch? Weil Hanka eine Bäuerin war und er ein Adeliger? Nein! Fräulein Anney hatte sich nie als englische Adelige ausgegeben, und eine polnische Bäuerin war doch nicht schlechter als eine englische Bürgerin. Krzycki konnte sich keine klare Rechenschaft darüber geben, daß die Ursache darin lag, daß Fräulein Anney ihm gerade durch ihre fremde, entfernte Abstammung als eine ‚princesse lointaine‘ erschienen war und daß Hanka ein Mädchen aus dem nahen Zarnow war, das überdies schon ihm

gehört hatte. Sie erweckte weniger seine Neugierde und zog ihn deshalb weniger an. — Es war leichter, um ein solches zu werben, deshalb stand sie ihm geringer im Werte. Umsonst erinnerte er sich wiederholt daran, daß diese Hanka doch dasselbe blonde, schöne, reizende, vornehme, echt frauenhafte Mädchen sei, das jeden Gedanken und jedes Wort erriet —, der Nachgeschmack einer gewissen Enttäuschung war doch stärker als diese Gedanken, und jener exotische Reiz, der plötzlich dem Mädchen abging, verminderte ihren Wert in seinen Augen.

Aber dazu kam auch noch etwas anderes, dem gegenüber auch die Enttäuschung und alle unverhofften Eindrücke in die Ferne rückten und als untergeordnet erschienen. Er hatte dieses Mädchen schon besessen — mit Leib und Seele besessen. Sie war damals noch fast ein Kind und zugleich eine noch unaufgeblühte Blume gewesen, die er abgerissen und eine Zeitlang an seiner Brust getragen hatte. Die Erinnerung daran konnte nur für ihn ein Vorwurf sein, auf ihr lastete keine Schuld. Er gedachte der Mondnächte, in denen er verstohlen zur Mühle geeilt war, an das Flüstern, das ein einziges leises, trunkenes Liebeslied gewesen war, das nur Küsse unterbrachen; er gedachte daran, wie er ihren nach Heu und Feldern duftenden jungfräulichen Leib an sich gedrückt hatte, wie er aus ihren Augen die Tränen getrunken und ihr gesagt hatte, daß er für sie alle Mädchen aus allen Gutshöfen hergeben möchte. Die Idylle war vorübergegangen, aber noch jetzt strömte von ihr der Atem der Jugendjahre auf ihn über, der Jahre der ersten Liebe, des ersten Entzückens und der wahren, gewaltigen Poesie des Lebens. Überdies war es wahr, was er im Vertrauen das letztemal in Jastrzab Gronski gesagt hatte: daß dieses Mädchen ihn so liebte, wie ihn sicher kein anderes Weib mehr lieben werde. Bei dem Gedanken taute sein Herz auf. Mit der Woge der Erinnerung kehrte Hanka zurück und nahm es wieder in ihre Hand. — — —

Ja! Aber das war Hanka und jetzt war sie Fräulein Anney. Seit Krzycki sie liebte, rissen ihn die Sinne wie eine heulende Meute zu ihr hin, aber er hatte sie bisher im Zaum gehalten, da er zugleich vor der Geliebten gekniet hatte. Sie weckte sein Begehren, war aber zugleich etwas so Unantastbares, Hohes, Reines und Geheimnisvolles in ihrer Jungfräulichkeit, daß sie ihm bei dem Gedanken, daß der Augenblick kommen werde, in dem er Herr dieser Schätze und Geheimnisse sein werde, als unendliche Lust erschien, die um so bodenloser wäre, weil sie gewissermaßen mit einem Sakrileg verbunden war. — Aber jetzt mußte er sich sagen, daß er das Sakrileg schon vollbracht hatte, daß der Zauber des Unbekannten verflogen war, daß diese Vestalin für ihn kein Geheimnis mehr war und daß er aus diesem Becher schon getrunken hatte.

Und das war von neuem ein Reiz weniger, eine Enttäuschung mehr. So trübte ihm Fräulein Anney die Erinnerung an die ländliche Hanka, Hanka aber verminderte Fräulein Anneys Zauber. Beide waren so verschieden, einander so unähnlich, daß er sie nicht in ein Wesen verschmelzen konnte; er kämpfte in fruchtloser Unruhe und in fruchtlosem Schmerze mit diesem doppelten Eindruck.

Und in diesem Zwiespalt kam ihm noch ein böser, niedriger und schrecklicher Gedanke. Wie hatte sich die arme, einfache Hanka in das prächtige Fräulein Anney verwandelt? Wie hatte sich der graue Sperling vom ländlichen Strohdach in den Paradiesvogel verwandelt? Hanka war doch ein auf Abwege geratenes Mädchen, hatte also alle Brücken hinter sich abgebrochen. Inmitten des ausländischen Reichtumes haben schöne, arme Mädchen nur einen Weg vor sich zur Erlangung von Wohlhabenheit und selbst von Bildung, und das war der Weg der Schande. Hanka hatte einen Schützer gefunden, der sich ihrer annahm — wie viele ähnliche Schützer und Schirmer konnte Fräulein Anney finden! Krzycki wurde es bei diesem Gedanken dunkel vor den Augen. Das Gewissen sagte ihm: ‚Du hast dieses Tor vor ihr geöffnet!‘, und zugleich erfaßte ihn ein solcher Zorn gegen Fräulein Anney und sich selbst, daß er, falls in seiner Hand die Macht über ihrer beider Leben und Tod gelegen wäre, in dem Augenblicke den Tod gewählt hätte. Etwas zerriß in dem Augenblick in ihm, etwas stürzte in ihm. Es schien ihm der Donner von neuem über seinem Haupte zu rollen, der ihn betäubt und ihm die Fähigkeit zu denken vollständig geraubt hatte.

Er ging noch lang in der Stadt umher. Er wußte selbst nicht, wie er wieder beim Hause der Frau Otocka angelangt war; aber er trat nicht ein zu ihr, denn jetzt fühlte er doppelt, daß er in dem Augenblick mit der Mutter nicht reden könnte. Erst spät abends kehrte er nach Hause zurück. Gronski war schon daheim und wartete seit einer Stunde mit dem Tee. ‚Guten Abend‘, sagte er ihm. ‚Ich komme von deiner Mutter.‘

Aber Krzycki fragte geradewegs: ‚Wissen Sie, wer Fräulein Anney ist?‘

‚Ja. Frau Otocka hat es mir erzählt.‘

Es trat Schweigen ein.

‚Was sagen Sie dazu?‘

‚Ich möchte um dasselbe fragen.‘

Krzycki ließ sich schwer auf einen Sessel fallen, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte mit bitterer Ironie: ‚Ach, ich habe Zeit. Man hat mir eine Woche Zeit zum Nachdenken gegeben.‘

‚Das ist nicht zu viel,‘ erwiderte Gronski, indem er ihn forschend anblickte.

‚Gewiß nicht. Weiß die Mutter es auch schon?‘

‚Ja. Frau Otocka hat ihr alles gesagt.‘

Und von neuem trat Schweigen ein.

‚Mein lieber Wladek,‘ sagte Gronski, ‚ich verstehe deine Erschütterung und will deshalb darüber nicht mit dir sprechen, bevor du dich nicht beruhigt und das Gleichgewicht wiedererlangt hast. Du mußt auch gut die Gründe erwägen und zu erkennen trachten, derenthalben es Fräulein Anney nur der Frau Otocka anvertraut hat, wer sie ist, und weshalb sie unter ihrem neuen Namen, auf den sie übrigens volles Recht hat, nach Jastrzab gekommen ist. Hier ist ein Brief von ihr. Sie trug mir auf, ihn dir erst morgen einzuhändigen, und deshalb habe ich ihn dir nicht gleich beim Eintritt übergeben. Jetzt aber denke ich damit nicht zögern zu dürfen. Öffne ihn übrigens nicht gleich und nicht in meiner Gegenwart. Verbirg ihn und lies ihn allein; denn dann kannst du jedes Wort erwägen. Tu das auf jeden Fall. Das Vorgefallene hat auch mich derart erregt, daß ich momentan nicht ruhig darüber reden könnte. — Heute kann ich dir nur einen Rat geben: Sei ein Mann und laß dich nicht vom Strom der Eindrücke tragen, sondern gebrauche das Steuer.‘

Darauf sagte Krzycki, der unter dem Einfluß dieser Worte nüchtern wurde: ‚Meinen Dank. Ich werde den Brief in der Einsamkeit durchlesen. Sie ist mir jetzt so notwendig, daß ich keinem Mißverständnis zu begegnen hoffe, wenn ich Ihre Gastfreundschaft nicht länger mißbrauche. Ich danke Ihnen mit aufrichtiger Herzlichkeit für alles, aber ich muß mich einschließen. Auf wie lange — weiß ich nicht. Wenn ich mich entschieden habe, werde ich zu Ihnen kommen, um über alles, so Gott will, schon ruhiger zu sprechen. Jetzt sehe ich wirklich, daß man mir ganz mit Recht eine Woche Zeit eingeräumt hat. Aber außer der Zeit brauche ich auch noch eine eigene Wohnung. Ich kann mich verschiedener, sehr bitterer und furchtbarer Gedanken nicht entledigen. Heute halten sie mich beim Kopf gepackt, und ich muß sie ebenfalls beim Kopf packen und will deshalb eine eigene Wohnung.‘

‚Du weißt, wie gerne ich dich beherberge‘, erwiderte Gronski. ‚Aber ich verstehe dich und ich habe von Anfang an beschlossen, dich nicht mit Fragen zu quälen; tu, wie es dir gut dünkt. Ich muß dir auch mitteilen, daß deine Mutter ins Hotel übergesiedelt ist, weil sie sich mit Frau Otocka entzweit hat. Sie hat es ihr übelgenommen, daß sie es ihr nicht gleich in Jastrzab gesagt hat, wer Fräulein Anney sei.‘

‚Ich bekenne, daß auch ich das nicht begreife . . .‘

‚Und doch wäre eben das den Plänen der Damen ganz zuwider gewesen. Frau Otockas Absichten waren die edelsten . . . Die Zeit wird alles aufklären und ausgleichen. Natürlich wußte Marynia von nichts.

nicht bloß, weil Frau Zosia ihr Wort verpfändet hatte, sondern auch, weil sie es für unpassend hielt, sie in deine früheren Erlebnisse und Verhältnisse mit jener Hanka einzuweihen. — Aus Hanka wurde — Fräulein Anney! Eine unerhörte Wendung ... Erinnerst du dich an unser Gespräch in Jastrzab, als wir Waldschnepfen jagen gingen? Erinnerst du dich?'

‚Ja, aber ich kann darüber nicht sprechen.'

‚Es ist auch besser so. Der Brief Fräulein Anneys wird zweifellos die dunklen Seiten der Sache erhellen und die unverständlichen aufklären. Wenn du ihn gleich lesen willst, so will ich gehen und dich hier lassen.'

‚Ich habe Eile und muß mich deshalb verabschieden.'

‚Aber diese Nacht wirst du wohl noch bei mir verbringen?'

‚Meine Sachen sind gepackt und die Hotels immer offen.'

‚Dann also lebe wohl und erinnere dich an meine Worte: „Gebrauch das Steuer!"'"

Nach einer Weile blieb Gronski allein. Er war ebenfalls erregt, besorgt, aber auch in hohem Grade neugierig. Denn nach Krzyckis Bekenntnissen in Jastrzab hatte er ihm gesagt, daß ‚Gottes Mühlen langsam mahlen'; er hatte das wie die erste beste Phrase gesagt, der keine tatsächliche Bedeutung zukommt. Inzwischen hatte das Leben sie auf märchenhafte Art verwirklicht, auf eine Art, die zugleich auch logisch einwandfrei war. Denn scherzhaft sah bloß die Verwandlung Hankas in das Fräulein Anney aus, daß aber Fräulein Anney den Mann sehen wollte, dem sie noch als Kind ihre Liebe geschenkt hatte, und die Stätten, mit denen solche herzliche und traurige Erinnerungen verknüpft waren, das war eine natürliche und selbstverständliche Sache. Aber sie konnte doch nicht nach Jastrzab zurückkehren und unter Krzyckis Dach anders als unter dem veränderten Namen weilen. Und so geschah es auch. Später aber entwickelten sich die Dinge schon aus eigener Kraft, bis sie dahin gelangt waren, wo eine Enthüllung des Geheimnisses erfolgen mußte. Gronski wußte bereits von Frau Otocka alles, was sie ihm sagen konnte — und entschuldigte sie ebenso wie auch Fräulein Anney. Doch verstand er auch, daß eine unerhörte Situation entstanden war und daß sich ein Knoten geknüpft hatte, dessen Lösung gar nicht vorauszusehen war. Nur Krzycki konnte ihn lösen, aber er stand ebenfalls nicht bloß neuen Schwierigkeiten, sondern gleichsam einem neuen Wesen gegenüber.

XXVII

Pauline hatte gleich am nächsten Tage Laskowicz besucht und auch weiterhin, so oft sie nur einen freien Augenblick hatte, wobei sie jedoch immer Stunden auswählte, in denen Swidwicki nicht daheim war. Im übrigen war das mit keinen großen Schwierigkeiten verbunden, da Swid-

wicki gewöhnlich erst um Mittag aufstand, dann ausging und erst spät nachts heimkehrte. Zu diesen häufigen Besuchen veranlaßte das Mädchen durchaus nicht Neigung oder besonderes Wohlgefallen an dem jungen Studenten. Pauline fand ihn sogar im ersten Moment unausstehlich. Aber die Frauen lieben es im allgemeinen, sich ihre guten Taten in der Nähe anzuschauen und täglich die Leute zu sehen, für die sie eine Art Vorsehung wurden; und dann enthüllte ihr Laskowicz auch mit jedem Worte Welten, deren Bestehen sie früher nicht geahnt hatte. Bisher hatte sie fast nichts von den Sozialisten gewußt, ausgenommen was ihr einst eine alte Köchin gesagt hatte, daß ‚sie nicht an Gott glauben und keine Enten essen'; später hatte sie bloß vernommen, daß sie Bomben werfen und mit den Brownings schießen. Nach dem Attentat auf Krzycki war ihr, obwohl sie gleich der ganzen Dienerschaft in Jastrzab überzeugt war, daß die Bewohner von Rzeslewo es verübt hätten, doch die Vermutung zu Ohren gekommen, daß es die Sozialisten sein könnten. Damals war sie in wildem Haß gegen sie entbrannt. Aber jetzt erfuhr sie, daß das ganz anders geartete Leute wären. Sie verstand noch nicht ganz, worum es ihnen im allgemeinen ging, aber sie verstand es auf ihre Art, daß diese Leute im einzelnen wollten, daß sie, die Pauline Kielkowna, eine mit Fräulein Anney oder Frau Otocka gleichgestellte Dame sein solle: Und wie eine Biene den Saft aus den Blüten saugt, so schöpfte sie aus den Worten des jungen Fanatikers Nahrung für ihren Neid, für ihren Schmerz und für ihre Liebe. Ihr Herz zog sie zu der ‚Partei', die ihr als Vorsehung und höhere Macht vorkam und mit der sie auch ihre rein weibliche Neugier nach den drohenden Geheimnissen dieser Macht verband. Laskowicz bemerkte schnell, daß der Samen auf fruchtbaren Boden falle, und als ihm das Mädchen um eines unvorsichtigen bösen Wortes willen, das er gegen Krzycki gesagt hatte, beinahe die Augen ausgekratzt hätte, erriet er ihr Geheimnis und beschloß, es nicht bloß für die gute Sache, sondern auch für sich persönlich auszunützen.

Obwohl Pauline nicht Frau Otockas, sondern Fräulein Anneys Dienstmädchen war, wohnte sie doch in demselben Hause; er konnte also durch sie Nachrichten über Marynia erhalten, nach der sein ganzes Herz verlangte. Er konnte seine Furcht bezüglich der Absichten Krzyckis beruhigen, konnte über sie sprechen und ihren Namen hören und schließlich erfahren, wann und wo er sie, wenn auch nur von weitem, sehen könne. Und um das alles fragte er sie, anfangs vorsichtig und auf Umwegen, dann immer häufiger, und schließlich so unaufhörlich, daß Pauline sich darüber wunderte und ärgerte. Obwohl sie zu Extremen neigte und mehr Fähigkeit zum Haß als zur Liebe besaß, vergötterte sie doch ausnahmsweise Marynia, die sie als ein überirdisches Wesen betrachtete, und ihre Vergötterung war

ebenso gewalttätig wie ihr Haß. Andererseits machte sie in ihren Ideen auf der Bahn der allgemeinen Gleichheit und des Hasses gegen die höheren Klassen in kurzer Zeit große Fortschritte, konnte jedoch nicht auf einmal alle früheren Begriffe abschütteln, und machte oft plötzlich Kehrt. Das tat sie auch einmal, als Laskowicz sie wie gewöhnlich mit Fragen über Marynia bestürmte; da antwortete sie ihm bissig: ‚Warum reden Sie fortwährend über Fräulein Zbyltowska?‘

‚Vielleicht bin ich in sie verliebt!‘ entgegnete der Student, die Augenbrauen runzelnd.

Daraufhin funkelten ihre Augen eine Weile zornig: ‚Vortrefflich!‘

Er blickte sie durchdringend an und fragte: ‚Warum sagen Sie: „Vortrefflich“?‘

‚Weil Sie mit ihr stehen wie ich mit . . .‘

Und sie brach plötzlich ab, er aber vollendete: ‚Zum Beispiel mit Herrn Krzycki?‘

Da wurde sie noch zorniger: ‚Warum mischen Sie sich in fremde Angelegenheiten?‘

‚Ich mische mich in gar nichts. Ich sage bloß, daß es Ihnen unangenehm wäre, wenn ich ein „Vortrefflich!“ ausriefe, falls Sie in ihn verliebt wären und ich davon hörte. Und es wäre Ihnen mit Recht unangenehm. Denn wenn die Priester sagen, daß man auch Gott lieben dürfe, wie steht es da erst mit den Menschen? Ihnen ist es erlaubt, mir und allen, denn das ist Naturrecht, und deshalb das unsrige . . .‘

Diese Worte entsprachen dem allzusehr, was sich im Herzen des Mädchens verbarg, so daß ihr Zorn nachließ; sie blickte also nur sehr traurig auf Laskowicz und antwortete: ‚Ach, was haben wir von diesem Rechte!‘

‚Ob wir etwas davon haben oder nicht, es ist uns doch erlaubt. Wenn wir übrigens die Welt nach unseren Gesetzen regieren könnten, würde kein Hund dagegen bellen. Oder sind Sie Krzyckis nicht wert? Warum? Weil er reicher ist? Dem wollen wir eben abhelfen. Also was denn? — Bildung? Pfeifen Sie darauf. Diese ihre Bildung kann man auch einem Affen beibringen. Wenn Sie es wünschten, müßte er Ihnen die Füße küssen.‘

Sie aber wurde wieder ungeduldig und erwiderte: ‚Leeres Geschwätz...‘

‚Ich will auch bloß sagen, daß uns für den Fall, daß ich in Fräulein Zbyltowska und Sie in Krzycki verliebt wären, das nämliche Schicksal und die nämliche Kränkung verbände . . .‘

‚Welche Kränkung?‘

‚Durch die niederträchtigen Einrichtungen dieser Welt, weil darnach Lumpenvolk wie wir nur lieben darf, um zu leiden, aber nicht einmal aufblicken darf zu den Bourgeois, wenn auch unsere Herzen wie Hunde heulen.‘

‚Richtig!‘ erwiderte das Mädchen durch die zusammengepreßten Zähne; ‚aber was haben wir davon?‘

‚Wir müssen uns deshalb die Hände reichen wie Bruder und Schwester; wir dürfen einander nicht grollen, sondern müssen einander helfen. Wer weiß, worin eines dem anderen helfen kann . . .‘

‚Ach! Worin werden wir uns helfen können?‘

Er blickte sie mit seinen nahe nebeneinanderstehenden Augen an und sagte, indem er langsam jedes Wort aussprach: ‚Ich weiß nicht, ob Herr Krzycki in Fräulein Zbyltowska oder in die Engländerin verliebt ist, bei der Sie dienen — vielleicht in keine von beiden?‘

Paulines Antlitz wurde einen Augenblick bleich, dann flammte es auf, um wieder bleich zu werden. In ihrer Seele hatte vielleicht eine dumpfe Furcht gelauert, aber sie hatte sich bisher keine Fragen zu stellen gewagt. Die Damen hatten als Gäste in Jastrzab geweilt; Frau Otocka und Fräulein Zbyltowska waren Krzyckis Verwandte, ihr Verhältnis erschien also als ganz natürlich. Als aber die ‚Engländerin‘ in Jastrzab um den Arzt gefahren war und später den Verwundeten gepflegt hatte, da kochte ihr Herz eine Weile vor Eifersucht und Unruhe. Dann beruhigte sie sich mit dem Gedanken, daß sich ein solcher Herr nicht mit einer ‚hergelaufenen‘ Fremden trotz all ihres Reichtums verheiraten würde; jetzt aber durchbohrte sie die Eifersucht wieder wie mit einem Messer; Laskowicz aber fuhr fort: ‚Sie fragen, worin wir einander helfen können. Nicht wahr?‘

‚Ja . . .‘

‚Wenigstens in der — Rache.‘ Dann wechselte er das Thema: ‚Kommen Sie zu mir, und wenn ich manchmal um etwas frage, zürnen Sie nicht. Wenn Sie bisweilen schwer daran tragen, mir fällt es auch nicht leicht . . . Ein Schicksal — eine Kränkung. Kommen Sie nur. Ich will nicht länger bei Swidwicki wohnen. Er ist ein Sonderling! Ich weiß, daß er mich nicht aus Zuneigung aufgenommen hat; weil er sich aber für mich gefährdet, muß ich von ihm alles ertragen. Aber er spottet bisweilen so sehr über unsere Partei, daß ich gute Lust habe, ihm eine Kugel in den Kopf zu schießen oder ihn zu erstechen.‘

‚Warum streiten Sie mit diesem alten Bock?‘

‚Er redet ja und ich muß zuhören. Oft ärgert er mich so, daß ich ihm antwortete: Ein anderer würde für weniger erstochen werden.‘

‚Aber ich kann Sie kein zweites Mal verbergen, denn ich weiß nicht wo.‘

‚Nein. Ich werde mir selbst ein Loch aussuchen. Ich habe schon darangedacht. Die unseren werden helfen. Ich habe jetzt einen Paß und einen blondgefärbten Kopf. Einige Genossen konnten mich nicht erkennen. Wenn sie mich auch fangen, so werden sie mich nicht für den Laskowicz

halten, sondern nur für den Zaranczick aus Bessarabien. Außer es verrät uns jemand, aber solche Leute gibt es ja nicht unter uns.'

,Hüten Sie sich! Und wenn Sie Ihren Schlupfwinkel wissen, dann nennen Sie ihn mir. Ich verrate Sie nicht . . .'

,Ich weiß, ich weiß. Leute Ihresgleichen verraten nicht.' Dann fragte er plötzlich: ,Warum wollen Sie nicht darauf eingehen, daß wir einander „Genosse" und „Genossin" nennen? Unter uns reden alle so.'

Aber sie fuhr ihn sofort an: ,Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich das nicht leide.'

,Dann allerdings . . .'

Pauline eilte nach Hause, Laskowicz aber beging beim Abschied noch einen zweiten Verstoß gegen die unter den Genossen und Genossinnen herrschenden Gewohnheiten: er küßte ihr die Hand. Er hatte schon früher bemerkt, daß sie das in ihren eigenen Augen hob, daß ihr das schmeichelte und sie in gute Laune versetzte. Obgleich er von Natur aus keinen großen Scharfblick besaß, merkte er doch auch, daß die Idee selbst sie niemals ganz gewinnen würde und daß er in diesem Mädchen eine zu allen Extremen fähige Gehilfin haben würde, aber nur soweit, als ihre eigene Person im Spiel war. Das minderte seine Achtung vor ihr und seine Dankbarkeit. Doch war er dessen eingedenk, daß er ihr sein Leben verdankte und von ihrem Despotismus abhängig war. Jetzt hatte er auch eine Bitte an sie, küßte ihr also bei der Türe zum zweiten Male die Hand und sagte: ,Fräulein Pauline, wir erfahren das nämliche Schicksal und das nämliche Leid. Antworten Sie mir noch auf eine Frage: Wo kann ich sie wenigstens aus der Ferne sehen, wenigstens aus der Ferne? . . .'

,Wen?' fragte sie stirnrunzelnd.

,Fräulein Zbyltowska . . .'

,Aus der Ferne, ja,' erwiderte sie unwillig. ,Das Fräulein soll für die hungrigen Arbeiter spielen und geht mittags zur Probe . . .'

,Allein?'

,Nein. Mit Frau Otocka oder mit meiner Herrin, bisweilen auch mit dem Diener oder mit einer von uns. Aber nur von weitem, verstehen Sie! Sonst geht es Ihnen schlecht!'

Nach diesen Worten, die wie eine Drohung klangen, entfernte sie sich. Im selben Augenblick hörte Laskowicz durch die Türe Swidwickis Stimme und Lachen, dann ein Herumbalgen, einen unterdrückten Schrei des Mädchens und das Geräusch schneller Schritte. Schließlich stürzte Swidwicki betrunken ins Zimmer. ,Was habt Ihr hier gemacht?' fragte er.

,Nichts!' erwiderte Laskowicz.

Swidwicki sah sich im Zimmer um, offenbar um sich zu überzeugen, ob keine Unordnung herrsche, und wiederholte: ,Nichts?'

,Mein Wort darauf!' rief der Student energisch.

Darauf blickte ihn Swidwicki an, indem er seinen zerzausten Bart strich, und sagte: ,Du Tor!'

Dann warf er sich auf das Sofa; denn da es nach einem reichlichen Frühstück war, hatte er Lust, zu schlafen.

XXVIII.

Laskowiczs extremer Fanatismus konnte sich in der Tat mit Swidwickis extremem, zynischem Skeptizismus nicht abfinden, der dabei seine Lage nicht bloß in maßloser, sondern sogar in unerhört grausamer Weise ausnützte. Er selbst sprach davon und rühmte sich dessen vor Gronski, den er in einem Restaurant traf, das Gronski nach Krzyckis Entfernung besuchte.

,Ich bin dieses Revolutionärs schon überdrüssig,' sagte er. ,Besonders seit ich mich überzeugt habe, daß er persönlich rechtschaffen ist und mir kein Geld aus dem Portemonnaie stiehlt. Von da ab langweilte er mich. Ich habe das Ganze im Anfang als eine Art Sport betrachtet, weil auf das Verbergen eines solchen Tölpels die Strafe der Verbannung nach Sibirien gesetzt ist. Ich dachte, beständig in einer gewissen Unruhe zu leben. Das ist aber nicht der Fall. Meine einzige Genugtuung besteht darin, ihm seine eigene Dummheit und die seiner Partei vor Augen zu halten. Damit mache ich ihn wütend . . .'

,Daß er mit dir streiten will!'

,Er will es nicht, aber er kann es nicht aushalten. Sein Temperament und sein Fanatismus reißen ihn fort.'

,Einmal bin ich einem ähnlichen Menschen begegnet,' erwiderte Gronski, ,unlängst erst auf dem Lande in Jastrzab. Dort war ein Student, der Lehrer des Stas, dem Krzycki dann die Tür gewiesen hat, weil er die Knechte aufwiegelte und unter den benachbarten Bauern agitierte.'

,Ach!' rief Swidwicki, sonderbar lächelnd; ihm war plötzlich eingefallen, daß auch Pauline in Jastrzab war.

,Warum lachst du?' fragte Gronski.

,Nichts, fahr fort.'

,Ich fuhr einmal mit ihm in die Stadt und habe auf dem Wege ein wenig mit ihm geplaudert.'

,Nach deiner Gewohnheit.'

,Nach meiner Gewohnheit. Unter leeren Phrasen, die nur Hohlköpfe für bare Münze nehmen können, hat er auch merkwürdige Dinge gesagt. Ich erfuhr ein wenig, wie sie die Welt betrachten.'

,Mein Tölpel sagt ebenfalls bisweilen Interessantes. Gestern brachte ich ihn dazu, zu bekennen, daß die echten Sozialisten die Bauern und die

radikale Bourgeosie für ihre ärgsten Feinde halten. Ich goß Öl ins Feuer und er hat sich verplaudert. Der Bauer muß mit Elementarkraft nach Eigentum streben und dieses Streben wird selbst der Teufel in ihm nicht ausrotten. Über die Bourgeoisie sagte er folgendes: „Uns schadet das bißchen Adel und Geistlichkeit wenig. Unser Feind ist der Bürger, der reiche ebenso wie der arme. Unser Feind ist der Radikale, der uns schon damit zu kaufen gedenkt, daß er schreit, er glaube nicht an Gott und an Priesterlehren. Unser Feind ist ein Schreihals, der im Namen des Volkes spricht und bereit ist, uns in der Achselhöhle zu kitzeln, damit wir ihn anlächeln, — einer, der sich an uns heranmacht wie ein Hund an ein Stück Butter, und dabei alle Instinkte eines Bourgeois bewahrt." Und er schwätzte weiter, bis ich sagte: „Holla! Ihr spielt doch die Freunde der Radikalen." Er erwiderte: „Das ist nicht wahr! Die radikale, reiche Bourgeoisie, die sich aus Angst rot färbt und unsere Standarte und Methode entlehnt, verwirrt die Geister bloß und befleckt unsere Ideen — und die arme schadet uns, wenn sie auch nur das geringste erspart. Denn sie kann ihre Arbeit dann billiger anbieten als der reine Proletarier, der immer nackt ist wie ein türkischer Heiliger. Wir (sagte er) werden vor allem die radikalen Bourgeois abschlachten, denn in ihnen wohnt der heimliche Verrat." Ich wäre bereit gewesen, ihm recht zu geben, wenn ich überhaupt an ein Rechthaben glaubte, und habe es ihm auch deshalb nicht zuerkannt, weil er zu dumm ist, um selbst solches herauszubekommen. Er wiederholt offenbar die Lehren anderer. — Ich habe es natürlich nicht unterlassen, das zu bemerken.'

Die Fortsetzung des Gesprächs hinderte die Ankunft Dolhanskis, der sich ihnen näherte, als er Gronski erblickte, obwohl er Swidwicki nicht begegnen wollte.

‚Wie geht es euch?' sagte er. ‚Meine Damen sind heute nach Czestochau gefahren, ich bin also frei. Darf ich mich zu euch setzen?'

‚Bitte, bitte, das sind doch deine letzten Tage!'

‚Darauf sollte man ein Fläschchen trinken,' bemerkte Swidwicki, ‚besonders weil heute mein Geburtstag ist.'

‚Wenn der Kalender ein Keller wäre und die Daten darin Flaschen, dann hättest du täglich Geburtstag.'

‚Ich schwöre dir bei allem, was ich verspotte, daß ich momentan gegen meine Gewohnheit und meine Sympathie die Wahrheit rede.'

Nach diesen Worten winkte er dem Diener und ließ ihn zwei Flaschen bringen, indem er darauf zählte, daß dann die Reihe an die anderen kommen werde.

Dolhanski sagte: ‚Ich bin heute Krzycki begegnet. Er sieht schlecht

aus, ganz verändert — und sagte mir, daß er nicht mehr bei dir, sondern im Hotel wohne. Ihr habt euch doch nicht etwa gestritten?'

,Nein. Aber er ist von mir ausgezogen und Frau Krzycka von Frau Otocka.'

,Eine Epidemie also,' rief Swidwicki; ,denn auch mein Messerheld verläßt mich.'

,Ist zwischen Krzycki und Fräulein Anney etwas vorgefallen?' fragte er. ,Ich vermutete, daß es dort schon nahe daran sei. Gingen sie auseinander, oder wie war es sonst?'

,Diese Engländerin ist der reinste Marzipan!' warf Swidwicki ein, ,aber ihr Dienstmädchen hat schon mehr Elektrizität in sich.'

Gronski zögerte einen Augenblick, dann sagte er: ,Sie haben sich nicht getrennt, aber etwas ist vorgefallen. Ich weiß nicht, warum ich etwas geheim halten soll, was ihr früher oder später doch erfahren werdet. Es hat sich gezeigt, daß Fräulein Anney kein natürliches, sondern ein adoptiertes Kind des reichen, heute schon toten englischen Fabrikanten Anney und seiner ebenfalls toten Frau ist.'

,Nun, wenn ihr aber die Adoption alle Rechte und vor allem das Erbrecht gibt, ist das Krzycki nicht alles eins?'

,Die Adoption gibt ihr alle Rechte, aber Krzycki ist das nicht alles eins; denn es hat sich auch herausgestellt, daß Fräulein Anney die Tochter des Schmiedes aus Rzeslewo ist und Hanka Skibianka heißt.'

,Ha!' rief Swidwicki, ,Perdita hat sich also gefunden, aber nicht die Prinzessin! Was sagt der schöne Florizel dazu?'

Dolhanski blickte auf Gronski, als ob er ihn zum erstenmal im Leben sähe: ,Was sagst du da?'

,Die Wahrheit.'

,Sapristi! Aber sind das wunderbare Nachrichten! Sapristi! Du scherzest vielleicht?'

,Mein Wort, daß es so ist. — Sie hat es Krzycki selbst gesagt.'

,Ich liebe diesen Ausdruck des Staunens auf Dolhanskis Antlitz!' rief Swidwicki. ,Mensch, komm zu dir!'

Dolhanski überwand sich, denn er sagte immer, daß ein wahrer Gentlemann nie staunen dürfe. ,Ich erinnere mich jetzt daran, daß das die Skibianka ist, der Onkel Zarnowski einige tausend Rubel vermacht hat,' sagte er.

,Dieselbe.'

,Seine Tochter also?'

,Nein! Skiba ist mit seiner Frau und seinem einige Jahre alten Kinde aus Galizien nach Rzeslewo zugewandert.'

,Also reines Bauernblut?'

‚Eine Piastin! Eine Piastin!‘ rief Swidwicki.

‚Ganz reines Bauernblut!‘ erwiderte Gronski.

‚Was tut Wladek?‘

‚Er hat die Nachricht hinabgeschluckt und sucht sie jetzt zu verdauen!‘ rief wieder Swidwicki.

‚Mehr oder weniger ist es so. Er befand sich einer neuen Lage gegenüber und hat sich eingeschlossen. Sie hat ihn ein wenig betäubt und er will zu sich kommen.‘

‚Er war lächerlich verliebt, jetzt aber wird er sich wohl losreißen.‘

‚Kaum; aber ich wiederhole, daß er infolge der veränderten Lage in einen seelischen Konflikt geriet, den er lösen muß.‘

‚Ich bekenne offen, daß ich absolut mit ihr brechen würde.‘

‚Und wenn Kaska oder Hanka hunderttausend Pfund besäße?‘ fragte Swidwicki.

‚Dann — würde ich in einen Konflikt geraten,‘ erwiderte Dolhanski phlegmatisch. Nach einer Weile fuhr er fort: ‚Denn es scheint, daß das Geld keine Bedeutung hat; im Leben aber kann sich doch seine Bedeutung herausstellen. Abgesehen von den verschiedenen Vettern Macki und Bartki, die zweifellos auf der Bildfläche erscheinen, finden sich auch verschiedene Instinkte, verschiedene Triebe, verschiedene Wünsche. Ich möchte fürwahr keine Frau haben, die plötzlich eine unverhoffte Leidenschaft für Bernsteinperlen, Erbsenauslösen, Flachshecheln oder für das Sammeln von Pilzen befallen kann, ganz abgesehen von Beeren, Nüssen und Barfußgehen.‘ Hier wandte er sich an Gronski: ‚Zucke die Achseln, aber es ist doch so.‘

‚Hast nicht du gesagt, daß Krzycki zu den Nationaldemokraten gehört?‘ fragte Swidwicki.

‚Nein. Ich nicht. Aber was hat das mit Fräulein Anney zu tun?‘

‚Ach, ach! Der adelige Nationaldemokrat hat erfahren, daß seine Flamme Bauernblut in den Adern hat und empfindet doch Leibschmerzen darüber, diese deminutio capitis schmerzt ihn doch!‘

‚Wer hat dir das gesagt? Es ist doch eher eine permutatio, keine deminutio . . .‘

‚Doch! Die englische Ware hat sich als Landesfabrikat erwiesen — „made in Poland“ — und ist deshalb im Preis gefallen. Ganz mit Recht . . .‘

‚Wißt ihr, wer sich bloß unter solchen Verhältnissen eine Heirat völlig unbekümmert gestatten kann?‘ fragte Dolhanski. ‚Ein wirklich großer Herr!‘

‚Aber kein Pole,‘ rief Swidwicki.

‚Du beginnst schon wieder! Warum kein Pole?‘

,Weil der Pole zu wenig auf sein eigenes Blut vertraut, weil er geradezu zu wenig Stolz besitzt, um daran zu glauben, daß er eine Frau zu sich emporheben kann und nicht selbst zu ihr herabsinken wird.'

Gronski begann zu lachen: ,Ich vermutete nicht, diesen Vorwurf aus deinem Munde zu hören,' sagte er.

,Warum? Ich bin Individualist, und soweit ich mich nicht für ein Prachtexemplar der schlechtesten Rasse der Welt halte, betrachte ich mich für eines der besten ... Meiner Ansicht nach gehört man nur durch einen glücklichen Zufall der Aristokratie an, dann nämlich, wenn man ein dementsprechendes Gesicht und ein entsprechendes Gehirn zur Welt bringt. Du erinnerst dich doch der Worte Juvenals: „Malo pater tibi sit Thersites, dummodo tu sis Aeacidae similis vulcaniaque arma capessas, quam te Thersitae similem producat Achilles." Für dich sollte das schon deshalb genügen, weil ein römischer Dichter es sagt. Aber Dolhanski z. B. denkt, soweit er die Bilder seiner Ahnen nicht bei einer Lizitation erstanden hat, daß das Blut diese Zugehörigkeit ausmacht — und unsere anderen Herren denken es ebenfalls. Auf dieses Prinzip gestützt, behaupte ich, daß unsere Adeligen keinen Stolz ihrem Fleisch und Blut gegenüber besitzen.'

,Daheim', sagte Gronski, ,spottest du über die Sozialisten und hier möchtest du über die Aristokratie spotten.'

,Schmälere mir meine Verdienste nicht: ich habe auch ein paar schöne Worte für die Nationaldemokraten übrig.'

,Ich weiß, ich weiß. Aber wie willst du deine Behauptungen über den polnischen Adel beweisen?'

,Wie ich das beweisen will? Mittels der Sokratischen Methode — durch Fragen. Habt ihr jemals einen Polen im Ausland gesehen, der einen vornehmen Franzosen oder Engländer kennen lernt? So lange ich Geld hatte, saß ich im Winter in Nizza oder in Kairo und sah dort eine Menge davon. Jedesmal stellte ich mir die Frage, die ich euch jetzt vorlege: Warum, zum Teufel, sucht nicht der Franzose oder Engländer dem Polen zu gefallen, sondern der Pole ihnen? Warum macht sich immer nur der Pole an sie heran und kokettiert mit ihnen? Warum schämt er sich beinahe seiner Abstammung und schwimmt in Freude wie die Butter in der Pfanne, wenn ihm zufällig ein Franzose sagt, er hätte ihn seiner Aussprache wegen für einen Franzosen gehalten, oder wenn ein Engländer ihn für einen Engländer hält? Ach! Ich habe das dutzendweise bemerkt, das ist eine alte Geschichte. So war es auch früher. Eine solche Koketterie besaß z. B. auch Stanislaw August. Ein Pole trägt bisweilen im Lande die Nase hoch. Aber vor Fremden kriecht er immer. Ist das kein Mangel an Stolz über die eigene Rasse, das eigene

Blut, die eigene Tradition? Wenn ihr das geringste Gefühl für Wahrheit habt, wenn es auch nur so klein ist wie ein Kaviarkörnchen, so werdet ihr mir recht geben! Ich habe mich oft geschämt, Pole zu sein.'

‚Das heißt, daß du denselben Fehler begangen hast, den du ihnen vorwirfst,' antwortete Gronski. ‚Wenn die Flügelspitzen unseres Adlers über zwei Meere reichten wie einst, wären sie vielleicht anders. Aber weshalb sollen sie jetzt stolz sein?'

‚Du verdrehst die Sache. Ich spreche bloß über Rassenstolz, nicht über politischen Stolz,' antwortete Swidwicki. ‚Übrigens soll sie der Teufel holen! Ich ziehe es vor, zu trinken.'

‚Schwätze soviel du willst!' rief Dolhanski. ‚Ich sage dir bloß, daß vielleicht verschiedene Dummheiten geschehen würden, wenn die Regierung des Landes ausschließlich in ihren Händen läge, aber wir würden nicht in derselben Sauce rösten wie heute.'

Swidwicki aber wandte sich mit schon etwas unnormal glänzenden Augen zu ihm: ‚Mein Lieber, um ein Land zu regieren, muß man eines der drei Dinge haben: die Überzahl, die die Kanaille hinter sich hat — Verzeihung, ich wollte sagen, die Demokratie, — oder den größten Verstand, den bei uns niemand besitzt, oder das meiste Geld, das die Juden besitzen. Aber da ich nun bewiesen habe, daß unsere Vornehmen nicht einmal mehr ein Gefühl für Tradition haben, — was besitzen sie also eigentlich?'

‚Wenigstens gute Manieren, die dir schon fehlen,' erwiderte Dolhanski widerwillig.

‚Laßt mich nur Menschen und Dinge verspotten!' fuhr Swidwicki, ohne sich gekränkt zu fühlen, fort. ‚Ich tue es innerlich fortwährend, muß aber bisweilen meine Galle auch nach außen ergießen! Laßt mich nur! Schließlich bin ich doch ein Pole, und für einen Polen kann es keine größere Annehmlichkeit geben als zu kratzen, herabzusetzen, zu stechen, zu verleumden, auszuspeien, Statuen vom Piedestale zu stürzen. Die republikanische Tradition! Wie?'

‚Darin hast du recht.'

‚Ich verachte mich, so oft ich recht habe.'

‚Wir überlassen dich also dem Wein und der Verachtung.'

Nach diesen Worten winkte er Dolhanski, und beide gingen.

‚Wenn du wüßtest, wie wenig mich Swidwickis Charakteristiken interessieren,' warf Dolhanski hin. ‚In dem Augenblick interessiert es mich mehr, was Krzycki und Fräulein Anney tun werden.'

Dolhanski, der Swidwicki nicht leiden konnte, hätte sich aufrichtig beleidigt gefühlt, wenn er erraten hätte, daß dem dieselbe Frage in den Sinn kam. Allein geblieben erinnerte sich Swidwicki an Gronskis Er-

zählung und begann zu lachen, da ihn der Gedanke an diese unerhörte Verwicklung sehr erheiterte. Er stellte sich vor, welche Erregung bei den Krzyckis, bei Frau Otocka herrschen mußte und wie sehr diese Sache den ganzen Kreis ihrer Verwandten und Bekannten erregen werde. Und plötzlich antwortete er sich selbst in folgender Weise: ‚Und wenn ich nun Fräulein Anney einen Besuch machte? Es wäre sogar schicklich, ihr meine Karte übergeben zu lassen — ganz schicklich! Ich werde sie nicht antreffen — das macht nichts; wenn ich sie aber antreffe, werde ich mich bemühen, zu sehen, ob ihre Füße im Knöchel nicht allzu dick sind. — Denn Bildung, Wissen, ja selbst Schliff — — kann man erlangen, aber feine schmale Füße und Hände muß man von einer ganzen Reihe von Generationen ererben. Das widerspricht zwar dem ein wenig, was ich Gronski gesagt habe, aber das schadet nichts. Diese wütende Pauline hat doch ganz feine Gelenke. Mag der Teufel wissen, wer ihr Vater ist. Ich will gehen. Finde ich die eine nicht, so finde ich die andere.‘

Und er ging hin. Ihm öffnete nicht der Diener, sondern Pauline; er widmete ihr also das liebenswürdigste Lächeln und sagte: ‚Guten Tag, mein schöner Schwarzkopf! Ist Fräulein Hanka Skibianka daheim?‘

‚Welches Fräulein Skibianka?‘ fragte sie verwundert.

‚So kennen Sie die große Neuigkeit noch nicht?‘

‚Welche Neuigkeit? Ich weiß von nichts.‘

‚Daß Ihre Herrin nicht Fräulein Anney heißt?‘

‚Verdrehen Sie mir den Kopf nicht.‘

‚Mein Ehrenwort. Fragen Sie Herrn Gronski oder Herrn Krzycki, der aus Kummer seine Finger benagt. Mein Ehrenwort! Ich weiß auch noch mehr, wenn Sie aber nicht neugierig sind, kann ich gehen. Meine Karte für Fräulein Skibianka.‘

Die Augen des Mädchens funkelten vor Neugierde. Mechanisch nahm sie die Karte. ‚Ich sage nicht, daß Sie gehen sollen, aber ich glaube nicht daran,‘ sagte sie eilig.

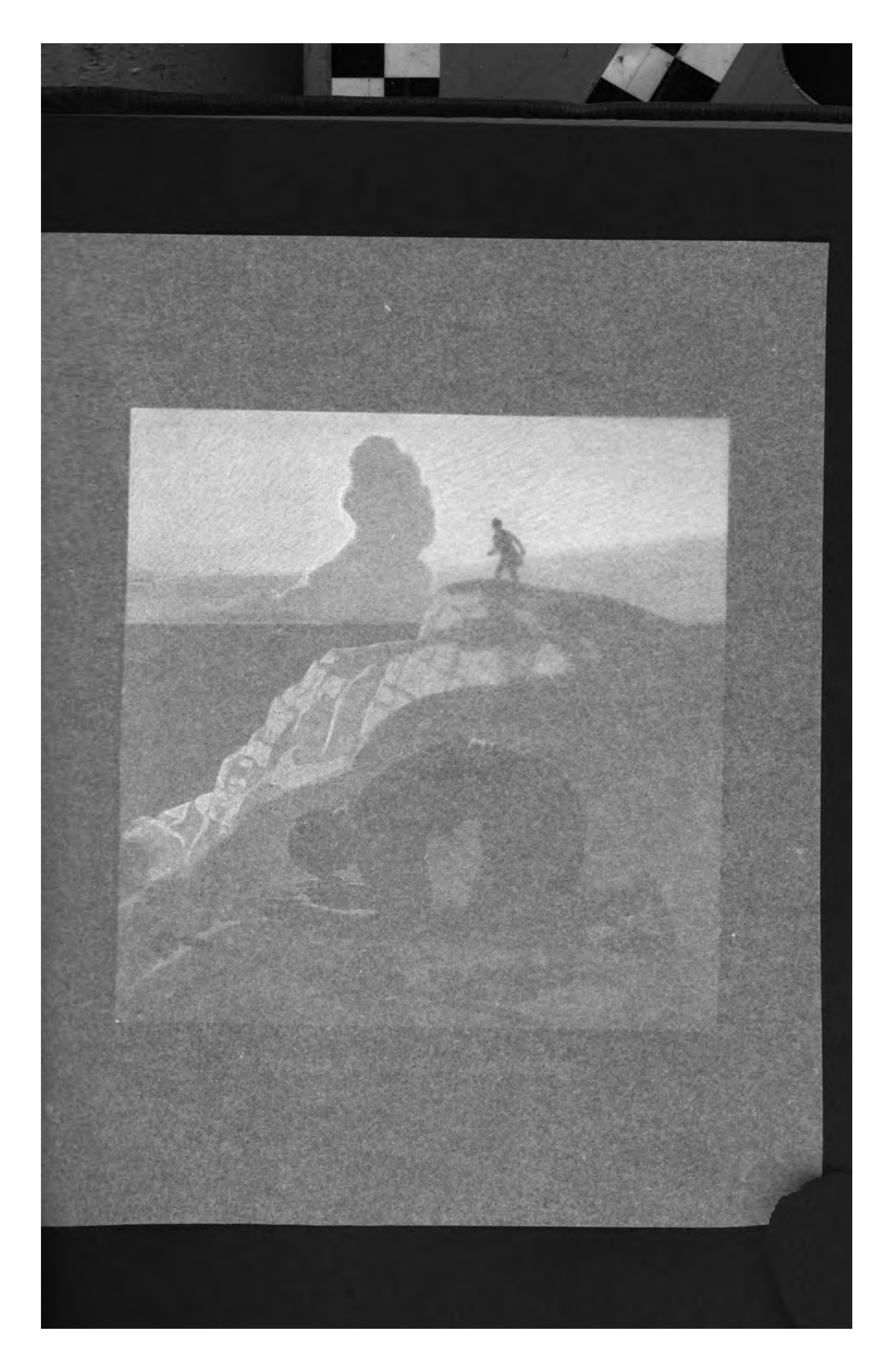
‚Ich weiß noch mehr. Ich will es Ihnen ins Ohr sagen.‘

Pauline kam es gar nicht in den Sinn, daß für Swidwicki gar keine Nötigung bestand, leise zu sprechen. Sie neigte sich also mit klopfendem Herzen zu ihm hin und entfernte ihren Kopf trotz seines unangenehmen Weingeruchs nicht. ‚Was?‘ wiederholte sie.

‚Daß Fräulein Skibianka ein Bauernmädchen aus Zarnow ist.‘

‚Das ist nicht wahr!‘

‚So wahr Gott lebt!‘ Nach diesen Worten drückte er plötzlich einen kräftigen Kuß auf ihr Ohr.



[illegible] der Gedanke an diese unerhörte [illegible] vor, welche Erregung bei den [illegible] mußte und wie sehr diese Sache den [illegible] und Bekannten erregen werde. Und [illegible] Weise: ‚Und wenn ich nun [illegible] Es wäre sogar schicklich, ihr meine [illegible] schicklich! Ich werde sie nicht an- [illegible] sie aber antreffe, werde ich mich [illegible] Knöchel nicht allzu dick sind — [illegible] — kann man erlangen, aber [illegible] man von einer ganzen Reihe von [illegible] entspricht zwar dem ein wenig, was ich [illegible] aber [illegible] schadet nichts. Diese wütende Pauline [illegible] Gelenke. Mag der Teufel wissen, wer ihr Vater [illegible] Finde ich die eine nicht, so finde ich die andere.‘

[illegible] öffnete nicht der Diener, sondern Pauline [illegible] liebenswürdigste Lächeln und sagte: ‚Guten [illegible] Kopf! Ist Fräulein Hanka Skibianka da- [illegible]

[illegible] Skibianka?‘ fragte sie verwundert.

[illegible] große Neuigkeit noch nicht?‘

[illegible] Ich weiß von nichts.‘

[illegible] nicht Fräulein Anney heißt?‘

[illegible] den Kopf nicht.‘

[illegible] Fragen Sie Herrn Gronski oder Herrn Krzy- [illegible] Finger benagt. Mein Ehrenwort! Ich weiß [illegible] aber nicht neugierig sind, kann ich gehen. Meine [illegible]

[illegible] funkelten vor Neugierde. Mechanisch [illegible] sage nicht, daß Sie gehen sollen, aber ich glaube [illegible] sie eilig.

‚Ich [illegible] Ich will es Ihnen ins Ohr sagen.‘

Pauline kam [illegible] gar nicht in den Sinn, daß für Swidwicki gar keine Nötigung bestand, leise zu sprechen. Sie neigte sich also mit klopfendem Herzen zu ihm hin und entfernte ihren Kopf trotz seines unangenehmen Weingeruchs nicht. ‚Was?‘ wiederholte sie.

‚Daß Fräulein Skibianka ein Bauernmädchen aus Zarnow ist.‘

‚Das ist nicht wahr!‘

‚So wahr Gott lebt!‘ Nach diesen Worten drückte er plötzlich einen kräftigen Kuß auf ihr Ohr.



Gebhard Fugel/Elias betet um Regen



XXIX

Fräulein Anneys Brief zeichnete sich durch außerordentliche Schlichtheit aus. Am Anfang sprach sie davon, daß sie im Augenblick, als Krzycki um ihre Hand anhielt, ihm ihren ersten Namen entdecken mußte, die Fortsetzung enthielt dann die genaue, aber ebenfalls einfach skizzierte Geschichte von ihr und ihrer Familie seit der Abreise aus Rzeslewo. Diesen traurigen Verlauf der Ereignisse erzählte sie mit folgenden Worten:

,Mein Vater stammte aus Galizien und hatte Verwandte in Amerika, von denen er hörte, daß sie sich ein Vermögen erworben hatten. Daraufhin beschloß er, ebenfalls hinüberzufahren und jenseits des Ozeans sein Glück zu suchen. Wir verließen Rzeslewo, als Sie in Warschau weilten. Ich konnte schon schreiben, da man es mich im Gutshause gelehrt hatte, und hätte Sie von unserer Abreise benachrichtigt, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte. Wir fuhren, ohne jemandem etwas mitzuteilen, nach Hamburg, und dort geschah uns, was den auswandernden Bauern oft geschieht: Ein Agent betrog uns, stahl uns das Geld und brachte uns auf einen Dampfer, der nicht nach Amerika, sondern nach England ging. In London ans Land gesetzt, kamen wir bald in Not. Zur Reise nach Amerika fehlten uns nunmehr die Mittel. Meine Mutter starb im Spital am Typhus, mein Vater erkrankte schwer aus Verzweiflung und aus Heimweh. In solchen Verhältnissen fand uns Herr Anney und gab uns Arbeit; er war einer der besten und edelsten Menschen, ein Beschützer und Freund der Polen. Aber die Hilfe zeigte sich als verspätet, und mein Vater starb im Verlauf eines Jahres. Ich blieb in der Fabrik und arbeitete in ihr, bis ein Vorfall eintrat, der meine Lage völlig änderte. Herr und Frau Anney hatten eine einzige, über alles geliebte Tochter, die sie mit der größten Sorgfalt behüteten, weil ihr ein Lungenleiden drohte. Da geschah es nun, daß Fräulein Anney beim Besuch der Fabrik von einem Treibriemen erfaßt wurde. Ich eilte ihr ein wenig mit Gefährdung des eigenen Lebens zu Hilfe und seit damals kannte die Dankbarkeit Anneys gegen mich keine Grenzen. Sie nahmen mich aus der Fabrik zu sich, und so wurde ich die Gefährtin und dann die herzliche Freundin ihrer Tochter. Ein polnischer Emigrant vom Jahre 1863, ein Freund des Herrn Anney, und ein sehr gebildeter Mann, unterrichtete uns beide und mich besonders in der polnischen Sprache. Ich bemühte mich nach Möglichkeit, aus seinen Lehren Nutzen zu ziehen und konnte mich nach zwei Jahren dem geistigen Niveau meiner Freundin und meiner Umgebung anpassen. Aber Agnes — so hieß Fräulein Anney — wurde immer kränker.

Damals verkaufte Herr Anney seine Fabrik, und wir übersiedelten alle, auch unser Lehrer inbegriffen, nach Italien. Dort vergingen drei Jahre damit, das beste Klima für unsere teuere Kranke auszusuchen.

Alle Bemühungen waren jedoch fruchtlos, und Gott nahm seinen Engel zu sich. Nach Agnes' Tode nahmen mich Herr und Frau Anney eingedenk meiner großen Liebe zur Verstorbenen als ihr Kind an und gaben mir nicht bloß ihren Zunamen, sondern um ihre Verzweiflung, ihren Schmerz und Kummer zu betrügen, selbst den Vornamen der Verstorbenen. Doch ließ sich der Schmerz nicht betrügen, und trotz meines Strebens, ihr Lebenstrost zu sein, folgten die beiden im Laufe zweier Jahre ihrem vielgeliebten Kinde.

Hier endet meine Geschichte. Dann kamen die Ereignisse, die mich Ihnen wieder näherbrachten; ich will also mein Vorgehen in Ihren Augen rechtfertigen. Ich trage meinen Namen mit Recht, und mein Leben war seit meiner Abreise aus Rzeslewo rein. Nur einen Fehler wirft mir mein Gewissen vor. Ich bekannte Herrn und Frau Anney nicht, daß ich ihrer Fürsorge unwert war. Aber zu dem Bekenntnis fehlte mir die Kraft. Ich liebte meine Agnes zu sehr und fürchtete die Trennung von ihr. Später wollte ich ihren Schmerz nicht vermehren. Bisweilen denke ich auch, daß sie jetzt, wenn sie vom Himmel auf mich herabsehen und bereits alles wissen, mir mein Geheimnis verzeihen. Überdies wiederhole ich es nochmals und schwöre, daß mein Leben rein war. Aber in meiner Erinnerung habe ich nur Särge, und aus der Zeit von Rzeslewo blieb mir nur das Andenken an Sie. Ich konnte weder meine Sünde noch mein Glück vergessen. Wenn ich manchmal noch zu Lebzeiten meiner Adoptivschwester in ihre reinen Augen sah, kämpfte ich mit meinem Kummer und weinte aus Sehnsucht. Als ich später allein auf der Welt war, hatte ich niemanden zu lieben und sehnte mich noch mehr. Als ich nach dem Tode von Herrn und Frau Anney Zosia Otocka in Brüssel kennen lernte und mich mit ihr befreundete, erfuhr ich zufällig im Gespräch, daß sie Ihre Verwandte sei.

Da erzählte ich ihr mein ganzes Leben, ohne etwas zu verheimlichen, und sie zog sich nicht bloß nicht von mir zurück, sondern liebte mich noch inniger. Durch ihre Güte kühn gemacht, bekannte ich ihr meine Sehnsucht nach den Stätten meiner Kindheit, nach Rzeslewo. Darin lag vielleicht meine Schuld, daß ich Zosia auch mit meinem leidenschaftlichen Verlangen vertraut machte, noch einmal im Leben Jastrzab, Rzeslewo und — warum sollte ich nicht die volle Wahrheit sagen — auch Sie zu sehen. Da sagte mir Zosia: „Ich verstehe dich; fahr als Fräulein Anney mit mir nach Jastrzab, anders kannst du es ja nicht. Niemand wird dich erkennen und du wirst mit deinem eigenen Herzen Abrechnung halten. Vielleicht verlöscht die Wirklichkeit den Regenbogen deiner Erinnerungen. Beruhigst du dich für immer, um so besser für dich; gewinnt er dich lieb, um so schlimmer für ihn; erwacht ein altes Echo in eueren

Herzen, so kann man daran das Walten der Vorsehung erkennen.“ So riet Zosia, und deshalb kam auch ich nach Jastrzab, als Ihre Mutter sie und Marynia einlud. Aber ich will nicht für besser gelten, als ich bin. Ich bekenne, daß ich auf der Fahrt fortwährend an Zosias Worte dachte: „Gewinnt er dich lieb, um so schlimmer für ihn“ — und ich wünschte einen derartigen Verlauf. Ich war dessen sicher, daß Sie mich ganz vergessen hätten, und dachte, daß es eine gerechte Strafe für Ihr Vergessen und ein Triumph für mich wäre, wenn Sie mich liebten, ohne Erwiderung zu finden — und dieser Gedanke war, wenn auch keine Frauenrache von der Art, wie die Romane sie schildern, so doch eine große Erleichterung für meine Eigenliebe. Aber der Verlauf war ein anderer, weil ich nicht mit meinem eigenen Herzen gerechnet hatte, meinem Herzen, das nicht aus einem ausländischen Roman, sondern aus einem polnischen Dorfe stammt und gerade und treu ist. Als ich Rzeslewo, Jastrzab und Sie sah, da drängten sich mir die Tränen in die Augen wie damals beim Begräbnis des Herrn Zarnowski. In mir erstand die Hanka, die Sie vor Jahren mit ihrer ersten kindlichen Liebe geliebt und keinem zweiten mehr ein solches Gefühl geweiht hatte. Sie wissen, was weiter geschah. Wenn Sie nicht zurückkehren, so nehme ich Ihnen das nicht übel, aber zürnen Sie mir auch nicht. Ich bin ja bloß an dem Glück vorbeigegangen.‘

Die Unterschrift lautete ‚Hanka‘.

Als Krzycki den Brief las, zitterte ihm von Zeit zu Zeit der Bart, und es wurde dunkel vor seinen Augen. Er wiederholte die Unterschrift des Briefes: ‚Hanka, Hanka!‘ — Er riß sich los und ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Die Gedanken ballten sich ihm im Kopfe zusammen wie Wolken am Himmel, sammelten sich und eilten nach allen Seiten auseinander wie eine aufgescheuchte Pferdeherde. Er las den Brief ein zweites und drittes Mal und unter seinem Einfluß traten ihm die Bilder der Vergangenheit so deutlich vor Augen, als ob alles, was längst vorgefallen war, erst gestern geschehen wäre. Er erinnerte sich an die hellen Mondnächte, in denen er sich zur Mühle schlich und an das heuduftende Landmädchen, das auf die Frage, ob es ihn liebe, ihr ‚längst‘ geflüstert, das seine noch halb kindlichen Arme um seinen Nacken geworfen oder ihn mit solcher Kraft an ihre Brust gedrückt hatte, daß keine Liebe ein aufrichtigeres Bekenntnis bringen konnte. Er erinnerte sich, daß er sie damals doch geliebt und sich nach ihr gesehnt hatte, als sie ihm fehlte, und sich selbst bei den Leuten um die Familie des Schmiedes erkundigt hatte, aber nur von weitem und ängstlich, da ihm die Furcht den Mund schloß.

Dann war das Mädchen seinem Gedächtnis so ganz entfallen, daß selbst die leichten Vorwürfe, die er sich ihretwegen machte, verschwanden.

Nichts war übrig geblieben. Er hatte sich wohl auf Erden gefühlt und neue Eindrücke gesucht, während sie der Sturm des Lebens ergriffen und wie ein wertloses Blatt in ein fremdes Land getragen hatte, in dem sie geradezu Hunger litt. Und doch hatte sie zu keiner Zeit, weder damals noch später, als gute Menschen sich ihrer angenommen, ihn vergessen — und aufgehört, sich nach ihm zu sehnen. Krzycki war kein tiefer Kenner der Menschenseele, doch fühlte er, daß das, was für ihn ein bloßes Liebesabenteuer, ein rein sinnlicher Genuß, ein augenblicklicher Eindruck von der Flüchtigkeit des Blumenduftes gewesen war, für sie ein neues Leben, eine Hingabe ihres ganzen Seins und ihrer ganzen Liebe war, zu rein und zu edel, um neues Glück auf neuen Wegen zu suchen. Und jetzt verstand er, warum das heutige, vielbegehrte, prächtige Fräulein Anney, das von Wohlhabenheit umgeben war und Bewunderung erregte, ihm schrieb, daß ihr Herz nicht aus einem ausländischen Roman stamme, sondern aus einem polnischen Dorfe, daß es gerade und treu sei. Er verstand auch, warum der Brief ‚Hanka' unterzeichnet war. Zugleich verschwand all sein Verdacht, um nicht wiederzukehren, und ihre Worte ‚Mein Leben war seit meiner Abreise aus Rzeslewo rein' rührten ihn derart, daß er sich schalt, weil er einen Augenblick etwas anderes von ihr hatte denken können. Zugleich erschien er sich klein, eitel und unwürdig dieser edlen, hohen Liebe. Aber in den letzten Augenblicken waren ihm so viele Gedanken, Eindrücke und Gefühle durch Kopf und Herz gegangen, daß er nicht sicher war, ob auch dieses letzte Gefühl der eigenen Schuld und der eigenen Kleinlichkeit andauern werde. Doch erfaßte ihn eine immer größer werdende Rührung, und der Unterschied zwischen Hanka und Fräulein Anney, der ihn im ersten Augenblicke so gequält hatte, schwand immer mehr. Jetzt packte ihn im Gegenteil bei dem Gedanken, daß jenes einfache Mädchen und die herrliche Frau von heute ein und dieselbe Person seien, ein Schauder, der einem Wollustschauer glich. Der Gedanke, daß er jene einst besessen habe, erweckte in ihm Hunger und neue Leidenschaft nach ihr, wie sie heute vor ihm stand, und der Gedanke an ihre Reize verstärkte noch das Spiel seines jungen Blutes. Aber er bemühte sich, diese Eindrücke zu ersticken und mit vollem Ernst, mit dem vollen Bewußtsein der auf ihm lastenden Verantwortlichkeit an diese Sache zu denken. Vor allem legte er sich die Frage vor, was ein Mann von Ehre tun müsse, der ein Mädchen verführt, das ihn liebende Mädchen, das noch fast ein Kind war, zu Fall gebracht und dann nach einigen Jahren unter anderem Namen wieder getroffen und lieben gelernt hatte? Und die Antwort lautete: Wenn er sie selbst nicht lieben gelernt hätte, so müßte er, falls ihre Liebe andauerte, alle Folgen seiner Taten auf sich nehmen. Wäre sie ein einfaches Mädchen geblieben, das ihn niemals verstehen könnte, oder wäre

sie vom Wege der Ehre abgewichen, so wäre nicht einmal das für ein zartes Gewissen ein hinreichender Grund, die Hände in Unschuld zu waschen und sich zurückzuziehen. Was erst, wenn das Mädchen den geistigen und gesellschaftlichen Abgrund, der zwischen ihnen lag, überbrückt und überdies ihre eigene Seele veredelt hätte, ohne aufzuhören, ihn zu lieben. ‚Ja, ich müßte mich selbst anspeien,' sagte Krzycki, ohne in dem Augenblick daran zu denken, daß eine derartige Handlung in Wirklichkeit etwas schwer auszuführen wäre, ‚wenn ich länger zögerte. Hier ist nur eines zu tun, und das eine will ich gleich tun.' Nach diesem Entschluß seufzte er tief auf wie ein Mensch, dem eine große Last vom Herzen fiel, und wuchs in dem nämlichen Maß in seiner eigenen Meinung, als er sich früher klein erschienen war. Doch stellte er sich die eine Frage nicht, was dann geschehen wäre, wenn Fräulein Anney keine solch schönen, in blauem verschwimmendem Glanze leuchtenden Augen gehabt hätte, noch auch ein solches Antlitz, dessen Farbe an die Blätter einer weißen Rose erinnerte, noch auch all die Reize, die seine Augen entzückten, und er täuschte sich selbst, wenn er glaubte, daß in seinem Beschluß die Sinne keine Rolle spielten, und daß er wie ein Ritter ohne Tadel vorgehe. Er sagte sich, daß viele seiner Bekannten sich zu einem derartigen Entschluß nicht hätten aufraffen können, und freute sich über sich selbst. Daß ihm jedoch der Entschluß leicht geworden war, weil ihn sein Herz dazu gedrängt hatte, das betrachtete er bloß als sein Glück, aber nicht als etwas, was den Wert dieser Tat herabsetzen könnte. Doch sah er voraus, daß er es noch mit seiner Mutter und der sogenannten gesellschaftlichen Meinung zu tun haben werde, der es nicht um Prinzipien, sondern nur um Klatsch ging, und die vor allem für die eigene dumme Bosheit Nahrung sucht. Aber er hoffte, die Mutter zu gewinnen, und den böswilligen Leuten, die aus irgend einem Grunde darüber ironisch lachen würden, versprachen seine bei diesem Gedanken sich blähenden Nasenflügel und seine zusammengepreßten Zähne nichts Gutes. Aber das vorhergesehene ritterliche Hervortreten war Zukunftsmusik, während ihn seine leidenschaftliche Natur zu momentanem Handeln drängte. Er beschloß, gleich zur Mutter zu gehen und endgültig mit ihr zu verhandeln; doch überzeugte er sich durch einen Blick auf die Uhr, daß es beinahe drei Uhr nachts war. Das war also unmöglich. Da er jedoch nicht das geringste Schlafbedürfnis fühlte und durchaus etwas beginnen wollte, setzte er sich nieder, um Briefe zu schreiben. Vor allem schloß er Fräulein Anneys Brief in ein Kuvert ein, weil er ihn vor der entscheidenden Unterredung der Mutter übersenden wollte; dann machte er sich daran, an Fräulein Anney zu schreiben, brach aber bald ab, weil ihm die Erinnerung daran kam, daß er kein Recht habe, dies zu tun, da er sein Wort gegeben hatte, eine Woche lang zu schweigen. Dafür

schrieb er nach kurzer Überlegung ein paar Worte an Frau Otocka mit der Bitte, ihm zu gestatten, daß er heute zu ihr komme.

Als schließlich die Morgendämmerung ins Zimmer blickte und mit dem Lampenlicht kämpfte, dachte er an Ruhe, konnte aber trotz seiner ungeheuren Ermüdung nicht einschlafen und unterredete sich in Gedanken bis zum Sonnenaufgang mit der Mutter und Fräulein Anney. Er schlummerte erst ein, als es sich im Hotel bereits zu regen begann, und erwachte spät. Dann zog er sich an, läutete dem Diener und befahl ihm, den Brief Fräulein Anneys zur Mutter zu tragen; doch besann er sich im letzten Augenblick anders und beschloß, ihn selbst hinzutragen. Aber er traf in den durch Frau Krzycka bewohnten Zimmern nur die jüngeren Geschwister und die französische Gouvernante an, die ihm erklärte, daß Madame früh morgens in die Kirche gegangen sei.

XXX.

Frau Krzycka war wirklich in die Kirche zur Beichte gegangen, denn sie brauchte Rat und Trost in ihrem Kummer. Und dieser Kummer war in der Tat ein tiefer. Sie lebte in einer Zeit, in der verschiedene alte Vorurteile verschwanden und verlöschten und den neuen demokratischen Ideen Platz machten. Weil sie oft davon gehört hatte, daß die Woge dieser neuen Ideen dem Lande Vorteil und Rettung bringen könne, kämpfte Frau Krzycki mit ihnen nicht, sondern akzeptierte sie, passiv und stumm, obwohl ihre früheren Gewohnheiten und Begriffe ihnen entgegengesetzt waren. Das ging ihr um so leichter, als ihr niemals der Gedanke kam, daß sie persönlich damit zu tun haben könnte. Es ging ihr damit ähnlich, wie wenn jemand einige nicht ständig bewohnte Zimmer in Jastrzab neu möbliert hätte. Mochten die neuen Möbel immerhin dort stehen, wenn die Mode es verlangte! Wenn nur in den anderen Zimmern die alten, ererbten Fauteuils standen, auf denen man so bequem saß! Jetzt aber befahl man ihr plötzlich, in den neuen Teil des Hauses zu übersiedeln; sie stand unmittelbar der Tatsache gegenüber, daß ihr Sohn sich in eine Bäuerin aus Rzeslewo verliebt hatte und sich mit ihr vermählen wollte. Da hatte sich im ersten Augenblick alles in ihr empört: die alten Instinkte und Gewohnheiten meldeten sich. Jene passive, schweigende Annahme der neuen Ideen stürzte wie ein Sandbau zusammen und der ganze Verlauf der Ereignisse erschien der adeligen Gutsbesitzerin als eine unwürdige Intrigue, deren Opfer ihr Sohn sein sollte und in ihm die ganze Familie Krzycki. Das Staunen darüber, daß ein Wesen, das Frau Krzycka für die Verkörperung aller weiblichen Tugenden gehalten hatte und mit dem sie ihren Sohn hatte vermählen wollen, die Genossin und beinahe die Urheberin dieser Intrigue hatte sein können, vermehrte nur ihren Zorn.

Umsonst erklärte ihr Frau Otocka, daß dieser Sohn der Verführer eines unschuldigen Kindes und Fräulein Anney ein Engel sei, und daß sie Fräulein Anney ohne böse Hintergedanken nach Jastrzab mitgenommen und nur das getan habe, was jede andere Frau täte, deren Herz Kränkungen und Sehnsucht mitfühlte. ‚Wenn es Fräulein Anneys heißester Wunsch war, noch einmal in ihrem Leben die Stätten zu sehen, an denen ihr Leben gebrochen worden war, — und den Menschen, den sie nicht vergessen konnte und der sie in jene Lage gebracht hatte, so gebührte ihr das, und jeder Mensch von ein wenig Herz sollte das verstehen.‘ ‚Sagen Sie doch selbst, Tante,‘ fuhr sie fort, ‚konnte ich denn ihr Geheimnis verraten, und hätte ich damit nicht eine für sie unmögliche Lage geschaffen?‘ Die gewöhnlich sanfte, weiche Frau Otocka erregte sich bei der Verteidigung ihrer Freundin derart, daß sie Frau Krzycka geradezu ins Gesicht sagte, daß Wladek gerade das hätte, was er verdient habe, wenn er Fräulein Anney liebte, ohne Gegenliebe zu finden, und daß er sich überdies zurückziehen könne, da ja ‚Aninka‘ seine Erklärung nicht angenommen und ihm eine Woche Bedenkzeit gegeben habe, in welchem Falle er aber nicht bloß ‚Aninkas‘ Achtung verlieren werde. Aber das alles hieß nur Öl ins Feuer gießen und vermehrte nur Frau Krzyckas Groll, die erklärte, daß sie und ihr Sohn jedenfalls einer Intrigue zum Opfer gefallen seien. Dann übersiedelte sie ins Hotel und schwor im Moment des Abschieds, daß ihr Fuß dieses Haus nicht mehr betreten werde. Doch kehrte sich ihre Bitterkeit und ihr Zorn nicht bloß gegen Frau Otocka. Auch ihr Sohn hatte ihr Herz schwer verwundet und eine Reihe schmerzlicher Erinnerungen, die mit ihrem Manne verknüpft waren, in ihr geweckt. Jener Mann, den sie in den ersten Jahren der Ehe um seiner vielen guten Eigenschaften und seiner Schönheit willen vergöttert hatte, hatte ihr durch sein unmoralisches Leben im Verhältnis zu den Frauen im allgemeinen und zu den Bewohnerinnen Jastrzabs und der Umgegend im besonderen nicht wenig Kummer bereitet. Für Frau Krzycka war es kein Geheimnis, daß man lange Jahre hindurch Kühe aus den Ställen des Gutshofes als Geschenke weggeführt hatte, besser gesagt, als Entlohnung für verschiedene Käthen und Maries, und daß sich in Jastrzab eine hübsche Menge von Halbgeschwistern ihrer Kinder vorfand. Sie hatte deshalb beinahe bis zum letzten Lebensjahr ihres Mannes viele Tränen vergossen. Seinerzeit hatte ihre Eigenliebe und ihre weibliche Würde als Gattin und Mutter darunter gelitten. Dann hatte sie alles verziehen. Aber nach dem Tode ihres Mannes lebte sie als tiefreligiöse Frau in beständiger Furcht bei dem Gedanken an das göttliche Gericht, vor dem der Verstorbene stand. Seit langen Jahren mühte sie sich unter Tränen ab, für ihn durch Fasten, Almosen, Gebet Verzeihung zu erlangen. Vor allem aber beschloß sie, den Sohn derart

zu erziehen, daß er nie in die Fehler des Vaters verfalle. Sie behütete ihn seit seinen Knabenjahren wie ihren Augapfel und schützte ihn vor allen schlechten Einflüssen. Als sie Wladek in die Schule sandte, übertrug sie einem verwandten Geistlichen sowie Gronski die Aufsicht, an dessen Moralität sie — übrigens mit Recht — glaubte. Als dieser Sohn nun erwachsen war, als er nach Beendigung der Schulen die Universität besuchte und dann die Wirtschaft in Jastrzab übernahm, da hatte sie die große Naivität, zu glauben, daß Wladek bis jetzt rein wie eine Lilie sei, wie es ja bei ehrenhaften, frommen Frauen oft vorkommt, die die Verderbnis der Welt nicht kennen. Jetzt war der Schleier vor ihr gefallen. Der Sohn folgte den Spuren seines Vaters. Bei diesem Gedanken erfaßte sie Verzweiflung. Ihre Seele protestierte zwar leidenschaftlich gegen die Verbindung ihres Sohnes mit einem Bauernmädchen, doch empfand sie infolge ihres sehr zarten Gewissens nach der Unterredung mit Frau Otocka ganz deutlich, daß Wladyslaw Fräulein Anney etwas schuldig sei. Mehreremals kam ihr der Gedanke, die schwere Situation derart zu lösen, daß Wladyslaw nach vorheriger Verabredung sich Fräulein Anney erklären und sie ihm eine Absage erteilen solle. ‚Aber weiß ich denn, wie viele Hankas schon in Jastrzab sind?‘ Und sie schauderte bei dem Gedanken, daß sich unter diesen Hankas Halbschwestern Wladyslaws befinden könnten; denn es schien ihr, daß das Verbrechen des Vaters das noch größere Verbrechen des Sohnes nach sich ziehen könne, und daß sie verdammt sein müßten. ‚Ach Wladek, Wladek!‘ wiederholte sie ratlos und empfand Angst, Schmerz, herzliche Enttäuschung und so tiefinnern Groll, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, Wladyslaw gleich zu sehen, obwohl sie die Notwendigkeit erkannte, ihn so bald als möglich zu sich zu rufen und sich zu erkundigen, wie er die Nachricht, daß Fräulein Anney Skibianka sei, aufgenommen habe und wie er vorzugehen beabsichtige. Nach der Übersiedlung aus Frau Otockas Haus brachte ihr die Nachricht, daß er sich nicht im Hotel befinde, eine wirkliche Erleichterung. Sie schloß sich sogleich ein und war willens, ihn nicht einzulassen, selbst wenn er käme.

Früh morgens aber ging sie in die Kirche zur Beichte, und nach der Beichte bat sie den verwandten Prälaten, der Wladek seinerzeit behütet hatte, um Rat. Sie war schon ruhiger. Der alte Prälat bat sie zu sich und fragte sie überaus genau aus um Fräulein Anney, ihren Aufenthalt in Jastrzab, um den Verlauf der Ereignisse nach dem Attentat auf Wladyslaw und um die Details aus Hankas Leben, die Frau Krzycka von Frau Otocka her wußte, und schließlich um ihre eigenen Befürchtungen. Dann ging er im Zimmer auf und ab und sagte nach langem Schweigen: ‚Die Sünden Wladyslaws, die er außer dieser ersten Jugendsünde in Jastrzab begehen konnte, sind nur Vermutungen und Befürchtungen, und

da es dafür keine schlagenden Beweise gibt, braucht man das alles nicht in Rechnung zu ziehen. Es bleibt also bloß die frühere Hanka, das heutige Fräulein Anney. Mit dieser Angelegenheit allein haben wir zu tun; ich möchte also wissen, wie du als Mutter sie betrachtest?'

Frau Krzycka antwortete, daß sie genau wisse, daß vor Gott alle Menschen gleich seien, daß es ihr aber um das Glück ihres Sohnes gehe. Derartige Ehen würden gewöhnlich nicht glücklich. Vielleicht trage die Bosheit der Welt dazu bei, vielleicht werde die Frau nur von eiteln, böswilligen Menschen verdemütigt, aber der Mann müsse das mitempfinden, woraus sich eine Verstimmung und Verschlimmerung der Verhältnisse ergebe — selbst ohne bösen Willen. Ihr Sohn sei ehrgeizig und reizbar wie selten jemand und würde trotz der leidenschaftlichsten Liebe zur Gattin unter jedem Schatten von Geringschätzung, mit der ihr jemand begegnete, leiden. Wer in der Welt lebe, müsse mit allem rechnen, selbst mit der Dummheit und der Bosheit, abgesehen von anderen Rücksichten, von denen so oft das Glück einer Ehe abhänge.

Der alte Prälat hörte zu, indem er nach seiner Gewohnheit sein Taschentuch bald zusammenlegte, bald entfaltete. Dann sagte er: ‚Mit Dummheit und Bosheit rechnen, heißt bloß sich vor ihr sichern, nicht aber ihr Konzessionen machen.' Dann blickte er durchdringend auf Frau Krzycka und fragte: ‚Erlaube eine Frage: Warum soll dein Sohn durchaus glücklich sein?'

Frau Krzycka blickte ihn verwundert an: ‚Ich bin doch Mutter —.'

‚Ja, aber es gibt Wichtigeres als Erdenglück, nicht wahr?'

‚Ja,' erwiderte sie leise.

‚Was du über die weltlichen Rücksichten gesagt hast, kann mehr oder weniger richtig sein, und es mag in der Tat manches geben, was das Glück einer solchen Ehe erschwert, aber man muß sich vor allem die Frage vorlegen, was größer und was geringer, was wichtiger und was weniger wichtig ist, und dann seinem Gewissen nach vorgehen.'

‚Wie soll ich also vorgehen?' fragte Frau Krzycki.

Der alte Prälat blickte auf das Kruzifix an der Wand und sagte leise, aber mit Nachdruck: ‚Wie eine Christin.'

Es trat einen Augenblick Schweigen ein. ‚Dieser Rat genügt mir,' sagte Frau Krzycka. ‚Ich danke.'

XXXI.

Wladyslaw aber begab sich trotz der frühen Stunde zu Frau Otocka, während die Mutter in der Kirche war und sich mit dem Prälaten beriet. Beim Eintritt erhob er ihre beiden Hände an die Lippen und küßte sie solange, daß sie schon daraus erkannte, was ihn herführe.

‚Ich wußte es, daß es so sein werde! Ich wußte es!' sagte sie gerührt und erfreut.

Er aber antwortete mit zitternder, weicher Stimme: ‚Ich brauchte keine Woche dazu, um einzusehen, daß ich ohne sie nicht leben kann.'

‚Ich wußte es!' wiederholte Frau Otocka nochmals. ‚Hast du schon mit der Mutter gesprochen?'

‚Nein. Gestern raste ich wie besinnungslos in der Stadt herum, dann machte ich einen Abstecher zu Gronski, kehrte sehr spät ins Hotel zurück und heute morgen sagte man mir, daß die Mutter in der Kirche sei.'

Frau Otocka sorgte sich von neuem. ‚Gestern', sagte sie, ‚war sie sehr erzürnt. Gott gebe, daß sie sich versöhnen läßt, denn davon hängt viel ab.'

‚Nicht alles,' erwiderte Wladyslaw. ‚Abgesehen von meiner großen Anhänglichkeit an die Mutter — ich verehre sie von ganzem Herzen und Gott weiß, wie gerne ich immer ihrem Willen folgen möchte. Aber auch das hat seine Grenzen. Wenn es sich nicht bloß um mein Glück handelt, sondern auch um das des mir teuersten Wesens, so kann ich das keinen anderen Rücksichten opfern. Ich habe die ganze Nacht darüber nachgedacht. Ich hoffe auf die Zustimmung der Mutter, da ich viel Vertrauen habe zu ihrem Charakter und zu der mir stets bewiesenen Liebe. Sollte es sich jedoch, entgegen meiner Hoffnung, anders zeigen, so werde ich ihr erklären, daß mein Entschluß nicht mehr rückgängig gemacht werden kann und auch nicht mehr rückgängig gemacht werden wird.'

‚Wenn das doch nicht notwendig würde!' sagte Frau Otocka. ‚Hier handelt es sich ja auch um Aninka. Gestern haben wir nach dem Briefe, den sie an dich richtete und nach dem Abgang des Herrn Gronski bis tief in die Nacht darüber gesprochen. Sie war sehr erregt und weinte, sagte aber: „Wenn er nicht mit voller Bereitwilligkeit und Freudigkeit, sondern nur deshalb zu mir zurückkehrt, um sein Wort nicht brechen zu müssen, so werde ich nie darauf eingehen. Ich bin nicht stolz, ich rechnete nicht mit meiner Eigenliebe und habe ihm alles aufrichtig geschrieben, was in meinem Herzen vorgeht, aber, sollte es auch brechen, ich werde ihn nicht heiraten, wenn er glaubt, zu mir herabzusteigen — —"'

‚Das liebe, teuere Wesen!' unterbrach sie Krzycki.

Frau Otocka fuhr fort: ‚Dann weinte sie und fügte noch hinzu, daß sie auch nicht die Ursache der Entzweiung zwischen Sohn und Mutter sein wolle.'

‚Nein! Ich wiederhole es nochmals, daß mein Beschluß nicht rückgängig gemacht werden kann und nicht rückgängig gemacht werden wird. Hier steht mein ganzes Leben auf dem Spiel, und sollte die Mutter jetzt

zu wenig guten Willen aufbringen können, so wird sie ihn später aufbringen. Ich aber werde alles tun, daß meine künftige Frau in ihr eine liebende und für das Glück ihres Sohnes dankbare Mutter finde.'

‚Darf ich das vor Aninka wiederholen?'

‚Darum bin ich ja gekommen. Aber ich habe noch eine Bitte. Sie hat mir das Wort abgenommen, daß ich eine Woche lang nicht zu ihr komme — und sie kann mich nur selbst davon entbinden. In Anbetracht meines festen Entschlusses wäre das eine unnötige Pein. Weder eine Woche noch ein Jahr kann etwas daran ändern. Nichts, durchaus nichts! Wollen Sie ihr das sagen und sie an meiner Stelle bitten, von ganzem Herzen bitten, daß sie mich von dem Worte löse?'

‚Sehr gern; ich hoffe, daß es nicht allzu schwer werden wird.'

‚Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen und fliege jetzt zur Mutter.'

Bevor er jedoch weggegangen war, eilte Marynia ins Zimmer und faßte bald die Schwester, bald Wladyslaw scharf ins Auge. Natürlich hatte sie niemand in das frühere Verhältnis zwischen Wladyslaw und Hanka eingeweiht, aber sie wußte schon, daß Fräulein Anney die frühere Hanka sei, sie wußte alles, was darauf gefolgt war, und starb infolge ihrer großen Liebe zu Fräulein Anney beinahe vor Unruhe und Neugierde, wie sich die Sache wenden werde. Ihr fragender Blick und ihr unruhiges Antlitz gaben ihr ein so hübsches und zugleich komisches Aussehen, daß Krzycki trotz seiner großen Erregung gut gelaunt wurde. Frau Otocka schwieg, da sie nicht wußte, ob er in Gegenwart Marynias über seine Herzensangelegenheiten verhandeln wollte, er aber unterbrach eine Zeitlang das Schweigen absichtlich nicht, näherte sich dann seiner kleinen Cousine, drückte ihre Hand und rief mit Grabesstimme: ‚Zu spät!'

‚Wieso zu spät?' fragte sie entsetzt.

‚Sie heiratet einen anderen.'

‚Wer?'

‚Fräulein — Kajetana.'

Und er brach in ein aufrichtiges, heiteres Lachen aus. Marynia schöpfte daraus die Vermutung, daß die Sachen nicht schlecht stehen müßten, da Krzycki scherzte; da sie jedoch die gute Nachricht in ihren Details erfahren wollte, stampfte sie wie ein Kind mit dem Fuße und drängte in ihn: ‚Aber wie steht es denn? Ich habe heute nicht schlafen können! Wie steht es denn — wie?'

‚Meine Hoffnung, meine Freude und mein Glück wohnt — dort!' erwiderte Krzycki, nach Fräulein Anneys Wohnung hinzeigend.

Dann küßte er seinen Cousinen die Hände und eilte mit Windeseile weg. Auf dem Wege aber stimmte ihn der Gedanke ernst und sogar düster, daß der Augenblick der letzten Unterredung mit der Mutter nahe sei.

Er traf sie im Hotel. Der Anblick des ruhigen, ungewöhnlich sanften mütterlichen Antlitzes tröstete ihn für einen Augenblick, doch dachte er gleich darauf, daß sanfte Überredungsversuche, Bitten und vielleicht auch Tränen schwerer zu tragen seien als Zorn, und fragte mit ungewisser Stimme: ‚Hast du den Brief gelesen, Mutter?‘

‚Ja,‘ erwiderte Frau Krzycka, ‚aber ich habe bereits früher fast alles von Zosia erfahren, die Aninka selbst bat, nichts vor mir zu verbergen.‘

‚Gronski erzählte mir, daß du Zosia gegrollt hättest?‘

‚Ja, das läßt sich aber wohl gutmachen. Jetzt wollte ich vor allem aufrichtig mit dir reden.‘

Krzycki erzählte also, wie es im ersten Augenblick wie ein Blitzstrahl auf ihn niedergefahren sei und wie er sich mit dem Gedanken, daß Hanka und Fräulein Anney ein und dasselbe Wesen seien, nicht habe versöhnen können. Er bekannte sein Zögern, seine Zweifel, seine Verdächtigungen und den Schmerz, den sie ihm verursachten, seinen inneren Kampf, seine Gewissenskonflikte und alles, was er durchgemacht hatte. Erst als er nach der Lektüre ihres Briefes bemerkt hätte, daß dieser Schmerz gerade der Liebe zu ihr entspringe und daß der Kampf mit dem eigenen Herzen und dem eigenen Glück ausgefochten werde, hätte er zu zaudern aufgehört: er könne sich sein Glück nicht anders vorstellen als mit dem teuersten Wesen zur Seite und wünschte es ohne sie gar nicht. Dann erzählte er, daß sie fast seit dem ersten Augenblick, da er sie als Fräulein Anney in Jastrzab kennen gelernt hätte, ihn mit unbegreiflicher Stärke angezogen und all seine Gedanken gefangen genommen hätte. Er schätze ja Zosia Otocka sehr hoch und betrachte Marynia als Lichterscheinung. Aber Bewunderung sei keine Liebe. Überdies sei er Zosia und Marynia nichts schuldig. Sie seien während seiner Verwundung gut zu ihm gewesen, das sei alles. Aber dem Fräulein Anney verdanke er wahrscheinlich das Leben, und er sei dessen eingedenk, wie sie ihr eigenes für ihn gefährdet habe. Womit könnte er ihr dafür danken und ihr früheres Leid, das er ihr fast noch als Kind zugefügt, vergüten? Wer sei mehr wert, er, der vergessen und von einem Tag auf den andern gelebt habe, der ein leichtfertiges, gedankenloses, eitles Leben hinter sich habe, oder sie, welche die Lücke mit keiner neuen Liebe ausgefüllt und ihr Herz im Leiden, in der Sehnsucht und Arbeit veredelt habe?

‚Ich wage es kaum zu glauben, Mutter, daß sie mir nicht bloß verziehen, sondern auch nicht aufgehört hat, mich zu lieben. Vielleicht geschah es deshalb, weil ich ihr zum erstenmal den Weg in die Welt der Liebe bahnte, aber sicher auch deshalb, weil sie eine Ausnahmenatur ist. — Ja, Mutter, eine von denen, die selbst im Urzustand, selbst dann,

wenn sie sich noch über nichts Rechenschaft geben können, jenen edlen Instinkt, jenes erhabene Gefühl besitzen, daß die Liebe alles veredle, aber nur wenn sie groß sei, eine einzige im ganzen Leben —, die eine solche Liebesmacht und Liebeskraft besitzen, daß sie zu keiner anderen mehr fähig sind. — Aber wenn man eine solche findet, so muß man Gott auf den Knien danken — und mein Kopf wird ganz wirr bei dem Gedanken, daß mich für meine Schuld keine Strafe, sondern ein so unerhörtes Glück treffen soll. Vielleicht gibt es auf Erden mehr solche Frauen, die den Menschen beglücken können, aber ich will mit ihr allein glücklich sein; vielleicht gibt es mehr, die alles um sich veredeln und erheben, aber ich fühle, daß ich durch sie allein besser werde. Übrigens handelt es sich nicht bloß um mein Glück, sondern auch um meine Ehre.' — Hier blickte er ihr mit gefalteten Händen flehend in die Augen und fuhr dann fort: ‚Das alles vertraue ich jetzt deinen Händen an: mein ganzes Leben, meine ganze Zukunft und die Ruhe meines Gewissens und mein Glück und meine Ehre.'

Frau Krzycka faßte ihn mit beiden Händen am Kopfe und küßte ihn auf die Stirn. ‚Mein Wladek, ich bin eine alte Frau und habe verschiedene Vorurteile. Ich kann nicht gerade sagen, daß es mir im Anfang leicht gewesen wäre, auf deine Pläne einzugehen. Du weißt, daß ich gestern der Zosia Otocka gezürnt habe; bis heute früh verharrte ich in dem Entschlusse, mich deiner Ehe nach Möglichkeit zu widersetzen. Wundere dich darüber nicht; du bekennst ja selbst, daß es auch dich wie ein Donnerschlag getroffen hat; denk', was erst mit mir sein mußte! Ich hoffte wie jede Mutter, daß eine Prinzessin für dich nicht zu hoch sei. Aber nicht bloß die alte Denkungsart, nicht bloß mütterliche Eitelkeit und Vorurteile stachelten mich zum Widerstand auf. Ich fürchtete auch um dein Glück. Ich hätte persönlich nichts gegen Aninka einzuwenden gehabt, wenn nicht all diese Umstände da wären. Ich lernte sie in Jastrzab kennen und aufrichtig lieben; oft sagte ich: Gott gebe, daß alle unsere Mädchen dir ähnlich würden. Aber als ich erfuhr, wer sie ist und was zwischen euch vorgefallen war, fürchtete ich anfangs, du könntest in Jastrzab noch andere derartige Unordnungen angerichtet haben!' — —

‚Nein, Mutter! Mein Wort darauf!' entgegnete Krzycki.

‚Siehst du, ich hielt dich für ganz rein, denke also, was für ein Schlag das für mich war . . .'

Wladyslaw neigte sich über ihre Hände, um sein Antlitz zu verbergen, da ihm trotz des Ernstes der Stunde, trotz seiner aufrichtigen Erregung und Unruhe die Naivität der Mutter so unerhört erschien, daß er sich durch sein Staunen oder, was noch schlimmer wäre, durch sein Lachen zu verraten fürchtete.

‚Ach,‘ dachte er, ‚ein Glück, daß ich nur für Jastrzab schwören muß, da ich der Mutter das nicht sagen könnte, was ich Gronski gesagt habe, daß ein kluger Wolf niemals dort raubt, wo er sein Nest hat.‘ — Aber es wurde ihm gleichzeitig bewußt, daß man ein Engel sein müsse, um sich so zu täuschen, und seine Verehrung für die Mutter wuchs noch.

Sie aber fuhr fort: ‚Zweitens habe ich auch mit der Welt und den Leuten euerer Umgebung gerechnet. Ich wußte, daß mancher dein Vorgehen zwar loben wird, daß du aber in Wirklichkeit tausend kleine Unannehmlichkeiten und Stiche wirst ertragen müssen, die dich wenigstens reizen und erzürnen werden, wenn sie dir nicht die Liebe zu deiner Frau in Leiden und Bitterkeit verwandeln; es ging mir um dein Glück, das ich in meiner Blindheit für dich vor allem verlangte. Erst heute morgen nahm man mir die Hülle von den Augen — —. Man weiß es ja und sagt es, aber ich hörte es doch mit wahrem Staunen als eine ganz neue Botschaft, daß das Glück nicht das Wichtigste im Leben sei und nicht die größte Sorge der Mutter sein dürfe . . . Vorher wurde mein Herz vom Stolz befreit und mir befohlen, der Stimme des Gewissens zu folgen, ich kann dich also an dieser Heirat nicht hindern.‘

Daraufhin neigte sich Wladyslaw wieder über die Hand der Mutter und bedeckte sie mit Küssen. ‚Ach, teuere Mutter,‘ wiederholte er, ‚ach, Mutter, wie bin ich glücklich!‘

‚Ich auch,‘ erwiderte Frau Krzycka. ‚Denn ich fürchtete noch, deine Liebe könnte oberflächlich und auf Phantasiebilder gestützt sein, aber nach unserem Gespräche sehe ich, daß du Aninka wirklich liebst.‘

‚Ja! Das sitzt sehr tief und ließe sich nur mit dem Leben zugleich ausrotten.‘

‚Ich glaube es wohl.‘

Unter derartigen gegenseitigen Versicherungen sprachen beide ganz aufrichtig und täuschten einander doch. Wladyslaw hatte nämlich einen heißen Kopf, hungrige Sinne und ein weiches Herz, lebte aber vorwiegend nach außen, und keines seiner Gefühle konnte sehr tief wurzeln weil er überhaupt kein tief veranlagter Mensch war.

Aber Frau Krzycka schwor auf seine Worte wie auf das Evangelium und sagte getröstet: ‚Gott segne dich, mein Kind! Jetzt wollen wir über das Nächstliegende sprechen. Ich weiß ja, daß eine Zustimmung nicht halb, sondern herzlich sein muß; man muß Aninka mit offnenen Armen aufnehmen und sie erkennen lassen, daß sie uns eine Gnade erweist, für die wir dankbar sein müssen.‘

‚Ja! denn sie ist auch —‘ rief Wladyslaw feurig.

‚Gut, gut!‘ erwiderte Frau Krzycka lächelnd. ‚Jetzt muß ich zu ihr gehen und mich bedanken. Vermutlich wird Aninka dann auf ihre

Bedingung, daß du eine Woche lang nicht zu ihr kommen darfst, verzichten.‘

‚Auch Zosia soll sich darum bemühen; aber deine Worte, Mutter, werden natürlich von größerem Erfolg begleitet sein.‘

‚Wann soll ich hingehen?‘

Krzycki faltete wieder die Hände: ‚Gleich, Mütterchen, gleich!‘

‚Gut. Willst du mich hier oder bei Zosia erwarten?‘

‚Hier, denn Zosia kann mit Marynia bei der Probe sein. Sie führt sie bisweilen selbst hin.‘

Frau Krzycka erhob sich schwerfällig vom Sessel. Sie hatte von früh an Schmerzen, und der Rheumatismus packte sie immer mehr. Aber der Gedanke, sich für den Sohn zu mühen, machte ihr die Mühe und Anstrengung angenehm. Auf dem Wege dachte sie an Dinge, von denen bisher zwischen ihr und dem Sohn noch nicht die Rede gewesen war. Sie gehörte einer Art Frauen an, die im Landadel häufig zu finden sind; sie verstehen in der Sorge um das Leben und das Vermögen der Kinder ganz ausgezeichnet den Mantel der Idealität mit dem Futter der Realität zu füttern. Seinerzeit hatte die ganze Wirtschaft in Jastrzab auf ihren Schultern gelastet; sie hatte deshalb eine Menge Sorgen auf sich gehabt und war gewohnt, mit ihnen zu kämpfen. Daher wandten sich ihre Gedanken auch jetzt der materiellen Seite der Sache zu.

‚Ich wäre mit der Heirat einverstanden, selbst wenn Aninka nichts besäße (dachte sie, gleichsam, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen), aber ich bin doch neugierig, wieviel sie haben kann?‘

Dann schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, daß Aninka vielleicht keine Millionen besitze und für eine Engländerin nicht sehr reich sei, daß aber das, was in England als kleines Vermögen gelte, in Polen großer Reichtum sei. Unter solchen Gedanken läutete sie bei Fräulein Anney.

Der Besuch verlief so, wie zu erwarten war. Frau Krzycka war redlich, dankbar, mütterlich und im Augenblick, da sie in herzlichen Worten ihres Sohnes Lebensglück in Fräulein Anneys, ‚ihrer teueren Tochter‘ Hände legte, etwas pathetisch. Fräulein Anney war auch etwas pathetisch und gleichfalls herzlich, dabei aber gerade, still, gesammelt und beinahe vorsichtig, obwohl von ihrer Vergangenheit gar nicht die Rede war. Auf Frau Krzycka machte es sogar den Eindruck, daß sie sich beinahe zu ‚reserviert‘ verhalte. Sie verstand ausgezeichnet, daß es von seiten des Fräulein Anney taktlos wäre, zu viel Enthusiasmus an den Tag zu legen und gab ihr ganz recht — aber im Grunde des Herzens war sie doch ein wenig enttäuscht, da sie andererseits im geheimen die Überzeugung hegte, daß eine Frau, die ‚Wladek‘ erhalte und seinen Namen tragen werde, ganz mit Recht vor Freude rasend werden könnte.

Ins Hotel zurückgekehrt, sagte sie jedoch ihrem Sohne nichts von diesem Eindruck, sondern überschüttete ‚Aninka' mit Lob und sprach mit so heißer Liebe von ihr, daß beiden die Tränen in den Augen standen. Wladyslaw fragte schließlich von allem, ob das „Tabu" aufgehoben und der Befehl zurückgerufen sei, und lag auf die bejahende Antwort hin schon eine Viertelstunde später zu Hankas Füßen.

‚Meine Geliebte, meine engelsgleiche Herrin, mein Weib!' sagte er, ihre Knie umschlingend.

XXXII.

Einige Tage später kamen der alte Notar Dzwonkowski und Doktor Szremski zu Gronski auf Besuch. Gronski, für den das eine angenehme Überraschung bedeutete, weil er die beiden liebte und den Arzt überdies hochschätzte, begrüßte sie äußerst herzlich und fragte sie aus, was es in in der Stadt, in der Umgebung und bei ihnen selbst Neues gebe.

‚Ha, wir leben, wir leben!' erwiderte der Arzt lärmend.

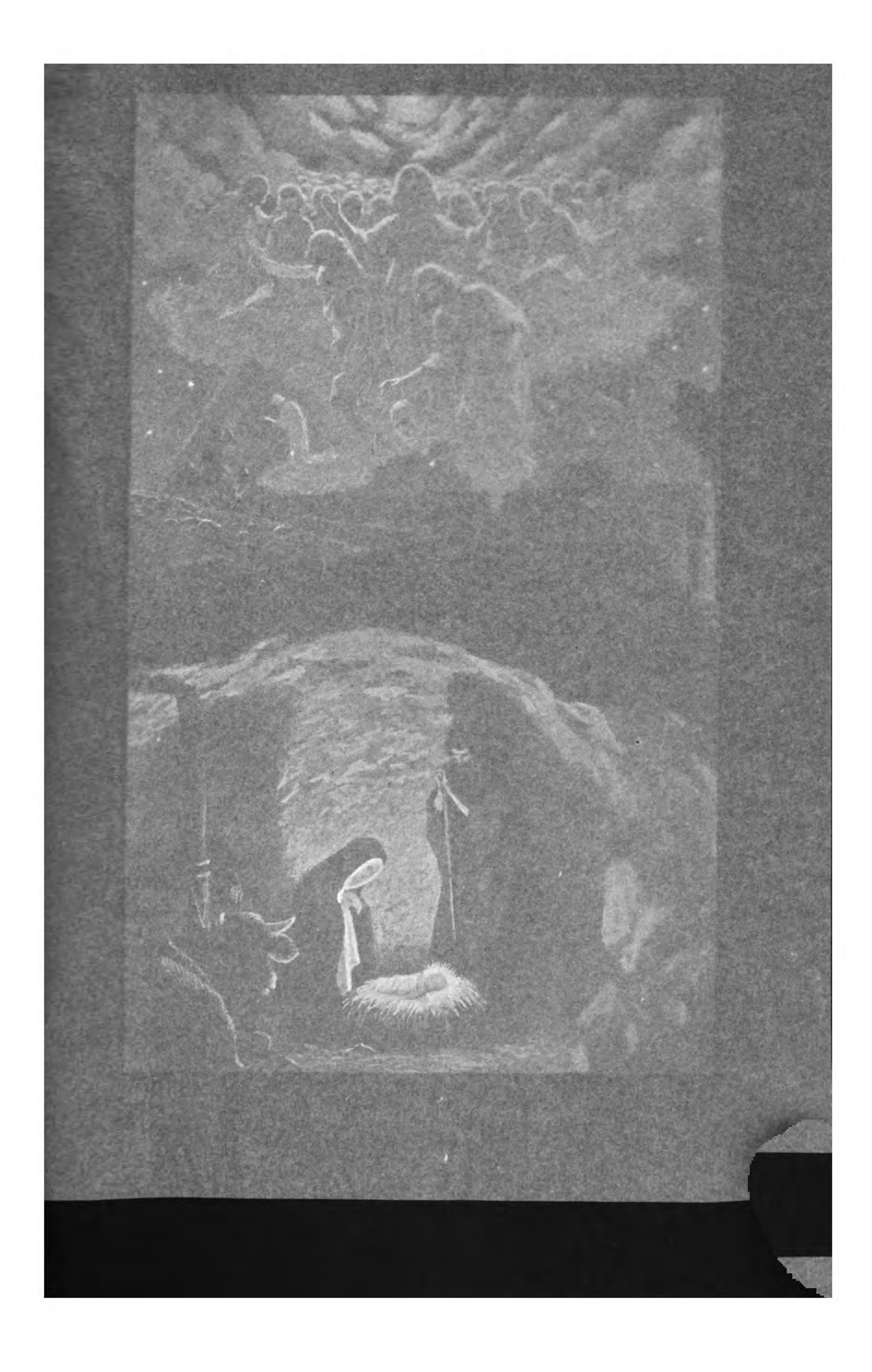
‚In diesen Zeiten ist das auch eine Kunst. Aber die Polizei hat uns bisher noch nicht verhaftet, die Banditen haben uns noch nicht erschossen, die Sozialisten noch nicht in die Luft gesprengt, wir leben also nicht bloß, sondern sind auch in Warschau heil angekommen. — Ich, weil ich nach Wolhynien weiterfahren muß, und der Mann da — hierbei wies er auf den Notar — des Konzertes wegen, an dem Fräulein Zbyltowska teilnimmt. Als er davon in den Zeitungen las, geriet er in solche Aufregung, daß ich jeden Augenblick auf einen Schlaganfall oder einen Nervenchok gefaßt war. Da gab es keinen anderen Ausweg: Ich mußte als Heilmittel einen Aufenthalt in Warschau verschreiben. Übrigens kann er es in unserem Städtchen gar nicht mehr aushalten und denkt nur daran, einem die Kanzlei abzugeben und sich hier ständig niederzulassen. „In seinem Herzen brennt das Feuer und schmelzen Schnee und Eis . . ." usw. Ha!'

Bei diesen Worten bewegte der alte Notar die Kiefern so heftig, daß der Bart mit der Nase zusammenstieß; schließlich rief er: ‚Mein Kopf platzt! Mein Kopf platzt!'

‚Immer noch der alte Streit?' fragte Gronski lächelnd.

‚Streit?' wiederholte der Notar. ‚Nein, ich streite mich nicht mehr. Er hat mein Gehirn erschüttert, meine Nerven zerrüttet, mich betäubt, erschöpft, vernichtet, ausgesaugt und mir durch sein Schwätzen den Rest der Kräfte genommen. Seit gestern — die ganze Fahrt — ein fortwährendes Schwätzen — dann im Hotel; heute von früh an und hier auch noch. — Nein! — ich kann nicht mehr, kann nicht mehr . . .'

‚Ta! Ta! Und wer läßt mich denn täglich rufen, steckt täglich die Zunge heraus bis zum ersten Hemdenknopf und heißt mich sie ansehen?



... Hotel zurück ... fragte sie jedoch ihrem Sohne nichts von ... sondern ... ete ‚Aninka' mit Lob und sprach mit ... von ihr, ... die Tränen in den Augen standen. ... fragte ... ob das „Tabu" aufgehoben und ... auf die bejahende Antwort hin schon ... später ... Füßen.

„... gleiche Herrin, mein Weib!" sagte er, ...

XXXII.

... später kamen der alte Notar Dzwonkowski und Doktor ... Gronski auf Besuch. Gronski, für den das eine angenehme ... bedeutete, weil er die beiden liebte und den Arzt überdies ..., begrüßte sie äußerst herzlich und fragte sie aus, was es ... in der Umgebung und bei ihnen selbst Neues gebe.

„... leben, wir leben!" erwiderte der Arzt lärmend.

„... Zeiten ist das auch eine Kunst. Aber die Polizei hat ... nicht verhaftet, die Banditen haben uns noch nicht ... die ... noch nicht in die Luft gesprengt, wir leben also ... auch in Warschau heil angekommen. — Ich, ... weil ich nach ... weiterfahren muß, und der Mann da — hierbei wies er auf den ... des Konzertes wegen, an dem Fräulein Zbylutowska teilnimmt ... er davon in den Zeitungen las, geriet er in solche Aufregung, daß ... jeden Augenblick auf einen Schlaganfall oder einen Nervenchok ... war. Da gab es keinen anderen Ausweg: Ich mußte als Heilmittel ... Aufenthalt in Warschau verschreiben. Übrigens kann er es in unserem Städtchen gar nicht mehr aushalten und denkt nur daran, einem die Kanzlei abzugeben und sich hier ständig niederzulassen. „In seinem Herzen brennt das Feuer und schmelzen Schnee und Eis ..." usw. Ha!"

Bei diesen Worten bewegte der alte Notar die Kiefern so heftig, daß der Bart mit der Nase zusammenstieß; schließlich rief er: ‚Mein Kopf platzt! Mein Kopf platzt!"

‚Immer noch der alte Streit?" fragte Gronski lächelnd.

‚Streit?" wiederholte der Notar. ‚Nein, ich streite mich nicht mehr. Er hat mein Gehirn erschüttert, meine Nerven zerrüttet, mich betäubt, erschöpft, vernichtet, ausgesaugt und mir durch sein Schwätzen den Rest der Kräfte genommen. Seit gestern — die ganze Fahrt — ein fortwährendes Schwätzen — dann im Hotel; heute von früh an und hier auch noch. — Nein! — ich kann nicht mehr, kann nicht mehr ...'

‚Ta! Ta! Und wer läßt mich denn täglich rufen, steckt täglich die Zunge heraus bis zum ersten Hemdenknopf und heißt mich sie ansehen?

Gebhard Fugel / Die Geburt Christi



Warten Sie! Ich reise ab und Sie werden sie sich selbst im Spiegel ansehen.'

,Sie reisen wirklich nach Wolhynien? Und Ihre Patienten?' fragte Gronski.

,Ich fürchte, sie werden in der Zwischenzeit gesund werden, aber ich muß reisen.'

,Auf lange?'

,Das weiß ich nicht, ich denke kaum. Ich bin ein Masure aus Wolhynien von dem dortigen Kleinadel oder, wie man dort sagt, von denen, die einen Gutshof besitzen. Man wohnt dort meistens in Zinshäusern, aber ich habe mit meinem Bruder, einem gewesenen Richter, ein eigenes Häuschen; er beschäftigt sich jetzt mit der Wirtschaft, zu ihm fahre ich.'

,Er ist doch nicht krank?'

,Ja, — er ist wahnsinnig geworden.'

,Mein Gott! Seit wann denn?'

,Vor kurzem. Seit er „Landmann" wurde.'

,Ach!'

,So ist's. Er wollte den „Gutsherrn" spielen, wollte nur herrschaftliche Gesellschaft um sich haben und bekam Wasser in den Kopf. Vor einem Monat sandte ich ihm 2000 Fibeln für unsere Bauern, denn daran denkt niemand, und doch verlieren sie dort ohne, ja selbst gegen ihren Willen ihr Polentum. Und werden Sie mir es glauben? Er schickte mir das ganze Paket retour mit der brieflichen Erklärung, die Fibeln nicht austeilen zu wollen.'

,Weshalb?' fragte Gronski, den die Erzählung des Arztes unterhielt.

,Weil sie dort beschlossen hätten, erstens nur für ihre Provinz zu leben und zu arbeiten und sich nur mit Lokal- oder Landesangelegenheiten zu befassen, zweitens nach einem Zusammenschluß aller Nationalitäten zu streben, drittens niemanden zu polonisieren . . .'

,Aber es handelt sich doch um Fibeln für die Kinder des polnischen Kleinadels?'

,Bei ihnen heißt das schon „polonisieren", weil es ihren „Zusammenschluß" stört. — Es ist ja bekannt, womit so eine Synthese enden muß. Zum Teufel mit ihr und ihrer Diplomatie. Aber nicht genug damit! Am Schluß erklärte mir mein geniales Brüderchen, daß er sich nicht für einen Polen, sondern einen Wolhynier mit polnischer Kultur halte und daß dies sein politischer Standpunkt sei. Ach, Stanczyk hat mit Unrecht gesagt, daß Polen die meisten Doktoren besitze; es besitzt die meisten Politiker. Jeder Durchschnittspole hält sich für einen zweiten Talleyrand, Metternich, Bismarck. Er hat niemals am politischen Leben teilgenommen, kennt die Geschichte nicht, hat keine Schule und keine Studien

absolviert, aber das tut nichts. Er ist Politiker von Gottes Gnaden! Er trägt ein Kerzlein im Gehirn, das er seiner Meinung nach bloß anzuzünden braucht, um alle Insekten, die uns das Blut aussaugen, so zu betäuben, daß sie aufhören, uns zu plagen. Und jeder ist überzeugt, daß nur er klar sieht, daß nur er das ausschließlich brauchbare Mittel besitzt und daß seine Lokal- und Landespolitik, oder wie sie sonst heißen mag, das Universalheilmittel sei. Es fällt ihm gar nicht ein, daß bei einer solchen Lokal- oder Landespolitik das Vaterland in direptionem gentium gehen wird, wie Jan Kasimir sagte.'

Der alte Notar sagte, auf den Arzt weisend, zu Gronski: ‚Sie haben das Spielwerk aufgezogen; er wird erst aufhören zu schwätzen, wenn wir schon kein Glied mehr werden rühren können.'

‚Das ist kein Spielwerk, sondern eine Wunde,' erwiderte Gronski.

Hier wandte sich Szremski an Gronski: ‚Ich will meinem Bruder sagen, was ich auf dem Herzen habe, und deshalb fahre ich hin. Dort soll eine Tagung stattfinden, auf der ich das mit anderen Worten auch öffentlich sagen werde.'

‚Fahren Sie nur so bald als möglich!' rief der Notar.

Der Doktor lachte. ‚Aber ich habe ja noch Zeit und werde vorher dem Konzert von Fräulein Zbyltowska beiwohnen.'

‚Gewiß!' sagte Gronski. ‚Fahren Sie hin. Polen wird jetzt nicht bloß von seinen äußeren Feinden zerfleischt, es beginnt auch im Innern auseinanderzufallen. Fahren Sie hin und sagen Sie es öffentlich. Vielleicht werden doch einige fürchten, Verantwortung vor der Zukunft tragen zu müssen.'

‚Ich glaub' es auch. Denn im Grunde genommen glaube ich, daß sie, wenigstens die Mehrzahl, bis jetzt noch wie früher empfinden und nur deshalb so schwatzen, um der Faust, die sie an der Kehle gefaßt hält, wenigstens für eine Sekunde loszuwerden. Aber darin irren sie. Sie werden in der Folge nur um so mehr verachtet und mit Füßen getreten werden.'

‚Wann reisen Sie?'

‚Die Tagung findet erst in zehn Tagen statt, ich will mich also eine Woche hier aufhalten, weil ich verschiedenes in Warschau zu erledigen habe. Einstweilen werde ich meine Bekannten aufsuchen, darunter auch Frau Otocka und die Krzyckis. Wie geht es Krzycki?'

‚Er ist gesund wie ein Fisch — und heiratet.'

‚Ich möchte wetten, die Engländerin? Die reine Blume!'

‚Ja. Aber wie sich herausstellte, keine englische, sondern eine echt polnische von einer Dorfwiese.'

‚Was sagen Sie?'

‚Es ist kein Geheimnis mehr. Sie heißt Hanka Skibianka.‘

Hier erzählte ihm Gronski Fräulein Anneys ganze Geschichte, ohne jedoch zu erwähnen, daß Wladyslaw sie schon als Hanka gekannt hatte.

Sie hörten verwundert zu und der Arzt schlug auf seine Knie und schrie: ‚Hätte ich das gewußt! Hätte ich das gewußt!‘

‚Was wäre dann geschehen?‘ fragte der Notar bissig.

‚Was geschehen wäre? Ich hätte mich bis über die Ohren in sie verliebt. Beinahe hätte ich es so auch getan. Ach Krzycki! Er verdient sein Glück nicht! Aber dafür habe ich wirklich Pech. Wenn mir eine gefällt, nimmt sie mir entweder jemand fort oder sie ist schon in jemanden verliebt. Aber was tun! Ich muß Fräulein Anney besuchen und ihr gratulieren. Denn schließlich ist Krzycki doch ein guter Junge. Er wird Polen nicht wieder aufbauen, aber ein guter Junge ist er doch! Und hübsch ist die Bestie, daß es einem in die Augen sticht. Ich möchte sie beisammen sehen. Wird das ein Paar sein, wie?‘

‚Wenn Sie sie sehen wollen und Zeit haben,‘ sagte Gronski, ‚so wird das nicht schwer sein, weil sie gestern bei Frau Otocka verabredet haben, heute alle zur Konzertprobe zu kommen. Ich kann die Herren zur Probe hinführen und dann werden wir mitsammen frühstücken.‘

Der Notar rief: ‚Ich bin eben deshalb zu Ihnen gekommen, um Sie zu bitten, mich zur Probe zu führen. Ich habe keine Verbindungen mehr und weiß nicht, an wen ich mich wenden soll!‘

Gronski blickte auf seine Uhr. ‚Ausgezeichnet! Aber wir haben noch Zeit. Im Saal findet augenblicklich eine Versammlung oder ein Vortrag statt, und solche Versammlungen dauern gewöhnlich über die festgesetzte Zeit hinaus. Dann lüften sie den Saal und stellen die Sessel wieder auf, das dauert auch eine halbe Stunde. Ich versäume keine Probe, weiß also, wie es gewöhnlich zugeht.‘

‚Ich werde auch keine versäumen,‘ sagte der Notar. Doch drängte er so, daß sie zu früh hingingen. Vor dem Saal stand ein Dutzend Leute, die offenbar auf die im Saale Anwesenden warteten; von innen drang Lärm heraus und bisweilen Geschrei, Beifallsklatschen und Stampfen.

‚Was ist das für eine Sitzung?‘ fragte der Arzt.

‚Ich weiß es wirklich nicht,‘ erwiderte Gronski. ‚Jetzt finden so viele Versammlungen statt, politische, soziale, literarische und weiß Gott was!‘

‚Ich beneide dieses Warschau!‘ rief der Arzt.

‚Kein Grund vorhanden. Bisweilen verdient etwas Beachtung, meist aber geschehen solche Torheiten, daß man sich geradezu schämen muß.‘

‚Sie kommen schon heraus,‘ bemerkte der Notar, ‚aber warum schreien sie so?‘

‚Warten wir, da gibt es einen Skandal,‘ sagte Gronski.

Und es gab wirklich einen Skandal. Aus der großen Vorhalle des Gebäudes stürzten ein Dutzend Leute, die im Augenblick eine ungeordnete Schar bildeten, ohne Kappen und Hüte auf die breiten Treppen. In dieser Schar bewegten sich gewaltsam Hände, Stöcke, Schirme, und ein ohrenzerreißender Lärm begleitete diese Bewegungen. Dann flog aus dem Haufen — von vielen gestoßen — ein Mensch mit unbedecktem Kopfe und zerrissenem Rock heraus. Der fiel die Treppen hinab und kollerte dem Arzt vor die Füße, so daß er beinahe ihn und den Notar zu Boden gerissen hätte.

‚Swidwicki!‘ rief Gronski erstaunt.

Aber Swidwicki erhob sich, zeigte der Menge, die nach vollbrachter Arbeit wieder in den Saal zurückgekehrt war, die Faust, und sagte keuchend: ‚Du da? Sie haben mich hinausgeworfen! Sie haben mir ein paar Rippen gebrochen und meinen Überrock zerrissen. Tut nichts! Ich habe auch einige gerade Nasen schief und einige schiefe gerade gedreht. Das ist nun schon das zweitemal . . . Uff!‘

‚Komm mit mir. Du kannst doch nicht ohne Hut und in dem Rock bleiben,‘ sagte Gronski.

‚Nein! Nein!‘ erwiderte Swidwicki. ‚Laßt mich nur aufatmen. Dienstmann!‘ Er winkte einen Dienstmann herbei und sagte ihm: ‚Bürger! Hier hast du zwei Gulden und eine Kontramarke. Geh in die Garderobe und bringe mir meinen Hut und meinen Überzieher.‘

‚Aber was ist geschehen?‘

‚Gleich, gleich,‘ sagte Swidwicki. ‚Ich muß mich vorher anziehen. Dann gehen wir in eine Konditorei. Uff! Wenn sie nach Schluß der Versammlung herauskommen und mich hier finden, sind sie fähig, uns alle durchzuprügeln.‘

‚Was für eine Versammlung ist das?‘

‚Eine Versammlung, Beratung, Diskussion, Vorlesung — alles! Fräulein Sicklawer spricht über „Aufklärung“. Im Präsidium sitzen Herr Zitronenduft, Fräulein Bywatkiewicz, Fräulein Anserowicz, Fräulein Kostropacka, Fräulein Gotower, Herr Redakteur Czubacki usw. Der Saal ist gedrängt voll. Uff! Ich habe mich königlich unterhalten!‘

‚Man sieht's!‘ bemerkte Gronski.

‚Du glaubst mir nicht? — Aber stelle mich den Herren vor. Ich bin doch der Held des Tages.‘

‚Held Swidwicki — die Herren: Notar Dzwonkowski und Doktor Szremski‘, erwiderte Gronski ruhig.

Der Vorgestellte drückte den erstaunten Begleitern Gronskis die Hände; dann brachte der Dienstmann Hut, Stock und Überzieher. Swidwicki zog sich an und sagte: ‚Ich wäre fähig, mit dem Stocke hier auf sie

zu warten — aber genug für heute. Die Versammlung wird noch zwanzig Minuten oder länger dauern. Gehen wir in eine Konditorei; es sticht mich etwas in die Füße und ich kann nicht länger stehen.'

Sie gingen in eine Konditorei. Swidwicki ließ sich ein Gläschen Kognak geben und dann noch eines. Darauf begann er zu erzählen: ,Es war eine Aufklärungsversammlung. Fräulein Sicklawer, ein Cicero in Röcken, begann verschiedene männliche Pfeffergurken und verschiedene vierzehnjährige Backfische, aus denen das Publikum vor allem bestand, so intensiv aufzuklären, daß mir ganz heiß dabei wurde. Die Pfeffergurken klatschten Beifall oder riefen „Pfui", als von den Eltern die Rede war. Die Backfische wurden ganz heiß und rückten auf ihren Sesseln, als ob sie auf Kohlen säßen, und alles ging vortrefflich. Da nahmen das Wort Herr Zitronenduft, Fräulein Gotower und noch ein Mädchen aus Kars, das, wie ich hörte, auf griechisch oder spanisch „Nichtdavon" heißt. Das reifere Publikum wurde ebenfalls warm und ich amüsierte mich königlich. Denn ich habe eigentlich gegen Aufklärung nichts einzuwenden. Gewiß nicht! Aber ich meine, daß es wirklich heiter sein soll, wenn man es auf Heiterkeit anlegt. Nach einigen Reden stand ich also auf, bat um das Wort und erklärte, ein Gedicht zu Ehren der Versammlung vortragen zu wollen. Man war einverstanden und rief mir von vornherein „Bravo" zu. Da begann ich zu deklamieren, kein eigenes Gedicht, sondern meine Travestie des Schwankes: „Der übermütige Thaddäus". Aber es dauerte nicht lange; es zeigte sich, daß mein Thaddäus so übermütig war, daß es auch sogar für sie zuviel wurde. Es mißfiel ihnen auch, daß ich, auf Fräulein „Nichtdavon" blickend, ein Auge zudrückte. Man rief: „Schluß! Pfui! Hinaus! Das ist Spott!" Und meine ideale Travestie verwandelte sich in ein reales Epos. — Denn als ich auf den Ruf: „Das ist Spott!" erwiderte: „Was sollte es sonst sein?", brüllten sie einstimmig: „Hinaus!" Wenigstens fünfzig Hände packten mich an den Schultern und am Genick, man tobte, prügelte mich, ich prügelte ebenfalls. Schließlich warfen sie mich ins Vorhaus und von da auf die Treppe und auf die Straße hinaus — den Schluß kennen Sie. Zum drittenmal: Ich habe mich königlich unterhalten!'

,Sie haben wenigstens Mut!' sagte der Arzt. ,Solche Dinge muß man zu verhindern suchen, selbst durch Provozierung eines Skandals; Sie haben richtig gehandelt und sind ein tüchtiger Nationaler.'

,Ich, ein Nationaler?' rief Swidwicki. ,Neulich haben sie mich aus einer nationaldemokratischen Versammlung hinausgeworfen, höflicher zwar, aber doch.'

Gronski lachte. ,Das ist also dein neuer Sport?' fragte er.

Damit endete das Gespräch, da die aus der Vorlesung kommenden

Massen ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Vor den Fenstern der Konditorei glitt ein schwarzer Menschenstrom vorbei, in dessen Mitte sich wirklich viele unerwachsene Schlingel und Backfische mit roten Wangen befanden. Als der Strom endlich vorbeigeflossen war, zeigten sich nach einer Pause in hellen Frühlingskleidern die Gestalten Hankas, Marynias und Frau Otockas in Krzyckis Begleitung.

XXXIII.

Auf die sogenannte ‚glückliche Periode' in Krzyckis Leben fielen einige kleine Schatten und zwar aus verschiedenen Gründen. Denn wenn auch einerseits seine Liebe für Hanka täglich wuchs, so begannen sich doch andererseits die verschiedenen kleinen Unannehmlichkeiten geltend zu machen, welche die Mutter vorausgesehen hatte. Es waren beinahe unsichtbare Dinge, die sich nicht festhalten ließen, aber sie trafen doch ein wenig. So ereignete es sich, daß die Damen aus Gorki Frau Krzycka zur Hochzeit Kajetanas mit Herrn Dolhanski einluden, die infolge der erlangten Dispens schon in wenigen Tagen stattfinden sollte. Frau Krzycka gratulierte und erklärte, daß auch sie ihr zur Verlobung ihres Sohnes mit Fräulein Anney gratulieren könnten. Da umarmten die beiden Frau Krzycka herzlich, was als Zeichen ihres Glückwunsches gelten sollte, aber eher Mitleid ausdrückte, um so mehr, als Frau Wlocka außer den Worten: ‚Gottes Wille!' kein Wort mehr sagte und Fräulein Kajetana ihre Augen so fromm zum Himmel aufschlug, als wollte sie Gott in der Höhe um Trost für das bekümmerte Mutterherz anflehen. Krzycki lachte, als sie sich entfernt hatten, wünschte ihnen aber im Grunde seines Herzens, daß sie den Hals brechen möchten. Als es sich jedoch einige Tage später herausstellte, daß Hanka allein aus dem ganzen Verwandtenkreis keine Einladung von diesen Damen erhalten hatte, wollte er Dolhanski einen Skandal machen, und es gelang der Mutter nur mit Mühe, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, indem sie versicherte, daß weder sie selbst noch Frau Otocka oder Marynia der Hochzeit beiwohnen würden. Krzycki ärgerte sich übrigens sogar darüber, daß ihm einige Bekannte im Gegensatz zu den Damen aus Gorki allzu feurig Glück wünschten, als ob er eine Heldentat vollbrächte. Seine Heirat und Hankas Herkunft wurde in den Salons Tagesgespräch. Mochten die größten politischen Änderungen vorgehen, mochten Bomben platzen und Streiks ausbrechen, — in den Salons sprach man einige Tage lang nur von Hanka, deren Namen verschiedene zarte Frauen in fragendem Tone langsam durch die Zähne lispelten, indem sie dabei die Augen zudrückten: ‚Anka — — Skubanka — n'est ce pas?' — Aber auch die Wünsche derer, die sie Krzycki mit allzu großem Feuer darbrachten, waren nicht bloß ein Re-

sultat ihrer Anerkennung für die Heldentat, die er durch die Heirat mit ‚Skibianka' vollbrachte. Hankas Mitgift und die Hoffnung, den künftigen Millionär auszunützen, spielte dabei die größte Rolle. Diese Mitgift, die — wie Frau Krzyda vorausgesehen hatte — für die örtlichen Verhältnisse recht bedeutend war, aber keineswegs Millionen betrug, wuchs in ihrer Meinung beinahe von Stunde zu Stunde, so daß sie eine fast märchenhafte Größe erreichte und die allgemeine Neugierde so sehr fesselte, daß sich alle Lorgnons auf ihren Wagen richteten, als Hanka mit ihren zwei jungen Freundinnen, Frau Krzyda und ihrem Verlobten, beim Wettrennen erschien. Die zarten Frauen des Highlife sagten zwar mit einem Blick auf ihr strahlendes, Glück und Gesundheit verratendes Antlitz, daß sie sogleich erraten hätten, daß sie ‚anderen Sphären entstamme', versicherten aber, daß der Highlife in den heutigen Zeiten seinen Schoß einer Person von solchem Reichtum eröffnen müsse. — Doch herrschte die Meinung vor, daß sie nicht hübsch genug sei, um Verliebtheit zu erwecken, und daß Krzycki sie nur des Geldes wegen heirate. — Nur die Damen aus Gorki verteidigten ihn, die bei ihren zahlreichen Besuchen überall zu verstehen gaben, daß ihr junger Nachbar nicht immer bloß Millionen gesucht habe — und erst nach Enttäuschung seiner anderen Träume sich gesagt habe, es sei in dem Falle besser, Geld zu haben, als gar nichts.

So gestaltete sich die äußere Lage. Aber auch am Himmel der Verlobten stiegen von Zeit zu Zeit kleine Wölkchen auf, die sich in dem Maße, als Krzyckis Liebe entbrannte, immer häufiger zeigten. Hanka zögerte gemäß englischer Sitte nicht, den Bräutigam bei sich zu empfangen, mit ihm allein lange Stunden zu verbringen, mit ihm in die Stadt zu gehen, ja sogar Ausflüge mit ihm zu unternehmen und sich mit dem Vornamen nennen zu lassen. Sie sagte sich, daß in einer großen, aufrichtigen Liebe auch die Freundschaft ihren Platz habe, und daß man ein aufrichtiger Freund und Kollege sein müsse, bevor man Gattin werde; sie meinte, Wladyslaw werde das verstehen und sie nicht nur um so mehr lieben, sondern auch um so mehr achten. Sie hatte einmal in einem englischen Buche gelesen, daß man lieben könne, ohne zu achten, und daß in dem Falle die Liebe derartigen Wandlungen unterliege, daß sie ein ewiges Unglück werden könne; sie wollte das vermeiden und ihr künftiges Leben auf sicheren Fundamenten aufbauen, und suchte darum neben seiner Liebe auch seine tiefsinnige Freundschaft zu erobern.

Aber hier begannen die Mißverständnisse zwischen den Verlobten. Der blondhaarige, blauäugige gute Freund, der rosige, fröhliche Kollege, der helle Kleider und Frühjahrshüte trug, war so wunderschön, daß Krzycki ihn zwar grenzenlos verehren lernte, aber bei jedem Alleinsein den Kopf verlor. Hanka glaubte, daß ein Verlobter trotz seiner grenzen-

losen Liebe doch zugleich auch ein Freund sein müsse, ein Mensch, auf dessen Schulter man jeden Augenblick vertrauensvoll das Haupt legen könne, ohne einen Mißbrauch und ein Ausnützen der Einsamkeit, der augenblicklichen Schwäche, der trüben Stunden oder des Umstandes, daß die Liebe die Frau entwaffnet und schwächt, fürchten zu müssen. Er jedoch handelte — vielleicht aus Kopflosigkeit — so, als ob er dächte, daß Freundschaft und Kollegialität die Rechte der Verlobung nur mehrten. Daraus entstand eine beiderseitige Wachsamkeit in ihnen: er merkte auf alles, was er ausnützen könne, sie auf alles, was man vermeiden könne. Diese anfangs schweigende Wachsamkeit verwandelte sich bald in Streit. Darauf folgte die Abbitte, die die Liebe beider nur erhöht hätte, wenn Krzycki nicht auch dabei zu feurig vorgegangen wäre. Auch war das Mißverständnis in Wirklichkeit tiefer als beide dachten, da Hanka meinte, daß er mit Rücksicht auf die einstigen Ereignisse zwischen ihnen um so enthaltsamer sein und eine um so größere Achtung zeigen müsse, er aber in den Augenblicken blinden Begehrens zu meinen schien, daß eben die Vergangenheit mit ihren verbrannten Brücken ihn zu allem berechtige. Deshalb zeigte sich ihnen der wundervolle Bau ihres Glückes nur mehr schattenhaft von Zeit zu Zeit, und wäre noch mehr und noch schneller verdunkelt worden, wenn in Krzycki nicht Material für alles vorhanden gewesen und ganz andere Augenblicke für ihn gekommen wären. Manchmal, wenn sie in hellen Nächten auf dem Balkon saßen, der von Hankas Wohnung aus in den Garten ging und vom benachbarten Balkon aus die Geigenklänge Marynias hörten und das Mondlicht still auf den gegenüberliegenden Mauern zu schlafen schien, da schlummerten auch Wladyslaws Sinne ein. Seine Seele wurde durch den Anblick des geliebten Wesens eingewiegt, daß sie wie ein weißer Engel in der Finsternis erglänzte, sie wurde trunken von Blütenduft, von der Musik emporgehoben; still wie eine stille Frühjahrsnacht löste sie sich in allgemeine, süße, reine Gefühle auf, die Hanka umfaßten und sie bis zu den Sternen erhoben. Die feinfühlige Seele des Mädchens empfand das dann und tauchte unter im Glück.

Aber das waren flüchtige Stimmungen. Einen Augenblick später, wenn Krzycki ihr ‚Gute Nacht' wünschte und ihr die Hand küßte, erwachte schon seine hungerige Gier, und er suchte ihren Mund, drückte ihre Brust an seine und verlor die Besinnung; wenn sie sich dann aus seinen Armen riß, sagte er ihr, er hätte ihr nicht versprochen, ein englischer Quäker zu sein, und sie trennten sich, wenn auch nicht zornig, so doch gedemütigt und traurig.

Und diese Traurigkeit war mit Liebe gepaart. Oft aber entwaffnete Hanka Wladyslaw durch seine große Offenheit, die eine seiner guten Eigenschaften ausmachte.

Nach einem heftigen Streit sagte er ihr einmal: ‚Du, meine Hanna, möchtest, daß ich auf eine Leiter klettere und auf der höchsten Sprosse sitzen bleibe. Für einen Augenblick kann ich das wohl. Aber beständig dort sitzen könnte ich ebensowenig, wie beständig auf Stelzen gehen. Glaube doch nicht, daß ich mehr bin, als ich wirklich bin. Ich bin ein gewöhnlicher Mensch, der sich nur durch seine übergroße Liebe zu dir von andern unterscheidet.‘

‚Nein, Wladek,‘ erwiderte Hanka, ‚ich will gar nicht, daß du eine Größe seiest, denn ich denke daran, daß die Engländer sagen: Gottes größtes Meisterwerk ist ein ehrlicher Mensch.‘

‚Ich denke, das bin ich.‘

‚Ja, aber denk daran, daß nicht der ehrlich ist, der nichts Böses tut, sondern der, der Gutes tut. Darin ist alles inbegriffen.‘

‚Auch das nehme ich an. Du wirst es mich lehren.‘ —

‚Und du mich.‘

‚Ha! Wir werden in Jastrzab wirtschaften und arbeiten, soviel wir nur können. Dort gibt es viele Arbeit und zwar solche, zu der ich fähig bin. Ein guter Landwirt, gut für die Leute zu sein, sie zu lehren, zu heben, zu bilden — ein guter Bürger des Landes zu sein und im Notfalle dafür zu sterben, dazu bin ich fähig, mein Wort darauf. Ja, das bin ich. Aber — alles in allem — wirst du es bei mir nicht schlecht haben, Hanna. Ich liebe dich zu sehr, als daß es dir schlecht gehen könnte. Heiß mich bloß nicht in einem fort auf der Leiter sitzen, meine Rosenkönigin, denn das kann ich nicht.‘

Seine Aufrichtigkeit und Geradheit versöhnten Hanka. Der Gedanke an ihr gemeinsames Leben in Jastrzab, an die Liebe zu dem Volke, dessen Kind sie war, an ihren Unterricht und ihre Arbeit für dieses Volk stimmte sie fröhlich und lockte sie so stark wie nichts anderes. Nach Polen zurückkehren und sich mit der polnischen Landbevölkerung beschäftigen, war gleich nach dem Tode des Herrn und der Frau Anney ihre Absicht gewesen. Und jetzt eröffnete eben diesen Ausblick vor ihr der ‚junge Herr‘, den sie noch als Kind geliebt hatte. Sie war ihm also dankbar, bereit, in seiner Seele die guten Eigenschaften zu überschätzen, die Fehler zu rechtfertigen, ihn zu lieben — und treu bei ihm auszuharren; dafür wollte sie nichts als das Gegengeschenk seiner Liebe, keiner bloßen Sinnenliebe, sondern einer wahren, reinen Liebe; er sollte auf sie blicken als auf seine Lebensgefährtin ‚for worse and better‘. —

Wenn deshalb Augenblicke kamen, in denen sie glaubte, daß er in ihr hauptsächlich den Gegenstand seiner Begierden sehe und keine Kraft zum Kampfe mit ihnen und zur Erhebung und Veredlung seiner Liebe

finden könne, da faßte Zweifel ihr Herz und sie konnte sich von dem Gedanken nicht befreien, daß er anders sei, als sie ihn haben wollte.

‚Aber er ist doch ein aufrichtiger, wahrheitsliebender Charakter,‘ tröstete sie sich, ‚und wo Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit ist, da kann sich alles finden.‘

Krzycki war wirklich in dem Grade aufrichtig, daß man ihn sofort wie Glas durchschauen konnte. Ein Beweis dafür war die Äußerung, die Dr. Szremski über ihn im Gespräch mit Gronski fallen ließ. ‚Mich interessiert das heutige Fräulein Hanka Skibianka noch zehnmal mehr als das frühere Fräulein Anney, und ich wünsche ihr von Herzen Glück. Aber wenn sie ihr Glück auf die Liebe Krzyckis zu ihr aufbaut, fürchte ich eine Enttäuschung. — Ich will nicht schlecht über ihn reden. Er ist sicher ein sympathischer Typus, ganz Pole. Hätte Krzycki vor hundert Jahren gelebt und wäre Ulane, so hätte er bei Samosierra ebenso trefflich reüssiert wie die Kozietulski und Niepolewski. Nur gehört er zu der Gattung Menschen, die für eine Idee oder aus Liebe zu jemandem leichter sterben, als für sie leben und in ihr ausharren können. Sich einer Idee oder einer Liebe zu jemandem zuwenden, wie die Magnetnadel sich nach Norden wendet, das liegt nicht in ihrer Macht. Sie brauchen Zerstreuung, Unterhaltung. Natürlich! Man muß nur denken, daß es jahrhundertelang niemandem besser erging als den verschiedenen Krzyckis und Gronskis — niemandem! Sie sogen die Lust aus dem Leben wie den Saft aus den Weintrauben. Sie aßen, tranken, unterhielten sich, lumpten — bah! duellierten sich auch zum Vergnügen. Sie waren weder schlecht noch grausam; denn ein glücklicher Mensch kann nicht ganz schlecht sein. Sie trugen eine gewisse Liebe zur Menschheit im Herzen. Sie schonten ihre Untertanen, vor allem aber — sich selbst. Daher liegt in der polnischen Natur immer viel Nachgiebigkeit. Jetzt sind die Zeiten der Buße da, aber die Nachgiebigkeit hat sich in der Sphäre, der Krzycki angehört, vererbt. Ihm genügt weder Frauen- noch Vaterlandsliebe. Er wird sie lieben und nötigenfalls für sie sterben, aber im Leben sich stets die Zügel schießen lassen. Sehen Sie, deshalb sagte ich, daß solche Leute unsere Gesellschaftsordnung nicht aufbauen.‘

‚Wer sonst?‘ fragte Gronski.

‚Künftige Generationen — ohne Bauch, ohne Gutmütigkeit und Schwatzhaftigkeit, keine Jäger nach Sinnenlust und Lebensfreude — nein, die sind zu allem gut und zu nichts fähig — es werden starke, hartnäckige, schweigsame, tüchtige Menschen sein. Not und Sklaverei haben seit hundert Jahren den Boden dafür bereitet.‘

‚Und die Gegenwart düngt ihn,‘ sagte Gronski. ‚Schade nur, daß der Dünger so stinkt.‘

‚Nicht der Dünger, nur der Flugsand, der unsere Erde unfruchtbar macht,‘ erwiderte der Arzt energisch. Und er begann zu fluchen.

XXXIV.

Dolhanski beeinflußte indes seine Braut und seine künftige Schwiegermutter so sehr, daß er sie zwang, Hanka persönlich zur Hochzeit einzuladen. Er bestimmte sie dadurch dazu, daß er sagte, man müsse auf alle Fälle wenigstens dem Anschein nach das gute Verhältnis mit den künftigen Nachbarn von Jastrzab aufrecht erhalten, und überzeugte sie vor allem durch die Nachricht aus der hohen Gesellschaft, die besagte, daß der Highlife sich mit dem Gedanken, Hanka aufzunehmen, befreunde und sie sich einstweilen in der Kirche aus der Nähe ansehen wolle. Nach ihrem Besuche, bei dem sich Mutter und Tochter unter dem wachsamen Auge Dolhanskis nicht bloß korrekt, sondern sogar ganz freundlich benommen hatten, änderte auch Frau Krzyda ihre Absicht, an der Hochzeit nicht teilzunehmen.

Sie fand in den ersten Tagen der Woche in der Kirche der Salesianerinnen unter zahlreicher Teilnahme der Damen der großen Welt und der titeltragenden Kollegen Dolhanskis aus dem Klub statt. Es spielte dabei tatsächlich die Lust, sich das Bauernmädchen mit den Millionen aus der Nähe anzusehen, eine Rolle, aber auch Dolhanski galt das Interesse.

Diejenigen unter seinen Bekannten, welche die Damen aus Gorki kannten, hatten vorher erzählt, daß er ein vermögendes, altes, lächerliches Mädchen heirate, deshalb wollten seine guten Kollegen sehen, welche Miene er machen werde, um später Stoff für ihre Spöttereien und Witze zu haben. Aber in dieser Hinsicht erwartete sie eine vollständige Enttäuschung. Dolhanski ging, geführt von Gronski und dem Grafen Gil, so selbstgewiß, so kalt und lächelnd durch die Kirche, als ob er das Recht und die Lust dazu hätte, seine Kollegen zu verspotten. Das große, hagere Fräulein sah übrigens in dem Hochzeitskleid mit Schleppe nicht so übel aus. Sie hatte zuviel Puder im Gesicht, einen zu langen Schleier, und zitterte zu sehr wie Espenlaub, was den Eindruck machte, als ob dieses Espenlaub ein wenig absichtlich zittre. Doch lag in ihr nichts sehr Lächerliches, und als sie vor dem Altare niederkniete, mußten die Damen und die Kavaliere, die aus dem Hintergrund zusahen, zugeben, daß in ihrer weißen, schlanken Gestalt sogar etwas Anmut liege. Aber die Augen der Anwesenden waren vor allem auf Hanka gerichtet, welche an der Hand Wladyslaws wie eine helle Frühjahrswolke das Kirchenschiff durchwandelte. Den Herren aus dem Klub schien die Kirche vom Augenblick ihres Eintrittes an heller geworden zu sein.

Inzwischen beneidete man Wladyslaw um Herrn Anneys Millionen und um Hanka, die die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr auf sich gelenkt

hatte, daß Frau Otocka und Marynia fast unbemerkt hindurchgingen. Die Damen der großen Gesellschaft blickten übrigens weder auf die eine noch auf die andere, weil Krzycki, dessen Gestalt und Antlitz an einen Ulanen aus den Zeiten des Fürstentums Warschau erinnerten, die Strahlen aller Schildkrotlorgnons auf sich zog.

Als der Priester erschien, trat Stille ein; die Zeremonie begann. Die Lorgnons richteten sich jetzt auf den Altar. Aus der Ferne sah man den aus einem Orangenblütenkranz herabfießenden Schleier der jungen Dame und den oben etwas kahlen Kopf Dolhanskis, über den ein Reflex der im Finsteren schimmernden Kerzen dahinglitt. Krzycki neigte sich Hanka zu und flüsterte: ‚Bald werden auch wir . . .‘, und sie drückte die Lider zu zum Zeichen der Bejahung. Als ihre Augen einander begegneten, errötete sie dann heftig und erhob ihr Spitzentüchlein zum Munde; dann heftete sie ihren Blick auf den Altar; sie erinnerte sich nämlich, wie ihnen vor kurzem die Kerzen in der hl. Kreuzkapelle ebenso geleuchtet hatten, als sie gemeinsam um ihr künftiges Glück beteten. Ja! Bald würden sie wieder dort knien, um sich nie mehr im Leben voneinander zu trennen. Bei dem Gedanken hob ein süßes und zugleich unruhvolles Gefühl ihre Brust.

Da ließ sich in der Stille die Stimme des Priesters hören: ‚Eduard, willst du diese Kajetana, die du vor dir siehst, zur Frau nehmen?‘ Als Dolhanski das entschieden bejahte und nach ihm auch Kajetana lispelte, daß sie diesen Eduard wolle, band man ihre Hände mit der Stola und die Zeremonie nahm schnell ein Ende; dann verließ der Hochzeitszug die Kirche. Das junge Paar sollte in zwei Stunden ins Ausland reisen, vorher aber wartete im Hotelsaal das Mittagessen auf sie, zu dem man aus dem Verwandtenkreis des jungen Gatten nur Frau Krzycka mit Wladyslaw und Hanka als seine Verlobte und beide Schwestern, von entfernteren Bekannten nur Gronski und den Grafen Gil als Brautführer geladen hatte. Das Diner mit den unvermeidlichen Toasten dauerte nicht lange, dann trennte sich das junge Paar und ging in seine Wohnung, um nach einiger Zeit schon in Reisekleidern wieder zu erscheinen. Es begannen die gewöhnlichen Reisevorbereitungen, das Hinaustragen der Koffer, der kleinen Gepäcke und der prächtigen Reisezurüstungen Dolhanskis, der auch während der Zeit des Mittagmahles und der letzten Augenblicke soviel kaltes Blut und soviel Phlegma zeigte, daß alle englischen Lords ihn darum hätten beneiden können.

Seine imposante Ruhe stach seltsam von der Unruhe und Zerstreutheit der Braut ab. Eine halbe Stunde vor der Abreise, gleich nachdem sie ihr Reisekleid angelegt hatte, begann Frau Dolhanska ihrer Mutter fragende Blicke zuzuwerfen, als ob sie von ihr etwas erwartete, was übergangen und vergessen worden sei und worauf man keinesfalls verzichten

dürfe. Das dauerte so lange, daß es allgemeine Aufmerksamkeit erregte, und als Frau Wlocka die fragenden Blicke nicht zu verstehen schien, rief Frau Kajetana sie zu einer Unterredung unter vier Augen in ein Zimmer, das neben dem Saale lag, in dem das Mahl eingenommen worden war.

Die Gäste hörten eine Viertelstunde furchtsame, gedämpfte Ausrufe: ‚Ach!' und ‚Och!' Dann trat die Braut in den Saal, die Augen mit den Händen bedeckend. Aber nach einer Weile ließ sie die Hände am Kleide herabgleiten und fragte mit kaum hörbarer, ersterbender Stimme und einem Blick, wie eine Antilope auf den Löwen blickt: ‚Eduard, ist vielleicht schon Zeit?'

Gronski, Krzycki und Graf Gil bissen sich auf die Lippen, Dolhanski aber blickte auf die Uhr und sagte: ‚Wir haben noch fünf Minuten Zeit.'

XXXV.

Die Wölkchen, die sich zwischen Hanka und Krzycki gezeigt hatten, begannen sich allmählich in Wolken zu verwandeln. Bisweilen hörten sie auf, einander zu verstehen. Hanka kämpfte immer häufiger mit dem Gedanken, ob nicht Wladyslaw trotz seines guten Herzens und seiner Fähigkeit, alles Hohe und Edle mitzuempfinden, doch der schwache Charakter sei, der im Augenblick einer plötzlichen Anwandlung oder leidenschaftlicher Erregung ihnen nicht widerstehen und keine Kraft aufbringen könne, wenn es auch um seine eigene Menschenwürde ginge. Bei dem Gedanken wurde sie tieftraurig gestimmt. Aber noch schmerzlicher berührte sie eine andere Seite der Sache. Sie kam zu der Überzeugung, daß seine Gefühle für sie damals besser, reiner und schamhafter gewesen waren, als sie noch Fräulein Anney war. Sie erinnerte sich an verschiedene Momente in Jastrzab und Warschau, in welchen sie sicher war, daß die brennende Liebesflamme, welche in seinem Herzen glühte, zugleich eine Opferflamme der Achtung war. Als sie ihm aber erklärt hatte, daß sie die frühere Hanka sei, hatte sich das reine Feuer vorwiegend in Sinnenglut verwandelt. Warum? War die einstige Sünde oder der Umstand, daß sie ein Bauernmädchen war, die Ursache davon? Als Antwort auf die Frage fühlte Hanka einen stechenden Schmerz; denn sie empfand, daß es aus beiden Gründen geschehen sei.

Aber sie irrte sich, wenn sie dachte, daß Krzycki es nicht verstehe, daß er eben aus diesen beiden Gründen geradezu entgegengesetzt verfahren sollte, um in ihr die Erinnerung an die Jugendsünde auszulöschen, sie in ihren eigenen Augen zu heben und in ihr seine künftige Frau zu ehren. Er verstand das vollständig und es ereignete sich häufig, daß er nach der Trennung von ihr sich heftig ausschalt und Besserung gelobte. Weil er sich aber bei seinem leichten Leben an gar keinen Kampf gewöhnt hatte

und vor allem an keinen Kampf mit den eigenen Neigungen, so dauerte das nur kurze Zeit, nur solange, als er von ihr entfernt war, als ihn die von ihr ausstrahlende Wärme nicht umgab, er ihre Hände nicht in den seinen fühlte und sich nicht an ihren weiblichen Reizen berauschte. Dann erblindete seine Vernunft, es dunkelte um ihn, er wurde der Sklave seines Blutes, ein bloßer Faktor der Sophismen seiner Sinne, und die Erinnerung an die frühere Hanka aus der Mühle verdoppelte die Versuchung, statt sie abzuhalten.

Unter diesen Umständen mußte sich früher oder später über ihren Häuptern ein Sturm erheben und Verwüstungen anrichten. Und er erhob sich früher als Krzycki dachte.

Als er einst in einer schwachen Stunde zu Hanka ging, traf er sie in einer ungewöhnlichen Verfassung. Sie war gereizt, ihr Antlitz wies rote Flecken auf, ihre Augen waren gerötet und die Hand, die sie ihm reichte, zitterte stark. Anfangs wollte sie ihm nicht sagen, was geschehen sei, als sie aber beieinander saßen, begann er sie anzuflehen, doch nichts vor ihm geheimzuhalten und ihm nicht bloß als ihrem Verlobten, sondern als ihrem besten Freunde zu sagen, was vorgefallen war. Hanka versöhnte der Appell an die Freundschaft immer; sie sagte also nach einer Weile traurig: ‚Mir ging es nicht darum, etwas zu verbergen, doch wollte ich den Schmerz für mich behalten. Haben Sie mein Dienstmädchen Pauline bemerkt?‘ Hanka sagte seit einer gewissen Zeit zu ihrem Verlobten ‚Sie‘, da sie meinte, ihn auf diese Weise leichter in entsprechender Entfernung halten zu können.

‚Pauline?‘ wiederholte Krzycki und wurde plötzlich unruhig, obwohl er sich schließlich nichts vorzuwerfen hatte. ‚Pauline? Und ob! Sie war ja in Jastrzab, und ich habe sie heute hier gesehen. Was gibt es?‘

‚Sie hat mir eine schrecklich peinliche Szene aufgeführt und mir gekündigt?‘

‚Warum?‘

‚Das weiß ich eben nicht. Sie war immer sehr heftig und nervös, aber sehr ehrlich. Ich habe mich an sie angeschlossen und erwartete dasselbe von ihr. Aber seit einiger Zeit bemerkte ich eine Art Widerwillen gegen mich, der täglich zunahm. Ich war niemals hart gegen sie — ganz im Gegenteil. Ich habe also alles auf ihre Nervosität geschoben. Indessen kam es heute zu einem Ausbruch. Wie schrecklich mir das doch ist!‘

Hankas Stimme brach und man konnte erkennen, daß sie den ganzen Vorgang tief empfand; Krzycki drückte also ihre Hand an die Lippen und fragte mitleidig: ‚Was für ein Ausbruch?‘

‚Nachmittags, oder besser nach Marynias Rückkehr von der Probe sollten wir mit ihr und Zosia in die Stadt fahren; ich bat sie also, mir

ein Kleid zu holen, damit ich mich umziehen könne. Pauline ging es holen und brachte es wie gewöhnlich; plötzlich aber warf sie es auf den Boden, trat darauf und schrie mit gellender Stimme, sie wolle bei mir nicht mehr dienen. Im ersten Augenblick verlor ich den Kopf; ich dachte, daß sie wahnsinnig geworden sei.'

,Ganz sicher!' unterbrach sie Krzycki; ,aber was weiter?'

,Sie schlug die Türe zu und ging. Ich habe sie nicht mehr gesehen. Eine Stunde später kam jemand, um ihre Sachen und ihren Lohn zu holen.' Hier schüttelte Hanka den Kopf. ,Und doch, wenn ich an diesen Widerwillen denke und an ihre letzten Worte, meine ich, daß es kein Anfall von Geistesstörung, sondern ein Ausbruch von Haß war, den sie nicht länger zurückdrängen konnte. Welche Enttäuschung für mich, welche Enttäuschung!'

,Meine Geliebte, Hanka!' sagte Krzycki, ihre beiden Hände fassend. ,Warum sich das Vorgehen einer dummen, boshaften Person so zu Herzen nehmen? Das ist sie, nichts weiter. Man brauchte sie bloß anzusehen. Beruhige dich, Hanka, das ist doch bloß eine augenblickliche Aufregung, die man schnell vergessen muß. Denk daran, wer du bist und wer sie! Es sind Zeiten gekommen, in denen sich alles von oberst zu unterst kehrt. — Solche Dinge ereignen sich jetzt überall. Aber das wird vorbeigehen. Einstweilen haben wir beide so viele Gründe zur Freude, daß diese kleinen Nadelstiche demgegenüber verschwinden sollten.' Und er drückte ihre Hände abwechselnd an seinen Mund und an seine Brust und sah ihr in die Augen, aber das vermehrte ihren Schmerz; denn Hanka hatte ihm, um ihm und sich nicht zu wehe zu tun, nicht alles bekannt. Sie hatte vor allem verschwiegen, daß ihr das wütende Mädchen beim Abgang zugerufen hatte: ,Du Bäuerin! Du solltest mir dienen, nicht ich dir! — Du gehörst zu den Kühen, nicht in den Palast!' Vielleicht hätte sich Hanka diese Worte nicht so zu Herzen genommen, wenn nicht die vorhergegangenen Aufregungen mit Krzycki und der Gedanke gewesen wäre, daß auch er gewisse Grenzen vielleicht deshalb überschritten hatte, weil sie früher seine Geliebte und ein Bauernmädchen gewesen war. Aber eben dieser Grund drückte ihr den Dorn noch tiefer ins Herz, und sie begann für ihr künftiges Leben zu fürchten, in dem sich solche Vorgänge häufiger ereignen konnten.

Auch Krzyckis Worte über die Freude, die sie erwarteten, waren darum bloß ein Tropfen, der den Kelch der Bitterkeit zum Überfließen brachte, und seine Liebkosungen wirkten auf das schmerzgebeugte Mädchen wie auf ein Kind, das um so gerührter wird, je mehr man es tröstet. Ein Augenblick der Schwäche und der Erschöpfung kam über sie. Ihre gewöhnlichen Kräfte verließen sie, ihre Nervenkraft schwand und sie begann zu weinen und barg aus Scham über ihre Tränen ihr Antlitz an seiner Brust.

‚Hanka, meine Hanka!‘ wiederholte Krzycki. Und er küßte ihr blondes Haar. Dann faßte er ihren Kopf bei den Schläfen, hob das verweinte Gesicht auf und küßte ihre Tränen weg. Sie wehrte sich nicht, er küßte also nach einer Weile auch ihre zitternden Wangen. ‚Hanka! Hanka!‘ flüsterte er mit erstickter Stimme. Glühende Begierde verdunkelte immer mehr seinen Verstand, sein Herz, seine Erinnernng. Er trank von ihren Lippen, bis ihm der Atem stockte. Er verlor gleich einem Trunkenen seine Besinnung und umarmte sie am Schluß. ‚Hanka! Hanka!‘ . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Und er beleidigte sie schwer, fügte zu der heute erlittenen Demütigung eine neue hinzu, zu der Beschimpfung eine neue Beschimpfung, und ein Abgrund tat sich zwischen ihnen auf.

XXXVI.

Als Krzycki am nächsten Morgen nach kurzem, ermüdendem Schlummer früh erwachte, war er bekümmert und voll rasenden Zornes gegen sich selbst. Er erinnerte sich an alles, was vorgegangen war. Er erinnerte sich, daß die gestrige Trennung von Hanka beinahe einer Ausweisung gleichgekommen war; er hörte seine eigenen, elenden, grausamen Worte wieder, die er ihr im Moment der Trennung in der Aufregung zugerufen hatte; wenn ihr Widerstand der Furcht entspringe, daß er später die Ehe lösen würde, so sei diese Furcht nichtig. — Er hatte also ihren Widerstand schlechten, berechneten Motiven zugeschrieben. Und er, ein Mensch, der sich auf seine gute Erziehung und auf sein feines Ehrgefühl, ja auch auf seine persönliche Würde viel zugute tat, er, Krzycki, besaß die seelische Unverfrorenheit, so vorzugehen und solche Dinge zu sagen. Im ersten Augenblick nach dem Erwachen erschien ihm das rein unmöglich, als bloße Fortsetzung des bedrückenden Traumbildes, das bei Tageslicht verschwinden mußte.

Aber dieses Traumbild war traurige Wirklichkeit. Man mußte damit rechnen und sich irgendwie behelfen.

Krzycki schrieb also einen Brief, in dem er sich an die Brust schlug, anklagte und um Verzeihung bat. Er sagte, daß niemand ihn so sehr verdammen könne wie er sich selbst, und wenn er wage, um Verzeihung zu bitten, so geschehe es in der Hoffnung, daß vielleicht noch eine Stimme, ein Echo besserer Zeiten in ihrem Herzen für ihn spreche und ihm Verzeihung erlange. Er bat schließlich um die Erlaubnis, die Worte des Briefes persönlich wiederholen zu dürfen, und um eine Antwort, selbst für den Fall, wenn das über ihn verhängte Urteil aufrecht erhalten werden sollte.

Als ihm aber der Dienstmann, der den Brief hingetragen hatte, bei der Rückkehr mitteilte, daß keine Antwort erfolgen werde, verfiel er in



„Hanka, meine Hanka!“ wiederholte Krzycki. Und er küßte ihr blondes Haar. Dann faßte er ihren Kopf bei den Schläfen, hob das verweinte Gesicht auf und küßte ihre Tränen weg. Sie wehrte sich nicht, er küßte also nach einer Weile auch ihre zitternden Wangen. „Hanka! Hanka!“ flüsterte er mit erstickter Stimme. Glühende Begierde verdunkelte immer mehr seinen Verstand, sein Herz, seine Erinnerung. Er trank von ihren Lippen, bis ihm der Atem stockte. Er verlor gleich einem Trunkenen seine Besinnung, und umarmte sie am Schluß. „Hanka! Hanka!“ . . .

— — — — — — — — — — — — — —

[illegible] er beleidigte sie schwer, fügte zu der heute erlittenen Demütigung eine neue [illegible], zu der Beschimpfung eine neue Beschimpfung, und ein [illegible] tat sich zwischen ihnen auf.

XXXVI.

[illegible] am nächsten Morgen nach kurzem, ermüdendem Schlummer [illegible] bekümmert und voll rasenden Zornes gegen sich [illegible] sich an alles, was vorgegangen war. Er erinnerte sich [illegible] Trennung von Hanka beinahe einer Ausweisung gleich [illegible] seine eigenen, elenden, grausamen Worte wieder, die [illegible] der Trennung in der Aufregung zugerufen hatte, wenn [illegible] Furcht entspringe, daß er später die Ehe lösen [illegible], so [illegible] richtig. — Er hatte also ihren Widerstand schlechten, be[illegible] zugeschrieben. Und er, ein Mensch, der sich [illegible] und auf sein feines Ehrgefühl, ja auch auf seine [illegible] zugute tat, er, Krzycki, besaß die seelische Unverfrorenheit, [illegible] und solche Dinge zu sagen. Im ersten Augenblick nach dem [illegible] ihm das rein unmöglich, als bloße Fortsetzung des [illegible] Traumbildes, das bei Tageslicht verschwinden mußte.

[illegible] dieses Traumbild war traurige Wirklichkeit. Man mußte damit [illegible] und sich irgendwie behelfen.

Krzycki schrieb also einen Brief, in dem er sich an die Brust schlug, anklagte und um Verzeihung bat. Er sagte, daß niemand ihn so [illegible] v[illegible] können wie er sich selbst, und wenn er wage, um Verzeihung zu [illegible], so geschehe es in der Hoffnung, daß vielleicht noch eine Stimme [illegible] besserer Zeiten in ihrem Herzen für ihn spreche und ihm Verzeihung erlange. Er bat schließlich um die Erlaubnis, die Worte des Briefes persönlich wiederholen zu dürfen, und um eine Antwort, selbst für den Fall, wenn das über ihn verhängte Urteil aufrecht erhalten werden sollte.

Als ihm aber der Dienstmann, der den Brief hingetragen hatte, bei der Rückkehr mitteilte, daß keine Antwort erfolgen werde, verfiel er in



Gebhard Fugel / Jesus am Ölberg



wirkliche Verzweiflung. Als Schoßkind des Lebens, das an Widerstand und Hindernisse nicht gewöhnt und überzeugt war, daß ihm alles gebühre, glaubte er jetzt, es sei mehr, als er verdiene, es werde ihm jetzt ein Unrecht zugefügt. Doch gab er noch nichts für verloren. Er hoffte, daß Hanka vielleicht vor der Lektüre des Briefes erklärt hätte, es werde keine Antwort erfolgen; aber nach der Lektüre, milder gestimmt, ihren Beschluß zurückziehen werde. Von dieser Hoffnung gestärkt, zog er sich an und ging eine Stunde in der Stadt herum, um Hanka Zeit zu geben, mit ihrem eigenen Herzen abzurechnen, und läutete dann an ihrer Tür.

Er wurde aber nicht aufgenommen. Da kam ihm der Gedanke, sich zu Frau Otocka zu begeben. Nach einer Weile bemerkte er jedoch, daß die Gründe seiner Trennung von Hanka derartige waren, daß er weder mit Frau Otocka noch mit der Mutter darüber reden konnte. Er begann Hanka geradezu der Grausamkeit zu zeihen, litt aber um so mehr, je größer die Schwierigkeiten wurden, die sich zwischen ihnen auftürmten. Er konnte sich keinesfalls mit dem Gedanken befreunden, daß ihm das, was er als sein eigen betrachtete, genommen werden sollte, und beweinte sich selbst wie alle Schwächlinge.

Von Frau Otocka begab er sich zu Gronski, den er für den einzigen Menschen hielt, mit dem er offener reden könnte und dessen Mittlerschaft erfolgreich sein könnte. Aber auch hier erwartete ihn eine Enttäuschung. Gronski litt seit einigen Tagen an einem Augenleiden und durfte nicht lesen, was ihn in schlechte Laune versetzte. Deshalb empfing er Krzycki gleichgültiger als gewöhnlich. Krzycki überzeugte sich dabei, daß es nicht bloß mit Frau Otocka oder der Mutter, sondern sogar mit einem Manne und alten Freunde, der um sein früheres Verhältnis mit Hanka wußte, schwer war, über den Grund der Trennung zu sprechen. Das Schamgefühl erstickte ihn fast und er wendete und drehte die Sache so, sprach so allgemein über ein Mißverständnis und das Bedürfnis freundschaftlicher Vermittlung, daß Gronski schließlich mit einem Schatten von Ungeduld fragte: ‚So sag' mir nur endlich, worüber ihr euch entzweit habt, dann werde ich dir sagen, ob ich die Vermittlung übernehmen kann.‘ Er legte der Sache offenbar keine Wichtigkeit bei, da er mit der Hand fuchtelte und hinzufügte: ‚Am besten ist es, ihr versöhnt euch selbst.‘

‚Nein,‘ erwiderte Krzycki. ‚Die Sache ist wichtiger als Sie denken; wir selbst werden uns nicht versöhnen können.‘

‚Worum handelt es sich also?‘

Scham, Anstrengung und Mühe malten sich auf Wladyslaws Gesicht.

‚Im Augenblick bewußtloser Leidenschaft,‘ sagte er, ‚habe ich — —, wollte ich — — gewisse Grenzen — — überschreiten.‘ — Und brach ab.

Gronski blickte ihn erstaunt an und fragte: ‚Und sie?‘

‚Wenn etwas geschehen wäre, wäre es ja nicht zum Bruche gekommen und ich könnte jetzt darüber nicht reden. Sie wies mir die Tür und befahl mir, nicht wieder zu kommen.‘

‚Gott segne sie!‘ rief Gronski.

Dann trat Schweigen ein. Gronski ging mit großen Schritten durch das Zimmer und wiederholte jeden Moment: ‚Unglaublich!‘ und ‚Unerhört!‘ und sein Antlitz wurde immer strenger und kälter.

Dann setzte er sich und sagte langsam, den Blick auf Krzycki gerichtet: ‚Ich habe selbst unter unserer Aristokratie viele Leute kennen gelernt, bei denen unter der Tünche ihres gesellschaftlichen Schliffes, ihrer hohen Geburt und allen Anzeichen einer vornehmen Erziehung ganz gewöhnliche niedere Gemeinheit schlummerte. Wenn diese Bemerkung dir ein Trost sein kann, nimm sie an; einen anderen habe ich für dich nicht.‘

Eine Zorneswoge überschwemmte plötzlich Krzyckis Herz und Kopf. Eine Weile kämpfte er mit sich, um nicht loszubrechen und eine Schmähung nicht mit einer zweiten zu beantworten; schließlich bezwang er sich und erwiderte dumpf: ‚Ich habe es verdient.‘

Gronski aber ließ sich durch dieses Bekenntnis nicht entwaffnen und fuhr fort: ‚Nein, mein Lieber. Ich übernehme deine Verteidigung keinesfalls, da ich gegen meine Überzeugung auftreten müßte. Du durftest weniger als jeder andere dir nachgeben — mit Rücksicht auf die Vergangenheit. Und deine Braut muß diese Auffassung teilen und vergißt dabei überdies ihre Herkunft nicht. Du durftest es am allerwenigsten! Sie hatte hundertmal recht, dich hinauszuweisen. Die Sache ist wirklich ernster, als ich dachte, so ernst, daß ich keine Abhilfe kenne. Du hast in Fräulein Hanka nicht deine künftige Frau geehrt und darum auch dich selbst und deine Ehre in den Staub getreten. Wie kann sie dich demgegenüber ehren und was kann sie von dir denken?‘

‚Ich weiß es,‘ erwiderte Krzycki ebenfalls mit dumpfer Stimme, ‚und habe mir das alles schon selbst gesagt. Ich habe sie heute früh in einem Briefe um Verzeihung angefleht — sie antwortete nicht. Ich war persönlich bei ihr — sie hat mich nicht empfangen. So kam ich denn zu Ihnen als meinem letzten Rettungsanker — denn für mich spricht nur eines: Ich habe schlecht, niederträchtig schlecht gehandelt, aber ich habe nicht aufgehört, sie zu lieben. Ich kann ohne sie nicht leben, und wenn Sie es mir auch nicht glauben, unter der Raserei, die mich befiel, unter dem Schaum, der mich verblendete und in dem ich jetzt ertrinke, ruht eine tiefe, reine Liebe . . .‘

Gronski durchmaß wieder das Zimmer mit großen Schritten, denn Krzyckis Worte rührten ihn.

Der aber fuhr fort: ‚Wenn sie meine Briefe nicht lesen und mich

nicht aufnehmen will, so werde ich ihr das nicht sagen können. Es muß ihr das also jemand anderer in meinem Namen sagen. Die Mutter oder Frau Otocka kann ich damit nicht behelligen. An Sie dachte ich — wenn Sie mir es aber abschlagen, dann habe ich niemand mehr . . .'

‚Blick doch der Wirklichkeit in die Augen,' sagte Gronski sanfter. ‚Ihre Liebe zu dir kann ja ein für allemal in die Brüche gegangen sein. Woher soll sie sie nehmen, wenn sie sie nicht mehr hat?'

‚So soll sie es mir sagen, das ist sie mir doch schuldig.'

Neuerdings trat Schweigen ein. ‚Höre,' sagte Gronski schließlich, ‚ich war immer dein und deiner Mutter Freund, aber diese Mission, die du mir anvertrauen willst, kann ich nicht übernehmen. Unter anderem auch deshalb nicht, weil deine Braut mich ebenso ohne Antwort lassen kann wie dich. Mit einem Blick, mit einem Wort wird sie meine Lippen schließen — und damit endete es. Aber versuche es auf einem anderen Wege. Fräulein Hanna geht ziemlich oft mit Marynia zur Probe, der ich immer beiwohne; dann begleite ich beide nach Hause. Komm mit mir. Vielleicht findest du eine Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Auf dem Rückweg werde ich Marynia auf die Seite nehmen, und du wirst mit ihr bleiben. Ich denke, sie wird dich schon mit Rücksicht auf Marynia nicht abweisen, die sie in unsere Vorgänge nicht einweihen will. Dann kannst du ihr sagen, was du mir gesagt hast, und kannst sie auch um eine Unterredung bitten, die, wenn es nicht anders sein kann, die letzte sein soll. Man muß euern Bruch auch vor der Welt beschönigen; ich meine also, daß sie damit einverstanden sein wird. Wenn nicht, denken wir an etwas anderes.'

Krzycki drückte ihm die Hand und sagte: ‚Sie könnten Zosia fragen, ob es für immer gilt.'

‚Du wirst doch einsehen, daß sie vielleicht auch mit Frau Otocka über die Veranlassung eueres Bruches nicht wird reden wollen.'

‚Wohl, wohl!'

‚Aber du hast jetzt Fieber,' sagte Gronski. ‚Deine Hände glühen. — Geh, versuch' dich abzukühlen und zu beruhigen.'

XXXVII.

Laskowicz sah jetzt Marynia täglich von weitem. Selbst an Regentagen, wenn sie nicht zu Fuß zur Probe ging, sondern hinfuhr, wartete er an der Stiege, um sie aussteigen zu sehen. An schönen Tagen erwartete er sie gewöhnlich in der Nähe ihres Hauses und folgte ihr dann. Da unter der Dienerschaft des Gebäudes sich einige ‚Genossen' befanden, erleichterten diese ihm den Eintritt zur Probe. Es war ihm leicht, sich in einer Loge oder in den letzten Sesselreihen zu verbergen, da zur Zeit der Proben nur das Podium erleuchtet war, im Saale selbst aber kaum einige

Lampen die Dunkelheit erleuchteten, die nur deshalb brannten, damit die kleine Schar der privilegierten Musikfreunde vor dem Orchester nicht ganz im Dunkel sitze. — Unter diesen Privilegierten erkannte Laskowicz häufig Bekannte: Gronski, Frau Otocka, den alten Notar, Fräulein Anney, bisweilen Krzycki und zwei oder dreimal den Doktor Szremski. Aber trotz des Hasses gegen Wladyslaw und teilweise gegen den Arzt und Gronski beschäftigte er sich wenig mit ihnen und dachte kaum an sie, da sich seine Augen fast keine Sekunde lang von Marynia losreißen konnten. Er verschlang ihre jungfräuliche, am Rande des Podiums stehende, in den Glanz des elektrischen Lichtes getauchte, selbstleuchtende Gestalt mit seinen Blicken und dachte dabei an jene Alabasterfigur, die der alte Kanonikus als seinen größten Schatz angesehen hatte. So vergötterte er sie in seiner wilden, fanatischen Seele. Aber weil er sich gegen jede Gottheit auflehnte, kämpfte er auch mit dem eigenen Gefühl der Verehrung, suchte es zu erniedrigen und zu vernichten.

Manchmal stand er nahe am Rande des Wahnsinns, und dann war er bereit, die ganze Stadt zu vernichten, zu töten, anzuzünden, um dieses silberne Mädchen mitten im Blutbade und in der Verwüstung an sich zu reißen und zu besitzen — und dann mit ihr und allen zugrunde zu gehen. Er träumte davon, daß inmitten des revolutionären Sturmes, der die Wogen des Proletariates peitschte, auch die Stunde der allgemeinen Verwüstung schlagen könne. Er liebte Marynia und haßte sie zugleich, da er dachte, daß sie auf ihn blicke wie auf einen Wurm, der sich zu ihren Füßen winde und keinen Blick verdiene. In dieser Überzeugung befestigte ihn der Umstand, daß seine Briefe auf sie offenbar nicht den geringsten Eindruck machten und ihre gewöhnliche Heiterkeit nicht störten. Laskowicz hatte Pauline das Wort gegeben, Marynia nur von weitem anzusehen; er konnte sich ihr also nicht nähern, wenn auch nur deshalb nicht, weil sie nie allein ging. Aber er konnte es natürlich nicht erraten, daß Frau Otocka seine Briefe empfing und verbrannte und Marynia von nichts wußte. Er glaubte, daß die leidenschaftlichen Ausrufe, in denen die Worte ‚o Geliebte!‘ sich jeden Augenblick wiederholten, und die feurigen Anfälle, in denen er sich in Demut seiner Gottheit zu Füßen legte und sich ihr als mächtiger Geisterkönig zeigte, der die Menschenwoge in eine unbekannte Zukunft hintrieb, einen Erfolg haben müßten. ‚Zorn, Haß, meinetwegen!‘ sagte er sich. ‚Aber nichts, nichts? Sie geht an mir wie an einem Straßenhund vorbei — sie sieht mich nicht an, will mich nicht erkennen!‘

So war es auch. Wenn sie auf der Gasse vorbeigingen, erkannte Marynia Laskowicz nicht und konnte ihn nicht erkennen, weil er seit der Abreise aus Jastrząb seinen jugendlichen Vollbart hatte wachsen lassen und Swidwicki ihm dann diesen, den Schnurbart und das Hauptghaar gold-

blond gefärbt hatte, um ihn vor der Polizei unkenntlich zu machen. Er trug auch einen anderen Anzug und eine andere Brille, aber das vergaß er und verbiß sich in die Vermutung, daß ihre Augen ihn nicht sehen oder nicht erkennen wollten, vor allem deshalb, weil sie seiner nie gedachte, und ferner, weil sie dem gesellschaftlichen Olymp angehörte und er dem ‚proletarischen Misthaufen'. Unter solchen Eindrücken verwandelte sich sein Kummer in Wut. Mit wilder Zufriedenheit dachte er daran, daß ein Augenblick kommen könne, in dem das Schicksal des ‚heiligen Püppchens' und aller ihrer Verwandten in seiner Hand liegen könne. Er redete es sich ein, daß dieser Augenblick sein persönlicher Sieg und der der ‚guten Sache' sein werde, und er freute sich darüber. Er stellte sich vor, wie Marynia zu ihm kommen würde, um ihn um Gnade für sich uud die Seinen zu bitten. Ob er sich dann vor ihr niederwerfen und ihr sagen würde, sie möge ihren Fuß auf sein Haupt setzen, oder ob er sie umarmen und dann schimpflich fortjagen würde, wußte er nicht. Er fühlte, daß das eine oder das andere geschehen konnte. Indessen sagte er sich oft, daß er sie nicht mehr sehen sollte und beschloß, sie weiter nicht zu suchen. Am nächsten Tage eilte er aber doch dorthin, wo er ihr begegnen könnte. Er kämpfte und rang mit sich und erschöpfte sich derart, daß seine Gesundheit verfiel. Er wurde mager, bleich und dachte bisweilen, daß er nicht am Galgen, sondern im Spital sterben werde. In dieser Stimmung fand ihn Pauline, die nach der Szene mit Hanka wie ein Sturmwind in seine Mansarde gestürzt kam.

Ihr Antlitz war verändert, blaß, krankhaft und verbissen, aber ihre Augen blitzten so fieberhaft, daß er beim ersten Blick erkannte, daß ein außergewöhnlicher Vorfall sie zu ihm jagte; er fragte: ‚Was ist geschehen?'

Sie aber erwiderte: ‚Ich bin nicht mehr bei der Dirne.' Und sie verstummte, weil ihr der Atem fehlte; nur auf ihrem Antlitz zeigte sich nervöses Zucken. Laskowicz verstand nur, daß sie den Dienst aufgegeben hätte, und sah sie fragend an, da er weitere Aufklärungen erwartete.

XXXVIII.

‚Hier die Antwort, die ich endlich erhalten habe,' sagte Krzycki, und überreichte Gronski einen Brief. ‚Ich habe nichts mehr zu hoffen.'

‚Ich wußte, daß du sie erhalten wirst,' erwiderte Gronski, mit seinen kranken Augen blinzelnd und auf dem Schreibtisch nach seinem Kneifer suchend. ‚Frau Otocka, die von Anfang an behauptete, daß Fräulein Hanka dir antworten müsse und sie schließlich auch dazu bestimmte, hat mich davon benachrichtigt.'

Krzycki errötete und fragte: ‚Ach! Zosia Otocka weiß also alles?'

‚Sie weiß es und weiß es nicht. Fräulein Hanna hat ihr nur soviel

gesagt: „Er hat es nicht vergessen, daß er der Herr ist und ich das Bauernmädchen bin; wir können uns nicht mehr verständigen.“ Ihr wurde es noch schwerer, darüber zu sprechen als dir, und diese Schwierigkeit reißt die Wunde noch mehr auf, die auch so schon tief genug ist. — Aber ich kann meinen Kneifer nicht finden.‘

‚Hier,‘ sagte Krzycki.

Gronski setzte ihn auf und las: ‚Sie selbst haben unsere Freude, unser Glück, mein Vertrauen und meine tiefe Anhänglichkeit an Sie zerrissen und mit Füßen getreten. Auf Ihre Frage, ob ich diese Gefühle niemals wiederfinden werde, kann ich nur antworten, daß ich sie vergebens suche. Wenn sie sich einmal finden werden, so werde ich es Ihnen ebenso aufrichtig mitteilen, wie ich Ihnen heute sage, daß ich nur Kummer und Trauer im Herzen empfinde, Gefühle, die für ein gemeinsames Leben nicht ausreichen können.‘

‚Nur soviel!‘ sagte Krzycki.

‚Meine Voraussicht‘, erwiderte Gronski, ‚bewahrheitet sich nur allzu genau. Die Quelle ist plötzlich vertrocknet.‘

‚Bis auf den Grund, kein Tropfen zur Kühlung.‘

Gronski schwieg eine Weile, dann sagte er: ‚Ich denke das doch nicht. Die Sache steht nicht ganz hoffnungslos. Es bleibt Trauer, Kummer und gleichsam eine Ahnung der Rückkehr jener Woge. — Natürlich wird sie weder heute noch morgen kommen. — Demgegenüber mußt du geduldig ausharren und von neuem das Verlorene zu erobern trachten oder, wenn du dazu nicht stark genug bist, eine Schere nehmen und den Rest des Fadens durchschneiden.‘

‚Solche Scheren finde ich nicht. Denken Sie doch daran, was sie für mich getan hat, als ich verwundet war! Ich werde das nie vergessen.‘

Darauf beschattete Gronski seine Augen mit der Hand, blickte Wladyslaw aufmerksam an und fragte: ‚Mein Lieber, hast du dir eine Frage gestellt?‘

‚Welche?‘

‚Was dich mehr schmerzt, Fräulein Hannas Verlust oder die verwundete Eigenliebe?‘

‚Danke,‘ erwiderte Krzycki ironisch. ‚Offenbar nur die Eigenliebe. — Ihretwillen schlafe und esse ich nicht, durch sie bin ich im Laufe einiger Tage abgemagert wie ein Span, und ohne diese kleine Wunde fühlte ich mich wie im Himmel!‘ —

Er lachte bitter auf; Gronski betrachtete ihn fortwährend, ohne die Hand von den kranken Augen wegzunehmen, und dachte: ‚Dieses Mädchen hat ein gutes Herz, und wenn sie ihn sieht, verzeiht sie ihm schon aus

Mitleid alles.' In dem Augenblick vermutete er nicht, daß er sich gründlich irre und daß man das Gebäude des Glückes nicht auf dem Grunde des Mitleids, sondern nur auf dem der Liebe aufbauen könne.

Dann sagte er: ‚Höre, ich werde in einer Viertelstunde meine schwarze Brille aufsetzen und zur Probe gehen. Komm mit!'

‚Was kann mir das jetzt helfen?' rief Wladyslaw.

‚Das weiß ich nicht. Ich bin auch gar nicht sicher, ob wir Fräulein Hanna begegnen, denn Marynia geht von Zeit zu Zeit mit einem Dienstmädchen aus. Aber du verlierst jedenfalls nichts dabei; komm also!'

Die Fortsetzung des Gespräches wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen, der um so unerwarteter kam, als er bei seiner Abreise erklärt hatte, wenigstens zehn Tage bei seinem Bruder weilen zu wollen.

‚Wie, schon zurück?' rief Gronski.

‚Eine Überraschung, was?' donnerte der Arzt. ‚Für mich auch! Eine ärztliche Visite, dann das Honorar mit dem höflichen Rat: „Schau, daß du mit heiler Haut davonkommst!" Hier bin ich! Eine wonnevolle Reise!'

‚Was ist geschehen?'

‚Was geschehen ist? Das will ich gleich erzählen. Aber nein! Ich weiß, daß Sie zu der Stunde die Probe besuchen, werde also mit Ihnen gehen und alles auf dem Wege berichten. Es sind so heitere Dinge, daß es sich verlohnt, sie anzuhören, ha!'

Nach einer Weile gingen sie, und der fröhliche Arzt erzählte von seiner Odyssee: ‚Ich kam ein wenig ermüdet an, denn die Reise ist lang und erfordert Umsteigen, Warten auf den Stationen rc. — die Ordnungsliebe bei uns ist ja bekannt! Zu unserem Häuschen kam ich spät abends und ging gleich schlafen, nachdem ich meinen Bruder begrüßt hatte. Aber am nächsten Morgen hatte ich kaum meine Fibeln ausgepackt — Sie erinnern sich wohl?, — die, welche ich für den dortigen Kleinadel mitbrachte; kaum hatte ich meinen „provinzlerischen" Bruder ausgezankt, da holt man mich schon zu einem hohen Beamten, dessen Gut neben unserem Besitz liegt und der im Sommer mit seiner Familie auf dem Lande wohnt. Ha, guter Rat ist teuer, — ich fahre also! Und was zeigt sich? Dem Kinde steckte ein Fingerhut in der Kehle. Ich traf es schon blau angelaufen, als ich aber den Fingerhut herausgezogen hatte, ging alles ausgezeichnet. Es war nichts mehr zu tun. Ich habe dem Staate einen künftigen Würdenträger und den Eltern den einzigen Sohn gerettet, denn der Rest sind Töchter. Also ungeheuere Dankbarkeit. Sie zahlen — ja! Ich will wegfahren und wiederhole, daß es nichts mehr zu tun gibt, — sie lassen mich nicht. Dankbarkeit, Frühstück, Herzlichkeit, Freundschaft, Dankesbezeigungen, Ausbruch slavischer Gefühle und eine Plauderei, die bald

auf politisches Gebiet übergeht. „Es herrscht kein Friede unter den Brüdern, wie schade!“ sagt der Würdenträger. „Religion und Sprache trennen sie. Aber was ist Religion anders als nur eine äußere Form? Es existiert doch nur ein Gott, nicht? Ihm ist es gleich, ob man ihn lateinisch oder slavisch preist. Nu, und für den Slaven ist es passender, daß es slavisch geschieht. Und was die Sprache betrifft — so könnten ja für den Hausgebrauch verschiedene Verständigungsmittel zugelassen werden. Aber warum nicht im Amt und vor allem in der Literatur eine Sprache annehmen? Das ist bequemer und leichter zu kontrollieren. Also, ihr solltet eueren Katholizismus und eueren Dialekt fallen lassen und unsere Religion und Sprache annehmen — aber aus eigenem guten Willen. Dann würde sogleich Friede sein und es kämen auch für euch bessere Zeiten. Es wäre geradezu wonnevoll —‘“

‚Da ist er an den richtigen Mann gekommen,‘ unterbrach ihn Gronski lächelnd.

‚Der mußte eben auf mich treffen!‘ erwiderte der Arzt. ‚Ich bin Deist und Philosoph, meine Herren, aber was ich dort für ein trefflicher Katholik wurde! Oft fahre ich gegen die Kirche los wie gegen Polen, wenn mir etwas nicht gefällt. Wenn aber ein Fremder dasselbe mir gegenüber tut, dann habe ich — sonderbarerweise — Lust, ihm die Zähne einzuhauen. Ich habe damals die Kirche verteidigt, als ob ich nie im Leben aus der Sakristei hinausgekommen wäre, besser noch! als ob ich ein katholischer Apologet wäre. Wenn die Religion nur eine äußere Form ist, so sagen Sie mir bloß, warum sollten wir gerade unsere Form aufgeben, welche die vergeistigste, die kulturellste und schönste ist! Der Katholizismus, den Sie uns aufzugeben raten, hat doch den ganzen Westen erobert, die Gesellschaft organisiert, die europäische Zivilisation geschaffen, die Wissenschaft erhalten, die Universitäten geschaffen, die Kirchen gebaut, die unsere Meisterwerke sind, einen heiligen Augustinus, Dante, Petrarca, Franziskus, Thomas hervorgebracht, die Renaissance, das letzte Abendmahl Leonardo da Vincis, die Mediceergräber Michelangelos, die Athenische Schule und die Disputa Raffaels geschaffen, die Peterskirche erbaut, wenn ich schon die anderen über Italien und ganz Europa zerstreuten Kirchenbauten nicht nenne. Dieser Katholizismus hat uns zu Mitarbeitern der allgemeinen Kultur gemacht, mit dem Westen verbunden, den europäischen Stempel auf unsere polnische Seele gedrückt ꝛc. ꝛc. Und ich redete so lange, bis er mich unterbrach und sagte: „Das ist eben schlimm, daß er euch mit dem Westen verbunden hat.“‘

‚Für manche ist es schlimm, für andere nicht! Aber jetzt wollen wir über Ihren Vorschlag reden, unserer Sprache und damit unserer Nationalität zu entsagen. Das ist eine leere, dumme Träumerei. Das wird

niemals geschehen. Ich sage es voraus: niemals! Aber nehmen wir das Unmögliche für einen Augenblick als möglich an: daß sich die Ansteckung so bei uns verbreitet, daß unser Herz schwach wird und wir uns sagen: „Genug! Wir können nicht länger Polen sein!" Was dann? Überlegen Sie objektiv, wie ein Mensch, der seine Fähigkeit zu denken nicht verloren hat, was uns dann hindern könnte, Deutsche zu werden? Unsere slavische Abstammung? Aber wir sind ja nur deshalb Slaven, weil wir Polen sind. Wenn wir dem Polentum entsagen, dann entsagen wir noch leichter, ja eo ipso dem Slaventum. Ihr seid Leute, die selbst nicht leben können und gestattet es auch niemandem anderem. Was könnte uns also bei euch zurückhalten? Euere Friedensliebe? Euer Wohlstand? Euere Moralität? Euere Verwaltung? Euere Wissenschaft? Euere Bildung? Euer Reichtum? Euere Macht? Lernet der Wirklichkeit in die Augen schauen, erziehet euch dazu, mit ihr zu rechnen, und ihr werdet einsehen, daß ihr für einen anderen arbeitet, wenn ihr uns unsere Nationalität raubt. Damit war das Gespräch zu Ende. Sie können eine unangenehme Wahrheit noch weniger ertragen als wir; mein Würdenträger verwandelte sich also in eine Flasche gefrorenen Wassers und sagte nur zum Abschied: „Junger Mann, Sie sind zu offen, aber danke für das Kind." — Eine halbe Stunde später war ich daheim.'

‚Ich errate, was darauf folgte,' sagte Gronski.

‚Ja. Weil der Fingerhut entfernt war, erhielt ich noch am selben Abend den Befehl, mit dem ersten Zug am nächsten Tage abzureisen.'

‚Seien Sie froh, daß es nur das war.'

‚Bin ich auch. Ich werde einige Tage in Warschau verbringen, den Notar sehen, Fräulein Zbyltowskas Konzert beiwohnen, ja, ja.'

Dann wandte er sich an Krzycki: ‚Wie geht es Ihrer Mutter und Ihrer Braut?'

‚Danke. Die Mutter ist wohl, muß aber bald verreisen . . .' Und er schaute, um seine Verwirrung zu verbergen, aufmerksam auf der Straße umher und rief nach einer Weile: ‚Da sehe ich Fräulein Zbyltowska mit dem Mädchen; aber mit ihnen geht noch ein Dritter.'

In der Tat konnte man in hundert Schritt Entfernung Marynia und das Mädchen mit der Geige im Kasten kommen sehen. Auf der anderen Seite kam einige Schritte dahinter ein junger Mann mit blondem Bart, der, zu Marynia gebeugt, ihr eindringlich und nachdrucksvoll etwas zu sagen schien. Sie beschleunigte ihre Schritte, indem sie zugleich den Kopf wegwandte, um ihn offenbar nicht zu hören; er jedoch drängte sich dicht heran und gestikulierte heftig.

‚Mein Gott! Jemand belästigt sie,' sagte Szremski.

Alle drei eilten auf sie los: ‚Was gibt es? Wer sind Sie?'

Marynia erblickte Gronski, klammerte sich an ihn und rief: ‚Nach Hause! Bringen Sie mich nach Hause!‘

Gronski verstand sofort, daß sich nichts anderes tun ließ und daß man eilen müsse, da Marynia sonst in einen öffentlichen Skandal verwickelt werden könnte. Es war sicher, daß Krzycki, in dem sich ungeheuerer Erregungsstoff angehäuft hatte, bei seiner leidenschaftlichen Natur dem Täter seine Anremplungen nicht nachsehen würde; er führte also das Mädchen weg, stieg mit ihm in den ersten vorüberfahrenden Wagen und befahl dem Kutscher, zu Frau Otockas Haus zu fahren.

‚Es ist schon alles gut!‘ beruhigte er die erschreckte Marynia auf dem Wege. ‚Von daheim senden wir dann eine Botschaft, daß heute keine Probe stattfinden kann, und damit Schluß!‘ Und er drückte ihre Hände; dann fragte er: ‚Aber wer war es und was wollte er?‘

‚Herr Laskowicz!‘ erwiderte Marynia. ‚Ich habe ihn nicht gleich erkannt, aber er hat es mir gesagt, wer er ist.‘

Gronski wurde bei Nennung des Namens unruhig, da ihm der Gedanke kam, daß im Falle eines polizeilichen Einschreitens der Skandal mit Krzycki für Laskowicz geradezu verhängnisvolle Folgen haben könnte. Aber da er seine Unruhe vor Marynia nicht verraten und sie zugleich um so besser beruhigen wollte, wandte er sich halb scherzhaft an sie: ‚Also Laskowicz? Da weiß ich schon, was er wollte. Ach! Da spielt jemand nicht bloß auf der Geige, sondern auch auf den Herzen. — Wozu nur der Schrecken?‘

‚Weil er auch drohte, furchtbar drohte,‘ erwiderte Marynia.

‚Vor solchen Drohungen fürchten sich nur Kinder.‘

‚Richtig! Besonders weil ich für die Hungrigen spiele, da werden sie doch weder mir noch sonst jemandem von uns etwas tun?‘

‚Sicher nicht!‘ versicherte Gronski.

Unter solchen Gesprächen kamen sie daheim an. Gronski übergab Marynia Frau Otocka, und als nach einer Weile auch Hanka herbeieilte, erzählte er ihnen den Vorfall. Er mußte auch Frau Otocka beruhigen, die sich die Sache sehr zu Herzen nahm, weil sie von den Briefen wußte. Sie erklärte, gleich nach dem Konzert nach Zalesin und dann ins Ausland fahren zu wollen. Als sich Gronski nach einer halben Stunde entfernte, begegnete ihm auf der Stiege Wladyslaw.

‚Gott sei Dank!‘ sagte er, ‚ich sehe, daß es nicht auf der Polizei geendet hat. Weißt du, daß es Laskowicz war?‘

‚Mir schien es auch so,‘ sagte Krzycki lebhaft; ‚aber der war blond. Wie geht es Marynia?‘

‚Sie erschrak ein wenig, aber jetzt ist schon alles gut. Beide Damen

sitzen bei ihr und reden auf sie ein. Sie sind so mit ihr beschäftigt, daß Frau Otocka dich sicher nicht empfangen wird.'

‚Ich meine auch; um so mehr, wenn sie dort ist,' erwiderte Krzycki bitter. ‚Ich lasse also nur meine Karte hier und komme gleich zurück. Wollen Sie auf mich warten?'

‚Gut.'

Nach einer Weile kam Krzycki zurück und sagte, als sie auf die Gasse traten, folgendes: ‚Ja, auch ich glaubte, es sei Laskowicz, aber das helle Haar und die Augengläser haben mich getäuscht. Übrigens war keine Zeit zum Überlegen.'

‚Höre, du hast ihn dort sicher geprügelt?' fragte Gronski.

‚Gehörig, aber er hatte offenbar keine Schußwaffe.'

Eine Zeitlang gingen sie schweigend nebeneinander; dann sagte Gronski: ‚Deine Mutter braucht eine Kur; die Damen reisen gleich nach dem Konzert ab und Fräulein Hanna sicher mit ihnen. Ich würde dir raten, auch daran zu denken.'

Krzycki machte eine abwehrende Handbewegung.

Zur selben Zeit sagte Laskowicz in der Mansarde einer ‚Genossin' zu Pauline: ‚Herr Krzycki ist ein wirklicher Herr! Er hat mich vor einer Weile mit einem Stock gehauen, weil ich sie anzusprechen wagte.' Und er lachte durch die zusammengepreßten Zähne.

XXXIX.

Der Tag des Konzertes kam heran. Im Ankleidezimmer der Schwestern lag Marynias Abendkleid schon zeitig auf dem Sofa bereit; es war weiß wie Schnee, leicht wie durchsichtiger Schaum und flüchtiger Nebel und duftete nach Veilchen, die seinen einzigen Aufputz ausmachen sollten. Vorher hatten lange, ernste Beratungen über dieses Kleid zwischen Frau Otocka und Gronski stattgefunden, da beide sehnlichst wünschten, daß ihre geliebte ‚kleine Göttin' nicht bloß die Ohren, sondern auch die Augen entzückte.

Inzwischen drehte sich die ‚kleine Göttin' in allen Zimmern umher, griff jeden Augenblick nach ihrer Geige und wiederholte bald die schwereren Stellen, bald griff sie nach den Bonbonnières, die ihr Gronski gesandt hatte, bald scherzte sie mit der Schwester und ängstigte sich vor ihrem ersten öffentlichen Auftreten. Diese Angst teilte sich auch der Frau Otocka mit, die sich nur mit dem Gedanken tröstete, daß Marynia zwar beim Betreten des Podiums zittern, aber bei Beginn ihres Spieles alles vergessen werde. Sie wußte auch, daß feurige Ovationen und zahlreiche Blumenkörbe, die das ‚Hilfskomitee für die Hungrigen' und Bekannte vorbereitet hielten, die geliebte Geigenspielerin erwarteten. Trotz ihrer Un-

ruhe fühlten beide Schwestern große Freude, weil das Konzert infolge seines Zusammentreffens mit der Saison der Wettrennen vortrefflich auszufallen versprach und es schon bekannt war, daß es einen außerordentlichen Kassenerfolg habe. Marynia fand überdies ein Mittel gegen ihre Angst: ‚Wenn ich mir vorstelle, daß so viel Augen auf mich sehen werden, so verliere ich allen Mut; wenn ich aber daran denke, daß es sich nicht um mich, sondern um die Armen handelt, so höre ich mich zu fürchten auf, ich werde mir also dadurch helfen, daß ich beim Herausgehen leise die Worte wiederholen werde: für die Armen! für die Armen! und alles wird ausgezeichnet gehen.‘ — Und ihre Stimme zitterte vor aufrichtiger Rührung bei diesen Worten, da ihr junges Herz das Elend der Armen, Brotlosen tief empfand; der Gedanke, ihnen zu helfen, machte sie stolz und glücklich. Sie machte sich sogar Vorwürfe über das neue Kleid und die neue Atlasschleife, da ihr der Gedanke kam, daß man auch das für diese Ausgabe aufgewandte Geld in Brot hätte verwandeln können.

Gegen Mittag kam Hanka und nahm die Schwestern zum Frühstück zu sich hinüber. Gronski, der dazu geladen war, fand sich nicht ein, da er um diese Zeit eine Zusammenkunft mit einigen Journalisten verabredet hatte. Marynia nahm die Geige mit, in der Absicht, nach dem Frühstück noch den ersten Teil des Konzertes durchzuspielen und sah noch, bevor man sich zu Tisch setzte, aus Hankas Salon durch das offene Fenster auf die Straße.

Der Tag war schön und hell. In der Nacht war ein reichlicher Regen gefallen, der den Staub gelöscht, das Straßenpflaster gewaschen, die Gräser erfrischt und die Blätter auf den Bäumen wieder grün gemacht hatte. Die Luft war frisch und erquickend. Ein starker, berauschender Duft von Akazienblüten, der an Weihrauchduft gemahnte, wehte ins Zimmer. Marynia schloß die Augen und sog mit Vergnügen den Wohlgeruch ein. Dann wandte sie sich ins Zimmer: ‚Wie es duftet!‘ sagte sie.

‚Ja, Kätzchen,‘ erwiderte Hanka, ihr Gespräch mit Frau Otocka unterbrechend, ‚ich habe absichtlich die Fenster öffnen lassen.‘

Aber die Akazien dufteten nicht bloß, sie schienen auch zu singen, da sich eine unzählige Spatzenversammlung darauf niedergelassen hatte, so daß die Blätter und Blüten bei ihrem Zwitschern in leise Bewegung gerieten. Das Mädchen betrachtete eine Zeitlang fröhlich die kleinen munteren Vögel und wandte dann ihre Aufmerksamkeit etwas anderem zu: auf dem Trottoir vor dem Hause, inmitten der Straße und selbst auf dem entgegengesetzten Trottoir sammelten sich Menschen an, die mit erhobenen Häuptern neugierig die Fenster von Hankas Wohnung betrachteten. Einige, die dürftig gekleidet waren, verhandelten vor dem Tore mit dem Portier und fragten ihn offenbar um etwas. Die Haufen wurden

immer zahlreicher und verwandelten sich, durch neugierige Passanten vermehrt, in eine vielhundertköpfige Menge. Marynia eilte vom Fenster weg.

‚Seht,‘ rief sie, ‚was auf der Straße geschieht! Oh, vielleicht kommen meine Armen, um mir im voraus zu danken? Was soll ich tun, wenn sie herkommen, was antworten? — Ich werde es niemals können. — Kommt und seht!‘

Mit diesen Worten rief sie die Schwester und Hanka ans Fenster. Drei junge Köpfe blickten auf die Straße, aber in diesem Augenblick geschah das Unbegreifliche. Ein zerlumpter Bursche nahm einen Stein aus der Tasche und warf ihn mit aller Kraft in das offene Fenster. Der Stein flog über Frau Otockas Kopf hin, wurde von der gegenüberliegenden Wand zurückgeworfen und fiel geräuschvoll auf den Fußboden. — Hanka, Marynia und Frau Otocka eilten vom Fenster weg und blickten einander fragend und erschreckt an.

Inzwischen erhob sich wütendes Geschrei auf der Straße; die Menge drängte ins Tor; auf den Treppen hörte man ihr lautes Stampfen, dann sprang im Augenblick die Zimmertür krachend auf, und der aus Christen und Juden bestehende Haufe drängte in die Wohnung.

‚Fort mit der Dirne! Her mit ihr! Tötet sie!‘ heulten heisere Stimmen!

‚Um Gotteswillen! Leute, was wollt ihr?!‘ rief Hanka.

‚Fort mit der Dirne! Werft sie aus dem Fenster!‘

In einem Augenblick wurde der alte Diener, der den Damen zu Hilfe geeilt war, zu Boden gerissen und mit Füßen getreten. Inmitten des durchdringenden Geschreis, durch das sich der Pöbel immer mehr anstachelte, entfesselte sich die menschliche Bestie. Zerzauste Weiber, unsaubere Burschen mit dem Siegel des Verbrechens auf ihren vertierten Gesichtern und Besoffene stürzten auf die Möbel, Teppiche, Vorhänge und alles, was ihnen in die Hände fiel. In der Wohnung herrschte eine Orgie der Vernichtungswut. Die Zimmer rochen von Schweiß und Branntwein. Der Pöbel raste, zerbrach, zerschlug, stahl. Auf der Gasse unter den Fenstern häuften sich die zertrümmerten Möbel an. Selbst das Klavier warf man hinunter. Schließlich griff ein Bube mit pockennarbigem Gesicht nach der Geige Marynias und holte damit aus, um sie an der Wand zu zerschmettern.

Marynia stürzte herzu, das kostbare Instrument zu retten. Mit beiden Händen packte sie den Buben an dem Arm und rief: ‚Das ist meine Geige! Ich brauche sie für die Armen!‘

‚Laß los!‘

‚Nein! Sie ist mein!‘

‚Laß los, Luder!‘

‚Sie ist mein!‘ —

Ein Schuß krachte und zugleich schrie Frau Otocka entsetzlich auf. Marynia stand eine Weile mit erhobenen Armen und nach hinten geneigtem Kopf, dann wankte sie und fiel rücklings in Hankas Arme.

Der Schuß und der Mord erschreckten den Pöbel. Die Meute verstummte und begann dann in panischem Schrecken zu fliehen.

XL.

Frau Krzycka, Otocka und Hanka, hinter ihnen Gronski, Wladyslaw und Dr. Szremski umstanden das Bett, auf dem Marynia lag, nachdem man sie operiert und die Kugel entfernt hatte. Der zweite Arzt, ein Chirurg, und sein Assistent saßen nebenan und warteten auf das Erwachen der Kranken. In dem von Jodoformgeruch erfüllten Zimmer herrschte tiefe Stille. Marynia war gleich nach Beendigung der Operation erwacht, aber vom Chloroform betäubt und durch den Blutverlust geschwächt bald wieder eingeschlafen. Ihr schönes Haupt lag unbewegt auf dem Polster, die Augen waren geschlossen und ihr Antlitz war so wachsbleich und durchsichtig, als ob sie schon tot wäre. In Frau Otocka und Gronski, der sich erst jetzt seiner ungeheueren Liebe zu diesem Kinde bewußt wurde, wütete stille, schreckliche Verzweiflung; sie zerriß und zerfleischte beider Brust und scheute sich, nach außen zu dringen. Beide blickten wieder und wieder entsetzt auf Dr. Szremski, der Marynia von Zeit zu Zeit untersuchte, aber offenbar selbst nicht sicher war, ob dieser Schlaf nicht der letzte sei; er schüttelte nur den Kopf, flüsterte, daß der Puls noch schlage und legte zum Zeichen des Schweigens den Finger an den Mund.

Für den Augenblick war die Furcht grundlos, denn nach einer Stunde schon begann Marynia die Augenlider zu heben und schließlich den Blick ganz zu öffnen. Er war anfangs stumpf und ohne Besinnung. Allmählich erst kehrte das Bewußtsein zurück, und damit auch die Erinnerung an das Vorgefallene. Auf ihrem Antlitz zeigte sich der Ausdruck des Erstaunens und eines Jammers, den ein ungerechterweise grausam gestraftes Kind empfindet. Schließlich trübten sich ihre Pupillen und zwei Tränen rannen auf ihre Wangen. ‚Wofür? wofür?‘ hauchte ihr blasser Mund. Frau Otocka setzte sich neben sie und legte ihre Hand auf die ihre. Gronski bekam Lust, sich niederzuwerfen und seinen Kopf an den Boden zu schlagen. Die Kranke aber fragte in ihrer verwunderten, wehmütigen Weise weiter: ‚Wofür? wofür?‘

Gott allein konnte auf die Frage antworten. Aber der Arzt sagte: ‚Reden Sie nichts; das schadet Ihnen.‘

Sie verstummte, aber der Ausdruck des Kummers wich nicht von ihrem Antlitz und ihre Tränen flossen weiter. Die Schwester wischte sie ihr ab

und wiederholte dabei mit gedämpfter Stimme: ‚Marynia, sei ruhig — du wirst gesund, du bist ungefährlich verwundet . . . Der Arzt versichert es . . .‘

Marynia erhob die Augen zu ihr, wie um zu erraten, ob sie die Wahrheit rede. Doch schien es, als ob ihr die Worte der Schwester Befriedigung gewährten. Dann sagte sie: ‚Wie schwül . . .‘

Szremski öffnete die Fenster. Draußen herrschte ein schöner, sternenreicher Abend. Eine Woge frischer Luft trug den Akazienduft herein. Die Kranke lag eine Zeitlang still, dann suchte sie wieder jemanden mit den Augen und fragte: ‚Ist Herr Gronski da?‘

‚Ja, mein Kind.‘

‚Sie — lassen — mich nicht — von sich? Nicht wahr?‘

Gronski schien sich im Augenblick von tiefer Nacht umgeben und erwiderte inmitten der undurchdringlichen Finsternis mit fremder Stimme: ‚Nein, nein!‘

Sie sagte mit Schrecken in dem immer bleicher werdenden Antlitz: ‚Ich will nicht sterben — ich fürchte mich —‘ Und wieder rollten Tränen aus ihren Augen, die ratlosen Tränen eines Kindes, dem man wehe getan.

Der Eintritt des Priesters unterbrach den schrecklichen Augenblick. Es war derselbe alte Kanonikus, ein Verwandter der Familie Krzycki und Zbyltowski, bei dem früher Frau Krzycka gebeichtet hatte. Er näherte sich dem Bette Marynias und neigte sich mit gutem, trostvollem Lächeln zu ihr: ‚Wie geht es, liebes Kind?‘ sagte er. ‚Ach, die Bösewichte! Aber Gott ist stärker als sie, und alles wird gut werden. Ich bin bloß da, um nach deinem Befinden zu fragen. Gott sei Dank, daß die Kugel schon heraußen ist, jetzt nur Geduld. Du wirst doch geduldig sein, nicht wahr?‘ Marynia senkte die Wimpern zum Zeichen der Bejahung. Der Greis aber fuhr mit fröhlicherer, heiterer Stimme fort: ‚Das wußte ich ja. Nun will ich dir sagen, daß dir etwas mehr helfen kann als alle Arzneien und Verbände. Weißt du was? Die Sakramente! Wie oft im Leben sah ich Leute, die am Grabesrand standen, und die nach der Beichte, Kommunion und Ölung gesund wurden. Du, mein Täubchen, hast sicher noch weit bis dahin, aber weil das Christenpflicht ist, die Seele und Körper heilt, muß man sie erfüllen. Gut? —‘

Marynia schloß wieder die Augen zum Zeichen des Einverständnisses. Die Anwesenden verließen das Zimmer und kehrten erst auf das Zeichen der Glocke zurück, um der Kommunion beizuwohnen. Die Kranke lag nach dem Empfang eine Zeitlang mit geschlossenen Augen in stiller Verklärung da. Dann kam der Moment der letzten Ölung. ‚Herr Jesus Christus, der du durch deinen Apostel, den heiligen Jakobus verkündet hast: „Wenn einer krank ist unter euch, so soll er die Priester rufen, sie mögen

für ihn beten und ihn im Namen des Herrn mit Öl salben." Wir flehen dich an, Herr Gott, unser Erlöser, erbarme dich durch die Gnade deines heiligen Geistes dieses Kranken; heile seine Wunden, lasse ihm seine Sünden nach und entferne alle Leiden der Seele und des Körpers von ihm und gib ihm in deiner Erbarmung die Gesundheit zurück, damit er durch deine Gnade zum Leben zurückkehrend sich wieder den guten Werken weihen könne — o du, der du als Gott regierst mit dem Vater und heiligen Geiste, von Ewigkeit zu Ewigkeit — Amen!'

— — — — — — — — — — — — — —

Der Priester schien sich zu eilen. Schnell nahm er das zwischen zwei Kerzen unter dem Kruzifix stehende Gefäß, näherte sich der Kranken, flüsterte ein zweites, durch den Ritus gebotenes kurzes Gebet und salbte zugleich mit dem heiligen Öle. Er berührte zuerst die Augenlider, wobei er die Worte sprach: ‚Durch diese hl. Ölung und seine süßeste Barmherzigkeit vergebe dir Gott alle Sünden, die du durch den Gesichtssinn begangen hast.' Dann salbte er ihre Ohren, um die Sünden fortzuwischen, die sie mit dem Gehör begangen haben konnte, dann den Mund, dann die Hände, die zwei weißen Lilien glichen und die eben heute für die Armen hätten spielen sollen; dann segnete er sie ganz von Kopf bis zu Fuß — nunmehr gereinigt von jedem Makel und in Wahrheit schon so engelhaft und unbefleckt wie eine Lilie auf dem Felde . . .

Eine halbe Stunde verging. Die Anwesenden glaubten, daß die Kranke wieder schlafe. Sie öffnete aber unerwartet die Augen weit und rief mit starker, fast freudiger Stimme: ‚Wieviel Brot! wieviel Brot!'

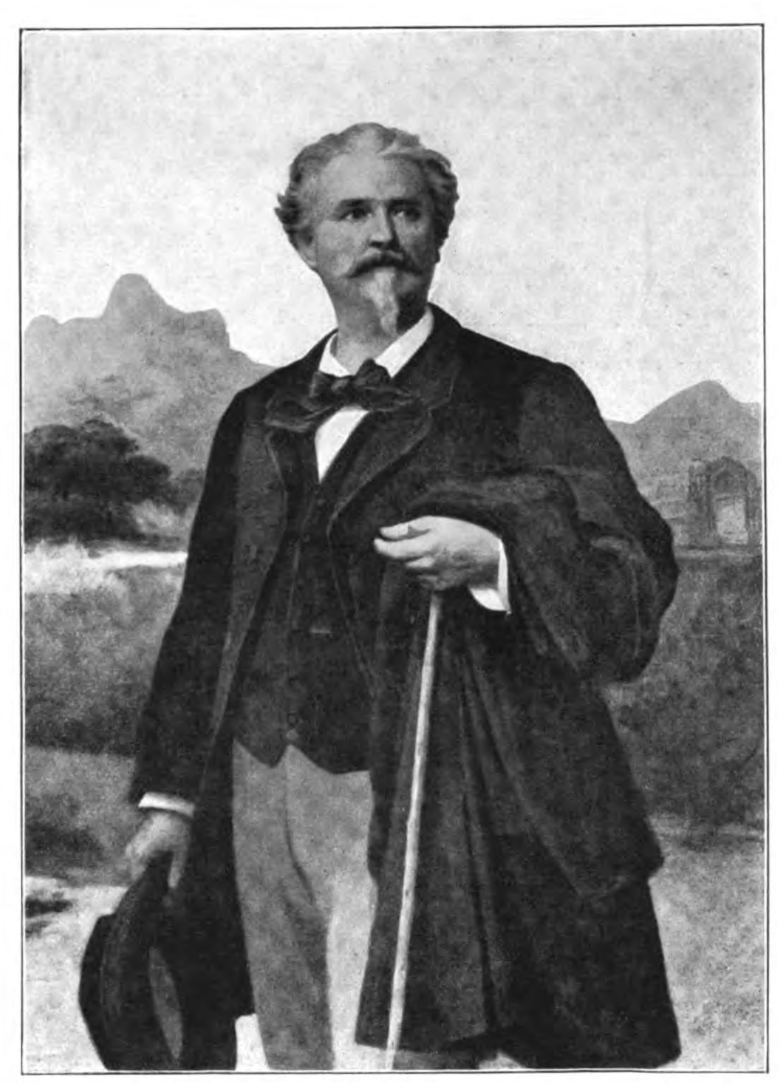
Und ging still hinüber.

Es war schon tiefe Nacht, als ein junger Mann ans Tor kam und den Portier fragte, ob das Mädchen noch lebe, und auf die Nachricht hin, daß sie tot sei, sich schweigend entfernte.

Eine Stunde später krachte auf dem Boden eines der Häuser am Weichselufer ein Schuß und erschreckte die dadurch plötzlich aus dem Schlafe geweckten Bewohner. Die Leute aus den benachbarten Zimmern eilten an den Ort der Tat. Man erbrach die verschlossene Tür des Zimmers, aber alle Hilfe war vergeblich. Auf dem Bette lag die Leiche des Studenten mit zerschossener Brust. Seine düstere, tragische Seele flog schon in die Finsternis hinab.

XLI.

Das Zimmer, in dem Marynia gestorben war, wurde in eine Trauerkapelle verwandelt. Der Sarg stand in der Mitte, hoch aufgebahrt zwischen brennenden Kerzen und einem ganzen Wald von Blättern und Blumen, die sich so häuften, daß nicht bloß die Kapelle selbst, sondern auch die Vorhalle und die Stiegen davon erfüllt waren. Der Sarg war noch geöffnet,



Félix pinx.





und im Glanze des Tages, der sich mit dem Kerzenglanz mischte, sah man Marynia in demselben Kleide aufgebahrt liegen, in dem sie beim Konzert hätte auftreten sollen. Das Metallkreuz, welches sie in den gefalteten Händen hielt, glänzte wie ein leuchtender Punkt auf dem schwarzen Grunde der Pflanzen. Ihr Antlitz blickte versonnen, aber ohne die geringste Spur von Leiden, als ob sie Stimmen, Klängen und Tönen lauschte, die für die Sterblichen unhörbar und unerfaßlich wären.

Durch die offenen Fenster drang von Zeit zu Zeit ein Lufthauch, der hie und da die flackernden Kerzenflammen auslöschte und in den Blättern der Kränze raschelte. Auf den Akazien vor dem Hause zwitscherten die Sperlinge, als ob sie sich eifrig das Vorgefallene erzählten, und in der Wohnung neben dem Katafalk strömte ein Menschenstrom vorbei. Die Arbeiter, für die das Konzert hatte stattfinden sollen, kamen mit Kränzen und gingen beim Anblick des grausam ermordeten, wohltätigen ‚Fräuleins‘ mit Feuer in den Augen und geballten Fäusten weg. Die Nachricht von dem niederträchtigen, sinnlosen Verbrechen führte ganze Scharen von Studenten herbei, die den Sarg auf den Schultern zu tragen beschlossen. Einstweilen umringten sie still den Katafalk und betrachteten voll Mitleid und Trauer das silberne, zum Himmel gewandte Antlitz des Mädchens und gedachten unwillkürlich der Worte des Dichters: ‚Wie ruht sie so still und weiß auf dem Atlas, das Kreuz in den Händen.‘

Schrecken, Empörung, aber zugleich auch Neugierde erregten die ganze Stadt. Selbst die Straße vor dem Hause wurde von großen Massen überschwemmt, die unruhig waren und sich die Veranlassung dieses Ereignisses nicht erklären konnten. Sie schauderten bei dem Gedanken, wozu es in Zukunft kommen könne und welche Verbrechen der ungewisse Morgen noch bringen, welche Opfer er noch verschlingen werde. Marynias Leiche sollte auf den Bahnhof und von dort nach Zalesin gebracht werden, wo die Gräber der Familie Otocki waren. Gleich nachmittags wurde der Sarg von der Bahre genommen. Da man im Begriff war, ihn zu schließen, kam für Frau Otocka und Gronski der schreckliche Augenblick, in dem sie das geliebte Wesen, das ihr Licht und ihre Sonne war, zum letzten Male sahen. Wäre sie an einer Krankheit gestorben, so wäre ihre Verzweiflung vielleicht nicht geringer, aber für sie selbst verständlicher gewesen. Aber ermordet! Dieses süße, schuldlose Kind ermordet — in eben dem Augenblick, da es den Menschen helfen wollte und sich freute, Hilfe zu leisten. Dieser verkörperte Hymnus, diese duftende, den Menschen von Gott zur Freude gesandte Blume ermordet! Und darin eben lag etwas, was sogar die Grenzen der Verzweiflung sprengte und in das Reich des Wahnes hinübergriff. — Der letzte Blick auf diese Jugend, diesen jungfräulichen Reiz,

dieses weiße Opfer des Verbrechens und Irrtums, und dann das Nichts, die Finsternis — die Wüste.

Aber allzugewaltiger Schmerz tötet sich wie ein Skorpion selbst, bedeckt den Geist mit Finsternis und läßt das Blut in den Adern erstarren. So geschah es der betroffenen Schwester. — Dr. Szremski war eine Zeitlang ungewiß, ob er sie ins Leben werde zurückrufen können. In der Verwirrung hatte man kaum bemerkt, daß sie wahnsinnig schluchzend in die Kapelle gestürzt war und sich dort niedergeworfen hatte. Swidwicki führte sie mit Hilfe der Studenten heraus und vertraute sie ihrem Schutz an.

Inzwischen war der Sarg geschlossen worden und die Jugend nahm ihn auf die Schultern. Der Kondukt setzte sich in Bewegung. Ihm schloß sich ein riesiges Gefolge an, an dessen Ende leere Wagen fuhren. Die immer wachsenden Massen eilten mitten durch die Straßen und die Trottoirs dahin, erst in der Nähe der Brücke kehrten diejenigen, die bloß aus Neugier gefolgt waren, um.

Swidwicki machte sich an Dr. Szremski heran. Beide gingen eine Zeitlang schweigend nebeneinander, ohne zu bemerken, daß sie immer mehr zurückblieben. ‚Kannten Sie die Verstorbene?‘ fragte der Arzt.

‚Otocki war mein Verwandter.‘

‚Ach, welch ein schrecklicher Irrtum!‘

Aber Swidwicki brach los: ‚Kein Irrtum. Die logische Folge der kommenden Zeiten, in denen solche Ereignisse der gewöhnliche, alltägliche Weltlauf werden.‘

‚Wie verstehen Sie das?‘

‚So, wie es verstanden werden muß. Dieser Sarg hat mehr Bedeutung, als es scheint. Er ist eine Ankündigung. Ein Irrtum? Nein! Hier begraben wir heute eine Harfe, die für die Menschen spielen wollte und die der Pöbel mit seinen schmutzigen Füßen trat. Warten Sie nur! — Wer weiß, ob wir nach zehn oder zwanzig Jahren nicht ebenso Wissenschaft, Kunst, Kultur, und die ganze Zivilisation mit Füßen treten werden, wenn es so fortgeht. Und nicht bloß bei uns, überall. Die Reihe solcher Vorfälle wird unendlich sein. — Mir ist das übrigens gleich, aber — es ist durchaus möglich.‘

Der Arzt würgte eine Weile an Swidwickis Worten und rief dann: ‚Ach! Aufklärung, Aufklärung!‘

Swidwicki blieb stehen, faßte Szremski an einem Zipfel seines Rockes und sagte, indem sein Ziegenbart bebte: ‚Hören Sie auf einen Atheisten oder wenigstens einen Menschen, der mit keiner Religion zu tun hat: Aufklärung ohne Religion züchtet bloß Diebe und Banditen.‘

Der Zug hielt eine Weile still, weil der Weg versperrt war; sie näherten sich also im Gespräch wieder dem Sarge; doch dämpfte Swid-

wicki seine Stimme nur, hörte aber nicht auf zu sprechen. ‚Ja . . . Viele Leute denken so wie ich, haben bloß den Mut nicht, das laut zu sagen. Übrigens wiederhole ich, daß es mir gleich ist, denn w i r — sind rettungslos verloren. Bei uns gibt es bloß Wirbel — keine Wirbel auf der Oberfläche des Wassers, wo tiefer unten Ruhe und Stille herrscht, sondern Wirbel bis auf den Grund. Jetzt weht der Wind aus dem Osten und der gelbe Sand begräbt unsere Tradition, unsere Zivilisation, unsere Kultur, ganz Polen — und verwandelt es in eine Wüste, in der die Blumen verwelken und nur — die Schakale leben können.‘ Hier zeigte er auf Marynias Sarg. ‚Das ist die verwelkte Blume. Wissen Sie, warum ich bei diesen Menschen trotz meiner Verwandtschaft so selten war? Weil ich mich vor ihr schämte!‘

Sie waren beim Bahnhof angelangt und gingen auf den Bahnsteig, wo man den blumengeschmückten, tannenbekränzten Waggon sehen konnte.

‚Fahren sie nach Zalesin?‘ fragte der Arzt.

‚Ja. Ich will auf Frau Otocka achten, mit der weiß Gott was geschehen wird. Sehen Sie, wie Gronski aussieht! Wie ein Greis! Jetzt sind ihm sein Latein und seine Bücher keine Hilfe.‘

XLII.

Dr. Szremski dachte nach der Rückkehr ins Hotel über Swidwickis Worte nach, die sich tief in seine Seele eingegraben hatten. Vor seinen Augen glitt nochmals der Trauerzug vorüber und der Sarg mit dem Opfer, das diejenigen ermordet hatten, welchen sie wohltun wollte. ‚Ja,‘ sagte er sich, ‚es scheint ein Irrtum zu sein, aber solche Irrtümer sind in der Tat die logische Folge der Entfesselung der blinden, tierischen Triebe. Man muß zugeben, daß wir in dem Augenblick einem bodenlosen Abgrund entgegenstürzen und Gefahr laufen, das Genick zu brechen. Und nicht bloß wir. — Aber darf man daraus, daß wir heute den vom Pöbel getöteten Gesang zu Grabe geleiten, folgern, daß wir in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren am Grabe der Wissenschaft, Kultur und Zivilisation stehen werden? Dem Anschein nach — ja. Es ist die höchste Zeit, daß der weltenbeherrschende Gott einen neuen Beweis gibt, daß er sie wirklich beherrscht. Es sollte so donnern, daß die Erde erbebt, oder es sollte sonst etwas geschehen. Die Menschheit beginnt einen völlig naturwidrigen Weg zu beschreiten. — Denn das ganze Bemühen der Natur geht darauf hin, möglichst vollkommene Individuen hervorzubringen und durch sie die Gattung zu veredeln. Die Menschen aber tun das Gegenteil: sie morden sie, wie sie dieses engelgleiche Mädchen gemordet haben, oder sie fassen sie bei den Haaren und ziehen sie von der Höhe zu dem allgemeinen Niveau herab. Aber das ist doch nur Schein ... Wenn die Ingenieure beschließen würden, alle Berge abzutragen und die Erde so gleich und glatt zu machen wie eine Billardkugel,

so käme ein Erdbeben, eine vulkanische Eruption, und würde neue Abgründe und neue Gipfel schaffen. Vom arischen Geiste kann man sagen, was die Liebhaber der weichen architektonischen Linienführung, die Griechen, vom romanischen Bogen sagten: „Der Bogen wird nie vergehen.“ Der arische Geist auch nicht. Die Menschen, die ihn besitzen, können nicht auf einer Woge in die Unendlichkeit schwimmen, nicht einen Gedanken denken, nicht für eine Idee leben. Was heute ist — wird vorübergehen. Auf den Gipfeln des Verstandes, des Gefühles und Wollens wird sich ein neuer Wind erheben und wird neue Wellen auftürmen.‘

Hier wandten sich Szremskis Gedanken offenbar näherliegenden Dingen zu, die ihm mehr zu Herzen gingen, da er die Faust ballte und mit großen, unruhigen Schritten das Zimmer durchmaß: ‚Werden aber wir uns behaupten können inmitten dieser Erschütterung, dieser Wogen und Winde? Wirbel! Wirbel! — Wirbel im Sande! Wird der Sand ganz Polen begraben und es in eine Wüste verwandeln, in der nur Schakale leben? — — Wäre es so, dann sollte man sich lieber gleich eine Kugel in den Kopf schießen. — Was wohl Gronski dazu sagt? — Aber der liegt wie vom Blitzstrahl getroffen, mit ihm kann man nicht reden. — Werden wir rettungslos verloren gehen? — Nein! Unter diesen Wirbeln, die auf der Oberfläche unseres Lebens herumtollen, liegt etwas, was Swidwicki nicht bemerkt hat. — Etwas, das wir mehr besitzen als andere, eine unergründliche Tiefe des Leidens. Kein Unglück ist größer als das unsere. — — Bei uns erwachen die Menschen früh und gehen mit der Pflugschar aufs Feld, gehen in die Fabriken, an den Schreibtisch, ins Geschäft und zu Arbeiten aller Art — im Schmerz. — Sie gehen im Schmerz schlafen. — Das Leiden — das ist groß, uferlos wie das Meer, die Wirbel aber sind nur Falten auf dieser Meeresfläche. Und warum leiden wir so? Wir könnten doch gleich morgen aufatmen und glücklich sein. Es wäre genug, wenn jeder seinem Polen, dessen Untergang Swidwicki prophezeite, sagte: „Du tust mir zu wehe, du quälst mich zu sehr, ich entsage dir also und will dich von heute an vergessen.“ — Und doch sagt dies niemand, nicht einmal Swidwicki; er lügt, wenn er sagt, daß ihm das alles eins ist — selbst die Bombenwerfer und Geschwistermörder lügen! Und wenn wir lieber leiden als Polen entsagen wollen, so haben wir noch weit zu den Schakalen und zum Untergang. Schakale suchen Beute, nicht Leiden! Polen lebt also in jedem von uns, in allen zusammen — und wird alle Welt- und Lebenswirbel überdauern. Wir aber wollen die Zähne zusammenbeißen und für dich, Mutter, auch weiterhin leiden — wir und — so Gott will — auch unsere Kinder und Enkel — und wir wollen dir und der Hoffnung nicht entsagen.‘

Hier wurde Szremski durch seine eigenen Gedanken gerührt. Sein

Antlitz leuchtete wie die Morgenröte. Er fand eine Antwort auf Swidwickis Frage. Das Zimmer durchmessend, wiederholte er: ‚Für ein Nichts, für eine Täuschung würde niemand so leiden wollen!‘ Dann kam ihm offenbar der Gedanke, daß es nicht genüge, für Polen zu leiden, denn er rieb die Hände und stülpte zerstreut die Ärmel auf, als ob er sich an eine wichtige, eilige Arbeit machen wollte. Aber dann bemerkte er, daß er im Hotel sei, lächelte also bloß mit seinem gewöhnlichen, aufrichtigen Lachen und sagte laut: ‚Ha! da gibt's nichts. Ich muß morgen in mein Nest heimkehren und den Karren weiter schieben . . .‘

Plötzlich seufzte er: ‚In mein einsames Nest!‘ —

Dann erinnerte er sich, er wußte selbst nicht warum, an das, was Swidwicki ihm mitgeteilt hatte: daß Krzyckis Verlobung zerrissen sei — und seine Gedanken flogen wie Vögel nach Zalesin.

So still ist heut die trübe Nacht . . .

Die blauen Inseln liegen weit
Von bleichen Nebeln angehaucht,
Der Himmel hat sein Wolkenkleid
Tief in das dunkle Meer getaucht.

Zuweilen wenn ein Sternlein fällt,
Klagt dumpf ein Ton aus tiefem Meer;
Der wandert durch die stumme Welt,
Als ob ein Mensch gestorben wär.

So still ist heut die trübe Nacht . . .
Die Winde, die voll Unruh wehn,
In fremden Ländern aufgewacht,
Hier dürfen sie nicht schlafen gehn.

Voll Unrast ist mein Herz wie sie,
Es schweift der sehnsuchtsschwanke Sinn
Nach Zielen und erreicht sie nie —
Man wandert und weiß nicht wohin.

Fritz Stoeber.

Die Spuren mittelalterlicher Mönchskultur in Süditalien / Von Martin Wackernagel

◆◆

I. Der letzte Mönch von Pulsano.

Von Manfredonia aus sieht man das dem Erzengel Michael heilige Vorgebirge des Monte Gargano unmittelbar vor sich wie einen ungeheuren Felsenwall über den Kornfeldern und Olivengehölzen der Ebene aufsteigen und sich weit hinaus vorschieben in das adriatische Meer.

Es ist ein Landschaftsbild von einem überaus heroischen und urweltlich wüsten Charakter; hinter diesen grauen Felsbastionen scheint alle grünende Natur und alles menschliche Leben aufzuhören.

Ich war darum aufs höchste überrascht, als ich in der rauhesten Partie dieses Gebrigszuges, auf einer zwischen tiefen Schluchten vorstoßenden Kuppe die Silhouette einer ziemlich ausgedehnten Gebäudegruppe entdeckte; mein geschichtskundiger Gastfreund, der Sindaco von Manfredonia, klärte mich sogleich auf: dies sei das Kloster Pulsano, eine alte und ehemals sehr bedeutende, jetzt freilich fast ganz zerfallene Niederlassung des Benediktinerordens.

Den andern Morgen war ich schon in aller Frühe unterwegs nach Pulsano; geführt von einem kleinen Jungen, der allerdings, wie sich bald herausstellte, vom Weg nicht viel mehr wußte als ich selbst. Gleichwohl gelangten wir über manche Umwege und Hindernisse doch glücklich an den Eingang der großen Schlucht, in der dann ein Saumpfad, stellenweise noch säuberlich gepflastert, — der alte, ehemals viel begangene Kloster- und Wallfahrtsweg — in langen Windungen hinaufstieg bis zu dem Felskopf, wo jäh über dem steilsten Absturz das Kloster wie eine Sarazenenburg malerisch phantastisch sich auftürmt.

Seitdem wir die bebaute Ebene verlassen, war uns kein Mensch begegnet; über der Schlucht mit ihren riesigen, wild zerrissenen Felsmassen lagerte eine bedrückende, unheimliche Totenstille.

Auch oben um das Kloster herum lautlose Einsamkeit; nur ein Rudel Pferde, die ihr Futter suchen, etwas weiter zurück auf dem steinigen, spärlich begrünten Hochplateau.

Gleich vor uns öffnet sich ein breiter Torbogen, neben dem als Sockel eines Kruzifixes ein umgestürzter gotischer Taufbrunnen mit verwitterten Figuren am Boden liegt. Wir gelangen in einen Hof; eine Reihe hochgewölbter, kapellenartiger Räume erhebt sich da zur Rechten: wie es scheint, das allein stehengebliebene Seitenschiff einer großen Kirche. Zwischen den schön gefügten Quadermauern haben sich allerlei ärmliche kleine Baracken, Schafställe u. dgl. eingenistet, und ein paar üppig grünende Feigenbäume wurzeln in den Rissen der Gewölbe. Gegenüber gänzlich verfallene und mit hohem Gestrüpp erfüllte Lokalitäten, geradeaus aber ein stattliches und verhältnismäßig wohlerhaltenes Gebäude, an dem namentlich einige schön umrahmte, romanische Bogenfenster sich bemerkbar machen. Ein tiefer Torweg führt darunter durch nach einem inneren kleinen Höfchen; drin eine höchst malerische Treppenanlage, und die Fassadenwand der gegenwärtigen Kirche, mit einem großen Portal, dessen reichprofilierte, ornamentgeschmückte Gewände im Stil des frühen XIII. Jahrhunderts trotz der dicken weißen Tünche noch eine prächtige Wirkung machen, unter dem Treppenaufbau aber eine weite Bogenöffnung mit dem Ausblick über die Felsabhänge und die Schlucht hinaus auf die grüne Ebene, auf Manfredonia und das Meer.

Während mein kleiner Führer mir eben aus der Zisterne einen Eimer voll Wasser heraufwand, erschien plötzlich unter dem Torweg eine seltsame, fast unheimliche Gestalt, in stark vernachlässigter Kleidung — woran mir aber gleich die anliegenden grauschwarzen Kniehosen als ein geistliches Garderobestück auffielen, — barhaupt, mit borstigem, grauem Haar und unrasiertem Stoppelbart. „U monac!“ rief der Junge, und in der Tat, es war ein Mönch, der letzte Insasse und Hüter des Klosters; und wie er nun, ohne irgendwie zu staunen oder zu fragen, mich sogleich gewandt und fast herzlich begrüßte, da traten auch aus all seiner äußeren Verwilderung die Überreste der alten feinen Gesittung, der traditionellen Gastfreundlichkeit des Benediktiners unverkennbar zutage. Unter manchen Entschuldigungen über seinen unwürdigen, ländlichen Aufzug führte er mich hinauf ins Klostergebäude, das freilich im Innern sich noch weit delabrierter präsentierte, als es von außen geschienen hatte. Die paar größeren Räume, die sich noch erhalten haben, sind auch von der Säkularisation bereits okkupiert und an einen Grundbesitzer aus Manfredonia vermietet. Ein kleines Kämmerchen an der Treppe hat man allein dem letzten Mönch als Zelle gelassen. Hierhin geleitete er mich und ließ es sich nicht nehmen, mich zu bewirten mit dem, was er hatte; und obgleich das Aussehen dieses Raumes mit dem seines Bewohners nur allzusehr harmonierte, obgleich der Wein im Krüglein sauer wie Essig geworden und Brot und Käse hart wie Stein, durfte und mochte ich mich doch nicht weigern, von allem ein wenig anzunehmen. Dann aber stiegen wir hinunter in die Kirche, die dank ihrem altberühmten wundertätigen Madonnenbild noch heutzutage an gewissen Festen Wallfahrer anlockt und den Namen des verfallenden Klosters lebendig erhält. Es ist ein hoher, einschiffiger Raum, der nur von der Eingangswand her Licht bekommt. Vorn tragen ein paar derbe Pfeiler, grün bemoost von der Feuchtigkeit, das Gewölbe, das nach hinten zu in eine natürliche Felshöhle überführt. An der Chorwand ein bäurisch bunt aufgeputzter Prunkaltar und darauf das byzantinische Madonnenbild, ganz schwarz vor Alter, fast unheimlich anzusehen auf dem flimmernden Goldgrund.

Dort hinten öffnen sich beiderseits Arkaden mit altertümlichen Marmorkapitälen zu einer völlig finstern Grotte, wo vor uns beim Schein einer Altarkerze ein paar dürftige, halb zerschlagene Grabmäler auftauchen; vor ihnen aufgeschichtet aber ganze Haufen alter Totengebeine, und auf einem Wandabsatz der einzelne Schädel eines Abtes, dem man zur besonderen Auszeichnung eine Priestermütze aufgestülpt hatte.

So ist denn dieses ärmliche Höhlenkirchlein mit seinen mehr aufregenden als erhebenden Wallfahrerschaustücken das Einzige, was tatsächlich weiterlebt von der alten Abtei Pulsano. Von deren einstiger Pracht und Größe zeugen aber schon die überall herumliegenden und in spätere Gemäuer eingeflickten Skulpturfragmente, romanische Ornamentfriese, fein profilierte Marmorpfosten, Kapitäle u. dgl., und noch mehr die Gewölbeanlagen im Eingangshof, denen noch viel ausgedehntere Konstruktionen an einem weiter zurückliegenden Hof sich anreihen; die Ruinen eines Stallgebäudes, das für mehrere Dutzend Reittiere Platz bot u. a. m.

Beim Aufstieg durch die Schlucht hatte ich mehrfach auf fast unzugänglichen Felsvorsprüngen wie angeklebt kleine, rohgemauerte Steinhütten oder Kapellchen bemerkt und vermutet, es möchten dies wohl Behausungen gewesen sein von Anachoreten und Büßern, die sich aus der Gemeinschaft des Kloster-

lebens abgesondert, um der höheren Sammlung und Heiligkeit des Einsiedlerlebens teilhaftig zu werden. Und dies bestätigte mir auch der Mönch und anerbot sich zugleich, mir einige nähergelegene Zellen dieser Art zu zeigen. Wir stiegen über ein Mäuerlein und dann direkt die Berghalde hinunter auf einem halsbrecherischen Ziegenpfad; mein Mönchlein immer voraus mit einer ganz unbegreiflichen, unheimlichen Behendigkeit; — was für eine absonderliche und ganz unwahrscheinliche Figur! Wer hätte überhaupt noch an einen Mönch gedacht; einem alten Satyr oder Faun glich er vielmehr, wenn er so jugendlich flink von einem Felsabsatz zum anderen sprang und sich dabei bisweilen so mitleidig-höhnisch umsah nach meinem vorsichtigen Herunterklettern, und mit seinen funkelnden Äuglein in dem alten, rotbraunen, verrunzelten Gesicht so drollig animalisch lachte!

Aber bald vergingen mir diese heidnischen Phantasien (die freilich in einer Anachoretengegend gar nicht so sehr abseits liegen: ist nicht einer der heiligen Einsiedler in der Tebias noch von einem Zentauren besucht worden?); mein Führer wurde mit einem Male wieder ganz ruhig und ernst: wir waren in die Nähe einer der Büßerzellen gelangt.

Ein paar roh eingehauene Stufen führten über eine abschüssige Felsplatte hinunter; dann ging der Weg auf einem schmalen Band um einen Vorsprung herum und mündete aus auf eine kleine Terrasse, wo im hintersten Winkel, ganz in die Felsen hineingeschmiegt und noch wohlerhalten die kleine steinerne Hütte des Einsiedlers lag. Unwillkürlich stehen wir einen Moment still, so stark und unerwartet ist der Eindruck, die unbeschreibliche, tiefinnerliche Stimmung des Ortes — ‚locum quieti aptissimum iis qui non alieni a quiete sunt' —.* Ruhe bot er gewiß, dieser von aller Welt abgeschlossene Winkel; aber eine Ruhe, der alles Friedliche und Idyllische fern bleibt, eine Ruhe des Todes, der Lossagung von allem Irdischen. Die rauhen Felswände der Schlucht umschließen von allen Seiten den Gesichtskreis; eine unendliche Stille blickt wie mit unbeweglich weitgeöffneten Augen aus der Tiefe; das grüne Gras, das auf der kleinen Terrasse und da und dort auf den Felsbändern wächst, ist das einzige Lebendige in dieser starren Einöde. Und dazu nun die Vorstellung eines Menschen, der an einen solchen Ort sein Leben eingeschränkt und gefesselt hat! Seine Behausung steht hier vor uns und wir treten hinein; da ist zuerst ein kleiner Betraum mit halbverfallenem Altar und spärlichen Resten von Malereien an den Wänden; anstoßend dann die Schlafzelle, wo in den lebendigen Felsen hineingehauen die schmale Lagerstätte noch erkennbar ist; in der Ecke eine primitive Feuerung mit Rauchabzug darüber, durch den zugleich etwas Licht in den Raum fällt.

Dies ist nun also der Schauplatz aller der Kasteiungen, der nächtlichen Anfechtungen und Verzückungen, der Meditationen und leidenschaftlichen Gebete, die das Leben eines Anachoreten ausfüllten. Mit einem aus Ehrfurcht und leisem Grauen gemischten Gefühl suchte ich in die stumme Geschichte dieser Stätte mich hineinzulesen. — Doch mein Führer drängte weiter: ich sollte noch eine andere, bedeutendere Zelle sehen; diejenige nämlich, die einst vom hl. Benedikt selbst einige Monate hindurch bewohnt worden sei.

Wir stiegen am Berghang wieder etwas weiter hinauf, um das obere Ende der Schlucht herum, und gelangten auch diesmal, um einen Felskopf

* Vita S. Nihi confessoris.

herumkletternd, ganz plötzlich und überraschend an das gesuchte Ziel. Hier war es nun aber ein eigentliches kleines Oratorium, sorgfältig gewölbt, Steinbänke ringsherum und die Wände noch großenteils bedeckt mit Malereien, die sogar in zwei oder drei Schichten aus verschiedenen Zeiten übereinander lagen. Und zwar schienen die Figuren der obersten Schicht — eine Madonna, von Heiligen umgeben, eine Kreuzigung u. a. — trotz der noch halb byzantinischen Stilisierung und einzelner griechischer Beischriften, doch frühestens dem Anfang des 14. Jahrhunderts anzugehören; davon waren nun aber da und dort Stücke abgeblättert, und es lugten an diesen Stellen Teile der darunterliegenden, ihrem Stil nach reichlich 200 Jahre älteren Malereien hervor, einzelne Gliedmaßen von Heiligen und einmal ein schöner männlicher Kopf mit scharfgezeichneten Umrissen und großen, streng und feierlich blickenden Augen. Nebenan fand sich wieder die kleine Schlafzelle mit der in die Wand eingetieften Bettnische und dem Herd. Doch auch dieser Raum hatte im Vergleich zu der zuerst besuchten Klause einen viel luftigeren und freundlicheren Charakter; vor allem aber bot sich nun auch draußen eine befreiende prächtige Aussicht bis zum Meer hinunter und andererseits den Felshängen entlang hinüber zum Kloster. An diesem Anblick schien sich auch der einstige Bewohner der Zelle gefreut zu haben; unter einem etwas vorragenden Felsstück war in dem Stein eingehauen eine Bank zu erkennen, auf der wir noch eine Weile ausruhten. — Ich hätte gern von dem Mönch einiges über sein Kloster und dessen Geschichte erfahren; davon schien er jedoch nur wenig zu wissen; aber was er mir dafür von seinem eigenen Klosterleben erzählte, war selbst wie eine Geschichte aus jenen früheren Zeiten des Mönchtums.

Zwanzigjährig hatte er als Matrose der italienischen Marine den 66er Krieg gegen Österreich mitgemacht; in der unglücklichen Seeschlacht von Lissa wurde sein Schiff, der ‚Re d'Italia', in den Grund gebohrt, wobei über 400 Mann, Dreiviertel der Besatzung, ertranken. Er selbst sei, nachdem er sechs Stunden an ein Brett geklammert auf dem Wasser getrieben, endlich gerettet worden, und das nur dank einem kleinen Bildchen der Madonna von Pulsano, das er als Amulett auf der Brust getragen. Dieser Madonna hatte er, während er mit den Wellen kämpfte, immerfort sein Leben angelobt, wenn sie ihn retten wolle, und war dann, getreu diesem Gelübde, nach beendigtem Krieg als Laienbruder hier ins Kloster getreten.

Damals war Pulsano noch eine wohlbesiedelte und wohlbestellte Klostergemeinschaft; dann starb aber einer um den andern der älteren Mönche; einige jüngere siedelten in ein anderes Kloster über. Vor zwei Jahren hatte er seinen letzten Gefährten begraben. Er selbst schien dagegen rüstig genug, um, wer weiß wie lange noch der gänzlichen Säkularisation seines Klosters im Wege zu stehen. — Doch als ich letztes Frühjahr mit einem befreundeten Kunsthistoriker noch einmal Pulsano besuchte, um die Altertümer des Klosters und der Einsiedleroratorien eingehender zu studieren, fanden wir da oben einen ganzen Trupp Ingenieure der Landesvermessung häuslich installiert; auf der Treppe saß eine junge Frau mit einem Säugling an der Brust; mein alter Freund aber, der Mönch, war im vorausgegangenen Winter gestorben.

Im Kloster herum entdeckten wir nun noch manches Interessante an Bauteilen und Skulpturen; aber nach der Zelle des hl. Benedikt mit ihren schönen Malereien vermochten wir trotz langem Herumklettern und Suchen den Weg nicht wieder aufzufinden.

Betrachtungen zur Oberammergauer Passion

Von Else Hasse

Im europäischen Westen ist bekanntlich eine Zeit durchlaufen worden — und nur um wenig Jahresrunden liegt sie zurück, — da das Große eine so kleine Rolle spielte, wie noch selten in der Weltgeschichte; eine Zeit, in der man von Entwicklung redete und keine Ziele hatte, von Solidarität des Volkes und der Völker schwärmte und auf keinen anderen sah und hörte, am wenigsten auf Prediger in alten Zungen und auf den größten Lehrer, der mit seinem Geiste alle Völker durchdringen, sammeln und auf die höchsten Ziele richten wollte. Heute lauscht man eher und schlägt das Auge auf, damit es Höhen wieder sehen lerne. Vielleicht sind viele, die ihren Blick erheben wollen, noch nicht so weit, das Hereinragen des Großen ins Ewige zu erschauen; allein es werden ihrer wieder mehr — selbst draußen, in der modernen, freidenkenden Welt! — die ihr Erleben, ihr Erkennen und Lieben hineinzustimmen suchen in die hohe Liebe und das durchläuterte Erkennen des Erhabensten.

Denen insbesondere, die sich zum Innewerden und Erhören des Hochbedeutenden umstimmen wollen, kann das Passionsspiel in Oberammergau das Auge weiten und das Ohr verfeinern helfen. Es war immer so in alten wie in neueren geschichtlichen Werdezeiten und im Leben des einzelnen: ehe man den Geist erfassen konnte, wollte man ihn gestaltet sehen und ihn mit Menschen-, nicht mit Engelszungen reden hören. Es ist die Aufgabe der christlichen Kunst — wie es eine Mission der Kirche ist, — das Eingehen Christi in die Menschlichkeit zu verbildlichen. Der würdig dargestellte Christus, wo immer er uns anblickt, macht Christen und überzeugt schon Kinderseelen zu ihm hin. Wo immer wir die Klarheit seines Geistes in schwacher Widerspiegelung erblicken, wo seine innere Schöne leise durch Formen schimmert, seine Milde uns anhaucht, seine Liebe widerleuchtet, sein Leiden und Überwinden in menschlich rührenden Gebärden nachgebildet wird, da sind wir hingerissen. Alles Abbilden ist ein Einbilden in die Seele des Schauenden, und stets wird ein Bild der Anfang und Anhub sein, um in das Wesen einzudringen. Das ist das beste Bild, in welchem schon ein weniges vom Wesen erschlossen wird und das den Blick gleichsam weiterführt, hinter die äußere Gestalt. Sie wird alsdann um dessentwillen, was das Geistesauge gewahrt, beinah vergessen. Und so vergißt man in Oberammergau das Theater im Theater, und über der mit kleinen menschlichen Mitteln abgebildeten Tragödie erscheinen höhere Wirklichkeiten. Wie ein kindliches Gestammel den ganzen Reichtum der Sprache ahnen läßt, so das bunte Spiel die innerliche Fülle des Lebens Christi. Es ist fast symbolisch, daß die hohe Wölbung des Zuschauerraumes an der Bühne endigt und über derselben und jenseits die Berge und der Himmel das Auge auf große Formen und in unendliche Fernen leiten. Was sich auf kleinem Raume abspielt, was die gelöbnistreuen Dörfler vorzustellen sich redlich mühen, das vertieft sich dem Betrachter und gewinnt seine weltgeschichtliche und eine überirdische Weite.

Hinausschweifend über die Schranken des einmaligen entlegenen Ereignisses und seiner Wiederholung im Spiel, sieht man Christum durch die Zeiten wandeln, immerdar ersehnt und gemieden, umjubelt und geschmäht, und seinen lichten Geist über finsterem Unverstand der Menschheit und seine Liebe, von den Nächsten angebetet und verleugnet, von Abtrünnigen verraten und vom Haß gekreuzigt. Die Passion wird zur tausendjährigen Tragödie Christi, und wäh-

rend viele von den Schauenden das, was davon zum Schauspiel werden kann, mit unaufhaltsamen Tränen sehen, erschüttert wie in erster Jugend oder mit der Ergriffenheit einer weitsichtigeren Seele, steht über allem der lebendige Himmel mit seinem Wolkenwandel und den Sonnenblicken voll strahlender Seligkeit. Das Zusammenspiel von Menschlichem und Himmlischem gibt dem Betrachter in wundersam ineinanderfließenden Stimmungsbildern zu fühlen, wie Leiden sich in Freude lösen und alle Tragik in Seligkeit hinschwinden soll. Über der weltgeschichtlichen Persönlichkeit, die durch Jahrtausende ihr Kreuz getragen, schwebt als himmlische Erscheinung, ergänzend und bildlos glänzend noch der ewige Christus, der Beseliger.

Das Tragische ist nicht das höchste, die Seligkeit ist das höhere. Im Leiden ist noch nicht Erlösung; auch in selbstlosen, mitfühlenden Menschen ist es noch ein leises Sichselberfühlen, und in ihm, der das Wehe aller trug, ein Verspüren des Irdischen; selig sein heißt sich selbst und irdischen Gefühlen enthoben sein. Alle Qual und Marter will in die Seligkeit hinein, doch erst die große Passion führt über alle Leiden hinaus.

Das ist für ‚moderne‘ Menschen ein Rätsel, und seltsam staunend sehen sie am Schlusse der Passion Christum in Verklärung erstehen — so schauen wohl die meisten auch den heiteren Glanz des Himmels, als wäre er nicht Ziel und letzter Sinn der irdischen Passion, als stünde er in unbegreiflichem Gegensatz zu menschlichem Leidensdunkel. Wolkenlose Freude lächelt aus so großer Ferne herab; der Schmerz liegt allen näher, zwingt uns zu sich heran, und auch der größte berührt sich noch mit den kleinen Erfahrungen unsres eigenen Lebens. Darum öffnen aller Herzen sich in heißem Mitgefühl angesichts des wehmutvollen Bildes von Jesu Abschied in Bethanien und in Betrachtung des weihevollen letzten Mahles, da er den Jüngern das Testament der Dienstbarkeit vermacht und dem Verräter selbst die Füße wäscht; tiefbewegend wirken die Trauerszenen auf Gethsemane, in den Sälen und Verließen seiner Verkläger und Peiniger, mitsamt den eindrucksvollen ‚Vorbildern‘ leidender Unschuld aus dem Alten Testament: dem verkauften Joseph, dem gefangenen Simson, dem verspotteten Hiob; bitterlich schmerzt die Begegnung des unter seinem Kreuze zusammenbrechenden Jesus mit der ihn suchenden Mutter in den Gassen Jerusalems, und alle Angst des Irdischen faßt das Auge und das Herz, da er am Kreuze hängt. Vorwurfsvolle Blicke steigen zum Himmel auf, mit dem die Menschen um das Leiden zu rechten pflegen. Daß es von ihm nicht kommt, vielmehr von dem, was unter ihm ist, das bedenken die vielen nicht, die in unsern Tagen das Leiden mehr als alles scheuen und es doch zu mehren wissen und in einer dunklen Sehnsucht ihn — sei's auch nur im lebenden Bilde — suchen, der aller Leiden Herr ward.

Es ist ein eigener Anblick, im Oberammergauer Passionsspielhaus auch viele Kinder der Welt dem Leiden schauend stillehalten zu sehen, sie, die sonst wie die homerischen Götter ihr Haupt von ihm weggewendet haben, ohne ihm doch entgehen zu können. Die Vorstellung der großen Passion dürfte wohl die Segenswirkung haben, so mancher kleinen und kleinlichen Passion des Menschen den verlorenen Ausweg aus dem Jammertal zu weisen und hinzudeuten auf den Unterschied zwischen der von den Modernen als einer höchsten Menschenmöglichkeit gepriesenen, antiken Haltung im Leiden und dem Überwindertum Christi.

Alle kleine Passion kommt aus verborgenen Winkeln des Ich; dort

lauert unter tausend Mißgefühlen auch die Krankheit, und wohl sind selbstverschuldete Leiden zu scheuen. Die Unsumme von Leiden in der Welt wäre um soviel kleiner, wenn das Ich nicht wäre und die Selbstsucht, die da hungert und begehrt, jammert, zetert, tobt, raubt und tötet. Das Ich ist wahrlich ein Mörder von der Art des Judas: es mordet viele Unschuld mit Gedanken, und so fehlbar, schwach und sterblich, wie es selber ist, will es noch den Größten haben. Allenthalben ist's ein Mehrer der Leiden und immer heillos. Nichts ist so verletzlich wie das Ich: jeder Mückenstich scheint ihm ein Natterbiß, jede Wunde fängt an zu schwären, die geringste Widerwärtigkeit wird ihm zum schwersten Schicksal, und auch fremder Leiden Spitze fühlt es auf sich gerichtet. Die Hälfte seiner Schmerzen besteht in Selbstbemitleidung, und an dem Zagen und Klagen, an der Ungebärdigkeit und Ungebühr erkennt man den vom Ich hervorgebrachten Schmerz. Und leiden wir durch andere, so leiden wir auch da noch an uns selber, durch alles, was wir bei ihrem Tun und Treiben an Ungeduld und Ärger, Gefühl der Kränkung, Gram, Erbitterung, Zorn empfinden; wir leiden — so wie Pilatus, wie Petrus im Palasthof des Hohenpriesters, wie das zum Ruf des Hasses verführte Volk — durch irgendwelche Widerspiegelung fremder Irrungen und lästerlichen Wesens. Die Macht, uns ein Wehe anzutun, haben andere zumeist nur dann, wenn dieser Macht sich unsre Schwäche willig beugt — und so läßt ein mittelalterlicher Gottesmann die ewige Weisheit reden: ‚Es ist meine Ordnung, daß ein ungeordnetes Gemüt sich selber eine Marter und schwere Buße sei.'*

Inmitten solcher Leiden, die dem Ich entstammen, steht das antike Duldertum; seine stoische Haltung nachzuahmen versuchen heute viele der Stärkeren: sie schlagen sich den Mantel des Stolzes um, geben sich den Schein der Unverwundbarkeit und werden in dieser Haltung sich selbst zum Schauspiel und bleiben dem Ich zu nahe, der Grundursache ihrer Leiden, dem Ich, das auch im Leidenstrotze sich noch deutlich fühlbar macht und unter seiner angenommenen Würde die eigenen Irrungen verhehlt. So ist viel blinde Torheit in der stoischen Haltung; sie ist ein Aushalten befremdlicher Schmerzen, ein Ertragen mit genauer Not, ein willensdumpfes Sichdagegenstemmen, ist tapfre Gegenwehr, jedoch kein Überwinden und Darüberstehen. Der außen scheinbar unverletzte Mensch ist innerlich nicht heil, denn er fürchtet noch, begehrt, erbittert sich und haßt. So lange er mit anderen hadert, arbeitet er nicht an sich, befreit sich nicht vom Selbstischen, bleibt in kleinen Passionen stecken und erhebt sich nicht zur großen Passion, noch über sie hinaus. Auch als ein tragischer Held hat er nur im Geiste, mit seinen Idealen und gedachten Möglichkeiten, nicht aber mit dem Charakter überwunden; er ahnt das leidensfreie Leben, aber setzt es nicht in Kraft und lebt sich nicht hinein in den ewigen Sonnenschein.

Die kleine Passion ist endlos und ein allmähliches Verderben, die große Passion ein Sterben um des seligen Lebens willen. Der Ichmensch, der sich jammernd oder trotzig verneinend mit seinem Leiden herumschlägt, verfällt ihm ganz; der aber schlägt sich hindurch, dem das Leiden selbstische Regungen zerschlägt und Ichgedanken im Tode verblassen läßt.

‚Nun, Seelen, kommt zum Kreuzesstamme!' ruft der Oberammergauer Chor. Anderes hängt mit den Kleinen und anderes mit dem Größten am Opferholz. Kaum aber, daß in uns ein weniges von Selbstgefälligkeit und

* Seuse. Bd. I der deutschen Mystiker. Sammlung Kösel.

Eigensucht erstorben ist, begreifen wir den edlen Beruf der Schmerzen und nähern uns der leidenden und überwindenden Größe. Wir finden ein heiligendes Ja auch für Kummer und Sorge, ein Ja, das freilich nicht dem Schlimmen selber gilt, sondern dem, was es in uns sterben und lebendig werden läßt. Ein Oberammergauer ‚Vorbild' zur letzten Marter Christi zeigt uns Moses in der Wüste, wie er die eherne Schlange auf ein Querholz hebt und das von Natterbissen wunde Volk durch diesen Anblick heilt —: so werden selbstische Leiden durch schmerzliche Erkenntnis dessen, was uns krank gemacht, und durch erhöhtes Leid um alles, was wir abtun müssen, geheilt.

Im Leiden wird dieses oder jenes Bereich des Innern fühlbarer; es ist ein Wissen um Schwächen und Kräfte und auch ein Kennenlernen der Dinge, die uns ermatten oder stärker machen. Erkennbar werden die flüchtigen Lebensgüter, um die das Ich sich peinigt, und die ewigen, um die es sich zu leben lohnt. So führt dein Leiden und Erkennen dich tiefer ins Leben ein — doch auch ins Leiden! Denn je mehr das Ewige dich kümmert, desto mehr bekümmert dich das Irdische. Du selber tust dir weher und die Welt tut dir weher, die dir nicht mehr genügt. Unerträglicher werden ihre Übel, drückender auch noch das kleinste Böse in dir selber. Nun leidest du mit offenen Augen und um frei zu werden, und leidest ärger, so lange du's nicht bist.

Dein Leid vermehrt sich im Mitleid. Tausend Siegel lösen sich von stummen Lippen und hörbar wird ein Heer von Seufzern, je mehr du selber leidest. Dein Herz erweicht sich gegen viele, und vieles siehst du ihnen nach. Das ist der Segen der großen Schmerzen, daß die kleinen nicht mehr wehetun. Geringer wird dein eignes Elend, wo du an andre denkst und nicht an dich; wo du zu lieben anfängst, da wird das Ich zurückgedrängt und deine Leiden mindern sich, wenn auch die Lasten zunehmen. Im Tragen, Mitfühlen und Leiden gehst du über das Sichtbare hinaus, denn nur im Unsichtbaren ist Hilfe. Das Leiden gibt nicht Kraft, doch ruft's der Kraft und unterwirft sich ihr — wie sich die Löwen dem Daniel in der Grube unterwarfen. Du sollst zu größerer Kraft durch größere Schwierigkeiten kommen, durch Selbstverleugnung zur Liebesfülle. Sei den Beschwerden dankbar und frohlocke über sie, je mehr sie deine Innenkräfte in Bewegung setzen. Alsdann behütet Leiden dich vor Schwäche und tieferem Fall und ist ein gar behender Gehilfe der Entwicklung. Je größere Widerwärtigkeit im Leben, desto bedeutender die Aufgabe, an der man wachsen kann. Deine Aufgabe wird nicht leichter? Dir aber kann sie leichter werden. Schwere Zeiten sind zum Starkwerden da, und sind wir stark, so sind die Zeiten nicht mehr schwer. Je strenger die Tage, desto freundlicher die Nachgefühle. Jede Forderung des Tages ist ein sorgenvolles Sichhinanbemühen und ein heilvolles Näherkommen. Wem der Pfad verdornt ist, dem kann die Stirne dennoch unverletzlich bleiben und auch das Herz. Verluste mögen ihn treffen, Drangsal, fremde Schuld, Verkennung, Geifer, Haß, Verfolgung — er aber kann jede dunkle und böse Widerregung aus der Seele tilgen. Wenn alle Gedanken zur Reinheit geläutert und Gefühle in Liebe verwandelt würden, wäre es vollbracht. Was kann die Liebe verlieren, die im Geiste alles hat und hält? Was könnte dich verletzen, wenn nicht die Eitelkeit, wenn Liebe den Schlag auffängt, was dich aus der Geduld bringen, wenn sie, an Stelle des reizbaren Ich, in lächelndem Frieden steht?

Schon pilgerst du leidend und liebend, blutend und genesend gen Golgatha und zeichnest das Kreuz des Segens über Dornenwege in die blaue

Luft hinein; du sprichst in Freuden: Es war alles gut! und gehst durch größere Leiden zum Nichtmehrleiden ein. Je mehr die Liebe von dir fordert, je höher das Reinheitsideal emporsteigt, um so peinlicher und seliger die Passion. Im Augenblick, da wir Gott empfinden, sinken wir in tiefster Schmach, in reuevollem Schmerz zusammen und erheben uns doch zur selbigen Stunde. Die göttliche Traurigkeit wird durch ihn, der sie hervorrief, überwunden: Gott. Ist der Ausgang aus der Ichheit schwer, so der Eingang in die Gottheit freilich noch viel schwerer. Dazwischen liegt die meiste Kümmernis der Seele: ein Gethsemane, vorgebildet in dem Abrahamopfer auf Moria, in dem Versuch, alles letzte selbstische Trachten, irdische Sinnen und Lieben abzutun und Willen, Geist und Liebe in Gott hineinzubefreien, hineinzubeseligen.

Da stehst du am Kreuz. Wer frei in Gott lebt, muß in allem und für alle leben. Er kann vom ganzen und vom einzelnen nicht lassen. Wie Gott die Welt trägt, so will der gottgeborene Geist sie tragen. Je göttlicher die Liebe, desto mehr von Sünd' und Schuld der Welt liegt darauf. Der ein seliges Sein im Himmel hat, will für die leidende Menschheit ein Gleiches erringen. Allein wer ihr das Beste bringt, macht sich die Welt zum ärgsten Feinde und leidet das Ärgste in der Welt und um die Welt. Und doch ist Christus in der Größe seiner Leiden ein Minderer der Leiden und lehrte, lebte ihre Überwindung. Er erhob sich durch sein Leiden zu den höchsten Beweisen seiner Kraft und Liebe. Liebe will sich auswirken: Könnte sie es ganz und völlig, wenn ihr nur immer Liebe entgegenträte? Ist Liebe, sich an der Lieblosigkeit betätigend, nicht um so mehr sie selbst? Liebe ist nirgends größer, denn als Feindesliebe — wo ihr am meisten widerstrebt wird, da kann sie ihre ganze Kraft offenbaren. So ist sie Widerglanz der Liebe Gottes und frommt den Menschen zur Erlösung und Befreiung. In ihrer Vollentfaltung ist sie allem Leiden gewachsen, heil in Wunden, und steht jenseits des Tragischen, hoch über allem Selbstischen und Sterblichen. Sie ist das Leben und die Seligkeit.

Über der großen Passion sehen wir den Himmel offen.

* * *

Im niederfahrenden Sturm und Sonnenschein werden die Oberammergauer Bühnenbilder und ihre innere Wahrheit ausdrucksvoller. Freilich könnte manche Wahrheit auch aus dem Spiele selber noch faßbarer und leuchtender hervortreten. Die Darsteller tun ihr Möglichstes und es ist erstaunlich, wie im Wesen gesteigert, edel in der Haltung, bewegt im Gemüt, wie biblisch hin und wieder Mienen und Gestalten wirken, als wie hineingewachsen in den Rahmen der alten heiligen Geschichten; zu wünschen wäre nur, daß den Darstellern und der bewundernswürdigen Spielleitung der Text und die Musik noch mehr zu Hilfe kämen. Dem Text der neutestamentlichen Szenen wäre mehr innere Entwicklung, ein noch engerer Anschluß an das Bibelwort und wären entsprechende Kürzungen, zumal der Gerichts- und Tumultszenen der Pharisäer, dienlich; und der Chortext, welcher die ‚Vorbilder' und Passionsszenen in inneren Zusammenhang bringen, erläutern und die mitspielenden seelischen Erfahrungen, die innige Bewegtheit des Herzens zum Ausdruck bringen soll, vertrüge wohl die Umgestaltung durch eine größere dichterische Kraft, als es Daisenberger war, der weiland Ortspfarrer und Chronist von Oberammergau, der letzte Bearbeiter des Passionstextes.

In der historisch-kritischen Ausgabe des Textes von Dr. Otto Maußer,*

---

* Verlagsanstalt Jos. C. Huber, Diessen vor München.

welcher ‚den Urtext von P. Ottmar Weiß mit Proben der gesamten älteren Textentwicklung und vollem Variantenapparat für die Umformung durch J. A. Daisenberger' erstmalig veröffentlichte, wird eine Äußerung des letzteren wiederholt, die von bescheidener Einsicht in die Grenzen seines Könnens zeugt; nachdem er 1860 die auf Wunsch von König Max II. unternommene Umarbeitung vollendet hatte, schrieb er:

> ‚Ich fürchte, daß manches, was ich zu bessern glaubte, durch meine Umarbeitung nicht besser geworden und daß es mir etwa ergangen sei, wie manchem Baumeister, der einen alten Bau umzuformen unternimmt und nicht das rechte Geschick dazu hat. Ich fühle, daß es ein meine schwachen Kräfte übersteigendes Wagnis war, das heilige Drama, dieses Vermächtnis altdeutscher Frömmigkeit, zu behandeln, da mir sowohl das tiefere Verständnis der dramatischen Kunst abgeht, als auch die Art meiner Erziehung, die in die Aufklärungsperiode fiel, nicht dazu angetan war, jenen tiefsinnig frommen Sinn der deutschen Altvordern in mir zu pflegen, der allerdings in meinem Vaterhause in mich gelegt war. Doch — ich habe mich nicht hinzugedrängt, ich übernahm die Arbeit, weil sie höheren Orts angeordnet war und sich kein anderer dazu fand, mit dem besten Willen, in Liebe zu meinem göttlichen Erlöser und im Hinblick auf ein Ziel: die Erbauung des christlichen Volkes.'

Über die Geschichte der Passionstexte und die Vorarbeiter Daisenbergers hat Dr. Maußer erkundet, was zu erkunden war. Es ist ihm zweifellos, daß die Gemeindevertretung von Oberammergau, die Körperschaft der ‚Sechs und Zwölf', als sie im Jahre 1633 der schrecklich wütenden Pest (Typhus?) das Gelübde zur Aufführung der Passionstragödie in zehnjährigem Zwischenraum entgegenhielt, damit auf eine mehr oder minder eingeschlafene Gewohnheit aus dem frühen Mittelalter zurückgriff. Der Text vom ersten Spieljahre 1634 ist möglicherweise der gleiche gewesen wie der in handschriftlicher Fassung aus dem Jahre 1662 erhaltene, welcher sich heute im Besitz des Posthalters Guido Lang in Oberammergau befindet. Dieser älteste der nachweisbaren Texte ist aus zwei älteren Arbeiten zusammengesetzt: einem Passionsspiel des 15. Jahrhunderts aus augsburgisch-schwäbischem Sprachgebiet und aus der ‚Schönen Tragedij, auß der heyligen Schrift gezogen, „Von dem Leyden und sterben . . . unseres Herren Jesu Christi", um 1565 verfaßt von dem wohlbekannten Augsburger Meistersinger Basti Wild'. Diese Zusammenstellung, nach der Ansicht Dr. Maußers der relativ literarisch wertvollste der sämtlichen Oberammergauer Texte, ist ‚in der Fastnachtsspielmanier des Hans Sachs gehalten, voll holzschnittmäßig einfacher und scharfer Kraft der Sprache und Charakteristik, ausgezeichnet durch die altdeutsch-volkstümliche Komik der Judasrolle, deren Träger mit der Gerissenheit eines in allen Geldpraktiken gewandten Wechslers die dreißig Silberlinge auf ihren Münzwert prüft, ehe er darüber quittiert'.

Die Judasrolle hat, soviel ersichtlich, in den folgenden Textbearbeitungen die meisten Umgestaltungen erfahren und ist ein Spiegel des Zeitgeschmacks und der veränderlichen Auffassung von der Herkunft des Bösen geworden; heute freilich erscheint sie ganz ungenügend charakterisiert und noch viel zu sehr auf das einzige Motiv des Geizes gestellt. Die Selbstsucht, die von Entbehren und Leiden nichts wissen mag, der krankhafte Ehrgeiz, der sich in

seinen Hoffnungen auf ein Reich von dieser Welt und irdische Glückseligkeit im Genuß der Macht getäuscht sieht, die Herrschsucht, die sich an die Größe des Heiligen hängt und durch ihn an ihre Niedrigkeit gemahnt, sich gewalttätig über ihn aufrecken will, müßte in den wenigen Judasworten wetterleuchten und dem Vernichter, der nicht vernichten konnte, mehr gewitterhafte Wucht verleihen. Und wenn nach dem Judaskuß und der unvergleichlich liebevollen Frage Christi: ‚Mein Freund, wozu bist du gekommen?' — jener Frage, die den Wendepunkt im Leben des Judas bedeutete und seine Reue aufrief, die in ihrer vollkommenen Freiheit von Groll, Verachtung, Haß ihm wie die Posaune des Gerichts in die Ohren tönen und mit ihrer Milde den Verzweifelnden in Todesqualen doch noch trösten mußte — wenn nach jener Frage der Judas im Spiel die Häscher Christi noch fühllos antreibt, so ist das eine psychologische Unmöglichkeit und ein arger Fehlgriff der letzten Textverfasser.

In der ersten verfolgbaren Textrevision von 1680, welche die Personifikation der Seele einführt (Unterhaltung zwischen dieser und einem Engel über Christi Leiden) und neben den Prologus-Ehrenhold den Satan stellt, der die Zuhörer aus ihrer Andacht aufzustören sucht, scheint Judas noch derselbe, nur näher dem Griff der finsteren Mächte. In den Texten von 1700 bis 1740 wird der Teufel wieder beseitigt und dafür Personifikationen des Lasters: Geiz und Neid, Sünde und Tod zu dem Zwecke auf die Bühne bemüht, Judas zu verführen, die jüdische Priesterschaft zu verhetzen und Christum zu stürzen, damit das wankende Reich des Bösen sich neu befestige. In den damaligen Spielen erschien neben dem Prologsprecher der ‚Genius Passionis', der sogenannte Argumentator, der im Wechsel mit dem Ehrenhold die Szenen sprechend und singend zu erklären hatte und aus welchem sich in der Rosnerschen Bearbeitung der Schutzgeist und der ihm zugeteilte Chor entwickelte.

Der Ettaler Pater Ferdinand Rosner schuf auf Ersuchen der Oberammergauer in den Jahren 1740—1750 den neuen Passionstext, welcher, nach Maußer, den Höhepunkt der zweiten Textentwicklung darstellt und dem barocken Geschmack des Jesuiten- und des italienischen Operndramas angepaßt war. Rosner führte die ‚Vorbilder' aus dem alten Testament ein, die damals, 18 an der Zahl, am Schluß jedes der sechs Akte erschienen. Er läßt die Allegorie noch üppiger wuchern, und noch viel häufiger als im Spiel des 16. Jahrhunderts treibt der Teufel nebst Anhang, wütend und triumphierend, in künstlerisch wirksamen Bildern sein Wesen auf der Bühne. ‚Der ganze Pomp einer auf monumentale, ja groteske Bildwirkung ausgehenden Bühnenkunst rauschte über die Bergbühne und Aria auf Aria erklang.' Prunkender wurde auch die Sprache, und der ‚breitausladende' Alexandriner der Franzosen stellte sich neben den vierhebigen Knüttelvers des alten Textes.

Ettaler Klosterherren nahmen auch nach 1750 Textänderungen vor, unter ihnen P. Magnus Knipfelberger, und als bedeutendster P. Ottmar Weiß.

Zwischendurch waren infolge mißbräuchlicher Vorführungen von geistlichen Komödien in Bräu- und Wirtshäusern dergleichen Vorstellungen von der kurfürstlichen Regierung im März 1770 untersagt worden, und erst nach wiederholten Gesuchen und dem Vorgeben, mit einem neugedichteten Spiel auftreten zu wollen, wurde der Gemeinde Oberammergau 1780 die Erfüllung der alten Gelöbnispflicht wiederum gestattet.

Als das Spieljahr 1810 herannahte, fand man ‚die Hölle mit ihrem Teufelsspuk und die blutlosen Allegorien nicht mehr zeitgemäß', und der Ettaler

Doktor und Religiose Ottmar Weiß, in der Schule des Rationalismus und der klassischen Dichtung herangebildet, übernahm die Neugestaltung des Spiels. Er wandelte den Haupttext und die Prologe in Prosa um, dem zeitgenössischen Natürlichkeitsgeschmack gemäß; er gründete die Handlung unter Ausschaltung des Legendenhaften nur auf die evangelischen Berichte, ließ die von Rosner hinzugefügten Vorgänge nach der Auferstehung Christi fort, die allegorischen, sowie die Teufelsszenen und Judas' Entführung in die Hölle, brachte die Zahl der Parallelbilder aus dem Alten Testament auf 24 und stellte dieselben vor die einzelnen Handlungen.

Maußer, der die einzige noch vorhandene Abschrift des Weißschen Passionsspiels (1902 von ihrem letzten Besitzer, Thassilo Stricker aus Thaining bei Landsberg am Lech, dem Archiv des Benediktinerpriorats Andechs geschenkt) dem Druck und der Kritik übergab, schätzt P. Weiß' dramatische Kraft, seinen Kunstverstand, seine Charakterisierungsgabe weit höher ein als diejenige Daisenbergers. Durch vergleichende Lektüre überzeugt man sich, daß freilich beide der Erscheinung Christi und seiner inneren Entwicklung zum Kreuzträger und Todüberwinder nicht mit widerspiegelndem Verständnis gewachsen waren; farblos ist in beiden Texten die Johannesrolle, und wenn Judas bei Weiß, alter Tradition gemäß, wieder mehr vom ‚verschlagenen Erzschelm' hat, so ist er in der letzten Bearbeitung zu einem fast inhaltleeren, ‚pathetischen Intriganten und Bühnenbösewicht' herabgewandelt worden.

Daisenberger hat die kernigen, hin und wieder auch recht naiven und geschwätzigen Dialoge Weiß' gekürzt, ihre redselige Prosa durch Abschleifungen jedoch nicht verbessert und dabei auch manches die Handlung tiefer begründende Wort ausgemerzt. Außer der Einzugsszene in Jerusalem fügte Daisenberger dem Spiel nichts wesentliches hinzu als nur noch deutlichere, zum Teil weitschweifige Ausmalungen, Dialogvarianten, Szenenverschiebungen, die Jambenfassung der Prologe, Textänderungen der Gesänge und die Erscheinung des Auferstandenen vor Maria Magdalena.

Der musikalische Teil, neugeschaffen von dem Oberammergauer Rochus Dedler (1779—1822) und 1815 zum erstenmal aufgeführt, hat seither keine Veränderung erfahren, und wenn man, von einzelnen ergreifenden Klangwirkungen und wohlgelungenen Weisen abgesehen, als Hörer nicht umhin kann, sich von Herzen nach einem geistlichen Liede Bachs, einem Agnus Dei Mozarts und den gewaltigen Klängen von Beethovens Gloria zu sehnen, so wird dies Verlangen durch einen Großen gerechtfertigt, den auch Maußer zitiert: Franz Liszt. In einem begeisterten Brief, den er unter dem großen Eindruck der Vorführung von 1880 an seine Schülerin, Frau Charlotte Blume-Arends, schrieb, nennt er die Musik Dedlers wegwerfend einen ‚platten musikalischen Unfug, Tand und Sudel'. Von der heiligen Tragödie tief gerührt, mag die Seele des Berufenen, der in geistlicher Musik zu Hause war, in höherem Chor gesungen haben, und so wird das harte Urteil verständlich. Begreiflich wird es aber auch an dem Beispiel Liszts, daß weder Mängel der Musik noch des Textes imstande sind, die erschütternde Wirkung des Oberammergauer Spiels auf die Seelen zu schmälern; es berührt auch noch den Kurzweilsuchenden, Welt- und Schaulustigen, den Leiderfahrenen aber bewegt es im Innersten und erhebt den schauenden Geist auf die Höhen der großen Passion und zu den fernen Seligkeiten des Weltüberwinders.

Kleine Bausteine

Zum Gedächtnis des großen italienischen Astronomen Giovanni Schiaparelli / Von Wilhelm Foerster

Am 4. Juli ist Giovanni Schiaparelli nach kurzer Krankheit aus diesem Leben geschieden.

Er war am 14. März 1835 in Savigliano (Hoch-Piemont) geboren, hatte nach dem Besuche der Schulen in seiner Vaterstadt im November 1850 die Universität Turin bezogen, wo damals insbesondere der bedeutende astronomische Mathematiker Plana wirkte. Von dort aus war er auf Grund seiner eifrigen Studien in der Astronomie und in den neueren Sprachen mit einem Stipendium der Regierung ins Ausland entsandt worden und zunächst im Februar 1857 nach Berlin gegangen, wo er hauptsächlich die Vorlesungen von Encke, Ritter, Kiepert, Dove und Poggendorf hörte.

Von Berlin aus begab er sich dann im Juni 1859 nach Pulkowa, der großen russischen Sternwarte bei St. Petersburg, wo er unter Führung von Otto Struve und von Winnecke besonders Unterweisungen und Übungen in der astronomischen Beobachtungskunst genoß.

Im Jahre 1860 ist er nach der Heimat zurückgekehrt, wo ihm die Stellung eines zweiten Astronomen an der damals von F. Carlini geleiteten Brera-Sternwarte in Mailand verliehen wurde. Nach dem Tode von Carlini hat Schiaparelli alsdann von 1862—1900 als Direktor dieser Sternwarte gewirkt.

Auch nachdem er im Jahre 1900 diese Stellung aufgegeben hatte, widmete er sich in dem letzten Jahrzehnt fast bis zu seinem Tode noch bedeutsamen astronomischen, mathematischen und auch geschichtlichen Arbeiten, immer noch mit der vollen Eigenart und Größe seines Genius.

Was er der Astronomie und der Kulturgeschichte an tiefer und neuer Erkenntnis geschenkt hat, ist bisher kaum den Männern der Wissenschaft zu vollem Bewußtsein gekommen, weil er bei aller Intensität seiner Leistungen auf speziellen Gebieten von einer ungewöhnlichen Universalität war, so daß es fast niemanden unter den wissenschaftlichen Zeitgenossen gab, der sich überhaupt ohne besondere eingehende Bemühung Rechenschaft von der Gesamtheit jener Leistungen geben konnte.

Schiaparelli war zunächst ein vorausblickender schöpferischer Denker, der es vermochte, auf einem weiten Gebiete von astronomischen Beobachtungs- und Messungsergebnissen, nämlich dem Gebiete der Kometen- und Meteorerscheinungen, für welche es damals fast noch gar keine zusammenhängenden und einleuchtenden Erklärungen gab, einen Gedankenbau zu errichten, der auf einmal Klärung der Erkenntnis und Bestätigung derselben durch die ergreifendsten Übereinstimmungen zwischen dem Fortgang der Erscheinungen und den Resultaten folgerichtigen Denkens gewährte.

Nach diesen triumphierenden, von ihm selber aber in vollkommener Schlichtheit verkündeten Erfolgen hat sich dann der vorausblickende Genius zu den eindringlichsten und pietätvollsten Rückblicken in die Vergangenheit menschlicher Kulturentwickelung gewendet und uns eine bis dahin weder von den

Astronomen noch von den Geschichtsforschern erreichte tiefere Würdigung einiger der allerbedeutendsten mathematisch-naturwissenschaftlichen Leistungen des griechischen Altertums eröffnet, und er hat weiterhin überhaupt, wohin er auch seinen geschichtlichen Forscherblick wendete, für die Deutungen der menschlichen Kulturentwickelung klärende Gedankenverbindungen erschlossen.

Nicht genug damit. Er ist endlich auch zu den Höhen der Beobachtungskunst in der zartesten, ausdauerndsten und urteilsvollsten Verwertung des Fernrohrs emporgestiegen, indem er in seinen jahrelang fortgesetzten Forschungen über die Erscheinungen auf dem Planeten Mars zwar noch nicht volle Realität der Erkenntnis, aber jedenfalls intensive Anregung von weitreichender Bedeutung auch auf diesem Forschungsgebiete gegeben hat.

In seiner Werdezeit mögen die Aufenthalte in Berlin und in Pulkowa in besonderer Weise weckend und fördernd gewirkt haben. Ich besitze das köstliche Erinnerungskleinod, ihn schon in der Berliner Zeit kennen gelernt zu haben, und von da ab bis zum Lebensende in herzlicher Freundschaft und zeitweise lebhafter Korrespondenz mit ihm verbunden gewesen zu sein. Ich selber war damals zweiter Assistent an der Berliner Sternwarte und hatte, nachdem ich mich im Frühjahr 1858 als Privatdozent habilitiert hatte, die Freude, den bei seinem Erscheinen auf der Sternwarte mir sogleich bekannt gewordenen italienischen Kommilitonen im Winter 1858/59 als Hörer in meinen Vorlesungen, welche sich auch mit Geschichte der Astronomie beschäftigten, begrüßen zu dürfen. Ich erinnere mich genau, daß er mich in jenem Winter mehrmals besuchte, um mir Mitteilungen von den merkwürdigen Gedankenfolgen zu machen, die er schon damals den Kometenproblemen widmete, und zu denen er auch durch Prof. Encke Anregungen empfangen haben mochte, der damals gerade mit einem gewissen Abschluß seiner Untersuchungen über den nach ihm benannten Kometen beschäftigt war.

In seiner treuen Gesinnung hat er diesen frühesten Begegnungen noch in einer seiner letzten Zusendungen Ausdruck gegeben, indem er sich in der Widmungsaufschrift als meinen alten Schüler bezeichnete. Ich kann nur sagen, daß die damaligen Präludien seiner ganz neuen Gedanken über die Kometenwelt von mir noch nicht gebührend gewürdigt wurden, daß ich jedoch damals schon nähere Fühlung mit ihm durch meinen Enthusiasmus für das Studium der griechischen Astronomen und der platonischen Gedanken gewann.

Schon bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland begann Schiaparelli jene genialen Gedanken über die Kometenprobleme immer tiefer und umfassender zu gestalten. Ein Gipfelpunkt dieser Forschungstätigkeit wurde das Jahr 1866, indem es die glänzendsten Bestätigungen brachte für die vorangehend von Schiaparelli in einer Reihe von Briefen an den ausgezeichneten Astronomen des Collegio Romano, Angelo Secchi, veröffentlichten Hypothesen und Berechnungsergebnisse, betreffend die Beziehungen, welche zwischen den Bahnen und den Bestandteilen der Kometen einerseits und andererseits den Bahnen und dem Wesen der Meteorerscheinungen obwalten.

Es sei mir in Anbetracht des gegenwärtigen besonderen Kometeninteresses gestattet, bei den Großtaten von Schiaparelli auf dem Gebiete der Kometenforschung etwas zu verweilen. Nahezu 250 verschiedene Kometenbahnen waren bis dahin den Astronomen bekannt geworden. Im Gegensatz zu den Planetenbahnen, bei denen die Bewegungsrichtungen, sowie die Lage der Bahnebenen und die nahezu kreisförmigen Gestalten der Bahnlinien um die Sonne im ganzen

und großen eine merkwürdige Übereinstimmung untereinander zeigten, hatten die Bahnebenen der Kometen beliebig verschiedene Neigungen gegen die mittlere Bahnebene unseres Planetensystems, und die Gestaltungen der Bahnlinien in diesen ganz verschiedenen Ebenen zeigten stark überwiegend die Gestalt von sehr langgestreckten Ellipsen und Parabeln, während auch die Bewegungsrichtungen beliebig verschieden waren. Aus allen Regionen des unser Planetensystem nächstumgebenden Weltraumes wurden also durch die Massenanziehung dieses Systems, und hauptsächlich der Sonne selber, Kometen herangezogen, die dann, nachdem sie die größte Sonnennähe ihrer Bahn passiert hatten, wieder in den Weltraum zurückkehrten, während nur wenige von ihnen, durch das Hinzukommen der Anziehungskräfte derjenigen Planeten, denen sie auf ihrem Wege zur Sonne etwas näher kamen, in engere Bahnen gezwungen, sich dauernd oder vorübergehend innerhalb der Räume des Planetensystems um den nahe mit dem Sonnenmittelpunkt zusammenfallenden Schwerpunkt dieses Systems weiterbewegten.

Schiaparelli war nun der erste, der die Entstehung der Kometenköpfe, wie wir sie bei ihrer Annäherung an die Sonne und die Erde erblicken, auf jene Herkunft aus großen Fernen des Weltraums von weit außerhalb unseres Planetensystems her sinnreichst zurückführte.

Das Charakteristische der Kometenköpfe, verglichen mit dem Anblick, welchen uns die Planetenkörper, insbesondere Merkur und Venus, neben der Sonne in den uns bei seitlicher Sonnenbeleuchtung schon vom Monde her bekannten Sichelgestalten darbieten, bestand zunächst darin, daß sie niemals solche Sichelgestalten erkennen ließen, und daß sie außerdem keine merklichen Verdeckungen oder Schwächungen des Lichtes anderer Himmelskörper, vor denen sie vorüberzogen, hervorbrachten, wie sie z. B. auch gänzlich unsichtbar vor der Sonnenscheibe vorüberzogen. Alles dies deutete zweifellos darauf hin, daß diese Köpfe keine eigentlich zusammenhängenden festen Körper sind, sondern mit großen Zwischenräumen aus mehr oder minder losen, nur durch gemeinsame Bewegung und gegenseitige Anziehung einigermaßen verbundenen Massenanhäufungen von sehr kleinen festen, vielleicht auch mit Gashüllen umgebenen Weltkörperchen bestehen. Bestätigt wurde dies in vollem Maße dadurch, daß die Gesamtheit der in einem Kometenkopfe zusammengedrängten Weltkörperchen, auch wenn der Gesamtumfang des nahezu kugelförmigen Haufens ein Vielfaches von dem Umfange des Erdkörpers betrug, keine irgend merklichen Fernwirkungen der Anziehung auf diejenigen Planeten ausübte, denen sie bei ihren Wanderungen etwas näher kamen.

Schiaparelli hatte nun in Betreff der Zusammendrängung solcher Massenansammlungen zu Kometenköpfen sich die folgende Vorstellung gebildet: Wenn der Weltraum nicht bloß von Sonnensystemen mit ihren festeren Planetengestaltungen, sondern in den Zwischenräumen und in den weitesten Umgebungen dieser Systeme auch von kleineren und kleinsten Massenteilen in den verschiedensten Gruppierungen und Dichtigkeiten erfüllt ist, und wenn dann in großer Ferne eine weitausgedehnte Schar oder wolkenartige Anhäufung von solchen kleinsten Massenteilen, die vielleicht von irgendwelchen beginnenden oder zerfallenden Entwickelungsprozessen entstammen, von der Anziehungskraft unseres Sonnensystems erfaßt wird, — während bis dahin die Wolke selber nur mit einer ähnlichen Bewegung durch den Himmelsraum wanderte, wie es unser ganzes Planetensystem auch tut, — so würden dann im Verlauf der Bewegung jener

ausgedehnten kosmischen Wolke nach unserer Sonne hin hauptsächlich zwei Typen von Entwickelungen eintreten. Diejenigen Massenteile nämlich, welche bei dem Beginn dieser Wanderung zur Sonne sich nicht in sehr verschiedenen Entfernungen von der Sonne befänden, würden allmählich mit konvergierender Annäherung an die Sonne immer enger zusammengedrängt werden; diejenigen Teile der kosmischen Wolke aber, welche beim Beginn der Wanderung nach der Sonne hin sich in erheblich verschiedenen Entfernungen von der Sonne befänden, würden sich bei der Wanderung immer weiter voneinander entfernen, nämlich sich entlang der Richtung der Bewegung ausbreiten, da die schon anfangs der Sonne näherliegenden Teile schnellere und die von der Sonne entfernteren Teile langsamere Zunahme ihrer Bewegungsgeschwindigkeit erfahren würden. So würden einesteils durch die erstere Zusammendrängung der Massenteile, mit welcher dann auch eine erhöhte gegenseitige Anziehungswirkung der einzelnen Teile verbunden sein könnte, die Kometenköpfe entstehen, anderenteils aber würde die ganze Bahn allmählich auf immer weiter ausgedehnten Strecken mit loseren Scharen der in einer gewissen Breite die Bahnstraße erfüllenden Wanderer besetzt werden.

Diese letzteren auf der Wanderung nach der Sonne hin oder von der Sonne hinweg sich auf immer größeren Strecken der Bahn verteilenden Scharen von kleinsten Massenteilen werden aber im allgemeinen von der Erde aus nicht sichtbar sein, da sie zwar einzeln in reflektiertem Sonnenlichte auch wie leuchtende Punkte erscheinen könnten, aber doch zu klein und mit zu weiten Zwischenräumen verteilt sind, als daß sie am Himmel in größerer Entfernung für uns eine deutliche Lichterscheinung bilden könnten, wogegen die viel dichteren Zusammendrängungen derselben Teilchen in den Kometenköpfen in der Nähe der Sonne nicht bloß in reflektiertem Sonnenlichte eine kräftiger leuchtende Scheibenfläche bilden, sondern auch, wie es scheint, durch elektrische Wirkungen der Sonne zu elektrischen Gegenwirkungen induziert werden, aus denen in den Köpfen selber und in ihrer nächsten Umgebung besondere Arten von Lichtwirkungen entstehen können, so daß dadurch sogar bis in sehr weite Regionen des Himmelsraumes die dort überall vorhandenen feinen Verteilungen von kosmischen Massenelementen zum Leuchten in den sogenannten Schweiferscheinungen angeregt werden können.

Schiaparelli ging aber sofort weiter. Allerdings könne man von der Erde aus im fernen Himmelsraume jene loseren, die Kometenbahn entlang wandernden Scharen von Massenteilen auch in reflektiertem Sonnenlicht nicht wahrnehmen, aber es wäre doch die Möglichkeit vorhanden, daß die Erde bei ihrer Wanderung um die Sonne einzelne kometarische Bahnstraßen durchqueren müßte, und daß dann jene Wanderer sehr wohl beim Eindringen in unsere Atmosphäre dadurch sichtbar werden könnten, daß sie mit ihren großen kosmischen Geschwindigkeiten die Widerstand leistenden Luftmengen zu sehr hohen Glühtemperaturen erhitzen und dadurch selber als Sternschnuppen leuchtend werden.

Es sei danach höchst wahrscheinlich, daß einige der ungewöhnlich reichen Sternschnuppenfälle, welche entweder alljährlich an bestimmten Tagen oder in bestimmten mehrjährigen Perioden wiederkehren, dadurch verursacht würden, daß die Erde in den betreffenden Zeitpunkten durch eine kometarische Bahnstraße hindurchwandere und dabei den mehr oder weniger dichten Scharen jener kosmischen Wanderer begegne. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Ver-

mutung konnte nur dadurch geliefert werden, daß man die Bahnen, welche die in die Erdatmosphäre als Sternschnuppen eindringenden Meteorkörper im Weltraume vor diesem ihrem Eindringen beschrieben hatten, durch irgend welche besonderen Beobachtungen oder Messungen ermittelte. Wenn sich dann ergab, daß diese Bahnen ganz denselben Charakter hatten wie im allgemeinen die Kometenbahnen, oder wenn sich sogar die nahe Identität dieser Bahnen mit den Bahnen bereits bekannter Kometen herausstellte, so war die volle Bestätigung der Realität des ganzen Theoriegebildes erreicht.

Leider wird es nicht möglich sein, zu den obigen bereits weitgehenden Erörterungen astronomischer Art in diesem Lebensbilde des großen Forschers auch selbst nur die wichtigsten Details dieses glänzend gelungenen Nachweises darzulegen. Ich beschränke mich daher auf die folgenden, vielleicht später einmal an dieser Stelle zu vervollständigenden Hinweisungen. Aus der Stelle am Sternhimmel, von welcher bei jenen reichen Sternschnuppenfällen die Meteorscharen auszustrahlen scheinen, ergibt sich zunächst nur die relative oder scheinbare Richtung ihres Eindringens in die Atmosphäre des selber in bekannter Richtung und Geschwindigkeit bewegten Erdkörpers. Um jedoch die Bewegungsrichtung der Meteore im Weltraume zu bestimmen, müßte man außer jener relativen Richtung auch die relative Geschwindigkeit messen können, mit welcher jene Eindringlinge sich gegen die wandernde Erde bewegen. Nun wird aber durch die Gegenwirkung der Atmosphäre die Geschwindigkeit des Eindringens sogleich gehemmt, nämlich so schnell in Energie des Aufleuchtens umgewandelt, daß von dieser Geschwindigkeitsmessung gar nicht die Rede sein kann.

Höchst sinnreich war nun der Weg, den Schiaparelli einschlug, um trotzdem zu einer zweifellosen Bestimmung derjenigen Geschwindigkeiten zu gelangen, mit denen sich die Meteore in ihren Bahnen um die Sonne unmittelbar vor dem Eindringen in das irdische Erscheinungsfeld bewegen: Er ließ dabei die reichen Sternschnuppenfälle ganz beiseite und erbat sich dafür Auskunft bei den einzelnen plötzlich aufleuchtenden und nach einer kurzen Bewegung schnell verschwindenden kleinen Sternchen, die dem bloßen Auge (und noch zahlreicher im Fernrohr) in allen Nachtstunden erscheinen, wenn der Blick an irgend einer Stelle der Himmelsfläche etwa zehn Minuten und länger verweilt. Der ganze von der Erde durchwanderte Weltraum ist nämlich nach allen Richtungen hin von Bahnen durchsetzt, in denen solche Meteorkörperchen in den verschiedensten Graden der Häufigkeit oder Vereinzelung der Erde begegnen können (glücklicherweise durch unsere Atmosphäre unschädlich gemacht). Und aus den allstündlichen Häufigkeiten solcher Erscheinungen an einer Himmelsfläche von bestimmter Größe in den verschiedenen Nachtzeiten und Jahreszeiten gelang es Schiaparelli, das Verhältnis zwischen der Geschwindigkeit der Erde und einem mittleren Werte derjenigen Geschwindigkeiten zu berechnen, mit denen alle diese meteorischen Wanderer der Erde begegneten. Er fand dazu ein reiches Material von unermüdlichen Sternschnuppenzählungen vor, welches mehrere hingebungsvolle Forscher damals in etwa 20jähriger Arbeit gesammelt hatten. Es war dadurch u. a. erwiesen worden, daß, sobald der Beobachtungsort sich auf der vorderen Seite der um die Sonne wandernden Erde befindet, also in den nächtlichen Morgenstunden, die mittlere stündliche Anzahl der ihr begegnenden und vereinzelt aufleuchtenden Meteore in einem bestimmten Verhältnis größer ist als in den Abendstunden, in denen der Beobachtungsort

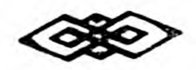
sich auf der rückwärts gewandten Erdseite befindet. Daß es aber auch auf dieser Seite nicht daran fehlt, lieferte den Beweis, daß die Geschwindigkeit der Meteore doch namhaft größer sein müsse als diejenige der von ihnen eingeholten Erde.

Ich fürchte durch längeres Verbleiben hierbei zu ermüden und will jetzt nur noch in aller Kürze schildern, wie glänzend das epochemachende Jahr 1866 den ganzen Gedankenbau von Schiaparelli auf dem Gebiete der Kometen und Meteore bestätigte. Die Anwendung auf die Sternschnuppenscharen, welche alljährlich um den 10. August aus dem Sternbild des Perseus hervorquellen, hatte sofort ergeben, daß diese Meteore sich wirklich in ganz derselben Bahn bewegen, wie ein bereits im Jahre 1862 entdeckter Komet.

Nun aber sollte der November 1866 die Wiederkehr des überaus reichen, aus dem Sternbilde des Löwen ausstrahlenden Sternschnuppenphänomens bringen, das zuletzt im November 1833, vorher im November 1799 beobachtet, und dessen nahezu 33jährige Periode schon in altchinesischer Zeit erkannt worden war. Dasselbe erschien nun pünktlich in der Nacht vom 13. zum 14. November 1866, und Schiaparelli konnte mit großer Schärfe die Bahn dieser Meteorschar berechnen. Es ergab sich, daß diese Bahn völlig übereinstimmte mit der Bahn eines schon im Sommer 1866 beobachteten Kometen, und sehr bald fand man dann, daß dieser Komet auch eine 33jährige Umlaufszeit hatte. Noch mehr, es wurde bald erwiesen, daß diese Bahn in besonderer Weise den Anziehungswirkungen der Jupitermasse unterliegt. So erklärte es sich auch, daß nach jenen altchinesischen Aufzeichnungen es nicht im November, sondern an einer etwas anderen Stelle der Erdbahn, nämlich im Oktober aus dem Sternbilde des Löwen ‚Sterne geregnet' hatte, weil die Kreuzungsstelle jener Bahn mit der Erdbahn durch die Anziehung des Jupiter eine säkulare Verschiebung erleidet, deren errechenbarer Betrag sich völlig mit den chinesischen Beobachtungen deckt. So hat dann auch der Jupiter durch eine neuerdings erfolgte Beeinflussung jener Bahngestaltung bewirkt, daß das große Phänomen von 1866 sich 1899 und 1900 nicht wiederholt hat.

Seit 1866 haben sich nun ähnliche Bestätigungen von Schiaparellis Theorien noch in Fülle ergeben, unter anderem die allmählige Zerteilung eines Kometen, anfangs in zwei Köpfe, sodann fortschreitend in ausgedehnte Meteorscharen, welche dann an den Kreuzungsstellen seiner Bahn mit der Erdbahn als Sternschnuppenschwärme von überraschendem Reichtum in Erscheinung traten.

Genug! Ich möchte zum Schlusse die Behauptung wagen, daß es eine der schönsten Aufgaben künftiger Kulturgeschichte sein wird, solchen hohen Geistesfreuden, wie sie uns diese Menschenseele dargeboten hat, nicht bloß trockene, fragmentarische Darlegungen, wie die obigen, sondern wahrhaft einleuchtende Schilderungen zu widmen.



Gustav Mahlers 8. Sinfonie / Von E. Schmitz

Unter den musikalischen Attraktionen der Münchener Ausstellung 1910 war seit Monaten auch die Uraufführung einer neuen — der achten — Sinfonie Gustav Mahlers verheißen, eines Werkes, von dem man sich in musikalisch interessierten Kreisen abnorme Wundermären erzählte. Genaueres wußte man zwar freilich nicht, aber schon die Kunde, daß zur Aufführung dieser Sinfonie nicht weniger als tausend Mitwirkende erforderlich seien, mußte die Erwartungen sensationell stimmen. Die Neigung der musikalischen Moderne zu möglichst weiter Dimensionierung der Formen hat auf instrumentalem Gebiete in Mahler seither ihren wohl extremsten Vertreter gefunden. Seine ‚abendfüllenden' früheren Sinfonien, von denen die zweite in C-moll wohl die weiteste Verbreitung gefunden hat und unlängst sogar in Paris zur Aufführung gekommen ist, glaubte man durch das zu erwartende neue Kolossalwerk nun noch ‚übertrumpft' zu sehen, ähnlich wie man es seinerzeit bezüglich des Verhältnisses von Straußens ‚Elektra' zu dessen ‚Salome' prophezeit hatte. All diese etwas vagen Erwartungen haben durch die unlängst erfolgte Veröffentlichung des Klavierauszuges der Mahlerschen Sinfonie nunmehr konkreteren Beobachtungen Platz machen müssen; denn wenn der Klavierauszug auch nur ein bescheidenes Surrogat des lebendigen Eindrucks der erwarteten Aufführung zu bieten vermag, so gibt er doch über Inhalt und Stil der Novität wenigstens in den Grundlinien Aufschluß.

Dabei ging es nicht ohne einige Überraschung ab. Die Terminologie der Formen war in der Musikgeschichte von jeher nicht sonderlich klar. Gegenwärtig kokettieren aber die Komponisten geradezu mit Mystifikationen auf diesem Gebiete: Man liebt es — und zwar speziell im Bereiche der Oper — entweder überhaupt noch nie dagewesene Gattungsbezeichnungen zu ersinnen oder alteingeführte Namen wenigstens in einer ihrer ursprünglichen Bedeutung möglichst ferne liegenden Art zu verwenden. So hat vor Jahren beispielsweise Klose seine Märchenoper ‚Ilsebill' als ‚dramatische Sinfonie' bezeichnet, und so verhält es sich mutatis mutandis auch bei Mahlers ‚Sinfonie', die ebensowenig wie die Klosesche Oper ein Instrumentalwerk, sondern vielmehr ein aus zwei Teilen bestehendes — Oratorium ist. Daß die Beiziehung von Vokalmusik, von Chor- und Solostimmen in dem Werk geplant war, wußte man von Anfang an; dies machte auch die bei einem rein instrumentalen Körper selbst heute noch ins Reich des Unmöglichen gehörige Zahl von tausend Mitwirkenden wenigstens einigermaßen plausibel. Auch hat ja Mahler in seinem früheren Schaffen bereits dem seit dem Populärwerden von Beethovens ‚Neunter' beliebten Experiment der durch Vokalmusik erweiterten sinfonischen Komposition gehuldigt. Seine ‚achte Sinfonie' verläßt aber nun die Bahnen der Instrumentalmusik überhaupt ganz und stellt sich als reines Chorwerk mit Orchesterbegleitung dar; das Orchester allein tritt nur in ein paar knapp gefaßten Überleitungen hervor: alles übrige ist begleitete Vokalmusik, so daß also die Mahlersche Novität nicht der Geschichte der modernen Sinfonie, sondern der der modernen konzertmäßigen Vokal- und speziell Chormusik angehört. Diese Tatsache ist für die Prognose der künstlerischen Zukunft des Werkes zweifellos nur günstig.

Gewiß ist Mahler als Instrumentalkomponist einer der eigenartigsten Charakterköpfe der musikalischen Moderne. Allein bei dem bunten Wechsel des Ausdrucks, der in seinen Sinfonien von der ersten bis zur siebten herrscht, läßt sich ein reiner, ungetrübter künstlerischer Gesamteindruck kaum gewinnen; im Gegen-

teil: manchmal hat man fast die Empfindung, als mache sich der Komponist mit der Anhäufung grotesker Effekte und Kontraste einen Scherz. Demgegenüber hat Mahler als Vokalkomponist nicht nur in den hier einschlägigen Teilen seiner Sinfonien (vgl. z. B. die stimmungsvolle Vertonung des den vierten Teil der C-moll-Sinfonie bildenden Liedes ‚Urlicht' aus ‚Des Knaben Wunderhorn'), sondern auch in selbständigen Werken, wie den tief ergreifenden ‚Kindertotenliedern' (nach Rückert) mit Orchesterbegleitung so unbestreitbar Hervorragendes geleistet, daß das Erscheinen eines neuen großen Chorwerkes eine weit wichtigere Entwicklungsetappe seines Schaffens fixiert, als das eine das bisherige sinfonische Rezept des Künstlers repetierende Instrumentalsinfonie getan hätte. So wird die ‚achte Sinfonie' manchen künstlerisch ansprechen, dem der Sinfoniker Mahler bisher mehr Kuriositäts- als ästhetisches Interesse bot. Das letzte Wort darüber wird sich freilich erst unter dem Eindruck der lebendigen Aufführung sprechen lassen.

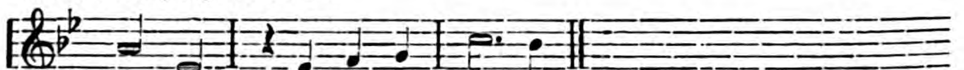
Die Mahlersche Novität besteht, wie erwähnt, aus zwei Teilen; der erste ist eine weitdimensionierte Komposition des alten lateinischen Hymnus ‚Veni creator spiritus', der zweite eine Vertonung der Schlußszenen von Goethes ‚Faust' (II). Eine Zusammenstellung, die zunächst frappiert, für Mahler den Sinfoniker aber sehr charakteristisch ist. Denn Mahler liebte es auch in seinen früheren Werken, in den einzelnen Teilen scheinbar unüberbrückbare Stimmungs- und Inhaltsgegensätze sich gegenüberzustellen, deren Aneinanderreihung nur durch einen — freilich oft nichts weniger als leicht erkennbaren — Grundgedanken des Ganzen verständlich werden soll. Man denke an den gemütlichen Es-dur-Ländler inmitten der tragisch-heroischen C-moll-Sinfonie und ähnliches. Bei unserer Novität erscheint nun freilich der Gegensatz der beiden Teile, sofern man etwas näher zusieht, keineswegs so schroff. Denn der alte liturgische Hymnus ist, überträgt man seine Bedeutung aus dem Dogmatischen ins reinmenschlich Künstlerische, eine erhabene Bitte um Erlösung durch den ‚hohen Geist' von allem ‚peinlich zu tragenden Erdenrest', und das mystische Goethesche Dramenfinale hinwiederum führt ein generelles Beispiel einer solchen Erlösung vor, die dem zuteil wird, der ‚immer strebend sich bemüht'. Somit erscheint der zweite Teil des Mahlerschen Werkes gewissermaßen als ein ‚Und es ward erfüllet' des ersten. Den verbindenden Grundgedanken des Ganzen hat Mahler auch durch entsprechende leitmotivische Verknüpfung der beiden Teile hervorgehoben, so durch ein besonders markant hervortretendes Grundthema, das den Preis der ‚hohen, erlösenden Macht des Geistes' singt. Auch sonst verbindet Mahler bedeutsame gedankliche und Stimmungsparallelen der beiden Teile. So klingt beispielsweise die empfindsame Des-dur-Stelle ‚Imple superna gratia, quae tu creasti' des Hymnus in etwas abgeklärterer Schlichtheit (nach B-dur transponiert) bei Gretchens Worten:

‚Vom edlen Geisterchor umgeben
Wird sich der Neue kaum gewahr,
Er ahnet kaum das frische Leben,
So gleicht er schon der heil'gen Schar'

vor, und — ein noch feinsinnigeres Zitat —: der Goethesche Engelschor ‚Uns bleibt ein Erdenrest zu tragen peinlich' wiederholt musikalisch das ‚Infirma nostri corporis' aus dem Hymnus. In solchen Erscheinungen prägt sich ein Streben nach gedanklicher Vereinheitlichung des Kunstwerkes aus, wie es in ähnlichem Maße kaum eine der früheren Schöpfungen Mahlers aufzuweisen hat.

Der technische Apparat, den Mahlers Werk aufbietet, ist nicht so grotesk immens, wie man zuerst annahm. Die Orchesterbesetzung überschreitet im wesentlichen nicht das in anderen modernen Partituren Geforderte, ist teilweise zurückhaltender als beispielsweise manche Straußschen Werke. Dem tritt ein Vokalensemble an die Seite, das mit zwei vierstimmigen gemischten Chören, einem Knabenchor und acht Solostimmen beiläufig dem einer Bachschen Passion entspricht. Natürlich neigt der Stil des Modernen weit mehr zur Massenbesetzung als der des alten Meisters, und hier kann es nun bei äußerster Ausdehnung des Möglichen wohl zu einem tausendköpfigen Klangkörper kommen.

Dieser chorische Massenstil ist übrigens dem Musikhistoriker nichts Fremdes. Er kennt ihn gut aus den polychoren Monstrewerken der spätrömischen Schule des 17. und 18. Jahrhunderts, die mit Schöpfungen wie der berühmten 52stimmigen Festmesse von Orazio Benevoli der Moderne an Kühnheit der Massenevolution noch überlegen war. In der modernen Musik hat nach Berlioz namentlich Liszt ähnliche Versuche gewagt, und diesem Meister steht Mahler in seiner neuen ‚Sinfonie' ganz besonders nahe. In früheren Sinfonien hatte sich der Künstler ja vorwiegend als Brucknerschüler gezeigt und, was speziell den Ausbau des Orchesterparts anlangt, lassen sich Brucknersche Spuren auch in unserer Novität verfolgen; am deutlichsten in einigen kurzen Orchesterzwischenspielen, die auch der sezessionistischen Klangwelt des früheren bisher bekannten Stils Mahlers noch besonders nahestehen. Im Gesamteindruck aber empfindet man, wie gesagt, mit besonderer Deutlichkeit die Einwirkung Liszts: Die ganze Art der melodischen Erfindung weist in ihrer schlichten Prägnanz auf jene Quelle hin — und die Verwandtschaft beispielsweise des früher erwähnten triumphierenden ‚Erlösungsmotives':



mit dem wuchtigen Credothema aus Liszts Graner Messe liegt auf der Hand. Auch die allgemeine künstlerische Auffassung speziell des liturgischen Hymnus' ist mit ihrem persönlich-individuellen Grundton durchaus Lisztschen Charakters; sie unterscheidet sich stilistisch kaum vom zweiten Teil: nur daß naturgemäß dort das solistisch-dramatische Moment stärker in die Erscheinung tritt, wie bei dem mehr als kompakte chorische Evolution gedachten Hymnus. Dramatisch ist aber im Grund genommen doch auch die Auffassung des Hymnus: Ganz im Geiste Liszts werden alle im Text verborgenen Kontraste ausdrucksgemäß aufs schärfste zugespitzt und dabei manche Steigerungen von niederschmetternder Wucht und Gewalt erzielt, wie der klangmächtige E-dur-Einsatz ‚Accende lumen sensibus' u. ähnl. In solchen Momenten lugt abermals das Antlitz Bruckners — speziell der Bruckner des großen Tedeums — aus der Partitur, um aber bald wieder dem Lisztschen Grundton zu weichen. Dieser ist besonders stark in den naturgemäß das ‚Persönliche' schärfer betonenden weichlyrischen Partien entwickelt, wie etwa dem zarten Sopransolo:



Im Faustfinale des zweiten Teils nimmt diese Ausdruckswelt einen besonders breiten Raum ein, wobei manchmal, wie bei den ersten Worten des Pater extaticus:



oder der Episode des Doctor Marianus:

fast die Grenze des Sentimental-Trivialen gestreift erscheint. Hier macht sich — ganz leise zwar, aber doch merklich — jener österreichisch-wienerische Hang zu weicher Rührseligkeit des Ausdrucks geltend, dessen unheilvollen Einfluß wir zur Genüge aus der dekadenten Wiener Operetten- und Walzermusik kennen.

Doch mit diesen letzten Beobachtungen sind wir eigentlich schon weiter ins Detail gegangen, als sich für diese allgemein einführenden Beobachtungen schickt. Denn über die künstlerische Wirkung wird sich, wie erwähnt, erst unter dem Eindruck der Aufführung urteilen lassen. Wir werden darum später die vorstehenden Ausführungen ergänzend noch einmal kurz auf Mahlers Werk zurückkommen.



Kritik

Bibelillustrationen / Von Konrad Weiß

Im Grunde geht alle Darstellung der religiösen Geheimnisse und der Heilstatsachen auf die Bibel zurück, abgesehen von den Darstellungen der Heiligen, für die besonders das Mittelalter eine große Vorliebe hatte, dem gleichen Bedürfnis folgend, dessentwegen es die Heiligenleben schätzte und zu Legenden ausbildete. Es ist nicht die bedeutungsloseste Apologie für den unschätzbaren Wert der heiligen Schriften des Alten und Neuen Testamentes, daß die Kunst nie einen tieferen Inhalt und eine höhere Form gefunden hat als in der Darstellung der fundamentalen christlichen Wahrheiten und Ereignisse. Allerdings hat sich die Kunst im Laufe der Zeiten und zumal im 19. Jahrhundert wie überhaupt von der Darstellung des Ideellen, so insbesondere von den ausgesprochen christlichen Stoffen abgewandt. Das kommt davon her, daß sie, je mehr sie ihre Wurzel in einer allgemeinen christlichen Kultur und einer gemeinsamen Weltanschauung verlor, um so mehr darauf angewiesen war, ihre Techniken und die nächstliegenden Ausdrucksmöglichkeiten zu pflegen. Eine Zeit, die die Zeichenkunst des treffsichersten, pointiertesten Umrisses wegen, die die reine Malerei um der alleinigen farbigen Genüsse und Stimmungen willen und die eine besondere Buchkunst nur aus Freude an einem geschmackvollen Satzbild schafft und schätzt, mag es sich zunächst verhehlen, daß sie nur eine Geschmackskultur treibt, der zwar nicht die Feinheit, aber die Tiefe abgeht.

Man lasse die moderne Kunst sich nur erst ihrer Mängel selbst bewußt werden und die Sehnsucht auskosten, die alles wirklich solide Können mit sich bringt, sich endlich an großen Stoffen versuchen zu dürfen. Dann erleben wir vielleicht eine neue christliche Kunst mitten aus der Moderne heraus, die an elementarer Kraft alles im 19. Jahrhundert, wenn auch oft mit bestem Willen wie das von den Nazarenern Geschaffene, in den Schatten stellt. Es ist nicht einfach Verachtung der christlichen Stoffe, sondern auch das Bewußtsein der Unzulänglichkeit der modernen künstlerischen Sprache, das sich religiöse Stoffe versagt. Van Gogh klagt einmal seinem Bruder über seine äußerste Ermüdung infolge seiner Studien: ‚Hätte ich damals die Kraft gehabt, auf meinem Wege weiterzugehen, ich hätte Heiligengestalten, Männer und Frauen, nach der Natur gemalt. Sie hätten wie aus einer anderen Zeit ausgesehen. Es wären Menschen von heute gewesen und hätten doch etwas von den ersten Christen gehabt. Das ist zu aufregend, ich ginge dabei zugrunde. Aber später, später, ich will's nicht verschwören, daß ich den Kampf nicht doch noch aufnehme.‘ Van Gogh ist nicht dazu gekommen; er ist an seiner Landschaftskunst zugrunde gegangen, die Nerven verzehrt von der Natur. Das soll nur ein Beispiel für moderne künstlerische Denkart sein, ein Zeugnis des künstlerischen Fanatismus für die elementare Echtheit, der wieder auf eine zeitgenössische religiöse Typik hoffen läßt, wie sie jedes christliche Zeitalter sich geschaffen hat, nur nicht das 19. Jahrhundert, das die Typen vergangener Jahrhunderte mit Mühe zu Werken eigener Prägung verschmolz.

Fehlt dem 19. Jahrhundert eine große religiöse Typik, so ist dafür das Historienbild seine eigentliche Schöpfung. Man sucht die religiösen Ideen durch Rekonstruktionen der historischen Vorgänge wieder lebendig zu machen. Von da ist es nicht weit zu eingehenden Illustrationen der Bibel. Ein pädagogischer und konfessioneller Zug liegt in dem Bestreben der christlichen Künstler, neben der weltlichen eine christliche Kunst zu Ehren zu bringen. Man hält sich an den idealen Stoff, da man keine ideale Form hatte. Frühere Jahrhunderte haben sich um die Stoffwahl viel weniger gekümmert. Es sind

immer wieder ähnliche Bilder, nur die künstlerische Sprache erneut sich. Trotz der Vorliebe des deutschen Künstlers für zyklische Darstellung gibt es wenige zusammenhängende Bibelillustrationen, von denen die des jüngeren Holbein die bekannteste ist. Selbst Dürer paraphrasierte nur einzelne Stoffe. Mit der Stagnation der Kunstmittel wuchs die Neigung zum Stofflichen. So ist denn im 19. Jahrhundert bis heute eine ganze Reihe von Bibelillustrationen entstanden. Am bekanntesten ist neben den Evangeliendarstellungen Overbecks und den Zyklen Führichs die ‚Bibel in Bildern' von Schnorr von Carolsfeld und die des Franzosen Gustave Doré, schließlich die von James Tissot. Der Historismus, das zumeist schädliche Hauptelement der Kunst dieses Jahrhunderts neben dem anderen nützlichen Hauptelement der Natureroberung, hat dabei immer weitere Fortschritte gemacht. Während bei den Nazarenern noch ein sicheres lineares Stilgefühl unmittelbar den Eindruck innerer Zartheit und religiöser Hingebung hervorruft, handelt es sich bei Doré um historische Illustrationen, deren Wirkung eben auf die erzählte Pointe beschränkt bleibt. Tissots farbige Bilder wollen die biblischen Ereignisse in Schauplatz und Handlung getreu wiederspiegeln. Der geistige Gehalt wird dadurch nicht in edlen Formen rein herausgehoben, sondern in menschlichen Einzelzügen dem Beschauer nahe gebracht.

Bei den Künstlern müssen wir das Gute, das sie in dieser oder jener Form geschaffen haben, entsprechend anerkennen. Den Historismus aber müssen wir bekämpfen. Unserer auf ihre historische Wissenschaft so stolzen Zeit blieb die Plattheit vorbehalten, zu verlangen, die biblischen Geschichten müßten zeitecht dargestellt werden. Naumann hat den Satz ausgesprochen und verteidigt: ‚Heute kann niemand die biblischen Geschichten anders als orientalisch, die homerischen Sagen anders als griechisch darstellen, wenn er überhaupt ihren Geist wiedergeben will.' Rationalistische Ärmlichkeit, die den christlichen Geist in orientalische Gewänder stecken und peinlich lokalisieren will, um ihn recht ebenbürtig zu verstehen. Die Idee der Erlösung z. B. ist doch nicht jüdisch, sondern ewig menschlich und göttlich, und sie wird zu allen Zeiten in ewigen ‚reinen Formen' verstanden. Je höher die Idee, desto tiefer die Anschauung, desto zeitloser das Gewand, desto modelloser der Ausdruck.

Die Künstler bleiben indes immer wieder Kinder ihrer Zeit. Wenn wir ihre Werke würdigen, dürfen wir nicht bloß abstrakte Forderungen aufstellen; wir müssen ebenso mit den Verhältnissen rechnen. Um zu einem Urteil zu gelangen, müssen wir vor allem auch den Grad der religiösen Hingabe an den Stoff und den sichtbaren Willen zur künstlerischen Bewältigung mitsprechen lassen.

Es erscheinen gegenwärtig zwei illustrierte Bibelausgaben protestantischer Herkunft, ‚Die Bücher der Bibel',* herausgegeben von F. Rahlwes mit Zeichnungen von E. M. Lilien, deren erster Band, betitelt ‚Überlieferung und Gesetz', uns vorliegt; und ‚Das Neue Testament'** übersetzt von Hermann Menge, mit 40 Vollbildern und Buchschmuck von Franz Stassen. Die Texte sollen uns hier nicht weiter beschäftigen: Menge bekennt sich als ‚überzeugten Lutheraner', der in seinem ‚Glauben der Orthodoxie näher stehe als dem Positivismus'; die Rahlwesbibel, die ‚nicht als kirchliches Lehrbuch, Bekenntnis- oder Erbauungsbuch, sondern als Literaturwerk für den Gebildeten unserer Tage' als ‚Laienbibel' geschätzt werden will, weist Franz Keller im ‚Literarischen Ratgeber 1909' ‚schon wegen dieser Einseitigkeit' zurück, ‚ganz abgesehen von den beigegebenen Einleitungen, die durchaus rationalistisch gehalten sind'. Die Bilder aber sollen ein Kapitel für sich sein, wenngleich ihr Wert an sich die Aufrollung der Bibelillustrationsfrage nicht rechtfertigen würde.

---

* Braunschweig, George Westermann. 1. Band, geb. 15 Mk.
** Braunschweig, E. Appelhans & Co.

Die ‚Bücher der Bibel' sind als ein Prachtwerk gedacht, das die heiligen Schriften in einer Ausstattung nach den Prinzipien der modernen Buchkunst besonders auch dem geschmackvollen Bücherliebhaber wertvoll machen soll. Damit wären wir also über den Historismus auf eine Art hinübergekommen. Der illustrative, die Einzelheiten erzählende Bildcharakter soll der dekorativ sachlichen, typographisch gefälligen, mit Vignetten und Rahmenleisten arbeitenden Ausstattungskunst weichen. Das scheint ein Abfall von den historischen und religiösen Ideen, ein Ausweichen ins Artistische und Spielerische. Doch nicht. Sicherlich wäre eine Bibel, bei der der Text im Rahmen geschmackvoller moderner Buchkunst dargeboten würde, mit Freuden zu begrüßen. Wie die alten Mönche, Künstler und Schreiber in einer Person, mit innigster Sorgfalt, ihre Initialen malten, so möchte man heute Künstler und Buchdrucker im Zusammenarbeiten an ähnlichem Werke sehen. Es dünkt uns auch kein Abfall von der Idee, im Gegenteil. Nur der Künstler, der ganz in den Ideen seines Stoffes lebt, erwirbt sich die absolute Freiheit der Phantasie, so daß das religiöse Gefühl überströmt und sich in Zierblättern, Blüten und Ranken auswächst wie der Saft bei der Passionsblume. So ist bei Dürers Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians Spiel und fromme Sinnigkeit in eins gewachsen. Fehlt aber die in den innersten Kern der Bibel hineinreichende Wurzel, so macht sich freilich ein ödes Artistentum breit, das sich an äußerliche Schablonen hält. Das ist schon ein Hauptmangel an Liliens Bibelillustrationen, allein vom engsten künstlerischen Standpunkt aus betrachtet ohne Hinblick auf religiöse Art. Lilien fehlt, wie übrigens auch anderen modernen Buchkünstlern, das Augenmaß für sachgemäßen Buchschmuck und künstlerische Füllungen. Die Zierleisten machen den Eindruck von klobigen Bleiklötzen; Umrahmungen und Schlußstücke, in denen kein organischer Rhythmus lebt und die darum kaum für dünne Versatzstückchen genügt hätten, sind in Größen verwendet, die diesen Mangel erst recht aufdecken. Der Linienschwung ist eine äußere Kalligraphie; die starken Schwarz-weiß-Kontraste sind plumper Prunk. Dabei ist die schwarzweiße Stilisierung ohne Konsequenz. Die Initialen sind ohne Einheitlichkeit; perspektivische Landschaften vollends wechseln mit halben oder ganzen Silhouettierungen. Die Textillustrationen und Vollbilder selber machen meist einen grellen Plakateindruck. Einmal sind auf zwei Seiten einander gegenüber je zwei Alte in rechteckiger Umrahmung sitzend dargestellt. Dieser Spiegelbildeffekt, dazu die schreiende Unterschrift ‚unrein' verblüfft, mehr nicht. Welche Feinheiten haben demgegenüber japanische Holzschnitte, an die Liliens Manier erinnert, mit ihrer unnachahmlichen Linien- und Flächendynamik. Dynamik! Damit treffen wir das Inhaltliche, die religiöse Anschauung. Liliens Bilder fehlt die seelische Schwerkraft. Das ist alles mit leerem Pathos, mit orientalischen Ingredienzien, mit falscher exotischer Hieratik und bedeutungsloser Symbolik hingesetzt. Von all den wuchtigen Szenen der Genesis nichts als flachgepreßte Klischees, leere Schemen. Lilien ist Jude. Es liegt uns ferne, zu meinen, ein jüdischer Künstler sei nicht bis zu einem gewissen Grade zu der hier gestellten Aufgabe, vielleicht eigenartig, befähigt. Aber es ist doch bezeichnend, daß die von ihm gebotene Lösung einen so durchaus abstrakten, plan- und zwecklosen, entwurzelten Eindruck macht. Das Endurteil über diese Bibel möchte sich beinahe so formulieren: Jede Zeit hat noch vermocht, die biblischen Gestalten in ihrem eigenen Stil lebendig zu machen. Wir sind mit ihnen bei einem toten Buchschmuck gelandet. In diesem Falle ist es ein Trost, daß dieses ‚wir' heute keine einheitliche Gegenwart mehr darstellt. Wir sind nur der Verantwortung für andere enthoben, auf unsere eigene aber um so mehr verwiesen.

Der Menge-Stassen-Bibel, die im Gegensatz zu dieser Laienbibel auf den religiösen Zweck nicht verzichtet, begegnet eben zufällig eine Neuausgabe der Schnorrschen Bilderbibel unter dem Titel ‚Katholische Bilderbibel des Alten und Neuen

Testamentes' unter Mitwirkung einer Reihe hervorragender Theologen, herausgegeben von Divisionspfarrer Franz Albert.* Ohne konfessionelle Splitterrichterei zu wollen, hätten wir diese Bibel doch nicht als schlechtweg katholisch bezeichnet. Schnorr hat sich den Nazarenern zwar sehr enge angeschlossen, aber er ist über die konfessionelle Schranke seines protestantischen Standpunktes, die so viele andere überstiegen haben, nicht hinweggekommen. Fatalerweise sind auch die Schnorrs Manier nachahmenden beiden Zeichnungen, die zur Illustrierung der Primatverheißung und -verkündigung eingestellt wurden und deren Einstellung also dem katholischen Charakter besondere Rechnung tragen soll, äußerst schlecht. Freuen wir uns des mit den Protestanten gemeinsamen Besitzes. Trotzdem dürfen wir in Schnorrs künstlerischer Reserviertheit vielleicht einen Zusammenhang mit der religiösen Reserviertheit sehen. Schnorrs religiöse Kunst ist um mehrere Grade kühler als die der anderen Nazarener, auch als die des abstrakt gescholtenen Cornelius, aus dessen abgeklärten gedanklichen Gebilden doch ein Brennen zu spüren ist, wie es das starre Eis mit dem flackernden Feuer gleicherweise hervorruft; selbst kühler als die der manierierten späteren Nazarener, durch deren Manier oft noch ein Schein von Innigkeit durchbricht. Schnorr liebt eine lebhaft gegliederte Komposition und starken formalen Schwung. Der Zeichner der trotzigen Nibelungenreden hat eine besondere Freude an rascher Handlung und stürmischen Szenen. Gewiß sind ihm die heroischen Erzählungen des Alten Testamentes lieber gewesen als die friedvolleren des Neuen. Die stille Erhabenheit der religiösen Ideen schwebt nur lose über seinen Bildern. Aber Schnorr besaß ebenso wie die anderen Nazarener Stil, er einen episch-illustrativen, während z. B. der Führichs mehr lyrisch-idyllisch ist. Stil, das ist die Schranke, die die Kunst zwischen dem gemeinen Leben und der großen Geschichte, zwischen der Banalität des Alltags und den welterschütternden Momenten der Tage des Heils, zwischen träger Denkgewohnheit und den Gedankenflügen gottbegnadeter Stunden aufrichtet. Die Kunst ist wie eine Schranke. Nie drückt sie das Unendliche vollkommen aus; denn zum Ausdruck bedarf sie des Endlichen. Aber diese Schranke ist wie eine hohe Mauer. Wer sie erstiegen hat, sieht das herrliche Land des Geistes offen daliegen. Hinter seinem Rücken liegt das Formlose, das Geistlose, die Materie.

Stassen hätte nicht mit Schnorr in einer Aufgabe zusammentreffen dürfen. Schnorr ist ein solcher Heros gegen ihn, daß sich ein Vergleich verbietet. Das ist der stärkste Mangel an Stassens Bibelillustrationen: Er hat keinen Stil; er hat das Form- und Geistlose in keiner Weise überwunden. Selbst Lilien hat mehr Stil, da dieser seinen artistischen Absichten immer noch besser gerecht wird. Stassen bleibt durchaus im Alltäglichen, Banalen stecken. Wie trivial sind die Köpfe seiner Figuren, wie ärmlich die Körper, wie formlos die ganze Kompositionsart. Es ist ein unangenehmer Zug von ‚Deutschem Gemüt' in den Bildern, eine gewisse Rührungsbereitschaft zugleich mit einer verstandesmäßigen Durchkältung. Diese auch sonst heute übliche Art, das Heilige darzustellen, wirkt wie Anbiederung. Wenn in der Bibel von der Magd des Herrn die Rede ist, so stellt Stassen ein armseliges Geschöpf dar, dem die Verkündigung zuteil wird. Der Christus, den der Teufel auf dem Berge versucht, ist ein unangenehmer Vegetarianertyp, mit dem heute auch mancher andere — unlängst ist ein Bild von Fidus derart erschienen — die Gestalt Christi würdelos macht. Es ist ganz falsch, Worteindrücke wie ‚schlichte Magd', oder gedankliche Konstruktionen wie vom mageren Körper des fastenden Christus ohne weiteres ins Bild zu übertragen. Das Bibelwort hat eine andere Wirkungsweise als das Bibelbild. Hoheit und selbst Erbauung steckt jedenfalls mehr in einem kraftvollen Akt der Renaissance. Es wäre noch

* Berlin, W. Herlet 28 Mk. Die äußere Ausstattung erinnert leider an die Zeiten der übelsten ‚Prachtwerke'.

manches zu reden von aufdringlicher Typisierung, von dünnem Gehalt und markloser Konsistenz der Bilder. Noch eines: Christus in einem zeitlosen Gewand bekommt einen fatal auffälligen, orientalisch aussehenden Tuchgürtel umgehängt. Wenn schon einmal Geschichtlichkeit, dann eingehendere Requisitenausstattung. Aber hundertmal lieber Idee und dann weg mit Draperien.

Und noch ein anderes: Durch den Protestantismus ist in die religiöse Kunst und zumal in dem Christustyp im letzten halben Jahrhundert eine zu große Weichheit und Schwächlichkeit hineingekommen. So viel menschliches Gefühl bei den religiösen Bildern eines Thoma, Gebhardt, Steinhausen und Uhde, besonders der beiden letzteren, zu schätzen ist, wir wollen Christus nicht nur als salbungsvollen Prediger und Lehrer, als edlen Menschensohn und Menschenfreund, sondern auch als den siegreichen Gottessohn. Welcher Künstler schafft uns heute den Christus, der mit mächtigem Arme die Feinde in den Abgrund schleudert wie Michelangelos Christus auf seinem jüngsten Gericht, und dem man diese Kraft auch bildhaft sichtbar glaubt.

Wir lehnen Lilien und Stassen nur als Bibelillustratoren ganz ab. Im engeren Gebiete haben sie künstlerische Eigenschaften, und so läßt sich auch über ihre Bibelwerke trotz der Unzulänglichkeit doch noch reden. Unlängst ist aber der Prospekt zu einer illustrierten Ausgabe des Rottenburger Katechismus bekannt geworden, über dessen Illustrationen sich nach den Probeabbildungen nicht mehr reden läßt, so groß ist die darstellerische Unzulänglichkeit und so sehr fehlt jegliche Anschauung, so wenig sind selbst die Forderungen buchtechnischen Geschmacks erfüllt. Diesen Zeichnungen liegt folgender Programmsatz zugrunde: ‚Betreffs des Stiles der Bilder wurde festgesetzt, daß der moderne, realistische ausgeschlossen sein und ein Stil angestrebt werden solle, welcher Idealität und Popularität verbinde, in der Gewandung das Idealkostüm beibehalte und in der Technik den alten Holzschnitt nachahme ...‘ Hat man wohl in den Zeiten der realistischen Gotik, als die Kirche noch an der Spitze der Kunst stand, mit ähnlichen negativen Vorschriften, deren Einzelheiten Äußerlichkeiten betreffen, operiert? Ist man nicht vielmehr gerade mit den fortschrittlichsten Künstlern Hand in Hand gegangen? Man kann nur wieder sagen, was für Heroen waren doch die Nazarener gegenüber einer derartigen ‚idealistischen Kunst‘, wie viel besser ist selbst noch die ‚Düsseldorfer Bilderbibel‘ mit den Zeichnungen von H. Commans, der doch im blutleeren Nazarenerstil arbeitet. P. Desiderius Lenz, der Gründer der Beuroner Kunstschule, urteilt in seinem sehr lesenswerten, wenn auch persönlich einseitigen Büchlein ‚Zur Ästhetik der Beuroner Schule‘ von den Nazarenern: ‚Ein Herumexperimentieren an der Natur bloß „per Gefühl“ konnte zu nichts führen, mußte notwendig die Kunstgebilde flau, kraftlos, salzlos machen; das war keine Natur mehr, aber auch kein Stil, kein Typus, der mit der Natur harmonierte, der fest und sicher aus ihr herauskonstruiert, nach den Gesetzen der Natur über die Natur hinausgehoben war.‘ Wenn das am grünen Holze geschieht, an einer Kunst, bei der Natur, Gefühl und Stil zu spüren ist, was muß dann an dem dürren geschehen, an einer Kunst, bei der von all diesem nichts vorhanden ist. Ein bloßes Operieren mit Worten wie Naturalismus, Realismus oder Idealismus ist ein für allemal wertlos; man weiß allmählich, daß diese Worte nach Umständen das Entgegengesetzteste bedeuten können. Kunstgesetze gibt es. Wir würden uns sogar, mit dem Vorbehalt der Auslegung, nicht scheuen, den Satz des P. Desiderius zu unterschreiben, ‚daß, sowie es nur *eine* dogmatische Wahrheit, es auch nur *eine* in ihren Formalgesetzen dogmatische Kunst gibt‘. Anderseits geht man allerdings praktisch nur einen Weg zur christlichen Kunst sicher, den mit der modernen Kunst, *nur eben weiter als diese*. Diesen Weg soll man den christlichen Künstlern aber nicht verbauen.

Vor kurzem war in München eine Ausstellung einer Reihe farbiger Bibelbilder, die

Gebhard Fugel im Auftrage der J. Köselschen Buchhandlung in Kempten für Schulzwecke geschaffen hatte. Fugel ist kein ganz Moderner. Man merkt ihm an, daß er die Zeit des Naturalismus erlebt, wenn auch nicht direkt mitgemacht hat, die Zeit, die sich ihre Ausdrucksmittel neu und gründlich erwarb, dabei allerdings auf die Idee ein geringes Gewicht legte. Fugel hält demgegenüber die Idee hoch, weiß aber auch den Wert der Ausdrucksmittel durchaus zu schätzen. Er ist ein Künstler, bei dessen Beurteilung wir vor allem auch den Grad der religiösen Vertiefung in den Stoff und den sichtbaren Willen zur künstlerischen Bewältigung schätzen müssen, zumal beide oft nicht zu einer restlosen Form sich verschmolzen haben. Fugels Kunst trägt den Charakter des Übergangs. Wir haben sie seinerzeit in einem größeren Zusammenhang* ohne Verschweigen der Mängel gewürdigt, damals aber schon seine immer wieder fortschrittliche Gesinnung eigens betont. Die Art, wie er die landschaftliche Stimmung nun in diesen Bibelbildern, z. B. auf dem Eliasbilde, wo der Prophet auf dem Berge Carmel um Regen betet und der Knabe sich wie eine schwankende weiche Silhouette von dem aufsteigenden Dunste abhebt, zur Suggestion der Bildideen und religiöser Gefühle benützt, bedeutet einen neuen Fortschritt. Formale Mängel können auch hier nachgewiesen werden. Unter anderem leidet der Christustyp auch an einer gewissen Weichheit, nur daß die Würde trotzdem durch Unterstreichen von Einzelzügen gewahrt bleibt. Allem einzelnen steht aber als Hauptvorzug das Bewußtsein für die verantwortungsvolle Aufgabe, die fühlbare Wärme für den Stoff und das Bestreben, der ideellen Bedeutung gerecht zu werden, gegenüber. Besondere Stimmungskraft eignet dem Wunder der Brotvermehrung in der Wüste, in dem eine sonnige glückliche Heiterkeit lebt, und noch mehr der Berufung des Petrus und Andreas am See Genesareth, einem Abendbilde voll stillen Leuchtens und auch formaler Harmonie. Von engeren künstlerischen Vorzügen möchten wir den Hinweis auf das kleine meisterliche Fleckchen mit den schlafenden Jüngern am Ölberg nicht sparen. Ein wesentlich modifizierendes Moment bei der Beurteilung der Bilder ist die pädagogische Absicht, da die Bilder zu farbigem Schulwandschmuck und zu einer farbig illustrierten biblischen Geschichte bestimmt sind. Es ist heute viel von Kunst im Leben des Kindes die Rede, aber es erscheint sehr zweifelhaft, ob die moderne raffinierte Illustrationsart, z. B. Märchenillustrationen von Slevogt, an denen Erwachsene, und diese bloß mit geschulten Augen, ihre Freude haben können, Kindern überhaupt etwas sagt. Der pädagogischen Absicht muß materielle Deutlichkeit und stoffliche Betonung zugestanden werden. Diese Deutlichkeit, figürliche und szenische Anschaulichkeit, eignet Fugels Bibelbildern vollkommen. Die Gruppierungen sind klar, überzeugend und zu Lehrzwecken jedenfalls sehr brauchbar.

Noch etwas muß leider bei der Beurteilung mitbestimmend sein, was weniger den Künstler trifft, als pädagogische und kirchliche Auftraggeber. Wenn der christliche Künstler bewußt oder unbewußt unter dem Drucke von Vorschriften steht, wie der, die den ‚modernen realistischen Stil' vorweg verbietet, so kann er nicht nur in Einzelheiten nicht frei arbeiten, sondern ist in seinem ganzen künstlerischen Schaffen zur Hälfte lahmgelegt. Dann kann man in seinen Werken nicht freie Produkte seiner Anschauung sehen, sondern muß immer gewärtig sein, daß ihm die Rücksicht auf Laienanschauungen, sobald er nun einmal auf Anerkennung bei der herrschenden Meinung rechnen muß, die ursprüngliche Idee verdorben hat.

Gewiß, es kann und wird mit dem Fortschreiten der Moderne bessere Lösungen geben, als sie Fugel geboten hat; aber im gegenwärtigen Augenblick wüßten wir niemand, der

* Die christliche Kunst der Gegenwart, Hochland, Septemberheft 1909; vergl. dazu den ausführlichen Aufsatz ‚Von christlicher Malerei und ihren Schöpfern' von Karl Muth, Oktoberheft 1906 (mit Kunstbeilagen).

einesteils dem Stoffe in seiner besonderen Bestimmung gegeben hätte, was des Stoffes ist, und andernteils auch der Kunst das Ihrige nicht vorenthalten hätte. Gegenüber den willkürlichen Stilvorschriften aber kann nur wieder an das Wort des Nazarenerhauptes Overbeck erinnert werden: ‚Es muß ein Kunstwerk so notwendigerweise ganz aus einer Seele hervorgehen, daß es ganz unmöglich ist, fremdes Urteil dabei eintreten zu lassen, während dasselbe noch im Entstehen oder in der Ausbildung begriffen ist; ein solches kann nur störend und hemmend einwirken, weswegen ich auch immer noch ganz besonderes Gewicht auf gänzliche Freiheit in Ausführung meiner Ideen gelegt habe.' Wenn wir den modernen realistischen Stil und die Freiheit des Künstlers nicht wollen, so werden wir keine große christliche Kunst und keine bedeutenden christlichen Künstler haben.

Neue Schopenhauer-Literatur
Von Alfred Freiherr von Mensi

Am 21. September ds. Js. jährt sich Arthur Schopenhauers Todestag zum fünfzigsten Male.* Zwanzig Jahre ist es her, daß seine Werke ‚frei' wurden. Nun entstanden jene mehr oder minder sorgfältigen Gesamtausgaben seiner Werke, nach denen sich der Philosoph zeitlebens vergeblich gesehnt hatte, aber auch Auswahl-Ausgaben, ‚Lichtstrahlen', Anthologien usw., bei denen er sich wohl im Grabe umgedreht hat, denn er verlangte, daß man alles von ihm lese, und mit Stolz wies er darauf hin, daß er non multa, sed multum geschrieben! Und mit Recht, denn seine Werke nehmen in den alten schönen Frauenstädtschen Ausgaben nur sechs mäßig starke Bände ein. Aber sie waren teuer und ihre Verbreitung deshalb immerhin beschränkt. Als der Nachdruck freigegeben war, siegte bekanntlich die von dem Dichter und Bibliophilen Dr. Eduard Grisebach bei Reclam herausgegebene Ausgabe (Werke sechs, Nachlaß vier Bände) weit über alle Konkurrenten. Gewiß war die Billigkeit dieser bequemen Reclambändchen entscheidend, die Grisebachsche Ausgabe galt aber auch bald als die vollständigste und sorgfältigste und wurde nun als die einzig ‚kritische' geschätzt und zitiert. Nicht lange vor seinem Tode schrieb mir Grisebach, daß der verstorbene Chef der Firma Reclam die Verbreitung seiner Schopenhauer-Ausgabe damals auf 90 000 Exemplare schätzen konnte. Im Grunde genommen würde Schopenhauer, der gewohnt war, mit seinen Verlegern peinlich genaue Abmachungen über jede Kleinigkeit und Äußerlichkeit zu treffen, aber auch von dieser Ausgabe nicht voll befriedigt worden sein, schon wegen des kleinen, unansehnlichen Formats nicht. Grisebach war dies nicht entgangen, aber die sogenannte Reclamsche Universalbibliothek gestattete keine Ausnahme, und der Verleger hatte, wie der buchhändlerische Erfolg zeigte, von seinem Standpunkt auch ganz richtig kalkuliert.

Seit Grisebach mit dem ganzen ihm eigenen Enthusiasmus an seine Schopenhauer-Ausgabe ging, sind nun fast zwanzig Jahre verflossen, und heute liegt uns eine andere, schönere Ausgabe der Werke Schopenhauers vor, deren ersten Doppelband, die Welt als Wille und Vorstellung umfassend, noch Eduard Grisebach knapp vor seinem jähen Tode herausbringen konnte. Es ist die im Auftrage von Alfred Walter von Heymel im Leipziger Insel-Verlage herausgegebene Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe, in

* Ein größerer Schopenhaueressay wurde aus Raumrücksichten für später zurückgestellt.

der wir u. a. auch die Werke Schillers besitzen und in der die Goethes im Erscheinen begriffen sind. Grisebach hoffte da, wie er mir schrieb, die zahlreichen Fehler, die in seiner Reclam-Ausgabe stehen geblieben waren, zu korrigieren. Es sollte nicht sein: schon der nächste Band, der die kleineren Schriften umfaßte, war von Max Brahn verantwortlich gezeichnet, und die beiden letzten Bände, die Parerga und Paralipomena, gab Hans Henning heraus. Die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben sind Luxusausgaben für Bücherliebhaber. Sie präsentieren sich in ihren roten flexiblen Lederbänden äußerst schmuck, sind aber außerdem höchst praktisch für den Gebrauch auf der Reise eingerichtet, indem das dünne Papier und der kompresse Antiquadruck die Verteilung des Stoffes auf fünf, eigentlich vier kaum daumendicke Bändchen gestattet. Hier liegen nun die Werke genau in der Reihenfolge und der Bandzahl vor, wie es Schopenhauer in seinen Briefen an den Verleger vom 8. August und 22. September 1858 bestimmt hat. Ob er mit Papier, Format und Druck einverstanden gewesen wäre, ist ja eine andere Frage. Ein kleines technisches Wunder deutschen Buchhandels und Drucks sind diese prächtigen Schopenhauer-Bändchen jedenfalls. Nicht ganz überflüssig wäre es gewesen, wenn allenfalls im Schlußbande, sei es auch nur auf einer Seite, eine orientierende Erklärung über die Auffassung und Textbehandlung der drei verschiedenen Herausgeber Platz gefunden hätte. Daß sie bezüglich der Beibehaltung der alten Schopenhauerschen Orthographie verschieden dachten, sieht man schon beim Durchblättern der Bände. Leider sind zahlreiche Druckfehler aus Frauenstädt und Grisebach auch diesmal stehen geblieben. Sehr dankenswert ist dagegen die willkommene Beigabe eines Namen- und eines Sachregisters.

Schopenhauer hat ein solches Register selbst angefertigt und überhaupt ein verläßliches Register, sozusagen eine Schopenhauer-Enzyklopädie, für wünschenswert und notwendig erachtet. Julius Frauenstädt hat 1871 bei Brockhaus ein zweibändiges Schopenhauer-Lexikon erscheinen lassen, das meines Wissens jetzt vergriffen und nicht überall zuverlässig ist, dann kam, zwanzig Jahre später, W. L. Hertslet in demselben Verlage mit seinem überaus fleißigen Schopenhauer-Register heraus, dessen Handexemplar er bis zu seinem 1898 erfolgten Tode korrigierte und ergänzte. Merkwürdigerweise hatte der Brockhaussche Verlag alles Interesse an Schopenhauer-Publikationen verloren, vermutlich, weil die übermäßige Konkurrenz der billigen Reclam-Ausgabe jede auf den alten Frauenstädtschen Ausgaben beruhende Publikation ihm aussichtslos erscheinen ließ. Da erschien mit einem Male Ende vorigen Jahres in Karlsruhe ein Enzyklopädisches Register zu Schopenhauers Werken von Gustav Friedrich Wagner, das nicht nur ganz auf die Frauenstädtsche Gesamtausgabe von 1877 und die früher erschienenen Einzelausgaben, sowie die Originalausgaben zurückging, sondern in einem Druckfehlerverzeichnis und in Vorreden es unternahm, den Nimbus der wissenschaftlichen Verläßlichkeit der Grisebachschen Ausgabe vollständig zu zerstören. Wagner, der 1899 durch eine sehr geistvolle Kommentierung des Hamlet (Hamlet und seine Gemütskrankheit von Gustav Friedrich) — ein ungleich wertvolleres Gegenstück zu David Ashers Faust-Erklärung auf Schopenhauerscher Grundlage — bekannt geworden ist, tritt warm für die alten Brockhausschen Ausgaben ein und sucht zu beweisen, daß sie trotz ihrer Fehler noch immer besser seien als die Reclamsche. Nachdem er, wie er sagt, siebzehn Jahre vergeblich gewartet habe, daß die wissenschaftlichen Kreise selbst die Ehrenrettung Frauenstädts unternähmen, hielt er es nun an der Zeit, das Schweigen zu brechen. Er setzt sich dadurch in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung, als echter Schopenhauerianer fürchtet er sie aber nicht. In der Tat ist das Resultat seiner Untersuchungen überraschend, wenn wir auch nicht in den Folgerungen so weit gehen möchten wie der Herausgeber. Wagners Schopenhauer-Enzyklopädie ist ein Werk

stupenden deutschen Gelehrtenfleißes. Sein Register übertrifft das Hertsletsche etwa um das 4—5fache an Umfang. Außer dem eigentlichen Register enthält es ein Verzeichnis der Stichwörter, ein solches der Anekdoten und Fabeln, der Sprichwörter, Redensarten, Zitate, der Druckfehler bei Frauenstädt und Grisebach, einen Schlüssel zur Benützung dieser letzteren Ausgabe, den Abdruck der Dissertation von 1813: ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde‘ und den Abdruck einiger Stellen aus der ersten Auflage der ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ von 1819. Leider beschränkt Wagner sein Register nur auf die Werke und den ärmlichen, nur mehr antiquarisch aufzutreibenden, von Frauenstädt herausgegebenen Nachlaßband. Mit voller Absicht ignoriert er den von Grisebach so bequem zugänglich gemachten vierbändigen Nachlaß und sämtliche Brief- und Gesprächpublikationen, die Hertslet, so gut er bis zu seinem Tode konnte, in sein Register hereingezogen hatte. Das ist recht sehr zu bedauern, wie ferner auch, daß der Verleger (G. Braun) den Preis des 597 doppelspaltige Seiten enthaltenden Buches so exorbitant hoch angesetzt hat, daß es sozusagen mit Ausschluß der Öffentlichkeit erschienen ist. Ich selbst, der ich doch seit Jahrzehnten auf alle einschlägigen Publikationen ein wachsames Auge habe, kam nur durch einen Zufall darauf.

Die erfreulichste Schopenhauer-Publikation, die mir außerdem zugekommen ist, stammt von Dr. Jakob Mühlethaler und behandelt ‚Die Mystik bei Schopenhauer‘ (Berlin 1910, Alexander Duncker Verlag). Ich habe schon bei einem früheren Anlasse an dieser Stelle (im Augustheft d. J. 1908) darauf hingewiesen, daß das Verhältnis Schopenhauers zum Christentum und speziell zum Katholizismus meist falsch beurteilt wird. Ich kann nun neuerdings auf dieses Buch verweisen, in dem ich einen Eideshelfer gefunden. Es handelt ganz und gar nur vom Verhältnis Schopenhauers zur christlichen Mystik, die orientalische, insbesondere indische, hat der Verfasser aus nicht ganz deutlichen Gründen, vielleicht bloß aus Raumgründen, völlig ignoriert. Der Verfasser untersucht die Bekanntschaft des Frankfurter Philosophen mit den deutschen Mystikern, mit der übrigen abendländischen Mystik, spürt seiner Lektüre nach und geht dann ausführlich auf das Verhältnis von Schopenhauers Selbst- und Welterkenntnis zur Mystik des Abendlandes ein. Das Buch ist reich an noch ungedruckten Stellen aus Schopenhauers auf der Berliner Bibliothek verwahrten Nachlaß; es zieht alle Stellen heran, die von Schopenhauers Beeinflussung durch christliche Philosophen und Mystiker, von seiner tiefen Verehrung sprechen, zugleich von seinem Schmerze, ihnen nur in der Lehre, nicht auch im Leben gefolgt zu sein. Nicht bloß vom Standpunkte des Verfassers aus und trotz den Irrungen und Widersprüchen, die Schopenhauers Philosophie anhaften, würde ich es für ein Glück halten, wenn jene Seite seiner Lehre, die sich mit unsern tiefsten religiösen Werten begegnet, gerade in unserer, von der Mode-Antisophie des christentumhassenden Nietzsche noch allzusehr beherrschten Zeit wieder das Übergewicht bekäme. Mühlethalers Buch könnte dazu beitragen, und schon deshalb soll es uns willkommen sein.



Hochland-Echo

Autorität und Subjektivismus?

Als der große Apologet Jaime Balmes, dessen Gedächtnis in diesen Tagen begangen wird und auch im letzten Hochlandhefte gefeiert wurde, seine ‚Briefe an einen (religiösen) Zweifler' richtete, ließ er, obschon er sich keine eigentlichen Gottesleugner als Leser dachte, absichtlich alle dogmatisch-theologischen Beweisführungen beiseite. Gleich zu Beginn seines Werkes schreibt er:

> ‚Haben Sie keine Sorge, mein lieber Freund, daß ich den Geisteszustand meines Gegners vergesse und ihn durch Gründe widerlege, die er nicht gelten läßt.'

Und in seinem letzten Brief hat Balmes den Gegner so weit gebracht, daß dieser trotz bleibender Zweifel wünscht, die christliche Religion möge wahr sein:

> ‚Wenn man einen Gegenstand, den man selbst für rein ideell (d. h. für nur vorgestellt) hält, liebt, so ist es nicht mehr so schwer, an sein Dasein zu glauben; ebenso wie die Abneigung vor einer unbequemen Wirklichkeit den Wunsch erzeugt, sie zu leugnen.'

Sollte es heute, in den Tagen eines noch viel weiter verbreiteten religiösen Zweifels, aber auch einer nicht minder deutlichen religiösen Sehnsucht kein apologetisches Verdienst mehr sein, die Geister zunächst wenigstens einmal so weit zu führen, daß sie die Idee der katholischen Kirche wieder begreifen, bewundern und lieben lernen, wenn sie auch deshalb noch lange nicht alle ihr ganz zu eigen werden?! Fast wollte einen Augenblick dieser harte Gedanke sich uns aufdrängen bei der Lektüre der scharfsinnigen und im ganzen würdig gehaltenen* Gegenschrift, mit der Dr. Alois Wurm F. W. Foersters neuestes Buch ‚Autorität und Freiheit' unter dem Gegentitel ‚Autorität und Subjektivismus'** als im Kerne verfehlt zu erweisen sucht.

Wurms Bedenken beschränken sich keineswegs auf jene einzelnen Punkte, namentlich des zweiten kritischen Teils von Foersters Schrift, in denen auch unser Hochland-Echo (Maiheft S. 236 ff.) Foersters Darlegungen nicht folgen konnte, sondern er beanstandet bei Behandlung des Grundverhältnisses von Autorität und Freiheit ‚eine unzulängliche Auffassung der Kirche und einen übermäßigen Subjektivismus':

> ‚Im Grunde triumphiert bei Foerster doch die Freiheit. Deren Versöhnung mit der Autorität im Sinne des Züricher Pädagogen erscheint uns nur wie ein flüchtiger Traum. Das Leben aber ist voll herber und komplizierter Realität und seine Gegensätze lassen sich praktisch schwer versöhnen. Militia est vita hominis super terram. Ein tüchtiger Kämpfer sein, ist alles.'

---

* Ausgenommen muß freilich ein Vorwurf Wurms gegen Foerster werden (S. 34 Anm.), der ein geringes Verständnis von dessen Persönlichkeit beweist: „Versteht der Ethiker niemals den religiös bestimmten Menschen? Die nach stiller weltferner Gotteseinheit, nach innerem heiligen Frieden hungernde Seele scheint für Foerster ein unentdecktes Reich (!) zu sein." Das religiöse Erlebnis dürfte übrigens Wurm nach seiner eigenen, ganzen Beweisführung zu allerletzt gegen Foerster ins Feld führen.

** Regensburg, 1910, Verlag von Friedrich Pustet. Brosch. 60 Pf.

Flüchtig und traumhaft erscheint Foersters religiöses Versöhnungsideal Wurms herbem und kampfesfreudigem Kritikergeiste namentlich deshalb, weil in dem Werke ‚Autorität und Freiheit‘ alle wissenschaftlichen, nur intellektualistischen Beweisführungen ganz beiseite gelassen sind und für die hier in Frage stehenden ethischen und soziologischen Lebensfragen ausdrücklich als unzulänglich abgelehnt werden. ‚Leben‘, sagt Foerster, ‚wird nur durch Leben erkannt.‘ Erkenntnisprinzip für die Wissenschaften ist nach Foerster der ‚isolierte Intellekt‘, während für die Erkenntnis religiöser und kirchlicher Wahrheiten ‚psychologische Intuition, Lebenskenntnis, Tradition‘ entscheiden. Die vollkommenen religiösen Intuitionen aber sind nach Foerster den seltenen, genialen Menschen vorbehalten, denen wir anderen unsere beschränkte Einsicht unterordnen müssen: Christus und seinen bedeutendsten, würdigsten Nachfolgern.

Dieser Foersterschen Hauptthese widerstreitet Wurm ‚im Interesse der Wissenschaft‘ namentlich in zwei Punkten: Er wendet sich erstens gegen die Meinung, es falle Selbst- und Lebenskenntnis ganz außerhalb des Bereiches der Wissenschaft und beruhe gewissermaßen auf einem besonderen Erkenntnisprinzip; zweitens gegen die Aufstellung, es sei die nötige Lebenskenntnis nur seltenen Menschen erreichbar.

‚Selbst- und Lebenskenntnis im gewöhnlichen Sinn ist die auf Beobachtung an sich und anderen und auf unwillkürlicher oder bewußter gedanklicher Bearbeitung dieser Beobachtungen beruhende Fähigkeit, die im praktischen Lebenskreis auftauchenden Äußerungen des eignen oder fremden Innern auf ihre seelischen Ursachen zurückzuführen.* Es handelt sich also um eine intellektuelle Fähigkeit, mögen die beobachteten Erlebnisse, Tatsachen, Eindrücke, noch so erschütternder Natur sein, und mögen sie auch in abgeschwächter Form jeweils die bezügliche intellektuelle Tätigkeit begleiten. Diese Fähigkeit kann nun unter entsprechender methodischer Ausbildung direkt in den Dienst der Wissenschaft gestellt werden. Es ist das in der Tat geschehen. Schopenhauer hat sie für die Philosophie verwertet. In der Ethik, Psychologie und Pädagogik spielt sie eine nicht unerhebliche Rolle, wiewohl sie hier noch in höherem Grade verwendet, aber auch nach der methodologischen Seite mehr ausgebildet werden müßte. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, warum die Wissenschaft grundsätzlich außerstande sein sollte, menschliche Handlungen auf ihre Ursachen und Wirkungen (äußere und innere) zu untersuchen. Foerster muß dies schon deshalb zugestehen, weil er eben überhaupt eine Erkenntnis auf Grund eben dieser Fähigkeit für möglich hält. Diese Fähigkeit gehört aber durchaus zu den normalen menschlichen Fähigkeiten, wenn sie auch, wie jede andere Art der Begabung, ihre Grade hat. Es ist daher, namentlich in unserer Zeit, nicht in der Ordnung, den Männern der Wissenschaft diese Fähigkeit abzusprechen. Foerster wäre aber vor allem damit im Irrtum, wenn er die Selbst- und Menschenkenntnis (von den Begriffen der „Lebenserfahrung“ und „psychologischen Intuition“ gilt dasselbe) zu einer von den sonstigen Erkenntnismitteln prinzipiell verschiedenen, unkontrollierbaren Quelle des Erkennens machen wollte. Seine eigenen pädagogischen Arbeiten würden dagegen Protest erheben.‘

Darin ist so viel richtig, daß Foersters Reaktion gegen den selbstbewußten Nurintellektualismus vieler modernen Wissenschaftler zu weit geht. Er macht manches ‚der Wissenschaft‘ als solcher zum Vorwurf, was nur jene Art ihrer

* Schon diese Definition ist falsch: Selbst- und Lebenskenntnis im gewöhnlichen Sinne ist keineswegs gleichbedeutend mit der unendlich schwierigen, psychologischen Ursachenerkenntnis. Unter Selbst- und Lebenskenntnis versteht man vielmehr gemeinhin den durch Erfahrung und Übung gesicherten Vollzug ethischer Werturteile.

Vertreter trifft, die es vergessen haben, vor allem Menschen zu sein und an Hölzernheit kaum noch von ihrem Katheder übertroffen werden. Aber Wurm hätte es Foerster zugute halten müssen, daß diese auch bei Brunetière und vielen anderen so deutliche, übermäßige Reaktion des Zeitgeistes gegen den Glauben an die ‚alleinseligmachende Wissenschaft' eine ganz natürliche und notwendige Erscheinung ist, die man weder wegdisputieren noch fortdekretieren kann, sondern zu allererst verstehen muß, ehe man sie kritisch überwindet.

Wurms Zugeständnisse an vielen Stellen (S. 19, 25, 32, 37 u. a.) und seine eigene Berufung auf den ‚Bankerott der modernen Kultur auf den höchsten Geistesgebieten' beweisen zur Genüge, daß ihm nicht jedes Verständnis der Geistesstimmung fehlt, aus der und für die Foerster schreibt. Seine Zugeständnisse gehen manchmal sogar soweit, daß er sich selbst unauflöslich widerspricht. Einmal gibt er zu (S. 19):

„‚Es kann nicht Beruf der Wissenschaft sein, das wahrhaft erschütternde, lebensbestimmende Erlebnis Christi zu vermitteln." Sie vermag nur die „Wege zu ihm zu bahnen und Hindernisse wegzuräumen."'

Drei Seiten weiter aber heißt es:

‚Es ist ein Grundfehler Foersters, daß er die Wahrheitsüberzeugung von Christi Person, Leben, Werk nicht scheidet von dem tiefinnerlichen Ergreifen seiner Person und seiner Lehre. Dieses setzt jene voraus. Denn die volle, rückhaltlose Hingabe kann erst zustande kommen, wenn ich mich von der Wahrheit und dem Wert jener Erscheinung überzeugt habe.' (!)

Danach müßte man also schließlich ein wissenschaftlich durchgebildeter Theologe und Kirchenhistoriker sein, um Christi Leben und Lehre vollinhaltlich erfassen zu können. Soweit vergißt sich Wurms eigene, übermäßige Reaktion gegen jedes Gefühlschristentum.

Wurm bezeichnet jedes intuitive oder nur durch ethische und soziale Lebenserfahrung bedingte Erfassen der christlichen Grundwahrheiten mit einer gewissen Geringschätzung als ‚individuelles, subjektives Erlebnis'. Aber ist nicht etwa auch jede Erkenntnis einer intellektuellen Wahrheit ein ‚individuelles, subjektives Erlebnis', subjektiv in dem Sinn, daß kein gläubiges Bejahen zumal der religiösen Wahrheiten jemals ohne Mitwirkung des Willens zustande kommt? Tiefgreifende Einsichten gerade in jenen grundlegenden ethischen und religiösen Lebensfragen, von denen bei Foerster allein die Rede sind, kommen niemals ohne Aufrüttelung des ganzen Menschen zustande; und wenn man hier von ‚Subjektivismus' sprechen will, so kann dieser Begriff nicht in einseitigem Gegensatz zum Intellektualismus gebildet werden, sondern nur im Gegensatz zur harmonischen Menschennatur im ganzen. Subjektivismus wäre es ebensogut, wenn ein reiner Intellektualist seinen ‚Weg nach Rom' als den allein möglichen allen Mitmenschen vorschreiben wollte, als wenn dies ein einseitiger Gefühls- oder Willensmensch tun wollte. Niemanden kann es aber verwehrt sein, die eigene religiöse Geistesentwicklung gemäß seiner individuellen Artung zu vollziehen und sie für gleichgeartete Einzelpersönlichkeiten und auch für verwandte allgemeinere Geisteslagen anzuraten; nur eben als alleingültig und allgemeinverbindlich darf er sie nicht hinstellen wollen. Soweit aber geht Foerster keineswegs, sondern betont ausdrücklich,

‚daß die intellektuelle Begründung der religiösen Wahrheit eine hohe Bedeutung hat: gehört sie doch zur Universalität der christlichen Glaubensverkündigung, zur

Einheit der christlichen Lebensanschauung. Es liegt schon in der ganzen Expansivität der Kirche, in ihrer kulturellen Mission begründet, daß die christliche Lehre sich an alle wendet, und somit auch an die große Zahl der intellektuell veranlagten Menschen, denen sie sich notwendig irgendwie anpassen muß.'

Die Gefahr also, welche Wurm von Foersters Argumentationsweise für die Wissenschaft und speziell wohl für die Theologie fürchtet, liegt tatsächlich nicht vor. Foerster will die herkömmlichen apologetischen Methoden nicht herabsetzen oder ersetzen, sondern sie durch ethische und soziologische Beweismittel ergänzen und verstärken. —

Hat nun der Wurmsche Vorwurf des ‚Subjektivismus' mehr Recht hinsichtlich des kirchlichen als des religiösen Autoritätsbeweises? Man wird zugeben müssen, daß Foersters Wesensbestimmung der kirchlichen Zentralgewalt als einer Art Zusammenfassung und Ausgleichung aller innerkirchlichen Geistesströmungen dem Wesen des Papsttums nicht gerecht wird. Die Außerachtlassung der übernatürlichen Faktoren macht eine solche vollentsprechende Wesensbestimmung von vornherein unmöglich. Trotzdem aber haben Beweisführungen wie die Foerstersche, die sich nur um die praeambula fidei, um die natürlichen Voreinsichten der Glaubenslehre, drehen, ihr gutes Recht, und Wurms Einwände schießen weit übers Ziel hinaus, da sie aus theologischen Begriffen deduzieren, die selbst schon voraussetzen, was mit ihnen bewiesen werden soll. Man sollte Foerster katholischerseits dankbar sein für die glänzenden ethischen und soziologischen Beweise, die er für die Daseinsnotwendigkeit einer zentralen kirchlichen Autorität an die Hand gibt und seine Bedenken gegen deren zeitliche Daseins*form* als Gewissensanliegen eines freien und ehrlichen Mannes zu verstehen und mit gleicher oder, wenn möglich, überlegener Blickweite zu beheben suchen. Das Wurmsche Gegenargument von der Notwendigkeit eines ‚*absoluten* Gehorsams' gegenüber der kirchlichen Lehrautorität setzt schon den Glauben an die Unfehlbarkeit des Lehramtes voraus, beweist also gegenüber Foersters Voraussetzungen nichts. Absoluter Gehorsam darf nur einer Autorität geleistet werden, die als religiös und sittlich unbedingt verbindlich *bereits gläubig anerkannt* wird; insofern ist ein ‚subjektives' Moment, eben diese gläubige Unterwerfung von jedem Gehorsamsakte untrennbar und ein solcher niemals ein uneingeschränkt ‚absoluter'! Selbst der Gehorsam des Jesuiten gegen seinen Oberen (welche Art des Gehorsams Wurm in subjektivistischer Einseitigkeit als die ‚vollendetste' bezeichnet), ist kein absoluter, sondern nur soweit verpflichtend, als nichts sündhaftes befohlen wird (vgl. Cathrein, Ethik I, 413); und ob etwas sündhaftes befohlen sei, darüber kann schließlich doch nur der Gehorchende nach seiner, wie Wurm wohl sagen müßte, ‚subjektiven Auslegung' der Sittengesetze entscheiden.

Foerster führt nicht bis zu dem Gehorsam des gläubigen Katholiken — darin hat Wurm ganz recht, — aber er führt mit natürlichen, auch für den Ungläubigen oder Zweifler überzeugenden Beweisgründen zur höchsten Ehrfurcht vor der kirchlichen Autorität und zur Einsicht in ihre Notwendigkeit. Damit ist schon eine weite, und für viele die schwierigste Strecke des Weges zurückgelegt. Denn der Gehorsam (so betont auch Cathrein a. a. O. S. 328) ist die naturgemäße Folge der Ehrfurcht. Zum letzten Schritte aber, — das lehrt seit dem Tage von Damaskus so manche Bekehrung, — führt schließlich doch nur ‚die Barmherzigkeit des Herrn'. E.

Rundschau

Philosophie

Spinozas Werdegang bedarf umso mehr der geistesgeschichtlichen Aufhellung, je emsiger das scheinbar so einheitlich abgeschlossene Lehrsystem seiner ‚Ethik' unseren zeitgenössischen Monisten mangels eigenwüchsigen philosophischen Baumaterials als gedanklicher Steinbruch dienen muß, je mehr darum auch gerade von dieser Seite her die edle Persönlichkeit des vereinsamten holländischen Juden nach Heines Vorgang (vergl. seine Schrift ‚De l'Allemagne') ins Legendäre und Romanhafte überhöht wird. Gerade die Gestalt des jungen Spinoza, durch die schon Gutzkow den Schluß seines freidenkerischen Tendenzdramas ‚Uriel Acosta' verklärt hat und die seitdem in zahlreichen Spinozaromanen von Auerbach bis auf Hauser und Kolbenheyer wiederkehrt, bedurfte einmal in persönlicher wie gedanklicher Hinsicht einer gründlichen und unbefangenen Darstellung, und diese hat sie nun in P. Stanislaus von Dunin-Borkowskis großgedachtem und hingebungsvoll durchgearbeitetem Werke* auch gefunden. Ein ganzer eigener Abschnitt mußte darin schon bei der Würdigung der geschichtlichen Quellen der ‚Sagenbildung' gewidmet werden; denn bereits unmittelbar nach Spinozas Tod begann ebenso freundschaftlicher Verklärungseifer wie mehr noch feindliche Klatschsucht ihr phantastisches Spiel. Aus dem Dunstkreis des Hasses sei nur Kortholts Schmähschrift ‚Über drei große Betrüger' ins rechte Licht gerückt, weil die darin enthaltene Fabel von Spinozas Übertritt zum Christentum selbst noch bis in Willmanns ‚Geschichte des Idealismus' nachwirkt; von den noch viel hartnäckigeren, rührsam-sympathischen Legenden erfordert die vom bestimmenden Einfluß seines freigeistigen Lateinlehrers, des ‚Arztes' Franz van den Ende, ein Wort mehr: Eine zarte Neigung zur Tochter dieses Exjesuiten — so deutet schon Heine an, und spinnen seit Auerbach die Romanschreiber aus — soll auch für die philosophische Entwicklung Spinozas einen bestimmenden Einfluß ihres Vaters vermittelt haben. Tatsächlich war Spinozas geistige Reife, als er des Lateinlehrers Haus betrat, bereits weit über dessen oberflächlich libertinistische Denkweise hinaus gediehen. Man hat, wie Dunin-Borkowski mit Recht betont, überhaupt ‚bloß den halben Despinoza, wenn man seinen antichristlichen Monismus betont und seinen stillen Kampf gegen die aufdringlichen, Sittlichkeit und Religion zersetzenden, rein materialistischen Tendenzen der Zeit übersieht'.

Obgleich sich Spinoza von dem Glauben seiner Väter, dessen talmudistische Verzerrungen er schon im vierzehnten Lebensjahr als widerspruchsvoll durchschaute, innerlich bald gänzlich losgesagt hat, ist doch ein Nachklang von der Gottinnigkeit einer frommen Jugend in seiner Seele haften geblieben und gab seinem mathematisch deduzierenden System in der Lehre vom ‚amor Dei intellectualis' noch die mystische Bekrönung. Aber auch inhaltlich ist Spinozas Philosophie, wie Dunin-Borkowski mit staunenswerter Gelehrsamkeit nachweist, durch die jüdischen Denker des Mittelalters weit stärker und positiver befruchtet worden, als man bisher annahm. Vor allem dankte er, wenn man von der Ausschaltung des Gebets und des Vorsehungsglaubens absieht, den ‚ethischen Koryphäen des Talmud' sein bleibendes, quietistisch gefärbtes Sittlichkeitsideal: ‚Vorsicht im Umgang und Liebe zum Frieden; stille Genügsamkeit und Beherrschung der Affekte; Rücksicht auf andere und Nächstenliebe; Mißtrauen gegen Schmeichler; große Hochschätzung des Studiums und des Wissens, auch der Handarbeit (er hat bekanntlich durch Schleifen

---

* Der junge Spinoza. Leben und Werdegang im Lichte der Weltphilosophie. Münster 1910, Aschendorffscher Verlag. In Leinen brosch. M. 15.—

optischer Gläser sein Leben gefristet); Hingabe an die ewigen Gesetze der Natur.' In metaphysischer Hinsicht dagegen wurden vor allem die der jüdischen Religionsphilosophie einverwobenen neuplatonisch-arabischen Gedankenelemente aus Plotinos und anderen bei ihm wirksam, deren pantheistisch-monistische Tendenz seinen vom Einheitsgedanken gänzlich beherrschten Geist von früh auf anzog.

Mancherlei Wandlungen mußte sein Denken und Tun erfahren, bis sich dies alles klärte. Dem Neunzehnjährigen standen neben der persönlichen Unmöglichkeit, bestimmungsgemäß Rabbiner zu werden, nur drei philosophische Glaubenssätze fest: Die Notwendigkeit alles Geschehens, die Leugnung der Weltschöpfung, die Forderung einer gewissen Einheit des Alls. Diese wenigen Begriffe führten ihn dann in einer kurzen, skeptisch-naturalistischen Episode bis nahe an eine mechanistische Weltauffassung heran, deren vulgären Materialismus er aber zugleich mit den Versuchungen zu einem oberflächlichen Genußleben rasch überwand und in Van den Endes Haus nur um so gründlicher verachten lernte. Bald kostete er im Studium des Descartes die reinere, friedvolle Seligkeit des Erkennens, und Wissen und Beweisen ward ihm von nun an das einzige und höchste Lebensglück. Die Klarheit und Deutlichkeit der Ideen, die in der nun eifrig gepflegten Mathematik und Physik seinen ‚bis zur Tyrannei dogmatischen und positiven Kopf' so sehr befriedigte, mußte ihm als Jünger der cartesianischen Methodenlehre von nun an auch in der Philosophie zum einzigen und letzten Wahrheitskriterium werden; und er begann das System Descartes' von den letzten Freiheitsbegriffen, die keine logische Notwendigkeitsentwicklung zuließen, zu reinigen. Hilfreich war ihm dabei vor allem die monistische Naturphilosophie der Renaissance, welche so voreilig neue physikalische Hypothesen ins Metaphysische verabsolutierte; gelegentlich wußte er aber auch aus scholastischen Lehrbüchern manche formale Gedankenentwicklung zu gebrauchen. Das gilt gerade von der Gipfelung seiner Lehre, die doch nur eine Scheinüberwindung des cartesianischen Dualismus von Bewußtsein und Ausdehnung darstellt; in der Zuteilung dieser beiden unendlichen ‚Attribute' an die eine und einzige göttliche Substanz kann man deutliche Anklänge an die scholastischen Spekulationen über die Trinität nachweisen.

Überhaupt zeigen sich bei dem jungen Spinoza wie in seinem stoischen Lebensideal so auch in seinem werdenden Begriffssystem deutliche Tendenzen zu einer freigeistigen Umdeutung des Christentums, das er sich, — der katholischen Lehre zeitlebens fremdgeblieben, — nach mancherlei unklaren mystischen Schwärmereien seines calvinistischen Freundeskreises zurechtlegte. An dem Bannspruch der Synagoge, dem im gleichen Jahr auch die Ausweisung durch den Amsterdamer Magistrat folgte, mag wohl die kaum verhehlte Schwärmerei des Vierundzwanzigjährigen für diese Art philosophischer Reformreligion nicht unschuldig gewesen sein. Vielleicht hatte man, trotz der Zurückgezogenheit seines Denkens und Lehrens, schon damals ein richtiges Vorgefühl davon, daß von solchen sinnvertauschenden Umdeutungen der überlieferten Lehre — die pantheistische Gleichsetzung von Gott und Natur: ‚Deus sive Natura' ist typisch — einmal ernstere Gefahr drohen konnte als von der bloßen unfruchtbaren Negation. Eben darum hat aber auch gerade heute wieder die kritische Sichtung des spinozistischen Gedankensystems, wie sie Dunin-Borkowski von dessen Ursprüngen gibt und hoffentlich für dessen weitere Entwicklung noch spendet, ihre besondere Bedeutung. Wenn man erkennt, daß gerade die positivsten, religiös-ethischen Elemente bei Spinoza nicht Frucht neuer Erkenntnis, sondern historisch und persönlich bedingtes Erbgut sind, wird man sich auch über die religiöse Mimikry manches zeitgenössischen Monisten eher das richtige Urteil bilden.

Dr. Max Ettlinger.

Länderkunde

Die Erforschung des Ruwenzori und die ‚Mondberge' des Ptolemäus.

Inmitten des afrikanischen Kontinents ragt aus dem düstern Urwalddickicht des unermeßlichen Kongowaldes, aus den mit hohem Gras, Buschwerk und lichten Baumgruppen bestandenen, wellenförmigen Savannen Ugandas, zwischen dem hell- und dunkelgrün schimmernden Eduard- und Albertsee eingebettet, das gewaltige Gebirgsmassiv des Ruwenzori empor. Inselartig steigt es über der Sohle des großen zentralafrikanischen Grabenbruches auf, üppige Vegetation bekleidet die Flanken, wunderbare Blumen und Wälder erfüllen die idyllische Seen einschließenden Hochtäler, Koniferen, Bambusstauden, moosbehangene Bäume ziehen an malerischen Abhängen hinauf zu den durch alpine Arten sowie Lobelien charakterisierten oberen Pflanzenzonen, und darüber erheben sich, in ewigen Schnee gehüllt, von den Strahlen tropischer Sonnenglut getroffen, glitzernd und majestätisch, zerklüftete Felsblöcke, wilde Grate, riesige Gletscher und schroffe Gipfel. Sollte diese mächtige, zweifellos wichtigste Bergkette im Herzen Afrikas, deren Entdeckung die Frage nach der Erklärung der ‚Mondberge' des Ptolemäus wieder in den Vordergrund des Interesses stellte, die Phantasie der Eingeborenen infolge ihres überwältigenden Anblicks nicht nachhaltiger angeregt haben, jedenfalls wirksamer als die im Urundi gelegenen Missossi ya Mwesi, ‚Berge des Mondes', deren geringe Ausdehnung und Höhe einen so weit verbreiteten Ruf schwerlich zu rechtfertigen vermocht hätten?

Dieses landschaftlich so bezaubernde Gebiet ist äußerst niederschlagsreich. Dunstmassen hüllen nur zu häufig den Ruwenzori in undurchdringliche Nebelschleier und lassen es begreiflich erscheinen, daß Forschungsreisende in seiner Nähe weilten, ohne jemals seine Firne zu erblicken, weshalb auch verständlich, daß er so spät erst aufgefunden wurde. Backer sah im Jahre 1864 als erster aus der Ferne die Gebirgskette durch die trübe Atmosphäre hindurchleuchten, erkannte aber ihre Bedeutung nicht; ob jedoch seine Bezeichnung ‚Blue Mountains' wirklich mit dem Ruwenzori identifiziert werden kann, bleibt noch fraglich. Auf seiner epochemachenden Reise ‚durch den dunklen Weltteil' schlug Stanley am Ostabhang des Gebirges das Lager auf, wies aber die Berichte der Neger von ‚Bergen mit blendend weißer Farbe und schneidender Kälte' als reine Produkte ihrer Einbildung ab. Seine abenteuerliche Expedition zur ‚Befreiung' Emin Paschas führte ihn 1889 nochmals in die Nähe des Ruwenzori; er beauftragte Leutnant Stairs mit der genaueren Untersuchung desselben. Stairs drang bis 3254 Meter Höhe vor, aber Mangel an Vorräten zwang ihn, die weitere Erforschung aufzugeben. In Begleitung Dr. Stuhlmanns kehrte Emin Pascha in das äquatoriale Seengebiet zurück, erreichte 1891 wieder die Westseite des Gebirges und rastete am südlichen Laufe des Semliki. Stuhlmann nahm den Weg durch das Butagutal und machte in Höhe von 4063 Metern, in Sicht zweier schneebedeckten Berge, halt; auch ihn nötigten unzureichende Mittel, vor allem die den Eingeborenen ungewohnte Kälte des Hochgebirges, zur Umkehr. Sein Verdienst bestand in der erstmaligen eingehenderen Beschreibung der aufeinander folgenden Vegetationsformen und in der Erkenntnis, daß der Ruwenzori kein einzelner Berg, sondern eine aus vier Hauptgruppen zusammengesetzte Bergkette nicht vulkanischen Ursprungs ist. Dann versuchte der Naturforscher Scott Elliot in den Jahren 1894/95 fünfmal den Aufstieg, und fand in drei Tälern Spuren früherer Vergletscherung; die Ausbeute seiner Studien war besonders in Botanik ergebnisreich. Im Frühjahr 1900 traf Moore dort ein, entdeckte die das obere Ende des Mobukutales einrahmenden Gletscher, gelangte bis 4541 Meter über dem Meeresspiegel und erbrachte den unwiderleglichen Beweis, daß auf dem Ruwenzori echte Gletscher vorhanden sind. Drei Wochen darauf besuchte Fergusson dasselbe Tal, etwas später der Zivilbeamte Bagge, auch Johnston erreichte im selben Jahre noch zwar den Mobukugletscher, jedoch nicht den Kamm. Ihm folgten die Besteigungen Wyldes, Wards, Fischers, Davids, sowie der Alpi-

nisten Douglas, Freshfield, Mumm und Grauer, die mehr sportlichen Charakter trugen. Eine 1905 vom Britischen Museum ausgesandte Expedition unter Leitung Woosnams befaßte sich weniger mit der Topographie des Gebirgsstockes als mit den klimatischen Verhältnissen, Flora und Fauna jener Gegend; auch die höheren Regionen wurden aufgesucht, sogar bedeutende Höhen bezwungen, aber schlechtes Wetter hinderte weitere Erfolge.

Alle diese Forscher hatten zwar wertvolle Beiträge für die Kenntnis des Ruwenzorigebietes geliefert, aber keine systematische Arbeit geleistet. Verwirrung herrschte in der Benennung der Berge, unklar geblieben waren ihre Höhenverhältnisse, Verlauf der Wasserscheide, Gruppierungsart, Ausdehnung der Gletscher sowie die Beziehungen der Gebirgskämme zu den Tälern. Hierüber zuverlässige Berichte zu geben, ermöglichte erst die Expedition des Prinzen Ludwig Amadeus von Savoyen, Herzog der Abruzzen, dessen schöne Ergebnisse wohl seiner Energie und Ausdauer, dann seiner geschickt getroffenen Auswahl der für das Unternehmen relativ günstigsten Jahreszeit, ferner der Mitnahme vorzüglicher Bergführer und europäischer Träger, die ihn befähigten, in Regionen vorzudringen, wo Neger versagen mußten, zu danken sind.

Aufs beste für alle voraussehbaren Fälle gerüstet, trat der Herzog am 16. April 1906 in Neapel die Ausreise an. Mitglieder waren zwei Topographen, ein Geologe, ein Arzt, ein Photograph, zwei Bergsteiger, drei Träger und ein Koch. Nach siebzehntägiger Seefahrt traf man in Mombasa ein, wo Leutnant Winspeare krankheitshalber zurückblieb. Die Ugandabahn, jenes glänzende Beispiel großartiger Willenskraft und Ausdauer bei englischen Kolonialunternehmungen, brachte die Expedition nach Port Florence am Gestade des Viktoriasees, ein Dampfer leitete sie weiter nach Entebbe, der Hauptstadt des englischen Ugandaprotektorates. Aufrichtig bedauerte man die plötzlich eingetretene Erkrankung des durch seinen Polrekord rühmlich bekannten Kapitäns Cagni, wo gerade jetzt seine erprobte Kraft schwer zu entbehren war. Um Zeitverlust zu vermeiden, mußte die gegen dreihundert Köpfe starke Karawane schon am 15. Mai den Marsch nach Fort Portal antreten, eine Strecke von zweihundertneunzig Kilometern. Der Weg führte über hügeliges Savannengelände dahin, dem Mimosen, Euphorbien und Akanthusgewächse ein eigenartiges Gepräge verliehen. Bald bildete er einen schmalen Pfad zwischen riesenhaftem Elefantengras, bald eine breite Straße in ebenerer Landschaft; wiederholt senkte er sich zu Talgründen hinab, zog auf feuchtem, elastischen Boden durch Oasen herrlicher Urwälder mit Borassus- und Raphiapalmen, oder durchquerte ausgedehnte Papyrussümpfe, klomm von neuem sanfte Abhänge hinauf und folgte eine Zeit lang der Kammlinie. Am fünfzehnten Tage gelangte man nach Fort Portal, in gesunder Gegend am Fuße des Ruwenzori gelegen.

Nach zwei Rasttagen brach die Karawane wieder auf, durchwatete zahlreiche Wildbäche, endlich auch den Mobukufluß, arbeitete sich mühsam die steilen Abhänge des terrassenförmig ansteigenden Mobukutales empor, bahnte sich ihren Weg durch dorniges Gestrüpp, durch Dickicht von Erikazeen und Farnen aller Art. Zeitweise rieselten feine Regenschauer hernieder und machten den ohnehin schlüpfrigen Boden nur noch schlammiger. Vor Kälte zitternd, kamen die Träger völlig erschöpft in der letzten Ansiedlung an. Je weiter in unbewohnte Wildnis vorzudringen war, desto schwieriger gestaltete sich wegen mangelnder Hilfsquellen die Verproviantierung. Es wurde daher alles auf das Notwendigste beschränkt, die Waganda entlassen, an ihre Stelle traten die an rauheres Klima gewöhnten Bakonjo. Auf dem Weitermarsch sah der Herzog ein bisher unerforschtes Tal, das Bujukutal, in das des Mobuku einmünden, an Spuren einstiger Vergletscherung vorbei erreichte er das öde Felsengewirr von Bujongolo, 3798 Meter über dem Meere.

Von diesem Stützpunkt aus versuchte der Herzog am 9. Juni den Aufstieg. Das

Tal verengte sich immer mehr zu einer Schlucht und endete in einen Gletscher. Am nächsten Morgen war der Kamm erstiegen. Die Gipfel des Bakerberges bildeten eine zusammenhängende Gruppe, deren Gletscher von einem halbkreisförmig nach Süden geöffneten Kamm begrenzt wurden. In den folgenden Wochen hatte die Expedition sehr unter der naßkalten Witterung zu leiden. Nachts sank die Temperatur manchmal beinahe auf den Gefrierpunkt. Starke Regengüsse, Hagel, dichtes Schneegestöber, heftige Gewitter machten die beengte Lagerstätte öfters zum Gefängnis, Nebelschwaden hinderten häufig die Aussicht auf die romantische Umgebung. Nach einigen so aufgezwungenen, ungemütlichen Ruhetagen verließ der Herzog Bujongolo, überstieg den Sattel, welcher den Bakerberg mit dem südlich davon liegenden Savoyenberg verbindet, durchwanderte ein enges, zwischen jähen Felswänden eingesenktes Tal und gelangte auf die Gletscherfläche der Zentralgruppe, des Stanleyberges. Mit Gefühlen berechtigter Genugtuung setzte er am 18. Juni seinen Fuß auf die 5125 Meter hohe Margheritaspitze, den höchsten Gipfel des Ruwenzorigebirges, war ihm doch geglückt, was allen seinen Vorgängern versagt geblieben. Inzwischen war Cagni von seiner Krankheit genesen und traf schon nach zwölf Tagen im Lager des Herzogs ein. Jetzt nahm man die nordwärts gelegenen Berggruppen in Angriff. Nach gefährlichem Abstieg in das schon erwähnte Bujukutal erkletterte man den Speleberg, von dem ein langer, vergletscherter Kamm in nördlicher Richtung zum Eminberg führte, der ebenfalls erstiegen wurde, worauf die Rückkehr nach Bujongolo erfolgte. Auch von den übrigen Mitgliedern der Expedition waren verschiedene Gipfelbesteigungen ausgeführt worden, nur den Gessiberg im Norden hatte noch niemand betreten. Um ihn zu bezwingen, mußte der Herzog das Bujukutal in seiner ganzen Ausdehnung durchziehen. Er passierte den stillen Bujukusee, bog in ein nach Nordwesten verlaufendes Tal ein und drang über den Gletscher, welcher den ganzen Westabhang des Berges bedeckte, zur Spitze vor. Noch einmal entrollte sich vor seinen Augen die prachtvolle Szenerie dieser gigantischen Alpenwelt im ‚dunklen Erdteil‘. Aus dem satten Grün der Gehänge traten deutlich die zackigen Felskämme hervor, zeichneten sich scharf vom tiefblauen Himmelsgrunde ab. Golden glänzten, vom Sonnenschein gekost, die eisigen Firne, flimmerten die einsamen Schneefelder jener Bergriesen. Von hier ging es zurück zum Bujuku, diesen flußabwärts bis zur Einmündung in den Mobuku, dann weiter hinab nach Ibanda, wo der Herzog sich mit dem vorausgesandten Teil der Expedition vereinigte. Über Fort Portal und Mombasa kehrten der Herzog und seine Begleiter in die Heimat zurück, betraten im September 1906 wieder italischen Boden.

Erfreulich waren die Erfolge der nun glücklich beendeten Expedition. Auf Grund ihrer geographischen und geologischen Forschungen ist die Ruwenzorikette aus sechs vorzugsweise aus Gneis und Glimmerschiefern bestehenden Berggruppen zusammengesetzt und kann als ein Teil der archäischen Formation Äquatorialafrikas gelten; auch bildet sie mit dem Ruisamba-, Albert- und Albert-Eduardsee ein selbständiges hydrographisches System. Ein aufgenommenes genaues Triangulationsnetz gestattete jetzt, eine zuverlässige Karte des Gebirges zu zeichnen. An achtzehn Stellen hatte man astronomische Ortsbestimmungen, auf acht Stationen magnetische Messungen, im Verlauf von fünf Wochen achtundzwanzig Gipfelbesteigungen ausgeführt, von allen Spitzen die Höhen berechnet, viele photographische Panoramas angefertigt. Nach den wertvollen Informationen, welche man beim Studium der gegenwärtigen und vergangenen Gletscher sammelte, zu urteilen, so sind die Gletscher heute stark im Rückgang begriffen, reichten aber in früheren Perioden der Erdgeschichte tausend Meter und noch tiefer hinab wie jetzt. Regelmäßige meteorologische Beobachtungen während der ganzen Reisedauer ergaben bemerkenswerte Resultate für die klimatischen Verhältnisse des

Ruwenzorigebietes; auch die Kenntnis von dessen Fauna und Flora war bereichert, denn unter den heimgebrachten zoologischen Sammlungen wiesen die Spezialforscher einhundertundvier neue Gattungen, Arten und Unterarten nach; von den Pflanzen waren dreiundneunzig Gattungen, Arten und Varietäten bisher noch gänzlich unbekannt.

Auch zur Lösung eines historisch-geographischen Problems hat die Expedition beigetragen. In der ‚Geographia' des großen Astronomen und Geographen Ptolemäus in Alexandria findet sich nämlich folgende Stelle: ‚In 12° 30′ südlicher Breite und zwischen dem 57. und 67. Längengrade erhebt sich das Mondgebirge, aus dessen Schneemassen die Quellseen des Nils gespeist werden.' Da es nun unter besagter östlicher Länge keine derartig bedeutende Gebirgskette gibt, sie auch außerhalb des Nilbeckens fallen müßte, so glaubte man das Zitat als eine Interpolation eines späteren arabischen Schriftstellers auffassen zu können, um so eher, als Ptolemäus im siebten Kapitel (4. Buch) die Nilquellen und -seen bespricht, es also natürlich gewesen wäre, in diesem Zusammenhange auch die ‚Mondberge' zu erwähnen, was er aber nicht tat, vielmehr steht diese Stelle erst im achten Kapitel, worin vom Nil sonst nichts erzählt wird. In der Tat hat Kirchhoffs Vermutung, daß der seltsame Name auf Vertauschung zweier arabischer Vokale oder auf Verdoppelung eines Vokals zurückzuführen sei, viel Wahrscheinlichkeit an sich; auch dürfen die gemachten Angaben nicht als unbedingt richtig betrachtet werden. Denn Ptolemäus stand nur eine beschränkte Anzahl astronomischer Beobachtungen zur Verfügung, deren Ergebnisse bei den primitiven Instrumenten und den unzulänglichen Berichten der wenigen Reisenden in damaliger Zeit — das zweite Jahrhundert nach Christus — von der Wirklichkeit stark abweichen. Können sie also nur Anspruch auf Annäherungswerte erheben, so gestatten sie doch im Verein mit den im allgemeinen sonst zutreffenden Schilderungen des oberen Nilbeckens die Annahme, daß Ptolemäus' Nilseen mit dem Viktoria- und Albertsee identisch sind. Um nun die ‚Mondberge' zu erklären, deutete man sie auf Abessiniens Hochland. Abgesehen davon, daß es viel zu weit nördlich, auch außerhalb des Beckens des oberen Weißen Nils liegt, so sind doch seine Erhebungen, trotz einiger Gipfel von mehr als viertausend Metern Höhe, nicht so bedeutend, daß es Ptolemäus' Beschreibung rechtfertigte, der von ewigem Schnee berichtet. So ist man, als die geographischen Einzelheiten Ostafrikas noch wenig bekannt waren, darauf verfallen, Kilimandscharo und Kenia für die ‚Mondberge' zu halten; aber diese isolierten Bergkegel gehören gar nicht zum Flußsystem des Nils. Tatsächlich enthält unter Berücksichtigung der damaligen Kenntnisse des Ptolemäus über die Lage jener Seen und Berge sowie seiner Irrtümer bezüglich Längen- und Breitenmessungen im Vergleich mit den jetzt vorliegenden exakten Angaben der Ruwenzori allein in allen wesentlichen Punkten die Beschreibung des berühmten Geographen; er befindet sich völlig im Nilbecken und ist der einzige Gebirgsstock in Äquatorialafrika, dessen firnbedeckte Gipfel und zahlreiche Gletscher, in einer Ausdehnung von ungefähr fünfzig Kilometern, Ptolemäus' Bedingungen erfüllen, nämlich ‚die Nilseen speisen'.

Max Rieger.

Literatur

‚Im steinernen Meer.' Großstadtgedichte.*

‚Der Zweck' dieses neuen Versuches einer Zeichnung der Großstadt durch ihre eigenen Gedichte, sagt die Einleitung, sei ‚nicht literarhistorisch, sondern ästhetisch und kulturell'. Ich bin der Überzeugung, daß eine literarhistorische Anlage der Sammlung dem ästhetischen und kulturellen Zwecke dienlicher gewesen wäre. Denn gerade aus der zeitlichen Folge, aus dem Werden der Großstadtdichtung, ergibt sich das Bild der zugrundeliegenden Entwicklung am naturgemäßesten und damit das Wesen, soweit

*) Im steinernen Meer. Großstadtgedichte. Ausgewählt von O. Hübner und J. Moegelin, mit Vorwort von Th. Heuß. Hilfe-Verlag, Berlin.

überhaupt schon von einem Wesen der Großstadt die Rede sein kann, am deutlichsten.

Die Anfänge der Großstadtdichtung liegen im Roman und in der Novelle. Das erste künstlerische Abbild einer neuen Zeit wird immer mit epischen, nicht, wie die Einleitung meint, mit lyrischen Kunstmitteln und -formen erreicht. Alles Geschehen in Raum und Zeit, soweit es überhaupt zur künstlerischen Darstellung reizt, wird zuerst immer mehr rein vorstellungsmäßig erfaßt, der Ansturm neuer Tatsachen und ihre Wirkung auf das bisherige Alte wirkt zuerst immer dynamisch auf das Vorstellungsvermögen; Gemüt und Geist setzen sich mit ihnen auch im einzelnen auseinander, erst wenn eine ruhigere Anschauung des Tatsächlichen, des Vorgegangenen, ein übersichtliches Bild möglich wurde; wir brauchen eben doch immer erst den Bericht, um mit Gemüt und Geist ins einzelne einzudringen und darüber zu entscheiden. So ging auch beim modernen Kulturkampfe der epische Bericht der inneren Anteilnahme im Gemüt und Geist, der Ein- und Auslösung der durch ihn geschaffenen Werte und Unwerte im persönlich bewußten Einzelcharakter vorauf. Und diese innere Anteilnahme vollzieht sich auch dann noch nur allmählich und nicht rein, sondern in Übergangsformen. Zunächst lösen sich aus den Anschauungen der großen Zusammenhänge Einzelheiten los und werden für sich betrachtet. Die ‚Skizze‘ z. B., die damals so beliebte, ist ein erstes Anzeichen der Verinnerlichung, da ein gefühlsmäßiges, rein geistiges Verhältnis, ein sichergehendes, nur möglich ist aus der Bewertung des einzelnen. Denn sonst bleibt das Verhältnis ein durchaus unklares, ein Schwarm für Werte, über die der Dichter jeweils noch gar kein eigen reines Urteil hat, auf die er vielleicht nur erst ein dunkel gefühlsmäßiges Vertrauen setzt, das nicht selten getäuscht werden wird. Auch das haben wir ja erlebt. Was ist die deklamatorische Beredsamkeit der meisten Literaturrevolutionäre von Annodazumal anderes als das ungewollte Eingeständnis eines noch unsicheren vagen Gefühlsverhältnisses zu den neuen Dingen und Ereignissen, die durch und durch noch gar nicht erfahren, erforscht, im Leben erprobt waren auf ihre Lebensfähigkeit und -möglichkeit. Die unerfahrene, leicht begeisterte Jugend nimmt den Mund bekanntlich immer am vollsten. Ein erfahrener Kenner dieser menschlichen Zustände weiß sofort, daß der Dichter dem genauen Erfassen im Gemüt und Geist noch ganz fremd ist und — seiner Begeisterungs*fähigkeit* alle Ehre — erst einen bloßen Schwarm hat, wenn er, wie damals Arno Holz, und viele ähnlich, sich brusttönig also vernehmen läßt.

‚Der Singsang hat sich ausgetutet —
Auch durch das junge Lied noch flutet
Das alte Nibelungengold!
Drum ihr, ihr Männer, die ihr's seid,
Zertrümmert eure Trugidole
Und gebt sie weiter die Parole:
Glück auf, Glück auf, die junge Zeit!‘

Das war das Übergangsstadium der ‚allgemeinen‘ Begeisterung, aber noch kein verständiger Geist. Erst in dieser von vornherein begeisterten Gemeinde voll sentimentalischen Gefühlsdranges konnte der ‚konsequente‘ Naturalismus keimen und emportreiben; denn diese Jünger bedurften der *Tendenz*, sich selbst und andern künstlich Stimmung zu machen durch ein künstliches Verfahren, weil ihnen das Organ abging für das Natürlichkünstlerische, das in der voraufgehenden Epik durchweg und echt episch breitspurig, doch zuweilen auch schon untermischt mit Lyrismen waltet. Mit dieser vagen Begeisterung und künstlichen Stimmungmache setzt der Übergang von der epischen zur lyrischen Form in der Großstadtdichtung ein. Die Zusammenstellung dieser Begeisterungen und naturalistischen, im Grunde epischen Zeichnungen wäre interessant genug gewesen und hätte ein charakteristisches Bild — sowohl literarhistorisch wie ästhetisch und kulturell charakteristisch — ergeben.

In die Mitte hätte ich die nun, ebenfalls sehr unerfahren in dem sie anlockenden und von den Vorgenannten so gepriesenen Neuen, in die Großstadt zahllos einschneienden Provinzler und Kleinstädter gestellt. Wie *die* ihr Lied

singen, das gehört natürlich auch ins Großstadtkonzert. Auch hier hätte sich eine literarhistorisch vortreffliche Charakteristik ergeben, z. B. allein schon aus der Art, was Busse, Jacobowski, Salus und Genossen in der Großstadt sehen und wie sie es sehen. Und das wäre wiederum sowohl ästhetisch wie kulturell interessant und lehrreich gewesen, diese eigentlich landsässigen Regen- und Sonnenscheinpfeifer inmitten der Großstadt zirpen zu hören. Zum Vergleich hätte ich die alteingesessenen altstädtischen Dach-, Fenstersims- und Stubenvögel, Trojan, Seidel rc., sofort hinterdreingeschickt. Es hätte nicht schaden können, wenn jene mit ihren Backfisch- und Pennälergefühlen und -reflexionen ein wenig zum Lächeln gereizt hätten in dieser realen Umgebung, und wenn diese mit ihrer alten Traulichkeit, mit ihrer stubenidyllischen Gemütlichkeit und mit ihrem bierphilisterehrlichen Räsonnement wieder etwas deutlicher zur wohlverdienten Geltung gekommen wären. Was sie in der Großstadt erleben, ist ja auch epischen Genres, mehrstens Anekdotenhaftes. Darauf, im gleichen Abschnitt, hätte ich die Männer von da draußen eintreten lassen, in einer alten bodenständigen Kultur wurzelnde, gemütlich und geistig in ihr zur Klarheit herangereifte, z. B. den Baron Liliencron oder den etwas prätentiöseren Junker Börries von Münchhausen und Gustav Falke, den Bürger aus Lübeck und Althamburg. Die hätten uns in ihrer gesellschaftlichen und auch wahrmenschlichen Würde und Anmut alten Gepräges, mit ihrer durch Tradition gesicherten Gefühlsweise und mit ihrem geraden, verständlichen Urteil so im ganzen die Anmut und Würde neuen Gepräges, das erraten lassen, was der neuen Großstadtgemeinschaft aus dem Althergebrachten zur Konsolidierung von Nutzen wäre, nicht nur die absoluten gesetzmäßigen Grundformen des Familien- und Gemeinsinnes, sondern auch die ihnen aus jener älteren Kultur anhaftenden intimen Reize.

Und nun erst würde ich die eigentlichen Matadoren der Großstadt oder vielmehr der kulturellen Kämpfe, deren zentrale Verknotung und Führung ins Land die Großstadt ist, aufmarschieren lassen. Sie stehen den neuen Verwicklungen schon nicht mehr mit bloß tumultuarischer Begeisterungsfähigkeit oder mit hergebrachten Anschauungen gegenüber, sondern mitten inne, unmittelbar in schmerzlicher und wonniger Berührung und fühlen sich naturnotwendig gedrängt zu Lösungen und Ausgleichsversuchen real aus den Problemen heraus. Sie sind in geistkörperlicher Gemeinschaft mit der neuen Konstellation der Dinge und den sich daraus ergebenden Anschauungswerten verknüpft, verwachsen. In ihnen erst kommt denn auch nach der mehr malerischen und figürlichen, wesentlich epischen Vergegenwärtigung die lyrische Auseinandersetzung mit den Problemen zum Durchbruch. Solch ein lyrischer Lösungsversuch ist z. B. ‚Weltstadteinsamkeit‘ von Reinhold Fuchs. Hier trifft denn auch zu, was Theodor Heuß in seinem Geleitwort sagt: ‚Das ehrliche, natürliche Bemühen, den eindringenden Tatsachen einer neuen Zeit künstlerisch gerecht zu werden, die Befangenheiten gegenüber diesen schweren und oft nüchternen Dingen abzustreifen.‘

‚Gleich einer Maske liegt's auf jedem Antlitz,
ob schön, ob häßlich, ob gemein, ob edel,
denn keiner braucht zu wissen, was der andre
im Herzen birgt von Freuden und von Kummer.
Gleichgültig blickst du, kaum der Neugier noch
die Regung gönnend, ins Gewühl hinein,
das dich umflutet; aber plötzlich taucht
im Schwarme vor dir auf ein ernster Mann
mit blassem Antlitz, klaren grauen Augen
und hoher Stirn, drauf des Gedankens Pflug
seit manchem Jahre Furchen hat gezogen,
Klugheit und Güte, festen Lebensmut,
den tausend Sorgen nicht gebrochen haben,
glaubst du in seinem Angesicht zu lesen; —
das wär' vielleicht der Freund, den du gesucht
seit deiner Jugend; — aber sprich ihn an,
kalthöflich wird er kurz Bescheid dir geben
und flüchtig grüßend schnell sich von dir wenden.‘

Hier wird das Gefühl, das so viele im Gewirr der Großstadt beschleicht, real ausgelöst, zugleich die Notwendigkeit der äußeren Zurückhaltung erkenntnistreu und -frei aus der Bedingtheit des modernen Lebens zugegeben, denn:

‚Wer sagt ihm, ob du nicht ein schlauer Gauner?‘

Allerdings schmerzlich zugegeben trotz aller Einsicht:

‚Es fröstelt dich, den Mantel ziehst du zu,
und langsam, traurig kehrst du still zurück
in dein Hotel, ein Fremder zu den Fremden.
Und durch die Gassen, durch die lauten Straßen
folgt unentrinnbar, wie dein eigner Schatten,
die Einsamkeit der großen Stadt dir nach,
die tiefer ist als die der kahlsten Wüste ...‘

Aber der Kampf um die Lösung der Probleme wird nicht aufgegeben von den echten Großstädtern; denn nur

‚die den Himmel suchen mußten,
sehnten sie sich nach der Bläue?
Die kennen dich, Heimat!
— — — — —
— — — Werkmeister ihrer Seele.‘

Ernst Schur.

Wohl der energischste Erlöserwille aus dieser Problematik ist Richard Dehmel, ein zweckbewußter, zielstrebiger Durchleber der aus der neuen Konstellation sich ergebenden Drangsale, Bedürfnisse und Möglichkeiten; er hat bereits vielen die ‚Plagen ohne Zahl‘, von denen sie sprachen, ‚weggesprochen‘ und hat ‚jedem tausend‘ gegönnte ‚Erlösungen‘ in der Natur und Kultur vorgezeigt, nur Wunder, daß gerade dieser ehrliche, rücksichtslos-rücksichtsvolle Poet von der religiösen ‚einen Erlösung für alle‘ nichts wissen will, die doch in der einfachen Konsequenz seiner Geistesrichtung liegt, nach der jede noch so hohe Kultur selbst, die nie endbefriedigt, auch in den in ihr vergönnten höchsten ‚Erlösungen‘ nicht, eine wahre Sehnsucht und Erwartung auslöst, eine Erlösung, die alle, Hoch und Nieder, gleich umfaßt, die gerade unserer in so krassen Gegensätzen verharrenden Zeit not täte, nach der denn auch manche Stimmen in der Wüste der Großstadt bereits wieder rufen, ohne daß sie bisher eine unzweideutige dichterische Neuoffenbarung erfahren hätte.

Wer das gewiß zeitgemäße Buch in dem hier angedeuteten Sinne literarhistorisch zu zerlegen und in der entsprechenden Weise die einzelnen Werte künstlerisch zu ordnen weiß aus der etwas unorganischen Mischung dieser Auswahl, der wird daraus, ich bin überzeugt, auch den ästhetisch und kulturell richtigen und erhöhten realen und daher um so idealeren Genuß und Nutzen ziehen können.

Christoph Flaskamp.

Herberts ‚Idealisten‘. Man hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß Ruth Waring, die Heldin des von mir im Augustheft S. 637 beurteilten Herbertschen Romans ‚Idealisten‘ nicht ins Kloster geht. In der Tat, sie bringt nur die Tochter ihrer Freundin hinein. Meine Aufnahmefähigkeit muß also bei der Lektüre des Buches gegen den Schluß hin schwächer geworden sein. Ich habe mich tatsächlich bei der nachträglichen Niederschrift meines Eindrucks einer Ungenauigkeit schuldig gemacht. Ich bekenne es. Nun habe ich die letzten 30 Seiten noch einmal gelesen, und ich bestätige, daß Ruth Waring nach der Enttäuschung in der Liebe ihre ganze Kraft ‚für die Veredelung der Nation, für das Wachsen sittlicher Ideen, für das Verständnis höchster Kunst‘ einsetzen will. Das habe ich gelesen, wie gesagt, gelesen, wie man eine Nachricht liest, nicht gesehen oder miterlebt. Aber damit ist die Sache kaum besser geworden, denn es handelt sich nicht mehr darum, daß die Verfasserin eine seelische Empfindung deutlich zu machen vergaß, sondern daß sie es unterläßt, uns auch nur den Anfang des neuen Weges der Heldin mitgehen zu lassen. Denn ich habe, wie gesagt, von Ruths Absicht gelesen, habe auch gehört, daß sie ein Buch geschrieben hat: ‚Wie meistert man das Leben‘, aber die amerikanische Universität, die das Buch mit dem ersten Preise gekrönt hat, war besser daran als der Leser, der keine Ahnung hat, womit Ruth Waring das Leben meistern will. Es tritt also auch hier

wieder der Fehler in den Arbeiten der Verfasserin zutage, daß sie von etwas bloß redet, was eine Gestaltung unbedingt erheischte. Daß übrigens nicht bloß der böse Kritiker einem Dichter gegenüber solchen Menschlichkeiten unterliegt, sondern daß auch ein Dichter wohl einmal seinem Bruder in Apoll aus Erinnerung und Eindruck etwas einschwärzt, wofür ihm kein Dank blüht, dafür enthält der Roman selbst ein kleines Zeugnis. In einem zitierten Vierzeiler aus dem bekannten Harfnerlied von Goethe sind der Erzählerin selber nicht weniger als drei solcher Lapsus unterlaufen, die den tiefen Sinn der Verse nahezu entstellen. Sollte ich daraus folgern müssen, sie habe den richtigen Sinn niemals erfaßt? Ich habe ihr das Versehen nicht angekreidet, denn dies ist kein Kunstfehler. Indem ich aber nur solche hervorhebe, bin ich weit entfernt, einem Autor einen schlechten Dienst leisten zu wollen. Im Gegenteil! Welch eine Freude für uns, wenn an einem aus so edler Gesinnung, so feiner seelischer Grundstimmung hervorgegangenen Roman wie ‚Idealisten' auch der letzte künstlerische Mangel, der meinen Irrtum hier mindestens mitverschuldet hat, beseitigt werden könnte.

Für diejenigen Freunde unserer Erzählerin, welche das Wort ‚dreist' befremdet, das ich vom Tempo ihrer Rede aussagte, sei — zu allem Überfluß — noch beigefügt, daß damit selbstverständlich keine moralische, sondern nur eine ä s t h e t i s c h e Nuance gegeben sein soll.

Franz Herwig.

Kunst

Die Münchener Alte Pinakothek hat alsbald, nachdem Hugo von Tschudi, der in Berlin nicht mehr willkommene, seinen Wirkungskreis hier angetreten hatte, von sich reden gemacht, in einer materiellen und in etlichen künstlerischen Hinsichten. Einmal hat jetzt der Besucher nur mehr an zwei Wochentagen freien Eintritt und zum andern findet er sich einer Neuordnung der gesamten Pinakothek gegenüber, die auf ihn mit einer Menge neuer Eindrücke der ganzen Räume wie der einzelnen Bilder wirkt.

Die Einführung eines Eintrittspreises hat Widerspruch erfahren. Die verhältnismäßig kärgliche Einnahmequelle, die man sich hiermit eröffnet hat, wird allerdings keine großen Operationen auf dem Kunstmarkt gestatten. Auf diesem steht die Sache ja leider heute so, daß die staatlichen Kunstsammlungen mit den Privatgalerien der den Kunstsport treibenden Krösusse im Neuerwerb kaum mehr wetteifern können. Um so wünschenswerter wäre es, von Staats wegen das demokratische Prinzip aufrecht zu erhalten und wenigstens die ideale Möglichkeit des gleichen Kunstgenusses für alle zu garantieren, wie es z. B. im Louvre vorbildlich geschieht. Freilich begreift man auch, daß ein Museumsleiter seine Sammlung nicht nur erhalten, sondern auch lang vorhandene oder durch die Forschung neu aufgedeckte Lücken ausfüllen, Zusammenhänge herstellen und historische Komplexe abrunden will, und daß er sich die fehlenden Mittel auf diese Weise zu verschaffen sucht.

Dadurch, daß die Kunstwerke in den Galerien ihren ersten Bestimmungsorten und Zweden entführt und als Sammelobjekte behandelt werden, erheben sich die Fragen der Raumeinteilung und geschmackvollen Organisation. Das sind Dinge, die den Bildern erst aufgezwungen werden müssen. Wenn die Werke der mittelalterlichen Meister, die noch nicht auf Vorrat und für den Markt arbeiteten, noch in ihren Kirchen hingen, so befänden sie sich zwischen reichgeschnitzten, goldglänzenden Rahmenbauten, in einer Umgebung von gedunkeltem, tiefbraunem Holze inmitten der hohen, schmalen, organisch bewegten gotischen Architekturen. Die Renaissance- und Barockgemälde mit ihren starken, groß komponierten Formen befanden sich ursprünglich zwischen stark profilierten Mauerflächen in plastisch gestalteten Räumen. Erst die Bilder des 19. Jahrhunderts haben das verloren, was alle früheren besaßen, das architektonische Gefühl und damit die architektonische Bedingtheit. Sie stehen mit dem Raum nicht mehr in innerem Zusammenhang und können deshalb an jeder neutralen Wand aufgehängt werden. Bei der Hängung einer Galerie aber wie der Alten Pinakothek

mit ihrem Reichtum an gotischen, Renaissance- und Barockbildern kann es sich immer nur um Kompromisse handeln.

Hugo von Tschudis Neuorganisation ist mit Freuden begrüßt worden. Man fühlte sich leichter atmen in den lichter gewordenen hohen Sälen und schmalen Kabinetten, lichter, weil die Bilder symmetrisch in Pendants und im möglich besten Gesichtsfeld gehängt und Überladungen vermieden waren, besonders aber weil in einem großen Teil der Räume neue helle und neutrale Hintergründe verwendet waren. Bei der Hängung in zwei Reihen übereinander geht die erste Reihe so tief herab, daß man sich den Dargestellten vielfach Auge in Auge gegenüber befindet. Die helle Tönung des Hintergrunds läßt die Bilder hervortreten und reflektiert das einfallende Ober- und Seitenlicht so, daß sie sich in einer gleichmäßigen Beleuchtung befinden, die in den Hauptsälen mehr kühl und repräsentativ, in den Kabinetten mehr warm und intim wirkt. Die historischen Abteilungen sind noch deutlicher getrennt als früher, Hauptwerke noch eigens herausgehoben, Gemälde, in die sich die Modernen als in entwicklungsgeschichtliche Vorläufer besonders verliebt haben, als Pointen eingesetzt. Die alte Pinakothek hat sich mit dem Reiz des Aktuellen geschmückt. Neben der Absicht, in der Raumgestaltung dem modernen Geschmack entgegenzukommen, geht die Haupttendenz dahin, die besten Möglichkeiten für den historischen und ästhetischen Genuß herauszufinden. Tschudi will damit dem kunstpädagogischen Gedanken unserer Zeit dienen.

Die Kunstsammlungen haben in ihren Anlagen eine Entwicklung von der aufhäufenden Besitzleidenschaft des Liebhabers bis zu der fachmännisch durchdachten Organisation in der Gegenwart durchgemacht. Auf alten Gemälden, die fürstliche Sammlungen zum Gegenstand haben, sieht man die Wände von unten bis oben mit Bildern bedeckt, dazu den Boden noch vollgestellt. Die sogenannten ‚Kunst- und Wunderkammern' der Fürsten enthielten neben den Gemälden die verschiedensten Sammelobjekte, so daß sie eher als Raritätenkabinette anzusprechen waren. Die planmäßig ausgebauten Museen sind Produkte des 19. Jahrhunderts. Soweit sie aus fürstlichem Besitz hervorgingen, fehlte es anfangs an bestimmten organisatorischen Gesichtspunkten. Die Räume mit ihren Werken trugen den Charakter der mäzenatischen Kunstpflege in repräsentativer Aufmachung. Dann kam der historische Sinn des letzten Jahrhunderts und reinigte die Bilderbestände auf die Echtheit hin, katalogisierte und organisierte alles historisch. Die alte Pinakothek hat dabei einen vornehmen, repräsentativen Charakter beibehalten. Den wird sie immer haben durch die Hochräumigkeit der Säle, er wurde aber verstärkt durch die dunklen, grünen und purpurnen Hintergründe. Diese schweren, zur Tonigkeit neigenden Farben entsprachen dem in der gleichzeitigen Historienkunst bekundeten Farbengeschmack, sind aber der Deutlichkeit des Details nicht immer förderlich, und wenn Tschudi nun vielfach hellere, tonlosere Hintergründe gewählt hat, so entspricht dies wiederum nicht nur dem modernen Farbensinn und den damit harmonisierenden raumkünstlerischen Bestrebungen, sondern zugleich dem Streben, den Bildern zum Zwecke des Studiums und des Genusses möglichst nahezukommen. Seine Neuordnung ist also keine Willkür, sondern ein bewußt gestalteter Reflex unseres spezifischen Kunstempfindens, also modern im besten Sinne.

Freilich kann auch sie den Charakter des Kompromisses nicht ganz ablegen. Altarbilder sind eben nicht für Museumswände gemalt. Die gotischen Bilder z. B. mit ihren in den Vordergrund gedrängten Szenen und den nach rückwärts stark verkürzt und erhöht komponierten Landschaften verlangen für ihre Raumillusion einen gewissen Abstand nach oben, und wenn sie nun in Augenhöhe gehängt sind, scheinen sie vor dem Betrachter herabzurutschen. Auch Barockbilder ertragen den zu nahen Blick nicht leicht. Der weiße Hintergrund bei den deutschen Altmeistern verleiht diesen eine blinkende Deutlichkeit, nimmt ihnen aber doch etwas die

heimliche Wärme. Je mehr sich die Malereien dem Jahre 1800 nähern, desto besser nehmen sie sich auf den hellen Wänden aus, wie die Porträte in dem gelb getönten englischen Kabinett. Das helle Grün im van Dycksaal bildet einen sättigenden Unterton zu der vornehmen, etwas sentimentalen Virtuosenkunst des seinen gesunden Meister Rubens verweichlichenden Vlamen. Auch hebt die ähnlich farbige Drapierung bei Tizians ‚Dornenkrönung' den lockeren Malcharakter dieses modern anmutenden Meisterwerkes deutlich hervor, während die gleiche Drapierung bei Tizians ‚Karl V.' zwar seine kühle und reservierte Haltung noch verstärkt und ihn uns ob dieser fast lebensmüden Ruhe noch interessanter macht, aber Tizians allseitige glänzende Malweise doch einseitig zu interpretieren scheint. Das sind schließlich Geschmacksnuancen. Jedenfalls ist die vortreffliche Neuorganisation Tschudis, in die er eine Reihe auswärts in bayerischem Staatsbesitz befindliche Bilder einbezogen hat, dankbar anerkannt worden, sobald man sich frisch eingesehen hatte.

Nicht unerwähnt sollen die heftigen Angriffe bleiben, die Tschudi doch andererseits erfahren hat hauptsächlich wegen seines Eingriffes in die Formate zweier Rubensbilder. Dieselben gingen von Malerkreisen aus und sind zusammengestellt in einer Schrift von Paul Kaemmerer.* Der Hauptvorwurf ist, daß Tschudi das Bild ‚Meleager und Atalante' bedeutend verkleinert und aus einem Querformat in ein Hochformat verwandelt hat. Es ist indes erwiesen, daß es sich bei den entfernten Seitenteilen um Anstückelungen aus jedenfalls sehr später nachrubensscher Zeit handelt, und gewiß ist, daß das Bild durch die Veränderung nur gewonnen hat, da es jetzt eine reine, sonore und körperhafte Barockkomposition darstellt.

Von Tschudis Neuanschaffungen ist bis jetzt die bedeutendste und interessanteste ein Bild von Greco. Das ist nicht ein bloßes Entgegenkommen gegen die Kunstmode; denn man darf in der gegenwärtigen Grecomode nicht bloß eine snobistische Laune sehen, sondern muß darin die Wahlverwandtschaft einer ganz bestimmten modernen Kunstrichtung mit dem merkwürdigen morbiden Barockmeister erkennen. Immer sucht sich die neue Kunst in einem Teil der alten zu spiegeln.

Konrad Weiß.

* Tschudis Eingriffe in zwei Bilder des Rubens. Mit sechs Abb. München, Reinhardt.

Fünfzig Jahre christlicher Kunst.

Zu allen Zeiten gab es prinzipielle Meinungsverschiedenheiten, die in einem luftreinigenden Gewitter wohltätig explodierten und eine neue Ära im Gefolge hatten. Wie ehedem (1772) die Göttinger Hainbündler, so taten sich auch die jungen Romantiker um 1807 zu Heidelberg am Fuße des Jettenbühl zusammen, von wo Achim von Arnim und Joseph von Eichendorff, Clemens Brentano, Görres und andere den Frühlingsreigen der Romantik in das Land führten, während gleichzeitig mit Overbeck, Pforr, Vogel und deren Freunde zu Wien (1809) in eine ‚Lukas-Brüderschaft' sich einten und von der blauen Donau nach dem Tiberufer trugen, wo mit weiterer Hilfe durch Cornelius, Veit, Führich, Steinle, Schnorr usw. die Regeneration der deutschen Kunst erblühte, welche an der Isar unter König Ludwig I. zu so einem früchtereichen Gartenland zusammenwuchs, unter dessen Edelholz auch allerlei Getier sein buntes Wesen trieb, und neben den heilkräftigsten Kräutern sogar Schlingpflanzen und Unkraut aufwucherte und sich breitmachte. Schwer geballte Wolken kündeten später Sturm, der auch über die älteste Patronin der Kunst, die religiöse Malerei, lostobte: man tat die Friedfertige in Acht und Bann, erklärte ihr Haß und Feindschaft und verwies sie aus der bisher gleichberechtigten Pflegestätte des ‚Kunstvereins', indem ein wortgewaltiger Kritiker und Herold der neuen Zeit (1857) verkündete: ‚Wir haben den christlichen Himmel des Mittelalters nicht mehr nötig, Heroensagen und Heiligenlegenden können die mannbar gewordene Menschheit nicht mehr interessieren; wir müssen die Erde und uns selbst, wie wir leiden und leben, zum Kunstobjekt erklären!' So blieb den exilierten

Hegern und Pflegern der heiligen Kunst nur ein Exodus übrig, ihr Zelt an einer neuen Stätte aufzuschlagen, wo sie ihrer Gepflogenheit weiter oblagen und die Lade des neuen Bundes hüteten. Ohne ein festes, bleibendes Heim gab es freilich eine kleine Odysse mit bisweilen tragischen und humoristischen Erfahrungen in verschiedenen Lokalen, wo sie ihre Werke zur Ausstellung brachten, zu erquicklichen, belehrenden Vorträgen sich sammelten, durch Ankäufe, Verlosungen, durch Publikationen, Vereinsgaben und Rechenschaftsberichte an die Mitglieder, ihre Existenz und Tätigkeit mannhaft bekundeten. Ihr Vorgang hatte die Folge, daß auch noch eine zweite Gesellschaft sich abzweigte, die bei aller Idealität, das merkantil-geschäftliche Augenmerk beachtend, festeren Fuß zu fassen strebte: Platz für alle hat die Erde! Die Geschichte der ersten fünfzig Jahre (1860—1910) liegt nun in einem stattlichen Festbande vor, in welchem die Historienmaler Max Fürst und Franz Wolter den seitherigen Mitgliedern und deren Schöpfungen ein ehrenvolles Denkmal setzten.* Eine stattliche Korona von Baumeistern, Bildhauern und Malern, mit ihren Biographien, Porträten und Werken zieht hier vorüber, den Verstorbenen zum Nachruhm und den Mitlebenden zur ehrenhaften Ermutigung und zu bleibendem Vorbild, ausgestattet mit einer Fülle schöner Illustrationen ihrer Leistungen; ein diplomatisches Urkundenbuch für alle Kunsthistoriker und Lexikographen, welche hier für ihre Kompendien und Publikationen ein reiches, unumgängliches Material vorfinden: an dritthalbhundert Namen aus allen Branchen und Fächern.

Prof. Dr. Hyazinth Holland.

Musik

Glucks ‚Iphigenie auf Tauris' in Bearbeitung von Rich. Strauß.

Keine Kunstgattung veraltet so rasch wie die Oper, weil nirgends der Künstler so sehr den Anforderungen des momentanen Zeitgeschmacks, wenigstens in Äußerlichkeiten, sich fügen muß wie hier. Daraus erwächst das Bedürfnis, wertvolle ältere Werke dieser für uns befremdenden, veralteten Modezutaten zu entkleiden, damit ihr künstlerischer Kern um so klarer und wirkungssicherer hervortrete, und unter diesem Gesichtspunkt sind vorsichtige, pietätvolle Retouchen als zweifellos verdienstlich anzuerkennen. Im Fall Gluck hat dies vor beiläufig einem halben Jahrhundert bereits Rich. Wagner gezeigt, der durch seine stilvolle, von kongenialem Verständnis getragene Bearbeitung der ‚Iphigenie in Aulis' diesem damals bereits als ‚veraltet' geltendem Werk zu einer erfreulichen, bis heute währenden Rehabilitation verholfen hat. Ähnliche Ziele verfolgt nun, wenn auch in bescheidenerem Maße, Richard Strauß in einer kürzlich veröffentlichten Neuausgabe der Tauridischen Iphigenie, der zwar sicher nicht die Bedeutung und fruchtbare Wirkung jener Tat Wagners zukommt, die aber immerhin als Symbol des neuerdings auch in der Praxis für Gluck neu erwachten Interesses zu begrüßen ist. Ein bei A. Fürstner (Berlin) erschienener Klavierauszug (Pr. 5 M.) orientiert in dankenswerter Weise über Strauß' Arbeit. Der Leitgedanke des Bearbeiters war offenbar, den dramatischen Faden möglichst klar und deutlich in die Erscheinung treten zu lassen, sei es durch Kürzung, sei es durch zweckentsprechende Umstellung einzelner musikalischer Nummern. Von den Kürzungen werden am meisten die rezitativischen Teile, deren Stil und Ausdruck uns ja heute tatsächlich am fernsten steht, betroffen; indem hier nur das wirklich Notwendige und Bedeutende beibehalten ist, tritt die gerade auf diesem Gebiete meisterhafte dramatische Ausdruckskraft Glucks mit besonderer Intensität in die Erscheinung. An einer Stelle des ersten Akts ist übrigens ein Rezitativ auch mit großer Geschicklichkeit in eine ‚geschlossene Nummer' mit hereingezogen: Iphigeniens ‚O arme Pelopiden' erscheint nämlich mit dem nachfolgenden Priesterinnenchor verflochten, wo-

* Festgabe des Vereins für christliche Kunst in München. Zur Erinnerung an das 50 jährige Jubiläum. Den Ehrenmitgliedern, Mitgliedern und Gönnern gewidmet. München 1910. In Kommission der J. Lentner'schen Hofbuchhandlung (E. Stahl) in München. 179 S. 4°.

durch die Szene an Knappheit und Präzision des Ausdrucks entschieden gewonnen hat. Überhaupt weist der erste Akt namentlich in der geschickt konzentrierten Szene des Thoas die weitestgehenden Änderungen auf; statt mit dem wilden theatralischen Skythenchor schließt er ungemein stimmungsvoll mit Iphigeniens Arie ‚O du, die mich in Aulis schützte'. Die Zusammenziehung der Oper auf drei Akte bringt keine wesentliche Änderung mit sich, weil der vierte Akt des Originals lediglich als ‚Verwandlung' in den dritten mit einbezogen ist. Inwiefern Strauß etwa auch Glucks Instrumentation geändert hat, ist aus dem Klavierauszug nicht zu ersehen; nur einzelne Bereicherungen der Begleitung lassen darauf schließen.

Dr. Eugen Schmitz.

P. Peter Singer. Es ist ohne Zweifel ein beachtenswerter Zug unserer Zeit, das Andenken von bedeutenden Persönlichkeiten, die zu ihren Lebzeiten zu viel der Verkennung erfuhren oder im Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr die ihnen gebührende Würdigung genießen, zu feiern und neu wecken zu wollen. Kommen bei Jubiläumsfeierlichkeiten hie und da auch Übertreibungen vor, so haben wir aus solchen Anlässen doch schon viel neue Kenntnisse und manch wertvolle Anerkennung empfangen. In diesem Sinne ist auch die jüngst erschienene Schrift über den Tiroler Franziskanerkünstler P. Peter Singer († 1882) freudigst zu begrüßen. Der Verfasser dieser mit zahlreichen Illustrationen ausgestatteten Schrift,* die sich als ‚Gedenkblatt zum 100. Geburtstag des Künstlers und zugleich als Beitrag zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts' ausgibt, ist der Oratorienkomponist Dr. Pater Hartmann von An der Lan-Hochbrunn. Vielen, besonders solchen, die zur Sommerzeit Salzburg besucht haben, ist Pater Peter schon bekannt, bekannt wenigstens durch das bis heute einzigartige Musikinstrument Pansymphonikon, das er selber erfunden und 1845 gebaut hat. Das Pansymphonikum hat die Fähigkeit, mittels 42 Register die meisten Instrumente des Orchesters (Streich-, Holz- und Blechinstrumente) nebst Klavier und Harmonium sowohl einzeln als in beliebigen Kombinationen in geradezu täuschender Charakteristik und Ähnlichkeit wiederzugeben. Es ist aber kein ‚mechanisches Musikwerk' (Orchestrion), sondern wird ähnlich wie die Orgel gespielt. Dieses eigenartige Instrument bildet zwar den Hauptgrund für Singers ‚internationale Berühmtheit', nicht aber zugleich für seine ganze Bedeutung und Größe. P. Hartmann weist das zum ersten Male nach. Nach den vier ersten Kapiteln mit hauptsächlich biographischem Inhalt betrachtet er Singers Stellung zur katholischen Kirchenmusik, wobei manch interessante Bemerkung über den Cäcilienverein Beachtung verdient. Die nächsten Kapitel geben ein überraschend neues Bild von Peter Singer als Komponist, als Virtuos, als Musiktheoretiker, als Musiklehrer und als Instrumentenmacher; dem Pansymphonikum ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Hieran schließen sich die Abschnitte über Singer als Priester und Ordensmann, als theologischer Schriftsteller und als Novizenmeister. ‚Seine Freunde', ‚Des Lebens Ende', ‚Letzte Ehren' sind die Überschriften der letzten Kapitel. Den Musiker von Fach wird wohl am meisten das Kapitel über den ‚Musiktheoretiker' interessieren, das in dem prägnant abgefaßten Auszug aus Singers ‚System der Tonwissenschaften' eine dankenswerte Ergänzung findet. Was wir hier über diese Musiktheorie erfahren, die Singer schon vor dem Erscheinen des ‚Tannhäuser' (1844) abgeschlossen hatte, läßt es verstehen, daß von allen Musiksystemen allein das des P. Peter es vermocht hat, ‚die erst nach Jahrzehnten zur Herrschaft gelangte neue Richtung in der Musik . . . (Liszt-Wagner) von Anfang an theoretisch richtig zu erkennen und restlos zu erklären.' Nimmt man dazu noch seine Tätigkeit als Musiklehrer, so verdient Singer in der Tat den Ruhm, ‚einer der ersten verständnisvollen und erfolgreichen Apostel des Bayreuther Meisters zu sein.'

* P. Peter Singer, ein Gedenkblatt von Dr. P. Hartmann. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1910.

P. Hartmann hat sich durch die Schrift ein Verdienst um die Musikgeschichte erworben. Aber nicht bloß der Musiker und Musikgelehrte von Fach wird sie mit Interesse und Gewinn studieren, sondern alle, die Verständnis besitzen für die Größe einer nach der menschlichen wie nach der künstlerischen Seite imponierenden Persönlichkeit.

Erich Rohr.

Verschiedenes

Eine ‚Denkschrift' nennt Richard von Kralik, der Begründer des Gralbundes, ein soeben unter dem Titel ‚Ein Heft katholischer Literaturbewegung' (Regensburg 1910) erschienenes Buch von 240 Seiten, in dem er ‚möglichst vollständig bearbeiten' will, was der ‚Literaturstreit', der ohne seine ‚Veranlassung' und ohne seine ‚Mitwirkung' entstanden sei, an Äußerungen für und wider hervorgebracht habe. Das klingt sehr schön und friedlich wie so manches andere, was wir von dieser Seite zu hören bekamen — aber auch diesmal decken sich Wort und Tat schlecht. Diese Denkschrift ist denn auch wirklich trotz des äußeren Scheins und der gleißnerischen Rede nichts anderes als ein skrupellos zurechtgemachtes Bild, in dem natürlich sein Urheber im glänzendsten Lichte, seine Gegner in tiefem Schatten erscheinen. Alle Äußerungen (selbst der unbedeutendsten Sonntagsblättchen!), welche den Wienern und ihrem Hauptsprecher günstig lauten, werden exzerpiert, zum Teil sogar vollständig wiedergegeben, gegnerische Stimmen jedoch entweder einfach übergangen oder höchstens registriert, hin und wieder sogar durch Anführung gleichgültiger Sätze für den Eindruck des Lesers dieser Denkschrift zu sehr harmlosen Einwendungen verfälscht. So heißt es z. B. S. 47 in bezug auf eine gründlich ablehnende Beurteilung von Kraliks ganzer Aktion im Literaturstreit: ‚Am 1. August besprach Dr. Karl Hoeber in der „Köln. Volksztg." ausführlich, aber nicht sympathisch, meine Schrift „Die katholische Literaturbewegung". Auf alles einzugehen, würde hier zu weit führen.' Dann ein farbloser Anfangs- und Schlußsatz und der ‚Redaktor' dieser ‚Denkschrift' ist mit seinem Gewissen im reinen. Unbedenklich füllt er hingegen die beiden folgenden Seiten mit einer Blütenlese der outriertesten Stellen aus Alex. Baumgartners Antikritik gegen Muth, ‚Hochland', Handel-Mazzetti u. a. Sehr bezeichnend ist auch, daß er sogar mitten in einem mit viel Behagen abgedruckten Lobesartikel des liberalradikalen Kulturhistorikers Albrecht Wirth gerade diejenige Stelle unterdrückt, aus der allein das eigentliche Motiv zu dieser Sympathiekundgebung sichtbar würde, nämlich die Hoffnung, daß die Bewegung zugunsten einer deutschen Nationalkirche im Sinne Lagardes und der Alldeutschen aus Kraliks Arbeit doch noch Nutzen ziehe.

Kralik wird ja wohl im allgemeinen die Leser seiner Schriften kennen und daher wissen, was er ihnen zumuten darf. Ob er sich aber diesmal nicht doch täuscht, indem er ihnen diese ‚Denkschrift' anzubieten wagt? Unsere deutschen Katholiken und die Gebildeten unter den österreichischen werden ganz gewiß nur ein Gefühl des Bedauerns haben, daß ein Mann, welcher der katholischen Bewegung immerhin als vielseitiger Anreger hätte nützlich sein können, sich so in die niedrigsten Sphären einer Polemik verirrt, die durch die Verwerflichkeit der angewandten Mittel auch den letzten Rest des Vertrauens zu seiner Gesinnung und Einsicht zerstört. Aber auch um die vertretene Sache kann es unmöglich gut bestellt sein, wenn sie so verteidigt wird, daß der gerecht und leidenschaftslos denkende Mann sich mit Zorn abwendet. Eine ‚Denkschrift' dieser Art wäre ein Verdienst gewesen, wenn sie ohne alle Nebenabsichten, nur aus Liebe zur Wahrheit, das ganze Material gesammelt und der Öffentlichkeit, die ja doch für die einzelnen Äußerungen im Literaturstreit notwendigerweise immer nur eine beschränkte sein konnte, die Möglichkeit eines vollkommenen, mindestens unparteiischen Überblickes geboten hätte. Aber eine solche Arbeit zu leisten, ist R. v. Kralik keinen Augenblick eingefallen. Sie hätte seinen Zwecken schlecht gedient. Ob er mit der vorliegenden besser

abschneidet, wird schon die nächste Zukunft zeigen.

Literarisch, sowohl was die Werturteile als auch was die theoretische Konsequenz anlangt, ist Kralik auf das tiefste Niveau gekommen. Über einen Geschmacksrichter, der im selben Atemzug, da er eine Handel-Mazzetti als katholische Schriftstellerin preisgibt, einen Karl May verteidigt, indem er ihn mit Dante vergleicht, wird man nicht mehr rechten. Reizvoll und komisch ist es dabei, zu sehen, daß Kralik sich zwar zu dem Satz bekennt: opus sequitur operantem, mit andern Worten: Wie der Meister, so das Werk, dennoch im Falle May das Leben für belanglos erklärt, wenn es ein Urteil über das Werk gelte. Von ähnlichen Konfusionen ist das Buch voll. Es lohnt wirklich nicht, sich damit zu befassen.

Direkt illoyal muß es genannt werden, unrichtige Behauptungen, die einmal von irgendeiner gegnerischen Seite gefallen sind, zu wiederholen, ohne von der erfolgten sachlichen Richtigstellung auch nur Notiz zu nehmen, obwohl es evident ist, daß Kralik die Richtigstellung kennt. Um den mit zahlreichen Nachweisen als Plagiator gekennzeichneten Gralbündler B. Stein zu decken, scheut sich Kralik nicht, den Satz zu schreiben: ‚Andererseits soll sich Karl Muth auch sehr genau an Emil Mauerhofs Schriften gehalten haben.' In diesem Zusammenhang ist dies eine infame Verdächtigung, die aller Grundlagen entbehrt. Das ‚soll' ist denn auch sehr bezeichnend. Eine ähnliche Insinuation muß sich Provinzial Dr. Froberger gefallen lassen (S. 143), bei dem für ‚Mißwollende', zu denen ein Kralik gewiß nie gehört, tatsächlich die Möglichkeit eines Verdachtes unsauberer Privatlektüre eingeräumt wird. Nun, P. Froberger, sowie die anderen Angegriffenen (P. Pöllmann, den man ‚nicht mehr ernst nehmen kann', P. Expeditus Schmidt, mit dem verächtlich eine nähere Diskussion abgelehnt wird, Prof. Spahn, der ‚die kirchliche Revolution proklamiert' usw. usw.) werden ja wohl selber bei dem Wiener Großinquisitor ihre Karte abgeben, sofern sie es nicht vorziehen, nach dem Rezept des alten Görres zu handeln, der einmal bei ähnlichen Erfahrungen meinte, wenn Buben mit Steinen würfen, ziehe sich der anständige Mann in sein Haus zurück und mache die Läden zu. Ich denke, wir machen es ebenso. Darum sei mit dem Schluß dieses Jahrgangs auch unser letztes Wort gesprochen. Wir hoffen, den nächsten Jahrgang rein zu halten von derartigen Diskussionen. Mit einem solchen Gegner über Kulturprobleme geschweige denn über Aufgaben, Ziele, Mittel oder Erfolge unserer speziellen Arbeit zu verhandeln, ist nicht nach unserm Geschmack.

M.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bibelbilder von Gebhard Fugel werden in dem Kritikartikel ‚Bibelillustrationen' in weiterem Zusammenhange gewürdigt. — Das Bild Mistrals von Félix will die markante äußere Erscheinung des Dichters vorführen.

[H]erausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59

